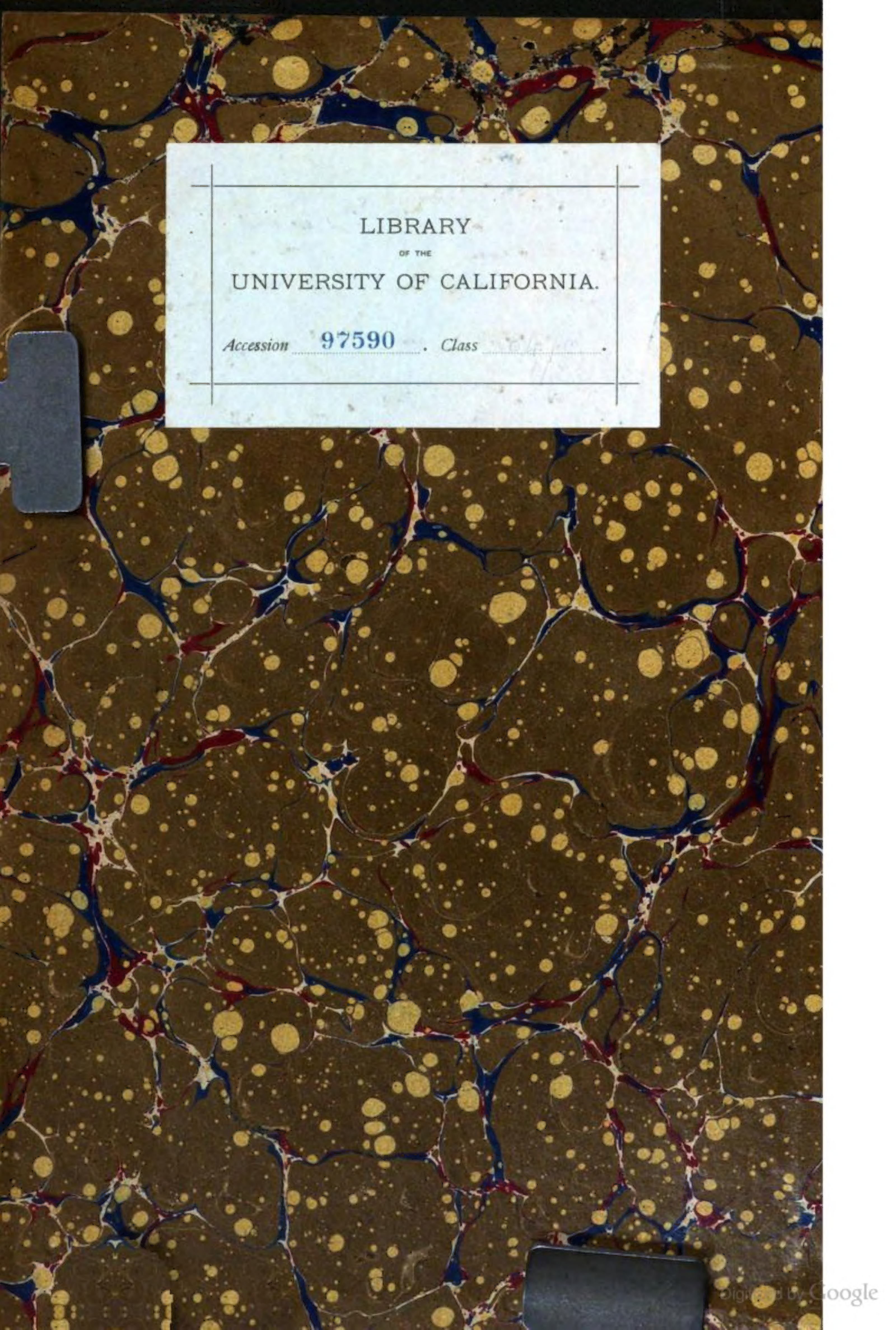
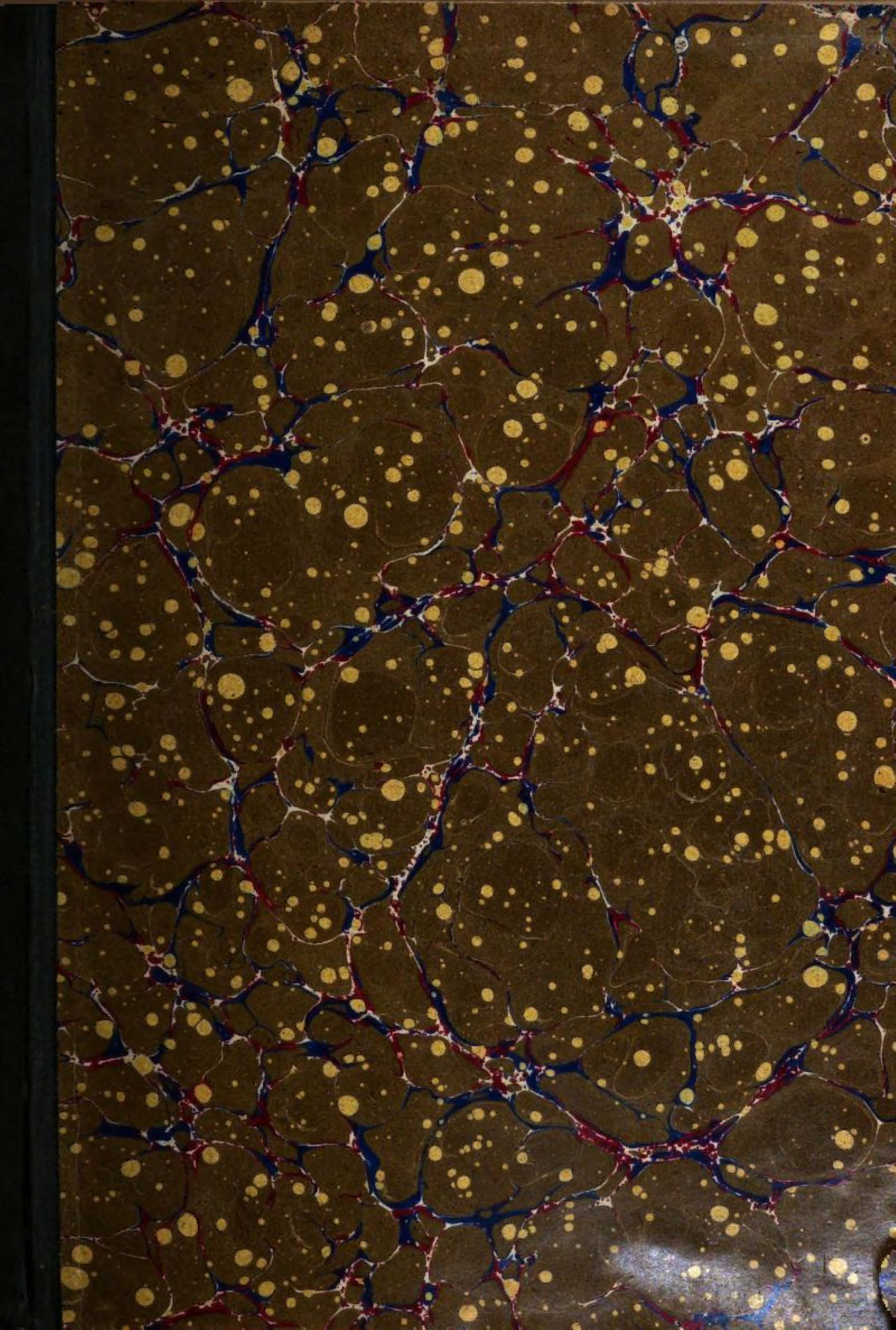
ARENA




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Accession 97590 . Class .



17. Jahrg.

1. Band. 1902.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Band. 1902. Heft 1–5.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Skizzen und Aufsätze.

Kultur und Wissenschaft.

Geschichte und Zeitereignisse.

Biographien und Charakteristiken. Porträts.

Aus hohen Kreisen.

Natur.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder.

Kunst.

Baukunst.

Bildnerkunst.

Malerei.

Gemälde.

Zeichnungen.

Kunstgewerbliches. Photograph. Aufnahmen.

Farbige Reproduktionen.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr. Wohlfahrtseinrichtungen.

Militär und Marine.

Alpines.

Poesie.

Litteratur.

Für müßige Stunden.

Notizblätter.

Briefmappe.







Zum Artikel S. 33.

G. A. Closs

Aus Alt-Ulm: Am Zundelbrunnen.



Römisches Fieber.

Roman

von

Richard Voss.

I.

Ein Münchner Regentag.

Das Wetter war schauderhaft! Schnee und Regen durcheinander. Dabei scharfer Nordwind und auf Straßen und Plätzen ein Schmutz, daß der kühne Fußwanderer Pfützen durchwaten und wahre Moräste durchschreiten mußte, inmitten der lieben Hauptstadt des schönen Bayerlandes. Und zwar geschah solches nicht etwa im grauen, barbarischen Mittelalter, sondern in der aufgeklärten Zeit einer universellen Skepsis und des Glühlichts.

München bei Novemberregen!

In der fashionabeln Briennerstraße einige tiefgesenkte, hin und her schwankende Schirme; auf dem friedlichen Odeonsplatz kein einziger Fiaker; die ganze lange, klassische Ludwigsstraße bis hinauf zum feierlichen Siegesthor kaum eine lebendige Seele.

Der Regen rauschte und rauschte, der Tag wurde trüber und trüber; aus dem durchweichten Boden, aus sämtlichen kleinen und großen Wasserlachen stiegen Dünste auf; vom Himmel sanken dichter und dichter die Nebel herab, die der Wind wie Rauchwolken vor sich her trieb.

Die winzigen, blauweiß angestrichenen Wagen der hauptstädtischen Pferdebahn, mit dem einen einzigen, lebensmüden Rößlein davor, glitten wie Nürnberger Riesenspielzeug durch den Dunst hin und her. Bei dem stattlichen Eckhaus, in dessen Erdgeschoß Thierry und Breuil die neuesten, allerliebsten Quincailleriecapricen Altenglands feilhält und die alte, biedere Brienner-Bäckerei ihre Gäste mit gut bürgerlichem Kaffee und massiven Backwaren erquickt — an dieser bedeutsamen Stelle des großstädtischen Verkehrs ertönte von Zeit zu Zeit, das Rauschen des Regens und das Brausen des Windes durchgellend, der schrille Pfiff des bedauernswerten Rosselenkers. Er und der Kondukteur hatten ihr leuchtendes Himmelblau unter dunkeln Hüllen verborgen, als müßten sie mithelfen, das Bild eines echten deutschen Regentages grau in grau zu malen.

Ein farbiger Punkt!

An dem Pferdebahnwagen, der, aus der Briennerstraße kommend, soeben scharf um die Ecke bog, eine hellgrüne Scheibe. Der Wagen kam vom Bahnhof her. Er hielt. Zum Einsteigen war keine Seele da. Aber jemand stieg aus.

Ein Mädchen: jung, hoch aufgeschossen, eckig, ganz und gar anmutslos. Sie steckte vom Kopf bis zu den Füßen in einem jener häßlichen, mißfarbigen Säcke, Regenmäntel genannt, darin jedes echte, weibliche Münchener Kind von Himmels wegen zur Welt kommen sollte.

Die junge Dame hatte das bescheidene Gewand hoch aufgeschürzt und sich mit derben Gummischuhen ausgerüstet. So wohlverwahrt patschte sie auf nicht allzu zierlichen Füßen mutig nach dem Hofgarten und dem gegenüberliegenden Ufer zu.

Während dieses Unternehmens dachte sie:

‚Eigentlich ist es eine wahre Schande, so trocken und faul mit der Tram gefahren zu sein! Was mir wohl schlechtes Wetter thut? Wäre ich zu Fuß gegangen, so hätte ich jetzt zehn Pfennige mehr in der Tasche. Sogar fünfzehn! Denn der Kondukteur mußte bei dem Schandwetter doch seine kleine Extrafreude haben. Zur Strafe für solche Verschwendung werden Prinzessin Prisca die Gnade haben, sich während dieser ganzen Woche, in der es natürlich Tag für Tag regnen wird, auf höchsteignen Füßen von Schwabing nach München und von München nach Schwabing zu bewegen. Ihrer Hoheit gestrenge Hofdame, das majestätische Glöcklein, wird zwar ob solchen etikettewidrigen Benehmens in ein indigniertes Bimmeln verfallen und sogleich von gemeinbürgerlich nassen Füßen, von der niederträchtigen Influenza, von Tod und Begräbnis läuten, aber — und sie lachte laut auf — ‚ich und krank sein, ich sterben, ich begraben werden!‘

Ihr Lachen tönte so kräftig und sonnenwarm, daß der Regen eigentlich hätte aufhören und der Himmel blau werden müssen.

Sie stand jetzt drüben, verhältnismäßig im Trockenen, und hob den Kopf mit einem gewissen trotzigen Ruck, als wollte sie dem mit Erkältung und Influenza drohenden Himmel so recht offen ihr lustiges Gesicht zeigen, dem kein Regenwetter etwas anhaben konnte.

Das war nun gerade kein schönes, nicht einmal ein hübsches Gesicht. Solche Gesichter liefen zu Dutzenden in der Welt herum, und diese kehrte sich nicht daran. Wie viel weniger Zeit dazu hätte der so stark in Anspruch genommene Himmel gehabt!

Es war nämlich ein Gesicht, dem es selten geschehen mochte, daß irgend ein recht harmloser junger Mensch — etwa ein solider Student der

Philologie, der glücklich am Ende seines letzten Semesters stand — flüchtig hineinspähte, wenn er ihm auf der Straße etwa begegnete. Aber an einem sehr schönen Tage, im Wonnemonat Mai zum Beispiel, hätte auch dieser Solide für das unscheinbare Mädchengesicht sicher kein Auge gehabt. Dazu mußte schon solch nichtswürdiges Herbstwetter sein! Denn dann schaute das unschöne Gesicht unter der grauen Kapuze, die die Stirn umkrauste, so hell, lebenswarm und hoffnungsfroh in die trübe Welt hinaus, daß bei seinem Anblick der Solide vielleicht zu der praktischen Eingebung inspiriert wurde:

‚Höre, mein Junge! Das gäbe eine tüchtige Frau für einen Mann von deiner erprobten Solidität. Die würde sich Wind und Wetter gehörig um die Ohren schlagen lassen, sämtliche Lebensstürme inbegriffen, ohne sich sonderlich darum zu kümmern. Die hat der liebe Gott eigens für dich geschaffen, mein Sohn, um deine abgerissenen Hemdenknöpfe anzunähen, deine defekten Socken zu stopfen, deine Leibspeisen zu kochen, deine Kinder aufzupäppeln und dich allmählich zu einem guten, alten, brummigen Ehemann in Pantoffeln und Schlafrock heranzuhätscheln. Und das alles wird sie thun unentwegt mit dieser heiteren Stirn, diesen frischen Wangen, diesem unscheinbaren, ehrlichen, guten Gesicht.‘

Und doch wäre der Solide in seiner löblichen Absicht zu Gunsten seines lieben Ichs stark erschüttert worden, hätte er die junge Dame heute unter dem Thorbogen der Arkaden stehen sehen und zufällig den Blick erhascht, mit dem sie eben jetzt geradeaus in die Luft schaute, mit einem Ausdruck, der — nach der Meinung des Soliden — zu dem praktischen Regenmantel und den verständigen Gummischuhen gar nicht recht passen wollte; mit einem Ausdruck, der etwas von geheimer, heißer Sehnsucht ausplauderte, von einem bedenklichen Hang zum Träumen und Phantasieren, von einer ganz gefährlichen Anlage zu Schwärmerei, Begeisterung, Ekstase. Denn wie um in dem häßlichen Stimmungsbild wenigstens einen Zug von Schönheit zu erhaschen, stand sie und blickte regungslos nach der Feldherrnhalle hinüber.

Sie dachte nicht daran, daß mit der bloßen sklavischen Nachbildung nichts gethan sei, daß jedes Kunstwerk seine eigne göttliche Seele habe, die sich nicht wie eine beliebige Sache von einem Ort zum andern verschleppen läßt, ebensowenig wie der Grund und Boden selbst, auf dem das Werk gewachsen ist, wie die Kultur, die es geboren hat. Sie dachte nicht, daß nur ein nationales Publikum, das notwendig dazu gehört, im stande ist, solches Werk als ein aus ihm heraus geschaffenes zu genießen, sei es auch nur in glückseliger Dumpfheit, lediglich mit dem Instinkt für das Schöne; denn ihre Phantasie schmückte die Münchner Feldherrnhalle mit all dem unentbehrlichen, seelischen Zubehör, das der königliche Bauherr der Kopie nicht hatte geben können. Sie spannte einen tiefblauen Himmel über die grauen Wölbungen, ließ sie von der Sonne des Südens durchleuchten, füllte sie mit blassen Marmorgestalten, um die her ein braunes, wohlgestaltetes Sonnenvölklein sein tosendes Wesen trieb. Das vollbracht, stellte sie den ganzen ehrsamen deutschen Bau mit einem einzigen kühnen Schwung mitten in das Herz von Florenz hinein, gerade gegenüber dem herrlichen Palast der Signorina, gegenüber der engen Gasse, aus deren Tiefe Giottos lichte, schlanke Himmelssäule aufstrebt.

Natürlich ließ sie sich, als an der Loggia dei Lanzi drum und dran hängend, die Uffizien nicht entgehen, mit ihrem gesamten Vorrat an Marmor und bunter Leinwand nebst der ehrwürdigen braunen Brücke über den blonden Arno und der endlosen, wunderlichen Galerie zum Palast Pitti hinüber. Hier angelangt, packte die kecke Münchener Maid den ganzen Prachtkoloß mir nichts dir nichts für ihren Hausbedarf in ihr weites Herz ein, ohne auch nur einen einzigen Tizian oder Raffael zurückzulassen. Hierauf usurpierte sie auch noch die Boboligärten und ruhte dann von der ungewohnten Anstrengung wonnevoll in einem düsteren Lorbeergang aus, grüßte nach dem leuchtenden San Miniato hinüber und nickte zum Schluß Michelangelos David zu:

„Guten Morgen; da bist du ja, Kleiner!“

Sie hätte sicher noch eine kurze Vergnügungsreise nach Fiesole unternommen, das mit seinen Kirchen und Villen über silberhellen Olivenwaldungen und paradiesischen Landsitzen gar zu verlockend ins Thal hernieder glänzte. Aber da trieb ihr ein tückischer Wind den kräftigsten Regenschauer als abkühlendes Sturzbad ins Gesicht.

Nicht ohne einen tiefen Seufzer fand sie sich plötzlich von ihrem Phantasieritt ins gelobte Land unter dem Thorbogen des Hofgartens wieder. Doch ihre tapfere Seele nahm auch jetzt die Wirklichkeit nicht grauer, als sie war. Sie besann sich einen Augenblick, weshalb sie eigentlich stehen geblieben war und welchen Weg sie jetzt einschlagen sollte. Sie wählte den, der sie durch die Arkaden führte. Aber sie wählte ihn nicht, weil er trockener war als der unter den triefenden Bäumen des Gartens und durch den Schlamm des aufgewühlten Bodens, sondern weil unter den Arkaden „die Rottmann“ waren — die „lieben“ Rottmann, wie das junge Mädchen mit einem leisen, das unhübsche Gesicht geradezu verschönernden Lächeln die berühmten Fresken nannte. Niemals sagte sie die herrlichen, die himmlischen oder gar die reizenden, sondern stets nur die „lieben“ Rottmann.

Es hatte aber auch mit den lieben Rottmann für das junge Mädchen eine eigne Bewandtnis.

II.

Der gute Joseph Auzinger.

Prisca war noch ein kleines, dummes Ding, als sie schon von den „Rottmann unter den Arkaden des Hofgartens“ reden hörte. Diese Leute —

die Rottmann nämlich — nahmen in ihrer lebhaften Einbildung mit der Zeit etwas ganz Gewaltiges an, als stammten sie von einem Geschlecht von Riesen. Das phantastische Kind hätte sich vor ihnen gefürchtet, wenn ihr Vater, der hellhaarige Hüne, davon nicht stets mit einem sonnigen Glanz in seinen gentianenblauen, melancholischen Augen gesprochen.

Was in Priscas Blick in leidenschaftlicher Sehnsucht nach Schönheit und Sonne aufgeleuchtet hatte, als sie vorhin die öde Feldherrnhalle betrachtet, war Seele von ihres Vaters Seele gewesen.

Dieser heiß geliebte, frühverstorbene Vater hatte es in seinem kurzen Leben, das von Anfang bis Ende einem regnerischen deutschen Herbsttag geglichen, trotz aller ehrlichen Mühe niemals weit gebracht. Dabei sah der Mann wie ein junger Siegfried aus, voller Saft und Kraft. Aber in diesem gesunden Körper wohnte eine kranke Seele mit fiebernder Phantasie, die mit dem wirklichen Leben nichts anzufangen wußte, die sich eine eigne, wirre Welt gestaltete und sich darin in exotischen Fieberträumen verlor.

Wäre der gute Joseph Auzinger gewesen, was vor ihm so viele Auzinger waren: tüchtige Leute mit nüchternem Handwerk, so wäre es ihm schwerlich so schlecht ergangen. Aber dieser eine Auzinger sollte durchaus etwas Besonderes, etwas Besseres und Höheres werden.

Alte Freunde des elterlichen Hauses, wohlmeinende, ehrliche und getreue Menschen, hatten in dem nachdenklichen und absonderlichen Buben einen genialen Künstler entdecken wollen. So wurde denn der junge Künstler — Maler! Und nebenher wurde er ein verträumter, unglücklicher Mensch, der Großes vollbringen wollte und der nicht einmal Kleines vollbrachte. In der That gar nichts.

Niemals machte er ein Bild fertig. Er brachte keinen Entwurf über eine allererste mysteriöse Skizze hinaus, die nur dem Künstler selbst verständlich war. Uebrigens bekam sie nie ein fremdes Auge zu sehen. Er versteckte sein bekritzeltes Papier und seine verschmierte Leinwand wie der ärgste Geizhals seine heimlichen Schätze.

Dabei lebte in seiner Seele ein Gewimmel von herrlichen Gestalten, lauter nacktes, lustiges Heidengesindel und olympisches Göttervolk. Alle diese schönen, unirdischen Geschöpfe bewegten sich in einer idealen Landschaft voll bacchischer Ueppigkeit, unter einem strahlenden Himmel, in goldigen Lüften mit der unbändigen Lebenslust der alten Niederländer und zugleich in Tizianischer Farbenglut.

Aber sie wollten aus der Seele des Künstlers nicht heraus! Es war, als scheuten sie das nüchterne Tageslicht und eine unbarmherzige graue Wirklichkeit, die für solch glückselige Existenzen keinen Raum hatte.

So behielt er denn — in seiner Art auch ein Prometheus — seine selbstgeschaffene Welt im tiefsten Busen verschlossen. Leider war aber auch die andre Welt da, jene wirkliche, auf welcher der Mensch zur Erfüllung von allerlei Bedürfnissen genötigt ist, um auf ihr weiter existieren zu können, was freilich bisweilen ein etwas teuer erkauftes und zweifelhaftes Vergnügen sein mag. Der arme närrische Auzinger fristete sich dieses kostbare Dasein mühselig genug durch eifriges Zeichnen von Karikaturen für Witzblätter zweiten und dritten Ranges.

Sie waren herzlich schlecht, ohne jeden künstlerischen Wert; aber sie träuften von Gift und Galle. Darum wurden sie viel begehrt und — erbärmlich bezahlt. All sein beißender Spott und ätzender Hohn trugen ihm gerade nur so viel zum Beißen ein, als er notwendig brauchte, um die schöne Beschäftigung des Atemholens fortsetzen zu können.

Niemand entgeht seinem Schicksal; also entging auch der gute Auzinger dem seinen nicht. Und dieses Schicksal war es, das ihn schließlich noch in sehr jungen Jahren in sein Verderben führte.

Dieser Märtyrer seiner Phantasie in Gestalt eines alten Germanenhelden verliebte sich wahnsinnig. Die Betreffende war noch dazu ein italienisches Modell, ein halbwildes, blutjunges, prachtvolles Geschöpf aus einem Felsennest im Albanergebirge.

In einer grimmig kalten Winternacht begab sich Joseph Auzinger aus einer kleinen italienischen Bottegha, wo er sich dann und wann ein festliches Glas gönnte, nach seiner entlegenen Vorstadtwohnung zurück. Nach gut Münchener Biedermannssitte war die junge Großstadt vom Glockenschlag neun an wie ausgestorben. Joseph Auzinger hätte die an seinem Wege kauernde Gestalt — sie drängte sich, wie Wärme und Schutz suchend, dicht an eine Hausmauer — wahrscheinlich gar nicht bemerkt, wenn er nicht neben sich ein leises Wimmern vernommen hätte.

Er blieb stehen, sah das wimmernde Wesen, von dem er nicht gleich wußte, ob es ein Kind oder ein Weib sei, redete es an, erhielt jedoch keine Antwort. Aber das winselnde Klagen hörte sofort auf.

Jetzt beugte sich der Künstler herab und erkannte, daß der Kopf des verlassenen Geschöpfes tief auf die Brust gesunken war und die Arme schlaff herabhingen. Wenn er nicht soeben das leise Wimmern gehört, so hätte er glauben können, daß es tot wäre — erfroren.

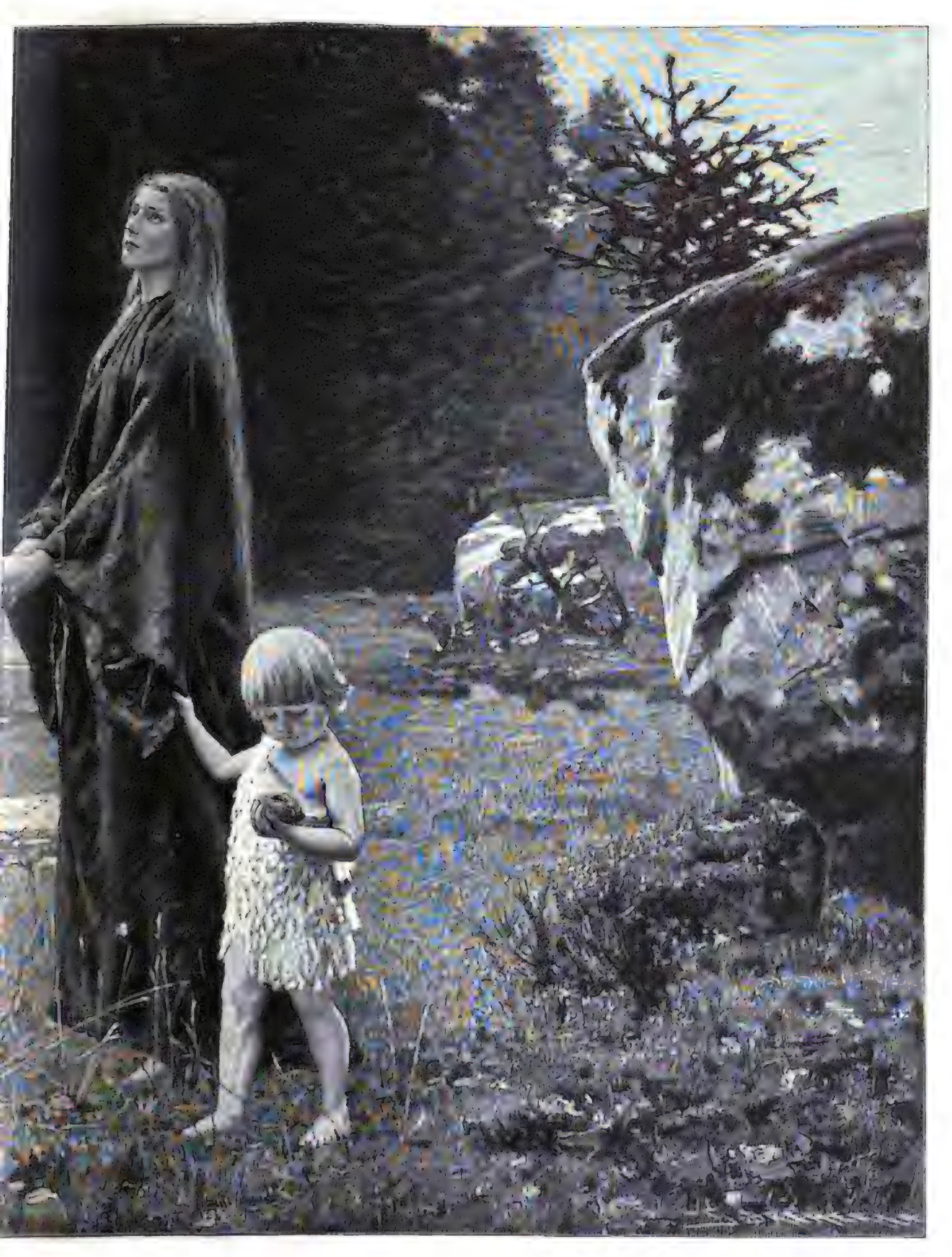
Er faßte das stille Frauenwesen bei der Schulter und schüttelte es. Da hob es den Kopf. Joseph Auzinger erkannte undeutlich ein kindlich junges, todbleiches, wunderschönes Antlitz, aus dem große, finstere Augen ihn anstarrten, als wäre er eine Erscheinung.

„Was thust du hier?“

Es erfolgte keine Antwort.

Jetzt sah er auch, daß das Mädchen — es war wirklich ein halbes Kind — eine Italienerin





Richard Scholz
Genovefa.

sein mußte. Sie trug das typische Kostüm, darin die Modelle nach München zu kommen pflegen.

Eine Italienerin! So jung! Ganz verlassen! Und erfrierend auf der Straße. Dabei so schön! So ganz seltsam fremdartig, geheimnisvoll schön!

Mit vieler Mühe gelang es ihm, durch seine wenigen Worte Italienisch, das er als Knabe kurze Zeit getrieben, um dadurch dem Lande seiner Sehnsucht näher zu kommen, das arme Kind zum Reden zu bringen und es einigermaßen zu verstehen.

„Du bist Modell?"

„Ja."

„Aus Rom?"

„Aus Rocca di Papa."

„Bist du schon lange in München?"

„Gestern angekommen."

„Ganz allein?"

„O Madonna!"

„Deine Eltern ließen dich ganz allein fort?"

„O Madonna!"

„So sprich doch. Leben deine Eltern nicht mehr?"

„Tot . . . beide."

„Mit wem kamst du nach Deutschland?"

„Mit wem soll ich gekommen sein?"

„Das eben frage ich dich."

„Mit meinem Vater."

„Ich denke, dein Vater ist auch tot?"

„Seit drei Tagen. O Madonna!"

„Wo starb dein Vater?"

„Irgendwo."

„Nicht in dieser Stadt?"

„Irgendwo."

„Ja, und du?"

„Ich lief fort."

„Von deinem toten Vater? Du bekümmertest dich gar nicht, wie er begraben wurde?"

„Wenn ich doch kein Geld hatte!"

„Dann hast du wohl großen Hunger?"

„Ja, ja! Hunger!"

„Armes Kind! Armes, verlassenes Kind... Wie heißest du denn?"

„Maria."

„Arme, kleine Marietta! Du hast Hunger! In der kalten Nacht mutterseelenallein . . . Wie alt bist du?"

„Sechzehn Jahr."

„Arme, kleine Maria . . . Und was willst du hier anfangen, so mutterseelenallein?"

„Weiß nicht."

Er hatte sie aufgerichtet und war mit ihr weitergegangen. Aber sie war zu Tode erschöpft und konnte nicht mehr. Sie fiel einfach hin.

Da nicht daran zu denken war, zu dieser Stunde in München einen Wagen zu finden, nahm er sie wie ein kleines Kind auf die Arme und trug sie fort. Sie lag ganz still und war nach wenigen Augenblicken bereits fest eingeschlafen.

Joseph Auzinger war zu Mute, als hielte er die Erfüllung seines Lebens an seinem pochenden Herzen.

*

In der nämlichen Stunde brachte er seinen römischen Fund bei seiner Wirtin unter, einer Münchnerin von altem Schlag, der alles Absonderliche und Fremdartige gegen die Natur war, die dabei aber Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte. Ihr gescheiter Kopf hieß ihrem Herzen, sich wider den welschen Findling nachdrücklich aufzulehnen; ihr gutes Herz herrschte ihrem Kopf zu, sich zu schämen — einstweilen wenigstens. Fürs erste mußte der Bewußtlosen schleunigst ein Lebenselixir eingeflößt werden. Dieses bestand für Frau Babette Huber in einem braunen, schäumenden Saft, welchen sie jeden Abend in einer dickbauchigen Kanne „frisch angezapft" holen ließ und der Augustinerbräu genannt wurde. Das Augustinerbräu besaß für Frau Babette die wunderbare Wirkung, sich gegen jedes Erdenleid heilsam zu erweisen.

Auch bei dem Findling zeigte der Trank seine Zauberkraft; denn gleich nach dem ersten, mühsam eingeflößten Schluck folgte eine leidenschaftliche Lebensregung der jungen Fremden, die sich vorerst freilich nur darin äußerte, daß sie sich heftig sträubte, die bittere „medicina" noch weiter einzunehmen. Uebrigens verfiel sie sofort wieder in Schlaf.

Am andern Tag erklärte die weise Frau Babette Huber ihrem Mieter mit düsterem Pathos, daß er sich sein Unglück auf den Hals geladen hätte. Welsch wäre welsch! Und dieses Stück Welschland überdies viel zu bildsauber, als daß solch ein Halbnarr, wie der Herr Joseph Auzinger nun einmal einer sei, sich nicht mir nichts dir nichts in das gelbe Gesicht und die kohlschwarzen Augen vergaffen sollte. Das vortreffliche Herz entschied jedoch in einem Atem mit dem Haupt: sie, Babette Huber, würde nie und nimmer dulden, daß der braune Fratz von irgend einem Mannsbild der Welt auch nur angerührt werde.

Für das letztere hätte übrigens Marietta schon selbst Sorge getragen. Sie war scheu wie eine wilde Katze und dabei von so herber und trotziger Art, daß es sogar einem erfahrenen Frauenjäger schwer gefallen wäre, an dieses seltene Wild nur heranzukommen, geschweige denn es zu erbeuten. Vollends für Joseph Auzinger, der mit seinen gelben Haaren und blauen Augen zum Don Juan ebenso kläglich wenig Talent besaß, wie zum Bankdirektor, war die sechzehnjährige Römerin ein Sanktuarium, nach dem nur ein Frevler und Heiligenschänder eine ruchlose Hand ausstrecken konnte. Da er jedoch mit jedem Tage mehr vor brennender Verliebtheit aus einem Halbnarren zu einem ganzen Narren wurde, so blieb ihm nichts andres übrig, als die sechzehnjährige Marietta von Rocca di Papa zu Frau Joseph Auzinger zu machen und zwar so rasch als möglich. Das heißt, so bald als alle nötigen Papiere herbeigeschaft waren, die Staat und Kirche bösartigerweise von jungen verliebten Leuten verlangen.

Was der gute Joseph Auzinger an Onkeln und Tanten, Vettern und Basen nur irgend be-

saß, erhob ein lautes Zetergeschrei gegen die Zumutung, das braune welsche Gewächs als jungen grünen Ast ihrem soliden deutschen Stammbaum aufzupfropfen; nannte die Heirat eine himmelschreiende Undankbarkeit gegen sämtliche Auzinger, die jemals gelebt hatten, und bedrohte den Uebelthäter mit Ausstoßung und Fluch, wenn er das römische Subjekt nicht sogleich wieder laufen ließe.

Joseph Auzinger besaß die Stirn, sich an niemand von seiner ganzen lieben Sippe auch nur im mindesten zu kehren. Die Verstoßung in aller Form erfolgte, zugleich aber auch die Heirat, gleichfalls in aller Form, in der staatlich gebotenen sowohl, wie in der kirchlich üblichen.

Während alle diese interessanten Dinge vor sich gingen, befand sich das würdige Haupt der Frau Babette Huber in beständigem heftigem Streit mit ihrem nicht minder respektabeln Herzen. Je mehr das Haupt der verständigen Sippe der Auzinger recht gab, um so kläglicher und sentimentaler gebärdete sich das Herz. Schließlich gelangten die beiden großen Mächte zu folgendem Kompromiß: das gefühlvolle Herz sorgte für einen christlichen Hochzeitskranz, zugleich aber auch für einen saftigen Hochzeitsbraten — es war gerade die Zeit der ersten zarten jungen Hühner — und das praktische Haupt kündigte dem jungen Paare drei Tage nach gemeinsamer Verspeisung der Backhähndeln die Wohnung; denn das Elend, welches aus der Geschichte noch einmal entstehen würde, wollte Babette Huber nicht mitansehen; und von der Herde kleiner brauner Mariettas und Seppels, die gewiß in welscher Sprache schreiend auf die Welt kamen, wollte sie auch nichts wissen.

So nahm denn der gute Joseph Auzinger sein schönes Schicksal bei der Hand, verließ traurig das vortreffliche Herz der Frau Babette und zog in eine andre Vorstadtwohnung, die noch entlegener, dafür aber noch billiger war.

Frau Babette Hubers gutes Herz weinte dem allerliebsten Pärlein eine Thräne nach, deren Wehmut durch ein triumphierendes Schütteln des weisen Hauptes bedeutend gemildert wurde. Dann wanderte das dickbäuchige Krüglein zum Augustinerbräu, und dieses Allheilmittel half das weiche Herz völlig beschwichtigen.

In ihrem ganzen langen, christlichen Leben hat sich Frau Babette Huber nie wieder um die beiden gekümmert.

*

In den Kreisen, in denen Joseph Auzinger oberflächlich bekannt war, verwunderte man sich nicht sonderlich über diese bizarre That des Karikaturenzeichners. Einige lachten ihn einfach aus, andre beneideten ihn heimlich — nicht um die angetraute Frau, sondern um das schöne Weib — und wiederum andre sagten ihm ins Gesicht hinein: er wolle sich fortan selbst zu einer Karikatur machen.

Joseph Auzinger ließ sich auslachen und verspotten, zog sich nunmehr gänzlich von jedem Verkehr zurück und lebte ausschließlich für seine junge Albanerin, die ihm alle die Pracht und Schönheit verkörperte, nach der er sich Zeit seines Lebens verzehrend gesehnt und mit deren leuchtenden Bildern er die Seele angefüllt hatte. Jetzt besaß er leibhaftig ein solches Urbild und zwar für Zeit seines Lebens.

In der kahlen Dachkammer eines entlegenen Hinterhauses, weit draußen in jener entlegenen Vorstadt, gab es eine wunderliche Häuslichkeit. Die junge Frau sprach keine deutsche Silbe, der junge Gatte ein paar Dutzend italienische Worte. Sie verständigten sich am leichtesten durch Gebärden, Zeichen, Blicke. In der Wirtschaft konnte die Fremde nur wenig thun. Auch hatte sie dazu nicht die mindeste Lust. Sie hatte zu ganz anderm Lust. Zum Beispiel: möglichst lange im Bett liegen zu bleiben, möglichst lange halb angekleidet herumzulungern, sich dann möglichst bunt herauszuputzen, am liebsten als „Signora". Da sie das nicht konnte, so trug sie ihr heimisches Kostüm wenigstens mit allerlei fremden Zuthaten von bunter Seide, grellfarbigem Bandwerk und anderm schimmernden Tand. Später am Tage wollte sie ihre „Minestra" verspeisen, und nach diesem Genuß verlangte sie von ihrem „Giusé" spazieren geführt zu werden.

Der gute Auzinger führte sie also spazieren. Er wollte die einsamsten Wege weit draußen hinter der Vorstadt gehen, sie die belebtesten Straßen im Innern der Stadt.

Er ging also mit ihr in die Kaufingerstraße und weiter, bis in die vornehme Maximilianstraße.

Wie die beiden angegafft wurden!

Bei seiner Menschenscheu wagte er gar nicht aufzublicken, während sie ihre finsteren, mächtigen Augen leuchten und lodern ließ.

Einmal wurde sie von einem Fremden angesprochen, im reinsten Italienisch.

Sie antwortete sogleich in ihrem Albanerdialekt, wollte ganz vergnüglich einen kleinen Diskurs beginnen; aber ihr Mann riß sie hinweg.

Nun sollte sie nicht mehr spazieren gehen, sollte sie überhaupt nicht mehr aus dem Hause! Was für die Wirtschaft notwendig war, hatte bis dahin fast alles der Mann besorgt. Fortan besorgte er es ausschließlich.

Um sich nicht zu Tode zu langweilen, wollte sie wieder Modell stehen. Aber da kam sie bei ihrem Giusé schön an.

Es gab Zank, Streit und immer wieder Zank und Streit, mit leidenschaftlichen Gebärden, wütenden Blicken, kreischenden Worten ihrerseits geführt; von seiner Seite gewöhnlich nur unterstützt mit einem Zucken seiner mächtigen und doch so kraftlosen Hände.

Also gut! Sie sollte wieder Modell stehen! Aber nur ihrem Manne!

Er stellte auch wirklich eine längst verstaubte Staffelei in Bereitschaft, spannte eine mächtige Leinwand auf, die erst vom Schmutze gereinigt werden mußte, kramte aus Winkeln und Ecken Farben und Palette hervor.

Nun putzte er sein Modell heraus; jetzt so, dann wiederum so. Bald löste er ihr herrliches blauschwarzes Haar, hüllte sie ganz darin ein; bald mußte es wieder eingeflochten werden, und er knotete es eigenhändig in dem herrlichen Nacken zusammen.

Er gab ihr diese und jene Pose. Aber sie war in einer jeden so schön, daß er nicht wußte, welche er wählen sollte.

Endlich kam er so weit, daß er die Arbeit anfangen konnte.

Jeden Morgen begann er mit dem Herausputzen seines wunderbaren Modells, stellte es, wollte malen, die Leinwand füllen; aber — es ging nicht!

Er quälte sich bis zur Verzweiflung, bis zur völligen Ermattung, bis zum halben Wahnsinn.

Aber — es ging nicht!

Dabei füllte sich seine Seele mit einem ganzen Maria-Cyklus: Bild auf Bild drängte herbei! Und jedes Bild, jede Gestalt war ein Kunstwerk, ein Meisterwerk — in der Phantasie.

Aber auf die Leinwand brachte er nichts, gar nichts!

Sank er erschöpft in sich zusammen, so sprang sie auf, ergriff das Tamburin, warf die Arme über das Haupt und tanzte wild und toll den Saltarello.

Oder sie stürzte wie ein Raubtier auf ihn zu und biß ihn in die weichen roten Lippen.

So lebten die beiden ...

Um jedoch überhaupt leben zu können, mußte schließlich etwas gethan, etwas gearbeitet werden, wenn die Albanerin auch mit ihrer ewigen Minestra, ihrem bescheidenen Salat und dem trockenen Brot vollständig zufrieden war und er, der junge Riese, sich beinahe ausschließlich mit letzterem begnügte.

Also mußte er zeichnen und zeichnen, Karikatur auf Karikatur, eine ganze Galerie von Zerrbildern, die seine wunderschöne Frau viel zu häßlich fand, um darüber lachen zu können.

Denn sie wußte viel zu genau, was schön war, erkannte viel zu klar die Unfähigkeit ihres Mannes.

Sie fing an, ihn zu verachten ...

*

Jetzt ward es still in den öden Kammern. Die junge Frau ging fast keinen Schritt mehr aus dem Hause, kauerte den ganzen Tag in einem Winkel, gebärdete sich nicht mehr wie eine Rasende; aber sie putzte sich auch nicht mehr, wollte nicht mehr Modell stehen, spielte nicht mehr das Tamburin, tanzte nicht mehr den Saltarello, küßte ihren schönen Giusé nicht mehr.

Dieser verzehrte sich in Liebe, Leidenschaft, Eifersucht. Er bewachte sie Tag und Nacht; er wurde hohläugig, fiebernd, krank.

Dann wurde ein Kind geboren, ein Mädchen. Der junge Vater war selig, und die Mutter — die Mutter war eines schönen Tages, kaum vierzehn Tage nach der Geburt ihres Kindes, spurlos verschwunden.

Joseph Auzinger lief von dem Kinde fort. Er suchte die Mutter. Einen ganzen Tag, eine ganze Nacht suchte er sie. Er lief zu Bekannten, die ihn längst nicht mehr kannten; er lief in die Ateliers von Wildfremden, die ihm die Thür wiesen; er lief zu allen italienischen Modellen Münchens, denen er sich oft nicht einmal verständlich machen konnte.

Er fand nichts, gar nichts!

Er kam nach Hause ... Da erst fiel ihm das Kind ein — ihr Kind! Es war, während der Vater nach der unnatürlichen Mutter suchte, sicher gestorben. Es mußte umgekommen sein. Er hatte es getötet!

Er stürzte die steilen Treppen hinauf ... Da hörte er kräftiges Kindergeschrei, das ihm wie Engelsgesang erklang.

Ihr Kind lebte!

Eine wildfremde Frau hatte inzwischen an seinem verwaisten Kinde aus Barmherzigkeit Mutterstelle vertreten.

Nun suchte er nicht mehr nach der Verlorenen; keinen Schritt that er mehr um ihretwillen aus dem Hause. Er mußte bei dem Kinde bleiben, mußte für das Verlassene sorgen.

Wunderbar, wie schnell und gut er das lernte. Es war die einzige Kunst, die der junge Mann mit dem hellen Haar und der düsteren Seele jemals ausüben konnte. Hier vollbrachte er das große Werk, welches ihm sonst nur glanzvoll vorschwebte; hier erwies sich der Dilettant als Meister.

Wenn er die kleine Prisca nicht wartete, kauerte er vor dem Bette, darin das Püppchen eingebündelt lag, starrte dem winzigen Ding ins Gesichtchen und spähte angstvoll nach einer Aehnlichkeit mit der unnatürlichen Mutter.

Aber er fand keine Aehnlichkeit! Außer in den Augen nicht die geringste.

Fortan grübelte der Vater stundenlang darüber, ob es für seine Tochter nicht besser gewesen wäre, überhaupt nicht geboren zu werden.

*

Wie gerade die vollsaftigsten und massivsten Naturen oft durch eine Kinderkrankheit zu Grunde gerichtet werden, so erging es schließlich auch Joseph Auzinger. Er erholte sich nicht mehr von dem Schlage, der sein Gemüt getroffen hatte.

Sein Leben wurde zu einem völligen Siechtum.

Er fuhr fort, sich die Seele mit leuchtenden Gestalten zu füllen und dabei seine Karikaturen zu zeichnen, sein Kind mit der Sorgfalt einer treuen Wärterin aufzupäppeln und dabei in die Augen der Kleinen zu schauen. Aber ein verlorener Mensch war und blieb er.

Allmählich nahm er die Gewohnheit an, häufig vor sich hin zu sprechen: mit einer leisen, melancholischen Stimme, auf die das Kind lauschte wie auf Wiegengesang. Er redete zu sich selbst von den göttlichen Gestalten, die er in sich trug, von seiner leidenschaftlichen Sehnsucht nach einem fernen Lande voller Schönheit und Glanz, das er wie eine Vision erblickte und doch niemals in Wirklichkeit betreten hatte.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

C. Marr

Im Hausgärtchen.

Diese Selbstgespräche des Gemütskranken waren die Märchen, die Priscas Phantasie erfüllten und von der Erde hinwegführten. Sie kam selten ins Freie, kannte keine Kinderspiele, kein Kinderglück; aber sie verkümmerte darum doch nicht. Es war, als hätte sie von ihres Vaters Voreltern die groben Fäuste und die unverwüstliche germanische Natur ererbt. Ihr helles Gesicht und helles Haar erglänzten wie Sonnenschein in der dunkeln Wohnung; ihre frische, fröhliche Stimme füllte die öden Räume mit Leben und Klang.

Von ihren Fenstern aus ließ sich nur ein kleines Stück Himmel erspähen. Diesen einmal „ganz" zu sehen, war Priscas sehnsüchtigster Wunsch.

Einmal hatte Joseph Auzinger einen guten Tag. Obgleich es weder Sonntag noch Feiertag war, durfte Prisca ihr bestes Kleidchen anziehen und ihren Vater hinausbegleiten. Sie gingen durch die Arkaden des Hofgartens, und dem Kinde wurden zum erstenmal die „Rottmann" gezeigt. Höchlich verwundert schaute die Kleine auf; die Rottmann waren gar keine schrecklichen Riesenmenschen, wie sie sie sich stets vorgestellt hatte, sondern hübsche, bunte Bilder auf leuchtenden Wänden. Am besten gefiel ihr das tiefdunkle Blau, womit Himmel und Erde von dem genialen Künstler reichlich bedacht worden waren.

Auzingers Seele verweilte indessen in den Ruinen des griechischen Theaters von Taormina, an den Zaubergestaden des Golfes von Neapel, auf dem Gipfel des Berges Cavo bei Rom. Von dort aus konnte man die schöne Heimat des jungen Weibes sehen, welches ihm das Herz gebrochen hatte.

„Dahin, dahin, laß uns, o Tochter, ziehen!"

„Dahin" zog der gute Auzinger nun freilich nicht. Zu solcher Fahrt reichte der Ertrag der Karikaturen nicht aus; obgleich sie ihm jetzt besser bezahlt wurden, weil sie, je mehr sein Gemüt sich verdüsterte, um so galliger und giftiger wurden. Aber sie trugen wenigstens genug ein, um Prisca eine gute Erziehung geben zu lassen.

Unter ihren Mitschülerinnen blieb sie ziemlich unbemerkt. Auch die Lehrer kümmerten sich wenig um das unscheinbare, hagere und eckige Geschöpf. Sie erwies sich als aufmerksam und fleißig, als frühzeitig selbständig und praktisch. Sie versprach, recht „tüchtig" zu werden, vielleicht einmal eine gute Lehrerin.

So wurde sie vierzehn Jahre, als für sie und noch mehr für ihren Vater ein bedeutsames Ereignis eintrat.

Der große tannene Tisch stand dicht an das Fenster gerückt, damit das Tageslicht möglichst hell darauf fiel. Vater und Tochter saßen sich daran gegenüber. Joseph Auzinger kritzelte seine ewigen, trostlosen Fratzen; aber auch Prisca hatte heute, statt ihre Schulaufgaben zu machen, ein Blatt vor sich, darauf sie mit heißem Gesicht und heiligem Eifer allerlei zeichnete.

Als Auzinger auf die ungewöhnliche Beschäftigung seiner Kleinen aufmerksam wurde, durchfuhr ihn heißer Schreck: „Herrgott, sie zeichnet gewiß Karikaturen! Was sollte sie als deine Tochter andres zeichnen?" Er mußte sich zuvor ein Herz fassen, ehe er sich getraute, genau hinzuschauen, aus Furcht, es könnten ihm seine eignen Grimassen entgegengrinsen.

Wie aber wurde ihm zu Mute, als er auf dem Blatt in naivster Weise, aber doch mit starkem Talent gezeichnet, die Umrisse einer Landschaft gewahrte, die entschieden Aehnlichkeit mit seinen idealen Phantasiegebilden besaß. Er riß seine Tochter an sich, küßte sie leidenschaftlich und empfand die erste reine Freude seines Lebens.

Nun raffte er sich auf, um selbst Prisca zu unterrichten. Zuerst sollte es nur im Zeichnen sein, später im Malen — im Komponieren!

Wenn dereinst seine, des armen Joseph Auzingers, Tochter in Linien und Gestalten, in glühenden Farben dasjenige würde aussprechen können, was seine ganze Seele erfüllte — wenn die Welt einstmals in dem Talent der Tochter den Genius des Vaters erkennen würde ...

Die schwere, verantwortungsvolle Arbeit begann. Joseph Auzinger lehrte und lehrte; und Prisca wollte für ihr Leben gern lernen und lernen. Aber — es ging nicht. Er konnte zu wenig, mißtraute auch dem Wenigen zu sehr. Sie entwickelte zwar ein erstaunliches Talent zu erraten, abzulauschen, zu ergänzen, ihren Weg mühselig durch die väterlichen Irrpfade hindurch zu suchen, aber — es ging eben doch nicht!

Schließlich wußte sie nicht mehr aus noch ein. Auzinger mußte den Unterricht aufgeben.

Er sammelte seine letzten Kräfte und überwand scheinbar seine grenzenlose Enttäuschung, Scham und Selbstverachtung — scheinbar! Prisca tröstete, stützte, richtete auf. Sie, das Kind, verband die starke Liebe einer Mutter mit der zarten Sorge eines Weibes, ohne den gebrochenen Geist gewahr werden zu lassen, daß sie trösten, stützen und aufrichten mußte. Sie verstand es sogar, ihm die Einbildung zu geben, er wäre der Starke und Stützende. Je trüber Joseph Auzingers Seele sich umflorte, um so heller leuchtete ihr unhübsches Gesicht, um so frischer tönte ihre kindliche Stimme.

Jetzt suchte Prisca selbst nach einem Lehrer für sich. Sie gab nicht nach, bis sie einen solchen gefunden hatte, und machte dabei ihren Vater glauben, er selbst hätte seine Tochter so vortrefflich versorgt.

Es begannen für das Mädchen schwere Lehrjahre, in denen sie ihr Talent und zugleich ihren Charakter erproben konnte. Sie arbeitete rastlos, mit eisernem Fleiß und niemals versagender innerlicher Kraft. Bereits konnte sie die Zeit voraussehen, wo sie durch ihre Kunst würde verdienen können. Es würde freilich noch Jahre dauern. Aber das machte nichts. Wenn nur ihr Vater so lange aushielt. Auch dafür hatte sie zu sorgen: Tag für Tag, jahrelang. Und auch das vollbrachte sie.

Jeden Feiertag führte sie ihren Vater spazieren:

zu den Rottmann unter den Arkaden des Hofgartens! So wurden diese leuchtenden Bilder aus einer andern schönen Welt ihre treuen Gefährten, ihre guten Freunde.

Was alles der gute Joseph Auzinger seiner Tochter angesichts der Rottmann vorschwärmte, was die kleine Prisca dabei dachte und empfand ...

Dann kam ein glückseliger Tag: das erste kleine Bild wurde verkauft.

Als Prisca diese Nachricht erhielt, dachte sie nur an ihren Vater. Sie stürzte vor ihm nieder, umfing ihn, weinte und lachte; sie stammelte: „Vater, lieber Vater! Jetzt brauchst du nicht mehr Karikaturen zu zeichnen."

Nein, keine Karikaturen mehr! Damit war es für Joseph Auzinger aus und vorbei. In Ewigkeit keine Karikaturen mehr! Denn die Karikatur dieses Künstlerlebens verlöschte die barmherzige Hand des Todes, leise und lind wie mit mütterlichem Erbarmen. Als Prisca in das stille Antlitz blickte, war es ein solch feierliches und herrliches Menschenbildnis, daß die Tochter erkannte: hier war ein wahrer Künstler dahingegangen, ein — großer Künstler!

Von der Gruft zurückkehrend, besuchte sie ihre lieben Rottmann. Und oft kam sie wieder.

Denn der Weg von diesen bis zu einem beachteten Platz in der Kunstausstellung unter den nämlichen Säulenhallen war auch für das rastlos arbeitende und in allen Lebensnöten ausdauernde Talent von Joseph Auzingers Tochter ein gar weiter und mühseliger. Prisca ging ihn Schritt für Schritt, ohne Pausen und Ruhepunkte, oft in tiefer Ermüdung, die jedoch niemals völlige Ermattung ward, und vorderhand noch ohne jede begründete Hoffnung auf das Erreichen eines heiß ersehnten, fernen Zieles, oder auf den Ausblick nach einem lockenden, leuchtenden Horizont. Manche Wegstelle auf ihrer weiten, einsamen Straße war eine Station, deren heimliche Leiden nur derjenige kennt, der selber solchen Weg geschritten ist: dahin auf mühevollen Künstlerbahnen, durch eine Welt, so grau und dunkel, daß alles Licht auf Erden erloschen scheint; durch ein Leben, so rauh und häßlich, daß darin die Schönheit, die Güte und das Glück zu einer frommen Sage geworden. Denn nicht mit Rosen wird die Stirn des Künstlers gekränzt, sondern mit Dornen, die der Seele blutige Wunden reißen.

Das schönste Erbteil, welches Joseph Auzinger seinem verwaisten Kind hinterließ, sollte Prisca erst viele Jahre nach dem Tod des armen Künstlers mit dem verfehlten Leben verstehen und würdigen lernen. Es war dies eine fanatische Liebe, eine glühende Verehrung für ihre — tote Mutter.

Prisca wußte es nicht anders, als daß ihre Mutter in einem Alter von siebzehn Jahren gestorben sei, kurze Zeit, nachdem sie ihrer Tochter das Leben gegeben; und zwar gestorben an unüberwindlicher Sehnsucht nach ihrer fernen, schönen Heimat, gestorben an Heimweh nach dem blauen Himmel Italiens.

Welcher Schmerz mußte dazu gehören, um ein Herz vor Sehnsucht brechen zu machen, wie mußte ein solches Herz sein Heimatland lieben!

Als wäre sie eine Gestalt aus einer Sage, so hatte Joseph Auzinger dem Kind von seiner Mutter erzählt: von seiner jungen, wunderschönen Mutter, die wie eine exotische, farbenprächtige Blume kurze Zeit unter dem deutschen Himmel geblüht hatte und dann aus Mangel an Sonne verwelkt war.

Aus Rom war dieses fremdartige Menschenkind zu Joseph Auzinger gekommen, Maria ihr Name gewesen ... Alles dieses hatte Prisca über ihre Mutter aus dem Mund ihres Vaters erfahren. Nichts andres, kein einziges andres Wort.

Daß sie aus keinem fremden, keinem mitleidlosen Munde etwas über ihre Mutter erfahren könnte, war bis zu seinem letzten Atemzug Joseph Auzingers heimliche Sorge gewesen. Schon als Prisca noch ein ganz kleines Kind war, hatte er jene wenigen Personen aufgesucht, die von der schönen Maria von Rocca di Papa etwas wußten; das heißt die wußten, daß sie den närrischen Joseph Auzinger geheiratet und ihn bereits nach einem kurzen Jahr verlassen hatte. Einem jeden hatte er einzeln mitgeteilt, daß für sein Kind die Mutter gestorben sein müsse; einen jeden hatte er inständig gebeten, ihm bei dieser frommen Lüge zu helfen, wenn das jemals notwendig sein sollte. Seine traurige Stimme hatte dabei einen Ton, seine melancholischen Augen hatten einen Blick gehabt, daß jeder es ihm gelobte, denn sie alle dauerte der arme Karikaturenzeichner.

So war es denn Joseph Auzinger gelungen, seiner Tochter die Gestalt ihrer Mutter rein von jedem Flecken zu erhalten, so daß Marias schönes Bildnis durch Priscas ganzes Leben als das einer Verklärten erglänzte.

Marias schönes Bildnis ...

Alles was Joseph Auzinger nach diesem wunderbaren Antlitz in flüchtigen Umrissen gezeichnet oder gemalt hatte, war von ihm selbst nach der Flucht seines Weibes vernichtet worden.

Auch das hatte er für seine Tochter gethan, und auch das sollte von dieser erst nach langen Jahren als höchste Liebesthat erkannt werden.

III.

Prisca fasst einen Entschluss.

Langsam und gedankenvoll schritt Prisca heute durch die Arkaden und nickte ihren alten Freunden an den Wänden zu; heute mit ganz besonders zärtlicher Liebe, mit einem ungewöhnlich starken Gefühl geistigen Eigentumsrechtes.

Denn seitdem sie am Zentralbahnhof Kasse fünf, Richtung Rosenheim-Kufstein, aus des Beamten eignem Munde erfahren hatte, daß ein Billet von München nach Rom nur sechsundfünfzig Mark kostete — dritter Klasse natürlich! — fühlte sie sich bei sämtlichen Rottmann, von dem idyllischen

Trento angefangen, bis tief hinunter zu den zerstörten Tempeln von Selinunt, bereits vollkommen zu Hause, gewissermaßen an diesen sämtlichen klassischen Stätten bereits wohnlich eingerichtet. Sie konnte gar nicht begreifen, daß München so bevölkert war, daß ganze Scharen von Künstlern hier lebten, wenn doch ein Billet von München nach Rom nur sechsundfünfzig Mark kostete!

Und daß sie selbst immer noch da war!

Weshalb hatte sie seit drei vollen Jahren durch halbe Nächte Geburtstags- und Neujahrswünsche gemalt, Tisch- und Tanzkarten entworfen und für Haarwasser und Zahnbürsten bunte Riesenplakate verfertigt? Denn wer sich erst das Brot verdienen muß, damit seine Kunst überhaupt erst nach Brot gehen kann, der darf sich nicht stolz in die Brust werfen: „Anch' io son' pittore!“ Oder vielmehr: er darf es thun, wenn er nebenher das ehrliche Kunsthandwerk nicht verschmäht.

Prisca übte es, wie gesagt, halbe Nächte hindurch, um dafür am Tage mit ruhigem Gewissen vor ihrer Staffelei sitzen zu können. Hätten Leinwand und Farben nur nicht die unangenehme Eigenschaft gehabt, Geld zu kosten, von den Rahmen gar nicht zu reden! Noch dazu von den modernen Rahmen, die möglichst originell sein sollten, damit wenigstens sie die Blicke auf sich zogen. Und wenn Prisca auch die unmodernsten für ihre Bilder auswählte, so waren diese glitzernden Goldleisten immerhin noch teuer genug. Und dann die Pension bei dem guten Glöcklein! Sie war eigentlich winzig; und jedesmal, wenn Prisca mit ihrer kleinen Wirtin sich zu Tisch setzte, schämte sie sich der zwerghaften Summe und ihres Riesenappetits. Sie wollte mit Gewalt mehr zahlen, um mit einer würdigeren Empfindung mehr essen zu können. Aber das Glöcklein hub jedesmal, so oft diese Sache zur Sprache kam, ein wahres Höllengebimmel an, so daß die Pensionärin schließlich klein beigeben mußte.

Jeden Tag nahm die gute Prisca sich vor, nicht gar so „gräßlich“ viel zu essen. Ihr gesunder Hunger ließ sie jedoch täglich von neuem die Entdeckung machen, daß sie zur Asketin und Säulenheiligen nicht das mindeste Talent besaß. Also aß sie, und es schmeckte ihr prächtig. Und wenn sie einmal über ihren vorzüglichen, zweiundzwanzigjährigen Appetit allzu heftige Gewissensbisse empfand und sich kasteien wollte, so begann das Glöcklein umgehend mit seinem silberhellen Stimmchen so jammervoll zu lamentieren, als sollte Prisca demnächst eines gewaltsamen Hungertodes verbleichen. Also aß sie!

Trotz der Ausgaben für Leinwand, Farben, Rahmen, Kleidung, Lebensunterhalt und andre Notwendigkeiten, einige bescheidene Freuden mit eingerechnet, war es Priscas unermüdlichem Fleiß gelungen, ein bescheidenes Sümmchen zusammenzusparen, davon ein Billet nach Rom, allerdings nur in der dritten Klasse, sich bestreiten ließ, und das auch noch ein kleines Weilchen weiter reichen würde. Aber die nüchterne und praktische der beiden Seelen in ihrer Brust gebot ihr streng: ‚Höre, liebe Prisca, du wirst nicht eher nach Rom gehen, als bis du sichere Aufträge und feste Bestellungen erhalten hast. Früher nicht einen Schritt hinein in dein gelobtes Land, meine junge Dame! Mag deine zweite, phantastische, einfach unzurechnungsfähige Seele auch noch so verführerisch locken und winken; ich behalte die Oberhand!‘

Fräulein Priscas zweites liebes Ich ließ nach solchen strengen Worten den Kopf hängen, seufzte, schmollte, wagte wohl gar heftige Widerreden, zog jedoch stets den kürzeren.

Sogar mit Hungernmüssen hatte die wirklich unangenehm nüchterne und verständige Seele gedroht. Es war wahrhaftig eine unerträglich hausbackene Seele! Prisca schämte sich beinahe, ein solches philiströses andres Selbst in ihrem Busen zu tragen. Gott sei Dank, daß Seele Nummer zwei noch da war, deren Zeit schließlich auch einmal kommen würde. Prisca vermochte sich vieles vorzustellen; aber daß der Mensch in Rom Not leiden und Not fühlen könnte, das ging für sie über alle Vorstellung. Für sie war Rom gleichbedeutend mit Glanz und Glück ohne Ende, mit Blühen und Sonnenschein ohne Aufhören. In Rom graue Tage, in Rom traurige, trostlose Wochen! In Rom von des Lebens Jammer gepackt werden! Am Tiber genau ebenso leiden, darben, krank sein, sterben, wie man an der Isar litt, darbte, krank wurde und schließlich starb — sie konnte sich das eben nicht vorstellen . . .

„Nein, dieser alte, närrische Kauz!“

Prisca hörte eine junge, frische Männerstimme, ein herzliches Lachen, blickte auf, um sich den „alten närrischen Kauz“ auch anzusehen, sah aber nur zwei junge lustige Herren, die vor ihr herschlenderten und die Fresken betrachteten. Von einem alten, närrischen Kauz war weder unter den grauen Arkaden noch im nassen Hofgarten etwas zu erblicken; und es dauerte ein Weilchen, bis Prisca begriffen hatte, daß jene komische Persönlichkeit kein andrer sein sollte als ihr geliebter Rottmann.

Ihn lachten die beiden Lustigen aus!

Es waren Fremde, und es schienen Künstler zu sein, wenn sie auch in ihren übermäßig modischen Ueberröcken und kleinen, steifen englischen Hüten wenig danach ausschauten. Der alte, närrische Kauz machte ihnen entschieden ungeheuer viel Spaß. Sie amüsierten sich höchlich über die alte Manier, die veraltete Technik, über jeden Pinselstrich, lauter Dinge, die sich längst überlebt, die als die Mumie einer vorsündflutlichen Kunst lediglich die Berechtigung einer Museumsexistenz hatten.

Und nicht etwa, daß sie sich über den alten Rottmann ärgerten, die liebenswürdigen jungen Herren, daß sie über ihn debattierten, etwa dieses und jenes gelten ließen — nichts dergleichen!

Sie machten sich einfach über ihn lustig wie über einen Spaßmacher, der abgethan ist, sobald man mit dem Lachen über ihn fertig ward.

Die gute Prisca, bald ihre lieben verspotteten Gemälde, bald die vergnügten kritisierenden Jünglinge anblickend, hörte mit einer Empfindung zu, als würde vor ihren Augen ein Heiligtum in den Schmutz geworfen. Aber dann hätte sie ja hinstürzen und das geschändete Sanktuarium aufheben können! Was sollte sie hier thun? Denn etwas mußte sie doch thun! Wer läßt in seiner Gegenwart einen lieben Freund verhöhnen?

Sollte sie mit flammendem Zorn an die Spötter herantreten und ihnen begreiflich machen, wie herrlich diese Gemälde waren? Es wäre die Stimme eines Predigers in der Wüste gewesen.

Priscas gesunder Sinn für Humor erwachte. Sie, im Regenmantel mit Gummischuhen, unter den Arkaden als Prediger in der Wüste! Aber stumm bleiben konnte sie doch auch nicht. Und obgleich es — was hätte ihre Hofdame, das Glöcklein, dazu gesagt! — durchaus unschicklich für eine junge Dame war, ging sie mir nichts dir nichts auf die beiden Lustigen zu, machte selbst ein lustiges Gesicht und redete die Fremden folgendermaßen an:

„Wie ich höre, amüsieren Sie sich über die Rottmann. Es ist recht schade, daß der alte Herr nicht mit dabei sein kann. Er hätte Sie vielleicht gefragt: ‚Meine jungen Herren Künstler, Sie werden die Sache gewiß viel besser machen?‘ Nun, dem alten Rottmann kann es recht sein.“

Prisca schlug die Augen so groß auf, wie sie nur konnte, lächelte, ging weiter.

Die beiden Lustigen hielten es für einen famosen Witz, auf offener Straße von einem jungen Mädchen wegen des alten, närrischen Kauzes angerempelt zu werden.

„Wäre sie nur etwas hübscher gewesen!“

„Etwas hübscher? Aber Mensch! Mit solchen Augen . . .“

*

Aufgeregt durch das kleine Abenteuer, kam Prisca in die Säle der permanenten Kunstausstellung, die sich unter den Arkaden des Hofgartens befindet, und in der es an diesem grauen Novembernachmittag fast so öde war, wie in der breiten, langen und langweiligen Ludwigsstraße. Einsam wanderte die junge Künstlerin unter den Bildern umher.

Da hingen sie nun: die Jungen, die Jüngsten, die Allerjüngsten. Sie alle, welche die ganze große Vergangenheit der Kunst mit einer leichten Handbewegung beiseite schoben, die mit dem titanischen Selbstbewußtsein der Modernen in der flammenden Lohe des Zeitgeistes die Kunst neu schmiedeten und denen die Zukunft gehörte — so glaubten sie wenigstens.

Prisca war diesem Chaos von Erscheinungen und Ideen gegenüber aus einer gewissen Beklommenheit nie herausgekommen. Jeder war von dem andern gänzlich verschieden, ein jeder eine Persönlichkeit für sich. Fühlte sie sich von diesem starken Talent und Temperament lebhaft angezogen, so stieß jenes andre sie um so heftiger ab; und doch schienen beide, trotz aller Verschiedenheit, genau dasselbe zu wollen.

‚Herrgott,‘ so dachte sie oft, ‚wie viele Arten von Augen hast du eigentlich deinen Malergeschöpfen gegeben? Der eine sieht alles blau, wo der andre alles nur violett erblickt! Da ist einer, der schaut die ganze Welt rosenrot an, wo der andre überhaupt keine Farben sieht.‘

Prisca fühlte für all dies Verschiedenartige und Entgegengesetzte ein fast fieberndes Interesse, hütete sich ängstlich vor jedem Absprechen und Verurteilen. So klar sie über sich selbst Bescheid wußte, so sicher sie ihren eignen Weg ging, verwirrten sie doch die Wege und Ziele der andern. Die Verwegenheit der künstlerischen Glaubensbekenntnisse, die Kühnheit der Probleme, die waghalsigen technischen Experimente erschreckten sie. Ihr eignes künstlerisches Glaubensbekenntnis zeigte eine wohlgeordnete Harmonie, von ihr streng unter Kontrolle gehalten; und in der Kunst der andern leuchtete ihr das wildeste Chaos in allen Farben entgegen. Es war eine Revolution, die Anarchie zu bringen schien. Von dem oft brillanten Können geblendet, durch die Rücksichtslosigkeit und Aufdringlichkeit der individuellen Anschauung geängstigt, gehörte ihre ganze kräftige Natur dazu, um diesem gewaltsamen Anprall von fremden Eindrücken, dieser Sturmflut von neuen Begriffen zu widerstehen. Denn sie wollte in sich nur aufnehmen, was ihr naturgemäß war; und es kamen Stunden, wo sie sich unter all diesen Modernen alt, uralt vorkam, eine überlebte Manier, ein unglückseliger Epigone unter einer Generation, mit der sie, als wahre Tochter ihres Vaters, nichts gemein hatte.

Dort hing ihr Bild; dort im Winkel, ganz oben, halb im Dunkeln. Wer sah und beachtete es dort? Und wenn es jemand beachtet hätte, würde es diesem gefallen? Und wenn es ihm gefiele, würde er es kaufen?

Ganz sicher nicht.

Und doch war es ein gutes Bild.

Es stellte eine Landschaft vor, die vollkommen einer Idealwelt angehörte: geheimnisvolle, schattige Haine, strahlende Blütenmassen, glanzvolle Menschengestalten unter einem leuchtenden Himmel, auf einer frühlingsgrünen Erde. Es war eine Welt, die Prisca nur in ihren Träumen geschaut und die sie nur dort drüben — jenseits der Alpen — in Wirklichkeit schauen konnte. Dort allein würde ihr Traum Wahrheit werden.

Und warum dieses fortwährende leidenschaftliche Sehnen? War es nicht wie ein Notruf ihres ganzen Ichs? Ihre Natur schrie nach dem ihr Gemäßen, das sie unter diesem grauen Himmel, in diesem farblosen Leben niemals finden würde. Mußte aber der Mensch seiner Natur nicht folgen? Und mußte der nicht zu

Grunde gehen, der seiner eigensten Natur Gewalt anthat, der Untreue übte gegen sich selbst?

Auch Priscas frisches Wesen unterlag bisweilen einer jener „Stimmungen“, die sich wie Gewaltherrscher manchen Gemütes bemächtigen. Eine jähe Angst überfiel sie dann: würde ihr kleines Künstlerleben sich erfüllen? Der trübe Tag mit seinem tief herabdrückenden Himmel; die glanzvolle Vision, die sie unter den Hofarkaden gehabt; das kleine Abenteuer mit den beiden lustigen Herren; die menschenleere Ausstellung mit der Fülle neuer und verwirrender Eindrücke und schließlich ihr eignes, fremdartiges Selbst dort oben — alles kam heute zusammen, um sie schwer zu bedrücken, zugleich aber auch, um den Trieb der Selbsterhaltung in ihr zu erwecken.

Worauf wartete sie eigentlich?

Auf den Verkauf ihrer Ideallandschaften? Auf Bestellungen? Auf die Sicherung einer behäbigen Existenz? War nicht gerade das Leben eines Künstlers beständiger Drang, nie endender Kampf? Würde ihr langes Hoffen und Harren, ihr geduldiges Warten ihr den Kampf erleichtern oder gar ersparen? Wünschte sie überhaupt solche Schonung ihrer Kraft?

Sie war jung und stark. Hatte sie nicht ihr Talent, an das sie glauben wollte bis zu ihrem letzten Atemzuge? Und zu ihrer Jugend, ihrer Begabung kam ihr rastloser Fleiß, ihre eiserne Willenskraft. Das alles — zusammen mit ihrem ehrlichen Glauben an sich selbst — war ein Talismann, dem nichts widerstehen konnte. So meinte sie wenigstens.

‚Ich gehe fort! Ich gehe nach Rom!‘ Bald gehe ich fort! Ja, ja, bald!‘

Es war der Entschluß eines Augenblicks. Wie so häufig, entschied auch hier ein Augenblick ein ganzes Leben.

*

Prisca schwindelte es. Vor ihren Augen zitterten Farben und Strahlen. Ihre Seele wurde von einem Taumel erfaßt und durch leuchtende Unendlichkeiten gerissen. Ihr war's, als blickte sie in die Zukunft, und diese war eitel Sonne und Glanz: die heilige Sonne Roms, der berauschende Glanz des Südens.

Und diese überirdische, vertrauensselige Stimmung hielt stand; sie verflog nicht sogleich. Dergleichen lag nicht in Priscas Natur. Was sie einmal ergriff, das hielt sie fest.

Sie wurde plötzlich ganz übermütig. Sie ging durch die Ausstellung, von einem Modernen und Modernsten zum andern; und sie sagte diesen Herren ihre Meinung — übrigens mit allem schuldigen Respekt. Diesen und jenen fragte sie so nebenher: ob er wohl schon von einer gewissen Sixtinischen Kapelle und den vatikanischen Stanzen gehört hätte? Die Gefragten lachten ihr natürlich einfach ins Gesicht, worauf Prisca wieder lachte, so recht von Herzen vergnügt. ‚O,‘ meinte sie, ‚lachen Sie nur, meine lustigen Herren! Was sollten Sie wohl mit Raffael anfangen? Der hat sich ebensogut längst überlebt, wie ein gewisser alter närrischer Kauz ... Uebrigens gehe ich hin. Jawohl, meine Herren, ich gehe nach Rom!‘

Das gellende Hohnlachen, das dieser vertraulichen Mitteilung folgte, vernahm die gute Prisca nicht. Die beiden kleinen Worte: ‚nach Rom!‘ rauschten und brausten durch ihre Seele, als wollten sie darin zur unendlichen Melodie werden, so recht zur Zukunftsmusik.

Zuletzt machte sie sich noch ein kleines Extravergnügen. Sie begab sich ganz ehrbar ins Bureau der Ausstellung, machte ein möglichst würdevolles Gesicht und sagte ernsthaft:

„Sollte jemand meine ‚Ideallandschaft mit Staffage‘ — Prisca Auzinger, Saal II, Nummer 173, rechte Querwand, oben im Winkel — zu kaufen wünschen: der Preis ist 2300 Mark. Ich empfehle mich Ihnen.“

Das glücklich ausgeführt, ging sie durch Wind und Regen von dannen, ohne von dem Unwetter das mindeste zu empfinden. Sie ging die ganze lange öde Ludwigsstraße hinauf und weiter dem idyllischen Schwabing zu. Unterwegs dachte sie:

‚Was wird das Glöcklein dazu sagen, daß ihre Prinzeß nach Rom geht? Ohne Hofdame, mutterseelenallein, mit dem Personenzug dritter Klasse ... Mein gutes, komisches Glöcklein! Ich werde sie ordentlich vorbereiten müssen, damit ihr der Schreck nicht in ihr armes Seelchen fährt. Aber schön ist es doch, daß es auf der Welt jemand giebt, der erschrickt, wenn ich plötzlich auf und davon will. Ueberhaupt: nur nicht einsam sein, nur lieb gehabt werden ... Wie das erst sein muß, wenn man geliebt wird?! So ganz ohne Maß, ohne Besinnung, ohne Ende! Ob das wohl vorkommt? ... Ich kann es mir nicht vorstellen. Und doch ...‘

IV.

Im Idyllenhäuschen.

Im lieben, alten Schwabing steht noch immer jenes greise Dorfkirchlein, das andre, ganz andre Zeiten gesehen hat; Zeiten, in denen ein Mensch, der die Eisenbahn und den Telegraphen, das Glühlicht und Telephon als etwas ganz Natürliches angesehen hätte, unfehlbar der schwarzen Kunst angeklagt worden wäre. Wer nun bei dem kleinen, altersgrauen Gotteshaus, welches in das neue, großstädtische München so wenig paßt wie ein Stück Urväterhausrat in einen Salon mit der modernen Ausstattung von heute, nordwärts geht, gelangt in Gassen und Gäßchen, in denen ihn eine Empfindung überkommt, als lebte er im Anfang dieses Jahrhunderts, statt an dessen Ende.

In einem dieser stillen Erdenwinkelchen befindet sich noch heute ein Haus, das einstmals für eine kleine Fee oder sonst ein puppenhaftes Wesen gebaut worden zu sein scheint; so winzig ist das Haus und alles, was dazu gehört, als

da sind Thüren und Fenster, ein Klingelzug und ein Brünnlein.

Das wunderbarste an dem kleinen Hause ist ein alter, prächtiger Birnbaum, der dicht an seiner Mauer aufgewachsen ist und nun wie ein ungeschlachter Riese daneben steht und das Idyllenhäuschen zu bewachen scheint.

Zum großen Leidwesen der Schwabinger Jugend trägt dieser stolze Baum Jahr für Jahr kleine, harte, entsetzlich herbschmeckende Früchte: Holzbirnen! Aber zur großen Freude eines einzigen Menschenherzens blüht der nämliche Baum, der eine solche Enttäuschung für die Kinder ist, Jahr für Jahr ebenso herrlich, als wüchsen auf ihm die köstlichsten Früchte.

Dieses dankbare Menschenherz schlug in der Brust des älteren, ehrsamen Fräuleins Gismonda Glocke, gemeiniglich von ihren Freunden das Glöcklein genannt.

Es wäre auch wirklich nicht möglich gewesen, die gute, kleine Dame schlechthin Glocke zu nennen. Für jeden, der das Vergnügen hatte — denn es war entschieden ein Vergnügen —, sie zu kennen, hätte dieser Name zu roh, geradezu barbarisch geklungen. Um schlechtweg Glocke zu heißen, war sie viel zu zart und zu zierlich. Wer sie kannte, konnte also gar nicht anders, als aus der groben Glocke ein Glöcklein zu machen.

Man stelle sich vor: ein winziges Körperchen mit elfenhaften Händen und Füßen; ein Kinderköpfchen mit einem Puppengesichtchen. Kurzum: an Seele und Leib eine Filigranarbeit des lieben Herrgotts, eben ein Glöcklein und keine Glocke.

Vollends ihr Stimmchen konnte nur einem Glöcklein angehören, so hell und fein war sein Ton. Zwar für gewöhnlich etwas wehmütig — sentimental nannten es gefühlsrohe Menschen — wie ein ländliches Abendglöcklein, das mit zarten Lauten — mit Gewimmer, wie wiederum die brutalen Empfindungslosen behaupteten — den lieben, schönen Gottestag zu Grabe läutet. Dafür bekam die Welt von diesem guten Glöcklein auch niemals einen Mißton oder gar etwas Schrilles, Gellendes zu hören.

Das gute Glöcklein war das einzige Kind der ersten Kammerfrau — Verzeihung! — der ersten Kammerdame einer regierenden Herzogin (von dem Vater, einem kleinen Hofbediensteten, zu reden, verlohnt wirklich nicht der Mühe). Sie besaß demnach ein angeborenes Talent für wirklich excellente Manieren. Es waren Manieren, die das Gismondchen geradezu prädestinierten, hoffähig zu werden. Hätte die biedere Seele des Glöckleins es jemals dazu gebracht, auf etwas stolz zu sein, so wäre sie das auf ihre Manieren gewesen; und wollte jemand ihr schmeicheln, so brauchte er nur auf den Ehrentitel einer Hofdame hinzuweisen, durch welchen Titel Glöckleins Vertraute ihr die gebührende Hochachtung erwiesen. Um keinen Preis der Welt hätte sie ohne Handschuhe ihr Zimmer abgestäubt, Fische mit dem Messer gegessen oder wäre sie an der rechten Seite einer Dame höheren Alters und Standes gegangen; oder hätte sich mit einem Herrn in Konversation eingelassen, der ihr nicht vorgestellt worden war. Niemals würde sie andre Handschuhe als tadellose Glacés, andres Schuhwerk als ausgezeichnetes getragen haben.

Daß sie manch liebes Mal im geheimen hungerte, um vor der Welt perfekt gantiert und chaussiert erscheinen zu können, solche Kleinigkeit that nichts zur Sache. Ein Idealist fühlt keinen Hunger, erleidet er ihn doch eines großen Zweckes willen.

Ueberhaupt das Große! Alles Große war des Glöckleins ganze Wonne und Seligkeit. Große Allüren, große Welt, große Menschen! Mit großen Allüren war sie selbst begabt, in der großen Welt lebte sie aus der Entfernung in ihrer Phantasie; und was die großen Menschen anbetraf, so behaupteten jene schon erwähnten Gefühllosen: das Glöcklein wäre lediglich darum in allen Ehren ein älteres Fräulein geworden, weil sie keinen Mann gefunden, der ihrem idealen Maßstab von Größe entsprochen hätte. Das war natürlich Verleumdung.

Von ihren tadellosen Handschuhen und Stiefeletten wurde berichtet. Leider befand sich alles übrige, das den zarten Leib des Glöckleins einhüllte, in einem höchst bedenklichen Zustand; und zwar lag der Grund hierfür weniger in der Mittellosigkeit des Glöckleins, als in ihrer — Ehrfurcht.

Die selige erste Kammerfrau der höchstselig Regierenden hatte nämlich von der abgelegten Garderobe Ihrer Hoheit alles erhalten, was der Mensch überhaupt an seinem Leibe tragen kann; sowohl das allerintimste Stück Leibwäsche wie die offizielle goldgestickte Schleppe: ein jegliches Ding hatte allgemach seinen Weg von dem hoheitsvollen Körper der Regierenden bis herab zur gewöhnlichen irdischen Hülle der ersten Kammerfrau genommen. Die meisten dieser Sachen, obgleich sanktioniert durch die leibliche Berührung mit einer der Großen dieser Erde, wurden verkauft, oft zu wahren Spottpreisen, denn für jene persönliche Weihe durch Ihre Hoheit gab der Jude nichts. Aus dem Erlös entstand allmählich ein Vermögen, genau so winzig wie das Persönchen, das nach dem Tode ihrer Mutter davon leben sollte. Soviel herzoglicher Trödelkram nun aber auch fortgeschafft worden, behielt das Glöcklein von den einstmaligen Herrlichkeiten immer noch Kisten und Kasten voll zurück; und sie hätte sich nie, nie, davon getrennt! Jedes Stück besaß seine eigne Nummer, stand in einem zierlichen Heftlein gebucht und war wo möglich mit einer ehrfurchtsvollen Anmerkung versehen: zu welcher Gelegenheit Ihre Hoheit das betreffende Stück getragen, wessen Meisterhände das Kunstwerk verfertigt, und wann es in den Besitz von Höchstdero ersten Kammerfrau übergegangen war.

Seit ihren ersten Kindertagen war das Glöcklein aus diesen Reliquien gekleidet worden, was nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihrer kleinen Erscheinung die große Würde und ihren hübschen Manieren die außerordentliche Noblesse zu geben. Denn wie hätte sie sich in einem solchen Gewande, solchem Mantel, solchem Hute anders als gleichsam hoffähig benehmen können? Trug sie doch das alles mit dem erhabenen Gefühl: du trägst an deinem unwürdigen Leibe, was einstmals die erlauchte Person Ihrer Hoheit geschmückt hat! Mache deinen durchlauchtigsten Kleidern also Ehre, kleines Glöcklein.

Wie sie's in der Kindheit gewöhnt gewesen, so war's auch geblieben; aus dem Kind war ein Jüngferchen, aus diesem allmählich eine alte Jungfer geworden. Da nun aus einer einzigen weiland Regierenden jedesmal ganz bequem drei lebendige Glöcklein zurecht geschneidert werden konnten, so ergab das Resultat einen etwas komischen Anblick, der sich mit den großen und feierlichen Allüren des kleinen Fräuleins nicht recht in Einklang bringen ließ. Dazu kam, daß die herzogliche Hinterlassenschaft beinahe ausschließlich aus Sammet, Brokat, Atlas, Tüll und Spitzen bestand, meistens leuchtende Farben hatte und so das arme Glöcklein mit ihrem vergilbten Gesichtchen, ihrem spärlichen, mißfarbigen Haarwuchs wie eine grellkolorierte Reklame für eine Bude auf der Oktoberwiese in der Hauptstadt umherzog.

Aber Handschuhe und Chaussüre waren in der That tadellos!

Weil das Gismondchen nun schlechterdings nicht am Hofe leben konnte, so zog die kleine Dame vor, fern vom Hofe in dem idyllischen und zugleich wohlfeilen Schwabing zu leben. Durch die erstaunlichste Sparsamkeit, deren Geheimnisse nur ihr bekannt waren, gelang es ihr, sich zur alleinigen Mieterin des Häusleins unter dem Holzbirnbaum emporzuschwingen, das sie nach berühmten Mustern „Solitude" taufte.

Glöckleins Lustschloß war eine Sehenswürdigkeit Schwabings — nein, Münchens! In den Zimmern, welche die Herrin persönlich bewohnte, repräsentierte jeder Winkel ein Raritätenkabinett, ein Sanktuarium, dem Gedächtnis der Höchstseligen gewidmet.

Ihre Hoheit waren gegen Höchstihre erste Kammerfrau außerordentlich freigebig, aber in der Wahl ihrer Gnadengeschenke stets etwas sehr — zerstreut gewesen. Denn japanische Theeservice, chinesische Papierfächer, französische billige Nippes, türkische Schleier, englische Kolorierungen und Photographien aus Italien, darunter die ganze Antikensammlung des Vatikans, — fürsorglich und besonders liebevoll war solche Auswahl Ihrer Hoheit kaum zu nennen; die erste Kammerfrau müßte denn eine Persönlichkeit mit großen künstlerischen Interessen und von kosmopolitischer Bildung gewesen sein.

Der gesamte bunte Firlefanz, der einen Wohlthätigkeitsbazar gefüllt hätte, war vom Glöcklein auf das zierlichste geordnet, auf das sinnigste aufgestellt worden. Ueberall gab es eine geheimnisvolle Allegorie, ein geistreiches Symbol zu enträtseln. Jedes Tischchen bildete eine besondere Abteilung, und in jeder dieser Spezialausstellungen war kunstvoll ein Ruheplätzchen oder ein Plaudereckchen eingerichtet. Um dorthin den Weg zu finden, brauchte es freilich durch dieses Labyrinth von Raritäten eines Ariadnefadens.

Die Wände der Wohnung bestanden eigentlich nicht aus Mauern, sondern aus Illustrationen zum Gothaer Almanach. Nirgends, an keiner Stelle, war Tapete zu sehen. Einer jeden Persönlichkeit, die das hohe Glück genoß, irgend einem Hofe Europas, wäre er auch noch so klein gewesen, anzugehören und infolgedessen bei irgend einer festlichen Gelegenheit in den illustrierten Blättern zu erscheinen — einem jeden solchen Auserwählten wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, den Augen und der Schere des Glöckleins zu entgehen und nicht an ihrer Wand aufgekleistert zu werden.

Ueber jedem Diwan oder einem andern, dem ähnlichen, mit Kissen und Decken belegten Gegenstand, der ein solches Möbel vorstellen sollte, war den verschiedenen Porträts der weiland Herzogin der Ehrenplatz eingeräumt worden. Diese und eine Photographie Seiner Hoheit des Herzogs waren die einzigen Bilder, die in Rahmen prangten, und zwar in den leuchtendsten, welche tiefe Loyalität aufzutreiben vermocht.

Das Porträt Seiner Hoheit des Herzogs!

Er war ein Riese gewesen und hatte ein Gesicht mit stolzen, strengen Zügen. Führte das Glöcklein in ihr Allerheiligstes einen Besuch, so richteten sich ihre unschuldigen, matten Aeuglein starr auf dessen Gesicht: ob ihm beim Betrachten des Porträts Seiner Hoheit nicht eine gewisse frappante Aehnlichkeit auffallen würde.

Verschämt saß das arme Glöcklein unter dem Bilde des Höchstseligen. Jede Miene in ihrem welken Puppengesichtchen citierte Hamlets: „Es giebt mehr Dinge" und so weiter ...

Zum Glück für den guten Ruf der ersten Kammerfrau Ihrer Hoheit fiel es keiner Menschenseele ein, jene vermeintliche entsetzliche Aehnlichkeit mit einem andern Gesichtlein zu entdecken. Thatsache jedoch war, daß das Glöcklein nach der eigenhändigen Unterschrift Seiner Hoheit — es waren riesengroße, gebietende Schriftzüge — in tiefster Heimlichkeit und im Schweiße ihres Angesichts ihre Unterschrift eingeübt hatte:

Gismonda Glocke.

Die erste Kammerfrau besaß eine Schwäche für die Menus der Hoftafel und hatte sich von jedem Diner, von jedem Festsouper die Speisekarte verschafft und getreulich aufgehoben. Diese seltsame Kollektion gab der hungrigen Phantasie des guten Glöckleins nicht allein reichliche, sondern auch exquisite Nahrung. Die Karten waren sorgfältig nach Jahrgängen und Daten geordnet;

und zu jeder Mahlzeit wurde das Menu des betreffenden Tages aufgelegt. Während Gismonda ihr Rindfleisch mit Gemüse oder eine heimatliche Mehlspeise verzehrte, schwelgte ihr bescheidenes Gemüt in den petits plats einer wahrhaft lukullischen Hofküche.

An schönen Sonntagen war es der kleinen Dame höchstes Festvergnügen, sich möglichst reichlich mit herzoglichem Nachlaß auszustatten und nachmittags spazieren zu gehen und zwar mit Vorliebe an Orten, wo voraussichtlich eine Hofequipage passieren würde. Geschah das ersehnte Ereignis, so kam der große Augenblick: das Glöcklein stellte sich kerzengerade in Positur und tauchte alsdann möglichst tief unter, so tief, daß sie eine Weile nur noch als kleines Klümpchen erschien.

Dieses plötzliche Verschwinden ihres ganzen Persönchens nannte sie mit Pathos eine „Hofverneigung".

*

So winzige Portionen Rindfleisch das Glöcklein zur stetigen Entrüstung ihres Schwabinger Fleischlieferanten auch genoß — der Monatsbedarf belief sich knapp auf zehn Pfund — so wollten diese doch immerhin ehrlich bezahlt sein, und Gismondas Revenüen hatten leider nicht die angenehme Eigenschaft, mit der Verteuerung der Lebensmittel einer werdenden Großstadt zu wachsen. Auf welche Weise sollte man sich auf Erden weiterhelfen, wenn man in Gottes Namen vom Himmel in jeder Beziehung nur als ein Glöcklein geschaffen war? Es mußte selbstredend eine hochanständige Weise sein, darauf die Bildnisse der Regierenden gnädig herabblicken konnten.

Diese bittere Notwendigkeit erzeugte in dem spärlichen Gehirn der kleinen Dame ein halbjähriges Ueberlegen und Kopfzerbrechen, dessen Resultat schwarz auf weiß als Inserat in den Münchner „Neuesten Nachrichten" erschien.

„Ein älteres Fräulein aus feiner Familie wünscht in ihrem idyllisch gelegenen Heim eine junge Dame aufzunehmen. Gefällige Offerten unter ‚Solitude'."

Es kamen in der That einige Offerten, die das Glöcklein mit ihren herzoglichen Riesenschriftzügen umgehend beantwortete, und es erschienen auch wirklich einige junge Damen, um das idyllische Heim zu besichtigen. Da gab es denn gegenseitige starke Enttäuschungen. Entweder fand die betreffende junge Dame das Solitude-Idyll, kurz gesagt, etwas verrückt, oder Gismondas zarte Natur wurde durch die geschäftsmäßige Behandlung der Angelegenheit und die rücksichtslos gezeigte Verachtung für ihre höchsten Heiligtümer tödlich verletzt. Es stellte sich sogar eine etwas ältere Dame ein, welche das offerierte idyllische Heim mit einer wünschenswerten „stillen Zurückgezogenheit" verwechselt hatte, ein unvergeßliches Ereignis in des Glöckleins tugendreichem Leben.

Die letzte, die in der Solitude erschien, war Prisca Auzinger, und sie war die erste, die dem Glöcklein gefiel. Das Wort gefallen ist viel zu kalt und nichtssagend. Sie war die erste, in die sich das brave Glöcklein gleich beim ersten Anblick sterblich verliebte. Die letzte junge Dame, die kam, war so frisch, gesund, heiter und hoch aufgeschossen, ach, so wundervoll hoch aufgeschossen! Gismondas kleines Herz zitterte, als sie Prisca durch die innersten Gemächer führte, der Fremden alle ihre Wunder enthüllend. Prisca schlug denn auch die Augen mächtig hoch auf; es glänzte und strahlte in diesen dunkeln Sternen verdächtig, aber — Glöckleins Busen entrang sich ein tiefer, glückseliger Seufzer: keine Miene in dem unhübschen Gesicht der jungen Dame verriet Spott oder gar Verachtung.

‚Wenn sie doch mieten würde — ach wenn!'

Und Prisca mietete!

Das Stübchen, daran sich ein Dachkämmerchen schloß, war in beschränktem Maße mit herzoglichen Heiligtümern ausmöbliert. Es war sauber und hatte prächtiges Nordlicht. Für Priscas Bilder war es auch groß genug.

Aber noch einen gewaltigen Shock sollte das Glöcklein erleben. Das war, als sie erfuhr, daß die junge Dame — Künstlerin sei. Entsetzt starrten die guten Aeuglein auf Priscas heiteres Gesicht, als stünde dort ein flammendes Menetekel geschrieben.

Künstlerin!

Oft genug hatte die erste Kammerfrau berichtet, wie die höchsten Herrschaften über dergleichen Leute dachten; und diese große, prächtige Person sollte eine von diesen sein? Lieber Gott! Ihre Hoheit würde Glöckleins Pensionärin niemals empfangen haben.

Es kostete einen bitteren Kampf, aber Priscas Augen und — Länge hatten es der guten Gismonda nun einmal angethan. Die Damen verständigten sich. Eine Woche später durchlief jenen idyllischen Teil Schwabings die Sensationsnachricht:

„Das Glöcklein hat an einem einzigen Tag anderthalb Pfund Rindfleisch gekocht!"

V.

Prisca verlässt die Solitude.

An jenem grauen Regennachmittag ward es frühzeitig dunkel. Das Glöcklein, das die noble Passion für taghell erleuchtete Räume besaß (nicht Petroleum, am liebsten Oel, am allerliebsten Kerzenlicht), hüllte sich in ihre schwedischen Handschuhe, um mit deren Hilfe und einem leisen Seufzer, den ihr jeden Abend ihr bescheidenes Lämplein abpreßte, Licht anzuzünden. Jeden Abend gereichte ihr die Vorstellung zum Trost: welchen feenhaften Eindruck die Solitude bei Kerzenglanz machen würde. Zur Feier ihres sechzigsten Geburtstages sollte Schwabing dieses Ereignis bestaunen, Grund genug für Gismonda, das Ende ihrer fünfzig Jahre sehnlichst herbeizuwünschen.

Jener Winkel der Solitude, der den Namen Boudoir trug, war erleuchtet. Gismonda umschleierte die häßliche Lampe mit einer Riesenhülle aus rosa Seidenpapier und zerknitterten seidenen Äpfelblüten, schloß die Läden, steckte die aus den verschiedensten Courschleppen genial komponierten Gardinen zusammen und deckte sodann ein Tischchen für den afternoon tea — alles mit den Schwedischen an ihren Händlein.

Nachdem diese Vorbereitungen vollbracht waren, sah es auch wirklich recht niedlich aus: das Tischchen mit dem blütenweißen Deckchen und einem der herzoglichen japanischen Theeservice, mit dem Körbchen selbstgebackener Zwiebacke und in einem chinesischen Väschen — von Gismonda auf den feierlichen Namen „Jardiniere" getauft — ein Sträußlein purpurfarbiger Blüten.

Ungeduldig erwartete jetzt die kleine Hofdame ihre große Prinzessin — denn dieses Verhältnis hatte sich im Lauf der Jahre zwischen den beiden Bewohnerinnen des Idyllenhäuschens herausgebildet; und während sie wartete, stellte sie ihre stillen Betrachtungen an.

‚Wie sich der Mensch doch an alles gewöhnt! Sogar an die Kunst. Wenn Ihre Hoheiten geahnt hätten, daß es unter diesen Leuten ein Wesen geben könnte, wie meine liebe Lange eines ist: durch und durch comme il faut und ladylike. Dabei keine Spur von einem Modell oder sonst etwas Unanständigem. Und daß die Kunst selbst etwas so Hübsches sein kann, etwas so — Großes. Jawohl: Großes! Das hätten Ihre Hoheiten niemals geahnt, das weiß aber ich. Meine liebe Lange hat es mich gelehrt. Ueberhaupt sie! Ach Gott, aber —‘

Und jetzt brachen über das Gemüt Glöckleins tausend Aengste und Befürchtungen herein. Denn: ‚Sie hält es hier nicht aus. Nein, nein! Es ist etwas in ihr; wohl von ihrer Mutter her, die immerhin ein Modell gewesen war. Das soll so sein in der Welt. (Mit einem scheuen Blick auf das Porträt Seiner Höchstseligen Hoheit.) Und dann kann sie eben nichts dafür. Wäre ich nur größer, ich wollte ihr schon helfen. Aber so kann ich nichts für sie thun, rein gar nichts! Es ist wirklich sehr ungerecht, daß ich so klein bin.‘

Und das sagte sie Seiner Hoheit so paff ins Gesicht hinein. Im nächsten Augenblick bereits erstarrte sie schier vor Schreck über solchen völligen Mangel an schuldiger Devotion. Beinah wäre sie aufgesprungen, hätte sich kerzengerade hingestellt und mit ihrem perfektesten Hofknicks Seine Hoheit unterthänigst um Verzeihung gebeten. Aber der Durchlauchtigste Herr lächelte so harmlos huldreich auf sie herab, als könnte Hochderselbe sich absolut nicht erinnern, irgendwie an dieser Miniaturfigur schuld zu sein.

Dann erschallte ein helles Klingelchen, das sich entschieden die Stimme des Glöckleins zum Vorbild genommen hatte, und Gismonda huschte hinaus, um ihrer lieben Langen die Pforte der Solitude zu öffnen.

Die beiden Damen saßen beim Thee. Nachdem Regenmantel und Kapuze abgeworfen, erschien Prisca in ihrer ganzen germanischen Eckigkeit, dafür aber auch in dem vollen Schmuck ihres hellen, prachtvollen Haares. Sie trug es in starken Zöpfen einfach um den Kopf gewunden, was ihr das Aussehen einer Achtzehnjährigen gab.

„Und dein Bild ist noch immer nicht verkauft?" klagte das Glöcklein. „Was wollen die Menschen denn eigentlich? Ich kann mir nur denken, daß den Leuten dein Bild zu klein ist. Male doch nur um Himmels willen große Bilder. Du kannst es ja. Du kannst alles."

„Wie schade, daß deine Hoheiten nicht mehr am Leben sind, die hätten mir sicher meine Riesenbilder samt und sonders abgekauft. Ich habe eben meine rechte Zeit verpaßt."

Prisca sprach wie von tiefster Ueberzeugung durchdrungen. Sie wußte, daß sie ihrer kleinen Freundin kein größeres Vergnügen bereiten konnte, als wenn sie deren Höchstselige Hoheiten als die wahren Mediceer hinstellte. Ein leiser, zweifelnder Seufzer Gismondas sollte der zuversichtlichen Behauptung der jungen Künstlerin bescheidentlich widersprechen. Aber Prisca wiederholte ihre Meinung mit solchem Nachdruck, daß des Glöckleins Gemüt von Gewissensbissen gepackt ward, sie hätte dem heiligen Gedächtnis ihrer Herrschaften ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt, und mit Seiner Hoheit wäre ein erhabener Beschützer der Künste dahingegangen! Und von wem sollte sie selbst dieses erstaunliche Verständnis für Kunst empfangen haben? Etwa von ihrem Vater, dem Hoflakeien?

In glückseliger Verschämtheit über dieses neue, bedeutsame Argument stippte sie ihren Zwieback in den Thee, nicht wagend aufzusehen, um nicht dem Blick Seiner Hoheit zu begegnen.

Prisca unterbrach das feierliche Schweigen, indem sie mit ihrer sonnenhellen Stimme lustig sagte:

„Uebrigens komme ich auch ohne deine Hoheiten durch die Welt. Freilich nicht ganz so leicht und bequem. Große Bilder! Du triffst eben immer das rechte. Ich muß große Bilder malen. Wenn ich damit durchkomme — und ich komme durch! — so habe ich das auf Gottes weiter Erde keiner Menschenseele zu danken als dir, du liebes, feines, silberhelles Glöcklein. Aber um solche riesigen Sachen überhaupt machen zu können, muß ich einen großen Raum haben; zum mindesten noch einmal so groß, als unsre ganze herrliche Solitude ist. Das wird meine weise Hofdame doch wohl einsehen?"

„Noch einmal so groß? Aber Prisca! Ein solches Atelier giebt es ja gar nicht."

„In München schwerlich. Hier ist alles winzig. In Italien giebt es die vielen alten Paläste. Manche sollen ganz leer stehen, sollen verfallen, ohne daß man sich darum kümmert. In einem oder dem andern fände ein Sonntagskind vielleicht billige Unterkunft. Da könnte ich dann malen."

„O Prisca!"

„Nun ja, liebes Glöcklein. Ich war heute auf dem Zentralbahnhof und erkundigte mich dort wegen eines Billets nach Rom. Denke dir, es kostet nur siebenundfünfzig Mark! Der Mann fragte, ob ich kein Rundreisebillet nehmen wollte? Es käme bedeutend billiger und gälte zwei volle Monate. Ein Rundreisebillet, süßes Glöcklein! Und nach zwei Monaten in Rom wieder nach München zurück!"

So war es denn glücklich heraus... Aber es dauerte eine gute Weile, bis Gismonda begriffen hatte, daß sie ihre liebe Prisca in kurzer Zeit und für lange verlieren sollte. Je weniger sie klagte, um so mehr griff es Prisca ans Herz. Die ganze Woche hindurch sah sie sich nach einem Ersatz für das treulose Pflegekind der Solitude um; und schließlich fand sie auch einen solchen. Es war eine junge Dame der höheren Stände, welche die Vorzüge des Schwabinger Lustschlosses nach Gebühr zu schätzen wußte; obenein Künstlerin und nach Menschenmöglichkeit hoch aufgeschossen. Aber das Glöcklein mochte von keinem Ersatz für ihre liebe Prisca hören. Ihr Kämmerchen sollte leer stehen bleiben, und die kleine Dame wollte zu ihren sieben Pfund Rindfleisch pro Monat zurückkehren: hatte sie doch dazu die Menus von der herzoglichen Hoftafel aufliegen.

„Es mußte wohl einmal so kommen," meinte das arme Geschöpf weinerlich. „Wenn es nur nicht Italien wäre! Das Land mag ja wohl angehen. Aber die Leute dort. Wenn du das Land mit all seinen Apfelsinen- und Zitronenbäumen auch noch so schön abmalst, mit den Leuten wirst du dein blaues Wunder erleben. Unter uns gesagt: ich begreife Bismarck nicht. Er weiß doch ganz gut, daß es alle Deutschen immerfort nach Rom zieht, und daß sie dort von diesen abscheulichen Italienern rein ausgeplündert werden. Warum hat der Mann denn aus Italien nicht eine deutsche Provinz gemacht? Er hätte es ja doch gekonnt, wenn er nur gewollt hätte; gerade so, wie du alles kannst, was du willst."

*

Die Vorbereitungen zur Reise wurden begonnen. War das auf der einen Seite eine Glückseligkeit! Prisca verglich sich mit einer Braut, die an ihrer Aussteuer näht. Seit sieben Jahren hatte sie gesammelt und gespart. Nun sollte sie ihren ganzen Schatz ausgeben dürfen, um dafür einen ganz andern Reichtum einzuheimsen: Lebensglück.

Da war vor allem ihre kleine Reisebibliothek: Heyses „Italienische Novellen", Gregorovius' „Römische Figuren", Allmers' „Schlendertage", Viktor Hehn, Hermann Grimm und Jakob Burkhardt. Prisca hatte alle diese Bücher gelesen und immer wieder gelesen; und wenn sie davon sprach, schlug sie ihre prachtvollen Augen mit einem leuchtenden Blick auf, der ihr ganzes Gesicht verklärte. In diesen Winterabenden mußte sich Gismonda zum dritten oder vierten Mal Goethes „Italienische Reise" vorlesen lassen. Aber je begeisterter darin die Grazie des Volkes gepriesen ward, um so mißmutiger bezeigte sich das Glöcklein.

„Das ist es ja eben! Die Grazie ist es! Ach, meine liebe Lange, die Grazie ist der Teufel, der in diesem Volke steckt. Gott behüte deine arme, reine Seele vor diesem Satan!"

Prisca meinte lachend:

„An mich ungelenkes, eckiges deutsches Ding macht sich der Versucher gar nicht heran. Wer von allen Grazien verlassen ist, auf den hat der leibhaftige Gottseibeiuns, der dort drüben sein Wesen treiben soll, überhaupt keine Absichten."

Aber mit der Miene einer Sibylle antwortete das Glöcklein:

„Gerade darum."

Prisca baute Luftschlösser und entführte dabei ihre Freundin von der Isar hinweg an den Tiberstrand.

„Wenn mein erstes großes Bild gemalt und glücklich verkauft ist, — ich verkaufe es selbstverständlich sofort — so komme ich umgehend und hole dich herüber: mit dem Eilzug in der zweiten Klasse! Dann gründen wir vor der Porta del Popolo eine römische Solitude. Darin hausen wir beide — mit deinen sämtlichen Hoheiten natürlich.

Gismondas matte Augen bekamen einen feuchten Schimmer; ein leuchtendes Lächeln huschte über das welke Gesicht:

„Ach ja, Prisca. Mit meinen Hoheiten in dem großen, ewigen Rom! Aber," so setzte sie kleinmütig hinzu, „es geht doch wohl nicht. Denn was sollten die hiesigen Münchener Herrschaften wohl von mir denken, wenn sie am Sonntag nicht mehr von mir gegrüßt würden? Ihre kaiserliche Hoheit, Prinzeß Gisela, haben mich erst letzthin durch ein ganz besonders huldreiches Nicken ausgezeichnet. Höchstdieselbe müßte mich ja für ganz abscheulich undankbar halten, wenn ich von München fort nach Rom gehen wollte."

Prisca erlebte, was wohl jeder erlebt, der zum erstenmal die Wanderschaft nach dem Süden antritt, die selbst in unsrer Zeit noch für manchen eine Wallfahrt bedeutet. Mit welcher Wonne studierte sie Landkarte, Fahrplan und Reisebuch immer und immer wieder. Stieß sie dabei auf den Namen Rom, so klang und rauschte es ihr durch das Gemüt wie das Wort der Verheißung, wie eine Verkündigung des Heils. Das Einpacken ward zum Fest. Als sie im Reisebureau an dem Promenadenplatz das Billet löste — auf Glöckleins flehentliche Bitte hin zweiter Klasse und für den Schnellzug — da klopfte ihr das Herz, als ob sie postlagernd unter Chiffer „Hoffnung" ihren ersten Liebesbrief abholte.

Dann machte sie ihrem lieben Rottmann unter den Arkaden einen Abschiedsbesuch.

„Trient, Verona. Wenn ich morgen an euch vorbeikomme, ist es leider schon Nacht. Wenn ich übermorgen aufwache, bin ich da!... Es war zu dumm von mir, dem guten Glöcklein

nachzugeben und zweite Klasse zu fahren. Für das viele Geld hätte ich eine halbe Woche in Florenz bleiben können. Aber meine treue Hofdame lamentierte gar zu erbärmlich. Ich will es also in Gottes Namen machen wie Goethe, der auch nirgends Ruhe hatte, als bis er durch die Porta del Popolo einziehen konnte: jetzt hast du dein Rom sicher! . . . Roma! Da ist es! So leuchtend, so herrlich, so unfaßlich groß. Roma antica! O ihr Säulen auf dem Forum! . . . Uebermorgen mittag komme ich an. Dann gehe ich sogleich über Kapitol und Forum nach dem Palatin. Uebermorgen — Prisca Auzinger! Ja, ist es denn nur möglich?"

Und sie dachte an ihren armen Vater, und daß sie jetzt wirklich dahin, dahin zog — ohne ihn.

*

Glöckleins helles Stimmchen war schon seit einer Woche vor Wehmut ganz matt, und an diesem allerletzten Tage erfüllte es die Gemächer der Solitude mit leisem Klageton. Gismonda hatte für den letzten afternoon tea ihr herrlichstes herzogliches Service aufgestellt und zum Souper ein eingemachtes Huhn mit Nudeln bestimmt. Statt der vulgären Petroleumlampe brannten an diesem Abend auf einem Armleuchter aus versilbertem Zinn fünf Kerzen, deren festlicher Glanz in Glöckleins Gemüt die Finsternis des Trennungsschmerzes ein wenig erhellte.

„Schicke mir ums Himmels willen ein Tagebuch. Ich beschwöre dich! Und wenn du das Fieber bekommst — daran in Rom die Menschen wie die Fliegen sterben sollen —, dann zerkoche gleich in einem Glase Rotwein eine Limone. (Die wachsen dort ja an den Bäumen, wie bei uns Aepfel und Pflaumen.) Davon mußt du jede Stunde einen Eßlöffel voll nehmen . . . Ach Gott, und die Modelle! Da drüben nimmst du gewiß sofort ein Modell ins Haus, und einer davon sticht dich tot. Uebrigens ist es auch ganz unschicklich für eine junge Dame, nach lebendigen Modellen zu malen. Wozu auch? Bis jetzt war ich so stolz auf dich . . ."

Ein Klang der Hausglocke unterbrach des Glöckleins Jeremiade, der Prisca mit einem träumerischen Lächeln zuhörte. Da die Aufwärterin, welche an diesem Abend ausnahmsweise in der Solitude anwesend war, hinreichend mit dem eingemachten Huhn und den Nudeln zu thun hatte, ging Gismonda selbst, um zu öffnen. Sie kam mit einer bürgerlich aussehenden Frau zurück, die ein gedrücktes Wesen und ein vergrämtes Gesicht hatte.

„Besuch für dich, Prisca. Frau Pirngruber hat gehört, du reisest nach Rom, wo sie eine Tochter hat. Sie sagt, ihre Tochter sei mit dir zusammen in die Schule gegangen."

Prisca erinnerte sich sofort der hübschen, lustigen Fanny Pirngruber. Auch daß sie schon seit vier Jahren in Rom sei, fiel ihr jetzt ein. Sie freute sich sehr, dort eine Schulkameradin wiederzufinden, und fragte nach ihrer Adresse.

„Ich habe sie Ihnen aufgeschrieben mitgebracht; denn ich wollte Sie recht sehr bitten, sich einmal nach unsrer Fanny umzusehen. Wir hören gar nichts mehr von dem Kinde; es ist gewiß etwas mit ihr geschehen. Aber was? Als sie damals vor vier Jahren nach Rom ging, meinten wir, sie käme direkt in den Himmel, da doch in Rom der heilige Vater ist und Sankt Peter, der den Himmelsschlüssel hat. Und ihre Stelle als Bonne für die beiden kleinen Mädchen des Herrn Cavaliere — den Namen kann unsereins nicht aussprechen; er steht hier aber aufgeschrieben . . . Sehen Sie, liebes Fräulein Auzinger, fünfzig Mark monatlich und freie Station, und dann in Rom, wohin doch immer gewallfahrtet wird, und wo mehr Kirchen sein sollen als bei uns Häuser — unsre Fanny konnte sich ja gar nichts Besseres wünschen. Alle Monat schrieb sie, schickte Geld und that, als wäre sie im gelobten Lande. Denken Sie sich, alle Tage Wein! Die Kinder waren nett, die Frau Cavaliere kümmerte sich im Hause rein um gar nichts, und der Herr — na, der muß so ein rechter Welscher sein; die Fanny mochte ihn nicht ausstehen, was mir ganz lieb war. Denn bei solchen Italienern weiß man ja gar nicht, wie sie eigentlich sind. Aber dann weniger, immer weniger Briefe.

„‚Was denn wäre?' fragten wir. — ‚Nichts wäre,' antwortete sie. ‚In Rom gäbe es jetzt schlechte Luft, die könnte sie nicht vertragen, und einmal hätte sie auch schon das römische Fieber gehabt.' ‚Da sollte sie doch nach Hause kommen,' schrieben wir. ‚Das könne sie nicht, der Kinder wegen. Die Frau Cavaliere bekümmere sich eben um rein gar nichts, und sie müsse der Kinder wegen dableiben.' Das war ja nun brav von der Fanny. Und von ihm, dem Herrn Cavaliere, keine Silbe.

„Jetzt schreibt sie fast nie mehr, schickt auch kein Geld, so not es uns thut bei den schweren Zeiten. Und älter wird man auch. Und alles ist hier so teuer. Bitten möchten wir die Fanny nicht. Wozu erst bitten? Sie weiß es ja.

„Und wenn sie uns einmal schreibt, merkt man, daß es sehr vergnügt klingen soll. Es klingt aber sehr traurig. Von der schlechten Luft und dem römischen Fieber kein Wort mehr. Auch von der Frau und dem Herrn Cavaliere kein Wort. Nur immer von den Kindern: sie müsse und müsse bei den Kindern bleiben.

„Was sollen wir thun? Liebes Fräulein, nicht wahr, Sie besuchen unsre Fanny und schreiben uns, wie es ihr geht?"

Prisca tröstete die bekümmerte Frau und versprach der Dankbaren, ihre Tochter sofort aufzusuchen. Nach ihrem Weggang blieb sie in nachdenklicher Stimmung zurück.

Aber nun trat Gismonda ihr Herrscheramt an. Mit hundert kleinen, listigen Künsten verstand sie es, ihrer lieben Langen über die tiefe Wehmut der letzten Stunden des Beisammenseins hinwegzuhelfen.

*

Priscas Reisetag fiel in die letzte Novemberwoche und war so dunkel wie des Glöckleins Gemüt. Die kleine Dame hielt sich jedoch tapfer. Sie schwärmte von dem blauen Himmel Roms, beschwor ihre liebe Lange, für die Bilder Ihrer Hoheiten dann und wann in einem Schächtelchen frische Blumen zu schicken — so recht mitten im Winter! — und unterdrückte, Prisca zuliebe, jeden Ausbruch von Mißtrauen gegen die Italiener, die ihr nun einmal in tiefster Seele verhaßt waren.

Natürlich fuhr sie mit zur Bahn, dermaßen in herzogliche Tücher eingewickelt, daß sie sich unter Priscas Siebensachen wie ein Stück Handgepäck ausnahm. Auf dem Perron trippelte sie eilfertig neben ihrer letzten und liebsten Freundin auf der Welt her und rief in hellstem Glockenton:

„Rom, zweite Klasse!"

Dann stellte sie sich vor der offenen Coupéthür auf das Trittbrett und schien Lust zu haben, dem Schaffner, als er die Thür schließen wollte, mit ihrem gewaltigen Regenschirm zu Leibe zu gehen. Jedenfalls wich sie nicht eher, als bis sie ein in weißes Seidenpapier gewickeltes, mit rosa Seidenband gebundenes Paket Schokolade aus der Tasche gezerrt hatte. Das schleuderte sie in den Wagen, der sich bereits in Bewegung setzte, schluchzte laut, sprang vom Trittbrett herab und stürzte davon.

Ohne sich an das Lachen der Leute zu kehren, lief sie zum Bahnhof hinaus. Bitterlich weinend stieg sie in ihren Schwabinger Tram, kehrte sie in ihre einsame Solitude zurück. Zu Mittag gab es ein winziges Stückchen Rindfleisch, das in einer wässerigen Brühe schwamm, und zum erstenmal lag dazu kein Menu der Hoftafel auf.

VI.

Die Fahrt ins gelobte Land.

An diesem Tage fiel Priscas letzter Blick aus dem Wagenfenster unmittelbar hinter Ala auf lange Strecken öder Schneefelder. Dann schlief sie trotz aller Erwartung und Aufregung fest ein.

Als sie erwachte, glaubte sie zu träumen. Im hellen Morgenlicht frühlingsgrüne Felder mit schlanken Bäumen, deren Stämme und zartes Laubwerk in hellem Silberglanz leuchteten. Die glanzvollen Haine stiegen aus der Ebene in weichen Wellen hügelan, umhüllten helle, mit fröhlichen Altanen geschmückte Landhäuser und ließen die schimmernde Laubflut ihrer Wipfel um schöngeformte Höhen branden.

Hierauf ein ausgedehntes Thal, von lieblichen Bergketten umschlossen, mit grauen Städten auf den Gipfeln, die sich in langgeschwungenen, herrlichen Linien über den Oelwäldern hinzogen.

Jetzt eine große Stadt.

Schlanke Türme, Kuppeln, Paläste, immergrüne Gärten. Mitunter eine steife, hohe Cypresse, scharf die Luft durchschneidend.

Der Zug hält. Laute einer fremden, klangvollen Sprache schlagen an Priscas Ohr.

„Firenze!"

Prisca Auzingers Kindertraum war erfüllt, war zur Wahrheit geworden!

In Florenz stieg ein junger Deutscher zu Prisca, der es seltsam vorkam, daß alle Welt nicht voller Erstaunen sie anstarrte: ‚Wie kommst denn du nach Italien?'

Prisca mußte aber ihrerseits den Landsmann immerfort anschauen, ein Benehmen, über dessen Unschicklichkeit das Glöcklein einfach außer sich geraten wäre. Indessen ein deutscher Reisegefährte auf dem Wege zwischen Florenz und Rom! Und dann: genau so mußte ihr armer Vater ausgesehen haben, bevor er ihre arme Mutter geheiratet hatte.

Der junge Fremde war hühnenhaft groß. Eine schlanke, athletische Gestalt, helles, gelocktes Haar um ein Gesicht, darauf es wie ein Schimmer unsterblicher Jugend lag. Die blauen, strahlenden Augen, die tiefroten, lachenden Lippen — Prisca Auzinger, voll harmloser Freude über das sonnige Menschenkind, gestand sich: ‚Das ist der schönste Mann, den du jemals sahst.'

Auch sie schien dem Reisegefährten aufzufallen und ihm — seinem warmen Blick nach zu urteilen — sehr sympathisch zu sein, ein Geschmack, der des Glöckleins lieber Langen unverständlich erschien. Er mußte sie ja grundhäßlich finden! Besonders wenn er von ihr hinweg auf diese paradiesische toskanische Landschaft blickte.

„Wie schön! Wie wunderschön!"

Prisca rief es unwillkürlich laut aus bei dem Anblick eines mit Cypressen und Steineichen bewachsenen, braunen Tuffsteinhügels, der wie ein Gemälde von Böcklin auf der saftgrünen, mit gelben Blumen gesprenkelten Wiese inmitten von Sonnenfluten dalag. In ihrer Begeisterung hatte sie gar nicht daran gedacht, daß sie nicht mehr allein war.

„Reisen Sie etwa um der Schönheit willen nach Italien, mein Fräulein?" rief eine wohllautende Männerstimme spöttisch.

Das war nun eine seltsame Frage! Verdutzt wandte sich Prisca nach dem Sprecher um, dessen ganzes Gesicht leuchtende Heiterkeit und Schönheit war.

„Aber, mein Gott! Reisen denn Sie nicht der Schönheit willen nach Rom?"

„Ich? Ganz und gar nicht! Das sollte mir einfallen. Der Schönheit willen? Gewiß nicht!"

Prisca mißtraute ihren eignen Ohren.

„Weshalb gehen Sie sonst nach Italien?"

„Ich habe für Rom vom Staat ein Stipendium erhalten. Also muß ich in Gottes Namen von Staats wegen nach Rom gehen."

„Wie sonderbar Sie das sagen. Sind Sie Archäolog oder Historiker?"

„Keines von beiden, sondern Maler."

„Ja, aber —"

„Das scheint Sie in Erstaunen zu versetzen?"

„Ich verstehe gar nicht... Sie sagten doch vorhin, daß Sie nicht der Schönheit willen nach Rom gingen?"

„Ganz gewiß nicht."

„Aber Sie sind doch ein Künstler?"

„Und zwar ein leidlich guter. Wenigstens halte ich mich selbst für einen solchen. Was die andern zu meiner Malerei sagen, das gesamte kunstsinnige Publikum, kümmert mich nicht im geringsten. Das Stipendium hat man mir doch geben müssen. Wäre es wenigstens für Holland oder die Normandie gewesen, anstatt für dieses typische, langweilige Rom."

Prisca stammelte:

„Verzeihen Sie, aber ich verstehe Sie wirklich nicht. Sie müssen nämlich wissen, daß ich selbst Malerin bin, und eben jetzt im Begriff stehe, die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches zu erreichen."

„Ach so! Sie gehen nach Rom, um in der ewigen Stadt mit Pinsel und Palette der sogenannten ‚göttlichen Schönheit' zu Leibe zu gehen?"

Und der „Schönste der Männer" brach in ein herzliches Lachen aus, das so sonnig war wie der ganze Mensch.

Immer verwirrter wiederholte Prisca:

„Ich verstehe Sie ganz und gar nicht."

„Sehr einfach: alles Schöne — was man so nennt — ist mir unleidlich, ist mir geradezu verhaßt. Eine sogenannte schöne Landschaft, schöne Beleuchtung, schöne Linie und vor allem einen schönen Menschen finde ich unausstehlich. Für mich ist nur das sogenannte Häßliche schön."

‚Also darum gefalle ich dir,' dachte die ehrliche Prisca inmitten ihres Entsetzens. Sie mußte sich eine Weile besinnen, ehe sie den fanatischen Anbeter des Unschönen fragen konnte:

„Und was malen Sie eigentlich?" Fast hätte sie hinzugesetzt: „Sie Unglücklicher?"

„Was ich male? Alles, was mir gefällt. Also alles, was man allgemein häßlich findet."

„Zum Beispiel?"

„Einen häßlichen Menschen, eine häßliche Mauer. Oder eine langweilige Landstraße, oder den niederträchtigsten Regenhimmel, und was in solche Luft paßt: eine in Lumpen gehüllte Gestalt, ein Kehrichthaufen, eine Pfütze, oder sonst etwas recht Trostloses und sogenannt Unschönes."

Er sagte das mit solchem heiligen Ernst, solcher inbrünstigen Ueberzeugung, daß jede Uebertreibung ausgeschlossen schien. Dabei kam er Prisca von Minute zu Minute strahlender und schöner vor, in Wahrheit eine glanzvolle Menschengestalt.

„Und Sie gehen nach Rom," sagte sie nach einer Weile leise, fast traurig. „Werden Sie auch in Rom malen?"

„Gewiß. Ich lebe nur, wenn ich arbeite. Und ich will unersättlich leben. Denken Sie doch, wie jung ich noch bin!"

Und wieder ertönte sein helles Lachen.

„Aber was werden Sie denn in Rom malen? Bitte, stellen Sie sich das doch nur vor: in Rom!"

„Ich werde mir in Rom ein möglichst großes Atelier mieten, mir darin eine möglichst große Leinwand aufspannen und irgend eine römische Straßenscene komponieren. Etwa ein altes, fieberkrankes Weib, gegen eine zerbröckelnde Mauer lehnend. Oder sonst etwas dergleichen."

„Sie werden aber doch in den Vatikan gehen?"

„Zum Heiligen Vater?"

„Zu Raffael und Michelangelo."

„Aber wozu denn?"

Prisca sah von jetzt ab steif aus dem Fenster. Sie fuhren am Berg Soracte vorbei, und das große Epos der römischen Landschaft begann.

Obgleich der junge Fremde Prisca weniger anging als der antike Meilenstein draußen an der Landstraße, fühlte sie doch gegen ihn Zorn und Schmerz im Herzen. Er war ein Deutscher! Und die gute Seele schämte sich ihres Landsmanns mit dem strahlenden Siegfriedgesicht und dem sonnigen Lachen.

VII.

Erste Eindrücke.

Die römische Campagna!

Die christlichste Seele konnte beim Hochamt nicht andachtsvoller durchschauert werden, als es jetzt Prisca geschah. Sie durchfuhr eine Galerie von Rottmann, Preller, Claude Lorrain, die Wirklichkeit geworden war.

Die weite, wüste Steppe mit den Herden silbergrauer, mächtig gehörnter Rinder und langmähniger Pferde, welche, vor dem Bahnzug in wilder Flucht davonjagend, von dem berittenen Hirten im schwarzen, flatternden Mantel, mit lanzenähnlichen Stecken zusammengehalten wurden ... Das zerrissene, gelbe Tiberbett, mit den olivenfarbenen Wogen und der Wildnis vertrockneter Farnkräuter am Ufer ... Tiefe, geheimnisvolle Schluchten voll dunkeln Lorbeers, darunter gewiß ein Nymphlein schlummerte, ein junger Faun die Flöte blies ... Braune, steile Hügel mit braunem, altem Römergemäuer, welches langsamen, lautlosen Fluges Falken umkreisten ... Das schimmernde Sabinergebirge mit seinen hochgelegenen trotzigen Bergstädten, inmitten der Felsenwildnis und Einsamkeit ...

Und Prisca gedachte ihres armen Vaters, dessen Sehnsucht bis zu seiner Todesstunde „dahin, dahin" gestrebt hatte.

Dann verwilderte Gärten, dunkle Haine. Hier Pinien, dort Cypressen! Verlassen aussehende Landhäuser mit zerbrochenen Marmorbildern. Ruinen. Immer wieder Ruinen. Mehr und mehr! Der zertrümmerte Bogenbau einer antiken Wasserleitung. Unmittelbar neben der Bahn blaues Basaltpflaster einer antiken Landstraße. Volk der Sabina zu Fuß, zu Pferd, im zweiräderigen bunten Karren. Die Albanerberge mit einem leuchtenden Städtekranz. Noch immer Ruinen! Und dann — ja dann war Prisca Auzinger in Rom.

*

Das Getöse des römischen Lebens betäubte sie, der Eindruck der modernen häßlichen Straßen bewirkte einen traurigen Rückschlag ihrer bis zum

Himmel gehobenen Empfindung. Mechanisch wiederholte sie die Adresse, die ihr hellockiger Landsmann ihr auf dem Perron beim Abschied zugerufen hatte. Es war eine Atelieradresse: Villa S . . . vor der Porta del Popolo.

„Dort sehen wir uns wieder, Kollegin!"

Und der ganze Mensch hatte sie angelacht und angeleuchtet wie römischer Sonnenschein.

Aber Prisca wäre über die „Kollegin" fast zornig geworden. Denn sie, die Tochter Joseph Auzingers, das geistige Patenkind des alten Rottmann, die Kollegin eines Menschen, der nach Rom ging, nur weil er für Rom ein staatliches Stipendium erhalten hatte; eines Menschen, der nicht die Sixtinische Kapelle, nicht die Stanzen besuchen würde, denn: „Wozu?" Prisca die Kollegin eines Menschen, der ein Künstler sein wollte, und zwar ein leidlich guter, und dabei solche Lästerungen wider den heiligen Geist ausstieß? Noch dazu mit solchem Gesicht!

Schon in München hatte Prisca mit Hilfe ihres lieben Glöckleins jedes im Bädeker verzeichnete römische Gasthaus einer so eingehenden Betrachtung unterzogen, als das ein bloßer Name nur irgend zuließ. Das Glöcklein war zuerst für das Albergo der „Minerva" begeistert, weil diese so wohltönende Fremdenherberge Eigentum einer geistlichen Genossenschaft war. Als es aber vernahm, die „Minerva" gehörte dem Jesuitenorden, legte sich ihr Enthusiasmus vollständig, und Priscas Hofdame sprach ihre heilige Ueberzeugung dahin aus, daß in dem Gasthause zur männlichen Heidengöttin junge unbeschützte Damen von den Jesuiten mittels Maccaroni und Risotto vergiftet würden.

Schließlich hatte man sich in der Solitude über ein bescheideneres Absteigequartier dritten Ranges in der Via Bocca di Leone geeinigt, eine Straße in unmittelbarer Nähe des Corso und des Spanischen Platzes: des Spanischen Platzes, liebes Glöcklein, mit der berühmten Spanischen Treppe! Sie mußte ihrer kleinen Anstandsdame den Namen der Straße in ihr geliebtes Deutsch übertragen: Bocca di Leone: Löwenrachen. Darob war großes Jammergeschrei entstanden: der Scylla des Jesuitenhotels glücklich entronnen, sollte ihre liebe Lange ein Opfer der Charybdis und direkt vom Rachen des Löwen verschluckt werden. Aber Prisca beharrte auf ihrer Wahl.

Ein schmales Zimmer, mit Ziegelsteinen gepflastert, mit grellroten Vorhängen, goldgelben Möbelbezügen und einer gewaltigen eisernen Bettstatt, dunkel und öde. Ach, und kalt, eisig kalt . . . Aus ihrem Fenster, dessen Scheiben von der Gottesgabe des Wassers nichts wußten, blickte Prisca durch einen Schleier von Staub und Schmutz in einen engen Hof hinab, dessen graues Mauerwerk von oben bis unten mit aufgehängter Wäsche drapiert war. Aber aus der Tiefe leuchtete ein über und über mit scharlachroten Blüten bedeckter hoher Kamelienbaum zu ihr herauf, und in einen altrömischen Marmorsarkophag fiel aus dem Munde einer antiken Maske ein Wasserstrahl rauschend nieder.

Wunderbar und wundervoll war auch die Mahlzeit in dem echt römischen Gastzimmer des kleinen Albergo. Es war eine wahre Wonne, mit dem braunen, schlanken Knaben, der sie bediente, in ihrem besten Italienisch zu plaudern. Sogar die römische Speisekarte vermochte sie so ziemlich zu entziffern. War das ein Stolz! Etwas schmerzlich empfand sie allerdings, daß ihr, statt der sehnlich erwarteten Suppe, eine merkwürdig süße Speise: „zuppa inglese" oder „betrunkener Zwieback" als erstes Gericht vorgesetzt wurde. Aber mit den Maccaroni hatte sie es durchaus richtig getroffen. Und welch ein aufgehäufter Teller! Und dazu der rote Wein von den Castelli romani in einer winzigen, strohumflochtenen Flasche. Und das Dessert, bestehend aus in Italien gepflückten Orangen, in Italien getrockneten Feigen . . .

Ueber Wein und Dessert machte sich Prisca heftige Gewissensbisse. Aber die Ankunft in Rom mußte doch gefeiert werden!

Eigentlich war es eine Schande, in Rom zu sein und in einem häßlichen, dunkeln Zimmer zu sitzen und wie ein Werwolf zu essen. Zum Glück waren es Maccaroni alla napolitana — einen Kalbsbraten hätte sie sich niemals verziehen.

Auch mußte sie gleich bei dieser ersten Gelegenheit die beunruhigende Entdeckung machen, daß sie ihren Münchner Appetit auch nach Rom mitgebracht hatte.

Aber dann eilte sie hinaus.

Es dämmerte bereits: die Dämmerung des Südens mit ihren durchleuchteten Schatten und einem in flammendem Abendrot stehenden Himmel, dessen Widerschein die hellfarbige Tünche der Häuser, den goldigen Travertin von Kirchenfassaden, Palästen und Ruinen in Gluten auflodern ließ.

Gleich einer goldenen Himmelsleiter lag vor Prisca die Spanische Treppe, gekrönt mit dem Obelisken des Augustus und der Kirche Trinità dei Monti, von einer feurigen Aureole umflossen. Die bunten Gestalten der römischen Modelle, die auf den Treppen ihr munteres Wesen trieben, erschienen ihr wie die Bewohner einer andern Welt. Das Plätschern und Rauschen des Brunnens auf dem Platz; die Menge der von der Korsofahrt heimkehrenden Wagen und schönen Equipagen; die vielen Blumenverkäufer mit den wandelnden Blumenbeeten auf dem Kopfe; das Gedränge der Spaziergänger aller Nationen — alles steigerte die unirdische Stimmung, darin sie sich befand.

Immer wieder aber bestaunte sie diese Blumenfülle mitten im Winter. Welche Massen von Blumen, die ihr angeboten wurden, die sie alle hätte kaufen können: Narzissen und Anemonen, Rosen und Kamelien, Azaleen und Veilchen, einen ganzen deutschen Frühling von Veilchen! Sie ging durch die Condottistraße und gelangte auf den Korso, den eine doppelte Reihe von

Equipagen füllte, und den Massen von Fußgängern sperrten. Im Gedränge eingekeilt, stand Prisca und sah die Schönheiten der römischen Aristokratie in den Wagenpolstern lehnen, mit jener göttlichen Anmut, davon sie selbst nichts, gar nichts, besaß und die sie doch so ganz gefangen nahm.

Dann ließ sie sich von dem Menschenstrom der Richtung zutreiben, wo, wie sie wußte, Kapitol und Forum lagen. Sie fragte möglichst oft nach dem Wege, und wäre es auch nur gewesen, um die Laute der fremden Sprache zu hören, dieser Sprache, die schon so viele Herzen berückt und berauscht hat, für so viele zum verderblichen Sirenengesang geworden ist.

Um sich herum hörte sie französisch, englisch, deutsch sprechen, was sie in Empörung versetzte; namentlich ihre eigne Muttersprache deuchte ihr unleidlich. Sie war doch nicht nach Rom gekommen, um deutsch reden zu hören: norddeutsch und — sächsisch!

Die Dunkelheit war angebrochen, als sie zwischen Palmen und Blütenbüschen zu dem feierlichsten Platze Roms emporschritt. Die Finsternis erhöhte das Geheimnisvolle der unbekannten Stätte.

Der Mann auf dem bronzenen Pferde war also Marc Aurel, und jene majestätische Treppe vor dem Senatorenpalast, diese lange, festliche Säulenhalle des andern, den engen Raum abschließenden monumentalen Baues, hatte Michelangelo erdacht . . .

Und jetzt stand Prisca über dem Forum.

Unter ihr lag die Größe der römischen Welt in Trümmer zerschlagen; feierliche Säulen stiegen, wie einsame stolze Menschengeister, aus Verwüstung und Verfall zu einem strahlenden Sternenhimmel empor.

Ihr gegenüber der gigantische Schattenriß des Kolosseums und, schmal und lang, ein Ruinenberg, darauf die Wipfel von Palmen und Cypressen scharf von dem hellen Himmel sich abhoben.

Der Palatin!

Und Prisca dachte bei diesem Anblick, daß sie, die Glaubensstarke, eine Wallfahrt angetreten habe und im Allerheiligsten angelangt sei. Ihre demütige, sehnsüchtige Seele warf sich der Gottheit zu Füßen und flehte um Kraft für den Kampf, den sie bestehen wollte; für den Kampf, sich selber treu zu bleiben bis zum letzten Atemzuge.

Und in ihr tief erregtes Gemüt zog ein feierlicher Friede, ein großes, festliches Glücksgefühl.

VIII.

Unter Lorbeer und Rosen.

Auf einem Hügel bei der Villa Borghese, zwischen hohen Lorbeer- und Laurustinuswänden, durch Rosenhecken von der Welt abgeschlossen, eine kleine Kolonie von Künstlerbehausungen, und Prisca die glückselige Bewohnerin eines solchen Wunderbaus.

Rings um sie her Ateliers und Kollegen!

Es kostete sie einen kleinen Kampf, bevor sie sich entschloß, dem guten Glöcklein das Entsetzliche mitzuteilen. Nachdem sie das Geständnis abgelegt, überhäufte sie sich mit Vorwürfen, die Gemütsruhe des treuen Geschöpfes gestört zu haben. Zum Glück hatte sie verschwiegen, daß ihr deutscher Reisegefährte, dessen ihre ehrliche Künstlerseele sich geschämt hatte, jene junge, strahlende Siegfriedgestalt, ihr nächster Nachbar geworden war.

Uebrigens kümmerte sie sich vorderhand gar nicht um ihre malenden und meißelnden Kollegen: sie hatte zu viel mit sich selbst zu thun. Die Herrlichkeit Roms überwältigte sie, und sie war dem Ansturm von Eindrücken gegenüber machtlos. Wie würde das Chaos jemals sich ordnen, wie sollte sie in dem Schwall von Schönheit sich jemals zurechtfinden, jemals so weit zur Ruhe gelangen, daß sie mit festem Geist und sicherem Blick aus der Ueberfülle von Motiven dasjenige herausgriff, was für sie naturgemäß war?! Allein römisches Licht und römische Luft leidlich anständig auf die Leinwand zu bekommen, bedurfte sie einer vollständig neuen Technik, deren Schwierigkeiten sie anfangs ratlos machten.

Das beschämende Gefühl ihres Nichtkönnens, das grausam klare Bewußtsein ihrer Unzulänglichkeit, ihrer jammervollen Kleinheit, überfiel sie oft mit solcher Gewalt, daß sie tagelang umherschlich, als hätte sie das römische Fieber. Sie war unfähig, Pinsel und Palette anzurühren. Jeder Blick aus dem Fenster ihres Ateliers erfüllte sie mit schmerzlicher Wonne, und Tag für Tag entrang sich ihrer Seele der Entzückungsruf — der Angstschrei:

‚Heilige Gottheit, wie schön! Wie unsäglich schön! Wer das malen könnte! . . . Ich kann es nicht.‘

Aber Tag für Tag nahm sie sich kräftig ins Gebet: ‚Holla, meine liebe Lange! Was ist denn das mit dir? Du bist ja das schwächlichste, erbärmlichste, unnützeste Malerwesen, das die Sonne bescheint. Noch dazu ist es die Sonne Roms, du jammervolle Kreatur! Gleich benimmst du dich anständig! Wer eine neue Sprache lernen will, der muß mit dem Abc anfangen. Also tapfer buchstabiert, mein Fräulein! Rom ist nicht in einem Tage erbaut — Rom malen wird nicht in einem Tage gelernt. Mutig begonnen, sonst ist eine gewisse Prisca Auzinger das erbärmlichste Geschöpf auf der Welt. Was würde das Glöcklein dazu sagen? Das würde ein Gebimmel hören lassen. Pfui, schäme dich, Lange!‘

In solcher Weise las sie sich gehörig den Text, was wenigstens so viel bewirkte, daß es sie aus ihren thatlosen Träumereien riß und ihr am Ende der zweiten Woche ihres römischen Aufenthaltes — allerdings etwas gewaltsam — den Pinsel in die zögernde Hand drückte, um das erste beste: eine von Rosen durchrankte Lorbeerwand, unter strahlendem Himmel, in strahlender Luft abzukonterfeien.

Selbst das war schwer genug!



Ankunft eines Marktschiffes, 1810.

Mit dumpfer Verwunderung sah sie zu, wie ihr germanischer Nachbar, der junge Siegfried, vor seinem Atelier eine gewaltige Leinwand aufspannte und ganz unverfroren frisch darauf los pinselte. Das häßlichste aller Modelle Roms ließ er der Länge nach in allen seinen Lumpen auf dem staubigen Boden mitten in der Sonne sich lagern. Das war das „Bild".

Rom nach allen Richtungen durchstreifend, war Prisca noch immer nicht im Vatikan gewesen. Sie wollte sich erst etwas mehr sammeln und fassen, sich erst mehr vorbereiten auf das Größte unter all dem Großen.

Aber bei ihrer rückhaltlosen Aufrichtigkeit gegen sich selbst erkannte sie ganz richtig, daß dies nur ein Vorwand und der eigentliche Grund dieser Unterlassungssünde Schwäche und Feigheit war.

Fast täglich kamen Briefe aus München vom Glöcklein. Das kleine Wesen behauptete steif und fest, gar keine Sehnsucht nach ihrer lieben Langen zu empfinden und mit Hilfe ihrer unerschöpflichen herzoglichen Menüs so vergnügt wie Gott in Frankreich zu leben — wäre in Rom nur eines nicht gewesen: jene lorbeerumgrünte, rosendurchduftete Künstlerkolonie auf dem Hügel bei der Villa Borghese! Die reizvolle Niederlassung deuchte der kleinen Hofdame tausendmal schrecklicher als Jesuitenhotel und Löwenrachen zusammengenommen. In einem ihrer Briefe berichtete sie, daß die gute Frau Pirngruber bei ihr gewesen sei, um sich zu erkundigen, ob das „liebe" Fräulein Auzinger noch immer nicht ihre arme Fanny besucht habe.

Den nämlichen Tag, wo diese leise Mahnung aus bedrängtem Mutterherzen in Rom eintraf, trat Prisca, einer schmählichen Selbstsucht sich anklagend, den Weg zu ihrer alten Schulkameradin an.

Der Cavaliere Ottavio Brugnoli wohnte am Barberinischen Platz. Prisca mußte die enge, finstere, schmutzige Steintreppe bis zum obersten Stock hinauf.

Oben stand die Thür weit offen, eine kreischende Frauenstimme, wüstes Kindergeschrei, ein brutales Schimpfwort aus Männermund drangen aus der Wohnung auf den Flur.

Zaudernd blieb Prisca vor der Schwelle stehen.

Eine Klingel existierte nicht, und ihr etwas beklommener Ruf ging bei dem Getöse verloren. Also schritt sie endlich vorwärts durch einen Flur, der einer Rumpelkammer glich, einem Zimmer zu, dessen Thür angelehnt stand.

Sie schaute hinein, und sie sah:

Einen großen, öden Raum, der seit Wochen nicht in Ordnung gebracht worden zu sein schien, mit einer weit offenen, auf eine Terrasse hinausführenden Thür, in der Mitte des Zimmers ein mächtiges, zerwühltes Bett; und darauf, halb angekleidet, ein nicht mehr junger Mann, mit einem so fein und edel geschnittenen Gesicht wie eine griechische Kamee. Er rauchte Zigaretten und trank schwarzen Kaffee. Dabei diktierte er — der Cavaliere war seines Zeichens Journalist — einer schwarzgekleideten Frauensperson mit ungekämmtem Haar einen wütenden politischen Leitartikel. Vielmehr, er schrie seine galligen Ausfälle gegen die Regierung mit heiserer Stimme seiner Sekretärin zu. Sie schrieb ihm nicht rasch genug, so daß er seine donnernde Philippika jeden Augenblick unterbrach, um sie mit Schimpfworten zu überschütten.

Die Schreiberin saß von der Beschauerin abgewendet, so daß Prisca nur ein kleines Stück des Gesichts erblicken konnte: eine hagere, fahle Wange. Sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam, aber sie rief plötzlich laut und angstvoll:

„Fanny!"

Niemals in ihrem Leben hatte Prisca ein solches Erbeben, solches Erschrecken gesehen. Als wäre ihr Name von einer Geisterstimme gerufen worden, fuhr das Mädchen in die Höhe und stand da in sprachlosem Entsetzen, zitternd vom Kopf bis zu den Füßen.

Der Schreck der Angerufenen übertrug sich auf Prisca, denn dieses verwahrloste, welke, kranke, jammervolle Geschöpf war die einstmals so frische, blühende, übermütige Fanny!

Ohne sich an den schönen Herrn auf dem schmierigen Bett zu kehren, eilte Prisca auf die Bebende zu.

„O Fanny, was fehlt dir? Du bist krank, Fanny! Du bist sehr krank! Erkennst du mich nicht? Ach, Fanny, so sprich doch!"

Aber Fanny stand regungslos und starrte mit weitaufgerissenen Augen auf die Angekommene, als sähe sie eine Erscheinung, zitterte und schwieg.

„Sage mir doch, was mit dir ist? Ach, Fanny, Fanny!"

Aber Fanny schwieg.

Da rief Prisca:

„Ich komme aus München. Ich soll dich von deiner Mutter grüßen."

„Meine Mutter!"

Es war wie ein erstickter Aufschrei, ein Schluchzen, ein Stöhnen... Der schöne Herr auf dem schmierigen Bett murmelte eine Verwünschung, und in der Thür des Nebenzimmers erschien eine kleine, fette Dame in schmierigem Unterzeug, das nicht unschöne Gesicht stark gepudert und das üppige schwarze Haar hoch auffrisiert. Ihre Kinder, zwei kleine Mädchen, wunderhübsche, zum Ausgehen prächtig aufgeputzte Geschöpfe, drängten sich vor.

„Was ist?" fragte die fette Dame mit schriller Stimme und aufgeregtem Blick.

„Eine Freundin von Fanny," erwiderte der Cavaliere mürrisch. „Was willst du? Diese Deutschen sind alle verrückt."

Jetzt kam Bewegung in die zitternde Gestalt. Sie trat unsicheren Schrittes auf Prisca zu und stammelte noch immer mit ihrem entsetzten Blick:

„O Prisca, bist du's? Komm fort! Was willst du in diesem schrecklichen Rom?"

„Was ich hier will? . . ."

Aber Fanny rief heftig:

„Schweige! Sprich nicht! Nicht hier. Komm fort."

Und indem sie Prisca mit sich fort zog, wieder ihre angstvolle Frage:

„Was willst du in diesem schrecklichen Rom?"

Sie führte die Jugendfreundin in ihr Zimmer.

*

Fannys „Zimmer" war ein fensterloser Raum, der einen schwachen Lichtschimmer durch die Küche erhielt. Das dunkle Gelaß sah genau so vernachlässigt und traurig aus wie seine Bewohnerin, die früher ihrer Sauberkeit wegen sprichwörtlich gewesen.

Auf Priscas Seele legte sich die Luft dieser Umgebung wie ein Alp. Sie hätte weinen mögen.

Fanny zündete eine dreiarmige messingene Oellampe an und schloß die Thüre. Dann schlug sie beide Hände vors Gesicht und begann krampfhaft zu schluchzen. Prisca umfaßte sie sanft und drückte sie auf den Reisekoffer hinab, der in dem elenden Raum statt einer Kommode dienen mußte und dicht neben der Thüre stand.

Auch Prisca setzte sich und ließ den Kopf der Unglücklichen an ihrer Brust ruhen.

Eine lange Weile blieben beide stumm. Dann begann Prisca zu reden, so leise, als liege ein Sterbender in der Kammer.

„Wie war es nur möglich, Fanny, daß alles so kam?"

„Meine Eltern, meine armen, braven Eltern!"

Und immer wieder in dumpfer Verzweiflung die nämlichen Worte:

„Meine armen, braven Eltern!"

Endlich gelang es dem innigen Zureden Priscas, das Mädchen zum Sprechen zu bringen. Prisca mußte sich tief herabbeugen und angestrengt lauschen, um die mühsam hervorgestoßenen, von häufigem Schluchzen unterbrochenen Worte zu verstehen.

„Zuerst war's solche Freude, als ich nach Rom kam, in ein gutes Haus, wo ich mein ehrliches Brot verdienen konnte. Es war im Sommer und die Familie in Villeggiatur drüben in Tivoli.

„Aber das Heimweh zuerst, ach, das Heimweh! Bei der schrecklichen Hitze die Welt wie ausgebrannt. Keine Blume und nichts Grünes als die grauen Oelbäume und die schwarzen Cypressen. Den lieben langen Tag über schrieen die Heuschrecken.

„Ich verstand keinen Menschen, und niemand verstand mich.

„Die Signora konnte mich von Anfang an nicht ausstehen und war immer wie in Wut gegen mich. Nur die Kinder hingen sehr an mir. Aber das Heimweh, ach, das Heimweh!

„Wenn ich an mein liebes deutsches Vaterland dachte, hätte ich laut aufschreien mögen.

„Da hatten sie mir so viel von dem Italien erzählt, als wenn dort das Himmelreich wäre; und mir schien's die Hölle selber zu sein. Nach Hause schrieb ich aber kein Wort davon.

„Und der Schmutz und die Faulheit! Kaum daß die Menschen bei der Hitze sich anziehen mochten. Den ganzen Tag lagen sie herum und schliefen. Rein zum Ekeln war's! „Oft dacht' ich: wie ist es nur möglich? Jetzt bin ich gerade so . . . Und immerfort meinte ich: du hältst es nicht aus! Die ganzen Nächte lag ich wach und dachte: du hältst es nicht aus! Aber dann schämte ich mich, so schnell wieder nach Hause zu kommen, zu meinen braven Eltern. Wie müßte ich mich erst jetzt schämen — Herrgott! Herrgott!

„Dann im Herbst kam Regen. Da wurde es etwas besser. Es war gerade, als wenn's wieder Frühling würde. Blumen blühten, und der Mensch konnte doch Atem holen. Ich aß etwas mehr und schlief besser. Aber das Heimweh behielt ich.

„Abends gingen wir spazieren. Die Signora kam dann aus ihrem Unterrock und ihrer Nachtjacke heraus, denn nur für die Passeggiata, wie es heißt, zog sie sich an: in Sammet und Seide, mit langer Schleppe. Und ebenso die Kinder. Die hatten Federhüte auf wie bei uns keine Prinzeß. Aber zu Hause war das schmierigste Zeug gut genug.

„Jeden Samstag kam aus Rom ein Freund des Herrn Cavaliere zu uns auf Besuch. Das war ein Feiner! Und blutjung. Er war ein Graf und sonst nichts. Was Arbeit war, wußte er nicht. Den halben Tag saß er im Café, und abends stand er an den Straßenecken, und bis spät in die Nacht hinein machte er im Salon den Hof. So sind hier Hunderte und Aberhunderte.

„Den Kindern brachte der Herr Graf jedesmal aus Rom Süßigkeiten mit. Sie hatten ihn lieber als ihren Vater, dessen ein und alles sie doch waren. Die Mutter kümmerte sich gar nicht um sie.

„Das Weib! Aber ich darf nicht den Stein aufheben — ich nicht. Lange Zeit wollt' ich's nicht glauben — ich wollte nicht. Ich war ganz krank davon, wie verrückt. Aber es war schon so; alle Leute wußten es. Ja, und keiner fand etwas dabei. Nicht einmal der eigne Mann, der doch die Kinder so schrecklich gern hatte — des andern Kinder!

„Ich verstand die italienische Sprache schon ganz gut und mußte alles hören, was die Leute sich über meine Herrschaft erzählten.

„Ach, das Heimweh! Und der Ekel, die Wut! Wieder packte mich's: zurück nach Haus, zurück zu meinen braven Eltern! Aber ich blieb doch . . . „Wie die Kinder mich dauerten! Und der Mann auch: weil er die Kinder des andern so herzlich gern hatte. Aber es soll hier so hergebracht sein; da konnte er denn auch nichts ändern.

„Er kümmerte sich gar nicht um mich. Nur wenn er mich zusammen mit den Kindern sah, die so sehr an mir hingen, blickte er mich an aus seinen kohlschwarzen, trübseligen Augen. Und dann dauerte er mich.

„An die Eltern mußte ich lauter Lügen schreiben. Hätten sie die Wahrheit gewußt, so hätte ich gleich heim müssen; denn nicht einen Tag würden sie mich in einem solchen Hause gelassen haben, meine braven Eltern.

„Und der armen Kinder wegen, die so an mir hingen, mußte ich bleiben.

„Mein Herr reiste in seinen Geschäften oft nach Rom. Bisweilen kam dann der andre, der junge Feine, längere Zeit zu uns hinaus und spielte dann den Herrn im Hause. Und kein Mensch fand etwas dabei.

„Im November zogen wir in die Stadtwohnung. Wie die aussah! Ueberall Schmutz und Unordnung. Aber wir hatten einen feinen Salon mit seidenen Vorhängen, Plüschmöbeln und einem prachtvollen Teppich. Ich ward in dieses dunkle Loch gewiesen.

„Aber ich hatte mich bereits so an das welsche Wesen gewöhnt, daß es mir schon ganz natürlich vorkam, als ob es gar nicht anders sein könnte. Auch mein Loch von Kammer machte mir nichts aus. Aus Liebe zu den Kindern und weil mein Herr gar so traurige Augen hatte, ertrug ich alles.

„In Rom gefiel mir's ganz und gar nicht; nicht einmal im Sankt Peter. Wenn ich an die beiden Türme von unsrer Liebfrauenkirche und an den lieben Marienplatz dachte, traten mir gleich die Thränen in die Augen. Aber mit dem Heimweh war es doch besser geworden.

„Der Herr fing an, freundlicher mit mir zu sein, wozu die Signora nur lachte. Seit der Herr mich beachtete, zeigte sie mir ihre Abneigung weniger. Damals verstand ich das gar nicht. Jetzt weiß ich, warum.

„Sogar italienische Stunden gab mir der Herr: ich wäre ein so kluges Mädchen, und in Italien seien die Frauen so dumm. Nicht einmal seine Frau könne richtig schreiben. Sie könne nur kreischen, sich pudern und Staat machen. Ich wäre so ganz anders: so frisch, so gesund und stark! Wenn ich erst gut italienisch schreiben könnte, sollte ich ihm bei seinen Arbeiten helfen. Ich dürfte nie sein Haus verlassen — niemals! Die Kinder hingen so herzlich an mir. Ich wäre ihnen wie eine zweite Mutter — wie ihre einzige Mutter.

„Ich versuchte im Hause etwas Ordnung und Sauberkeit zu schaffen. Anfangs ging es auch. Aber die Signora lachte mich nur aus und half mir in nichts; und jetzt ist's wieder, wie es immer war.

„Jeden Abend kam viel Besuch. Dann sah es im Salon ganz fein aus. Und die Signora immer in Sammet und Seide. Der junge Herr Graf kam Abend für Abend. Das war nun einmal so.

„Auch an mich wollte er sich heranmachen. Da hörte ich einmal, wie die Signora mit ihm darüber sprach; sie kreischte, daß man's im ganzen Hause vernehmen konnte. Der Mensch lachte nur dazu. Dann nahm auch der Herr sich ihn vor, und von der Stunde an hatte ich Ruhe. Und da war ich dem Herrn so dankbar . . .

„So ist es gekommen!

„Und jetzt — jetzt kann ich nicht mehr fort. Jetzt muß ich bleiben, der Kinder wegen; und weil . . .

„Meine Eltern, meine armen, braven Eltern!"

IX.

Prisca wird orientiert.

Es dauerte eine gute Weile, bis Priscas gesunde Natur die in dem Hause des Cavaliere Brugnoli empfangenen Eindrücke überwunden hatte. Einige Tage ging sie ganz verstört umher, und über dem strahlenden Himmel Roms lag es für sie wie ein schwerer Wolkenschatten. Je höher sich ihre begeisterte Seele gehoben gefühlt durch das Entzücken über die Herrlichkeit der einzigen Stadt, deren Wunder sich ihr täglich mehr offenbarten, um so unmöglicher erschien ihr, daß hier Sonne und Luft, Schönheit und Grazie den Menschen einer andern Zone derartig verderblich werden könnten, daß er unter ihrem Einfluß allmählich sittlich verkam. Schließlich kämpfte sie sich tapfer zu der Anschauung durch: der Mensch, der in Rom — gerade wie durch einen Gottesdienst — nicht geläutert wird, trägt einzig und allein selbst die Schuld daran. Denn das Land ward vom Himmel eigens dafür geschaffen, dem Gemüte eine Weihe zu geben.

Und Prisca war bei solcher Betrachtung zu Mute, als ob ihre Existenz auf dem rosen- und lorbeerbewachsenen Hügel vor der Porta del Popolo ein Talisman wäre, der sie gegen Unglück und Gefahr, gegen jede Niedrigkeit und Häßlichkeit schützen müßte.

Es war in diesem Jahre ein außergewöhnlich milder Winter, mit vielen hellen und trockenen Tagen. Die Laurustinushecken waren dicht mit rötlichen Knospen bedeckt, der Lorbeer setzte bereits seine langen, gelblichen Blütendolden an, und um Priscas Atelier blühte ein großes Veilchenfeld, das ein dichter Kranz gelber Narzissen umgab.

Ueber den Wipfeln der Pinien und Steineichen der Villa Borghese und Medici leuchteten die Sabiner- und die Albanerberge jede Stunde in wechselnder Farbenpracht herüber.

Allmählich orientierte sie sich auch über die Bewohner der andern Ateliers der Kolonie. Vielmehr, sie wurde darüber orientiert.

Das besorgte der Knabe Checco, ein dreizehnjähriges Modell aus Frascati, der Prisca bediente und des Glöckleins liebe Lange sehr bald unter seinen besonderen Schutz nahm. Ja, die blonde, anmutslose Münchnerin wurde des munteren



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.



Franz Roubaud

Die Russen vor Kars, 1877. (Text Seite 32.)

Jungen erklärte Protegée, was sie sich gern gefallen ließ.

Dieses bunte, heitere Modellleben, das sich rings um Prisca entfaltete, gehört mit zu jenen geheimnisvollen, satanischen Ingredienzien, daraus für den Künstler — zumal für den deutschen — in der großen Hexenküche der Zaubertrunk gebraut wird; und wer dann den vollen Becher bis zur Neige leert, der ist für eine andre Welt, als die Roms, Zeit seines Lebens verloren. Aber nur wenige, denen der Pokal kredenzt wird, haben die Kraft, ihn nach einigen tiefen Zügen wieder von den durstigen Lippen zu setzen und sich so mit knapper Not vor der ewigen Circe der Städte zu retten.

Zwischen den Blumenbüschen der Künstlerkolonie wimmelte es von den schlanken Gestalten der Kinder der römischen Berge. Sie waren die tollen Geister des Ortes, die zwischen den Sitzungen tausend Possen trieben. Der Knabe Checco war der Hauptanführer.

In vielfach wechselnder Gestalt erschien er Prisca. Bald steckte er in seinem leibeignen, verblaßten, bunten Heimatskostüm; bald kam er als Hirtenknabe, Sandalen an den Füßen, im langen, braunen Mantel. Oder er war als junger, antiker Römer drapiert, der der Leiche des großen Cäsars nachläuft; war als Orientale in goldgestickte Stoffe gehüllt. Jetzt ein geflügelter Cherub, verwandelte er sich am nächsten Tage in Eros selbst, dessen unverhüllter Leib in der Mittagssonne wie ein Bild aus Goldbronze aus einem Rosenstrauch hervorleuchtete.

Unter dem Wust seiner schwarzen Locken lachte das durchtriebenste Schelmengesicht hervor, das aber jeden Augenblick die Miene desjenigen Charakters annehmen konnte, als welchen der Künstler ihn gerade posieren ließ.

Er sprach unverfälschten Frascatanerdialekt, den er — da er stolz auf sein „Paese“ war — um keinen Preis verleugnet hätte. Prisca verstand ihn zuerst so gut wie gar nicht, was ihn jedoch nicht im geringsten hinderte, endlos in sie hineinzureden, wobei Blicke, Mienen, Gesten ebenso beredt waren wie seine Zunge.

Er besorgte Priscas kleinen Haushalt und brachte aus der Trattorie in der Via Flaminia, wo die Künstler aus jener Gegend speisten, das Essen für sie herauf. Merkwürdigerweise waren es fast immer seine Lieblingsgerichte, wie zum Beispiel in Oel gebackene Artischocken, in Oel gebackene Fische und frutti di mare. Oder es waren mit reichlicher Tomatenkonserve zubereitete Maccaroni, Nudeln und allerlei problematische Ragouts. Oder er schleppte gar triumphierend die heißgeliebte, stark mit köstlichem Knoblauch gewürzte „Trippa“, auf gut Deutsch „Kutteln“ genannt, im Schweiße seines ehrlichen Angesichts den Berg herauf.

So geschah es, daß es dem Knaben Checco Tag für Tag prächtig schmeckte. Verspürte er — und beileibe nicht Prisca — einmal Appetit auf Vermicelli, oder Fettucini, oder sonst eine leckere Minestra, so waren diese herrlichen Genüsse jedesmal so besonders echt römisch zubereitet, daß für Priscas großen Appetit die kleinere Hälfte vollkommen ausreichte. Als Folge dieser eigentümlichen Erscheinung stellte sich bei Prisca häufig ein recht unangenehmer Hunger ein, während der Knabe Checco stets satt war.

Auch sonst ließ er es sich in seiner leidenschaftlichen Fürsorge für die Signorina nicht nehmen, jeden Tag mit einem andern gutgemeinten und gutschmeckenden Leckerbissen bei ihr aufzutauchen; und er hatte die Delikatesse jedesmal mit dem ganzen Aufwand seiner Beredsamkeit für die „bionda Tedesca“ besonders billig erhandelt. Gestern waren es süße Fenchelwurzeln, heute stark gesalzene und geröstete Nußkerne oder mächtige Stücke eines safrangelben glatten Kuchens; morgen würden es vielleicht gebackene Froschschenkel sein. Prisca war dankbar für die gute Absicht, und dem Knaben Checco schmeckte es wiederum prächtig.

Dieser liebenswürdige braune Schlingel machte sie also mit Namen, Charakter, Eigentümlichkeiten, Geldverhältnissen und sonstigen Intimitäten ihrer Kollegen bekannt. Besonders scharf sprach er sich über das Maß von Talent eines jeden aus, und geradezu in erstaunlicher Weise wußte er Bescheid darüber, wieviel es einem jeden einbrachte. Von Priscas Talent hatte er entschieden die Ansicht, daß es ihr sehr wenig einbringen würde. Aber, wie gesagt, er protegierte sie trotzdem, was gewiß ein hübscher Charakterzug des Knaben Checco war.

Sehr interessierte er sich für einen gewissen „Signor Carlo“, der eine ganz merkwürdige Persönlichkeit sein mußte. Der Frascataner erging sich über ihn in allerlei geheimnisvollen Andeutungen, denen Prisca entnahm, daß der betreffende Herr zum mindesten der Held eines Trauerspiels oder Schauerstücks sein mußte, und daß dem Knaben Checco gleichfalls von einer höchst mysteriösen Persönlichkeit bei Todesstrafe verboten worden, über den großen Signor Carlo ihr, Prisca, ein Sterbenswörtchen zu verraten. Da sie nun um keinen Preis ein so junges, hoffnungsvolles Leben auf ihr Gewissen laden wollte, so drang sie mit keiner Silbe in ihn, jenes furchtbare Verbot zu verletzen, was Checco sehnlich zu hoffen schien. Trotzdem konnte sie nicht verhindern, daß ihr über den unbekannten Herrn einige Notizen gemacht wurden.

Dieser gewisse Herr Carlo war auch ein Deutscher, seinem Berufe nach ein Bildhauer. Da Prisca den Landsmann noch nicht gesehen hatte, wurde er ihr vom Kopf bis zu den Füßen geschildert und zwar mit solcher Schärfe der Charakteristik, daß sie nach Checcos Beschreibung sein Porträt hätte zeichnen können. Schön war dieser vielgenannte Signor Carlo nicht! Ein wahrer Barbar, hoch aufgeschossen, mit ungelenken Gliedern, gewaltigen Händen und Füßen; mit fahlem,

sommersprossenbedecktem, völlig bartlosem Gesicht, rotbraunem, struppigem Haar. Nach Checcos Behauptung hatte er hinter blanken Brillengläsern gelbgrüne Augen und einen Blick, scharf wie eine Dolchspitze. Besonders die Weiber fürchteten sich vor den gelben, durchbohrenden Augen des häßlichen Menschen.

Er war arm wie eine Kirchenmaus. Der Knabe Checco holte ihm daher weder in Oel gebackene Fritturen noch sonstige Leckerbissen. Infolgedessen erfreute er sich zwar keiner besonderen Verehrung des Knaben Checco, wußte sich jedoch trotzdem bei ihm gewaltig in Respekt zu setzen. Erstens seines bösen Blickes wegen, gegen den sich der tapfere Frascataner mittels kleiner Büffelhörner aus Korallen und Porzellan kräftig verschanzte, und zweitens weil dieser häßliche, armselige, bösartige Signor Carlo ein „gran ingenio“ war.

Wollte Prisca von dem großen Genie des Signor Carlo Näheres hören, so zuckte der Knabe Checco halb ehrfurchtsvoll, halb mitleidig die Achseln und sagte mit vielem Nachdruck:

„Der? O der! Ein wahrer Michelangelo! Aber was wollen Sie? In unsrer Zeit! Bedenken Sie doch! Noch dazu ein Bildhauer! Wo Marmor doch so teuer ist! Und dann ein wahrer Michelangelo! Zu dumm!“

Weil dieser arme geniale Signor Carlo in unsrer Zeit ein wahrer Michelangelo war, würde er sicher Hungers sterben, prophezeite ihm der Knabe Checco.

Dagegen schwärmte Checco von einem andern Künstler, Mario di Mariano. So oft er von diesem sprach, glühten seine schwarzen Augen, als ob er die Mirakel eines Heiligen oder die Millionen des Herzogs von Torlonia beschriebe. In Checcos Augen war dieser wunderbare Mario di Mariano der Mann des Tages, der Bildhauer aller Bildhauer, der neue Messias der Kunst. Er war ein Neapolitaner, der Sohn eines Fischers vom Posilip. Blutjung und bettelarm war er nach Rom gekommen, hatte erst nach Jahren der rastlosesten Arbeit in dem schlechtesten Atelier der Kolonie sich einmieten können, wo er beinahe Hungers gestorben war, weil kein Mensch seine Sachen auch nur hatte ansehen, geschweige denn kaufen wollen. Und jetzt — jetzt wohnte dieser einst so armselige Mann im Palazzo Borghese, davor jeden Nachmittag die Equipagen der Fürstinnen und Herzoginnen in langen Reihen hielten. Die Ausstellung eines Werkes dieses einst so verhöhnten, jetzt so gepriesenen Mario di Mariano war ein Ereignis, das ganz Rom in Bewegung brachte; und das Werk war bereits an einen Amerikaner oder Engländer verkauft, noch ehe es aus dem Atelier kam. Jetzt besaß dieser selbe, ehemals Hunger leidende Fischerssohn die eleganteste Equipage, die berühmteste Schönheit von Rom und bei Tivoli eine Villa. Und alle diese Herrlichkeiten binnen zehn Jahren! Es geschahen in Rom eben immer noch Zeichen und Wunder.

Begierig erkundigte sich Prisca:

„Sind die Sachen dieses Herrn Mario di Mariano denn gar solche Meisterwerke?“

„Ach was!“

Sie verstand nicht. Da erklärte ihr Checco:

„Es sind nicht halb solche Meisterwerke wie die Sachen des Signor Carlo. Aber der eine versteht's eben sehr gut, der andre versteht's gar nicht. Und verstehen muß man's.“

Prisca mußte viel über diese beiden Künstler nachdenken. Den einen, ihren armen Landsmann, der es nicht verstand, bewunderte sie im stillen, während der glänzende Neapolitaner ihr Abneigung einflößte. Jedenfalls war es sehr traurig, daß man es auch in der Kunst „verstehen“ mußte, um es in der Welt zu etwas zu bringen, wenn dies auch nur eine Equipage, eine Maitresse und ein Landhaus war.

Höchlichst belustigte sich Priscas kleiner Kammerdiener über ihren Landsmann, den jungen Siegfried, den Todfeind alles Schönen. Er hieß übrigens Arthur Freiherr von Schönaich, führte also einen wunderschönen Namen und Titel und war aus einer Familie lauter wunderschöner, großer, blonder Menschen, den Photographien seiner Eltern, Geschwister und Vettern nach zu urteilen, die er samt und sonders mit nach Rom genommen hatte, und die von Checco als eine wahre Schönheitsgalerie begutachtet wurden. Im übrigen erklärte er pathetisch, er habe bereits manchen verrückten Forestiere gesehen, aber solchen Narren, wie diesen Signor Arturo, noch niemals.

Er war seit seiner Ankunft in Rom — Checco wußte es genau — noch nicht bis auf den Pincio gekommen, dessen Palmen und Zedern wie die hängenden Gärten der Semiramis dem Hügel vor der Porta del Popolo gerade gegenüber lagen. Die Herrlichkeiten der Villa Borghese, die er gleichfalls vor der Nase hatte, würdigte er keines Blickes; über die klassischen Linien der Sabiner- und Albanerberge ärgerte er sich nur, und einem weiblichen Modell, der größten Schönheit von Saracenesco, das sich ihm angeboten hatte, war er so grob begegnet, als wäre er der heilige Antonius von Padua und das reizende Geschöpf eine höllische Versucherin. Seine Riesenleinwand mit der staubigen Straße und der abscheulichen Alten war das Gaudium sämtlicher Modelle der Kolonie.

Noch von einem andern, höchst seltsamen Kauz erfuhr Prisca durch den Mund ihres Faktotums. Es war das auch ein Landsmann und auch ein Maler mit Namen Peter Paul Enderlin, der in ganz Rom „San Sebastiano“ oder „Padre Angelico“ genannt ward. Zum einen Teil seines kinderreinen und sanften Wesens wegen, zum andern, weil er seit vierzig Jahren hauptsächlich Heilige malte, mit Vorliebe San' Sebastian.

Denn seit vollen vierzig Jahren lebte Herr Peter Paul bereits in Rom; und er wünschte sich nichts Besseres, als noch einmal vierzig Jahre

dort leben zu können. Er gehörte zu jener würdigen, im Aussterben begriffenen Schar „alter Römer", die noch von Viterbo her mit dem Vetturin angekommen waren und hinter la Storta an der bewußten Stelle, angesichts der Peterskuppel, das berühmte „Eccolà, Roma!" vernommen hatten.

Ein Jahr wollte der Zwanzigjährige in Rom bleiben. Für diesen einjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt hatten Eltern und Tanten, Gevattern und Basen ihr Erspartes zusammengelegt. Aber sie waren gestorben, ohne Peter Paul wiedergesehen zu haben; denn Peter Paul wollte aus Rom nicht mehr fort. Weltberühmt wollte er werden, und — nur bei den kleinen Kunsthändlern, die bei der Minerva und im Borgo beim Vatikan ihr frommes Bilderwesen für Pilger und Wallfahrer treiben, war er als Künstler bekannt; als strenger Protestant kam er nach Rom, und — ein strenger Katholik war er daselbst geworden. Er hauste seit fast vierzig Jahren inmitten des alten Rom und zwar in einem halbzerfallenen Palast, ließ keine Seele zu sich ein und betrieb, außer seiner San Sebastianmalerei, von der jedermann wußte, etwas andres, sehr Geheimnisvolles, das niemand zu sehen bekam.

Man munkelte von einem gewaltigen Gemälde, gewaltig auch im Format, daran Peter Paul in aller Heimlichkeit malte: ohne jedes Modell und seit fast vierzig Jahren. Es war zum Totlachen!

Dieser wunderliche Heilige besuchte Abend für Abend in der Künstlerkolonie auf der schönen Höhe vor der Porta del Popolo eine gute Freundin, die sein weibliches Gegenstück war.

Es war dies das bereits recht ältliche Fräulein Friederike Baumbach, die Tochter eines Berliner Wirklichen Geheimrats, die ihrer Zeit Vater und Mutter, Berlin und Preußen verlassen hatte, um mit Leib und Seele Rom anzuhangen. Sie trug noch immer die Gewänder aus ihrer wohlhabenden geheimrätlichen Jugendzeit: schwarz im Winter und hell und bunt geblümt im Sommer, und ward in den römischen Villen stets mit einem gewaltigen Pompadour gesehen, darein sie die heimlich gepflückten Kamelien und Rosen, Rhododendron und Orangenblüten versteckte. Seit dreißig Jahren kopierte sie in römischen Galerien und hatte, einer boshaften Legende zufolge, seit dreißig Jahren noch keine einzige Kopie an — den Engländer gebracht.

Jeden Sonntagvormittag verbrachte sie, ebenfalls seit dreißig Jahren, gemeinsam mit dem getreuen Peter Paul im Kapitolinischen Museum, und jeden Sonntagnachmittag, bei Sonnenglut und Winterkälte, wandelten die beiden einträchtiglich auf den Palatin. Es gehörte einfach zu den unmöglichen Dingen, daß in Rom ein Kirchenfest oder die besondere Feier eines Heiligen stattfand, ohne daß die zwei Unzertrennlichen dabei zu sehen waren. Einen Tag in der Woche fuhren sie regelmäßig mit dem Vetturin — beileibe nicht mit der Bahn! — nach Frascati, Albano oder Fiumicino. Beide haßten ihre liebe deutsche Muttersprache und beide sprachen noch immer das Italienische mit der heimatlichen Klangfarbe: der gute Herr Peter Paul als echter Schwabe und das gute Fräulein Friederike Baumbach als echte Berliner Geheimratstochter.

Gemeinschaftlich aßen sie in einer Trattorie, die vom Römischen das Allerrömischste war, haßten jeden Neuling, der in ihre ewige Stadt eindrang, verkehrten mit Begeisterung in einigen römischen Familien sehr zweifelhaften Charakters, die sie jedoch für das Muster aller Gentilezza hielten, und wären im stande gewesen, die modernen Römer, die das moderne Rom geschaffen hatte, durch Gift oder Dynamit aus der Welt zu bringen.

Die boshafte Fama behauptete, daß sie seit dreißig Jahren sterblich ineinander verliebt wären, sich aber nicht geheiratet hätten aus Furcht, vielleicht Kinder zu bekommen. Und sie wollten auf der Welt nichts lieben als Rom, welche Gottheit keine andre neben sich duldete. Die Wahrheit war, daß Peter Paul seiner alten Freundin mit der Ritterlichkeit eines altprovenzalischen Troubadours ergeben war, und daß Fräulein Friederike Baumbach durch ihn in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche geführt worden war.

Zu diesen beiden eigentümlichen Exemplaren von Römlingen fühlte sich Prisca trotz der hämischen Schilderungen ihres Pagen ungemein hingezogen, und eines schönen Tages entschloß sie sich, dem Fräulein Friederike Baumbach einen Besuch abzustatten. (Fortsetzung folgt.)

Die Russen vor Kars.

(Zu dem Bilde Seite 28 u. 29.)

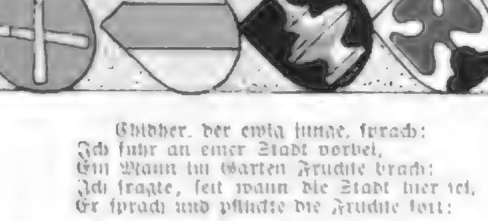
Mit Vorliebe schöpft Franz Roubaud, der in München wohnende treffliche Maler, die Stoffe aus seiner russischen Heimat. So auch in dem von uns wiedergegebenen Bilde, das auf eine wichtige Episode in der Geschichte Rußlands zurückgreift. Kars, die heutige Hauptstadt des gleichnamigen Generalgouvernements, in der fruchtbaren Ebene Schiragh gelegen, ist im Laufe der Jahrhunderte viel umstritten worden. Einst die Residenz einer armenischen Dynastie, wurde es im elften Jahrhundert von den Seldschuken, im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen erobert und kam 1546 unter türkische Herrschaft. Im Juli 1828 fiel die Stadt in die Hände der Russen, wurde jedoch im Frieden den Türken zurückgegeben. Aehnlich geschah es im Krimkriege, wo die Festung ebenfalls von den Russen genommen wurde, aber auf Grund der Friedensbedingungen von den Russen zurückgegeben werden mußte. Zum dritten Male sah sich Kars während des Krieges von 1877 von den Russen belagert, die in der Nacht zum 18. November die Festung erstürmten. Im Berliner Frieden 1878 wurde Kars — ein Sperrpunkt der Straße Alexandropol-Erzerum — endgültig an Rußland abgetreten.

Aus Alt-Ulm.

Von

August Sperl.

Mit Abbildungen nach Aquarellen von G. A. Closs



Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei,
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt steht ewig an ihrem Ort
Und wird so stehen fort und fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weges gefahren.

Rückert.

Wappen von Ulm

Wappen von Ulmer Patriziern.

Diese alten, ehrwürdigen Städte! Gleich mächtigen Wahrzeichen versunkener Tage stehen sie mitten im flutenden, brandenden Leben der Gegenwart, und ihre hochstrebenden Kirchen und Türme, ihre festen Ringmauern und trotzigen Geschlechterburgen, ihre hallenden Thore und schattigen Bogengänge reden eine ernste, eindringliche Sprache zu dem neuen Geschlechte, das so oft die Wahrheit vergessen möchte: es ist alles geworden auf Erden, und jedes Jahrhundert hat sich aufgebaut auf den Fundamenten seiner Vorgänger.

Diese alten, ehrwürdigen Städte! Wie behaglich wandert sich's zwischen ihren hohen Giebelhäusern, wie rauschen ihre kunstvollen Brunnen so heimlich, wie nicken die langen Gräser so traulich von ihren verwetterten, rissigen Zingeln, wie hört man so gerne, was einem da ein Steinbild und dort ein Totenschild, hier eine verwaschene Inschrift und dort eine Grabplatte erzählt!

Und doch, wie sind sie alle mehr oder minder dem Verfalle, der Zerstörung geweiht, diese alten, ehrwürdigen Städte! Rastlos, unaufhaltsam zerbröckelt das Alte, und an seine Stelle drängt sich das Neue; ein Wahrzeichen nach dem andern, ein ragendes Thor, eine trotzige Bastei nach der andern sinkt in den Staub. Und wo auch die zwingende Not durchaus nicht gebietet, da greift der blinde Unverstand zu Hacke und Brechstange und der weitverbreitete, rätselhafte Haß, der unheimliche, den die moderne Menschheit übrig hat für alles von den Vätern überkommene Gut und Erbe. Und es ist kein Rasten und Ruhen, bis auch die Städte uniformiert sein werden von Bergen bis Neapel, von Lissabon bis Petersburg — die Leute sind es ja ohnedies längst.

*

Eines der eigenartigsten Städtebilder auf deutschem Boden, eines der besterhaltenen Denkmäler aus der Glanzzeit unsers Bürgertums ist das stolze Ulm, dessen schönste Partien uns heute der Aquarellist Gustav Adolf Closs mit Meisterhand vor Augen zaubert. Ja, wir sagen es keck: außer Rothenburg ob der Tauber und dem viel zu wenig bekannten Dinkelsbühl wird es kaum mehr ein deutsches Gemeinwesen geben, das sich in seinen alten Teilen so geschlossen als mittelalterliche Stadt dem entzückten Blicke darbietet, — nicht Prag und nicht Bremen, nicht einmal Lübeck, von Nürnberg ganz zu geschweigen; kaum eine andre Stadt, die es versteht, der fortschreitenden Zeit auf allen Gebieten Rechnung zu tragen und dabei die unersetzlichen architektonischen Schätze der Vergangenheit zu schonen und ins Neue einzufügen mit feinem, liebevollem Verständnis. —



Im „neuen Bau"


Musterung von Landsknechten.

In unergründliche Fernen verliert sich die Geschichte der Siedelung mit dem rätselhaften Namen am Zusammenflusse der Blau, der Iller und der Donau. Nach unwandelbaren Gesetzen altern nicht nur die staubgeborenen Menschen, sondern auch ihre Häuser, ihre Städte. Als Rom noch den Erdkreis beherrschte, waren die Zentren der Zukunft kleine Dörfer, kahle Kriegslager. Geschlechter wuchsen und vergingen. Chidher, der alte, der ewig junge, kam wieder nach fünfhundert Jahren, und an den murmelnden Wassern, wo vordem ein Hirte seine Rinder geweidet hatte, erhoben sich Türme und Paläste.

*

Die meisten unsrer alten deutschen Städte am Rheine und an der Donau sind aus dem Nistplatze eines römischen Adlers hervorgewachsen. Es erscheint als überaus naheliegend, daß auch Ulm römischen Ursprunges ist. Mit Bestimmtheit aber weiß man nur, daß einst nahe der jetzigen Stadt der Rauch einer römischen Villa emporwirbelte zum schneeschweren, germanischen Himmel. —

Ueber das alternde römische Weltreich ergoß sich der Strom jugendfrischer Völker. Aus dem Tiber tränkte der Gote sein Roß, und in den gebrochenen Lagern am Rheine und an der Donau spielten blondhaarige Kinder.

Das Wasser, sagt eine alte Ulmer Chronik, hielten die Heiden für den Ursprung der Dinge, weil es alles grün und also lebendig macht. Und vollends ein Platz, an dem zwei strömende und ein springendes Gewässer zusammenflossen, erschien ihrem gläubigen Sinne als heilig und vor andern als Wohnsitz geeignet. Eine alemannische Siedelung entstand auf dem Boden des heutigen Ulm an der Blau und der Donau um den uralten springenden Röhrenbrunnen.

Aber wir wissen nichts Näheres von dem Geschlechte, das dort sein Wesen trieb. Nur ein paar zerhauene Schädel aus einem Totenfelde geben uns Nachricht, daß auch sein Erbteil der Kampf, nur das Gerippe eines Kindleins, daß auch ihm Freude und bitteres Weinen beschieden gewesen im Wechsel der Tage.

*

Um eine Spanne war die Zeit vorgerückt, unbekannte Generationen hatten gelebt und gerungen und den Tod gesehen, und unablässig hatten die fließenden Wasser alles wieder und wieder erneut.

Von Lande zu Lande, von Krongut zu Krongut zogen die deutschen Könige und Kaiser, ihr Korn, das man ihnen nicht nachführen konnte auf den verkommenen Wegen und Straßen, an Ort und Stelle zu verzehren.

Und dort, wo sich heute über uralten, romanischen Gewölben der wuchtige Neue Bau, die fünfflügelige Burg mit dem murmelnden Steinbrunnen im düsteren Hofe erhebt, wiederhallten vor tausend Jahren die Gemächer einer königlichen Pfalz von dem wimmelnden Leben eines großen Gefolges, eines unübersehbaren Trosses. Doch in all das weltliche Treiben hinein ertönten zu jeder Tageszeit die Glocken einer andern Siedelung, die das mächtige Kloster Reichenau nahe der jetzigen

Donaubrücke in nächster Nähe der Königspfalz gegründet hatte.

Drei Gewalten grenzten also in jenen Tagen aneinander auf dem Boden des heutigen Ulm, griffen ineinander über und sahen sich mit Eifersucht in die Gucklöcher: der Gaugraf, der königliche Pfalzgraf und der Klostervogt.

In einer Urkunde König Ludwigs des Deutschen vom 22. Juni 854 erscheint zum ersten Male der Name Ulm urkundlich beglaubigt. Zur festen Stadt wurde der bislang offene Ort, als die Ungarnnot den engeren Zusammenschluß der Königsleute und der Klosterleute erzwang und Kaiser- wie Klostergut in den Schutz einer gemeinsamen Ringmauer einhegte.

*

„Und aber nach fünfhundert Jahren kam ich desselbigen Weges gefahren —"

Gleich einem gewaltig wachsenden Recken hatte die Stadt das enge Kleid ihrer ersten Befestigung gesprengt. Eine neue, vieltürmige Mauer schirmte die Siedelung.

In starken Backsteinhäusern wohnten und herrschten „die Bürger der Bürger", die Edelgeschlechter, in buntbemalten Fachwerkbauten hantierten „die Bürger von der Gemeinde", die Zunftgenossen. Ueber gepflasterte Straßen rollten durch alle Thore die hochbeladenen Frachtwagen der reichen Kaufherren, Ulmer Geld ging durch die Welt, und Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., sagte um diese Zeit: „Schwaben hat jenseits der Donau viele Städte, aber die Königin von allen ist Ulm."

Freilich hatte es heiße Kämpfe gekostet, ehe sich die harten Alemannenschädel innerhalb der engen Ringmauern entschlossen zu friedlichem Neben- und Miteinanderleben, ehe die freigewordenen Enkel der alten Königs- und Klosterhörigen und die Kindeskinder der alten Freien einander vollauf anerkannten. Aber endlich war es zum großen Schwörbrief vom Sonntag Oculi 1397 gekommen, und dieser hatte die Alleinherrschaft der Geschlechter gebrochen.

Freilich lagen die wichtigsten Aemter auch jetzt noch, wie sich's gebührte, in den Händen der Edeln, der Baldinger und Besserer, Ehinger und Neithart, Krafft, Roth und Schad und wie sie alle hießen, die vielen stolzen, weitberühmten Sippen der Stadt, der Civitas Ulmae. Aber wenn der neugewählte Bürgermeister auf dem hochragenden Stadthause feierlich den Eid geschworen hatte in die Hand seines Vorgängers, dann mußte er sich in die Trinkstube der Zünfte begeben und einen Becher leeren mit dem Zunftmeister nach festem, bedeutsamem Rechte.

Daß die Geschlechterin geschmückt mit einem seidenen Schleier von zwanzig Fäden zum Münster schreiten durfte, verdroß allerdings die reiche Handwerksfrau, der nur zwölf Fäden erlaubt waren; doch das bedeutete im Grunde nicht viel. Dafür kostete wiederum Fluchen und Schwören einem Handwerksmanne nur fünf Schillinge, während ein Patrizier für das gleiche Delikt um zehn Schillinge gebüßt wurde — eine weise Einrichtung, die sich mutatis mutandis auch heute noch sehr empfehlen dürfte. —

In demselben Maße, in dem sich die Bürger aneinander schlossen, dehnte sich auch Jahr um Jahr der Landbesitz um ihre Mauern, wuchs das Ansehen der reichen Stadt bei Freund und Feind in wilder, kampfdurchtobter Zeit.

„Es gehört nichts dazu denn kecker Mut, daß wir uns mannlich wehren und uns klein Gut nicht zu lieb sein lassen", hatte die Civitas Ulmae am 4. März 1379 den befreundeten Bürgern zu Nördlingen geschrieben. Und dieser trotzige Mut, diese hohe Opferwilligkeit, dieser stolze Gemeinsinn bewirkte es, daß in allen Fehden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts das schwarz-weiße Banner von Ulm an der Spitze des schwäbischen Städtebundes flatterte. Ulmer Geist war es vornehmlich, der die neidischen Fürsten und selbst den Kaiser endlich zwang, die Waffen zu strecken und, wenn auch murrend, anzuerkennen das Neue, das



Am Metzgerthor.





Der Ulmische Herold verkündet die Fehde gegen Württemberg auf dem Rathausplatz, 1449.



Die Saubrücke.

Zuletzt aber tritt auch auf den weiten Platz unter dem verwitterten Rathaus, wo einst vor vierhundertundfünfzig Jahren durch Heroldsruf die letzte Städtefehde gegen den Herzog von Württemberg verkündigt wurde. Tritt hin und laß das Gewühle der Menschen rings um dich her und gieb dir Rechenschaft, was es heißt „und aber nach fünfhundert Jahren kam ich desselbigen Weges gefahren!“

Wo damals die Hufe des schweren Rosses das holperige Pflaster scharrten, da laufen heute die blanken Schienen, das Wahrzeichen unsrer Zeit, und wo die Spitze des weißen Heroldstabes in die sonnige Luft ragte, da surrt und zischt heute die elektrische Leitung der Stadtbahn; wo damals die Söldner der freien Reichsstadt mit grimmiger Freude den Kriegsruf des Herolds vernahmen und im Uebermute mit den Schwertern auf die Steine schlugen, daß die Funken sprangen, da rasseln heute die Säbel preußischer, württembergischer und bayrischer Offiziere über den Asphalt einer Festung des

sich zwischen den historisch beglaubigten Mächten in Schwaben emporgerungen hatte, die freie Stadt.

*

Fahre doch einmal zur Sommerszeit ins gesegnete Schwabenland und beschau dir das hochgetürmte Denkmal aus den Tagen der Väter, das ehrwürdige Ulm!

Noch ragen die traulichen Giebel, noch steht schief, gleich dem berühmten Pisaner, ein uralter, vergessener Wachtposten, der Metzgerturm, und spiegelt sich in den Fluten der Donau. Noch grünen und blühen die Bäume und Sträucher am Zündelthore, wie damals, wo der Reiter Zwiesprach hielt mit seinem Liebchen, noch murmelt die reißende Blau zwischen schwärzlichen Ringmauern, altersgrauen, säulengetragenen Holzhäusern, noch schmückt das Steinbild der heiligen Hildegard den Brunnen im Hofe des „Neuen Baues“, und stolzer als je klingen und summen und dröhnen vom ausgebauten Münster, der höchsten Kirche der Erde, die Glocken über das deutsche Land.

Dies alles faß in die Augen und nimm in die Seele! Es ist so schön, es ist so eigenartig, es ist so erhaben, daß du's nimmer vergessen kannst.



Stadtmauer.

neuen Deutschen Reichs. Und auf die alten Ritter des schlanken Röhrenbrunnens und das ehrwürdige Stadthaus blickt in majestätischer Ruhe das eherne Standbild Kaiser Wilhelms I.

Der Herold eines Städtebundes, ein kleines Söldnerheer, enge Mauern, Haß und Zwietracht allüberall, soweit die deutsche Zunge klingt — damals; der weltverbindende elektrische Funke, eine Festung des geeinigten Deutschen Reiches, ein Millionenheer, ein einziges, Gott geb's, unüberwindliches Volksheer von den Bergen bis zur See — heute. Es ist noch kein halbes Jahrtausend vergangen seit damals; doch es ist nicht auszudenken, was die rinnenden Wasser neu gemacht haben seit damals, blühend und grünend in deutschen Landen.

Aber wir dürfen's kühnlich behaupten, vor allem aus dem freien Bürgertum unsrer Städte ist uns das Heil gekommen, das Reich erwachsen. Und als man vor etlichen Jahren auf den größten Deutschen, der in seiner Person beides war von Vater und Mutter, ein Geschlechter und ein Bürger, als man auf Otto von Bismarck außergewöhnliche Ehren zu häufen sich anschickte, als sich die Liebe nimmer genug zu thun vermochte, da ward auch der Ruf laut: Ernennt ihn zum Ehrenbürger des Reichs. Was einst an Fürstenhöfen und auf Ritterburgen ein Schimpfwort gewesen, das ist heute die alle Stände umfassende Ehrenbezeichnung. Jeder von uns, der Höchste wie der Geringste, ist zuerst und zuletzt nichts mehr und nichts weniger als Bürger des Reichs.

*

Und aber nach fünfhundert Jahren —?

Andre Menschen werden leben und doch im Grunde dieselben: Menschen vom Weibe geboren und hungernd nicht nur nach Brot. Viel Altes wird versunken sein, viel Altes, das uns neu, wunderbar, unübertrefflich erscheint. Das Kaiser Wilhelm-Denkmal wird sie alt anmuten, jene Spätgeborenen, alt, wie uns heute das Steinbild der Gemahlin des großen Karl auf dem Röhrenbrunnen im Hofe des Neuen Baues. Einrichtungen, die wir heute als selbstverständlich, soziale Uebel, die wir heute als unausrottbar ansehen, werden jene Menschen belächeln als längst überwundene Barbarei. Unsre Sorgen werden vergangen sein gleich dem Schnee, der im Frühlingswinde träufelt von den Dächern des Neuen Baues — und andre Sorgen werden sich auftürmen vor den Nachkommen; denn es ist dem Menschen gesetzt, daß er im Kampfe seine Tage vollende. Die Ruhe aber erwarten wir droben in jenen unermeßlichen Höhen, zu denen uns gleich einem gigantischen Zeiger emporweist der Turm des Münsters, und zu denen er emporweisen wird Geschlecht auf Geschlecht.



„Im Münster“



Studentinnen.

Der moderne Frauentypus der Studentin ist so eigenartig, vielgestaltig und bedeutungsvoll, daß er wohl verdient, studiert zu werden. Studentin! Das Wort bedeutet kein uneingeschränktes Lob, es schließt sogar — wir wollen ehrlich sein — eine direkte Mißbilligung oder doch wenigstens ein Mißtrauen, ein Vorurteil in sich. Die Studentin hat schlecht debütiert, das Wort, genau so wie der Ausdruck „Emanzipation“, machte, was die Engländer beim Wettrennen a false start nennen. Die Sache klappte von Anfang an nicht, oder, wie man es nehmen will, sie klappte zu sehr, sie klapperte sogar und lärmte, machte von sich reden und übel reden, was dem Frauenstudium sicher schädlich war und mit der Studentin die Emanzipation in Verruf brachte.

Die ersten Studentinnen, vor jetzt mehr als vierzig Jahren, waren Russinnen. In den

Anfängen jener revolutionären Theorien wurzelnd, die man später Nihilismus nannte, sahen sie im Wissen, im Erwerb und in der Verbreitung von Bildung den Weg zu ihrer persönlichen Befreiung und zur politischen Emanzipation der Massen. Nicht allen war das Ziel derartig klar. Viele handelten aus unbewußtem Gefühle, aus jugendlichem Sturm und Drang heraus, aus Unabhängigkeitsgelüst, aus Trotz, aus Abenteuerlust. Und da nicht wenige von ihnen reicher an Jugend, Hoffnung und Begeisterung als an irdischem Mammon waren, da sie, an sehr einfachen Lebenszuschnitt gewöhnt, aus primitiveren Verhältnissen kommend, von dem Maßstab, den Westeuropa an die Führung und Lebensweise eines jungen Mädchens anlegt, keine Ahnung hatten, da sie als „Fremde“ zuerst an deutschen Universitäten, dann in der Schweiz auftraten, so „befremdeten“ sie dort eben.

Mit dem Begriff „Studentin“ verband sich die Vorstellung eines kurz geschorenen Frauenkopfes mit Kneifer auf der Nase, eine Zigarette im Munde. Aber hätte sich die Studentin auch sehr viel zahmer, viel mehr westeuropäisch gegeben, sie wäre Lästerzungen dennoch nicht entgangen. Alles Vorurteil, das man von jeher dem „gelehrten Frauenzimmer“, dem Blaustrumpf entgegengebracht, ward auch auf das Schuldconto der Studentin gesetzt. Ein Weib, das spekuliert? O Frevel, Irrtum, Verletzung der Natur, Trotz gegen alle menschliche und göttliche Ordnung! Denn seit Eva als erste den Apfel vom Baume der Erkenntnis gepflückt, hatte Adam sich die Nutznießung dieses Gewächses allein vorbehalten. So begann die Studentin, mit ihrem Päckchen Odium belastet, ihre Laufbahn in Westeuropa.

Zu verschiedenen Zeiten sind in Rußland selbst Hochschulkurse für Frauen eröffnet worden. Doch hängt deren Funktionieren gar zu sehr von augenblicklichen politischen Strömungen ab, um den Hörerinnen Gewähr für die Beendigung ihrer Studien zu bieten. Jede Unterdrückung dieser Kurse hat einen erneuten Exodus studierender Frauen aus Rußland bewirkt, und selbst wenn die Kurse geöffnet blieben, war die Ueberzahl der Studentinnen (die Kurse ließen nur eine bestimmte Anzahl zu) auf ausländische Hochschulen angewiesen. So findet man denn heute an den verschiedensten deutschen Universitäten, namentlich in Berlin, an allen Schweizer Hochschulen und in Paris eine oft recht bedeutende Zahl russischer Studentinnen, nicht selten 80 bis 100. Der Ausdruck „russische“ ist übrigens cum grano salis zu nehmen. Es finden sich auch Polinnen, Armenierinnen und Oesterreicherinnen aus den slawischen Provinzen darunter; viele sind israelitischer Abstammung, doch auch an Russisch-Katholischen und Griechisch-Orthodoxen ist kein Mangel.

Fremdlinge in der Fremde, leben sie in enger Landsmannschaft. Die slawischen Kolonien der verschiedenen Universitäten gleichen sich wie ein Wassertropfen dem andern, sind festgeschlossene Siedelungen mit eigner Lokalfarbe, eignen Vorzügen, Nachteilen, Ueberlieferungen. Solch eine slawische Studentenkolonie baut sich etagenweise auf: am Grunde die von Habenichts, dann die von Habeetwas, endlich die Begüterten. Eine enge, opferwillige Kameradschaft verbindet alle miteinander. Hier heißt es nicht: Wer hat, dem wird gegeben, sondern: Wer hat, der giebt. Lautlos, ohne Prahlerei treten die Reichen für die Unbemittelten oft mit ganz bedeutenden Summen ein. Wer gerade Geld hat, der zahlt, ohne daß die andern deshalb seine Schuldner werden. Das nächste Mal hält eben der Borger den Leiher frei. Daß eine Kollega dir aus dem geöffneten Portemonnaie, wenn du noch 5 Franken dein eigen nennst, ruhig, wie selbstverständlich die Hälfte herausnimmt, in der stillschweigenden Uebereinkunft, daß du morgen oder übermorgen ihr das gleiche thun darfst, ist ein alltäglicher Vorgang. Man fühlt sich eben solidarisch. Die Bemittelten, die von ihren Familien ein monatliches Fixum erhalten und sich Pensionen von 90 bis 120 Franken leisten können, sind mit den ganz Reichen zusammen die Banquiers der Kolonie, die haute finance. Ihr gegenüber steht die Gruppe derer, die mit 40 oder 50 Franken monatlich auskommen müssen, die von Hause entweder nur diese bescheidene Summe oder auch gar nichts erhalten, somit auf Nebenarbeiten, Kopieren, Stundengeben angewiesen sind. Daß sie zum Teil aus sehr ärmlichen Verhältnissen stammen, an enges Zusammenleben, an schmale Kost gewöhnt sind, erleichtert ihnen die Entbehrungen der Studienzeit.

Dieses Jungrußland hat immer noch etwas vom Hordenwesen im Blut, und diese unter Umständen nützliche Erbschaft gestattet ihm, in Verhältnissen zu studieren und geistig zu arbeiten, die dem Westeuropäer fast unerträglich erscheinen. Die aufs bescheidenste Maß der Lebensbedürfnisse reduzierten Studierenden einer russischen Kolonie thun sich zusammen, um auf gemeinsame Kosten das geräumigere Zimmer eines der Ihren zu heizen und zu beleuchten. Sie stellen dort eine Theemaschine auf und verbringen die vorlesungsfreien Stunden mit Arbeit, Diskussion, Theetrinken. Hie und da gründen die russischen Studenten und Studentinnen auch genossenschaftliche Restaurants. Ein solches bestand lange in der Rue Flatters in Paris, ging aber zu Grunde, weil man dort gern Kredit gab, was sich mit dem Debet auf die Dauer nicht vertrug.

Lag in den äußerlichen Lebenseinrichtungen dieser Studierenden nun schon manches, was den verwöhnten, anspruchsvollen Westeuropäer befremdete, so war ihm — und das ist nicht zu seinem Ruhme — der freie kameradschaftliche Verkehr der russischen Studenten und der russischen Studentinnen erst recht ein Unverständnis, ja ein Anstoß. In einem Lande aufgewachsen, wo der Mann durch Jahrhunderte ganz allein die höhere Geisteskultur genoß und mit Verachtung auf die Frau herabsieht, der er sie vorenthielt, war dem Westeuropäer dies Schulter-an-Schulter-stehen von Frau und Mann auf geistigem Gebiet ein Rätsel, die oft rein geistige, völlig platonische Freundschaft zwischen Studierenden verschiedenen Geschlechts ein Unding, das geschwisterliche Verhältnis, das so viele dieser jungen Strebenden vereint, eine Posse.

Diese Solidarität der russischen Studierenden, diese Vorurteilslosigkeit des russischen Mannes seiner Kameradin gegenüber ist aber die wertvolle Frucht, die der Despotismus, der in Rußland gleichmäßig auf beiden Geschlechtern lastet, gezeitigt hat. Politisch rechtlos wie die Frau, in seinem geistigen Streben gehindert und verdächtigt wie sie, erblickt der studierende Russe in ihr seine gleich duldende, gleich strebende, gleich berechtigte Genossin; er ist ihr Freund.

Dies ist der große moralische Gewinn, den das System des Absolutismus der russischen Studentenjugend brachte. In Rußland haben Mann und Frau eben zu gleicher Zeit den Kampf um das Wissen angefangen, die geistige Befreiung gilt bei beiden als revolutionär, kein künstlicher Abgrund trennt sie voneinander.

Man darf das Fremdartige, Absonderliche doch nicht gleich verwerflich schelten. Das geschieht aber noch immer. Da giebt es zum Beispiel eine Schweizer Universität, welche die ausländischen Studierenden ohne viel Wahl, oft mit ganz ungenügender Vorbildung aufnimmt, ja ohne daß sie im stande sind, den deutschen Vorlesungen, rein sprachlich, zu folgen. Die Eingeborenen machen für diese mangelhafte Durchsiebung nun aber nicht die Universitätsbehörde, sondern die ausländischen Studierenden verantwortlich. Und andrerseits beklagen sie sich, daß die Russen und Russinnen ihnen die besten Plätze in den Vorlesungen einnehmen (doch nur, weil sie früher zur Stelle sind), finden überhaupt, daß diese besser daran thäten, anderswo zu studieren, da die Schweiz ja allein die Hochschule unterhält, — wogegen die Russen doch wiederum ihre Kollegiengelder bezahlen. Ein besonderer stiller Haß wird seitens der nichtrussischen Mediziner den russischen Medizinerinnen erwiesen. Alle Augenblicke lodert irgend ein Flämmchen aus der deckenden Asche auf, und der junge Studentinnenverein mit seiner schneidigen, kleinen Präsidentin hat alle Hände voll zu thun, die Rechte der cives academicae zu verteidigen.

Daß die Russinnen in so großer Zahl Medizin studieren, hat seine guten Gründe. Ihr ausgedehntes Vaterland bietet ihnen als Aerztinnen reiche Praxis und ein Einkommen, das so hart gewöhnten Frauen genügt. Die russischen Landgemeinden stellen Aerztinnen mit etwa 1000 Mark Jahresgehalt an, die Stadtgemeinden gehen bis 2000 oder 2400 Mark jährlich mit freier Wohnung. Ein entsagungsvoller Beruf ist der des russischen Landarztes. Ringsum auf Tausende von Werst die wellige Ebene, der blaue Himmel, Kornfelder, Wiesen oder im Winter Schnee, Schnee, Schnee. Endlose Wege auf schütterndem Wagen, abgestumpfte, vertrunkene, abergläubische Bauern, unwissende Popen, Hungersnot, Dürre und Einsamkeit. In solche Existenzen sind die jungen Aerztinnen hineingegangen, die ich in Paris auf ihren einfachen Studentenzimmerchen aufsuchte. Das Mobiliar war oft von der frisch Promovierten an die neu Immatrikulierte verkauft worden, und so durch zehn, zwanzig Hände gegangen. Die einen wohnten in Pensionen und ärgerten sich in ihrem freien Gemüt über die Kleinlichkeiten der alten Rentierswitwen, die mit ihnen am gleichen Tisch die schmale Kost verzehrten. Andre hausten mit ihrer Mutter und kleinen Geschwistern an irgend einem entlegenen Ende von Paris, am Parke Montsouris, wo die Wölfe sich gute Nacht sagen. Dort fand ich sie in malerischem Durcheinander von Morgenrock, Theetasse und Anatomieatlas und mit Tolstojs „Auferstehung“ in der Ecke eines schadhaften Sofas lehnend. Doch beeinträchtigte das den Ernst ihrer Studien nicht, und da ist keine der mir Bekannten, die ihre Dissertation nicht eingereicht, ihre Doktorprüfung nicht bestanden hätte.

Unter den russischen Medizinerinnen sind die mütterlichen Naturen nicht selten vertreten. Sie sammeln in ihrer Güte und Hilfsbereitschaft alle Mühseligen und Beladenen um sich, sie raten und heilen, und wenn sie später eine Praxis in Paris gewinnen, behandeln sie die Ihren unentgeltlich. Der Kreis der „Ihren“ aber ist groß, er beschränkt sich nicht einmal auf die Landsleute. Auch von ihnen gilt folgendes Bildchen meiner Pariser Skizzen:

„Wenn ich zu Boris Selikoff ginge,“ sagte der russische Landsmann, als er dem Wirt die Miete nicht bezahlen konnte.

‚Boris Selikoff giebt mir sicher einen Mantel,‘ dachte der junge Nihilist bei 10 Grad Frost, und begab sich auf den Weg.

Mit den Worten: „Selikoff, leihen Sie mir doch Ihren anatomischen Atlas,“ trat die russische Medizinerin über Selikoffs Schwelle. Und Selikoff schenkte, gab und lieh: dem einen Geld, dem andern einen Mantel, der dritten den Atlas. Er lächelte freundlich dazu. Nicht umsonst war er ein Volksgenosse Tolstojs.

Politisch sind die russischen Studierenden meist Sozialisten und Revolutionäre. Der in der Heimat auf sie ausgeübte Druck bringt bei ihnen den Gegendruck hervor. In religiöser Hinsicht sind sie wohl meist aufgeklärt und Freidenker. Beides hat sicher dazu beigetragen, sie als ein unruhiges Element an ihren verschiedenen Wohnsitzen erscheinen zu lassen. Es ist eben ein eigen Ding um diese russischen Kolonien: die Tugenden ihrer Mitglieder werden innerhalb des eignen Kreises geübt, die Seltsamkeiten und Fehler dringen auch nach außen, und dies erschwert dem angesessenen Publikum ein gerechtes Urteil über die Fremdlinge.

Eine besondere, harmlose Eigenart der russischen Studierenden ist übrigens ihre Tanzfreude. An den Stiftungstagen der russisch-polnischen Vereine geht es hoch her; da werden auch die Stillsten lustig, auch die Gelehrtesten schwingen sich in der Runde, und den verträumtesten Weltschwärmer deucht die Mazurka eine tröstliche Erscheinung in diesem Jammerthale. So ist die russische Studentin denn ein Wesen eigner Art, dessen große Tugenden den Westeuropäer oft nicht weniger fremdartig berühren als ihre Seltsamkeiten und Fehler. Der verhältnismäßig hohe Prozentsatz junger Russinnen, die ihre Studien nicht zum Abschluß führen, erklärt sich durch die zum Teil außerordentliche Mangelhaftigkeit ihrer Vorbildung und durch eine wirtschaftliche Notlage, die selbst solchen unerschrockenen Märtyrern der Wissenschaft das Ausharren unmöglich macht.

Unter wie andern Umständen hat das Frauenstudium sich in England und Amerika entwickelt! Wie anders ist der Typus der angelsächsischen Studentin von vornherein geartet! In erster Linie giebt es, und das ist bezeichnend, gar keinen besonderen Namen für sie. Sie ist a student schlechtweg, wie der junge Mann.

Die Bewegung zu Gunsten des Frauenstudiums setzt in England gegen 1868 ein. 1870/71 sammeln sich bereits die ersten Studierenden. Es sind Engländerinnen, mit den Landessitten Vertraute, sie werden von Anbeginn unter weiblichen Schutz gestellt, sie leben, gleich den jungen Männern, in Internaten, und zu den gemischten Vorlesungen werden sie von einer „Anstandsdame“ geführt. Alles ist äußerst respektabel, auch nach außen hin,



Schiessen auf transportable Scheiben.

Vogelschiessen

gut bürgerlich, durchaus „schicklich“. Ging doch die Furcht vor übler Nachrede so weit, daß man in Newnham College zu Zeiten der ehrwürdigen Miß Clough die Uhr vorstellte, damit die zu Gast geladenen Professoren ja das Haus vor Schlag zehn verließen! Newnham und Girton College waren in ihrem Lebenszuschnitt sehr einfach, und die Newnhamianerinnen suchten geradezu etwas darin, gegen den Luxus Front zu machen. Eine Newnhamianerin sprach auch nicht von einem dress (Kleid), sondern von einem frock (Rock, Kittel), bevorzugte überhaupt derlei ungeschminktere Ausdrücke.

Obgleich viele der englischen students nur über sehr bescheidene Mittel verfügten und sich durch Brotstudium zum praktischen Beruf vorbereiteten, hat doch wohl keine von ihnen jemals Not gelitten, und eine russische Kost, aus Thee, Brot, Rüben bestehend, wäre dort aus wohlerwogenen Gesundheitsrücksichten niemals geduldet worden.

Mit den Jahren und als es auch für die Töchter reicher Familien Sitte wurde und zum guten Ton gehörte, zu studieren, wurde der Anstaltszuschnitt ein reicherer. In dem fürstlich ausgestatteten Holloway College herrscht sogar Luxus, und da zahlreiche Stipendien auch an sich Unbemittelten dort das Studieren ermöglichen, so sind die Lehrjahre in den hohen Hallen, in dem schattigen Park von Holloway für manche Studierende Verwöhnjahre.

Ein mindestens so großer Komfort und Luxus wie auf englischen Frauenuniversitäten herrscht in den amerikanischen Womens Colleges. Es sind die Paläste der studierenden Jugend, in denen man Körper und Geist gleichermaßen pflegt. Und daß die Amerikanerin über dem Studieren die Toilette nicht vergißt, weiß jeder, der den studierenden Yankeefräulein in Leipzig, Zürich, Paris begegnete. Nicht wenige verfügen ja auch über reiche Mittel: wirtschaftliches Elend, wie es zahlreichen Russinnen beschieden ist, dürften amerikanische und englische Studierende selbst im Auslande kaum jemals kennen lernen. Sie bleiben doch noch immer auf der Höhe eines Minimums von 90 bis 120 Franken monatlich, das bei den Russinnen bereits die höhere Stufe der Zahlungsfähigkeit bedeutet.

In Frankreich muß man étudiante und étudiante unterscheiden. Die étudiante im schlechten Sinne studiert in Gesellschaft eines Studenten einen einzigen Gegenstand, die ars amandi genannt, die aber weniger die Kunst zu lieben, als die Kunst zu lügen ist. Mit der Wissenschaft hat diese étudiante nur indirekt durch den Verkehr mit den Studenten Fühlung. Es hat lange gedauert, bis Französinnen es wagten, dieses Zerrbild der Studentin Lügen zu strafen. Die ersten Frauen, die in Frankreich studierten, waren Ausländerinnen. Die erste französische Studentin der Medizin wurde erst 1875 immatrikuliert, und es war eine Witwe. Ja heute noch, wo das Studieren auf der Sorbonne, der philosophischen Fakultät, selbst für die Mädchen guter Familien gang und gäbe geworden, sieht man nicht selten die studierende Tochter im Schutze der Mutter den Hörsaal betreten.

Dr. Kaethe Schirmacher-Paris.

Bogen- und Armbrustschützen in Frankreich.

Von

P. Kauffmann.

(Mit sieben Originalzeichnungen vom Verfasser.)

Wenn man heutzutage von Bogen- und Armbrustschützengesellschaften reden hört, setzt man dabei unwillkürlich voraus, daß es sich um eine Einrichtung der „guten alten Zeit" handelt. Was sollten auch in den Tagen, da Mauser- und Lebelgewehr ihre todbringenden Geschosse bis auf 3000 Meter hin entsenden, Uebungen mit Bogen oder Armbrust zu bedeuten haben? Und doch giebt es noch eine ganze Reihe von Vereinigungen, die diese veraltete Waffenübung pflegen. Vereinzelt kommen oder kamen sie wenigstens bis vor kurzem auch noch in Deutschland vor; häufiger haben sie sich indes in Frankreich, England, Belgien und den Vereinigten Staaten erhalten. Im ganzen mögen die betreffenden Vereine in den erwähnten Ländern 50000 Mitglieder zählen; Frankreich allein weist in seinen verschiedenen Schützengilden 30000 „edle Ritter vom Bogen" auf.



Armbrustschiessen

Bogenschützen in geselliger Vereinigung.

In letzterem Lande bildet denn auch das Bogen- und Armbrustschießen einen richtigen nationalen Sport; mag damit auch der Landesverteidigung in keiner Weise gedient sein, so übt er doch Auge und Hand des Schützen. Die Vereine für Bogen- und Armbrustschießen finden sich in Frankreich hauptsächlich in den nördlichen Departements, besonders in der Umgegend von Paris. Der älteste von ihnen geht bis auf das Jahr 1759 zurück; er hat sich ganz in seiner ursprünglichen Weise bis auf den heutigen Tag erhalten und umfaßt einen Kreis von Männern, die unter sich gute Kameradschaft und einen anständigen, ehrbaren geselligen Verkehr pflegen wollen — ein Stückchen mittelalterlicher Romantik inmitten der modernen Demokratie. Thatsächlich bilden bei ihm, wenn auch mit Beseitigung des allzu Veralteten, die Satzungen aus der Gründungszeit die unverrückbare Grundlage für die heutige Leitung. In allen diesen Vereinigungen finden sich Bürger, Handwerker und Landleute zusammen, um miteinander auf dem Fuße der Gleichheit, zugleich aber auch in einer Form zu verkehren, die auf die höheren Erfordernisse des Lebens Rücksicht nimmt.

Die Schießübungen finden auf zweierlei verschiedene Art statt, als Scheiben- und als Vogelschießen. Bei den Scheibenschießen wird entweder auf eine feststehende oder auf eine transportable Scheibe geschossen. Bei den Uebungen der ersteren Art (tir au berceau) versammeln sich die Gesellschaftsmitglieder oder „Ritter" in einem sogenannten „Schießgarten", das heißt an einer rings eingefriedigten, jedem profanen Blick entzogenen Stätte. Die Scheibenstände bestehen aus einer Art von Holzhütte, deren Hinterwand mit Strohbündeln möglichst dicht und möglichst gleichmäßig ausgepolstert ist, und einem in ihr vor dieser Polsterwand angebrachten Scheibenrahmen. Zwei derartige



Spitze des Festzugs

Bogen und Armbrust nebst Geschossen und Zielgegenständen.

Scheibenstände liegen einander stets gegenüber, so daß der Schütze, wenn er sich nach der einen Scheibe begeben hat, um seinen Pfeil zurückzuholen, von dem dortigen Standpunkte aus gleich einen Schuß auf die gegenüberliegende Scheibe abgeben kann. Die einzelnen Schießstände sind dabei durch fest eingefriedigte Gänge voneinander geschieden, damit der Schütze, wenn er sich von der einen Scheibe nach der andern begiebt, sich nicht der Gefahr auszusetzen braucht, von einem ungeschickt abgeschossenen Pfeile getroffen zu werden. Die Distanz, auf welche geschossen wird, beträgt gewöhnlich 10 Meter. Die Scheibe besteht aus einem 60 Centimeter breiten und 75 Centimeter hohen Karton, auf dem zwei Kreise gezogen sind, einer von 40 und der andre von einem Centimeter Durchmesser; das Zentrum wird von einem schwarzen Punkte von 35 Millimeter Durchmesser gebildet, in den ein weißer Punkt von 10 Millimeter Durchmesser eingezeichnet ist. Nur diejenigen Schüsse zählen als Punkte, die in den Bereich des größeren in die Scheibe eingezeichneten Kreises fallen.

Das Schießen auf nicht feststehende, transportable Scheiben (paillassons) wird in Frankreich nur von wenigen Gesellschaften gepflegt. Häufiger kommt es in England vor. Es bietet den Vorteil dar, daß man die Distanz beliebig wechseln kann.

Beim Vogelschießen wird nach einem Ziel auf einer etwa 30 Meter hohen und am unteren Ende 30 bis 40 Centimeter im Durchmesser haltenden Stange geschossen. An ihrem oberen Ende trägt sie ein eisernes Gestell, das aus einer Reihe sich übereinander erhebender und sich nach oben verjüngender Querstangen besteht. Auf den Enden dieser Querstangen sowie auf der Spitze des Gestells werden etwa 5 Centimeter hohe und 3 Centimeter starke Holzklötzchen befestigt, denen ein mit einem Stückchen Draht angeheftetes Büschel Federn einigermaßen das Aussehen von Vögeln verleiht. Der auf der höchsten Spitze des Gestells angebrachte Vogel wird der „Hahn" genannt. Die Vogelstange steht in einem Untergestell, das, wenn alle Vögel abgeschossen sind, ihr Niederlassen zum Zwecke der Besetzung mit neuen Zielobjekten gestattet.

Die letztere Art des Bogenschießens erfordert eine große Uebung und neben ungewöhnlicher Sicherheit des Auges eine ganz erhebliche Anstrengung. Da die Vögel auf den Stangen sehr stark befestigt sind, so können nur ganz kräftige Bogen zur Verwendung kommen; es handelt sich dabei um eine Kraftaufwendung von 40 bis 55 Kilo. Die Pfeile, die zu diesem Zweck verwendet werden, laufen nicht in eine Spitze aus, sondern schwellen am oberen Ende an und tragen hier einen Hornaufsatz in Form eines umgekehrten, abgestumpften Kegels, der am schmäleren Ende einen Durchmesser von 2 Millimeter hat. Zum Auflesen der Pfeile stülpt sich ein eigens hierzu bestellter Mann einen großen, aus ganz engmaschigem, dichtem Weidengeflecht hergestellten Hut um, dessen Krempe nicht nur seinen Kopf, sondern auch seine Schultern und einen Teil seines Rückens gegen die niederfallenden Pfeile schützt, die ihn andernfalls in sehr verhängnisvoller Weise treffen könnten.

Jedes Jahr treten die verschiedenen Vereine zu einem provinzialen Preisschießen zusammen, das den Namen des „Blumenstraußschießens" (le Bouquet) führt. An den Schießen dieser Art beteiligen sich gewöhnlich Verbände von je 20 Vereinen, und zwar derart, daß das Schießen jedes Jahr abwechselnd an einem der Orte stattfindet, an denen die Vereine ihre Sitze haben, so daß jeder Ort alle 20 Jahre nur einmal an die Reihe kommt. Umfaßt der Verband nur 18 Vereine, so findet das Schießen nur alle 18 Jahre an einem und demselben Orte statt. Das „Bouquet" ist Eigentum des Provinzialverbandes; es besteht aus einer kostbaren Vase, die einen Strauß aus künstlichen Blumen und Federn enthält. Sie wird stets ein Jahr lang von dem Vereine desjenigen Ortes aufbewahrt, an dem das letzte Schießen stattgefunden hat.

Wenn der Tag des Wettschießens herannaht und der Verein des Ortes, an dem es stattfinden soll, das Bouquet von dem Vororte zu übernehmen hat, schickt er an alle Vereine ein Einberufungsschreiben, in dem alle Bedingungen aufgeführt werden, nämlich Anzahl und Erwerbungsbedingungen der Preise, dazu das Programm der festlichen Veranstaltungen. An dem anberaumten Tage wird dem Verein des Festortes vom Verein des Vorortes der Blumenstrauß in feierlicher Weise überreicht, der dann, von weißgekleideten jungen Mädchen getragen, in festlichem Aufzuge unter dem Geleite der sämtlichen an dem Schießen teilnehmenden Vereine durch den Ort geführt wird.

Dabei wird folgende Ordnung eingehalten:

Voran marschiert der Tambourmajor mit den Trommlern der sämtlichen Vereine; dann folgen die städtischen Behörden, Hellebardiere, die Kaiser und Könige mit ihrem Abzeichen, das in einer schräg über die Brust getragenen Schärpe besteht, die Hauptleute der Vereine mit einer um den Leib getragenen Schärpe oder einem Bund von Bändern auf der Schulter, die Fahnen, zu einer einzigen Gruppe vereinigt, der Blumenstrauß, die zu Preisen ausgesetzten Gold- und Silbersachen, die Ritter, den abgespannten Bogen mit an den Schaft geheftetem Pfeil aufrecht in der Hand, und zum Schluß die Armbrustschützen mit geschulterter Waffe. Die religiöse Feier, die das Fest stets begleitet, besteht in einem in der Pfarrkirche abgehaltenen Hochamt. Das Schauspiel, das bei dieser Gelegenheit die mit ihren Fahnen um den Altar gescharten Ritter darbieten, macht sich noch feierlicher, wenn der Gottesdienst unter freiem Himmel abgehalten wird.

Die Ritter tragen seit der Revolution nicht mehr die alte Tracht ihrer Vorfahren, doch haben sie eine einheitliche Mütze mit den Abzeichen des Bogens oder der Armbrust angenommen. Man trägt sich übrigens augenblicklich mit dem Gedanken, um einer Verwechslung der Schützen mit den Mitgliedern der verschiedenen Musikbanden vorzubeugen, den Burenhut einzuführen, der an einer Seite mit einem irgend ein Emblem tragenden Metallknopfe aufzuschlagen wäre, damit die Sehne beim Spannen den erforderlichen freien Raum erhalte.

Die Schützen begeben sich nach dem Festzuge zu den Schießständen, wo das Preisschießen abgehalten wird. Es wird streng darauf gesehen, daß außer einigen wenigen Ehrengästen nur Mitglieder der Vereine mit ihren Familienangehörigen Zulaß erhalten. Das Preisschießen dauert in der Regel sechs Wochen; die Preise bestehen in Gold- und Silbersachen von ziemlich beträchtlichem Werte; als Regeln gelten im allgemeinen die auch sonst bei nationalen oder internationalen Schützenfesten üblichen.

Bei den Preisschießen werden die Kaiser und Könige proklamiert. Zum Kaiser wird derjenige Ritter ausgerufen, der drei Jahre nacheinander den höchsten Preis davongetragen hat, zum König derjenige, der ihn beim Jahresfeste gewonnen. Dieser höchste Preis ist der sogenannte Vogelpreis. Er wird in der Mitte des Schwarzen in der Scheibe angebracht, und es handelt sich darum, ihn zu treffen; bei dem Vogelschießen muß man den höchsten auf der Stange sitzenden Vogel oder den „Hahn“ abschießen. Die übrigen Preise werden



Schiessstand für Bogenschützen beim Schuss auf feststehende Scheibe.

Einholung des „Blumenstrausses“

bei den Scheibenschießen auf die Standscheibe in ihrem gewöhnlichen Zustande errungen, bei dem Vogelschießen richten sie sich nach den abgeschossenen Vögeln. Sobald der König proklamiert ist, empfängt er die Insignien seiner Würde; es wird auf den Trommeln ein Ehrenwirbel für ihn geschlagen, und die übrigen Ritter entblößen vor ihm das Haupt. Jedesmal, wenn der König schießt, müssen die Ritter sich ihm zu Ehren in Positur stellen und die Kopfbedeckung abnehmen.

Es herrscht die Sitte, daß jeder Schütze, bevor er einen Pfeil abschießt, sein Gesicht den übrigen Rittern zuwendet, den Kopf vor ihnen neigt und die Worte spricht: „Ich grüße Sie, meine Herren.“ Es ist dies übrigens der alte Gruß der Fechter. Wenn ein Ritter stirbt, so ist es Sitte, nach der Rückkehr vom Begräbnis ihm zu Ehren auf dem Schießstand ein Trauerschießen abzuhalten. Ein solches findet manchmal auch bei dem Tode irgend einer hervorragenden Persönlichkeit statt. Das letzte derartige Schießen wurde von mehreren Gesellschaften bei dem Tode Felix Faures veranstaltet. So oft es stattfindet, aus welchem Anlaß auch immer, werden die Standscheiben mit Traueremblemen versehen.

In diesem Sommer findet ein Preisschießen in Fontainebleau statt, veranstaltet vom Provinzialverbande Isle de France.

Im Zeichen des Verkehrs.

Von

A. von Schweiger-Lerchenfeld.

Nach einem bekannten Fundamentalsatze sind Leben und Bewegung integrierende Begriffe. Im Sinne der Kultur wird also das reichste dort sich entwickeln, wo die aufeinander reagierenden Kräfte die dauernde Wirksamkeit des Realbesitzes fördern, indem sie die durch den Raum und die Zeit gegebenen Trennungen nach Thunlichkeit abkürzen. Die Güter, die im Raume verschoben werden müssen, ruhen im Sinne ihrer wirtschaftlichen Kraft während der Dauer der Verschiebung. Je geringer der Zeitaufwand hierbei ist, das heißt, je rascher sich durch die gegebenen Hilfsmittel die räumlichen Verhältnisse überwinden lassen, desto intensiver wird der ruhende Volksreichtum in lebendige wirtschaftliche Kräfte umgesetzt.

Das heutige Verkehrswesen wurzelt in den fünf Institutionen: den Eisenbahnen, der Schiffahrt, den Straßen und Kanälen, der Post und den Telegraphen. Wenn nun auch die großartige Entfaltung der modernen Zivilisation dem Zusammenwirken dieser Institutionen zu danken ist, löst sich gleichwohl das Eisenbahnwesen von jener Fünfzahl als diejenige Errungenschaft ab, welche, wie keine andre, dem gewaltigen Drängen der menschlichen Arbeit Vorschub geleistet und den fortwirkenden Bedingungen des Lebens der Kulturvölker eine Grundlage gegeben hat, von der man vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert keine Ahnung hatte. Die wirtschaftliche Spekulationskraft hat in den Eisenbahnen ihre leistungsfähigsten Förderer gefunden. Erhöhte Bedeutung erhielten jedoch die Eisenbahnen dadurch, daß sie sich in den Dienst des wichtigsten Bindegliedes der Völker, der Post, stellten. Durch die ganze Geschichte der Menschheit macht sich das Axiom geltend, daß diejenigen Völker die reichsten und fortgeschrittensten und demgemäß die gesittetsten waren und sind, welche im Raum die größte Beweglichkeit bethätigen, durch Erweiterung ihres Gesichtskreises über ausgedehnte Gebiete die jeweils bestehenden geistigen und materiellen Zustände gegeneinander abwägen und aus der Vielzahl der Erscheinungen die Summe ziehen konnten, welche ihr Denken und Handeln leitete.

Der Schnellverkehr ist diejenige Form des Verkehrslebens, der unsrer nervösen Zeit ihr charakteristisches Gepräge verleiht. Weniger ist es die Masse, in höherem Grade die Dichte des Verkehrs, die hierbei als gleichwertig in die Erscheinung treten. Kein Wunder also, daß der Schnellverkehr im öffentlichen Leben eine so große Rolle spielt und das Schnelligkeitsmaß in der Fortbewegung der Züge schon in der frühesten Jugendzeit der Eisenbahnen deren Wertmesser abgab. Auf den englischen Bahnen beträgt die Geschwindigkeit der Expreß- und Mailtrains 70 bis 85 Kilometer. Das ist indes nur ein Durchschnittsmaß. Ein Berichterstatter des „Engineering“ hat die bei den schottischen Eilzügen zwischen einzelnen Stationen vorkommenden Geschwindigkeiten genau ermittelt und gefunden, daß zweimal 149 Kilometer in der Stunde und zweimal vollends 152 Kilometer erreicht wurden. Unter 117 Kilometer in der Stunde wurde überhaupt nicht gefahren. In Frankreich erzielte man bei gelegentlich angestellten Probefahrten bis 144 Kilometer. Im allgemeinen verkehren auf französischen und deutschen Bahnen die schnellsten Züge nicht wesentlich langsamer als im Durchschnitt auf englischen Bahnen. Was von amerikanischer Fahrgeschwindigkeit erzählt wird, ist teils übertrieben, teils handelt es sich hier um außergewöhnliche Experimente. Vor einigen Jahren lief auf der Strecke New York-Philadelphia ein Expreßzug — allerdings nur zur Probe —, der eine Maximalgeschwindigkeit von 160 Kilometer erreichte! Ein Berichterstatter, der die Fahrt mitgemacht hatte, gestand, daß die Wirkung einer solch rasenden Geschwindigkeit etwas Sinnverwirrendes habe. Gleichwohl ist diese Leistung noch überboten worden. Eine von der Lokomotivwerkstätte der New York Central and Hudson Ralway konstruierte Maschine legte die 179 Kilometer lange Strecke Batavia-Buffalo in einer Stunde zurück.

Bezüglich der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes stehen die Vereinigten Staaten von Amerika mit rund 297 000 Kilometer (fast die Hälfte aller Eisenbahnen der Erde) an der Spitze. In weitem Abstande von dieser Ziffer steht das Deutsche Reich

mit rund 48 300 Kilometer, an welches sich Frankreich reiht, das 41 700 Kilometer aufweist. Auf die enorme räumliche Ausdehnung des gesamten Rußland entfallen nur 40 800 Kilometer. England besitzt 38 000, Britisch-Indien 35 000 Kilometer Eisenbahnen. In Bezug auf die Zahl der Lokomotiven gehen die Vereinigten Staaten mit 31 304 allen andern Ländern voran; hieran schließt England mit 19 602, das Deutsche Reich mit 16 842, sodann Frankreich mit 10 502, Rußland mit 8748, Britisch-Indien mit 4258 Lokomotiven. Den größten Fahrpark an Personenwagen hat England (62 252); dann folgen der Reihe nach Deutschland (34 590), Vereinigte Staaten (33 893), Frankreich (28 750), Britisch-Indien (14 743), Rußland (10 560). Dagegen verfügen die Eisenbahnen der Union von der Gesamtzahl aller Frachtwagen der fünf Länder mit 2 910 000 über 1 284 807 Stück, also über fast so viel als die übrigen vier Länder zusammengenommen; es verfügt nämlich England über 656 735, Frankreich über 360 721, Deutschland über 330 469, Rußland über 195 556, Britisch-Indien über 80 053 Frachtwagen. Im Jahre 1898 zählte man in England über 1000 Millionen Reisende, in der Union 700, in Deutschland 650, in Frankreich 390, in Britisch-Indien 160, in Rußland 97 Millionen. Bezüglich der Dichte des Frachtenverkehrs ist im allgemeinen die produktive Thätigkeit der betreffenden Länder maßgebend. Die einschlägigen Zahlen bewegen sich auf ganz erstaunlicher Höhe. Die Menge der verfrachteten Güter erreichte in der Union etwa 913 Millionen Tonnen pro Jahr, in England 437, in Deutschland 276, in Frankreich 120, in Rußland 97, in Britisch-Indien 39 Millionen Tonnen.

Wenn die Schienenwege sich als das mächtigste Mittel zur Verbreitung der Kultur und Verallgemeinerung der Interessen erwiesen haben, müssen wir gleichwohl die schnellfahrenden Ozeandampfer als die wahren und gewissermaßen typischen Träger des Weltverkehrs ansehen. Der ungeheure Aufschwung, den der Austausch von materiellen und geistigen Gütern auf der Erde zur See genommen, ist eine zivilisatorische Großthat ersten Ranges. Die Dampfschiffahrt hat in rascher Folge bis dahin unbekannte Absatz- und Produktionsgebiete erschlossen, sie hat die räumlichen Verhältnisse, welche gerade auf den Ozeanen zur Geltung kommen, erheblich modifiziert, sie hat den Kampf mit den Naturgewalten aufgenommen, indem sie dem Winde einen stärkeren Motor, dem Wellenandrange einen stärkeren Schiffskörper — den eisernen, sodann den stählernen — entgegensetzte. Schließlich darf nicht übersehen werden, daß nur die großen eisernen Dampfer in der Lage waren, jene großartigen submarinen Kabellegungen zu bewerkstelligen, welche vollends alle Raum- und Zeitverhältnisse im internationalen Verkehr verschoben und den gewaltigen Apparat des modernen Weltverkehrs krönten.

Wirft man einen orientierenden Blick auf eine Karte, in welcher die Schiffahrtsverbindungen eingezeichnet sind, so macht man die Wahrnehmung, daß sich die Seekurse dort am meisten verdichten, wo der größte Reichtum vorhanden ist, der lebhafteste Arbeitsdrang sich bethätigt. Die Nervenknoten dieses nur in mathematischen Linien sich ausprägenden Organismus sind die Meeresräume des nordwestlichen Europa. Von dort gehen die Dampferrouten wie Strahlenbündel von einem Brennpunkte aus. Dicht aneinandergedrängt liegen dort die bedeutendsten Seehandelsplätze an den englischen, französischen, holländischen und deutschen Küsten. Und die ausschwärmenden Linien, welche das nord- und das südatlantische Becken in dichten Reihen durchfurchen, streben fast allesamt nach den Küsten der Neuen Welt, wo eine andre Reihe bedeutender Hafenplätze die Maschen dieses Verkehrsnetzes schließt. Wenn wir über die kulturellen Verhältnisse des amerikanischen Kontinents auch gänzlich unterrichtet wären: jenes Liniennetz müßte uns sofort über die Bedeutung jener Gebiete aufklären. Jene Linien, welche den Ozean überspannen, verdichten sich nämlich wieder nur an einzelnen Punkten, welche den Gestaden der reichsten und gesegnetsten Länder der Neuen Welt angehören: den nördlichen Handelshäfen der Union, Westindien, Brasilien.

Am zweitdichtesten zeigt sich das Netz der Dampferkurse im Mittelmeerbecken. In dem engen Raume zwischen der alten und neuen Kulturwelt zieht ein förmlicher Nervenstrang des modernen Seeverkehrs. Vom Suezkanal verästelt sich dieser Strang zu einem ausgedehnten Gespinst über den ganzen südöstlichen Wasserbereich unsrer Erde. Die Hauptlinien aber ziehen wieder dorthin, wo der größte Reichtum ist, die meisten wirtschaftlichen Interessen sich geltend machen: Ostindien, Ostasien, der Malaiische Archipel, Australien. Den Dunkeln Erdteil umschwärmen die Linien der Schiffskurse auf allen Seiten. Etwas dünner ist das Netz im Pacifischen Ozean.

Der moderne Schnelldampferdienst hat auch auf den Meeren einen gewaltigen Umschwung des wirtschaftlichen Lebens zur Folge gehabt. Einige Daten sollen diesen Sachverhalt erläutern. Die ostasiatische Linie des Norddeutschen Lloyd hat eine Länge von 11 600 Seemeilen, welche von den Dampfern in 48 Tagen zurückgelegt werden; die australische Linie derselben Gesellschaft ist 14 200 Seemeilen lang und wird in 55 Tagen befahren. Von Hamburg dauert die Reise nach Veracruz 30 Tage, nach Santos 28 Tage, nach Pernambuco 20 Tage. Von Bordeaux ist man in 26 Tagen in Buenos Aires, von Hamburg um die Südspitze von Amerika herum in 67 Tagen in Callao, dem Hafen von Lima.

Der größte Handelsdampfer der Welt ist zurzeit die „Oceanic“, die am 6. September 1899 ihre erste Reise machte — ein Koloß von 215 Meter Länge, einem Deplacement von 24 000 Tonnen und Maschinen, welche 25 000 Pferdestärken leisten. Eigentlich aber gebührt dem im Jahre 1900 in Dienst gestellten Dampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie der Vorrang; denn obgleich er nur eine Länge von 208 Meter hat, beträgt das Deplacement des vollbeladenen Schiffes 23 200 Tonnen — also nur um geringes weniger als die „Oceanic“ —, wogegen seine beiden Maschinen die ungeheure Kraft von zusammen 32 000 Pferdestärken entwickeln.

Aber nicht die großen Doppelschraubenschnelldampfer sind es, welchen der Hauptanteil am Seeverkehr zukommt. Sie sind nur die raschesten Vermittler desselben und für gewisse Transportgüter auch die wichtigsten. Im übrigen hat die moderne Schiffsbautechnik die Segelschiffahrt außerordentlich gefördert. Auch auf diesem Gebiete gebührt Deutschland der Vortritt; die „Potosi“ der Hamburger

Reederei ist zurzeit das größte und schnellste Segelschiff der Welt. Es ist 120 Meter lang, 15 Meter breit und 10 Meter tief. Das Deplacement beträgt 6000 Tonnen. Von den fünf stählernen Masten ist der Hauptmast 51 Meter hoch; wenn alle fünf Masten voll gesetzt sind, trägt das Schiff rund 4500 Quadratmeter Segelfläche. Auch die Amerikaner haben dem modernen stählernen Segelschiffbau alle Sorgfalt zugewendet und verkehren zahlreiche Schiffe dieser Art zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean.

Die Bedeutung der Schiffahrt im Weltverkehr erkennt man am besten an dem Gewinstanteil der einzelnen Länder an derselben. Er betrug im Jahre 1900 für England rund 1116 Millionen Mark, für Deutschland 166, Norwegen 100, Kanada 68, Rußland 60, Italien 58, Schweden 42, Holland 34, Dänemark 30, Oesterreich 28, Griechenland 24 Millionen Mark. Der Gesamtgewinst auf der ganzen Erde beziffert sich in dem genannten Jahre mit rund 2036 Millionen Mark, wovon auf Europa allein 1868 Millionen entfallen.

Der verstorbene Staatssekretär H. von Stephan hat in einer seiner Schriften hervorgehoben, daß Verkehr und Kultur sich in der Welt zu einander verhalten wie Blutumlauf und Gehirnthätigkeit im menschlichen Körper. Man kann ohne Bedenken behaupten, daß die Posteinrichtungen den mächtigsten Impuls zu diesem Blutumlauf bilden. Die Post ist die einzige staatliche Institution, von der jeder jeden Augenblick Gebrauch macht. Sie kommt und geht, wie Morgen und Abend kommen und gehen, sie greift in allen möglichen Formen in unsre Daseinsbedingungen ein, sie ist uns ein Bedürfnis, wie es uns die Nahrungsmittel sind, ein Ding, mit dem alle öffentlichen und privaten Interessen so innig verknüpft sind, daß ein plötzliches Stillstehen dieses das Völkerleben mit Millionen Fäden durchädernden Verkehrsmittels einen lethargischen Zustand im öffentlichen Leben herbeiführen würde.

Daß dem Nachrichtendienst, dem Austausche der Gedanken, im Völkerleben eine große Rolle zufällt, liegt auf der Hand. Auf diesen Sachverhalt stützt sich die ungeheure Bedeutung des Weltverkehrs und der Bewegung geistiger und materieller Güter innerhalb zweckmäßiger Wirkungskreise. Es darf eben nicht übersehen werden, daß das wirtschaftliche Leben, insofern wir es von der Materie, an der es unmittelbar haftet, loslösen können, nichts als sittliche Momente und sittlich wirkende Kräfte enthält. Die Bewunderung, die wir dieser großartigen Bewegung entgegenbringen, kann sonach in gleichem Maße an den Milliarden, welche durch die gesamte Weltwirtschaft fluktuieren, hängen, als an den tiefgehenden Wirkungen im Sinne der Aufklärung und Erkenntnis, welche das wirtschaftliche Leben stützen, ihr Genügen finden.

Die Gründung des Weltpostvereins war mehr als ein bloßer Akt der Verkehrspolitik: sie war ein Kulturwerk ersten Ranges, und dem deutschen Volke kommt die Ehre zu, daß der Mann, der dieses Kulturwerk ins Leben gerufen hat, einer seiner Söhne war. Die Grundpfeiler des Weltpostvereins sind die Transitfreiheit, die gleiche Portoteilung und das Einheitsporto. Noch bis zur Mitte des Jahrhunderts bedeutete die Landesgrenze auch für den Brief ein schwer übersteigliches Hindernis. Der Weltpostverein mit seinem denkwürdigen Berner Vertrage vom Jahre 1874 machte diesem Unwesen ein Ende. Eine Fläche von 37 Millionen Quadratkilometer mit etwa 350 Millionen Einwohnern war zu einem von der Post einheitlich verwalteten Gebiete geworden. Seither hat sich sein Gebiet verdreifacht, und sein Verkehr hat sich mehr als versechsfacht.

Während sich in früherer Zeit die Thätigkeit der Post vorzugsweise auf Beförderung von Reisenden erstreckte, ist der Briefverkehr das eigentliche Unterscheidungsmerkmal und die hauptsächlichste Aufgabe der modernen Verkehrsanstalt, die sich als poste aux lettres Voltaires Dank als „Wohlthäterin der Menschheit“ verdient hat. Nichts veranschaulicht diesen Sachverhalt besser als eine Gegenüberstellung statistischer Daten innerhalb eines verhältnismäßig kleinen Abschnittes. Vor etwa einem Vierteljahrhundert wurden auf der Erde jährlich 3300 Millionen Briefe mit der Post expediert. Europa war mit etwa 2355 Millionen beteiligt, auf Amerika dürften 750 Millionen, auf Asien 150 Millionen, auf Afrika 25 Millionen und auf Australien 20 Millionen Briefe entfallen sein. Wie stellen sich nun diese Ziffern nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts? Im Jahre 1897 belief sich die Anzahl der aufgegebenen, aus dem Ausande eingelangten und transitierenden Briefe auf rund 9700 Millionen; hiervon entfielen auf Europa über 6000 Millionen, auf Amerika annähernd 3000 Millionen. Der Anteil des Deutschen Reiches betrug circa 1400 Millionen — gegenüber 1073 Millionen im Jahre 1890, beziehungsweise 602 und 373 Millionen in den Jahren 1880 und 1870 ... In demselben Zeitraume kamen über 2300 Millionen Postkarten in Verkehr, hiervon allein in Europa 1400 Millionen, an welcher Summe Deutschland mit etwa 509 Millionen partizipierte. Relativ hat Großbritannien den stärksten Briefverkehr, indem auf einen Einwohner 47 Briefe entfallen; Deutschland steht erst in vierter Reihe, da Australien, die Schweiz und Dänemark vorangehen. Dagegen steht im Postkartenverkehr Deutschland in zweiter Reihe: Schweiz 10,6 Karten pro Kopf, Deutschland 9,7.

Ueber den kolossalen Zeitungsverkehr im Gesamtgebiete des Weltpostvereins geben die nachstehenden Zahlen ausreichenden Aufschluß. Es betrugen im Jahre 1898 die aufgegebenen, vom Auslande eingegangenen und transitierenden Zeitungen rund 4857 Millionen, wovon auf Europa fast 3000 Millionen, auf Amerika 1636 Millionen entfielen; der Anteil des Deutschen Reiches bezifferte sich auf annähernd 1127 Millionen. Im Jahre 1873 wurden im deutschen Reichspostgebiete rund 248 Millionen Zeitungsnummern versendet, für das Jahr 1884 stellte sich dieser Verkehr schon auf mehr als 489 Millionen. Daß die Post durch die Beförderung der Millionen und Millionen von Zeitungen (und Drucksachen) einen großen Anteil an der geistigen Entwicklung der Völker hat, ist zweifellos. Ein amerikanisches Blatt preist deshalb die Post als den „mächtigen Mauerbrecher, der die Finsternis der Unwissenheit zerstört“, und ein Präsident der Vereinigten Staaten nennt das Postamt den „großen Erzieher des Volkes“. Solche Aussprüche sind begreiflich, wenn man sich die großartige Entwicklung des Postwesens in den Vereinigten Staaten vor Augen hält. Im Jahre 1900 betrug daselbst die Länge sämtlicher Postrouten 496 300 englische Meilen, das ist zweieinhalbmal die Entfernung des Mondes von der

Erde. Die Wegleistung der Malleposten und Reitposten aber bezifferte sich vollends auf 445,7 Millionen englische Meilen, das ist zweimal die Entfernung der Erde von der Sonne. Die 6600 Millionen Poststücke eines Jahres würden, zu einem Bande aneinander gereiht, sieben englische Fuß breit, dem Erdäquator gleich kommen. 9,8 Millionen Poststücke erster Klasse als Jahresleistung entsprechen einer Säule von 39 000 englischen Fuß, und die Jahreseinnahme von 95 Millionen Dollars stellt eine Säule von 47 000 englischen Fuß aus Zehn-Dollar-Goldstücken dar.

Auch sonst geben uns abgerundete Zahlen ein anschauliches Bild von den großartigen Leistungen der Post. So betrug im Jahre 1898 die Anzahl aller Drucksachen und Warenproben (einschließlich der Zeitungen) über 8754 Millionen (Europa 5540 Millionen, Deutsches Reich 1836 Millionen), die Anzahl aller Briefpostsendungen aber mehr als 21 000 Millionen (Europa 13 400 Millionen, Deutsches Reich 3858 Millionen). Die Anzahl der Paketsendungen belief sich in dem gleichen Zeitraume auf rund 450 Millionen (Europa 358 Millionen, Deutsches Reich 157 Millionen). Den größten relativen Zeitungsverkehr weist die Schweiz auf (31,6 Stück pro Jahr und Kopf — Deutschland 21 Stück), den größten relativen Paketverkehr gleichfalls die Schweiz (6,6 Stück, Deutschland 2,1 Stück). Im Durchschnitt entfallen von allen beförderten Postsendungen auf einen Einwohner in der Schweiz 110, in den Vereinigten Staaten 83, in Großbritannien 80, in Deutschland 77; dagegen in Britisch-Indien nur 1,5, in der Türkei vollends nur 0,8. Prägt sich in diesen Zahlen nicht in sprechendster Weise ein Gradmesser der Kultur aus?

Um ein anschauliches Bild von der Entwicklung des Telegraphenwesens zu liefern, bedürfte es einer seitenlangen Abhandlung. Wir begnügen uns, darauf hinzuweisen, daß im Jahre 1900 die Zahl der der Telegraphenunion angehörigen Länder und Staaten 46 betrug und dieselben einen Flächenraum von mehr als 62 Millionen Quadratkilometer mit rund 866,5 Millionen Menschen umfaßte. Die Länge der Linien stellte sich auf eine Million Kilometer, die der Leitungsdrähte auf 4,3 Millionen, der Kabel auf 335 000 Kilometer. Man zählte 93 000 Telegraphenämter (die Zahl der Postämter betrug im Jahre 1898 rund 240 000, Deutsches Reich: 33 219 mit 181 837 Bediensteten, darunter 91 702 Diener und Briefträger) mit 159 000 Apparaten. Die Leistung dieser Aemter bezifferte sich mit 339,2 Millionen Depeschen.

Unsre Zeit steht im „Zeichen des Verkehrs“, also in dem der sogenannten „realen“ Kultur. Sie ist das aktive Element im Geistesleben der Völker, im Gegensatze zu der „idealen“ Kultur, welche ihrem Wesen nach passiv ist. Die angewandten Naturwissenschaften haben die reale Kultur groß gemacht, aber ihr Keim ruht in der idealen Kultur, von der alles Denken ausgeht und welche die unmittelbare Erkenntnis in die mittelbare umsetzt.

Die Bismarcksäule bei Viersen am Niederrhein.

Die erste Bismarcksäule am Niederrhein ist auf dem „hohen Busch“ bei Viersen in Gegenwart einer vieltausendköpfigen Menge feierlich eingeweiht worden. Wie unsre Abbildung zeigt, ist die Säule nach dem preisgekrönten Entwurfe des Dresdener Architekten Kreis erbaut worden. Sie ist 18 Meter hoch und dient zugleich als Aussichtsturm. Von ihrer Spitze schaut das Auge weithin in der Runde auf die fruchtbare niederrheinische Tiefebene mit ihren dichtgesäten gewerbefleißigen Städten und Dörfern, auf der der Stadt Viersen zugekehrten Seite bis zum Rhein und nach der andern Richtung bis ins holländische Gebiet. So werden denn in Zukunft an vaterländischen Gedenktagen die Feuer von der Säule in die Lande hinein lodern und Kunde geben von dem patriotischen Sinne der Bürgerschaft Viersens. Das Bronzereliefbildnis Bismarcks an der der Stadt Viersen zugekehrten Seite der Säule ist nach dem Entwurfe des Bildhauers A. Künne in Berlin angefertigt.



Die Bismarcksäule bei Viersen am Niederrhein.

Toda-Typen.

Eine Leichenfeier der Todas.

(Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Wiele & Klein in Madras.)

Nördlich von Comibatore in der Präsidentschaft Madras erheben sich die blauen Berge (Nilgiri), deren höchste Kuppe, der Doddabetta, eine Höhe von 8760 englischen Fuß überm Meer erreicht. 1500 Fuß tiefer liegt in einem Gebirgskessel, vor rauhen Winden geschützt, Ootacamund, der Sommersitz der Regierung von Madras.

Die ursprünglichen Bewohner dieser Gebirgsgegend sind die halbwilden Todas, deren merkwürdige Hüttengruppen (Mands) rings um Ootacamund belegen sind; sie nähren sich hauptsächlich von der Milch ihrer Büffelkühe und tauschen den überflüssigen Vorrat an Milch gegen andre Nahrungsmittel ein. Ihre Büffel sind prächtige, große Tiere, denen man auf Spaziergängen gern aus dem Wege geht.

Der Milchhüter (Pâlâl) jedes Mands ist zugleich Priester und hebt die Milch im Tempel auf, der sich im Aeußeren nicht von den Wohnhütten unterscheidet. Da die Büffel das wichtigste Besitztum der Todas bilden, so darf es nicht wundernehmen, daß diese Tiere auch bei den Totenfeiern eine bedeutende Rolle spielen. Der Bekanntschaft mit einem Toda-Priester verdankten wir die Gelegenheit, einer solchen Leichenfeier beiwohnen zu können.

An dem bestimmten Tage strömten die Todas, Mann, Weib und Kind, in ihre Mäntel gehüllt, von allen Seiten über die Berge nach einer Lichtung, welche für derartige Feiern bestimmt ist. Der Name der Oertlichkeit ist Kafkâdu-Mand; sie ist auf schöner Straße von Ootacamund in etwa einer Stunde zu erreichen.

Die Frauen und Mädchen waren im Vorhof des Tempels versammelt und weinten und klagten um den Verstorbenen. Die ernst gemeinte Weheklage der nahen Verwandten fand lauten Wiederhall unter den übrigen Frauen. Die ankommenden Männer wurden begrüßt, indem die Frauen sich vor ihnen niederwarfen, worauf der Ankömmling zuerst den rechten, dann den linken Fuß aufs Haupt der Frau setzte. Im Vorhof des Tempels war ein Pfahl aus schwarzem Holz aufgerichtet, der mit Kränzen von kleinen, an Fäden gehängten Muscheln geschmückt war.

Die Männer und Knaben nahmen Platz auf einem Abhang unweit des Tempels. Nur die Aeltesten des Mands trugen Turbane; viele hatten die landesüblichen Regenschirme aus Palmblättern, doch bemerkte man auch zwei im Bazar von Ootacamund erstandene Regenschirme europäischer Art. Eine andre Merkwürdigkeit war ein alter Toda mit einer primitiven Brille; er erklärte auf Befragen, daß ihm dieselbe im Spital zu Ootacamund verordnet worden sei.

Die Männer waren bedeutend zahlreicher vertreten als die Frauen, und dies hat seinen Grund darin, daß die Todas der Polyandrie huldigen; jede Hütte ist von mehreren Männern, aber nur von einer Frau bewohnt.

In der Nähe der Männer standen vier Kôtas, von denen drei mit Musikinstrumenten ausgerüstet sind. Diese bestehen aus zwei hölzernen Trompeten, mit Messingringen und Ketten verziert, und einer hölzernen Trommel, die auf beiden Seiten mit Rindsleder bespannt ist. Die Kôtas sind ein verachteter Gebirgsstamm, der in Kotagiri, 18 Meilen von Ootacamund, wohnt.

Der Tote, dem die Feier galt, war ein Knabe von zwölf Jahren. Er war schon vor sechs Monaten gestorben und die Leiche verbrannt worden. Sein Vater trug ein kleines Kind im Arm und redete eifrig auf einige der Aeltesten ein, die in einem Kreise Platz genommen hatten. Der Gegenstand der sehr erregten Unterhaltung waren die zwei Büffel, die im Verlaufe der Leichenfeier geopfert werden sollten. Endlich gelangte man zu einer Einigung.

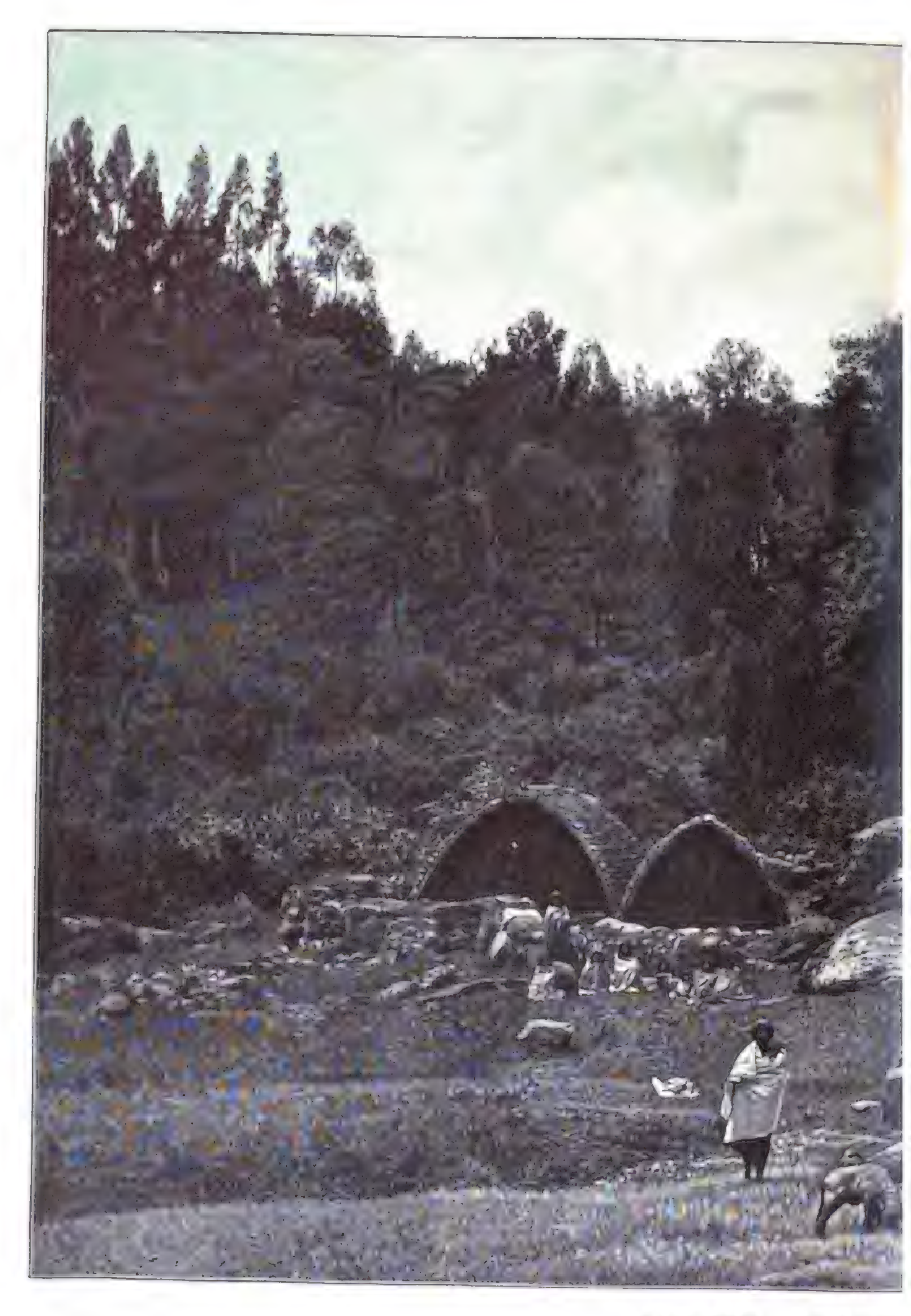
Eine Anzahl Männer lief den Abhang hinauf, um die Tiere einzufangen. Die ganze Versammlung folgte in einiger Entfernung. Aus einer Büffelherde wurden zwei unfruchtbare Kühe ausgewählt. Die Männer packten die gefangenen Tiere an den Hörnern und schleppten sie im Triumph herbei.

Das eine der beiden Opfertiere wurde zu einer mit unbehauenen Steinen gepflasterten elliptischen Opferstelle in der Nähe des Tempels gebracht, während das andre zu einem weiter von dem Tempel entfernten Stein geführt wurde. Das letztere sollte zuerst getötet werden. Der Vater des Verstorbenen näherte sich ihm und brach in dumpfe Klagen aus; eine Anzahl Leute brachte in einem Tuche die letzten Ueberreste des Verstorbenen, bestehend aus dem oberen Teil des Schädels, herbei und legte sie auf dem Opferstein nieder.

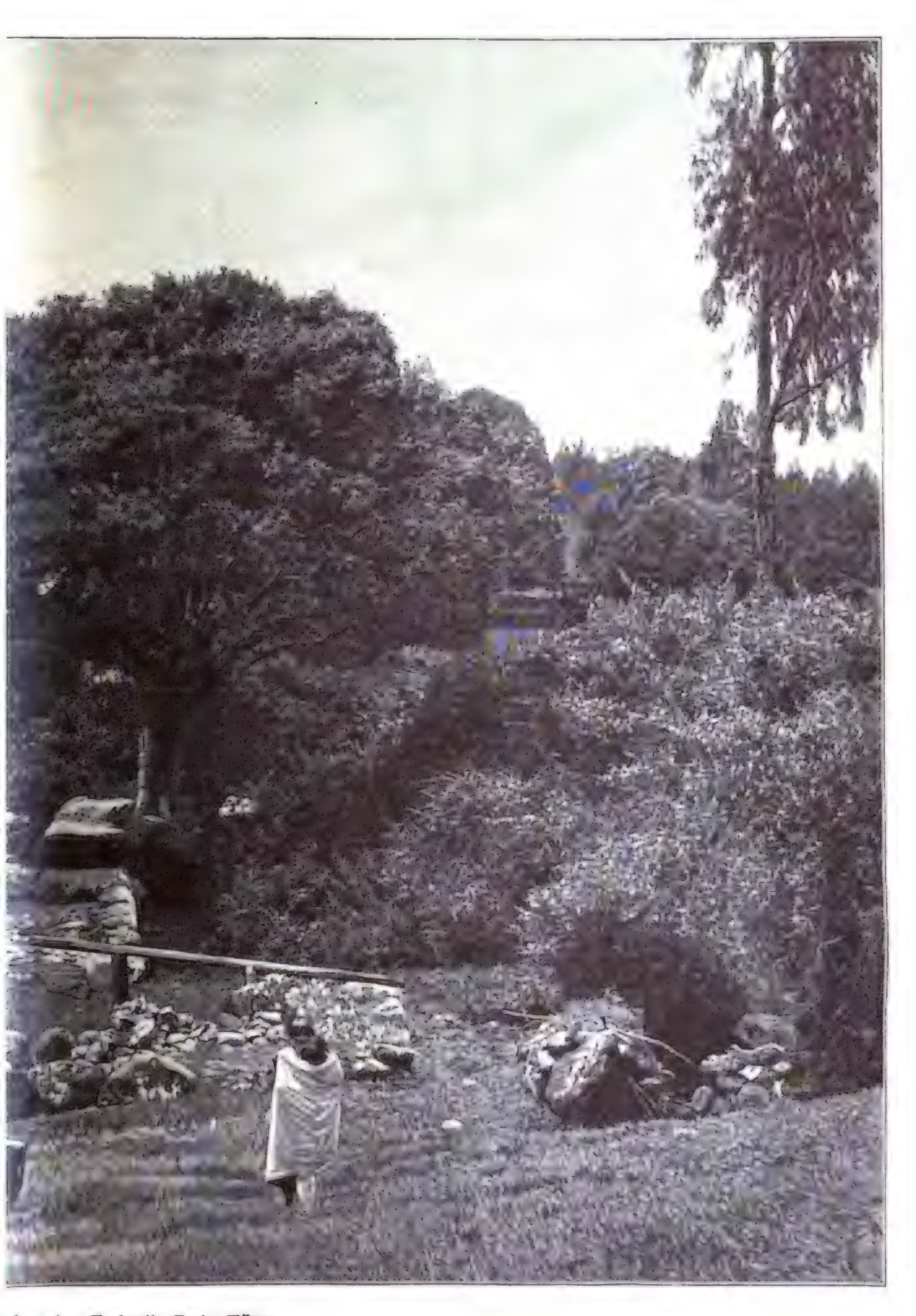
Der nur mit einem Schurz bekleidete Priester band nun um den Hals des Tieres ein Stück vertrockneter Schlingpflanze, an dessen beiden Enden je eine eiserne Glocke befestigt war. Hierauf wand er eine andre, grüne Schlingpflanze um den Hals des Opfers und legte das freie Ende auf den Opferstein. Totenstille herrschte unter den Zuschauern. Der Priester ergriff ein Beil und versetzte mit der stumpfen Seite desselben dem Büffel zwei Schläge auf die Stirn; schon nach dem ersten Schlage schien das Opfertier verendet zu sein. Jetzt begann die allgemeine Totenklage; jammernd warfen sich die Männer vor dem toten Tiere nieder und berührten seinen Kopf mit ihrer Stirn. Der Anblick des Opfers — so wurde uns erklärt — erinnert diese Naturkinder an den Verlust, den ihr Stamm durch den Tod des Knaben erlitten hat, und an die unbekannte Welt, der auch sie einst anheimfallen werden.

Unterdessen war in der Nähe des Tempels auch der zweite Büffel getötet worden, jedoch nicht von dem Priester selbst, da dieses Opfer nur für die dort versammelten Frauen bestimmt war. Jede Frau berührte die Stirn des Opfers mit dem Haupt; dann hockte sie vor einer Freundin nieder, erfaßte deren Hände und berührte deren Stirn mit der eignen, alles das unter Thränen und Wehklagen.

Das Tuch mit dem Schädel des Verstorbenen war inzwischen auf dem oben erwähnten elliptischen Opferplatz vor dem zweiten Büffel niedergelegt worden. Der Schädel sollte am folgenden Tage in Gegenwart der nächsten Verwandten feierlich verbrannt werden. Die beiden getöteten Büffel bildeten das Honorar der Kôta-Musikanten; sie wurden von den Leuten zerlegt und nach Hause getragen, um dort verzehrt zu werden.



Zu dem Artikel: „Eine Leichent



eier der Todas": Toda-Hütten.



Zu dem Artikel: „Eine Leichenfeier der Todas“: Das Heranschleppen der Büffel zum Opferplatz.

Das widerliche Schauspiel des Zerstückelns der Opfertiere blieb uns erspart, da plötzlich ein gewaltiger Regenschauer nieder ging. Die Frauen flüchteten unter einen großen Baum, während


Neue Lanzenbefestigung bei der deutschen Kavallerie.

die ungalanten Männer unter dem vorspringenden Dach des Tempels Schutz suchten. Diejenigen Männer, welche dort nicht mehr Platz fanden, gruppierten sich unter Schirmen, oder ein Mantel wurde über mehrere benachbarte Köpfe gezogen.

Dem Regen zum Trotz begann im Vorhofe des Tempels ein sonderbarer Tanz. Einige Alte verschränkten die Arme und schritten seitwärts im Kreise umher. Sie begleiteten ihren Tanz mit dem eintönigen Rufe: „Ho — hô — ho!“ Nach einer Weile begann eine andre Tour, deren Rhythmus durch die Silben Ho — hô — ho — ho — ho — hô ausgedrückt wird. Alsdann trennten sich die Leidtragenden und zogen gruppenweise im Gänsemarsch durch Regen und Schlamm ihren weit entfernten Hütten zu.

E. H.

Neue Lanzenbefestigung bei der Kavallerie.

(Aufn. von Hofphot. E. Jacobi, Metz.)

In Metz hat ein Rittmeister vom 13. Dragonerregiment eine praktische Befestigung der Lanze ausgedacht. So einfach der Gedanke scheint, hat er doch große Vorteile im Gefolge. Während sonst der Reiter beim Absitzen die Lanze in den Boden stieß oder hinlegte, bleibt sie einfach am Pferde, wie aus einem unsrer Bilder ersichtlich. Hier sieht man die Lanze nicht nur unten neben dem Steigbügel befestigt, sondern auch oben an der Satteltasche hinreichend festgehalten. Es kommt oft vor, daß eine Kavalleriepatrouille gezwungen wird, abzusitzen, um gegen irgend eine feindliche Truppe, mit dem Karabiner in der Hand, zu fechten. Nehmen wir diesen Moment an, so sehen wir, daß durch die neue Befestigungsart der Lanze die Pferde leichter bewegt werden können, so daß ein Mann genügt, die reiterlosen Pferde aus dem Gefechtskreis zu bringen und die vorgehende Patrouille an Kopfzahl stärker ist als früher. Ebenso schnell werden die Reiter, nachdem sie ihre Aufgabe gelöst haben, wieder im Sattel sein, da ein Lanzensuchen nicht nötig ist. Das andre Bild zeigt den Moment, wie der Reiter sich wieder in den Sattel geschwungen hat, zu neuen Thaten bereit.

Die Walpurgishalle im Harz.

(Zu dem Bilde S. 56.)

Auf dem Hexentanzplatz ist eine Walpurgishalle errichtet worden. Die Idee hierzu stammt von dem Berliner Maler Hermann Hendrich, der, ein Sohn des Harzes, das Innere der Halle mit fünf großen Wandgemälden geschmückt hat, welche auf die Walpurgissage und namentlich auf Goethes Dichtung Bezug nehmen. Baumeister Sehring-Berlin errichtete die Halle in altgermanischem Stil.

Das schwere 9 Centimeter-Geschütz der deutschen Artillerie.

(Aufn. von Hofphot. E. Jacobi, Metz.)

Im Anschluß an die vor einiger Zeit gebrachten Geschützbilder der deutschen Artillerie führen wir heute unsern Lesern die schwere 9 Centimeter-Kanone vor. Dieses Geschütz wird nur für die Verteidigung gegen lebende Ziele angewandt; es werden daraus, wie bei Feldartillerie, Kartätschen, Granaten und Shrapnels verfeuert. Das aus Hartbronze hergestellte Geschützrohr ist mit einer Stahlseele versehen, um ein rasches Abnützen des inneren Laufes zu verhindern. Der Schießerfolg der 9 Centimeter-Kanone, die zu den Flachfeuergeschützen zählt, wird sehr gerühmt.


Neue Lanzenbefestigung bei der deutschen Kavallerie.



Die Walpurgishalle auf dem Hexentanzplatz im Harz. (Text S. 55.)



Die schwere 9 Centimeter-Kanone der deutschen Artillerie. (Text S. 55.)



Hans Schulze: Am schattigen Weiher.

Das Blinkfeuer von Brüsterort.

Von

Johannes Richard zur Megede.

„Bitte, die Billette nach Königsberg!"

In dem engen Korridor des Schlafwagens standen die Reisefiebernden bei ihren Kofferburgen. Die Kabinen weit geöffnet — der ekle Matratzengeruch, die wüste Unordnung nach einer Reisenacht. Hie und da hockten noch mißmutig Russen auf den Polstern, die ewige Zigarette mit dem Riesenmundstück in der schlaffen Mundecke; es waren breite, graue slawische oder matte, feiste orientalische Gesichter — die Charakterköpfe der östlichen Eilzüge. Der Trinkgeldschaffner turnte rasch und freundlich durch alle Hindernisse.

Am letzten Fenster lehnte ein Herr lässig, elegant. Es war ein Junimorgen. Seit dem grauenden Tag hatte er hier gestanden und die dämmernde Ebene an sich vorüberfliegen sehen — in den Roßgärten die weidenden Pferde oder die zum Wiederkäuen niedergethanen Rinder, die grauen Dörfer, die duftenden Aehrenfelder und hüben und drüben den dunkeln Wald. Es war die Heimat, die er Jahre nicht gesehen. Er schaute und schaute, aber das Auge blieb verschleiert und kalt. Als der Schaffner zu ihm kam, sagte er nur über die Schulter weg: „Besorgen Sie mir in Königsberg einen Kofferträger!"

Der Mann blinzelte nach dem Coupé, wo elegante Gepäckstücke achtlos umherlagen, und sagte höflich: „Jawohl, Herr Baron!"

„Stimmt nicht ganz," antwortete der Fremde kühl und wandte sich wieder nach draußen.

Zwischen Kiefernwald lugte das frische Haff hervor, die bleifarbene Flut lustig gekräuselt, am Ufer ein wiegender Kahn, in dunstiger Ferne die gelben Dünenberge der Nehrung. Der Zug raste weiter. Dann tauchten aus weiter Ebene die Vorläufer einer großen Stadt auf: rote Fabrikschornsteine, trübselige Häusermassen, die häßliche Mietskaserne neben dem niedrigen, langgestreckten Landhaus. Am Horizont zwischen spärlichen Kirchen das düster mächtige Bollwerk des Ordensschlosses. Der Fremde schaute wie gebannt ... Das Schloß, die Ebene, der Kindertraum ... Sollte mit der Erinnerung wieder die Jugend sprossen? Seine Nasenflügel bebten. Es war, als ob er sehnsüchtig suchte — und nicht fand. Er atmete auf, lang und schwer ... Jetzt ein grasbedecktes Fort mit exerzierenden Soldaten, der finstere Festungswall. Die Zugräder knarrten unter der Bremse. Der Mann schaute flüchtig auf seinen Anzug. Er war ganz englisch gekleidet. Eine schlanke Figur, ein hartes, hochmütiges Gesicht, aber weiche, dunkle Augen.

In Königsberg ließ er sein Gepäck auf der Bahn. Er schlenderte durch die Straßen, an den Speichern vorbei über die Brücken. An der letzten mußte er warten. Sie war aufgezogen. Ein Segelschiff glitt durch, und der trübe, gelbe Fluß murmelte. Die Brücke fiel.

„Dühling!" rief da ein Kavallerieoffizier von dem andern Trottoir herüber. Der Fremde zuckte nur mit dem Ohr und sah nach der andern Seite. Auch der Offizier merkte, daß er sich geirrt. Der Bekannte, den er meinte, konnte unmöglich schon graues Haar haben.

Der Fremde ging rascher. Er war ein wenig rot geworden. Nach dem Morgenbade frühstückte

er in einem Hotel, aber allein, er liebte das. Bei der Suppe zog er einen Brief hervor, einen alten Brief von einer viel korrespondierenden Damenhand. Er las ihn, las ihn wieder. Ein Wort küßte er, er that's flüchtig, verstohlen. Es war ja auch so thöricht und paßte eigentlich gar nicht zu dem Mann. Dann sah er träumend durchs Fenster. Dicht vor ihm hob sich das alte Ordensschloß, aber er sah es kaum. Als der Kellner mit dem Fisch kam, winkte er nur nervös, er hatte keinen Appetit mehr. Er begann im Zimmer auf und ab zu wandeln, schnell, lautlos. Da war sie wieder, die Leere, die schreckliche Leere, die kein Wein, kein Weib mehr dauernd zu bannen vermochten! Sie kam an jedem Tage einmal über ihn; wie ein schleichend Fieber heut, wie ein Deliriumsanfall morgen, aber sie kam. Seit Jahren scheuchte sie ihn von Ort zu Ort. Nicht Nerven! Das Leiden saß tiefer. Diese Leere hatte eine Frau in seinem Herzen zurückgelassen. Und im Gehen sprach er nach der Art Einsamer zu sich selbst: ‚Du bist doch ein Mann, Georg! Was nicht zu ändern ist, vergißt man ... Du kannst nichts dafür, sie kann nichts dafür ... Es war eben Verhängnis.‘

Und wieder stand er auf dem Punkte, weit wegzufliehen, — die ewige, feige Flucht! Aber war es die Heimat, die ihn heimlich mit weichen Armen umfing, war es die Vernunft, die dem thörichten Flüchtling doch einmal Halt gebot? Er sagte nur kurz und hart: ‚Also meinetwegen! Ich bleibe den Sommer hier ... Das Dummste ist ja immer das Beste.‘

Er klingelte dem Kellner. „Geht die neue Bahn schon nach dem Samland?“

„Nein, erst nächsten Monat.“

„Na, denn telegraphieren Sie nach R. ans beste Hotel. Ich will ein gutes Zimmer, aber Seeseite. Kostenpunkt gleichgültig ... Und um drei Uhr einen Wagen, anständige Pferde, nicht eure Droschkenschinder, die den Schloßberg kaum 'raufkommen.“ Der Kellner lächelte. „Uebrigens das Zimmer auf den Namen: Dühling.“

Am Nachmittage fuhr ein Jagdwagen mit zwei Füchsen durch das gotische Festungsthor.

Es war ein schöner Tag, am hellen Himmel die warme Sonne, von der See her der fächelnde Wind. Die Pferde trabten scharf. Mählich versank die Stadt. Die Ebene dehnte sich, so lachend, so jugendfrisch! Das reifende Korn wogte weich, die Wiesen dufteten süß. Von den Bäumen an der Landstraße piepsten die Sperlinge frech. Georg von Dühling schaute hinaus. Es war ihm wohler ums Herz, freier. Die Heimat! Für Augenblicke bannte ihr Zauber doch ... Zwar gerade hier hatte seine Wiege nicht gestanden; er kannte das Samland kaum, diese dürftige Bodenwelle zwischen Haff und Haff, wo die hohen Dünen stumm und weiß landeinwärts wandern, wo der feine Seesand mit dem Wind die Felder überrieselt. Er war aus der Niederungsnähe. Die dunkle Scholle glänzt da fettiger, schwerer, die Wiesen sprossen da saftiger. Aber es war doch dieselbe uferlose Ebene, derselbe lastende Himmel, auf den Weiden trotteten träge dieselben schwarzbunten Kühe, hoben dieselben feinen Fohlenköpfe sich wiehernd. Und die Luft so rein, das Licht so groß! Der Reisende bedauerte den jähen Entschluß nicht, er wunderte sich vielmehr, daß er so spät erst der Heimat gedacht. Aber er wußte auch, daß solche Eindrücke nicht dauern, daß dieselbe Leere sich wieder auf die lachende Ebene senken würde. Und weil er das genau wußte, genoß er hastig wie ein Kind. Die weiße Chaussee zog sich endlos hügelauf, hügelab zwischen Feld und Wald, zwischen Heide und Sumpf. Spärliche Dörfer, auf der Straße wenig Fuhrwerke, nur magere Bauernklepper, die trotzig mit dem Kopfe schüttelten, wenn die Füchse sie überholten oder die schweren Strandjournalieren, wie Planwagen gedeckt und mit dem Hausrat von Badegästen beladen. Es war kein reiches Bild, aber es war doch eine einfache Poesie darin, und Georg von Dühling sah fast feindlich auf den frischgeschütteten Damm der Strandbahn, den sie kreuzten, auf einen zierlichen Bahnhof und das neue, häßliche Stadtwirtshaus, das sich an die alte, gemütliche Straße drängte. Das waren alles Eindringlinge ... Nur einmal hielten die Füchse Rast. Es war ein behäbiges altes Dorf und ein behäbiger alter Krug. Vorn die hölzernen Krippen und zwei gemächlich kauende Frachtpferde, im Bauerngarten die Geißblattlaube, der wackelige Tisch, die gackernden Hühner. Und über allem ein so altväterischer, wohlthuender Hauch; selbst der Postillon, der eben vorfuhr, blies sein Horn gefühlvoll, wie in alten Zeiten. Georg von Dühling saß in der fliegenbesäten Gaststube und trank Warmbier, obgleich es gar nicht kühl war. Aber das Warmbier gehörte nun einmal zu dem Krug, und er fand es natürlich.

Das Dorf hatte in einer fruchtbaren Mulde gelegen. Jetzt ging's sanft bergauf. Oben wehte es schärfer, kühler, das Seesalz tränkte die Luft. Die Küste! Im hellen Licht blasse, dürftige Weiden, kümmernder Wald, das Blaugrün der Lupine und ärmliches, frühreifes Sommerkorn. Der Sand baute hier seine Dünenburgen, und die Ackerkrume erstickte langsam unter den weißen, rieselnden Atomen, die jeder Wind landeinwärts trug. Es war ein mühseliger Kampf, ein sterbend Leben, immer zaghafter, elender, bis zu den Küstenhängen selbst, wo das struppige Strandgras rauscht, der Wacholder wuchert und wie Inseln im Sandmeere Birkengestrüpp und krüppelige Kiefern über den weißen Dünenwällen sich heben. Dahinter blinkte das Meer, die Sonne lag darauf und malte heiße, gleißende Lichter. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, die von langer Fahrt müden Tiere legten sich noch einmal zum vollen Trabe aus, sie witterten den Stall.

Ein kleiner Badeort, mehr Küstendorf, Fischerkaten und Bauernhäuser gemischt. Der Strand

hier war schwierig, das Meer arm, und die Aecker nährten nur kümmerlich den Mann. Das alte Hotel stand im Garten, die Kurkapelle spielte, und um den Birnbaum drehte sich die Jugend im Tanz. Doch der Baum war alt und verdorrt, und nur die Tradition hielt ihn noch heilig. Liebespaare mußten unter ihm getanzt haben, das gab Glück in der Ehe. Georg von Dühling, der nur ein halbes Herz für Lämmerhüpfen sich bewahrt hatte, sah flüchtig hin und fragte gleich nach seinem Zimmer. Der alte Wirt grüßte mürrisch, und im Gastzimmer lagen noch unordentlich die Servietten vom Mittag umher. Verwundert sah Dühling das muffige Gemach nach dem Hof 'raus, in das man ihn wies. Das Stubenmädchen begriff nur schwer, daß man auch am Tage Waschwasser brauchen könne. Und höflich nach einem besseren Zimmer befragt, antwortete der Wirt nur großspurig: „Die Herrschaften, die bei mir logieren, sind immer mit ihren Zimmern zufrieden gewesen." Aber Dühling maß den Dreisten von Kopf bis zu Fuß. „Habe ich Sie danach gefragt?" sagte er scharf. „Ich danke für Ihr ganzes Hotel! Und wenn Ihre Herrschaften mit so einem schmutzigen Loch zufrieden sind, dann sind's wohl auch die Herrschaften danach." Der Wirt war ein starker, brutaler Kerl und der Gast nur schlank und mager, aber er hatte in Wort und Miene eine Art, die auch schon weit Stärkere eingeschüchtert hatte.

Erst ärgerte Dühling sich über den Zwischenfall, dann schlug er mit dem dünnen Spazierstock einen Lufthieb: „Ach was! Vielleicht liegt in dieser Lächerlichkeit wieder mal mein Schicksal ... Ich gehe einfach nach K., da ist's noch einsamer, und sicher ärgert mich da kein bekanntes Gesicht ..." Dem Namen nach kannte er die kleinen Seebäder an der Samlandküste längst. Ein Mann wies ihm auch bereitwillig den Weg: über Land eine knappe Stunde, am Ufer zwei gute, weil der Sand so tief sei. Und auf der Düne wohne man am besten.

„Also auf nach der Düne!" Den englischen Reisesack schickte er voran. Er selbst ging zum Strand. Die See schwappte träge. Barfüßige Kinder bauten sich Sandfestungen, im Kreise sitzende Mütter klatschten; der Strickstrumpf, die Häkelei, der unermüdliche Mund — das Kleinstadtidyll am Meeresstrand. Auch Georg von Dühling wühlte sich in den Sand und ließ die feinen Körner durch seine Finger rinnen. Zur Rechten und zur Linken die hohe Küste, freundlich, weiß und grün. Der Dünenwall schwang sich im anmutigen Bogen, mit sanften Buchten, rissigen Schluchten, stumpfen Kaps bis hinüber zum schlanken Leuchtturm von Brüsterort, der auf dunkler Landzunge wie auf einer Riesenmole in die Ostsee hinausragte. Es that dem Auge so wohl und dem Herzen auch. Georg von Dühling blieb lange liegen. Ein funkelnder Strahlenmantel, breitete sich das Licht der untergehenden Sonne über die spielenden Wasser, das Gestirn selbst gelb, dunstig, schläfrig blinzelnd im halben Traum. Die Mütter hatten die Köpfe emporgereckt, ein paar rote Strandhüte leuchteten phantastisch, und dicht neben ihm sagte ein dicker Bürger im breitesten Dialekt: „So was Schönes giebt's nur an unserm samländischen Strand!" Der Reisende lächelte. Ihm, dem Vielgewanderten, schien der Ausruf etwas kühn, aber es lag doch eine so müde Schönheit über dem träumerisch flüsternden Meer, daß er schönere Sonnenuntergänge vergaß.

Schnell sank das Licht. Die weichen Dämmerungsschatten zuckten grau und gespenstisch, die Seebrise flackerte matt. Darauf begannen die Dünengräser geheimnisvoller zu rascheln, und das Ufergebüsch auf der Höhe sang. Der Wind war umgesprungen und wehte vom Land.

Es war hohe Zeit. Am äußersten Strand, da, wo die kleinen Wellen weiß zischend hinaufleckten, ging er. Dort war der Boden am festesten, dann versank wieder der Fuß wie im losen Schnee. Dühling klopften die Pulse, und das Herz schlug schneller ob der ungewohnten Anstrengung, dennoch that sie ihm wohl. Mählich erstarb der lichte Schimmer am Horizont, die Dünenberge starrten düsterer, gespenstischer leuchtete der Sand. Hier unten kein Mensch, kein Laut, kein Luftzug sonst, nur die graue, nebelige See mit ihrem verschleiert flüsternden Wellenschlag, ihren tückisch aufblinkenden Reflexen. Am Himmel unsicher flimmernde Sterne, und das Blinkfeuer von Brüsterort wie ein großes, rotzuckendes Raubtierauge. Zuweilen blieb der Wanderer stehen, zu horchen; es war so stumm, so köstlich einsam. Da — er war mehr wie eine Stunde gegangen, — plötzlich ein Schatten, eine Gestalt. Eine Frau im weißen Bademantel. Sie mußte im Augenblick aus dem Ufergebüsch getreten sein. Sie ging einen wiegenden, leichten Schritt. Wo die schwarzen Pfähle, die feuchten Taue des Bades sich über dem Wasserspiegel zeichneten, hielt sie. Der Wellengischt netzte ihren Fuß. Sie schaute auf die See, sie fürchtete keinen Lauscher, zu dieser Stunde war der Strand immer einsam, tot. Sie ließ langsam den Mantel von der Schulter gleiten. Keine zwanzig Schritte von ihr der Mann, der den Atem anhielt ... Eine Nixe? Fast schien's. Ein schlanker Körper, leuchtende Glieder, über dem feinen Nacken, hell schimmernd, das Haar im dicken Knoten. Das Gesicht abgewandt, es schaute nach dem Leuchtfeuer von Brüsterort, das in diesem Augenblick heller flammte. Eine Welle schwappte gierig. Und plötzlich — knirschte ein verräterisches Sandkorn, durchzuckte mit dem kühlen Naß sie ein Grauen? — die Gestalt wandte sich jäh. Zwei große Augen starrten den Lauscher an, heiß zuerst, dann wie langsam erkaltend, zuletzt glanzlos, tot. Sie stand bewegungslos, die Scham mochte ihre schönen Glieder lähmend durchrieseln. Es war nur ein Moment. Dann warf sie den





Emil Keck

Ein einzig Wort.

Kopf verächtlich zurück und schritt in die Wellen mit demselben gemessenen, leicht wiegenden Schritt, bis die Flut sie deckte, nur der weiße Nacken leuchtete noch und das helle Haar. Mit langen Stößen schwamm sie hinaus ins Meer.

Georg von Dühling zauderte noch, auch ihm rann das Blut heißer. Er war jedoch nicht mehr Knabe genug, um das seltsame Abenteuer voll zu genießen, und feiges Lauschen hatte er nie geliebt. Darum watete er wie beschämt durch den tiefen Sand, querüber nach dem nächsten Dünenberge. Er war steil, und mühsam klomm der Fuß auf der kümmerlichen Grasnarbe. Auf halber Höhe hielt er fast atemlos. Unwillkürlich wandte er sich um. Die nächtliche Schwimmerin war nur noch ein heller Punkt, der in der grauen See trieb.

‚Schöner Körper und schöne Augen,‘ sagte er vor sich hin. ‚Ob ich sie wohl wiedererkennen würde? Vom Gesicht habe ich keine Idee, ich sah nur die Augen. Eigentümliche Augen, wie sie so langsam erloschen... Solche Augen müßte man eigentlich immer wiedererkennen...‘ Und während er weiter kletterte, fühlte er seine Sinne ganz erwachen, seine feinen Sinne — dieser untrügliche Instinkt für die Frau, dieser Durst nach ihr, dieses Suchen... Er war nicht von der Menge. Einst war das sein Stolz, der längst gebrochene... Einmal hatte eine Frau in sein Leben gewaltig gegriffen, die Wunde blutete noch. Sollte es noch eine Frau geben, diese Wunde zu schließen? Er schüttelte den Kopf. Den thörichten Glauben an Wunder hatte er längst nicht mehr.

Oben auf der Höhe wehte es frisch. Auf einem Schmugglerpfad zwischen Wacholder und feuchtem Heidekraut schritt er rasch dahin. Weiterhin loser Sand, Gestrüpp, zuletzt ein elender Wald ohne Weg. Er verirrte sich fast. Doch bald blinkten freundliche Lichter, Tanzmusik tönte verschwommen, er stand vor einem einsamen Haus mitten im Grünen. Das Dünenhotel. Ein Zimmer bekam er auch noch, das letzte. Fast durch ein Wunder, wie der Kellner versicherte, weil das Haus stets überfüllt war und nur heute plötzlich einer hatte abreisen müssen. Georg von Dühling blieb in dem dunkeln Garten und aß ein bescheidenes Abendbrot. Drinnen drehten sich die Paare, und unsichere Schatten wogten am beschlagenen Fenster. Es fiel feucht. Die Seenebel zogen tief, der bittere Duft junger Birken würzte die Nachtluft. Und der einsame Mann saß brütend. Er dachte an eine ferne, ferne Frau. Die Nixe war vergessen.

II.

Am Morgen erwachte er früh. Ein lichtgebadeter Tag. Es war ein einfaches Mansardenzimmer, doch gemütlich und hell, auf dem Tische stand ein Feldblumenstrauß. Der Blick ging auf Wald. Im Morgenwind spielten die Birkenblätter, und die jungen Triebe der Kiefern leuchteten im zarten Graugrün. Dahinter das Meer silberglänzend, klar. Georg von Dühling öffnete das Fenster. Im Garten unten klirrten Kaffeetassen. Junge Stimmen, Lachen. Der schmale Weg nach dem Strand ging am Hause vorüber. Helle Kleider grüßten herauf, frische Mädchengesichter. Seine Toilette dauerte immer lang. Als er hinunter kam, war das Haus fast leer. Diese Frühaufsteher aus der Provinz nahmen den Tag voll und vergnügten sich bereits in der See oder im Wald. An der schwarzen Tafel im Korridor inspizierte er die Namen, gleichgültige Namen, kein einziger Bekannter darunter. Gott sei Dank! Auch „Georg von Dühling, Offizier“, schimmerte bereits in weißer Kreide. Er lächelte. Der Kellnerinstinkt hatte doch richtig geraten. Das a. D. malte er selbst ungeschickt dazu. Eine freundliche, ältere Dame überraschte ihn dabei, die Frau des Hauses. Sie erkundigte sich liebenswürdig, wie er die erste Nacht an der See geschlafen habe, und belehrte ihn, daß die Dünenvilla nicht etwa ein Hotel, sondern ein Pensionat sei, daß man fünf Mahlzeiten nehme, und daß sie in ihrer Jugend einen Herrn von Dühling auf Berten sehr wohl gekannt habe.

Der Gast kniff nur die Lippe und sagte: „So?“, um dann etwas höflicher hinzuzufügen: „Fünf Mahlzeiten? Da kann ich nicht mit, gnädige Frau. Außer dem Kaffee zwei sind mir reichlich genug.“

Die Dame zuckte die Achseln: „Ja, die Herrschaften verlangen's nun einmal, namentlich das zweite Frühstück. Und Sie sollten mal sehen, wie heißhungrig die Jugend nach dem Bade darüber herstürzt. Aber es freut mich auch, ich freue mich überhaupt, wenn es den Gästen schmeckt, denn die Küche dirigiere ich. Und die Seeluft macht Appetit! Sie werden das noch an sich selbst erfahren. Und es sollte mich freuen, wenn Sie nach einigen Wochen etwas wohler aussehen als jetzt!“ Sie sagte das in einer feinen hausmütterlichen Art, die wohl that.

„Ich hoffe auch, gnädige Frau,“ antwortete er freundlich. Der Kellner Karl hatte sich dazu gesellt; listig blinzelnd, die Hand in der Hosentasche, spielte er mit den Biermarken. Und als die Frau ging, erklärte er vertraulich:

„Aber Sie können alles kriegen bei uns, Herr Rittmeister, wie in einem Hotel, nur billiger. Wir haben nämlich meistens Damens hier, und die sind auf die Dittchens, herrjeh! Wenn nicht noch die Passanten wären, könnte unsereiner gar nicht bestehen!“

Im Garten wartete bereits der Kaffee, ein guter Kaffee, der überreichlich dem Messinghahn einer altmodischen Maschine entströmte. Die Schenkin war ein hübsches junges Ding aus dem Dorf, mit etwas thörichten Augen, — sie hatte noch niemals eine Eisenbahn gesehen. Nach all den Modebädern, den luxuriösen Winterkurorten mal etwas ganz andres, etwas Ursprüngliches, ein

Küstenort mit reiner Luft und einfachen Menschen. Die Villa, ein riesiges Schweizerhaus, turmgekrönt, mit großen Balkons und langer Glasveranda, ragte gar luftig und frei auf der Düne. Der gelbe Sand ringsum glänzte festlich in der Sonne, das zarte Birkengestrüpp ließ darauf seine zitternden Schatten spielen, und kleine Tannen zwischen duftendem Heidekraut kämpften zäh gegen die rieselnde Körnerflut, die sie immer wieder in weißen, heimtückischen Wellen begraben wollte.

Auch Staketlauben hoben sich aus Sand und Busch, ein schrecklich steifes Sommerhaus darunter mit farbigem Fenster und einem philiströsen Blumenbeet. Aber hinter der Villa, wo am Holzgalgen der Spielring auf den Haken klirrte, hatten die Jungen ein tiefes Grab geschaufelt und waren bald ernsthafte Totengräber, bald trotzige Ritter im Verließ. Wenn nicht vor dem Haus um das wehmütige Rosenrundell die vielen Gartentische gestanden hätten mit den bunten, flatternden Decken und den Bieruntersätzen, und wenn nicht das weiße Schild am Eingang den Passanten allerlei Erfrischungen verheißen hätte, würde man vielmehr so eine vornehme Privatvilla vermutet haben. Und jetzt noch starrten mißtrauische Fremde auf die Inschrift und sahen die bunten Illuminationslämpchen verwundert an ihrem Draht schwanken, ehe sie mutig eintraten oder schüchtern weitergingen.

Allmählich stellten sich die ersten Frühstückshungrigen ein. Junges Volk. Die Mädchen mit frischen Farben, das Haar aufgelöst, noch feucht vom Bad, und hoffnungsvolle Jünglinge mit schlackrigem Gang und etwas ausgewachsenen Hosen. Sie lachten und sprachen laut, und die Mädchen schlenkerten die weißen Baderollen. Ab und zu äugte ein hübsches Kind nach dem Fremden. Denn ein Fremder war hier immer Ereignis. Dann stieß sie wohl die Nachbarin an, sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten und kicherten verschmitzt. An den Tischen bildeten sich Gruppen. Die Buttermilchkanne wanderte die Reihe herum, aus dem braunen Fell löste sich einladend das mattgelbe Fleisch der geräucherten Flunder, weiche Eier wurden beklopft, und mit kleinstädtischem Mißtrauen prüften die Hausfrauen, ob sie auch frisch seien. Die Mädchen aßen hastig, die sorglichen Mütter dazwischen mit Bedacht, ein paar alte Jungfern langsam oder zerstreut, von melancholischen Phantasien getragen. Aber die Gymnasiasten saßen stolz für sich, das Männerbier perlte, und der Kneifer wurde kühner gesetzt, wenn sie mit Siegerblick nach den kleinen Mädchen hinüberschauten. Jungens tobten bereits mit der Klappstulle durch den Garten, das Kriegsgeheul gellte, und am Holzgalgen schwang sich der Ring.

Es war wahrlich keine blasierte Gesellschaft, und Georg von Dühling fühlte sich unter diesen Provinzlern ein wenig fremd, und wiederum schienen ihm die Stimmen und die Gesichter vertraut. Auf dem Strandwege draußen flutete ein bescheidener Menschenstrom. Alle schauten nach der Villa, neugierig, vielleicht neidisch die einen, etwas verächtlich überlegen die andern. Seit vorigem Jahr bestand ein heimlicher Zwist: ob die luftige, elegante Dünenvilla auf der Höhe vorzuziehen sei oder die alten Gasthäuser im Dorf. Die Jugend plaidierte leidenschaftlich für die Düne, weil der Strand so nahe und der Blick freier, aber die alten Familien erklärten im maßgebenden Ostpreußisch, daß der Teich und der Zauberwald unten im Dorf weit schöner seien, und daß eine dreißigjährige Badegasttreue Beweis genug dafür wäre. Doch Gefühle sind wandelbar und die Menschen wankelmütig. Die Villa galt heute bereits als der aufgehende bessere Stern. Eine feste Fronde bildeten nur noch unfehlbare Gymnasialprofessoren und die Wirte.

Der Kellner Karl kam geschäftig: „Herr Rittmeister, soll ich Ihnen nicht auch ein bißchen Frühstück 'rausbringen? Ganz frische Flundern," und er zwinkerte freundlich.

Dühling dankte lächelnd. Diese Provinzart wurde ihm nachgerade spaßig.

„Aber, lieber Freund, bitte, nicht Rittmeister, ich liebe keine Chargen . . ."

„Na, nehmen Sie's nur nicht übel, Herr Baron . . . die Herrschaften wollen's hier gerade so. Da heißt's immer: Frau Doktorn und Frau Rätin . . ."

Dühling stand auf. „Sie sind unverbesserlich, teurer Karl . . . Der Ort ist doch nicht weit?"

„Nein, rechts und dann um die Ecke und dann links, und dann können Sie nicht fehlen."

Der Gast nickte, der Kellner dienerte. In der Gartenthür blieb Dühling noch einen Augenblick unschlüssig stehen. Auf einmal murmelte er verdrießlich: „Auch der noch, — ich danke!" und bog rasch nach links. Doch nach wenigen Schritten war er schon eingeholt, eine Herrenhand schlug ihm auf die Schulter. Es war der Offizier von gestern, diesmal in Reitzivil.

„Tag, Dühling! Wollen mich heut wohl wieder schneiden?"

Der Angeredete blieb stehen. „Ach so, Sie sind's," antwortete er etwas gedehnt. „Tag . . . Wieder schneiden? Wie so?"

„Na, gestern in Königsberg an der grünen Brücke. Sie waren aber immer so, Dühling." Und ohne die Antwort abzuwarten, nahm er ihn unter den Arm: „Kommen Sie nach der Bank da! Da müssen Sie beichten, und hübsche Bälger flanieren da immer."

Dühling ging geduldig mit. Es war ein lauschiger, grüner Platz am Strandweg.

Der Neue erwies sich als ein etwas derber, blonder Beau mit dickem Habyschnurrbart und Kommißteint. Er hieß Freiherr von Westrem. Die beiden hatten dieselbe Kriegsschule besucht, kurze Zeit im selben Regiment gestanden, irgend eine Sympathie verband sie nicht.

„Nett, daß man sich mal wiedersieht," sagte Dühling endlich. „Sie sehen famos aus, Westrem, ungefähr zehn Jahre jünger als ich."

„Nur äußerlich!" erwiderte der andre. „Uebrigens, der weiße Schnurrbart steht Ihnen nicht mal schlecht ... allerdings mit achtunddreißig Jahren ein bißchen reichlich früh. Zeigen Sie mal die Hand! Natürlich Schnee, Aristokrat, genre distingué wie immer." Und er schlug dem Kameraden kräftig aufs Bein.

„Meinen Sie?"

„Das waren Sie mal wieder ganz, Dühling! — Meinen Sie? — Ich kenne niemand, der die zwei Worte so arrogant sagen kann ... Aber Scherz beiseite, wie ich Sie gestern in Königsberg sah, ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß man so schnell weiß werden kann."

„Ich sehe aus wie mein eigner Vater, nicht wahr? Schadet nichts, ich bin auch nicht mehr eitel!"

„Aber blasiert sind Sie, Dühling, und das tüchtig!"

„Ach, Westrem, Sie reden nur nach, was mir schon seit meiner Fähnrichszeit nachgeredet wird."

„Wir wollen uns nicht zanken," meinte der andre gutmütig. „Die Zeit ist edel ... Sagen Sie mal, Dühling, warum haben Sie eigentlich Ihren Abschied so plötzlich genommen?"

„Es paßte mir nicht mehr."

„Na, na, Dühling, das allein?"

Der andre aber fuhr ruhig fort: „Ich habe ja mein Gut, und wenn es auch klein ist —"

Westrem lachte hell auf. „Das glaubt Ihnen ja kein Mensch! Sie und sich in Litauen auf dem Lande begraben!"

„Und wenn ich es doch thäte ..."

Der andre blinzelte schlau. „Wissen Sie, wer nach Ihnen Adjutant bei derselben Kavalleriebrigade gewesen ist?"

Georg von Dühling sah den Sprecher groß an. „Sie. Ich lese doch die Rangliste."

Der andre blinzelte noch pfiffiger. „Und die reizende Kommandeuse?"

„Und was hat die Dame mit meinem Abschied zu thun?" fragte Dühling eisig.

Da setzte sich der andre ganz dicht heran und stieß ihn leicht in die Seite. „Schauspielern Sie doch nicht, Dühling! Die Spatzen pfiffen's ja von jedem Kirschbaum ... Und dann ist Ihnen die Sache über geworden, und merkwürdig, wie Sie immer waren, pfiffen Sie sofort auf den ganzen königlichen Dienst, der Ihnen doch nichts gethan hatte ... Aber eine Sünde, eine ganz große Sünde war die Frau schon wert ... Famoses Weib!"

Georg von Dühlings blasses Gesicht färbte sich leichenhaft. Er war aufgestanden, und die dunkeln Augen blitzten hart wie Stahl. „Lieber Westrem, wenn böse Zungen sich in der Gemeinheit üben, haben Sie wenigstens die Güte, nicht den Kolporteur zu spielen! Ich kann Ihnen nur sagen: die Frau, die Sie allein meinen können, ist eine vornehme Frau, für manchen Geschmack wohl unverständlich vornehm. Und grade Sie, der Sie die Frau so gut kennen, sollten sich ..." Er sprach den Satz nicht zu Ende und wandte sich mit einem verächtlichen Achselzucken zum Gehen.

Doch der andre eilte ihm sofort nach, er war dunkelrot geworden, und die Stimme zitterte etwas. „Um Gottes willen, Dühling! Doch nur ein dummer Schnack ... Und daß Sie es so tragisch, so scharf auffassen könnten! Ich hab's nicht böse gemeint. Ich habe nun einmal die etwas robuste Art ... Ich nehme natürlich alles zurück ... Geben Sie mir Ihre Hand, Dühling!"

Dühling that's zögernd und mit abgewandtem Gesicht. Es war ein peinlicher Moment. Und rasches Vergeben und Vergessen lag nicht in des Mannes Natur. So oder so würde die Sache noch mal ein Nachspiel haben. Sie schritten den Strandweg auf und ab. Dühling sprach kein Wort, und Westrem schlug mit der Reitpeitsche nach überhängenden Birkenzweigen.

Vor der Villa trennten sie sich. „Ich muß noch einen wichtigen Brief schreiben."

„Aber, bitte sehr, Dühling, bitte sehr! Hätte Sie noch gerne meiner Frau vorgestellt, erwartet mich um zehn drüben im Wald. Schade! Na, wenn Sie länger bleiben sollten, sehen werden Sie sie schon mal. Wir essen oft hier, aber wir wohnen in einer Villa ziemlich weit ab, das heißt, ich komme alle acht Tage mal von Königsberg 'rausgeritten und markiere den eifersüchtigen Ehemann." Er lachte etwas gezwungen. „Sie sind heute wirklich nicht in Stimmung, Dühling ..."

„Das bin ich allerdings nicht." Und sie schieden mit einem höflichen Händedruck.

Die Pensionsgäste sahen dem Fremden nach, als er zwischen den Tischen dahinschritt. In der Glasveranda begann er der Form halber eine Ansichtspostkarte zu schreiben. Er haßte Briefschreiben; Wichtiges regelte immer der Telegraph. Die Sonne brannte heiß auf den geschlossenen Raum. Doch Dühling blieb stumpf sitzen. Da war wieder der Anfall, die Leere, diesmal mit Wermut gemischt. Hinter ihm im Eßzimmer klapperten Teller. Da fuhr er nervös zusammen. Die Frau des Hauses kam. Er stand auf.

„Haben Sie sich bei uns umgesehen, Herr von Dühling?"

„Nein, gnädige Frau," und er wies auf die unvollendete Karte.

Die Dame lächelte. „Ja, mit dem Schreiben wird das hier nie viel, die Herrschaften klagen alle ... Aber Sie haben ja noch so viel Zeit!"

Viel Zeit und wenig Möglichkeit, sie totzuschlagen, das war die Signatur aller dieser Bäder. Essen, spazierengehen, schlafen, wer diese Nervenprobe bestand, war gerettet. Und Georg von Dühling machte sich vernünftig klar, daß er es wenigstens versuchen mußte.

Er nahm seinen Morgenspaziergang wieder



H. Ryland

Mussestunden.



auf. Zuerst in den Zauberwald. Ein stolzer Name; die Villa lag mitten drin und überragte ihn, wie ein Schloß seine Parkhecken. Gestern in der Nacht hatte Dühling sich in dem dunkeln Buschwerk fast verirrt, heute hatte solche Möglichkeit weniger Schrecken. Der Wald war nur ein Sandmeer mit Hängen und Schluchten, das gelb zwischen dem wuchernden Heidekraut vorleuchtete, die braunen Fichten umrieselte und die weißen Birken. In den Baumspitzen spielte der frische Seewind, aber unten war's schwül. Eine träumerische Schwüle. Der Sand brannte, geschäftig krochen die Ameisen hin und her. Es duftete nach Harz und Laub. Der Erikageruch zog mit. Und wo der kümmerliche Wald sich lichtete, blaute das Meer, grüßte der Salzhauch. Dühling wandelte verschwiegene Buschpfade, watete im Heidekraut, bestieg geheimnisvolle Waldhügel. Ueberall derselbe dürstende Sand, derselbe starke Duft, dasselbe arme Grün. Die Bienen summten, Insekten zirpten. Es war die einförmige Poesie der Heide um Mittag. Man schaut und träumt und schlummert ein. Die Kurgäste kannten wohl diesen Heidezauber und liebten ihn. Zwischen den Kiefern schwankten Hängematten, deren Insassen schlaftrunken in Büchern blätterten. Ins Heidekraut hingestreckte Mädchen starrten mit großen Augen zum Himmel. Auf schattigem Hügel hatte sich eine ganze Familie niedergethan mit Kinderwagen und Frühstückspapieren und einem schwitzenden, hemdärmeligen Vater ... Nirgends ein lautes Wort, nur schläfriges Flüstern, heimliches Gekicher. Die duftende Schwüle sog jeden Ton auf. Und ganz fern verschwamm der Wellen Schlafmusik. Es war Dühling einen Augenblick, als wenn der große Pan stumm über die Düne schritte und alles Leben den Zauberstab fühlte.

Dühling hatte, nach ziellosem Wandern müde geworden, sich auf eine Bank gesetzt. Eine alte Dame vertrieb ihn. Erst hustete sie zornig und dann pflanzte sie sich stumm neben den Eindringling. Es war wohl die sonderbare Vorstellung der Kleinstädterin, daß Plätze, die sie sich auserkoren, ihr auch endgültig gehören. Der Eindringling war aber nicht bösartig und trollte sich bald. Dabei geriet er in eine tiefe, lose Sandwelle. Dahinter ein Hügel mit alten Kiefern. Als er ihn erstiegen hatte, schauten die roten Dächer des Dorfes durch das Grün. Der kleine Ort lag im engen Thal, von Wald gesäumt. Der langgestreckte Spiegel eines Sees blitzte. Ein friedlich Bild. Unten klapperte eine Mühle, floß träge das Fließ. Nichts verriet die nahe See... Vielleicht hatten die alten Gäste doch recht mit ihrer Vorliebe für das bescheidene Idyll. Am See standen uralte Linden, Bänke darum. Rechts zog sich die sandige Landstraße hin. An ihr entlang das Dorf, sanft die Dünenhöhe emporsteigend, geborgen in Busch und Grün. Auf dem jenseitigen Ufer hoher, dunkler Kiefernwald, die Stämme leuchteten gelb in der Sonne.

Dühling blieb bei den Linden. Man konnte da die ganze Länge des Sees sehen und wie seine frische Flut bis ins Feld hinaus blinkte. Seerosen schwammen, die Sonne blinzelte ins helle Naß. Es roch nach Wasser und Kühle. Mädchen in Sommerkleidern ruderten lachend und ungeschickt einen großen Kahn. „Die Heimat ist doch schön!" sagte der Vielgereiste ehrlich. Und der See blinkte freundlich und der Wind fächelte Dank ... Auf der Landstraße ging ein Paar Arm in Arm. Dühling schielte hinüber. Es waren Westrems; der Mann sprach angelegentlich auf seine Frau ein. Vor den Linden bogen sie ab. Dühling sah ihnen nicht nach. Er saß mit gekniffener Lippe. Und dann fiel ihm ein, daß er einmal ein Bild von dieser Frau gesehen, — es war lange her, und ein überglücklicher Bräutigam zeigte es damals im Kasino herum. An dem Bilde hatte ihn etwas sehr gefesselt. Er hatte keine Ahnung mehr was, nur das Lachen der Kameraden hörte er noch und den Ausruf: „Natürlich, der unfehlbare Frauenkenner!" Und er dachte weiter, daß dieser Westrem wohl gerade jetzt die Begegnung von vorhin haarklein erzählte und daß man ein teures Andenken wieder mit Füßen trat. Ja, die Wunde blutete noch immer, aber er starb nicht daran.

Der Kahn mit den Mädchen stieß hier ans Land. Und während sie vorübergingen, sagte eine laut: „Hast du eben gesehen? Das war der schöne Rittmeister von Westrem. Er kommt immer von Königsberg 'rübergeritten, und sie soll ihn gar nicht so sehr mögen ... Das kann ich mir aber nicht vorstellen!"

Und Dühling murmelte bitter: „Ihr seid jetzt ungefähr zehn Jahre verheiratet, und da kommt man sich ganz nahe, oder man scheidet sich ganz ... Ich möchte dir etwas wünschen zum Dank für heute, alter Freund ... Aber die Frau wird wohl genau so sein wie der schöne Mann."

III.

Wochen vergingen. Georg von Dühling war geblieben. Die gelinde Neugier für den Neuling hatte sich gelegt. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten erwies er sich als etwas ironischer, gleichmäßiger Tischnachbar. Den Pensionsausflügen blieb er fern, den obligaten Sonnenuntergängen auch. Die kleine, unsichtbare Mauer, sie umgab ihn überall, und man respektierte sie stets.

Ihm selbst bekam der Strand über Erwarten gut. Er badete, er aß, er schlief. Mehr verlangte er vorläufig vom Schicksal nicht. Und nach langen Irrfahrten in der großen Welt that ihm vielleicht diese kleine wohl, wie dem Feinschmecker zuzeiten das Schwarzbrot. Er war immer ein scharfer Beobachter gewesen, ein Mensch von düsterem Humor. Diese Anlage kürzte ihm auch hier die Stunden.

Von der allgemeinen Vorstellung hatte man ihn dispensiert. Seine Tischecke genügte ihm vollkommen. Er saß zwischen zwei Damen — die eine jung, hübsch, liebenswürdig, mit jener über

schäumenden Lebensfreude, der der Himmel immer blaut, die Sonne immer lacht. Er beneidete sie, und wiederum that sie ihm leid. Die Schatten senkten sich schwer auf jedes Leben, doch nur wie leichter Nebel wallen sie um ein jugendfrisches Haupt. Die andre mochte er nicht. Sie hatte blanke Augen und war an den Schläfen ergraut und gab sich Künstlerinnenairs, weil ihr Bruder Architekt war. Dann kam noch eine Künstlerin, dann noch eine, dann noch eine, aber er vermochte nie recht zu unterscheiden, ob die mit dem Hardenbergprofil spielte oder die mit dem Wogebusen sang. Eines Tages entführte sie die Strandjournaliere. „Zu einer sehr bedeutenden Zukunft," — wie der alte Stadtrat geheimnisvoll jedem Pensionsgast zuflüsterte. Er war sonst ein kleiner, äußerst beweglicher Herr, Schöngeist und Schwätzer zugleich. Seine gutmütige, dicke Frau stukste ihn immer freundschaftlich zurecht, denn sie lebte in bebender Angst, daß ein bösartiger Schriftsteller am Mitteltisch — er zeigte sich in Wahrheit als harmlos und schrieb für Familienblätter — ihren Gatten einmal abmalen könnte oder ihren Neffen, den jungen Arzt, den die unkontrollierbare Mär von vielen geküßten und nicht geheirateten Mädchen magisch umfloß. Dann sah Dühling noch auf eine kluge alte Frau mit viel Geld und feinem Witz. Sie hatte zur Zerstreuung ihre Nichte mit, eine abgeblühte Blondine mit ewig feuchten Augen, die Mondscheingedichte schon zu Mittag deklamierte und der Reihe nach allen Heiratskandidaten der Pension gefährlich geworden war — dem frauenfeindlichen Gymnasialdoktor durch Virgilstellen, dem Archivar durch das Wessobrunner Gebet. Nur den Schriftsteller verachtete sie — und dies mit Recht. Jetzt richten sich ihre feuchten Augen liebevoll auf einen reisenden Künstler. Und das Fremdenbuch gab poetische Aufschlüsse über ihre einsame, suchende Seele. Doch sie dichtete glücklos. Er hatte zwar einen starken Adamsapfel und einen blonden Malerbart, und er liebte ganz sicher die Frauen, aber ganz sicher die Ehe nicht . . .

Das waren Dühlings erste Tischeindrücke und seine Art des Sehens. Noch von jeder Reise hatte er ein kleines Album mit solchen Charakterköpfen mitgebracht — er that's ganz unwillkürlich, und die harten, scharfen Linien, die er zog, verwischten sich auch in der Erinnerung nicht. Es war viel vorteilhafter, hinter seinem Rücken zu sitzen. Wenn er mit halbzugekniffenen Augen langsam über den langen, weißen Schnurrbart strich, hatte er immer eine Silhouette genommen. Die letzte, die er vom ersten Mittag mitnahm, war ein Kalkulatorspaar aus einem feinen Nest. Sie war früher sicher sehr hübsch gewesen, ein Kokottengesicht mit feingeschnittener Nase, jetzt kalkte sie unbarmherzig, und ihre kostbare Matinee schleifte wie bei einer Theaterprinzessin über den Strandweg. Sie konnte sich nicht entschließen, alt zu werden. Alle sahen das, nur der Gatte nicht, der kleine Subalternbeamte mit der goldenen Brille im finnigen Gesicht, der spießbürgerlich und doch stolz neben dieser gewesenen Beauté daher zackelte. Viele sahen dem ungleichen Paare nach. Das Parfüm der Halbwelt wallte, und alte Sünder schnupperten mißtrauisch.

Seine junge, hübsche Nachbarin hatte Dühling gleich am ersten Tage nach dem schönen Weibe gefragt: „Kennen Sie auch die Frau? Sie ißt heute im Garten draußen. Ich weiß nicht warum. Wahrscheinlich, weil ihr Mann da ist. Aber sie saßen sonst auch hier — sie grade auf Ihrem Platz. O, sie ist so chic und spielt so wundervoll Tennis!" fuhr die hübsche Sportliebhaberin enthusiastisch fort. „Wenn sie aber immer draußen essen würde, so wäre das eine persönliche Beleidigung für mich. Wir sind alle so nett zu ihr gewesen . . . Können Sie sie nicht sehen, Herr von Dühling? Da, grade vor dem Glashaus, sitzen die beiden."

Und Dühling klemmte gehorsam das Monocle ein, eine schlechte Gewohnheit noch von der Fähnrichszeit her. „Ja, ich sehe, ich sehe," antwortete er zerstreut und ließ das Glas sofort wieder fallen. Das schöne Korporalsgesicht seines ehemaligen Kameraden war ihm sehr gleichgültig, und von der Frau sah er nichts als den elastischen Rücken im tailor made und purpurrotes Haar im dicken Knoten.

„Soll ich Sie nachher vorstellen?" fragte das hübsche Mädchen eifrig. „Ich schwärme nämlich etwas für sie, und mit der Pension lebe ich darum im ewigen Streit: ich kann nun einmal sogenannte schöne Männer nicht leiden — und finde die Frau viel hübscher und distinguierter als ihn."

Dühling verbeugte sich halb und schwieg. Er wünschte grade diese Frau nicht kennen zu lernen.

Es ward ihm leicht. Die Frau aß nur selten noch in der Dünenvilla, und dann immer im Garten, immer allein. Nur einmal sah er dann das purpurrote Haar von einer Bank am Strandweg leuchten. Und als er näher kam, stand sie auf, beinahe als ob auch sie ihn miede. Als Frau war sie Dühling völlig gleichgültig, nur ihre Kenntnis seiner Angelegenheiten war ihm unangenehm. Doch auch der krankhafte Reiz stumpfte sich ab, weil unter dem Seehauch sich seine Nerven wirklich zu straffen begannen. Er lebte jetzt ganz wie die andern, schlief auf seiner Hängematte im Zauberwald, träumte am Strand. Es war ein langsames Gesunden — doch er wollte nicht recht dran glauben. Jedenfalls gedachte er lange hier zu bleiben, bis tief in den Herbst hinein, um dann vielleicht auf sein Gut in Litauen zu gehen. Und manchmal malte sich ihm ein freundliches Bild von kleinen Freuden und kleinen Leiden und einem langen Leben zwischen Hunden, Pferden und Nachbarn. Ja, er sah sich wirklich als Greis — und war ganz glücklich dabei. Aber der fliegende Stich zuckte dann gleich hinterher: Ein langes Leben in dieser Leere? Um Gottes willen! . . . Er reiste immer mit

Pistolen, weil er hoffte, daß der Ekel doch einmal den tierischen Daseinstrieb überwinden würde. So schwankten die Stimmungen.

Indes spann die Parze ihren Faden weiter. Eine Regennacht kam. Sie setzte heimtückisch nach einem wunderschönen Nachmittage mit Sturm, jagenden Wolken und einer wahren Sündflut ein. Das Wetter zuckte, der Donner grollte. Georg von Dühling hatte sich unter eine der großen Teichlinden geflüchtet und sah in seinem Regenmantel beinahe mit Behagen, wie die dicken Strahlen aufs Wasser klatschten, wie die Seerosen erfrischt aufatmeten und wie das Gewitter seine scharfen Lichtreflexe durch die dunkle Flut riß. In wenigen Minuten rieselten kleine Bäche über den Sand, unselige Ausflügler mit formlosen Strohhüten und triefenden Piquékleidern stürzten hochaufgeschürzt vorüber, und Dühling machte dankbare Studien über Provinzunterröcke und Backfischfüße. Zuweilen kehrte eine Ratlose bei ihm ein, schüttelte sich, stürzte weiter. Gegen diesen Strom half kein Blätterdach. Endlich rüstete er sich auch — seine englische Strandmütze troff wie ein Badeschwamm. Er zügelte seine Triebe und spazierte langsam nach einem kleinen Laden an der Landstraße. Badebijouterien füllten das Schaufenster: der helle Bernsteinschmuck, das goldgeränderte Trinkglas, die gemalte Muschel. Kleine Mädchen gafften hier zu allen Tageszeiten sehnsüchtig. Drinnen eine atemraubende Schwüle.

Seine junge Freundin aus der Pension trat ihm sofort lachend entgegen: „Sie sehen aber schön aus!" Und dann scheuchte sie lustig mit der Hand die Regentropfen, die Dühlings Mütze beim Abnehmen sprühte. „Sehen Sie, ich war viel schlauer! Ich traf Frau von Westrem unten am Teich und sagte: ‚Kommen Sie gleich, gnädige Frau, es geht sofort los', und kaum waren wir hier drin, da rauschte der Wolkenbruch auch nur so. Nicht wahr, gnädige Frau?"

Aber Frau von Westrem stand über den Kasten mit Ansichtspostkarten gebeugt, sie suchte eifrig und nickte deshalb nur, ohne sich umzusehen. Dühling ärgerte das, und auch sein Versteckenspielen kam ihm kindisch vor. „Darf ich bitten, mich vorzustellen, Gnädigste?" sagte er etwas scharf.

„Gnädige Frau, Rittmeister von Dühling wünscht . . ."

Frau von Westrem sah jetzt auf. Sie zeigte ein mattes, regelmäßiges Gesicht mit schmalen Lippen und eigentümlich blassen Augen. Dann richtete sie sich in die Höhe — sie war groß, schmale Schultern, schlanke Hüften, in den langen, vornehmen Bewegungen Rasse und Jugend. Sie reichte Dühling zum Gruße die Hand. Eine hübsche, nervige Hand. Doch die Finger bogen sich nur zu ganz flüchtigem Drucke.

„Sie sind schon lange hier, gnädigste Frau?"

„Ja, ich werde auch sehr bald wieder reisen. Mein Mann steht in Ostpreußen, und wir hoffen jetzt auf ein längeres Kommando in Berlin."

„Ich weiß wohl, gnädige Frau," sagte Dühling etwas verwundert. „Hat Ihr Herr Gemahl niemals früher meinen Namen genannt oder Ihnen neuerdings von mir erzählt?"

Die Dame beugte sich wieder auf die Ansichtskarten. „Kann sein — kann sein auch nicht . . ." Und es war, als wenn eine rosige Welle über die reine Stirn flutete.

„Ich hätte mich schon längst vorstellen lassen müssen — ich wollte es auch, aber man sah Sie eben nie," fuhr der höfliche Lügner fort.

Da blickte sie ihn plötzlich voll an. „Das glaube ich Ihnen nicht, Herr von Dühling," sagte sie rasch.

„Aber gnädige Frau!"

„Und ich habe doch wohl recht."

Dühling schwieg. Wozu einen unnützen Dialog weiterspinnen? Frauen überredet man, aber man überzeugt sie nie — auch nicht von einer Lüge. Und etwas ganz andres reizte ihn in dem Moment. Wie sie ihn eben ansah, da ward ihm das Bild aus ihrer Brautzeit lebendig. Sie glich ihm noch immer frappant. Und jetzt wußte er, was ihn einst an dem Bilde so gefesselt: es waren die Augen, diese blassen, schön geschnittenen Augen, die eine Welt verschleierten — oder nichts. Eben hatte da ein Funke geglüht — und das erinnerte ihn . . . das erinnerte ihn . . . Er zerbrach sich aber vergebens den Kopf. Der Wolkenbruch rauschte so rasch vorüber, wie er gekommen war. Auf der Landstraße rannen Bäche, aber die Sonne lachte schon wieder, und es duftete nach jungfräulichem Grün. Sie gingen. Frau von Westrem hätte sie bis zur Höhe begleiten können — denn da erst bog ihr Weg nach der einsamen Villa ab. Doch sie verabschiedete sich sogleich.

Dühlings junge Freundin war darüber etwas pikiert, und nach Frauenart ließ sie das den Mann entgelten. „Warum sagten Sie das eigentlich mit der Vorstellung? Damals ließen Sie mich doch direkt abfallen," meinte sie vorwurfsvoll, während sie die Holztreppe zum Zauberwald hinaufstiegen.

Er zuckte die Achseln. „Gott, façon de parler! Bei solchen Vorstellungen kommt doch nie 'ne vernünftige Unterhaltung 'raus."

Aber auch er konnte sich keine Rechenschaft geben, warum er so planlos gelogen hatte.

IV.

Die Regenwoche war schrecklich. Die Pensionsgäste stießen sich in der Villa herum. Sie starrten melancholisch auf die appetitlichsten Flundern, sie hockten frierend in der Glasveranda und sahen verzweifelt, wie der kalte Regen unaufhörlich rann, wie die Gartentische trübselig glänzten und die Birkenbüsche sich frostig schüttelten. Man floh zu den ältesten Zeitungen, den abgegriffensten Büchern, der Dauerskat tagte. Zuweilen rührte eine Hand verlegen die Pianinotasten, und sofort fuhr sich ein alter, musikalischer Griesgram mit beiden Händen wütend nach den Ohren. Den

Teufel mit Beelzebub vertreiben — das fehlte noch! Die Dame des Hauses tröstete liebevoll: „Das Barometer steigt, sehen Sie!" Und sie klopfte an der schmachvoll gesunkenen Quecksilbersäule. Doch nur ein höhnisches Gelächter antwortete. Sie klopften ja alle täglich, stündlich, das feige, verräterische Metall duckte sich nur noch tiefer. Schon am frühen Morgen klapperte der Groglöffel, es duftete süßlich nach Arrac und seefeuchten Zigarren. Der Kellner Karl hatte bequeme Tage, aber auch er blickte trübselig darein, die spärlichen Passanten draußen auf dem Strandweg zogen gekränkt unter ihren Touristenschirmen nach den alten Dorfwirtshäusern hinunter. Bei Mittag wurde höflich geschwiegen oder verbissen geknurrt, höchstens ein gellendes Auflachen des Galgenhumors. Das Essen schmeckte einfach miserabel. „Wieder die verdammten kleinen Steinbutten mit der labbrigen Sauce ... und der Kalbsbraten! ... Ich bitte Sie, dagegen bei uns in Königsberg! Aber das erkläre ich hiermit feierlich: das letzte Mal samländischer Strand. Man friert oder verregnet. Es ist die alte Geschichte. Das soll nun der Urlaub sein, auf den man sich schon das ganze Jahr gefreut hat!" Und wenn jemand kleinlaut Einspruch zu erheben wagte, ward er sofort mit bösen Blicken zugedeckt, oder man zuckte verächtlich die Achseln. Einmal blinzelte die Sonne blaß und hohläugig durchs grämliche Grau.

„O, sehen Sie doch, Herr von Dühling, die Sonne! Und es wird schön ... es wird schön!" triumphierte die hübsche Enthusiastin neben ihm. Sie erntete nur ein galliges Schweigen oder ungläubiges Lachen. Freilich, die Jugend nahm den Regen nicht so tragisch. Sie that sich mit dem Schriftsteller in der Glasveranda zusammen und machte gottlose Witze, auch die Pension wurde etwas durchgehechelt. Georg von Dühling hielt sich abseits, entweder auf seinem Zimmer, oder er saß beobachtend. Auch ihm drückten Regen und Langweile auf die Stimmung. Aber er fühlte auch zugleich, was er lange nicht gefühlt, daß man im Leben doch irgend ein festes Ziel haben müsse, sei es auch das thörichteste ... vielleicht ein Frauenkopf, der die Wünsche, die Phantasie leitet, und wo man hoffnungsvoll vorwärts schaut nach dem lachenden, nicht träumend zurück nach dem weinenden Glück. Diese einzige Wahrheit des Lebens ging ihm wieder auf, aber er glaubte doch daran nicht und schaute nur noch sehnsüchtiger zurück nach einer fernen, fernen Gestalt. Das hübsche junge Mädchen setzte sich oft zu ihm und sprach lustig auf ihn ein und sah durch den Regen immer die Sonne. Auf Augenblicke erwärmte ihn diese Jugend, dieses Hoffen. Er blickte auch wohl nachdenklich umher, wie es unbefriedigte Junggesellen immer thun; es waren viele hübsche, frische Dinger darunter, und ein warmes Frauenauge lachte vielleicht verstohlen auch ihm. Doch vergebens. Auch nicht ein Schimmer von Neigung leuchtete in ihm auf.

Am letzten Tage der Regenprüfung nahm ihn der Stadtrat geheimnisvoll in die Ecke: „Eine Frage, Herr Rittmeister. Haben Sie nicht mit dem Baron Westrem zusammen bei der Garde gestanden?"

Dühling antwortete zurückhaltend: „Bei der Gardekavallerie nicht, nicht einmal beim Gardetrain ..."

Aber der kleine Herr fuhr aufgeregt fort: „Das ist auch nur unwesentlich. Die Geschichte ist nämlich die: ich bin sehr liberal, und das ist mein Stolz, was Sie auch dagegen sagen mögen; aber für die Geschichte der wirklich vornehmen Geschlechter habe ich mich immer lebhaft interessiert. Und gerade bei diesem Regenwetter komme ich auf meine alte Passion zurück. Wollen Sie vielleicht mal die Güte haben, Herr Rittmeister" — er zog eine Visitenkarte vor: Esther Freifrau von Westrem, geborene Freiin Lyssar —, „die kam mir neulich in die Hände. Lyssar, Lyssar — nie gehört! Was denken Sie über diesen Adel? Im letzten Gothaischen steht er nicht drin, das sage ich Ihnen gleich."

„Er klingt aber sehr anständig. Und waschechte Freiherren können sie trotzdem sein."

Der bewegliche Herr trat von einem Bein aufs andre und schüttelte heftig den Kopf: „Nein, Herr Rittmeister! Das ist gerade der Krebsschaden bei uns; alle diese Pseudo-Barone, denen man gesetzlich nicht beikommen kann. Knöpft dem Mann das Heroldsamt den Titel ab, die Frau führt ihn dann um so ungenierter weiter ... Wirklich alte Familien, Hut ab, selbstverständlich! Da ist Tradition, da ist was dahinter."

„Oder manchmal auch nicht." Dühling begann sich zu langweilen.

Doch der alte Herr packte ihn am Rockknopf und wurde jetzt ganz geheimnisvoll: „Nein, Herr Rittmeister, Sie dürfen nicht ausweichen! Glauben Sie, daß an dieser Freifrau von Lyssar etwas dran ist? Mir gefällt sie, unter uns gesagt, gar nicht, und wenn ich Ihnen von Königsberg Geschichten erzählen wollte ... Sie sind ein Menschenkenner, Herr Rittmeister, und es würde mich sehr interessieren."

Dühling lachte. „Sie hat rote Haare und spielt Tennis, mehr weiß ich auch nicht. Uebrigens" — er zeigte nach dem Garten, — „da kommen die beiden gerade. Wenn Sie wünschen, frage ich direkt."

Der Kleine hob die Hand wie zur Beschwörung: „Herr Rittmeister, es war im tiefsten Vertrauen ... wenn Sie das täuschen könnten!"

„Keine Angst, Herr Rat, keine Angst, ich bin wirklich kein Schwätzer!"

Die Thür der Glasveranda öffnete sich, und der Kleine stob aufgeregt von dannen. Westrems legten ihre Regenmäntel ab. Der Mann sagte etwas laut zur Dame des Hauses: „Immer gemütlich bei Ihnen," und dann zum Kellner: „Also erst 'n anständiges Gabelfrühstück und dazu 'ne anständige Pulle Sekt ... Was will der Mensch

noch mehr!" Darauf trat er in die Thür zum Eßsaal, wo Dühling abgewandt am Fenster Figuren zeichnete. Und mit der Taschenbürste über den tadellosen, dicken Scheitel streichend: „Ein Käfer immer netter wie der andre. Das muß man der Dünenvilla lassen!" Die Bewunderung war hörbar genug. Zwei junge Halmaspielerinnen aus Verzweiflung duckten sich angenehm beschämt. Dühling drehte sich unwillkürlich halb nach dem Sprecher um. „Ah, sieh da, Dühling! Immer noch hier? Heute sind Sie feierlich eingeladen: Déjeuner à la fourchette. Mein Kommando grade 'raus: sechs Monate zum königlichen Marstall. Erwarte nur noch Telegramm wegen des Antritts ... Sollen mal sehen bei dem großen Generalschub zu Königs Geburtstag: Westrem, Abschied in Gnaden behufs Uebertritt zum Königlichen Hofdienst. Später Oberstallmeister. Excellenz und so weiter. Wenn's glückt, soll's da höllisch rasch gehen. Passen Sie mal auf, Dühling, ich fahre Sie noch mal Viere lang durch die Siegesallee. Man muß nur Glück haben, Dühling, Glück!"

Dühling dämpfte die Begeisterung etwas. „Das müßten Sie dann wirklich haben, lieber Westrem. Denn als junger Leutnant hatten Sie eine berüchtigt harte Hand, und jeder neue Gaul ging Ihnen erst in der Bahn durch."

„Neid, alter Freund, nischt als Neid! Nu, kommen Sie aber!"

In der Glasveranda wurde ein kleiner Seitentisch gedeckt. Dühlings Freundin war auch eingeladen. Sie war überglücklich und sagte wohl ein dutzendmal: „Jetzt, wo Sie endlich gekommen sind, gnädige Frau, muß es wirklich gutes Wetter werden ..." Der schöne Westrem galt immer ein wenig als Zauberer, bei jungen Mädchen nicht nur, sondern auch bei Kellnern. Das Frühstück erschien darum sehr bald, der erste Gang, die Schnitzel, dufteten besonders aufregend. Im Eßzimmer schnüffelten hungrig und neidisch sehr viele Nergler. Die Passanten bekamen stets das Beste. Das war für den ganzen Sommer ein nie versiegender Unterhaltungsstoff.

Indessen perlte der Sekt in die Gläser. Der Kellner Karl mit der Serviette blinzelte äußerst pfiffig. Herr von Westrem, der Publikum liebte, erhob sich halb: „Meine Herrschaften, es ist grade kein Kaiserwetter heute, aber ein großer Tag ist es deswegen doch. Wir feiern nämlich heute unsern zehnjährigen Hochzeitstag. Und ich wünschte, daß allen Eheleuten die Liebe genau so grünen und blühen möge, wie uns in den zehn Jahren. Meine liebe Esther, dein Wohl!"

Die Gefeierte lächelte, die Augen des hübschen Mädchens leuchteten, und die Gläser klangen.

„Nanu? Etwas deutlicher, Esther!" rief Westrem. „Das ist doch mein alter Freund Dühling, von dem ich dir so viel erzählt habe!"

„Ja, ja ... ich erinnere mich auch."

„Das sagst du aber ganz merkwürdig, Schatz! Wenn man dir von einem Menschen ganze Bände erzählt hat ..."

Frau von Westrem zuckte etwas nervös: „Ja, ja! Es wäre doch unhöflich gegen Herrn von Dühling, wenn ich jetzt noch nein sagte. Er selbst hat mich neulich beinahe dasselbe gefragt ... Und jetzt erinnere ich mich dunkel ... Nicht wahr, Herr von Dühling, Sie nehmen es mir nicht übel? Mein Mann erzählt so viel, und auch sonst hört man so viel, und man vergißt es, namentlich, wenn man den Betreffenden nie gesehen hat ..."

Dühling verbeugte sich stumm. Der Gatte schüttete resigniert einen vollen Kelch hinter den blonden Habyschnurrbart. Die gute Laune aber verlor er dauernd nie. „Ja, sehen Sie, alter Freund ... Wenn Sie etwa noch beabsichtigen, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, dann merken Sie sich, bitte, daß mit dem siebenjährigen Krieg die Sache keineswegs zu Ende ist. Im Gegenteil! Heute vor drei Jahren machte mir meine angebetete Esther die wirklich allererste Scene. Bis dahin war alles eitel Sonnenschein gewesen, und da empörte sie auf einmal eine Bagatelle, ein Nichts. Nervenattacke Numéro I ... Gehört selbstverständlich zur Ehe! Wirst du noch nicht feindlich, Esther?" fragte er gut gelaunt.

„O nein." Sie hatte auf einmal eine steife englische Art, die die Gäste nicht recht zu deuten vermochten.

Der Gatte fuhr scherzend mit dem Sündenregister fort: „Und dann hast du angefangen, die Kommandeusen zu schneiden, und dann hast du dir das Tanzen abgewöhnt, und jetzt badest du neuerdings auch nicht mehr ... Natürlich Ulk, meine Herrschaften! Die Liebe hat jedenfalls nicht gelitten ... Aber nicht wahr," wandte er sich scherzend zum Freunde, „als Adjutantenfrau alle Kommandeusen zu schneiden, ausgerechnet alle, das ist ein bißchen ville auf einmal?"

Frau von Westrem war leicht rot geworden. „Ich weiß nur von einer," sagte sie leise, die Augen auf dem Teller.

Der schöne Westrem lehnte sich etwas breitspurig im Stuhl zurück. „Nu, das ist doch wahrhaftig grade genug, wenn diese eine, genau ausgerechnet, die Frau ..." Er stockte mitten im Wort. Die Frau sah ihn jäh an, und in den blassen Augen blitzte ein heißer, böser Funke: unterstehe dich, Namen zu nennen!

Der Mann schwieg auch sofort gehorsam. Dühling aber schaute gespannt auf die Frau, er verstand sie nicht. Es war ein harmloser Zwischenfall. Und die Sektlaune scheuchte das leichte Mißbehagen schnell hinweg. Die Unterhaltung ging weiter, nur das Thema wechselte. Diesmal Familie. Danach waren die Lyssar aus dem Reichsland, und sehr reich mußten sie auch sein. Doch Frau von Westrem blieb immer steif und zurückhaltend. Sie sprach in die Luft, und das schien wohl Gewöhnung zu sein. Erst bei den Pferden wurde sie lebendig, ja amüsant. Dühling hatte jetzt das Gefühl, als sei irgend eine Laune verflogen.

Später ging der Gast weg, um zu Pferd und im Reitanzug wieder vors Haus zu kommen. Inzwischen flackerte ein leichtes Gespräch zwischen den Damen über die besten Königsberger Tennisspieler. Draußen hatte der Regen gerade aufgehört. Darum gingen noch alle eine lange Strecke Weges mit, den schönen Westrem abreiten zu sehen.

Als er weit hinter dem Dorf auf einem aufgeweichten Landwege wieder aufsaß, sagte er, sich wohlgefällig in den Bügeln dehnend: „Gott sei Dank, daß unsereiner nicht Infanterist geworden ist! Die halbe Stunde jetzt war mir beinahe schon zu viel ... Also nochmals: Gott befohlen, Schatz! Und in spätestens acht Tagen haben wir, denke ich, das Telegramm. Und dann ein froheres Gesicht, wenn's irgend sein kann, Frau von Westrem.“ Er beugte sich noch einmal tief aus dem Sattel, und sie küßte ihn ganz leicht. Doch sah sie ihm lange nach. Er saß so stramm zu Pferde.

‚Und die harte Hand hat er doch noch!‘ dachte Dühling.

Wiederum begann es zu tröpfeln. „Gehen Sie rasch nach Hause, liebes Fräulein Melitta, und nehmen Sie meinen Schirm, es wäre sonst jammerschade um Ihr neues Sommerkleid.“ Frau von Westrem sagte das freundlich, aber bestimmt. „Bis zu meiner Wohnung bringt mich wohl Herr von Dühling.“

So klommen die beiden allein den ausgewaschenen Dünenweg hinan. Sie sah immer zu Boden. Und er murmelte feindlich: ‚Werdet euch nie verlieren, ihr zweibeide, weil ihr euch nie gefunden habt! Und jetzt markiert sie auch noch die trauernde Strohwitwe.‘

Sie standen auf der freien Düne. Das Meer lag im grauen Dunst, über dem Küstenwald wogten die Nebelschwaden. Da sagte sie, ohne aufzusehen, plötzlich: „Ich habe neulich und auch eben gelogen. Mein Mann erzählte mir viel von Ihnen, und ich weiß jedes Wort. Wundern Sie sich meinetwegen darüber, aber wähnen Sie nicht etwa, daß ich mich interessant machen möchte. Ich könnte Sie aufklären, dann würden Sie mich gewiß für schlecht halten oder kindisch. Ich bin beides nicht ... Adieu!“ Sie reichte ihm wieder flüchtig die Hand.

Seit diesem Tage interessierte ihn die Frau. Aber nur das Geheimnis lockte.

V.

Die volle, heiße Sonne sengte die Düne. Auf dem lechzenden, leuchtenden Sand flimmerte der Hitzdunst, das Birkenlaub welkte, über das Heidekraut taumelten schwer einsame Falter. Das Meer lag stumm, bleiern in der Mittagsglut. Die gelbe Küstenlinie zog sich endlos, auch der dunkle Wald oben schien zu schlummern. Wüstenstimmung.

Doch die Dünenvilla hob sich darum nur noch schmucker und heller aus dem Heidegrün — wie eine Fata Morgana — mit ihrem schlanken Turm, ihren schattigen Balkons. Es war Ferienzeit. In dem Pensionsgarten summte der Bienenschwarm der Passanten, die Lüsterjacke, der Entoutcas, das tröstende Bierglas. Die Pensionäre zogen sich hochmütig in ihre Lauben zurück, sie fühlten sich auch wohl etwas zurückgesetzt. Denn ganze Innungen drängten sich zuweilen um die buntgedeckten Tische, mit unergründlichen Eßkobern und ins Korsett gezwängten Müttern, mit schwitzenden Männern und dem denkwürdigsten Ostpreußisch. Harmlose Leute, vom Vereinswahnsinn gefaßt, wie alle guten Deutschen zuzeiten. Dühling, der Hochmut nach unten nicht kannte, sah gern zu. Er versuchte zu rubrizieren. Einmal entdeckte er die unverfälschtesten Bäckerbeine, das andre Mal herrschte der Gastwirtsbauch oder die blaue Kommißfaust. Seine junge hübsche Nachbarin hatte Dühling verlassen, etwas treulos, gerade in den Tagen, wo er gern Aufschlüsse über Frau von Westrems Ehe gehabt hätte.

Die interessante Frau selbst kam nicht mehr. Und sie in ihrer abgelegenen Villa aufzusuchen, was er als alter Kamerad des Mannes wohl gekonnt hätte — nein! War es nur Zartgefühl für ihn, so wollte er gern ihre Zurückhaltung ehren; war's irgend etwas andres — er hatte sich niemals dreist in Geheimnisse gedrängt. Und doch sah er seit jenem Tage oft ihr Bild, das leuchtend rote Haar, die vornehmen Bewegungen und im blassen Auge den aufzuckenden Funken. Das Bild kam und ging, ohne daß er es rief. Er hörte auch ihre Stimme, eine schöne, tiefe Stimme, die vor der Konsequenz nicht bebt.

Die Pension stand gerade im Zeichen der Aufregungen. Erst wäre der Schriftsteller beinahe in Ungnade gefallen. Er hatte auf Befragen unvorsichtig geäußert: ‚Wie ich hierher gekommen? Na, 'ne Kateridee! Aber sie bekommt mir vorzüglich!‘ Die ostpreußischen Mütter verfehmten ihn darauf sofort, fanden ihn blasiert, kritisierten seine Romane, die der Nachsicht bedurft hätten, lieblos und führten beim Nachmittagskaffee bald Natalie von Eschstruth, bald Goethe gegen den Wehrlosen siegreich ins Feld. „Gute“ Leihbibliotheksbücher lagen auffallend in der Glasveranda umher. Die Jugend wollte den Gefährdeten in liebenswürdigem Enthusiasmus für die Kunst schützen, aber sofort regneten die Beschuldigungen: Natürlich interessiert sie sich — und er war wirklich nicht zum Interessieren; oder verdorbener Geschmack — denn in seinen Schriften siegte die Tugend nur ausnahmsweise. Auch des mangelnden Heimatsgefühls wurde eine Unglückliche beschuldigt, denn er hatte Insterburg einmal abgelegen genannt. Schon Dühlings hübsche Freundin hatte viel leiden müssen, weil sie mit dem Schriftsteller oft und gern sprach.

Heute ruhte der Streit. Der ganze Badeort war festlich gestimmt, die Dünenvilla vor allem. Seit dem frühen Morgen schwärmte die Pension den Berg hinab durchs Dorf und den sandigen Fichtenhügel jenseits des Teiches wieder in die

Höhe. Dort lag, vom Wald verdeckt, der neue Bahnhof. Der echte Sommerbahnhof, klein und luftig, freundlich weiß die Mauern, das Holzwerk grün, mit allegorischen Drachenköpfen. Im tiefen, heißen Sand stand das Gebäude, schattenlos, und weit schweifte der Blick in das Samland hinein.

Es war Eröffnungstag. Von Kuhren her dampfte der erste Zug heran. Die Kinder auf dem dichtgedrängten Perron jubelten, die Erwachsenen schrieen Hurra und schwenkten die Hüte. Die Lokomotive bimmelte unaufhörlich. Die kleinen, eleganten Waggons rollten leicht, Birkenlaub grüßte aus den Coupéfenstern, Tannenreiser umkränzten festlich den schwarzen Leib der Maschine. Die Schaffner riefen lustig schon von weitem: „Wer mitfahren will, einsteigen, es kostet nichts!" Das war eine Fröhlichkeit, eine Lust! Georg von Dühling stand mitten in der schwatzenden, schwitzenden Menge. Der Schriftsteller neben ihm. Solche Feste gehören zum Kurprogramm kleiner Badeorte.

„Hat so 'ne Klingelbahn eigentlich sehr viel Sinn für das Nest, speziell für Leute wie uns?" fragte Dühling.

Der Schriftsteller zuckte die Achseln: „Daß man nicht wieder hingeht! Die sogenannten Kollegen werden auch bald auftauchen, — ich danke!"

„Na, die Leute hier wollen leben, und wenn ich Gastwirt wäre oder Terrains hätte . . ."

„Gewiß! Im übrigen sind das doch alles merkwürdige Leute hier! Sie bilden sich faktisch ein, jeder von ihnen müßte mich ganz besonders interessieren." Er lächelte süffisant. „In Wirklichkeit interessieren mich nur zwei Menschen."

„Und die sind?"

„Frau von Westrem und Sie."

„Nanu!"

„Aber ich bitte Sie! Sehr einfach: Sie gehören beide nicht hierher und werden doch am längsten hier bleiben!"

„Kaum, Verehrtester!"

Der Schriftsteller sah gelassen auf den Zug: „Oder grade!"

„Ich trage mich mit Abfahrtsgedanken," sagte der Rittmeister.

„So? Na, dann wird wohl meine Behauptung erst recht stimmen . . . Kommen Sie übrigens mit der Westrem oft zusammen?"

„Nein!"

„Schade! Ich möchte Sie beide gern zusammenbringen, wenigstens im Roman!"

„Bitte sehr!"

„Leider fehlt mir zurzeit noch das Beste. Ich muß nämlich erst heraushaben, ob die Frau an der Ehe krankt oder an der Liebe."

„Vielleicht an keinem von beiden."

Der Schriftsteller pfiff durch die Zähne und meinte leichthin: „Vielleicht sagt sie es Ihnen mal."

„Mir?"

„Jawohl, grade Ihnen, Herr von Dühling! Ich habe nämlich die Ueberzeugung: wenn zwei Leute durchaus in eine Wüste gehen, die nicht in die Wüste passen, so haben sie immer irgend etwas Gemeinsames . . . Schicksal, Charakter, was weiß ich! Und nur diese beiden werden sich wirklich verstehen, so sehr sie sich auch scheinbar fliehen."

Dühling lachte auf.

„Lachen Sie nicht zu früh, Herr von Dühling!" sagte der Schriftsteller ernst. Mit der ihm eignen halben Ironie fuhr er dann fort: „Also, wenn Ihnen mal die interessante Frau Konfidenzen machen sollte, vergessen Sie mich, bitte, nicht! Seziert wird sie doch, und es sollte mir leid thun, wenn ich ihr falsche Motive unterlegte . . . Sie selbst sollen dabei auch nicht schlecht fortkommen. Ich brauche nämlich zur Abwechslung einen Helden mit einem weißen Schnurrbart . . . Warum färben Sie ihn eigentlich nicht? Sie sind doch noch jung genug . . . Sehen Sie, das interessanteste an Ihnen ist mir der weiße Schnurrbart! Färbten Sie ihn, so wären Sie ganz sicher nicht hier, vielleicht in Ostende oder Harzburg oder irgendwo."

Dühling schwieg betroffen. Sie waren auf und ab gegangen im Sand und hatten mit halbem Auge zugesehen, wie der Zug in einer tief ausgeschnittenen Waldschlucht verschwand. Der letzte Zuruf, das letzte Bimmeln . . . Jetzt wurde der Bahnhof rasch leer, nur noch die welken Guirlanden am Stationshaus und der Kellner mit halbgeleerten, klappernden Seideln. Den beiden Nachzüglern brannte die Sonne nun auch zu heiß. Sie gingen zurück nach dem Dorf.

Im Wald sagte der Schriftsteller noch: „Citieren Sie mich, bitte, in der Pension nicht wegen der Wüste! Die Leute nehmen gleich alles persönlich. Das Nest ist wirklich zu schön, um sich täglich an kleinlichen Mißverständnissen zu ärgern."

Zwischen den Kiefern blinkte der Teich. Am Hange waren Bänke zerstreut mit gefühlvollen Inschriften: „Abschiedsblick", „Klein Thüringen" und so weiter. Die Sonne sengte hier erbarmungslos. Wurzeln krochen über den Weg, und die Sohlen brannten im tiefen Sand. Aus einem Seitenpfade kam eine Dame im Reitkleid, das Pferd am Zügel. Das Tier trat unsicher, der Steigbügel klirrte. Es war Frau von Westrem. Der Schriftsteller lächelte, und Dühling wollte darum schnell vorübergehen. Doch gerade am Teichrand trafen sie sich.

„Darf ich Ihnen den Gaul nicht abnehmen, gnädige Frau?" fragte Dühling höflich.

Die Dame grüßte über den Sattel weg leicht: „Danke wirklich! Drüben an der Landstraße steht schon mein Groom."

„Schnittiger Gaul!" sagte Dühling, wieder auf der andern Seite schreitend, und klopfte dem Fuchs das weiche, zuckende Fell mit dem starken Geäder am Hals.

„Das ist er sicher!" antwortete sie. „Aber er hat sich vorhin was gethan, wahrscheinlich Fessel verknaxt. Und da führ' ich ihn schon lieber."

Die schmale Bohle über das Mühlenfließ kam. Der Fuchs schnob furchtsam.

„Ach was, hab dich nicht, Roy!" Die Reitgerte zuckte, und das Pferd stolperte auf dumpf klappernden Hufen hinüber. Bei den Linden kam eilfertig der Diener. Frau von Westrem warf ihm die Zügel zu. Dann strich sie dem Pferde noch einmal prüfend die linke Vorderhand entlang. Am Fesselgelenk zögerte der Reithandschuh. „'n bißchen aufgetrieben die Sehne . . . Es ist sicher nichts Schlimmes . . . Aber gleich kühlen, Friedrich! Ich komme nachher noch selbst in den Stall." Erst jetzt trat sie zu den Herren hinüber und bot ihnen die Hand. „Ja, das hat man vom Pferdeschonen," meinte sie etwas ärgerlich. „Ich wollte den Wallach nicht abhetzen bei der Hitze, und zum Dank dafür tritt er in einen Maulwurfshaufen mit seinem bummeligen Schritt . . . Schäme dich, Roy!" Darauf wandte sie sich zum Diener: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Friedrich!"

Der Groom griff erst gut geschult nach seiner Tressenmütze. Darauf kramte er in der Brusttasche: „Ich habe noch ein Telegramm für Frau Baronin."

„Telegramm für mich?" Sie verfärbte sich leicht. Mit ihren hübschen, energischen Händen faltete sie rasch das Papier auseinander. Beim Lesen zitterte die Rechte mit der Reitgerte etwas, und die Mundwinkel zuckten. Sie warf das Papier gleich achtlos ins Wasser. „Es ist nichts Besonderes," erklärte sie.

Neugierige standen von fern. Auch ein Damenpferd war hier Ereignis.

„Sie kommen von der Bahn, meine Herren? Welch historische Begebenheit! Werden wir es bald zu lesen bekommen, Herr Doktor?" Und sie wandte sich lächelnd zum Schriftsteller.

Der lächelte malitiös wieder: „Vielleicht, vielleicht auch nicht. Verspätet haben wir uns aber zufällig aus einem andern Grunde. Nicht wahr, Herr von Dühling?"

Herr von Dühling blickte zerstreut. „Jedenfalls ein angenehmer Zufall, gnädige Frau, der mir den Vorzug gab . . . Wir treffen uns ja immer nur aus Zufall."

Der Schriftsteller kniff die Augen zusammen. „Zufall? Giebt's überhaupt einen Zufall? Denken Sie, bitte, an unsre Unterhaltung vorhin!" Darauf empfahl er sich rasch. Er müsse seinen guten Ruf wiederherstellen und den alten Damen noch beim Frühstück versichern, daß heute ein neues Weltbad eröffnet sei.

Frau von Westrem sah dem Eiligen nach: „Giebt's überhaupt einen Zufall? Was soll das eigentlich . . . Denkt der vielleicht, ich schwärme für Rendezvous unter den Teichlinden?"

„Kaum. Er dichtet mal wieder, gnädige Frau!" erklärte Dühling geringschätzig.

Sie gingen eine Weile schweigend unter den Linden auf und ab.

„Sie reisen, gnädige Frau?" sagte er plötzlich.

Sie blieb stehen und schlug mit der Reitgerte in die Luft. „Allerdings. Das war nicht übermäßig schwer zu raten. Morgen mit dem Nordexpreß soll's losgehen, und ich muß noch packen."

„Sie freuen sich auf Berlin?"

„Nein!"

„Warum reisen Sie dann?"

„Ich überlege ja auch noch." Sie war zu einer Linde getreten, die Reitgerte wippte in langen, scharfen Hieben gegen den uralten, rissigen Stamm. „Früher habe ich Berlin mal leidenschaftlich geliebt," sagte sie langsam. „Das ist aber lange her. Ich durfte beim Ordensfeste vor der Kaiserin meinen Schleppenknicks machen, und meine Toilette fiel überall auf. Das berauschte mich natürlich . . . Sie können denken, wie jung und thöricht ich damals noch war. Jetzt bin ich viel lieber in der Einsamkeit. Ich habe weder Nerven, noch bin ich sonst leidend, aber . . ." Sie schwieg. Ein Hieb sauste schärfer. „Ich werde doch reisen," sagte sie leise und bestimmt.

Dühling räusperte sich diskret. Er wußte nichts zu sagen. Die Reitgerte hing jetzt schlaff an dem schlanken, hübschen Arm . . . Es war so heiß. Die junge Frau suchte mit zitternden Nasenflügeln nach dem frischen Wasserhauch. Es war wohl der Abschied von dem reizenden Platz. Dann sagte sie auf einmal lustig: „Den letzten Tag hier will ich wenigstens voll genießen! Ich laufe noch einmal so weit, wie ich komme, und esse in irgend einem Dorfwirtshause . . . Dann kommt Berlin. Gott bewahre mich! Ich sehe den Zug schon einfahren im Morgengrauen und den Dunst, und die Fabrikschlote und die mürrische Spree . . . Verstehen Sie den Ekel?"

Er lachte hart auf. „Ob! Seit Jahren ist dieser Ekel mein steter Begleiter."

Sie sah nachdenklich auf den Boden: „Wollen Sie mitgehen jetzt?" fragte sie zögernd.

„Aber selbstverständlich, gnädigste Frau! Es ist mir eine ganz besondere Auszeichnung, Sie grade auf Ihrem letzten Spaziergang chaperonnieren zu dürfen."

„Ist das wahr?"

„Würde ich sonst, gnädige Frau?!"

Sie schüttelte unwillig den Kopf. „Ueberlassen Sie die höfliche Phrase doch andern! Sie steht Ihnen nicht, sie steht Ihnen gar nicht."

Er fühlte die Wahrheit und sagte einfach: „Ich bin so viel allein, gnädige Frau."

„Das bin ich auch, eigentlich immer . . . Also kommen Sie!"

Er schlug ihr noch ein bequemeres Kostüm vor. Er werde sie hier erwarten.

Sie lachte nur. „Warum? Umziehen! Sie wissen doch, daß das bei einer sogenannten Dame Ewigkeiten beansprucht. Und an diesem letzten Tage will ich nicht eine Sekunde freiwillig opfern . . . In dem Kleide geht sich's ganz gut, und wenn die Leute an meinen Reitstiefeln und an einem Reithut Anstoß nehmen, immerzu! Wenn's mir nur paßt . . . Ich bin von Jugend auf für allen Sport trainiert, und Ermüdung kenne ich eigent-

lich kaum ... Heute geht's landeinwärts. Ist's Ihnen recht? Ich führe."

Sie gingen über den Hang zurück in den Wald. Sie stieg so sicher, so elastisch. Und er hinter ihr fühlte stärker den Reiz dieser hohen, biegsamen Gestalt. Der schmale, gelbe Stiefel, das elegante Kleid, die fast herausfordernde Sicherheit — es war der Anstand einer Schulreiterin, nur distinguierter, rassiger. Und der griechische Knoten leuchtete verführerisch unter dem grau verschleierten Hut ... Ob sie sich auch so sicher und elegant im Tanze wiegte, auf dem großen Jahrmarkt der Eitelkeit? Ein herber Zauber umfloß sie, das Parfüm der großen Welt und unbesieglicher Jugend zugleich. Erst jetzt begriff er ganz, wie jung sie noch war und wie frisch. Oben in der brütenden Hitze der Kiefern schritten sie langsamer.

„Sie müssen sich sehr früh verheiratet haben, gnädige Frau ..." sagte er.

„Siebzehn," antwortete sie gleichgültig.

„Es ist wohl auch das richtige."

„Kaum."

„Ja gewiß, wie man's nimmt."

„Nein, nicht wie man's nimmt, Herr von Dühling!" Und sie schritt wieder schneller. „Wer sich verheiratet, muß wissen, wen und warum, und das weiß keiner mit siebzehn Jahren, auch beim besten Willen nicht. Wer sein Glück dabei wirklich findet, der greift eben mit einem sehr leichtsinnigen Griff in den Glückstopf: das eine große Los." Er sah sie mißtrauisch an. „Aber jeder liegt freilich, wie er sich bettet, und wer ein Schicksal nicht anständig zu tragen vermag, der ist es auch nicht wert ... Mich betrifft das natürlich nicht. Ich habe, was ich wollte. Aber man sieht so viele andre, und wie mancher glückseligen kleinen Närrin möchte ich zurufen: ‚Warte doch noch, bis dir die thörichten Augen aufgegangen sind!' Sehen Sie mal, das einzige, was mir an Ihrem Schriftsteller gefällt, ist: daß seine Menschen reife Menschen sind, wenn sie lieben ... Und daß sie regelmäßig an dieser Liebe zu Grunde gehen? Ich weiß nicht, ob das Notwendigkeit ist ... aber es scheint doch."

Georg von Dühling fühlte den wehen Stich wie immer bei solchen Unterhaltungen. Sein eigen Schicksal! Kannte ihn die Frau so genau, oder war es die Pose einer sogenannten Unverstandenen? Mit seichter Sentimentalität kokettieren sie ja alle, diese verwöhnten Kinder eines leeren Scheins. Sie war sicher eine davon und sicher ganz glücklich. „Es ist die Kinderlosigkeit, gnädige Frau," meinte er endlich, der Unterhaltung müde.

Sie schlug mit der Reitpeitsche nach einem dürren Kiefernast. „Daß das kommen würde, wußte ich! Aber ich bin nun einmal keine unglückliche Frau, es ist auch nur das Geschlecht, was ich bedaure ... Kinder möcht' ich ganz gewiß nicht haben! An wem von uns beiden es liegt, ist gleichgültig, und mit siebenundzwanzig Jahren braucht' ich die Hoffnung noch nicht aufzugeben. Aber ich will nun einmal kein Kind. Bei dem Gedanken daran faßt mich sogar eine unsinnige und Ihnen sicher unverständliche Angst. Wer auch nur ein wenig über sich nachgedacht hat, der hütet sich meist, sein Geschlecht fortzusetzen, sich selbst vielleicht zur Freude, dem andern aber sicher zum Leide."

Sie waren an das Bahngeleise gekommen. Durch Wald und Sand krochen die silberig blinkenden Schienen. Ueber einen tiefen Graben führte ein schwankes, schmales Brett. Sie schritt leicht und sicher hinüber, der Sporn klirrte. Als er ihr achtlos nachtrat, kippte das Brett, und er mußte sich durch einen kühnen Sprung auf den Kiesdamm retten.

„Verbotene Wege!" lachte sie. „Zuweilen liebe ich die ... Vielleicht ist es auch ein Omen ... Sie müssen übrigens ein viel besserer Turner sein als mein Mann, denn er wäre ganz sicher hineingefallen ... Hier kochten die Bahnarbeiter früher, daher kenne ich den Schleichweg. Kommen Sie rasch, sonst werden wir auch noch gepfändet!"

Drüben senkte sich der Wald zu einer Heidewildnis mit kleinen Gebüschgruppen und vereinzelten Kiefern. Weiße Sandpfade schlängelten sich hindurch.

„Haben Sie Angst vor Kreuzottern?" fragte sie. „Es soll hier ein spezielles Schlangenheim sein. Ich sah freilich noch nie eine, es raschelte höchstens mal verdächtig ... Das geniert mich aber nicht."

Dühling zuckte nur die Achseln. „Ich bin noch immer ein Mann, gnädige Frau."

Es war so hübsch hier trotz der Sonne. Die Büsche im hellen Grün, die Heide grauviolett, wie ein dicker Teppich mit winzigen Knospen ohne Zahl und rastlosem Insektengezirp. Frau von Westrem war eine gute Führerin. Ueber Sand, Thäler und Hügel ging's pfadlos, einmal schwankte auch mooriger Grund, bis sie zuletzt über dürres, braunes Oedland eine sanfte, trostlos kahle Kuppe gewannen. „Der Heinrichsberg," sagte sie; „in den Bergen wär's kaum ein Hügel." Feldsteine lagen geschichtet, der Blick schweifte weit. Die Küstenlinie wand sich sanft, vom ragenden Leuchtturmkap von Brüsterort, an den spärlichen Fischerdörfern entlang bis zur dämmerigen Höhe von Kranz. Die hohen Dünen der Kurischen Nehrung gleißten verschleiert. Das Meer leuchtete grau, ein ruheloses Glitzern. Die weiße Brandung säumte im schmalen Gischtstreifen den Sand. Im Rücken das Samland. Grüngolden die reifende, sommerliche Flur. Das Rot der Dörfer strahlte greller, Fenster blitzten, und im weißen, flimmernden Hitzdunst starre, dunkle Wälder, wie ein verwunschenes Eiland der Galtgarben: Ostpreußens höchster Buchenhügel.

Frau von Westrem stand an den Steinstoß gelehnt, das Haupt auf der Hand. Die Reitpeitsche wippte. Die schlanken, elastischen Glieder zeichneten sich deutlicher. Schauend sprach sie: „Das ist Ihre Heimat. Sind Sie nicht stolz?"

Er lächelte etwas überlegen. „Wenn ich diese Heimat so sehr liebte, würde ich schon lange auf meinem Gut in Litauen sein ... Nein, was mich hier hält, das ist nur die Einsamkeit, die Ebene, das Weite."

„Aber schön ist es doch!" Sie beschrieb mit der Hand einen weiten Kreis bis zum Horizont, wo das Meer im Dunst versank. „Mich macht die Ebene immer frei, andre drückt sie ... Die Welt ist hier ohne Ende," meinte sie träumerisch.

„Sie ist nur rund, gnädige Frau."

„Und muß sich immer drehen ... und das ist vielleicht das beste an ihr ... Denken Sie, wenn die Sonne immer wie jetzt im Zenit stände ..."

„So würde eben alles Leben langsam versiegen."

Sie schüttelte energisch den Kopf. „Nein, dann würde alles verbrennen. Und das Ende wünschte ich mir."

„Sagen Sie doch: Sonne, stehe still!" spöttelte er.

„Möchten Sie das auch?"

„Nein," sagte er ernst. „Dazu müßte ich erst eine Sonne haben."

Sie schwieg. Die Mundwinkel sanken ihr schlaff ... „Wer hat sie überhaupt?" sprach sie leise.

Sie hatten sich in den spärlichen Schatten des Steinhaufens gesetzt, um Kriegsrat zu halten. Sie wollten noch hinüber in die großen Heidegründe, wo es so gefährlich war nach der Ansicht der Kurgäste. Man dürfe die Tour nicht unternehmen, ohne vorher sein Testament zu machen, denn leicht versänke der Unkundige auf Nimmerwiedersehen im Moor, und gebissen würde man auch, denn die Kreuzottern hüteten eifersüchtig ihr Heiligtum. Sie lachten beide über die Mär und witzelten, und die Kurgäste kamen schlecht weg. Frau von Westrem erzählte, daß sie oft diese gefährliche Wildnis durchritten habe, ohne den Schatten einer wirklichen Gefahr. Verirren könne man sich freilich leicht. Und während sie das Kreuz und Quer der Wege mit der Reitgerte beschrieb, lockerte sich unter der engen Reitstulpe eine dünne Goldkette, und ein kleines, altertümliches Medaillon schimmerte. Sie fühlte es auf den Handschuh gleiten und wollte es rasch zurückschieben.

Er schaute interessiert auf den merkwürdigen Schmuck: „Ein Amulett?"

„Ja, wenn Sie wollen," antwortete sie, ohne hinzusehen, und versteckte es unter dem Aermel. Sie war ein wenig rot geworden.

„Aber zeigen Sie doch!" bat er.

Sie zögerte. Endlich streckte sie ihm den Arm hin: „Meinetwegen ... Es ist festgeschmiedet."

Er drückte neugierig an der Feder und war wohl enttäuscht. Hinter Glas ein einziges welkes Blütenblatt.

„Nun haben Sie Ihren Willen!" Sie wollte den Arm zurückziehen.

„Nein, gnädige Frau, noch einen Augenblick! Es könnte eine Heckenrose sein."

Sie nickte.

„Und es bedeutet sehr viel oder sehr wenig," fuhr er nachdenklich fort. „Sehr viel?"

„Sehr viel!"

„Also auch Phantastin!"

„Das ist doch schließlich jeder einmal ... Dies Rosenblatt hier ist schon Jahre alt, und es bedeutet in irgend einem Leben den Wendepunkt. Bis zu der Stunde, wo er dieses Blatt pflückte, ist jemand scharf rechts gegangen, und dann ging er scharf links."

„Sie selbst, gnädige Frau ..."

„Ich weiß nicht," antwortete sie tonlos.

Er schaute noch immer nachdenklich. „Darf ich das Glas öffnen?"

„Wenn es durchaus sein muß. Ich öffne es nie. Es ist gewiß eine Thorheit, aber der Anblick thut mir zu weh."

„Erlauben Sie es mir dennoch! Ich bin ein großer Rosenfreund, und in jedem Leben giebt's eine Erinnerung und ein welkes Rosenblatt."

Er öffnete das Glas und sog den fade süßlichen Duft ein, der geblieben. Dann knipste er es sorgsam und schweigend zu. Der schlanke Frauenarm glitt zurück. Dühling war sehr ernst geworden. Er dachte an ein Rosenblatt daheim in seinem Koffer, in einer kunstvoll verschlossenen Kassette, zwischen einem halben Dutzend dünner Briefe. Den letzten dieser Korrespondenz trug er immer bei sich. Seit jenem Tage in Königsberg hatte er das eine Wort darin nicht mehr geküßt. Und jetzt überkam ihn, den Genesenden, die Erinnerung weher wie je. Sein Rosenblatt war sicher ein ganz andres und an einem ganz andern Strauche erblüht, und die Dame neben ihm war sicherlich nichts mehr als eine elegante Sportdame mit weltschmerzlichen Anwandlungen. Doch die Erinnerung, die das fremde Amulett geweckt, war unerbittlich. Er mußte die Zähne aufeinander beißen, um nicht aufzustehen und brüsk zu sagen: ‚Gnädige Frau, ich möchte allein sein!' Und Bild auf Bild zog schrecklich langsam vorüber... Wie er zum ersten Male vor seinem witzelnden Brigadekommandeur stand, und wie die junge, reizende Frau ins Zimmer trat mit ihrem müden Charme ... Wie sie ihn bei ihrem eignen Hausball kindlich fragte: „Haben Sie je geliebt?" und wie er nichts andres thun konnte, als sie ansehen. Und wie sie dann langsam begriff, und wie die Flamme auch zu ihr hinüberschlug. Die Bilder zogen weiter, die heiteren und die grauen ... Und wie er zum letztenmal die schlanke Kinderhand küßte, es war in großer Gesellschaft. Sie hatte es so gewünscht. Die Gäste wandten kein Auge von den beiden Sündern. Und wie er, seiner Sinne kaum noch mächtig, auf die geliebte Hand gebeugt, murmelte: „Wir sehen uns nie wieder." Und wie sie tröstend lächelte: „Mein Freund, wir sehen uns ganz sicher wieder." Sie hatte das Ende so gewollt, sie hatte auch gewußt, daß

es endgültig zu Ende war und zu Ende sein mußte. Es war der vornehme Instinkt. Sie wollte rein bleiben, und sie blieb es. Niemand wußte das besser als er ... Am andern Tage reiste sie, und er stand vor seinem Kommandeur, der gar nicht begreifen konnte, daß sein junger, vielversprechender Adjutant plötzlich dienstmüde geworden war.

„Aber liebster, bester Dühling, überlegen Sie sich's doch noch! Sie haben den Stabsoffizier in der Tasche, und was Deuwel sticht Sie an, jetzt auf einmal den Krautjunker spielen zu wollen! Meine Frau wird des Todes verwundert sein, wenn sie von ihren Eltern zurückkommt und Sie nicht mehr vorfindet."

Aber der Adjutant hatte ihm nur mit einer tiefen Verbeugung gesagt: „Herr General, ich muß. Das Gut ist Majorat, und ich kann nicht länger warten ..." Und dann die Briefe von ihr: der müde Charme der Weltdame, das rührende Ungeschick eines Kindes, seltsam gemischt. Seit dem letzten war ein volles Jahr vergangen, aber der Satz darin: „Da ich es durchaus schreiben soll, ich habe noch ganz dieselben Gefühle wie einst," dieser Satz war ihm noch immer wie das Abendrot eines schönen Tages ... Und während er, den Blick täuschend, ins Weite träumte, sah er nicht, daß zwei blasse Frauenaugen forschend auf ihm ruhten.

Auf einmal streifte ihr Reithandschuh leicht seinen Arm. Er sah sie verwundert an.

„Herr von Dühling, warum müssen Sie denn nur von der Vergangenheit leben?"

„Was soll das heißen, gnädige Frau?" fragte er nervös.

„Daß ich alles weiß, Herr von Dühling, alles. Und daß ich Ihnen das einmal sagen mußte ... Es ist heute unser letzter Tag —" sie hielt inne, — „ich kenne Sie länger und besser, als Sie ahnen. Ich kenne Ihr Schicksal, und ich kenne auch die Frau. Ich weiß, was im Augenblick an Ihnen vorübergegangen ist, jedes Wort, jedes Bild. Und wie ich Sie so sah, und weil ich so vieles weiß, kommt es mir lächerlich vor, noch weiter Verstecken zu spielen ... Wenn Sie wissen wollen, woher mein Rosenblatt stammt, — ich pflückte es vor drei Jahren in Straßburg. Es war beim Statthalter, bei einem großen Sommerfest. Ich stamme aus der Gegend und war mal vier Wochen allein bei meinen Eltern. Ich sah Sie zum erstenmal. Sie kannten mich nicht, aber von Ihnen hatte ich schon viel gehört. Sie trugen die Uniform der Leibulanen und tanzten mit der Frau Ihres Generals. Und nach dem Tanze küßten Sie der Frau die Hand. Es war so ungewöhnlich ... Und ich stand nur einen Schritt von Ihnen und sah, wie Ihre Lippen sich auf den helllila Handschuh preßten. Und dann blickten Sie die Frau an; es war nur ein Blick, und ich werde den Blick gewiß nie vergessen. Und ringsumher wisperten die Leute, und ich haßte die Leute ... Dann verbeugten Sie sich stumm und gingen in den Garten. Ich folgte Ihnen, es war nicht häßliche Neugier. Und Sie pflückten zwei weiße Knospen von einer Rosenhecke und sahen sie lange an. Und ich stand dicht bei Ihnen, mein Ellbogen streifte Sie fast, und ich pflückte mir eine Knospe von demselben Strauch. Sie sahen mich aber gar nicht. Nachher brachten Sie eine Knospe der Frau und ließen die andre verstohlen in Ihre Brustrabatte gleiten. Und die Frau, die dies gar wohl sah, lächelte weh. Ich habe sie nie wiedergesehen ... Später hörte ich, daß das Ihre letzte Zeit in Straßburg gewesen war. Auch die Frau reiste ab. Und ich dachte immer, daß Sie beide nie wiederkommen würden. Aber die Frau kam wieder, Sie nicht."

Er blickte sie an wie eine Erscheinung. Dann lächelte er häßlich: „Und das erzählten Sie alles Ihrem Gatten?"

Sie schüttelte den Kopf: „So was erzählt man nicht."

Er fühlte, daß sie wahr sprach. „Und warum sagen Sie mir das alles erst an unserm letzten Tage?"

„Ja, warum an Ihrem letzten Tage?" wiederholte sie.

Er lächelte wieder das häßliche Lächeln. „Ich spiele nie Komödie. Was Sie sagen, ist ... Und natürlich brechen Sie wie alle den Stab über eine Frau, die Sie doch nicht kennen."

„Dann würde ich Ihnen das alles sicher nicht erzählt haben," antwortete sie ruhig.

Er sah sie lange an. Ihre Augen blieben blaß, ihr Gesicht ruhig. Aber das eine fühlte er deutlich, daß sie ehrlich war, und daß sie ihn verstand.

„Sie war eine Heilige," sagte er langsam. „Glauben Sie's mir oder glauben Sie's nicht, das ist allein mein Verhängnis."

Frau von Westrem war aufgestanden und nahm die Reitgerte von dem Stein.

„Heilige? Ja, ja," sagte sie etwas gedehnt, „soweit das eine solche Frau gerade sein kann, die seltsamerweise eine verbotene Neigung im Herzen trägt ... Sie thut mir wohl auch leid."

„Wieso: wohl auch leid?"

„Da werden Sie mich vielleicht nicht verstehen können." Die Hand mit der Reitgerte ballte sich langsam zur Faust. „Nicht die Heilige thut mir leid, sondern die Frau, die der Sünde nicht fähig war," sagte sie kurz und hart. Er sah sie an. Auch ihre Augen hatten jetzt etwas unerbittlich Kühles.

Georg von Dühling stand langsam auf und klopfte sich den Staub vom Aermel. In der kurzen Pause fanden beide ihre gesellschaftliche Sicherheit wieder.

„Ich bin Ihnen zu vielem Dank für Ihr Zartgefühl verpflichtet," sagte er.

Sie gab ihm die Hand. Er wollte sie höflich küssen. Sie ließ es nicht zu. „Sie haben's ja auch sonst nicht gethan, Herr von Dühling, und gegenseitige Konfidenzen heben sich auf ... Nun aber leben Sie wohl! Ich will nämlich

allein zurück ... Was mir der letzte Tag hier in dem Nest geben konnte, das hat er mir gegeben: ich habe die Heide noch einmal in der Mittagsglut gesehen und Ihnen gesagt, was ich sagen mußte ... Man soll sich eben bescheiden im Leben, und vielleicht finden auch Sie noch einmal das wirkliche Glück ... Ich werde meinen Mann von Ihnen bestens grüßen."

Sie wandte sich rasch. Er blieb gehorsam zurück. Sie ging eben immer ihre eignen Wege, und der Zauber der Persönlichkeit umfloß sie auch jetzt. Er sah ihr nach, wie sie so sicher und schnell über die brennende Heide schritt. Das rote Haar leuchtete, und der graue Schleier flatterte matt. Das reiche Haar, gelöst, mußte ihre schlanken, weißen Glieder umwallen wie ein Mantel. Der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, und dabei fiel ihm der nächtliche Strand ein und die badende Nixe. Hatte die nicht am Ende auch rotes Haar? Aber die Augen hatten anders, hatten so heiß geflammt .. Jetzt verschwand sie im hellen Gebüsch. Noch einmal der leuchtende, griechische Knoten, und Georg von Dühling stand wieder allein auf der sengenden, trostlosen Heide. Jetzt, wo sie fort war, die alles wußte, fühlte er erst, wie einsam sie ihn zurückließ. Die einzige Frau, die ihn verstand ... Und die ließ er gehen? Eine gewisse Sehnsucht faßte ihn ... Wenn er sie noch einmal spräche und ihr wenigstens freundlich sagte: „Gnädige Frau, ich danke Ihnen von Herzen." Und er überlegte rasch, daß er sie doch noch einholen könne, wenn er den tief sandigen Fahrweg am Berg unten verfolge. „Es ist Thorheit, aber wohl thut's ihr vielleicht doch." Er schritt schnell. Als er beim Bahnhof die Schienen passierte, sah er einen dunkeln Schatten an dem alten Uebergang vorübergleiten. Im Kiefernwald am Teich trafen sie sich. Jetzt ging sie langsam, fast schwer. Als er sie anrief, schrak sie zusammen. Ihm fiel auf, wie furchtbar blaß sie war. Wohl die Glut, und dann wurde ihr auch der Abschied schwer von dieser wonnigen Einsamkeit, merkwürdig schwer, wie sie selbst zugab.

Dühling war herzlich liebenswürdig zu ihr. Er versuchte sie sogar mit lustigen Phantasien über Berlin zu erheitern.

Darauf konnte sie nur lächeln: „Ach, Berlin! Sie wissen ja selbst ..."

„Aber, gnädige Frau, müssen Sie denn eigentlich hin? Wenn Ihrer Gesundheit der Strand hier so viel besser bekommt, dann warten Sie doch bis zum Herbst, wo in Babel die Saison beginnt."

„Ich muß nicht grade," antwortete sie achselzuckend.

„Ja, dann bleiben Sie doch, gnädige Frau!" bat er. „Ich kenne Sie eigentlich erst seit heute, aber ich bin Ihrem Zartgefühl so sehr verpflichtet, daß ich Sie sicher vermissen werde ..."

Da wurde sie unschlüssig. Die Reitgerte spielte.

„Also Sie meinen, ich soll bleiben, Herr von Dühling?" fragte sie plötzlich.

Er bejahte auf das liebenswürdigste.

„Vielleicht haben Sie auch recht," sagte sie langsam. „Glauben Sie an Bestimmung?"

„Nein, nur an den absurdesten Zufall."

„Ich bin im Begriff, das auch zu thun ... Passen Sie auf: ich nehme den dünnen Kiefernzweig hier mit beiden Händen an den äußersten Enden und zerbreche ihn. Fällt auf Ihre Seite das längere Ende, dann bleibe ich, fällt's auf meine, reise ich." Sie schloß im Scherz die Augen. Der Zweig knickte.

„Bleiben, gnädige Frau!" rief Dühling und hielt das längere Ende. „Und Sie dürfen mich auch nicht mehr so schneiden wie sonst."

„Das kann ich Ihnen nicht versprechen."

Sie trennten sich fröhlich. Aber als sie die heiße Düne allein hinaufging, wurde ihr der Fuß wieder schwer, und sie sagte langsam: „Es ist doch wohl Bestimmung ... Entweder geht es jetzt rasch zum Leben oder rasch zum Tode, und etwas andres wollte ich ja auch nie."

VI.

Der nächste Tag war ein Sonntag — ein stiller, schöner Tag. Das Birkenlaub im Zauberwald raunte kaum.

Georg von Dühling war früh ausgegangen. Er fürchtete die hellen Haufen der Ausflügler, dies Parfüm von Schweiß und Zigarren und frisch gestärkten Mädchenkleidern. Der schmale Strandweg wimmelte dann in einem endlosen Festzug. Und vom Mittag an verseuchte dieses Jahrmarktstreiben rettungslos den Wald, hüben im Birkengestrüpp so gut wie drüben unter den hohen Kiefern des Hexenwaldes. Erst war ihm diese Festfreude amüsant, jetzt wurde sie ihm lästig. Und am Strand lagerte es dann bunt und phantastisch wie Karawanen in der Wüste.

Dühling hatte sich auf der Düne herumgetrieben. Im Heidekraut schimmerten die Tautropfen, und der Wacholder duftete kräftig. Dabei war er in die Thalsenke des Dorfes geraten, aber weit abseits, wo das Mühlenfließ zwischen tiefgrünen, schattigen Laubbüschen gar lustig auf hellem Grund zum nahen Meere eilte. Schwedische Holzvillen lagen da im Sand auf halber Höhe. Ein bunter Wimpel schlug lasch an eine Fahnenstange. Dort wohnte sie. Sonst hätte er ihr Sommerhaus wohl gemieden, heute dachte er an einen Besuch. Es war noch viel zu früh. Er ging an dem Garten vorbei, wo junge Tannen mit dem Sande kämpften. Es sah alles neu aus, auch das blaue Glas in den Fenstern des Eßsaales oben.

In einem Stranddorf hub das Sonntagsgeläute an, und die schweren Töne hallten lang und feierlich durch die frische Morgenluft. Aus der Villenthür trat eine Gestalt. Es war Frau von Westrem, wieder ganz schwarz, aber sie trug einen weißen Sommerhut mit einem Veilchenstrauß.

„Guten Morgen, gnädige Frau!" rief er lustig. „Ich wollte Sie schon überfallen."

„Das glaube ich Ihnen nicht," rief sie lachend zurück.

Als sie näher kam, sah er sie prüfend an. Er hatte Geschmack, und elegante Frauen waren ihm immer eine Augenweide. „Steht Ihnen wieder famos, gnädige Frau!"

„Das freut mich. Eigentlich müßte ich Ihnen ja erwidern: ‚Wie ich aussehe, ist mir furchtbar gleichgültig!' Aber ich bin weder schief noch schiele ich, und eitel ist jede Frau. Ich bin's noch mit Maßen. Doch das Herzbrechen war auch mal mein Pläsir."

„Aber Sie haben schlecht geschlafen?" Und wieder fiel ihm auf, wie furchtbar blaß das schmale, regelmäßige Gesicht war, und wie tiefe Schatten unter den Lidern lagen.

„Ja, ich habe allerdings schlecht geschlafen... Es macht wohl die See."

Er zeigte auf ein kleines Buch, das sie in der Hand trug.

„Ich will zur Kirche, Herr von Dühling."

„Darf ich Sie ein Stück begleiten, gnädige Frau?"

„Gern. Aber es ist weit."

Sie gingen auf einem schwanken Stege über den Fluß. Dann kam ein Gehöft mit einem tobenden Kettenhund. Hier führte die Landstraße zwischen reifenden Feldern und kümmernden Viehweiden hin.

Frau von Westrem pflückte eine Kornblume und nestelte sie am Tailor made fest... „Sie gehen nie zur Kirche?"

„Nein."

„Bigott bin ich auch nicht. Und lange Zeit bin ich nur pro forma zur Kirche gegangen. Später habe ich es wieder ernstlich angefangen. Und das war eine vernünftige Erwägung. Giebt's keinen Gott, dann schadet mein Kirchengehen niemand etwas. Giebt's einen, dann will er auch Gebete hören..."

Er sagte darauf nur: „Das Buch da ist gewiß ein Familienstück." Bunte Steine, zu plumpen Arabesken gereiht, glitzerten. Es sah aus wie ein Meßbuch.

Sie reichte es ihm hin. „O, es ist sehr alt! Meine verstorbene Mutter hat es zeitlebens gebraucht und meine Großmutter — und ich weiß nicht, wie viele Lyssars vorher... Als Kind habe ich fast alle Sprüche darin auswendig gekonnt, nachher habe ich sie alle vergessen."

Er schlug das Buch auf und meinte befremdet: „Sie sind Katholikin?"

„Allerdings."

„Und gehen in eine protestantische Kirche?"

„Das Dogma ist mir gleichgültig. Ich gehe darum auch nie zu unsrer Beichte. Und das, was Ihre Pfarrer predigen, höre ich kaum. Ich bete für mich..."

„Wissen Sie, daß Sie mir ein vollkommenes Rätsel sind, gnädige Frau?"

Sie lachte. „Das bin ich beinahe allen... Das kann ich Ihnen übrigens sagen: um Sünden abzubüßen, gehe ich nie zur Messe. Die kleinen, täglichen — was kommt's auf die an? Große habe ich noch nicht gethan... Nein, nein," fuhr sie mit ihm unverständlicher Leidenschaft fort, „ich flehe um Erhörung. Es ist ein einziger Wunsch, vielleicht ein ganz sündiger, aber niemand kann heißer und inbrünstiger flehen... Und wenn Gott mich erhörte..." Ihre Gestalt hob sich, und dem Manne erschien sie jetzt von königlichem Wuchs... „Dann will ich leben, ewig leben!"

Sie gingen schweigend noch eine Weile. Er hätte ihr gern ins Auge geschaut, den Wunsch gelesen, aber wie sie ins Leere gesprochen, so schaute sie auch ins Leere. Nur ihre schmalen Lippen zitterten den Worten nach. Weit vor dem Dorf verabschiedete sie ihn. Ihr wäre es peinlich, wenn zweie zur Kirche gingen, von denen einer vor der Thür umkehrt... Zum Mittag käme sie vielleicht in die Pension. Er möge ihr ein Couvert und einen Platz im Garten bestellen.

Beim Zurückgehen wandte er sich ein paarmal nach ihr um, und es wunderte ihn, daß sie das nicht auch that, wie Frauen doch so gern thun. Kirchgänger zogen vorüber. Die Männer im altfränkischen Rock — der grobe Hemdkragen zwängte den braunen, rissigen Hals, — und Weiber mit bunten Kopftüchern und schweren, knarrenden Kleidern; auch ein gebeugtes, nickendes, krächzendes Mütterchen, die gichtverkrümmte Hexenhand am Stock. Sie sagten alle ihr hergebrachtes: „Goon Tag auch, gnädiger Herr." Ein stumpfer Glaube trieb sie. Kleine Bettler und kleine Büßer sie alle.

Dühling ging wieder das Mühlenfließ entlang zum Strand. Der kleine Bach wollte so gern versiegen im unendlichen Meer. Doch die weiße Brandungswelle scheuchte ihn immer wieder zurück, und die hellen Wasser mußten verstohlen sickern, bis sie die heilige Mutter wieder aufnahm. Er setzte sich in den Sand und hörte die Brandung monoton aufschlagen und das Fließ flüstern. Er dachte an die Frau in der Kirche. Es war doch etwas Großes und Fremdes in solch heißem, sündigem Gebet... Sie war also auch eine Einsame, und den Einsamen zog es mächtig an. Er hatte den Glauben längst abgeschworen, und es war vielleicht die schwerste Stunde in seinem Leben, als er sich von Gott schied. Er hatte wohl nicht anders gekonnt. Doch die betende Frau ward ihm darum nicht kleiner.

Zu Mittag aßen beide im Pensionsgarten an einem schwer erkämpften Tisch. Sie unterhielten sich wie zwei Leute von Welt. Die Passanten schauten argwöhnisch hinüber. Es war eben das ganz andre Genre, und die beiden mußten selbst darüber lächeln. Einmal trank der Schriftsteller aus der Glasveranda Herrn von Dühling zu: „Vergessen Sie mich nicht!" lag dabei in seinem maliziösen Lächeln.

„Was will er?" fragte Frau von Westrem.

„Er hat mir neulich gesagt, daß zwischen Ihnen, gnädige Frau, und mir irgend ein gemeinsames

Etwas existieren müßte. Für ihn sind wir übrigens die einzigen interessanten Menschen hier."

Sie faltete die Braue: „Journalistengeschwätz!" Und sie war nach dem kleinen Intermezzo wieder so englisch steif, daß sich Dühling ärgerte. Später drängte die Pension aus ihrem schwülen Eßsaal — die hübschen, hell gekleideten Mädchen, die tugendhaften Mütter, die spärlichen Herren, zuletzt der alte, kurzsichtige Justizrat mit seinem schmunzelnden Blick nach dem Wetter, der witzige Gymnasialdirektor mit der Platte, das „interessante" Brautpaar. Am Verandapfosten lehnte der Kellner Karl, blinzelnd, triefend, bereit, sich in etwas unsaubere Atome aufzulösen. Vom Strandweg her flatterte jetzt ein bunter Mädchenschwarm in den Garten. Ein hübscher, weißer Vogel löste sich sofort aus dem Flug und kam auf den Tisch zu. Es war Dühlings liebenswürdige Nachbarin von früher, die mit dem Badezuge aus Königsberg gekommen war.

„Gnädige Frau, Sie noch hier? Das ist ja reizend! Ich hörte, Ihr Herr Gemahl wäre schon in Berlin und Sie natürlich auch, und ich beneidete Sie furchtbar um die große Stadt und die Bälle ... So ist's freilich besser! ... Aber Sie wissen natürlich, warum ich hier bin und sogar über acht Tage bleiben werde? Sie machen das Maskenfest am Freitag doch auch mit?"

Dühling erinnerte sich jetzt dunkel des Projekts und der großen Aufregung dieserhalb bei der tanzenden Jugend. Frau von Westrem schüttelte den Kopf: „Keine Idee! Soll es denn hier in der Villa sein?"

„Aber natürlich!" jauchzte die Neunzehnjährige. „Und Sie müssen ganz gewiß mitmachen, gnädige Frau!"

Frau von Westrem lächelte. „Ich werde Ihnen den Gefallen nicht thun können, liebe Melitta!"

„Aber, gnädige Frau!" Und sie sah zögernd bald auf Dühling, bald auf die junge Frau. „Herr von Dühling wird für mich betteln, und dann werden Sie es schon thun," entschied sie endlich.

„Gern, gnädiges Fräulein," bestätigte der freundlich ... „Sie müssen mitmachen, gnädige Frau! Und wenn Sie um ein Kostüm verlegen sind, so proponiere ich: Nixe. Ganz weißes, mattes Seidengewand, das Haar offen, der Arm nackt und auf der Achsel eine einzige Seerosenknospe."

Die Enthusiastin klatschte in die Hände. „Entzückend! Ihre Toilette kommt ins Strandjournal, ich lese es schon!"

Frau von Westrem sagte darauf nur leichthin: „Lieben Sie weiß so sehr, Herr von Dühling?"

„Bei Ihnen, ja. Ich habe das Gefühl, daß es Ihnen sehr gut stehen muß, besser noch als schwarz."

Die hübsche Frau schien nachzudenken. „Also, gnädige Frau!" bat leise die Enthusiastin.

Doch Frau von Westrem lehnte mit liebenswürdiger Bestimmtheit ab. „Maskenfeste — nein. Außerdem ist mein Mann nicht da ... Aber ich komme wohl zum Zusehen."

Das junge Mädchen wandte sich etwas gekränkt zur Freundinnenschar, die paarweise durch den Garten flanierte. „Sie werden sich's noch überlegen!" rief sie zurück.

Frau von Westrem sah ihr nach. „Ein liebenswürdiges, frisches Geschöpf, das man um diese wirkliche Jugend beneiden sollte. Und was wird schließlich ihr Los sein? Sie ist arm wie eine Kirchenmaus, und wenn sie überhaupt heiratet, wird sie irgend einen gleichgültigen jungen Menschen heiraten oder einen alten, der kurz vor Thorschluß noch unterkriechen will."

„Und wenn sie reich wäre?"

Frau von Westrem zuckte die Achseln. „Dann kann sie wenigstens aussuchen. Eine Garantie fürs Glück ist's freilich nicht. Aber wenn sie einmal los will, kann sie's doch! Reichtum macht frei und sicher ... Und man muß das Leben praktisch auffassen."

„Scheint so," meinte er kühl. Seit einigen Jahren hatte er ein warmes Gefühl für Unglück und Armut.

Sie lächelte matt. „Auf deutsch heißt das: kaltherzige Person. Ich wollte, ich wär's! Doch leider trifft mich Ihr Vorwurf gar nicht."

Er wechselte das Thema. „Sie kommen also wirklich nicht?"

„Nein."

„Am Ende verstehe ich's auch. Ohne Mann macht Ihnen das eben keinen Spaß."

Sie wehrte ab. „Ich bitte Sie, wenn man zehn volle Jahre verheiratet ist! ... Ich komme Ihnen wohl sehr alt und vernünftig vor?" fragte sie plötzlich.

Er sah ihr in die blassen Augen, die ihm nicht auswichen. „Ja und nein ... Ich habe aber das sichere Gefühl, daß Sie trotz allem unendlich jung und leidenschaftlich empfinden können ... Sie wollen eben nur nicht."

Sie ließ die Augen wandern. „Ich möchte schon," sagte sie träumerisch.

„Ja, dann gehen Sie doch zu dieser fête champêtre! Es ist ein thörichtes Vergnügen — aber jung sein, heißt eben thöricht sein."

„Gehen Sie?" fragte sie kurz.

„Als Harlekin — ich? Um Gottes willen!"

Sie faltete die Serviette zusammen mit ihren sicheren, ruhigen Bewegungen. Als sie das Tuch in den Serviettenring schieben wollte, zitterte ihre Hand ein wenig, und das glatte Leinen rutschte ab. Sie sagte dabei unmotiviert scharf: „Wenn ich in dieser Woche zu dieser Kindermaskerade als Nixe gehen wollte — ich müßte mich der Frivolität, der Sünde schämen. Kostümfeste hier? — Da muß ich wirklich danken ..."

Sie war im Sprechen langsam aufgestanden. „Wollen wir noch etwas an den Strand gehen, oder ziehen Sie Ihren Mittagsschlaf vor?"

„Ich gehe selbstverständlich mit."

Sie ging voran durch die Gartenthür, und er, hinter ihr, sah die schöne, junge Gestalt und das leuchtende Haar und dachte wieder an die

Frau in der Kirche mit dem einzigen heißen, rätselhaften Wunsch. Auf den Bänken des Strandweges saßen die Passanten und sahen den beiden nach, und die Sommergäste in der kleinen Holzvilla nebenan thaten desgleichen. Frau von Westrem wandte sich hochmütig um. „Morgen werden sie über uns klatschen."

„Geniert Sie das, gnädige Frau?"

„Ich wüßte nicht, was mir gleichgültiger wäre."

Den Nachmittag gruben sich die beiden im Seesande ein. Es war noch das Einzige. Die Sonntagsausflügler liefen zwar wie Ameisen über den Strand, aber das Meer lag im köstlichen Sonntagsfrieden. Es war ein Feiertag trotz der Menschen. Sie sprachen wenig. Sie hatten ihre besonderen Gedanken — er den Blick auf den Sand, während ihre Augen schweiften. Als das Blinkfeuer von Brüsterort aufzuckte — es war noch Frühabend, und die Leute drängten sich, die Sonne sinken zu sehen —, richtete sich Frau von Westrem halb auf und starrte unverwandt.

„Interessiert Sie das Leuchtfeuer so?" fragte er.

„Mehr als der Sonnenuntergang. Ich erlebte mit dem Licht da mal etwas sehr Merkwürdiges."

„Und?"

„Das sage ich nicht. Sie würden mich auch nicht verstehen."

Weiche Sommerschatten spielten freundlich auf den Wassern, da gingen sie. Auf dem Strandweg fiel es ihm ein, daß er sich, unhöflich genug, noch gar nicht nach seinem alten Kameraden erkundigt habe. „Haben Sie geschrieben wegen des Hierbleibens?" fragte er.

„Nein, telegraphiert."

„Er wird sich schön gewundert haben."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Plötzliche Entschlüsse meinerseits ist er gewöhnt."

„Allerdings, dann . . ."

„Nein, nicht, allerdings dann, Herr von Dühling! Ich habe eine häßliche, absprechende Art, aber ich möchte auch in kein allzu schlechtes Licht bei Ihnen kommen. Ich habe meinen Mann aus Liebe geheiratet, nur aus Liebe, und er liebt mich auch gewiß."

„Warum sagen Sie mir das eigentlich, gnädige Frau?"

Sie schwieg.

Dühling, mit seinem feinen Instinkt für die ungewöhnliche Frau, begann zu begreifen. Sie log, und sie log auch nicht, und darin lag des Rätsels Lösung.

VII.

Seitdem sahen sie sich oft. Ihm ging es eigentümlich mit ihrem Zusammensein. Immer beim Wiedersehen der wehe Stich, der düstere Schatten der Vergangenheit, der wesenlos vorüberschwebte, und wenn sie ging, das Bedauern, das dunkle Gefühl: ein guter Freund verläßt mich. Ob sie, die rätselvolle und doch so geschlossene Natur, auch etwas fühlte dabei? Er wußte es nicht, es war ihm auch gleich. Zuerst hatte er diese Wissende gefürchtet; der Gedanke: jetzt rührt sie an die Wunde, quälte ihn. Aber sie that es nie. Als hätte sie die andre Frau vergessen . . . Und dann fing er zuerst von der andern Frau zu sprechen an; er suchte Heilung durch die schmerzende Sonde. Aber bald hatte er die vage Empfindung, daß er das eigentlich nicht mehr dürfe und daß der Tag dem Tag gehöre. Es war gewiß nicht Liebe, auch nicht der Keim — es war der Zauber einer freien und starken Persönlichkeit, der diese Frau umfloß und dem auch ein Mann gern sich beugt.

Die Maskerade verspätete sich etwas. Ein kleiner Zwist. Und diesmal war der Schriftsteller wirklich das Karnickel. Die Villenbesitzer sollten in corpore eingeladen werden, die Freunde der Pension. Darauf antwortete der Störenfried kategorisch: „Wenn sie sich maskieren, mit Vergnügen; wenn sie hier bloß 'rumsitzen und sich mokieren — auf keinen Fall. Dann lassen Sie mich wenigstens aus dem Spiel! Wenn ich mich zum Vergnügen andrer hier als Clown geriere, will ich es wenigstens nicht vor wildfremden Lästermäulern thun!" Die Dame der Pension schmollte ein wenig. Doch sie war eine kluge und liebenswürdige Frau und that es lächelnd. So kam es, daß, wie überall im Leben, die eine energische Stimme durchdrang: die Dünenvilla hatte zu ihrem Fest nur Zaungäste.

Aufregend waren die Präliminarien jedenfalls genug. In sämtlichen Gartenlauben wurden von hübschen Händen Tannenguirlanden geflochten. Das leise Lachen vertraulich schwatzender Mädchen drang aus jedem Gebüsch. Die Gymnasiasten schleppten ganze Körbe voll Zweige aus dem Walde herbei. Selbst der Schriftsteller sah interessiert den Frauen zu und ließ sich sogar einigen „Neuen" vorstellen, was er sonst gern vergaß. Und im Garten erwog ein Schuljunge mit hübschen Augen und rührend großen Füßen sein Kostüm. Sollte er einen Ritter vorstellen mit Papppanzer und geschlossenem Visier oder einen römischen Senator in der toga praetexta oder irgend ein fabelhaftes Tier mit greulicher Larve und der Pelzboa seiner Mutter, die sehr gut als Ringelschwanz dem Hosenboden angegliedert werden konnte? Das wilde Tier war ihm am sympathischsten wegen des sinngemäßen Geheules, zu dem die Rolle verpflichtete.

Alles ging nach Wunsch. Ein ruhiger, schöner Abend mit geschlossener Gartenpforte und neugierigen Dorfbengels am Staket. Das zarte Birkenlaub hob sich im Seehauch zitternd gegen den hellen Sommerhimmel ab. Die Fichtenzweige starrten düster daneben. Die bunten Illuminationslämpchen glimmten wie große Glühwürmer an ihrem phantastischen Draht. Der Kellner Karl sah befriedigt auf sein Werk und zwinkerte dann ermutigend dem Mond zu, der wie ein lichtes Wölkchen über den Dünen hing. In den Korridoren gellte

der Lärm — das Jubelgeschrei der Kinder, das helle Kreischen der Dienstmädchen, wenn eine verfrühte Maske über die Treppe stolperte.

Allmählich begann sich der Eßsaal zu füllen. Die Tannenguirlanden schwankten festlich von der Decke, die große Hängelampe blakte feierlich. Sogar ein fürwitziger Wacholderzweig lohte knisternd auf, von der schmeichelnden Flamme eines Wandlichtes erhascht. Es war alles, wie es sein mußte. Kein steifes Winterfest mit säbelbeinigen Troubadours und schmachtenden Fischerinnen, sondern ein harmlos fröhliches Gewühl bescheidener Kostüme: das große Baby mit der Milchflasche, eine süße Kornblume mit weichen Augen, ein Briefträger, ein Stallmeister, ein Chinese mit einem Kaftan aus zartgeblümten Bettkattun und, greulich vor allem, ein schrecklich wüster Rowdy mit Schnapsflasche und Reisebündel und schmutzig verbundener Wegelagererfaust. Die jungen Damen flohen den Unhold aufschreiend, namentlich ein Gigerl mit dem Miniaturcylinder wandte sich in gut gespieltem Abscheu von ihm ab. Aber der Rowdy zog voll unverwüstlicher Frechheit zwischen den Gruppen umher, grüßte und winkte vertraulich und zeigte einer sehr scharfzüngigen Dame von Distinktion hohnlächelnd die Kümmelflasche. Maskenfreiheit! Er mißbrauchte sie schamlos. Dann war noch ein älterer Schuster, der unermüdlich auf eine Doppelsohle klopfte und gemütlich rief: „Nichts zu versohlen, meine Herrschaften, nichts zu versohlen?“ Der Schriftsteller als Clown, häßlich und nie verlegen wie immer. Beschützend im Kreise die Mütter mit irgend einem Maskenzeichen.

Herr von Dühling trug nur den Gesellschaftsanzug, und seine hübsche Freundin im Babykostüm schnitt ihn auffallend. Aber das Fest interessierte ihn doch. Es war die Frische, die Jugend — er hätte sie so gern wieder besessen. Der Clown trat zu ihm: „Kommt Sie?“

„Wer?“

„Frau von Westrem.“

„Keine Ahnung.“

Der Clown trollte sich ungläubig von dannen.

Das Fest dauerte schon eine Stunde, und eine unerträgliche Festhitze drückte auf den dichtgefüllten Raum. Dühling hatte sich in eine Ecke zurückgezogen, eine Sektflasche unter dem Stuhl. Er ärgerte sich ein wenig über Frau von Westrem. Sie wußte, daß er lange da war, daß er unter allen nur sie suchte. Warum blieb sie den ganzen Tag fern? Warum hatte sie den Abend vorher gesagt: „Wenn ich kommen kann, komme ich — aber ich weiß noch nicht!“ Eine Frau, die nichts zu thun hat, welche Marotte! Aber sie fehlte ihm heute, sie fehlte ihm wirklich. Er fühlte sich so allein. Die kleine Mauer, die ihn sonst fast unmerklich von der Pension schied, türmte sich heute deutlich und riesengroß auf. Er gehörte nicht zu denen da, und sie gehörte nicht zu denen da — aber eben deshalb gehörte sie an seine Seite.

Er ging später hinaus in den Garten, wo Spaziergänger am Strandweg gafften und Masken in der kühlen, hellen Sommernacht promenierten — seine Freundin, das Baby, mit einem Gnom Arm in Arm. Ein ungefährlicher Scherz, aber Dühling war diese Vertraulichkeit unangenehm. Die Sterne flimmerten, der Mond zog seine schmale Sichel schärfer. Von drinnen klang Musik. Die Dame der Pension spielte einen Walzer, und sie spielte sehr gut. Das hübsche Baby wippte träumerisch im Takt. Der Schriftsteller kam jetzt auch heraus. Er tanzte nie, das sollte wohl interessant sein.

Dühling ging darum in den Festsaal zurück und sah zu, wie die Masken wirbelten und jauchzten. Er stand an der Thür zur Veranda und sah und sah auch nicht. Da sagte plötzlich eine leise Stimme neben ihm: „Guten Abend ... Ich komme spät?“ Es war Frau von Westrem.

„Aber Sie kommen!“ antwortete er erfreut, und sie reichten sich leicht die Hand. Er sah sie verwundert und geschmeichelt an. Sie trug weiße, matte Seide, aber das Kleid hoch geschlossen und das Haar in leuchtendem Knoten wie sonst. Auf der Schulter lag eine Seerosenknospe.

„Sie sehen entzückend aus, gnädige Frau!“ sagte er, sich zu ihr beugend.

„So?“ Und sie blickte flüchtig auf die Tanzenden. Hierauf schritt sie rasch zur Dame vom Hause hinüber und flüsterte ihr eine Liebenswürdigkeit ins Ohr, so daß sie, dankbar lächelnd, einen Takt verfehlte. Dann sah er sie noch zwischen den Masken. Sie war chic und eleganter als je, mit dem matten Weiß und dem Purpurhaar.

Als sie zurückkam, sagte er noch einmal: „Entzückend! Heute sind Sie wirklich die Nixe.“

„Ach, lassen Sie doch, Herr von Dühling!“

„Tanzen Sie, gnädige Frau?“

„Nein!“

„Aber wenn ich bitte.“

„Bitten Sie lieber nicht.“

„Aber wenn ich sehr, sehr bitte?“

„Ja, wenn Sie durchaus wollen ... Aber nur einmal 'rum. Ich tanzte seit Jahren nicht und thue es auch heut nicht gern.“

Sie tanzten. Die Masken wichen dem Paare aus. Es war nur ein kleiner Kreis unter der Hängelampe. Dühling, der früher Vortänzer gewesen war, walzte leicht und gut, und die schlanke Taille, die sein Arm umfaßt hielt, bog sich in sicherer Anmut. Nur ihre Hand zitterte, und für Sekunden war es, als vibriere der ganze Körper. Sie waren einmal herum.

„Genug,“ sagte sie. Dühling führte sie zurück in die Glasveranda. „Einmal und nie wieder!“ stieß sie fast atemlos hervor.

„Aber, gnädige Frau, Sie tanzen so gut, es wäre ja auch gar nicht anders möglich.“ Und er beugte sich ritterlich auf ihre Hand. Doch ehe sein Mund ihren weißen Handschuh berührt, zog sie die Hand hastig zurück.

„Ich will das Handküssen nicht, Herr von Dühling!“ sagte sie heftig.

„Das wußte ich nicht, gnädige Frau.“

Doch sie fuhr schnell fort: „Ich habe Ihnen

neulich gesagt, daß ich nur mit Ueberwindung zu diesem Feste gekommen bin. Ich hasse Tanzen! Da wissen Sie's."

Während sie noch standen, kamen Herren, die Löwen der Pension: der junge Arzt, der Clown und ein neuer Doktor juris, klein und widerwärtig wie ein Gnom. Sie wollten alle einen Tanz. Frau von Westrem hatte sich sofort wiedergefunden. Sie dankte allen mit ihrer liebenswürdigen Entschiedenheit, und das Gesellschaftslächeln lag dabei wie eingepreßt um ihre schmalen Lippen. „Meine Herren, ich finde Ihr Fest reizend, aber beim Tanzen schwindelt mir wirklich. Ich kann's nicht mehr."

Sie sprachen alle höflich dagegen, nur Dühling schwieg markant. Jetzt kam der Rowdy auf die Gruppe zugewankt. „Um Gottes willen, schützen Sie mich vor dem da!" rief sie; „seine Maske ist gewiß gut gemeint, aber das ist nun einmal nicht mein Genre."

Indes die Herren, zu einer Kette geschlossen, den Unhold liebenswürdig abdrängten, verschwand die Frau in Weiß. Mit einem Male war sie fort, und niemand wußte, wohin sie gegangen. Dühling gab sich darum auch keine thörichte Mühe. Sie wollte allein sein. Er verstand das gewiß. Sie war ja auch anders als andre. ‚Aber reizend sah sie doch aus,' sagte er resigniert. Er wand sich zu seiner Flasche Sekt durch und fand diesmal in der Ecke einen steirischen Holzknecht, so echt mit seinem bunten Ledergurt und seiner derben Faust, daß er nur schwer begriff, wie der Mann in seinem Zivilverhältnis außerdem noch Assessor sein konnte und der Gatte einer jungen, eleganten Frau.

Das Baby kam jetzt eilig herbei. „Wo haben Sie Frau von Westrem?"

„Sie ist weg. Ich weiß aber nicht wohin."

„Sie sah wieder so distinguiert aus, und man kann ihr nicht böse sein," bedauerte das junge Mädchen. Der steirische Holzknecht pflichtete bei, seine junge Frau zog die Lippe.

„Die Damen mögen alle Frau von Westrem nicht," flüsterte das Baby. In dem Augenblick steckte der kleine Stadtrat seinen Kopf geheimnisvoll dazwischen. Er trug eine Cotillonmütze und über dem Bratenrock einen märchenhaften Großkordon von rosa Seidenpapier.

„Mein gnädiges Fräulein, die Westrem ist kalt und kapriziös," raunte der Verschwörer.

„Nein, sie ist es ganz gewiß nicht!" schmollte das Baby. „Ich leide es nicht, wenn man meinen Freunden etwas Häßliches nachsagt."

Dagegen der Großkordon: „Sie sind jung, gnädiges Fräulein, Sie begeistern sich leicht ... Einen Augenblick, bitte, Herr von Dühling!" Er nahm dessen widerstrebenden Arm, und als er das Opfer glücklich in der Veranda hatte, fügte er vertraulich hinzu: „Nicht wahr, ich habe recht, Herr Rittmeister, sie ist kalt und kapriziös? Sie sind täglich mit der Dame zusammen, Sie sind ein gewiegter Frauenkenner."

Dühling zuckte die Achseln.

„Wir wohnen nämlich in Königsberg den Herrschaften gegenüber, und ich kann sie immer beobachten. Ich sage Ihnen, bei der Frau ist Reiten und Tennisspielen Lebenszweck ... Und der Mann? — Ich sehe sie zuweilen auf ihrem Balkon, und wenn er sie liebenswürdig anfaßt, gleich die bekannte Bewegung in der Hüfte, die sagen soll: Laß mich!... Und noch dazu so ein schöner Mann! Eine Siegfriedsgestalt, und jovial. Immer grüßt er einen zuerst auf der Straße und fragt: ‚Na, Hoheit, wie geht's?' Dabei weiß er, daß ich liberal, ultraliberal bin, ausgenommen natürlich meine kleine Schwäche mit der Heraldik. Die Westrems sind tadellose Freiherren! ... Und einen solchen Mann peinigt die Frau direkt mit ihrer Eiskälte und ihren gewissen Launen. Tanzen, natürlich zu gewöhnlich, kein Herz für Vereinsthätigkeit, öffentliche Interessen ... Unter uns, Herr Rittmeister, ich habe mich höllisch gewundert, daß sie mit Ihnen einmal 'rumtanzte."

„Hat sie denn ein Verhältnis?" fragte Dühling brüsk.

„St, st!" Der Großkordon tanzte vor Entsetzen, beruhigte sich aber schnell, da niemand in der Nähe war. „Wenn sie wenigstens so etwas Aehnliches hätte! Aber sie hat ja keine Spur von Sinnlichkeit oder Herz. Das ist alles längst aufgegangen in Spielen und Reiten, eleganten Kostümen und bizarren Launen ..." Der Stadtrat zirpte durch die Lippen und schnellte eine Hand in die Luft. „Der Mann, wenn er könnte, würde davonfliegen wie ein Vogel!"

„Ja, warum thut er's denn nicht?"

„Weil sie reich ist, fabelhaft reich!"

„Na, das ist grade kein Gefühlsgrund, Herr Stadtrat."

„Gott, Herr Rittmeister, wir sind alle Menschen, und es wird überall mit Wasser gekocht, überall!"

„Ja, leider," meinte Dühling etwas von oben herab. „Ich fürchte, sogar in Stadtverordnetenversammlungen."

Der Großkordon lächelte pfiffig. „Wir verstehen uns, Herr Rittmeister, wir verstehen uns ..." Und er ging eilig, seine Weisheit weiterzutragen.

Dühling war durch die Unterhaltung nicht klüger geworden. Er hätte die Frau wohl verteidigen können, er that's aus Instinkt nicht. Esther von Westrem war entweder viel besser oder viel schlechter als ihr Ruf.

In der Veranda begann ein kaltes Büffett zu tagen mit süßen Torten und pikanten Salaten. Der Bowlenlöffel blinkte, und Ananasdüfte zogen verführerisch. Eine gemütliche Völkerwanderung wallte zwischen Tanzsaal und Büffett. Ballmüde Herren, glühende Mädchengesichter. Es war ein so vielfältiges Bild. Wie das hübsche Baby atemlos den kühlen Trank schlürfte, wie der kurzsichtige Schuster sich über den lockenden Heringssalat beugte, wie der Baurat schmunzelte, das

Porterglas in der Hand: „Im September des Jahres 1846, ich glaube, es war am 3., nachmittags, als ich mit meiner seligen Frau zum erstenmal von Pillau hier herüberkam," — er hatte ein wunderbares Gedächtnis für alte Zeiten und gab stets genaueste Daten. Wie der Holzknecht in Bayrischbier schlemmte, wie seine Odaliske, blaß und dunkeläugig, mit ihren weißen Zähnen in ein Butterbrot biß, statt Haschisch zu essen, was sie doch in allen Romanen thun ... Die jungen Mädchen schlenderten paarweise herein, tranken rasch und wiegten sich gleich wieder im Tanze, während die Mütter über den tückischen Luftzug von der Veranda her wachten, um heiße Mädchenschultern schützende Tücher legten, beriefen, ermutigten und doch ihrer Kinder niemals sicherer waren, als bei diesem reizenden, harmlosen Kinderfest.

An Dühling drängte sich eine hübsche Maske vorüber. „Du amüsierst dich wohl königlich?" fragte er scherzend.

Und das junge Ding rief übermütig zurück: „Möchtest wohl mit mir tanzen?"

„Warum nicht?"

Da lachte sie. „Das glaube ich wohl. Aber ich nicht mit dir. Weißt du, du hast mir einen viel zu weißen Schnurrbart!"

Es war Maskenfreiheit, Mädchenspott, und der Pfeil traf doch. Das weiße Haar hatte ihn nie bekümmert. Mit siebenunddreißig Jahren macht es den Mann doch noch nicht alt, nur interessant. Aber inmitten dieser Jugend, dieser Lust war er in der That alt. Das wurmte ihn. Sollten die drei Jahre denn so mörderisch gewesen sein? Im Kasinoscherz hieß er „der häßliche Dühling mit dem unbegreiflichen Glück", und die Kameraden fragten stets: „Ja, wie machen Sie es denn eigentlich? Eine schwört immer auf Sie ..." Damals schmeichelte ihm das. Und das Rezept war ja so einfach. Er war keck, er war skrupellos, und sein Herz engagierte sich nie. Mit dem Kopf verführt man, nicht mit dem Herzen ... Also auch das war nun endgültig vorüber? Gewiß, sein Frauenglück damals war leicht, seicht, das Innen blieb völlig unberührt, kein Hautritz, kaum eine leichte Schramme, wenn ihn eine klug vor der Zeit verließ, oder das angenehme Nervenrieseln, wenn wieder eine ins Garn ging. Das gehört gewissermaßen zum gewandten Adjutanten, zum tadellosen Offizier, es hatte ihm nie Bedenken gemacht. Drei Jahre lang hatte er jetzt die Kunst nicht mehr geübt, und ein frecher Backfisch mußte ihm sagen, daß er sie auch nicht mehr üben könne ... Vielleicht war es ein starkes Zeichen der Genesung, daß er den kleinen Stachel wieder spürte. Aber das Fest war heute für ihn erledigt. Er stahl sich nach dem Korridor, seinen Mantel zu holen.

Die Nacht war ja so schön. Nach all den Maskengerüchen, dem Menschendunst strömte ihm die Luft jetzt köstlich rein entgegen. Es mußte gegen Mitternacht sein. Auf dem Strandweg die Zaungäste waren längst abgezogen. Dühling ging langsam auf und ab. Der Sand knirschte. In der Ferne murrte das Meer. Er hatte ernste Gedanken ... Was kam nun? Wenn auch die kleinen Freuden uns verlassen, weil das große Glück uns mied ... Zieht das Glück nur die Freuden an, wie der Magnet das Eisen? ... Und die Glücklosen ... Wieder kamen die Bilder, die Frau war bei ihm, die er so unsinnig geliebt. Und er dachte, daß er doch ein Thor gewesen, ein Verschwender. Alles auf eine Karte, die noch dazu fehlschlug! ... Jetzt kam unerbittlich das Nichts. Doch er rang gegen dieses Nichts, es sollte, es durfte nicht kommen! Jede Asche birgt einen Funken, den man zur Flamme anfachen kann, wenn man nur Holz herzuträgt, sie zu nähren.

Als er wieder an der Villa vorüberkam, klang der Galopp aufdringlicher, der Lärm wüster, die Gestalten wogten wilder hinter den beschlagenen Fenstern. Er bog ab nach dem Zauberwald. Er wollte tief hinein, in jene Zauberstille, wo die Föhren düsterer starren, die Sandwellen schemenhafter leuchten, wo zwischen Wacholderbusch und Heidekraut das freie Feld lugt, im Tau, verschleiert, goldig und grün, mit seinen schweren Korndüften und dem süß-weichen Geruch der Lupine, dahinter das Meer, grau blinkend, geheimnisvoll, von den toten Dünenbergen gesäumt. Er dachte jetzt an eine andre Frau. Die Frau mit dem roten Haar. Und wie entzückend sie aussah in der matten Seide, die grün-weiße Knospe auf der feinen Schulter. Er sah sie so deutlich, die Rätselvolle. Er begriff nicht, daß er sie nicht verteidigt. Sie war auch sicher glücklos wie er, arm, trotz ihrer Jugend, ihres Reichtums, ihrer kühlen Sicherheit! Vielleicht gehörten sie beide doch zusammen? ... Eine Glücklose! Und jetzt verstand er auch, warum sie so plötzlich gegangen. Sie, die sein Schicksal kannte und begriff, hatte sich im innersten Herzen empört, daß er ihr, der Fremden, auch die Hand küssen konnte nach einem Tanz ... Es war so richtig gefühlt ... Und er sehnte sich wirklich nach ihr, nach den blassen Augen, der schönen Stimme. Was sie auch quälte, sie war doch gesund und stark, wie diese klare, kühle Nacht.

Bei dem pfadlosen Schlendern verirrte er sich fast wie das erste Mal. Er erkannte aber noch zur rechten Zeit den dunkeln Kiefernhügel wieder, wo man ins Thal hinunterschaut. Es war nicht weit, und eine Bank mußte auch da sein. Dühling war etwas müde geworden und wollte doch nicht zurück zum Mummenschanz. Die Bank lag versteckt am Abhang. Als er näher kam, sah er eine Gestalt dasitzen. Eine Mondschein-Sentimentale natürlich! Die Sorte posiert ja immer. Er irrte sich. Es war Frau von Westrem, und sie bog sich zurück ins Gebüsch, um nicht bemerkt zu werden. Sie trug einen breiten, römischen Seidenshawl um die Schultern, das Gesicht beschattete der umgebogene Strandhut. Sie sah nicht auf. Als Dühling grüßte, nickte sie nur leicht.

Er trat heran. „Warum sind die Totengräber im Hamlet so lustig?"

„Und warum stimmt jede Maskerade ernst?" gab sie ruhig zurück.

Er setzte sich zu ihr. „Schon lange hier?"

„Ich glaube wohl."

Er fixierte sie von der Seite. „Ich suchte Sie, gnädige Frau."

„Das glaube ich nicht."

„Aber ich suchte Sie doch! Ich wollte Sie etwas fragen. Sagen Sie: bin ich alt?"

„Sie fragen merkwürdig!"

„Mir sagte nämlich eben ein hübsches Ding: ‚Geh, du bist mir viel zu alt mit deinem weißen Schnurrbart!'"

„Es war ein Kind."

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit!"

„Und sie ist Ihnen nicht gleichgültig?"

„Ich muß Ihnen darauf ehrlich sagen: Nein, gnädige Frau. Alte Menschen sollen anders empfinden als ich. Und da ich das noch nicht kann, möchte ich noch nicht gern alt scheinen."

„So färben Sie den weißen Schnurrbart. Mit siebenunddreißig Jahren, wer sollte es Ihnen verdenken?"

„Würden Sie graues Haar färben, gnädige Frau?"

„Ich weiß nicht. Ich bin eine Frau, und die Frauen leben alle im gewissen Sinne von Aeußerlichkeiten."

„Und wir?"

Sie sah ihn flüchtig an. „Herr von Dühling, wenn Ihnen an meiner Ansicht liegt, mögen sich alle andern Männer auf der Welt den Bart färben, — Sie dürfen es nicht! Mir gehört der weiße Schnurrbart zu Ihnen. Und wenn ich Sie morgen mit einem schwarzen sähe, würde ich sagen: ich habe mich in Ihnen getäuscht."

Er verbeugte sich ein wenig. „Ich danke, gnädige Frau. Sie haben recht. Ich bin in der That alt, und es könnte auch gar nicht anders sein," sagte er ganz leise.

Sie sah ihn lange an. Und wieder blitzte tief innen der rätselhafte Funke. „Sie sind nicht alt, Herr von Dühling. Sie sollen es nicht sein! Aber wenn einer Narben heimbrachte aus schwerer Schlacht, so soll er sie nicht verstecken, weil er unverwundbar erscheinen möchte. Die Narben stehen Ihnen, mögen andre auch lächeln!"

Sie schwiegen. Silbern blinkte der Teich. Das Wehr rauschte.

„Und wissen Sie, was von Ihnen die Leute sagen, gnädige Frau?" hub er wieder an.

„Schlimmes! Das ist doch selbstverständlich. Denn ich habe nie etwas Schlimmes gethan."

Darauf erzählte er seine Unterhaltung mit dem Stadtrat. „Aber ich habe Sie nicht etwa verteidigt. Ich weiß nicht recht, warum. Ich könnte sagen: ich kenne Sie besser als andre hier, aber dennoch kenne ich Sie nicht."

„Kalt und kapriziös!" wiederholte sie kopfschüttelnd. „Was wollen die Menschen eigentlich? Ich bekümmere mich nicht um sie, und sie bekümmern sich desto angelegentlicher um mich. Nur weil ich reite und Tennis spiele? Du lieber Gott! Als wenn das bißchen Sport den ganzen Inhalt eines Lebens ausmachen könnte! Es ist so dumm! Aber ich danke Ihnen, Herr von Dühling, daß Sie mich nicht in Schutz genommen haben. Mögen die Leute denken, was sie Lust haben. Die Sorte könnte ich auch gar nicht aufklären, es wäre verlorene Liebesmühe. Ich bin ich, und niemand kennt mich."

„Mir ist manchmal, als trügen auch Sie schwer, gnädige Frau."

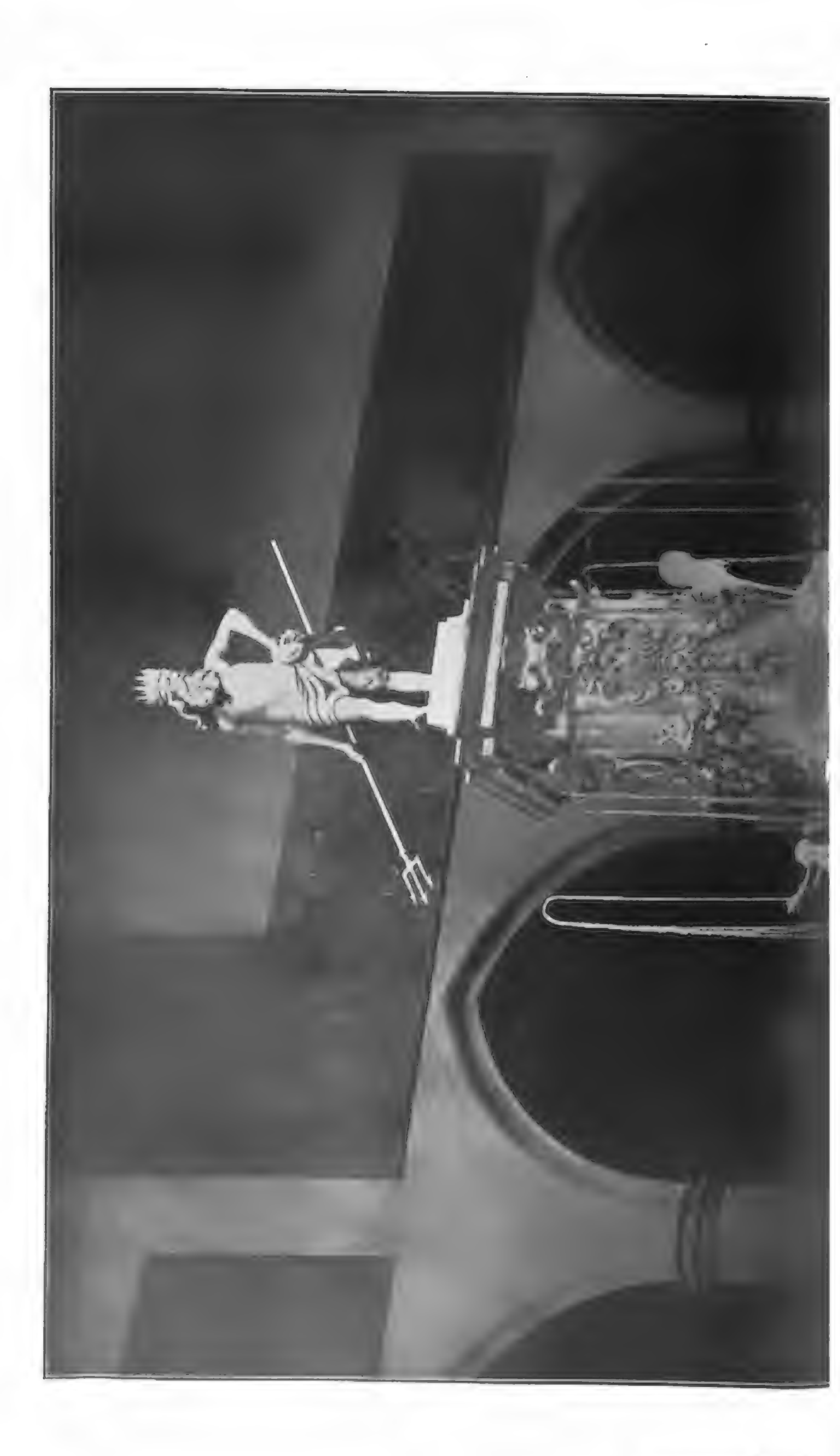
„Vielleicht — sogar gewiß. Aber ich trage allein. Und Mitleid vom Pöbel — ich danke! Ich will auch von Ihnen kein Mitleid, Herr von Dühling. Ich mag das billige Mitleid überhaupt nicht, weil es etwas Schwächliches, Erbärmliches ist, weil man sich mit ihm preisgiebt, zum Bettler macht. Und Lyssars betteln nicht! Sie können zu Grunde gehen, sie thun es sogar ganz sicher, aber sie gehen hoffentlich anständig und schweigend zu Grunde ... Ich kenne auch das echte Mitleid für andre nicht, höchstens das hochmütige für das Gesindel, das aus dem Fünfgroschenbazar stammt und nicht mal die fünf Groschen wert ist ... Ich habe auch kein Mitleid für Sie, Herr von Dühling, für Sie am wenigsten, wenn's auch anders scheinen mag."

„Gnädige Frau, ich habe das auch nie gewünscht."

„Ich weiß es!"

„Aber lassen wir die Bitterkeiten! Sie verstehen mich, und ich verstehe Sie. Und die Herde ist doch nur dazu da, daß man sich von ihr unterscheidet."

Sie atmete tief. „Wie ich Ihnen das Wort danke!" Dann zauderte sie. „Uebrigens eine Beichte ist der andern wert," sagte sie entschlossen. „Ich kenne Ihr Schicksal, und Sie haben nicht Verstecken zu spielen gesucht. Hier haben Sie das meine! Sie mißbrauchen's sicher nicht ... Ich habe Ihnen neulich gesagt: ich hätte meinen Mann aus Liebe geheiratet. Das ist die heilige Wahrheit. Doch der Nachsatz dazu heißt: Siebzehnjährige glauben die Liebe unfehlbar zu kennen, und sie kennen sie unfehlbar nicht ... Daß ich das echte Gefühl später doch noch fand, das ist mein Verhängnis und auch mein Glück." Sie tippte aufs Herz. „Das Wie und das Wen ruht wohlgeborgen hier. Sieben Jahre bin ich so glücklich gewesen, wie eine eitle und bewunderte Frau es nur sein kann. Ich habe alle Thorheiten mitgemacht und an allen Vergnügen gefunden, bis zu dem einen Tag ... Ich kann nur sagen, daß ich das Gefühl fand, etwa wie ein ahnungsloser Wilder das erste, einzige, pure Stück Gold. Ich nahm es auf und sah es lange an ... Und das Gefühl überkam mich heiß und wunderbar, wie eine Offenbarung, und dabei fröstelte ich doch ... Dann habe ich gethan, was eine tadellos anständige Frau, die ich immer war,





Der Peuntbrunnen in Nürnberg. (Text Seite 86.)

thun muß. Ich bin zu meinem Mann gegangen mit dem Stück Gold in der Hand und hab's ihm gezeigt und gesagt: ‚Kennst du das?‘ Und er hat gelächelt und mich geküßt, wie eine Thörin geküßt. Und ich habe wieder gefragt, dringend gefragt: ‚Kennst du das?‘ Und da hat er mich verwundert angesehen: ‚Sei doch nicht so sonderbar, Kind!‘ Ich aber habe es ihm immer und immer wieder hingehalten und gefleht: ‚Nimm es und gieb mir dein Stück Gold dafür, das du doch haben mußt!‘ Da wurde er endlich böse. Er begriff nämlich gar nicht, was Gold ist ... Dann haben wir uns innerlich voneinander geschieden, langsam, qualvoll. Das Stück Gold habe ich wohl noch, doch nicht mehr für ihn. Jetzt könnte er mich darum anflehen, und ich könnte es ihm doch nicht mehr geben, beim besten Willen nicht!"

Sie hatte ernst, fast feierlich die letzten Worte gesprochen. Die Sterne flammten hell, und der junge Mond hob seine goldene Sichel in die Sommernacht.

„Ich wußte das," sagte Dühling endlich. „Aber versprechen Sie mir eins, gnädige Frau: bleiben Sie so lange hier, wie Sie können! Für Sie ist es ja absolut gefahrlos, wohl auch für mich. Das letztere weiß man freilich nie ... Les coeurs blessés. Sie wissen ja ... Aber Kranke unterhalten sich gern über ihre Krankheit ..." Er schaute vor sich hin und sagte dann nachdenklich: „Ich war nämlich mal anders, ganz anders, gnädige Frau ... Ich fand auch das Stück Gold und gab's weg, aber ich bin jetzt unsicher, ob ich auch Gold zurückbekam."

Frau von Westrem war aufgestanden und sah nach der Uhr. „Ich bin eine Thörin. Wer ist's schließlich nicht? Ich hätte schweigen sollen."

„Und es war doch viel besser, daß Sie sprachen, gnädige Frau. Jetzt weiß jeder, was den andern drückt!"

„Wissen Sie's?" fragte sie fast höhnend. Sie blickte hinüber nach dem Strand, wo der weiße, klare Horizont hinter den Wald sank. „Wollen wir noch einmal an die See gehen? Ich fühle wieder meine alte Krankheit: das Blinkfeuer von Brüsterort.

(Fortsetzung folgt.)



Der Peuntbrunnen zu Nürnberg.

Ein herrliches Alt-Nürnberger Kunstwerk, ein Brunnen von unvergleichlicher Schönheit, wird neu in der alten Reichsstadt erstehen. Schon im Jahre 1650 hatte diese solchen von dem Goldschmied Christoph Ritter und dem Bildhauer Georg Schweigger modellieren, vom Geschützgießer Wolff Herold aber in Erzguß herstellen lassen. Schwierigkeiten, die sich bei Beschaffung des nötigen Wasserquantums ergaben, verhinderten die Aufstellung des Brunnens auf dem Marktplatz, und so ruhten dessen Einzelteile 140 Jahre im städtischen Bauhofe, der Beunt oder Peunt — daher auch die Benennung Peuntbrunnen. Als infolge von Kriegsläuften Nürnberg finanziell herunterkam, verkaufte der Rat den Brunnen für 66000 Gulden an den Kaiser Paul I. von Rußland, der das Kunstwerk



Die Peunt in Nürnberg.



Der alte Marktplatz in Nürnberg.

im Schloßpark zu Peterhof, unweit von Petersburg, aufstellen ließ. Mit Erlaubnis des gegenwärtigen Kaisers Nikolaus II. wurde aus freiwillig gespendeten Mitteln ein Modell jenes Brunnendenkmals angefertigt, das durch die Munifizenz eines angesehenen Nürnberger Bürgers, des Kommerzienrats Gerngroß und seiner Gattin, in Erz geformt und auf dem Marktplatz errichtet wird. Auf dem mit dem alten Reichs- und den beiden Nürnberger Wappen, sowie allerlei Seemuscheln gezierten Sockel thront Neptun. Zwei Flußgötter reiten seitlich auf Seepferden, während vorn und rückwärts je eine Wassernymphe postiert ist. Vier Tritonen, auf Delphinen und Seedrachen sitzend, zwei weitere, in eine Muschel blasend, bilden den sonstigen figürlichen Schmuck des großartigen Brunnenmonumentes.

Sofie Frank.



Die Entdeckung des Krebsparasiten.

Von

L. Heilbronn.

In jüngster Zeit ist sehr viel, auch in Laienkreisen, von Forschungen die Rede gewesen, welche der Berliner Chirurg Professor Dr. Max Schüller unternommen hat, und zwar auf dem Gebiete der Krebsforschung. Zunächst muß man sich vergegenwärtigen, daß die Zahl der Krebserkrankungen in den letzten Jahren in wahrhaft erschreckendem Maße zugenommen hat, und daß der Krebs, wie auch letzthin angestellte Erhebungen gezeigt haben, eine Volkskrankheit geworden ist, welche neben der Tuberkulose eine besonders traurige Rolle spielt. Professor Czerny, der kürzlich dem Deutschen Chirurgenkongreß präsidierte, berechnet die Zahl der Krebskranken in Deutschland auf 50000, während jahraus jahrein eine erhebliche Zunahme zu verzeichnen ist. Die Wissenschaft erwies sich trotz aller eifrigsten Forschungen fast völlig ohnmächtig gegenüber dieser Geißel der Menschheit, vor allem deshalb, weil es nicht gelang, die Entstehungsursache des Krebses und der carcinomatösen Erkrankungen zu entdecken.

Hier setzt nun Schüller mit seinen Forschungen ein. Das Wesen der Krebserkrankungen besteht darin, daß eine Anzahl von Gewebszellen des menschlichen Körpers mit eigenartigen Gebilden behaftet wird, die sich mit relativ bedeutender Schnelligkeit ausdehnen und schließlich nach langen Qualen zum Tode führen. Wenn diese Erkrankungen rechtzeitig genug entdeckt wurden, dann gelang es wohl, bis zu einer gewissen Grenze das Leiden zu lokalisieren oder die erkrankten Teile auszuschneiden. Fast immer aber konnten die Erkrankungen so weite Fortschritte machen, daß an eine Rettung nicht mehr zu denken war.

Diese schrecklichen Erkrankungen werden, wie Schüller nachgewiesen hat, durch einen Parasiten verursacht, dessen Ausscheidungen die Erkrankungen von Gewebszellen herbeiführen und dessen Existenz der Forscher nach eingehenden Experimenten nachgewiesen hat. Der „Krebsbazillus", wie er in Laienkreisen irrtümlicherweise genannt wird, tritt in Kapseln auf, welche den Parasiten in sich bergen. Schüller hat die Bewegungen der letzteren sehr eingehend studiert und gefunden, daß dieselben sich in

einer schleimigen Hülle befinden, aus der sie Fäden herausstrecken, die sich in vibrierender Bewegung befinden und in die Poren eindringen, um dort alsdann ihren zerstörenden Prozeß auszuführen. Diese Poren müssen gewissermaßen prädestiniert sein für diesen Vorgang, das heißt die Parasiten werden eine rissige, spröde, runzelige Haut mehr begünstigen als eine glatte, fettige Haut. Aus diesem Grunde finden wir im höheren Alter eine weit größere Anzahl von Krebserkrankungen als in sonstigen Altersstufen. Es ist andrerseits damit zu rechnen, daß es nicht mehr zweifelhaft sein kann, daß der Krebs ansteckend ist, wenn auch nur in bedingtem Maße.

Welche Tragweite nun Professor Schüllers Forschungen haben werden, läßt sich naturgemäß nicht mit Sicherheit sagen. So viel aber steht fest, daß eine Grundlage geschaffen worden ist, auf der weitergebaut werden kann und wird. Insofern ist Schüllers Verdienst von eminenter Wichtigkeit. Der Forscher selbst hat sich bislang nur in sehr bescheidener Weise geäußert und unter anderm hervorgehoben: „Es ist freilich stets mißlich, zu prognostizieren, ob und wie viel bei der Eröffnung ganz neuer Untersuchungsergebnisse über das Wesen einer in den Erscheinungen und Folgen so schweren, für die Existenz ganzer Generationen oft so verhängnisvollen, weder die Fürsten noch die Aermsten verschonenden Krankheit, einer echten Geißel des Menschengeschlechts, die leidende Menschheit gewinnen wird. Ich glaube aber, daß schon die Kenntnis, daß die bestimmten, von mir entdeckten Parasiten die Erreger dieser Volksseuche sind, die Kenntnis der Art ihres Eindringens, ihrer Einwirkung, ihrer Verbreitung, ihrer Lebensbedingungen, die neuen Anschauungen über das Wesen und die Entstehungsweise des Krebses und der Sarkome, die da und dort verstreuten praktischen Hinweise und die, wenn auch nur skizzenhaft vorgetragenen neuen Gesichtspunkte für die Vorbeugung, Verhütung und Behandlung dieser Krankheiten günstigere Aussichten und bessere Erfolge erhoffen lassen."

Professor Dr. Max Schüller.

So weit über die Forschungen selbst.

Die Persönlichkeit Schüllers, dessen Porträt wir unsern Lesern vorführen, wird jetzt in erhöhtem Maße Interesse erwecken. Max Schüller wurde am 4. Januar 1843 in einem Pfarrhause im Gothaischen geboren (seine Mutter war eine Freiin von Schaumberg), besuchte die Gymnasien zu Ohrdruf und Gotha und nach Absolvierung des letzteren die Universitäten zu Jena und Leipzig. In Jena waren seine Lehrer unter andern: Gegenbaur, Czermak, Wilhelm Müller, Franz Ried, C. Gerhardt, B. S. Schultze. In Leipzig unter andern: C. Thiersch, Wilhelm Braune, Benno Schmidt, Streubel, Wunderlich, Wagner. Während seiner Studienzeit war Schüller wiederholt Assistent, später Assistenzarzt der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses in Hannover. Sodann konnte er sich in den Kliniken der Wiener Billroth, Monili, Hebra, Schrötter und andrer mehr bethätigen, 1870/71 unter anderm als Chefarzt des Hannoverschen Sanitätszuges. 1876 erfolgte die Habilitierung als Privatdozent in Greifswald, 1880 die Ernennung zum außerordentlichen Professor. Nachdem er sich längere Zeit in England und Amerika aufgehalten hatte, trat er 1883 in die Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin als Dozent ein. — Spätere Forschungen und Nachprüfungen, die zum Teil an Schüllers eignen Präparaten von Dr. Fr. Voelcker-Heidelberg und Professor Dr. G. Hauser-Erlangen gemacht wurden, sollen ergeben haben, daß die von Professor Schüller beobachteten großen Kapseln und das Maschenwerk nichts andres seien als Korkzellen, und daß es sich lediglich um eine Verunreinigung der betreffenden Präparate mit diesen Zellen handelte, welche mit dem zur Herstellung der Präparate verwendeten und durch Korkstopfen verschlossenen Oele auf dieselben gelangt seien. Professor Schüller selbst hat sich bis jetzt über diese Feststellungen noch nicht geäußert.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Hermann Kaulbach

Nur keine Furcht, Herr Rittersmann!



Der Automobilismus.

Von

L. Schulze-Brück.

Man hat das neunzehnte Jahrhundert das Jahrhundert des Verkehrs genannt. Mit vollem Recht! Wenn man sich vorstellt, was der „Verkehr“ war, als man das Jahr 1800 schrieb, und was er geworden ist bis zum Jahre 1900, muß man dieses Signum als das bezeichnendste erklären. Das neunzehnte Jahrhundert warf die gute alte Postkutsche in die Rumpelkammer und setzte an ihre Stelle das schnaubende, fauchende Dampfroß, und in seiner letzten Hälfte machte es den elektrischen Funken dem Menschen dienstbar, gab es uns die Anfänge des automobilen Prinzips.

Die Anfänge? Wir sollten denken, das Automobil sei schon auf einer ganz respektabeln Höhe angelangt! Gewiß ist es das. Aber ebenso wie das welterobernde Rad sich vom grausen Boneshaker, vom Knochenschüttler, zu dem jetzigen federleichten, sanft wiegenden, blitzschnellen Spielzeug entwickelt hat, so steht das Automobil dicht vor einer Entwicklung, die so eng mit einer kolossalen Umwälzung unsrer gesamten Wirtschaftsbedingungen verknüpft ist, daß wir wohl berechtigt sind, unser zwanzigstes Jahrhundert das Jahrhundert der Umwälzungen zu nennen. Denn wenn diese Entwicklung erreicht ist, dann wird für unser gesamtes wirtschaftliches Leben, für unser Maschinenwesen, für unsre ganzen Existenzbedingungen eine so vollständig andre Basis geschaffen sein, daß wir die dann eintretende Umwälzung heute noch gar nicht ausdenken können.

Tausende von Intelligenzen, an ihrer Spitze mit seinem rastlosen Geiste der große Edison, arbeiten in angestrengtestem Sinnen und Schaffen auf diesen einen Punkt hin. Von Zeit zu Zeit dringt eine karge Nachricht von dem einsamen Landsitz, wo Edison wohnt, und Millionen horchen auf, aber noch immer ist das Ziel nicht erreicht. Noch immer hält die Natur ihre Geheimnisse in fester Hand, erschließt sie sich nicht dem sie bedrängenden Menschengeiste. Noch immer nicht ist es gelungen, die elektrische Kraft aufzuspeichern in dem Maße, wie sie der Mensch braucht, sie gleichsam zu komprimieren, „auf kleinsten Raum die größte Kraft“ zusammenzudrängen, die komplizierten und schweren Vorrichtungen, die zu ihrer Aufsammlung notwendig sind, zu vereinfachen und zu erleichtern.

Aber es wird gelingen! Diese stolze Zuversicht treibt alle die Tausende zu immer neuem fieberhaften Forschen an. Und es ist ein fast unausdenkbarer Gedanke für uns, die wir das miterleben, daß heute oder morgen ein uns noch unbekanntes „Etwas“ gefunden werden wird, das unser ganzes heutiges Leben auf den Kopf stellt, das alles entbehrlich machen wird, was heute unentbehrlich ist, das die Arbeit von Millionen von Händen thun, den Dampf, den unbestrittenen Herrscher in seinem unendlichen Reiche, entthronen wird.

Das sind keine Utopien! Vielleicht dauert es noch zehn Jahre, bis das Prinzip der „Kraftsammlung“ oder vielmehr der „Kraftverdichtung“ gefunden ist, vielleicht nur noch zehn Tage. Vielleicht, ja wahrscheinlich kaufen wir in zehn Jahren „einen Zentner Kraft“ genau so, wie wir heute einen Zentner Kohlen kaufen! Und mit diesem Zentner Kraft wird die Hausfrau ihre Oefen heizen, ihre Zimmer beleuchten, ihre Küche besorgen, ihre Wäsche waschen und plätten. Mit dieser Kraft werden alle Maschinen getrieben, alle Arbeiten gethan, alle Fahrzeuge bewegt werden. Im kleinsten Dorfkram wird mit Nähfaden und Zichorie die „Kraft“ feilgehalten werden, und aus hunderttausend Automaten wird man sie herausziehen wie heute Schokoladetafeln und schlechte Zigarren.

Für das Automobilwesen ist diese Frage besonders brennend. Denn während in fast allen andern Zweigen durch dies neue Prinzip grunderschütternde Veränderungen hervorgerufen werden, wartet das Automobil geradezu darauf. Alle die verschiedenen Arten des Automobilbetriebes, die Motoren mit ihrem Benzin-, Alkohol- oder Petroleumbetrieb und vor allem die Wagen mit elektrischem Antrieb, also mit demselben Prinzip, sind die Vorläufer des Elektromobils mit dem Idealmotor. Und wenn er kommt, dann wird mit einem Schlage das Automobil der unumstrittene Herrscher des Verkehrs. Heute hindert noch die verhältnismäßige Kompliziertheit der Motoren, ihre Schwere und Abhängigkeit von den Kraftstationen, sowie ihre Kostspieligkeit die Elektromobilen an diesem Siegeszug. Aber wie lange noch?

Wenn wir sagten, daß das Automobil noch im Anfang seiner Entwicklung stehe, so ist das nur relativ aufzufassen. Wohl haften dem Motor, der Triebkraft des Automobils, noch die vorerwähnten Mängel an, aber heute schon ist er ein Triumph des menschlichen Erfindungsgeistes, ein Triumph der Industrie. Und wenn jener Idealmotor den ganzen heutigen Verkehr über den Haufen werfen, Pferd und Dampfmaschine in den Hintergrund drängen wird, so hat doch auch das Automobil in seiner jetzigen Form schon eine tiefgehende Umwälzung hervorgerufen.

Die heutige Bedeutung des Automobils muß von zwei Seiten beleuchtet werden. Einerseits kommt das Automobil als Beförderungsmittel in Betracht, zweitens als Sportwerkzeug. Die erstere Bedeutung ist für die Allgemeinheit die wichtigere, die zweite für eine kleine Minderheit. Und wie man sich in unsrer schnellebigen Zeit an das Ueberraschendste im Handumdrehen gewöhnt, so geht es uns auch mit dem Automobil. Die elektrische Straßenbahn ist uns etwas ganz Alltägliches, ebenso wie der elektrische Omnibus. Die riesengroßen, elegant ausgestatteten automobilen Geschäftswagen, die in den größeren Städten zu Dutzenden die Straßen durchqueren, entlocken uns kaum noch einen flüchtigen Blick, und die zierlichen Luxusautomobile, die mit fabelhafter Leichtigkeit und Sicherheit, dem leisesten Fingerdrucke gehorchend, sich durch das Gewühl der Straßen winden, wie durch die Alleen vornehmer Anlagen einherrollen,



Automobil am Sonntag.

Automobilsport heute die Franzosen bedeutend über sind. Zu bedauern bleibt dies aber insofern, als infolge dieser Thatsache auch unsre Automobilfabriken nicht den glänzenden Aufschwung zu nehmen vermögen wie die französischen. Schon seit Jahren existieren in Frankreich große Automobilklubs, die sich aus den vornehmsten Kreisen rekrutieren und durch großartig in Scene gesetzte Rennen die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Daß dadurch auch die Automobilindustrie in Frankreich eine sehr blühende geworden ist, läßt sich begreifen. Doch stehen unsre deutschen Automobilfabriken in ihren Leistungen den französischen nicht nach. Der beste Beweis dafür ist, daß auf dem Frühjahrsrennen zu Nizza, zu dem sich Dutzende französischer

erregen kaum mehr Aufmerksamkeit als eine elegant bespannte Equipage. Mit Interesse lesen wir allerdings von den ganz phantastischen Zeiten, die bei den Automobilrennen erreicht werden, und ein solches wirkliches Rennautomobil, das mit seiner vorn zugespitzten Form, mit der geheimnisvollen, verzwickt aussehenden Maschinerie wie ein sagenhaftes Ungeheuer aussieht, und von dem wir dann hören, daß es in der Stunde etwa 100 oder gar 120 Kilometer auf der Landstraße zurückgelegt hat, erscheint uns wirklich noch als etwas Großartiges, als ein Vorbote einer geheimnisvollen Zukunft. Und wem es einmal glückt, einen solchen Rennwagen in voller Fahrt zu sehen, dahinrasend mit der Schnelligkeit eines Blitzzuges, in eine Staubwolke gehüllt, in rasenden Sprüngen, — ein Rennwagen in voller Pace „hüpft“ auf unebener Straße unter Umständen acht Meter durch die Luft, — gelenkt von dem in wasserdichte Lederkleider gehüllten Fahrer, der, das Gesicht mit einer Schutzmaske bedeckt, staubüberzogen, unter gewaltigster Anspannung seiner ganzen Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart dahinsaust, der kann wirklich glauben, eine gespenstische Erscheinung gehabt zu haben. Diese Automobilrennen sind zurzeit die Krone aller Sportvergnügungen, und die Fabriken überbieten sich in Anstrengungen, die leistungsfähigsten Rennwagen zu bauen. Für praktische Zwecke haben diese Automobile ebensowenig Verwendbarkeit als die für Rennzwecke gebauten Räder, und der ganze Automobilsport hat für die wirtschaftliche Zukunft des Automobils nur insofern Bedeutung, als die Ausklügelung der Finessen für den Rennwagen auch dem Motor für das Gebrauchsautomobil zu gute kommt.

Da außerdem der Automobilsport wegen seiner großen Kostspieligkeit nur für die oberen Zehntausend in Betracht kommt und wahrscheinlich nur eine vorübergehende Mode sein wird, die ihr Ende erreicht, sobald die Leistungsfähigkeit des Rennwagens ebenso wie die des Fahrers nicht mehr übertroffen werden kann, was wohl in Bälde der Fall sein wird, so brauchen wir Deutsche uns einerseits nicht groß darüber zu kümmern, daß uns im

Wagen gemeldet hatten, zum erstenmal ein deutscher Daimler-Wagen den ersten Preis errang. Daß indessen der Automobilsport nicht recht heimisch in Deutschland zu werden vermag, liegt zum Teil an der großen Schwerfälligkeit des Deutschen dem Neuen gegenüber, teilweise an der außerordentlichen Exklusivität des vor einiger Zeit begründeten Deutschen Automobilklubs, die so weit ging, daß bei einer im Herbst 1900 stattgehabten Fernfahrt Berlin-Aachen die Presse mit allen Mitteln von der sach- und sachgemäßen Berichterstattung über die Resultate ferngehalten wurde, — gerade das umgekehrte Verfahren, das von den Franzosen beobachtet wird.

Das große Ereignis dieses Jahres, die Fernfahrt Paris-Berlin, die in den letzten Tagen des Juni in Scene ging, wurde allerdings unter andern Gesichtspunkten geleitet. Es waren in dankenswerter Weise die nötigen Veranstaltungen getroffen, um alle Ereignisse und Ergebnisse der Fahrt sofort zu veröffentlichen. Daß bei dieser Fernfahrt, der größten bis jetzt unternommenen, vier Franzosen, Fournier, Girardot, Brasier und René de Knyff, durchs Ziel gingen, mindert nicht den Ruhm der deutschen Wagen, da bei dieser Fernfahrt die Geschwindigkeit des Rennens in Nizza nicht entfernt erreicht wurde. Die mit der Rennfahrt verbundene Tourenfahrt, die in gemäßigterem Tempo stattfand, zeigte die unendlichen Vorzüge des Automobils in der einwandfreiesten Weise. Die Tourenfahrer, die in verhältnismäßig ruhigem Tempo die Strecke zurücklegten, hatten keinerlei Unfälle zu beklagen und zeigten sich alle entzückt von dem großen Reiz der Fahrt. Die enorme Ueberlegenheit des automobilen Fahrzeugs hat sich hier glänzend bekundet.

Und welche Vorteile hat das automobile Fahrzeug gegenüber dem pferdebespannten! Zunächst braucht es keine kostspieligen Pferde mit Stall, Futter und Bedienung. Es ist jederzeit gebrauchsfertig, hängt nicht von der Bereitschaft, der Ermüdung und den Launen eines Tieres ab. Ein Hebeldruck setzt es in Bewegung, ein zweiter Druck giebt ihm jede beliebige Geschwindigkeit, eine leichte

Drehung des Steuers lenkt es mit der Genauigkeit eines Automaten nach rechts und links, vorwärts und zurück, ein Bremsendruck läßt es stillstehen. Der schwere automobile Bierwagen zieht mit spielender Leichtigkeit die hochaufgetürmten Bierfässer ebenso leicht, wie das winzige kleine Wägelchen ein glückliches Pärchen auf der Hochzeitsreise durch die blühende Welt trägt. In den Berliner Straßen saust das gewaltige Feuerwehrautomobil, das noch schneller in Bereitschaft, noch schneller am Ort der Gefahr ist als die musterhaft flinken übrigen Gefährte, neben dem allerneuesten Automobil, dem „grünen Wagen“, der seine traurige Last vom Polizeipräsidium nach den Gefängnissen Moabits befördert.

Und die steilsten Straßensteigungen, die von den ermatteten, schweißtriefenden, abgetriebenen Pferden mit Anspannung der letzten Kräfte bewältigt werden, rollt das Automobil zwar mit etwas stärkerem Pusten, aber leicht und mühelos hinan.

Die praktischen Amerikaner und die leicht beweglichen Franzosen haben das, wie erwähnt, längst begriffen. In Amerika hat sich im Verlaufe weniger Jahre eine blühende Automobilindustrie entwickelt, und der smarte Amerikaner kennt und schätzt die Vorteile des „Autos“ aufs höchste.

In Frankreich ist der Gebrauch der kleinsten Form des Automobils, des Motocycles oder Motordreirades, so allgemein geworden, daß schon der kleine Geschäftsmann sich seiner bedient. Und mit der täglich fortschreitenden Vereinfachung und Vervollkommnung des Motors setzt das Automobil seinen Siegeszug fort durch alle Länder.

Es giebt heute noch vier verschiedene Arten der Motoren. Es sind dies die Explosionsmotoren, die durch Gas, Benzin, Petroleum und Alkohol getrieben werden, die Wagen mit elektrischem Antrieb, die Wagen mit Dampfantrieb, also mit einer Miniaturdampfmaschine, und diejenigen mit komprimierter Luft. Das Dampfautomobil ist eine „ältere“ Erfindung des Franzosen Serpollet, und der Antrieb mit komprimierter Luft noch zu neu, um ernstlich besprochen zu werden.

Die Wagen mit Explosionsmotoren sind bekanntlich eine deutsche Erfindung. Um 1885 konstruierten Daimler in Cannstatt und Benz in Mannheim, jeder vom andern unabhängig, nach jahrelangen Versuchen die ersten gebrauchsfähigen Benzinmotoren.

In mühevollem Ringen entwickelte sich aus ihnen doch verhältnismäßig schnell das heutige Automobil. Die Daimler-Benzschen Fahrzeuge legten mit ihren schwerfälligen, häßlichen Motoren und ihrer unbequemen Ausstattung etwa sieben bis neun Kilometer stündlich zurück. Das war damals, vor nicht ganz zwanzig Jahren, ein großer Erfolg. Aber als einmal die Grundidee gefunden war, war die fernere Verbesserung nur eine Frage der Zeit. Heute ist ein Daimler-Wagen der schnellste Rennwagen der Welt, und aus dem einfachen, unbequemen Fuhrwerk für den täglichen Gebrauch haben sich die mit höchstem Luxus ausgestatteten Modelle entwickelt, die wir allenthalben bewundern und die bequem bis zu 50 Kilometer die Stunde bewältigen.

Auf den Prinzipien von Daimler und Benz fußten dann ihre Nachahmer. Die Engländer, vor allen Dingen aber die Amerikaner und Franzosen, bemächtigten sich schnell der deutschen Idee. In den Vereinigten Staaten entstand sozusagen über Nacht eine lebhafte Bewegung auf diesem Gebiet. Zahllose Automobilfabriken mit vielen Millionen Kapital schossen wie Pilze aus dem Erdboden auf, und dank der Anregung Edisons wurde mit wahrem Feuereifer und riesigem Erfolge besonders das elektromobile Prinzip angewendet. Dann aber nahm Frankreich die Spitze der Bewegung. Die leicht enthusiasmierten Franzosen, denen außer der rein praktischen Seite der neuen Sache schnell auch die große spätere Bedeutung aufgegangen war, brachten zunächst den Automobilsport in die Mode. In kürzester Zeit gehörte es zum guten Ton, einen Rennwagen zu besitzen und die waghalsigsten und halsbrecherischten Rennfahrten in Scene zu setzen. Die Panhard-Levassor-, die de Dietrich-, Mors- und de Dion Bouton-Motore machten einander den Rang streitig. Die vornehmen Französinnen, die sonst jeder körperlichen Anstrengung abhold sind, fanden es höchst chic, sich in wetterfeste „Chauffeur“-Kostüme zu stecken und mit Schutzbrille oder Masken bewaffnet, weite Touren in Staub und Hitze zu unternehmen. So unterstützt, konnte die Automobilindustrie in Frankreich schnell aufblühen. Indessen erwuchs ihr in Deutschland bald eine mächtige Konkurrenz. Hier drängte in den letzten zehn Jahren eine Verbesserung, eine Neuerung die andre, allenthalben entstanden Automobilfabriken, die, mit eignen Patenten ausgerüstet, ihre Erzeugnisse zum höchsten Grade der Vollkommenheit zu bringen trachteten.



Daimlerscher Mercedeswagen.

Neben den Daimler- und Benz-Motoren werden in den letzten Jahren hauptsächlich die berühmten französischen de Dion-Bouton-Motore von der Motorwagenfabrik Cudell & Comp. in Aachen gebaut. Außerdem baut die rührige große Fahrzeugfabrik Eisenach nach eignen Patenten ihre „Wartburgwagen“, die sich ebenfalls stets steigender Verbreitung erfreuen. Und wenn es auch infolge der oben erwähnten Umstände vor allem der natürlichen Schwerfälligkeit und Vorsicht des deutschen Volkscharakters noch nicht gelungen ist, dem Automobilismus bei uns allgemeines Bürgerrecht zu verschaffen, und darum die deutsche Automobilindustrie mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hat, so können wir doch auf die Resultate derselben stolz sein. Das bewies vor allem auch die letzte Pariser Weltausstellung, wo allerdings die Franzosen in kluger Berechnung der deutschen Automobilausstellung ihren Platz auf dem abgelegenen Ausstellungsgebiet von Vincennes angewiesen hatten während die französischen Aussteller sich in günstigster Position auf dem Marsfelde befanden. Allerdings haben diese kleinen Mätzchen den Franzosen nichts genützt. Sie konnten den Sieg des deutschen Fabrikates in Nizza am 28. März dieses Jahres nicht verhindern, den des schon erwähnten 35pferdigen DaimlerWagens, der in der unglaublich kurzen Zeit von 6 Stunden 45 Minuten bei aufgeweichten Straßen 462 Kilometer zurücklegte. Außerdem siegte aber auch in der Tourenfahrt über 145 Kilometer ein 35pferdiger Daimler-Wagen in 3 Stunden 40 Minuten und in dem Rennen der Sieger über die Meile und den Kilometer derselbe Wagen. Bewies die Pariser Ausstellung dem oberflächlichen Beschauer, daß wir in Bezug auf die äußere Ausstattung der Wagen den Franzosen völlig gewachsen sind, so zeigt das Ergebnis dieses Rennens, daß ihnen auch jetzt auf dem bisher unbestrittenen Gebiet des Rennwagenbaus in Deutschland eine ernsthafte Konkurrenz ersteht, ebenso wie den Amerikanern und Engländern. Die Solidität der deutschen Fabrikate war schon längst eine anerkannte. Und wenn erst bei uns die Erkenntnis zum Durchbruch kommt, daß die Vertreter des Automobilsports auch zugleich die ernste Verpflichtung haben, das ganze Automobilwesen nach seiner so unendlich wichtigen praktischen Seite hin zu fördern, dann wird die Zeit nahe sein, wo auch die deutsche Automobilindustrie mit den übrigen Zweigen der ganzen Maschinenindustrie an der Spitze marschiert. Daß diese im Hinblick auf die Zukunft für unsre ganze Entwicklung hochwichtig ist, wird jeder Einsichtige nach Lage der Sache zugeben müssen.



Automobil am Werktag.



Welke Rose.

Die Rose ist welk geworden,
Die du mir jüngst gereicht.
Ein kalter Wind aus Norden
Rauh durch die Gassen streicht.

Er wirbelt das Laub in Scharen
Wild atmend vor sich her —
Gott möge mich heut bewahren,
Das Herz ward mir so schwer!

Ellmar von Monsterberg-Münckenau.



Die Bestrafung des Neoptolemus, neu entdecktes Freskogemälde in Pompeji.

Neue Entdeckungen in Pompeji.

Bei den Ausgrabungen in Pompeji stieß man vor etwa einem Jahre auf das Haus eines vornehmen Mannes, des Marcus Lucretius Fronto. Neben dem Atrium, dem von Säulen umringten Vorhofe, enthielt das Haus einstmals sechs größere, saalähnliche Räume, die jetzt zum größten Teile freigelegt worden sind. In einem der Gemächer wurden die beiden prächtig erhaltenen Freskogemälde vorgefunden, die wir wiedergeben. Das eine bezeichnen die italienischen Archäologen als „Toilette der Venus", und in dem andern glauben sie die Bestrafung des Neoptolemus zu erblicken. Nach der altgriechischen Legende soll Neoptolemus, der Sohn Achills, der den Tod seines Vaters blutig rächte und nach dem Falle Trojas seine Myrmidonen glücklich in die Heimat zurückführte, sich später im Heiligtum zu Delphi eines schweren Frevels schuldig gemacht und dafür mit dem Tode gebüßt haben. Das Freskogemälde stellt den Vorgang so dar, als eile die Hohepriesterin Pythia zur Rettung ihrer jungen Schutzbefohlenen herbei, und als durchbohre einer der Tempelhüter den Frevler mit seinem Speer. Außer diesen beiden Fresken hat man noch einige weitere, doch minder gut erhaltene, entdeckt: Mars und Venus, Herkules und Venus, Triumph des Bacchus, Pyramus und Thisbe, Narziß am Bache. In einem der Räume fand man neun Menschenskelette, darunter eines, das im Arm einen mit Münzen gefüllten Krug hielt. Es bleibt dahingestellt, ob es sich hierbei um Bewohner des Hauses handelte oder um Raubgesindel, das sich die Flucht jener zu nutze machen wollte und während der Plünderung in dem immer dichter fallenden Aschenregen umkam. In der Mitte unsers dritten Bildes gewahren wir das jüngst freigelegte Haus. Aus Anlaß der neuen wichtigen Entdeckungen geben italienische Blätter einen Rückblick auf die Ausgrabungen, der manches bringt, das nicht allgemein bekannt sein dürfte. Pompeji zählte zur Zeit des Unterganges etwa 30000 Einwohner. An dem einst schiffbaren und als Hafen dienenden Sarnus im Hintergrunde einer Meeresbucht gelegen, wurde die Stadt von vielen vornehmen und reichen Römern als Villeggiatur benutzt, und daher erklärt sich die stattliche Anzahl von Prachtbauten, die im Laufe der Zeit aus dem Schutte ausgegraben worden sind. Nachdem schon im Jahre 63 nach Christo ein ansehnlicher Teil der Stadt durch ein Erdbeben zerstört worden war, erfolgte am 24. August 79 durch den furchtbaren Ausbruch des Vesuv die Katastrophe, welche der Stadt und einigen Nachbarorten den Untergang brachte. Schon in antiker Zeit fanden Nachgrabungen statt, die jedoch, da der schnelle Erfolg



Haus des Marcus Lucretius Fronto in Pompeji.

ausblieb, bald wieder eingestellt wurden, und so blieb Pompeji verschollen und im Schutt begraben, bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts neue Forschungen angestellt wurden. Indessen mangelte wiederum ein richtiger Plan, und erst unter der Regierung Joachim Murats, dem kunstverständige Berater zur Seite standen, kam Ordnung und System in die Sache. Freilich nur auf kurze Zeit. Der Sturz Murats hatte wiederum eine Verzögerung von vielen Jahrzehnten zur Folge, und erst dem politisch geeinten Italien war es vorbehalten, das alte Pompeji aus dem Staub und Schutt der Jahrhunderte neu erstehen zu lassen.



Die wahre Liebe.

Plauderei von Hartl-Mitius.

Die Opernsängerin Ilka Varoszay steht am Fenster. Sie liest einen Brief. Ihr Auge leuchtet. Ihre Brust hebt und senkt sich stürmisch vor innerer Erregung. Dennoch wendet sie sich anscheinend gleichgültig gegen die Kammerzofe, die sich am Kamin zu schaffen macht.

„Er kommt also. Seine Familie hat keinen ernstlichen Einspruch erhoben. Ich werde Gräfin Brandten."

„Mariand Joseph!" Die Zofe läßt die Feuerzange fallen. „Alsdann wirkli? Gnä' Fräul'n wer'n eine Comtesse? Mich wundert's net. Ich hab's ja eh immer g'sagt, gnä' Fräul'n sind zu etwas Höcherem geboren. Aber der Neid, den die andern hab'n wer'n! Jesses, der Neid!"

„Die Sache ist auch ungewöhnlich. Aristokratenehen sind ja beim Theater keine Seltenheit, aber meistens sind sie auch danach. Kavaliere, die sich beim Spiel ruiniert haben — was man so sagt, ‚links abmarschierte Kavaliere'! Ja, solche lassen sich zuweilen herab, sich von einer Künstlerin das Wappenschild frisch vergolden zu lassen. Die Frau bleibt beim Theater, und der adelige Herr Gemahl kontrolliert die Einnahmen. Das ist aber auch seine ganze Beschäftigung. Bei meinem Grafen ist das anders. Er ist reich! Seine Familie besitzt Güter! Seine Gattin kann sich in den verdienten Ruhestand zurückziehen und die Schloßfrau spielen."

„Gnä' Fräul'n woll'n vom Theater weggeh'n? Jesses, das is aber schad! Was wer'n denn unsre Verehrer dazu sagen? No — i küss' d' Hand."

Die Sängerin steht vor dem Spiegel. Sie betrachtet aufmerksam die feinen Fältchen unter den Augen. Puder und Rosenmilch verdecken sie

ja noch, aber — sie sind da. Sie weiß, daß sie da sind. Ein kluges Lächeln zieht über ihr hübsches Gesicht.

„Ich bringe dem Grafen ja ein großes Opfer, indessen die wahre Liebe schreckt vor nichts zurück."

„Freilich, ja — die wahre Liebe!"

Auch die Zofe lächelt; sie erinnert sich, diesen Spruch von ihrer Herrin schon einige Male gehört zu haben.

„Es ist mir wie ein Traum! Ich kenne den Grafen noch so wenig. Vor vier Wochen sah ich ihn bei einem Rout beim deutschen Gesandten. Ich merkte gleich, daß er Feuer gefangen hatte. Seitdem aber sah ich ihn eigentlich nur selten."

„Und doch is er mit'm Heiraten so g'schwind bei der Hand? Das muß schon a ganz a junger Herr sein. Alsdann net wahr, er is jünger als gnä' Fräul'n?"

„Das weiß ich nicht. Wie kommst du auf die Idee?"

„Ich hab' nur g'laubt. Auf der Photographie schaut er g'rad' wie ein Bubi aus."

„Wenn ich nur schon wüßte, wie er zu behandeln ist! Die Männer sind so grundverschieden Der eine will Glut und Leidenschaft, der andre kühle Mäßigung."

„Alsdann ich thät's amal mit der kühlen Mäßigung probier'n, das wär' so viel neu."

„Du — sei nicht keck! — O Gott — es läutet —, das wird er sein. Schnell, laß ihn herein! Doch halt, laß dir lieber Zeit. Wir wollen dem Herrn Grafen auch nicht gar zu bereitwillig entgegenkommen. Nimm ihm langsam den Paletot ab, dann melde ihn. Es ist vornehmer."

Sie nimmt den Handspiegel und zupft an ihrer präraffaelitischen Frisur. Die nachtdunkeln Augen erscheinen noch größer in der Umrahmung des breiten Rabengefieders. Die grünlich schillernde Robe schmiegt sich eng an den Melusinenleib und schleppt in Schlangenwindungen auf dem Teppich nach. Sie sieht sich im Zimmer um. Da und dort ist noch etwas zu ordnen. Ein Bild hängt schief, die Thonvase mit den Lilien muß ins Licht gerückt werden. — Jetzt ist alles in Ordnung. — Klinglingling — der Vorhang kann aufgezogen werden. — Na — warum geht's denn nicht an? Sie reißt ungeduldig die Thür auf. Da steht er zum Eintreten bereit. „Ilka," ruft er innig. „Fredi," haucht sie matt und will ihm in die Arme sinken. Er übersieht es und küßt ihr ehrfurchtsvoll beide Hände.

Sie geleitet ihn zu einem Sitze und heißt ihn erzählen. Er war verreist, bei den Eltern, um deren Einwilligung zu seiner Verlobung zu erbitten.

„Man hat Ihnen also keine besonderen Schwierigkeiten gemacht, lieber Graf?"

„Wenn ich ‚nein' sagte, würde ich lügen. Es herrscht in unsern Kreisen noch ein unbegreifliches Vorurteil gegen Künstlerinnen."

„Aber Sie haben es besiegt?"

„Es gelang mir wenigstens, es abzuschwächen. Meine Eltern kennen Sie nicht, teure Ilka, Sie müssen ihnen verzeihen."

„Gern. Ich hoffe, sie werden mich noch liebgewinnen."

„Davon bin ich überzeugt. So ganz glatt ist die Sache freilich nicht abgegangen. Man hat uns gewisse Bedingungen gestellt."

„Bedingungen?"

„Erschrecken Sie nicht, liebe Freundin. Ich hätte nicht den Mut, Ihnen davon zu sprechen, wenn Sie mir nicht gesagt hätten, daß Sie mich lieben. Die Liebe überwindet alles.

„Lassen Sie hören!"

„Zuerst also verlangt man, daß Sie als meine Gattin der Bühne ganz und für immer entsagen, auch später nicht rückfällig werden, nicht einmal für Wohlthätigkeitsvorstellungen und Konzerte."

Sie lachte. „Wie vorsichtig Ihre Eltern sind. Das wird mir allerdings schwer, indessen, ich werde ihrem Wunsche gehorchen."

Er drückte ihr dankbar die Hand.

„Ferner richtet man an Sie die Bitte, den Verkehr mit Ihrer Familie auf das geringste zu beschränken."



Toilette der Venus, neu entdecktes Freskogemälde in Pompeji.

„Das wird mir leichter, als Sie glauben. Meine Eltern sind tot, und die übrige Verwandtschaft — na — jedenfalls sollen sich Ihre Ahnen deshalb nicht im Grabe umdrehen."

„Um so besser, wenn Sie die Sache so heiter auffassen. Paragraph drei ist nicht schwerwiegend. Er verlangt von der künftigen Gräfin Brandten, daß sie auch die Beziehungen zu den ehemaligen Kollegen fallen lasse. Ich glaube, das ist wohl selbstverständlich."

„Nun, so ganz selbstverständlich ist das nicht. Ich halte es sogar für eine kleine Infamie gegen meine Freunde."

„Was Sie sagen! Sie wären im stande, mich einem geschminkten Tenor oder einem dicken Komiker aufzuopfern?"

Ihr Blick glitt lächelnd über sein hübsches Knabengesicht. „Nein — ich wäre im stande, Ihnen die andern aufzuopfern."

Er reißt sie an sich in jähem Glücksgefühl, dann besinnt er sich: „Ich will nicht zu früh jubeln, denn jetzt komme ich erst zur schwersten Prüfung Ihrer Liebe. Kaum wage ich sie auszusprechen."

„Sie machen mir angst!"

„Es ist ein unerhörtes Verlangen, aber meine Mutter macht unsre Heirat absolut davon abhängig. Sie wissen, ich bin protestantisch —"

„Und ich katholisch — was thut das?"

„Eine Katholikin wird nie Gräfin Brandten."

„Man will also, daß ich meinen Glauben wechsle?"

„So ist es. Verzeihen Sie dem Unschuldigen."

Sie macht ihre großen Sphinxaugen, dann lehnt sie sich zurück und lächelt in sich hinein. Er wagt ihr Nachdenken nicht zu stören. Endlich ist sie mit sich im klaren. Sie lehnt das Rabengefieder an seine Schulter und sagt süß verhauchend: „Mein Freund, wahre Liebe überwindet alles."

Wie er selig ist, der kleine Graf! Wie dankbar er das schöne Weib betrachtet und ihr die Hände küßt, immer und immer wieder.

Jetzt stützt er die Stirn, eine Art Schwindel überkommt ihn.

„Was haben Sie hier für eine merkwürdig dumpfe Luft?"

„Dumpfe Luft? Woher sollte die kommen?"

Sie schüttet Odeur auf die Kaminplatte.

Er geht im Zimmer hin und her. Vor dem Erker bleibt er stehen. Derselbe ist mit alten Blumenkörben und vergilbten Lorbeerkränzen dekoriert. Vorhänge, aus bedruckten Bandschleifen gefertigt, verhüllen nur halb den Eingang zum Heiligtum. Man liest hier das Lob der Sängerin in hundert Variationen: „Der Unvergleichlichen", „Der Einzigen", „Der Unübertrefflichen", „Der Genialen", „Unsrer großen Künstlerin" und so weiter.

Der Graf läßt einen kleinen Aufschrei hören.

„Aber liebe Freundin, das ist ja entsetzlich!"

„Was denn?"

„Hier dieser Berg von Verwesung. Wie können Sie denn hier atmen?"

„Sie atmen ja doch auch!"

„Aber wie! — Ich kämpfe schon die ganze Zeit mit Schwindelanfällen. Glauben Sie mir, welke Blumen hauchen Giftstoffe aus. Sie müssen sie wegschaffen lassen, heute noch."

„Ich denke nicht daran."

„Wie?"

„Fällt mir gar nicht ein. So viele kostbare Andenken! Meine allerersten Bühnenerfolge sind darunter."

„Allmächtiger!"

„Nennen Sie es Sport, Passion — wie Sie wollen — vielleicht Sammelwut. Ein andrer sammelt alte Münzen, ich sammle die Zeichen meiner Triumphe. So etwas wirft man nicht fort. Ich kenne einen berühmten Opernsänger, der besitzt eine Bettdecke aus den aneinandergenähten Bändern seiner Kranzschleifen. Was sagen Sie dazu?"

Der Graf lachte. „Er kann sich also buchstäblich in seine Triumphe hüllen! Der Mann muß ein Tenor sein. Was ich dazu sage? Nun, ich halte das nicht für geschmackvoll, aber es ist jedenfalls gesünder als Ihre Methode. Bänder verbreiten wenigstens keine Miasmen."

„Nun sagen Sie bloß noch, Sie wären hier in einen Sumpf geraten. Mir haben meine Lorbeeren noch kein Kopfweh verursacht."

„Das beweist nur, daß die sogenannten schwachnervigen Damen bessere Nerven haben als unsereiner. Seien Sie vernünftig, Ilka, schaffen Sie die Blumen fort. Nach unsrer Hochzeit müssen Sie sie ja doch entbehren."

„Muß ich?"

„Gewiß. Sie werden doch nicht daran denken, den welken Plunder mit in Ihre neue Heimat zu nehmen?"

„Und dennoch dachte ich daran."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein. Ich will heute nicht weiter in Sie dringen. Morgen oder übermorgen werden Sie mir recht geben."

Er küßt seine Braut zum Abschiede auf die Lippen, die regungslos blieben. Nachdem sich die Thür hinter ihm geschlossen, geht sie erregt hin und wieder. Dann setzt sie sich, nimmt Briefbogen und Couvert aus der Mappe und schreibt:

„Sehr geehrter Herr Graf!

Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück. Jedes Opfer konnte ich Ihnen bringen, Stellung, Religion, Familie und Freunde. Daß Sie mich aber selbst von den Erinnerungen an meine Triumphe trennen wollen, das trennt mich von Ihnen. Behalten Sie Ihren Rang und Titel, ich behalte meine Lorbeerkränze und bleibe

Ihre ganz ergebene

Ilka Varoszay".

Sie klingelt. „Poldi, diesen Brief sogleich zum Grafen."

„Schon wieder? Und er war g'rad' da? Sie — das is fesch!"

„Ich habe ihm abgeschrieben."

„Mariand Joseph! Alsdann war das die wahre Liebe wieder net?"

„Nichts für mich — der Mann hat kein Herz."



Ausblick vom Gipfel der Rousette.

Arolla und die Aiguille de la Za.

Von

Theodor Wundt.

(Mit 11 Abbildungen nach phot. Aufnahmen des Verfassers und einer Kartenskizze.)

Gewiß ist nichts schöner, nichts erfrischender als der Aufenthalt im Hochgebirge, wenn wir den Staub der Städte mit ihrem Hasten und Drängen, ihren Pflichten und Aufregungen von den Füßen schütteln und hinauseilen können in die freie Natur, da wo sie am schönsten ist, wo himmelragende Schneeriesen und gewaltige Felszacken auf die grünen Wälder und Matten hinabsehen, wo die Seen glitzern und blinken und der rauschende Gebirgsbach munter zu Thal rollt: wie wohl wird uns da ums Herz, wie genießen wir unsre Freiheit und Ungebundenheit! Ein neuer Geist kommt über uns, der Geist fröhlichen Thatendranges, dem sich ein jeder je nach seinen Kräften hingiebt, sei es auf bequemen Spaziergängen, auf fröhlicher Thalwanderung oder in kühnem Streben nach den lichten Höhen. Dabei gesundet nicht bloß der Körper, sondern mit ihm auch der Geist. Rasch vergißt man die alten Sorgen und erhebt sich über all die Kleinlichkeiten des Alltagslebens, Herz und Gemüt öffnen sich wieder für die Schönheit, die Erhabenheit dieser Welt.

Es hat lange gedauert, bis sich diese Erkenntnis Bahn gebrochen hat. Jetzt aber wächst sie von Jahr zu Jahr, ja so allgemein ist der Zug nach dem Hochgebirge geworden, daß man immer häufiger die Klage der alten Bergsteiger ertönen hört, der Idealismus des Reisens im Hochgebirge gehe durch diese lawinenartig anschwellenden Massenwanderungen mehr und mehr zu Grunde. Und gewiß wird der wahre Naturfreund nicht ohne Wehmut zusehen, wie die Hast und Unruhe des modernen internationalen Reiselebens mit all seinem Lärm und seinen mannigfaltigen, übertriebenen Bedürfnissen in die stillen, abgelegenen Gebirgsthäler, ja sogar bis auf die höchsten Höhen hinauf getragen wird. Denn was er dort oben sucht, das findet er vor allem in der Einsamkeit: nur dem Einsamen zeigt das Hochgebirge seine ganze Pracht und Größe, nur er vermag derselben sein Herz völlig zu öffnen, in stiller, ungestörter Beschaulichkeit und Hingabe. Einige wenige Gleichgesinnte, welche von demselben Streben erfüllt sind, sieht er freilich immer gern, die große Menge aber vermeidet er beinahe ängstlich.

Wenn somit die Klage der Ueberfüllung der Alpen einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt, so fragt es sich doch andrerseits, ob das weit ausgedehnte Gebiet nicht Raum für alle bietet, und bei einigem guten Willen müssen wir dies gewiß zugeben. Schlägt doch der große Fremdenstrom ganz bestimmte Wege ein, die zumeist durch die

Mont Collon. Pigne d'Arolla.



Am Fusse der Rousette.

Eisenbahnen mit ihrer bequemen Beförderung vorgezeichnet sind und sich stets gleich bleiben. „Man glaubt zu reisen und man wird gereist,“ so heißt es bei den großen Hoteliers, welche durch ihre Ratschläge den weniger selbständigen Reisenden in den gewohnten Geleisen zu erhalten suchen. Gerade die schönsten und großartigsten Gebiete werden dadurch während der „Saison“ allerdings überfüllt, aber es bleiben auch wieder andre, weniger bekannte Gegenden frei von dem Verkehr und zwar von Jahr zu Jahr mehr, so daß man bei ihnen geradezu von einer Entvölkerung sprechen möchte. Wer also die Hauptschaustücke der Alpen sehen will, dem bleibt allerdings nichts übrig, als in dem großen Strome mitzuschwimmen. Wer aber ruhig und ungestört die Größe und Erhabenheit des Hochgebirges in sich aufnehmen will, der wird, wenn er etwas abseits geht, noch Gebiete in Menge finden, welche Schönheiten von ungeahnter Pracht und Größe bergen, ohne irgendwie überlaufen zu sein.

Begeben wir uns heute in eine solche abgelegene Landschaft: nach Arolla.

Wo liegt Arolla? Ein jeder kennt Zermatt, das Hauptzentrum der penninischen Alpen, wo auch die Eisenbahn den Verkehr kaum mehr zu bewältigen vermag, aber Arolla! Zwei einsame Berghotels, welche je etwa 60 Personen fassen, liegen in einem Seitenthale der Rhone, in der Luftlinie 21 Kilometer westlich von Zermatt und durch mächtige Gebirgsrücken von diesem getrennt. Um sie zu erreichen, muß der von Lausanne kommende Reisende die Rhonethalbahn bei Sitten verlassen und sich einer Postkutsche anvertrauen, welche ihn in sechsstündiger Fahrt durch das Val d'Hérens nach dem südlich gelegenen Evolena

Mont Collon.



Bei Arolla.

bringt. Dann ist noch ein dreistündiger Fußmarsch im Arollathale erforderlich, bis man das Hotel Mont Collon in der Nähe des Thalabschlusses erreicht. Weite Trümmerfelder führen hier zu den gletscherreichen, mächtigen Höhen hinauf und verleihen der Landschaft eher einen düster-großartigen als lieblichen Charakter. Anders bei dem neu erbauten „Kurhaus Arolla", welches 100 Meter höher an dem linksseitigen Thalhange mitten im Walde neben einem kleinen Stausee liegt. Die Oede der Thalränder ist hier durch den Wald wesentlich gemildert, und die Großartigkeit der Landschaft zeigt einen frischeren, intimeren Reiz von hoher landschaftlicher Schönheit. Vor allem zieht hier der dem Hotel gegenüberliegende, 3644 Meter hohe Mont Collon die Aufmerksamkeit auf sich, — ein eigenartiger, mächtiger Felskoloß, dessen weit abgestumpfter Gipfel und zerklüftete Seitenwände ihm ein klotziges, wildes Aussehen geben. Trotzig scheint er das Thal zu versperren und bildet das überall sichtbare Wahrzeichen der Gegend. Anders zur Linken, wo sich aus dem jenseitigen Thalhange mehrere scheinbar kleine, aber um so abenteuerlichere Felsgebilde, vor allem die schlanke und zierliche Aiguille de la Za (3662 Meter), erheben. In der That, das ist eine „Nadel", so scharf, steil und spitzig, wie man sie sonst kaum in den Dolomiten antrifft.

Wir würden aber Arolla sehr Unrecht thun, wollten wir uns mit dem Anblicke dieser unmittelbar von dem Orte aus sichtbaren Schönheiten begnügen. Begeben wir uns also, um die Gegend in ihrem Zusammenhange kennen zu lernen, auf die nahegelegene Rouffette. Eine verhältnismäßig bequeme Wanderung mit leichter Kletterei zum Schlusse bringt uns in etwa zweiundeinhalb Stunden auf diesen 3261 Meter hohen Felsgipfel. Dort hat sich das Panorama wesentlich erweitert, und staunend blicken wir hinaus in diese Landschaft voll herrlichster Größe und Abwechslung. Unmittelbar im Süden erhebt sich ein gewaltiger Eisdom, der Pigno d'Arolla, zu einer Höhe von 3801 Meter. Wir bekommen einen Maßstab von der Größe dieses Berges, wenn wir ihn mit dem Ortler, dem höchsten Berge der Ostalpen, vergleichen, welcher ihn nur um hundert Meter überragt, den er aber, der schlanken Königsspitze nicht unähnlich, an Schönheit und Ebenmaß der Form übertrifft. Zur Linken des Berges, nach Osten zu, tritt der Gebirgskamm etwas zurück und bildet im Verein mit dem Mont Collon einen gewaltigen, von Felshängen durchsetzten Gletschercirkus, dessen zerklüftete Eismassen sich steil zu Thale senken, während der Höhenkamm den kleinen Mont Collon (3545 Meter) und die Firnspitze des Eveque (3738 Meter) trägt.

Wenden wir unsre Blicke noch weiter nach Osten, so sehen wir, wie der jetzt zur Rechten befindliche Mont Collon von dem langgestreckten Eisstrome des Arollagletschers umflossen ist, der sich in prächtig geschwungener Kurve in das Thal hinabsenkt und die obenerwähnten Seitengletscher aufnimmt. Zu seiner Linken ziehen sich mächtige Felsgebilde entlang, die Dents des Bouquetins (3848 Meter), deren himmelragender, zerklüfteter Kamm dem unternehmungslustigen Kletterer die schwierigsten Aufgaben stellt. Neben ihm, jenseits des Col de Bertol, erhebt sich die Dent d'Hérens als eine klassisch schöne Firnpyramide. Mit ihr hat das Auge die Zermatter Gegend erreicht, deren andre Riesen jedoch durch den die Aiguille de la Za bildenden Felskamm verdeckt sind.

Aber auch jetzt haben wir noch keinen vollständigen Ueberblick über die Berge von Arolla, denn noch fehlt der Blick nach Westen und Südwesten, wo Montblanc de Seilon (3871 Meter), Ruinette (3879 Meter), Mont Pleureur (3706 Meter) und die Zacken der Aiguilles Rouges (3650 Meter) den Horizont umgrenzen, während



Der böse Tritt.

im Norden das Auge über die grünen Vorberge hinweg nach den fernen, schneebedeckten Riesen des Berner Oberlandes schweift.

Fassen wir diese Eindrücke, welchen ähnliche auf den andern benachbarten Bergen gegenüberstehen, zusammen, so kann man wohl sagen, daß die Umgebung Arollas an landschaftlicher Schönheit und Großartigkeit, wenn man von den Gebirgen allerersten Ranges wie Zermatter Alpen, Montblanc, Berner Oberland und so weiter absieht, es ruhig mit jedem andern Alpengebiete aufnehmen kann. Als Bergsteigerzentrum ist der Ort geradezu ideal und bietet eine Ueberfülle der prächtigsten Touren aller Art, über Fels und Eis, von dem Kleinsten bis zu dem Allerschwierigsten. Er ist deshalb besonders auch für Anfänger geeignet, welche nach der bewährten Regel vom Kleinen zum Großen fortschreiten wollen, und ebenso findet der einigermaßen



Blick vom Gipfel der Aiguille de la Za (Süden).

thätige Spaziergänger vollauf Gelegenheit zu seinen Unternehmungen. Dazu kommt endlich, daß man in den beiden durchaus komfortablen und keineswegs teuren Hotels fern von dem großen Fremdenstrome ein völlig ungebundenes Leben führen kann und sich stets wie in einer großen Familie unter Gleichgesinnten befindet, — gewiß nicht die kleinsten Vorzüge des Ortes.

Wir selbst, das heißt meine Frau, ich und ein achtzehnjähriger Bursche, der Sohn des bekannten Tiroler Führers Stabeler, der sich seine alpinen Sporen verdienen wollte, waren von jenseits des Gebirgs über den Col de Collon, den höchsten Sattel des Arollagletschers, gekommen und hielten uns einige Zeit in dem Kurhaus auf. Unter den Besteigungen, welche wir hier unternahmen, war auch diejenige der Aiguille de la Za, welche als charakteristisch für eine richtige Klettertour von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Eine Gesellschaft von Engländern, drei Herren und eine junge Dame, beabsichtigte, den Berg an demselben Tag zu besteigen wie wir. Aber während sie den schwierigen Anstieg direkt aus dem Thale wählten, begnügten wir uns mit der gewöhnlichen, auf einem Umweg über den Col de Bertol führenden Route, um dem Berge von seinem jenseitigen, leichteren Hange aus beizukommen. Noch in der Nacht waren wir, den langgestreckten Arollagletscher zu unsrer Rechten lassend, auf gebahntem Pfade das Thal hinaufgezogen, hatten uns bei der Biegung des Gletschers nach links gewendet und in zahlreichen Serpentinen den steilen, grasigen Thalhang erstiegen. Mit Tagesanbruch wurde der Fuß des Bertolgletschers erreicht, der sich ohne besondere Steilheit nach den beiden gleichnamigen Pässen hinaufzieht. Der Anstieg nach dem zur Linken befindlichen Passe war trotz einiger Spalten, welche umgangen



Blick vom Gipfel der Aiguille de la Za (Osten.)



Aiguille de la Za, von Arolla aus gesehen.

werden konnten, nicht schwierig, und bald erwartete uns ein prächtiges Schauspiel dort oben. Weit ausgedehnte Gletschergefilde zeigten sich im Osten unmittelbar zu unsern Füßen und überragt von den mächtigen Zermatter Riesen: der edel geformten Pyramide der Dent d'Hérens, dem gewaltigen Matterhorn, dem Monte Rosa und all den andern, — welcher Anblick!

Der Weitermarsch führte uns in scharfer Wendung nach links auf dem oberen Rande des Gletschers entlang, aus welchem sich der Felskamm zackig erhebt, und nach kurzem Marsch wurde unser Berg in nächster Nähe sichtbar. Aus einem hochgelegenen Firnplateau erhebt sich die mächtige Felspyramide wie ein gewaltiges Denkmal der Natur steil in die Lüfte. An ihrem Fuße angekommen, legten wir nach einem kurzen Frühstück die Tornister beiseite, und fröhlich ging es an die prächtige Kletterei. Der Einstieg erfolgte in den Felsen zur Rechten. Hände und Füße hatten zu thun, um den Körper an den mächtigen Felsblöcken hinauf zu bringen, steile Wände mußten erstiegen werden, und in engen Rissen galt es, sich zu beiden Seiten in die Höhe zu stemmen. So wurde die Pyramide schräg nach links oben bis etwa zu halber Höhe erstiegen und damit der „böse Tritt" erreicht. Als eine glatte Mauer senkt sich hier der Fels in die Tiefe und bildet eine breite, schlüpfrige Platte, welche kaum zu überwinden sein würde, wäre sie

Skizze der Umgebungen von Arolla.

Die dünnen ausgezogenen Linien bezeichnen die untere Gletschergrenze.

Blick vom Gipfel der Aiguille de la Za.

nicht in ihrem oberen Teile von einem schmalen, kaum handbreiten Felsenrisse durchsetzt, welcher gerade genügt, um dem Körper bei kräftigem Zufassen den nötigen Halt zu gewähren. Unser Seil reichte nicht aus, um diesen Gang da hinüber einzeln anzutreten. Obgleich also immer nur einer von uns in Bewegung war, man möchte sagen einer Raupe gleich, die sich zusammenzieht und wieder ausdehnt, so kam doch ein Moment, wo wir alle drei uns auf der Platte befanden und darauf angewiesen waren, daß keiner falle, denn die andern hätten ihn wohl kaum zu halten vermocht. Es war ein kitzlicher Moment, dann erreichte der Vorausgehende bald die jenseitige Felskante und damit wieder einen festen Standpunkt. Damit war das Spiel gewonnen.

Die Aussicht an dieser Stelle bot neben der Rundschau auf die uns bisher verdeckten Berge von Arolla einen überraschenden Blick in die unermeßlichen Abgründe, welche sich hier in schroffen, glatten Steilwänden in ganz andre Tiefen verlieren als auf der Anstiegsseite. Nach kurzer Rast ging es dann zum Teil in einem steilen und schwierigen Kamin, dessen unterster Teil noch auf unserm Bilde zu sehen ist, zum Teil über die exponierte Kante der Pyramide hinauf zu dem Gipfel. Da waren wir also, und stolz schweifte das Auge hinaus in die Fernen. Wo aber blieben die Engländer? Während des ganzen Anstieges hatten wir keinerlei Zeichen von ihnen gehört oder gesehen und warteten lange vergeblich. Etwas enttäuscht traten wir schließlich wieder den Rückweg an und befanden uns gerade über dem „bösen Tritt“, als Stimmen hörbar wurden. Hallo, dort unten kommen sie ja, an jener mächtigen Wand, die wir vorhin bewundert. Welcher Anblick, diese vier Gestalten, die sich an dem steilen Profile des Berges scharf von den ungeheuren Abgründen und den schneebedeckten Riesen abheben! Kräftige Hurras erschallen herüber und hinüber. Freilich, noch trennt sie eine breite Wand von uns, ehe wir einander die Hände schütteln können. Eine Zeitlang klettern sie noch in die Höhe, dann, als jener überhängende Fels ein Weiterkommen in dieser Richtung unmöglich macht, wenden sie sich gerade auf uns zu. Auf schmaler Felsleiste, welche oft kaum dem Fuße Raum gewährt, meist fest an die Wand gedrückt und das Seil versichernd, wo es irgend angeht, „traversieren“ sie da herüber. Wie aber war es möglich, diese Leute zu photographieren?

Wenn der Leser das Bild des „bösen Trittes“ betrachtet, so sieht er die Kante der Gipfelpyramide steil und mit glatten Wänden auf beiden Seiten in die Tiefe stürzen. Aber nein, zur Rechten befindet sich ein schmaler, nahezu senkrechter Felsenriß, welcher schließlich genügt, um dem Kletterer, der zugleich die Bergkante umarmt, den nötigen Halt zu gewähren. So rasch es irgend ging, stiegen wir hier herab, denn man konnte es den Engländern nicht verübeln, wenn sie nicht geneigt waren, an den exponierten Felsen lange zu warten. Am unteren Ende des „bösen Trittes“ aber erreichten wir einen kleinen Vorsprung, auf welchem der mit einem Stativ versehene Apparat gerade aufgestellt werden konnte. „So, jetzt bitte, recht freundlich!“

Begeben wir uns nun noch einmal hinauf auf den Gipfel, um mit den andern die Aussicht zu betrachten! Der Blick nach Süden zeigt uns die steilen Abstürze unsers Felskammes nach dem Arollathale zu. Unmittelbar hinter demselben zur Linken sehen wir die beiden Depressionen des Col de Bertol und über ihnen die gewaltigen Zacken der Dents des Bouquetins aus ihrer eisumflossenen Umgebung in die Lüfte starren. Den Abschluß des Gesichtsfeldes bildet der Hauptgebirgskamm der penninischen Alpen mit dem Mont Brulé im Zentrum und dem Gipfelplateau des Mont Collon zur Rechten. Den Blick nach Südosten auf Dent d'Hérens, Matterhorn und Monte Rosa kennen wir schon. Er ist derselbe wie von dem Col de Bertol. Am ergreifendsten aber ist die Aussicht im Osten auf die riesenhafte Gestalt der Dent Blanche, hinter



Traversierung.

deren gewaltiger Großartigkeit auch das entfernter gelegene Rothorn und Weißhorn zurücktreten.

Der Abstieg brachte uns bald wieder hinunter auf den Gletscher, und fröhlich ging es zu dem Col de Bertol zurück und hinunter nach Arolla, wo wir bei geselligem Mahle uns über unsre Erlebnisse unterhielten. Es war ein prächtiger Tag gewesen.



Abstieg von der Aiguille de la Za.

Herbst.

Herbstlich frühes Abendrot
Blinkt durch die Gardine:
Erstes Feuer singt und loht
Lustig im Kamine.

Dämmrung schleicht sich leis herein.
Wie die Flammen schwanken,
Wie am Sims ihr Wiederschein,
Spielen die Gedanken.

Nun des Tages Wellen fern
Ebben und verrauschen,
Mögen Herz und Scheiter gern
Stille Zwiesprach tauschen.

Spricht das Herz: Wir sind verdammt
Zu dem gleichen Leide:
Daß wir lodern schnell entflammt
Und verlodern beide.

Spricht das Scheit: Uns ward zu teil,
Daß wir nicht vermodern,
Daß wir eine kurze Weil',
Aber feurig lodern.

Eines sei allein dir wert,
Was die Welt auch schwärme:
Daß die Glut, die dich verzehrt,
Treu die Deinen wärme.

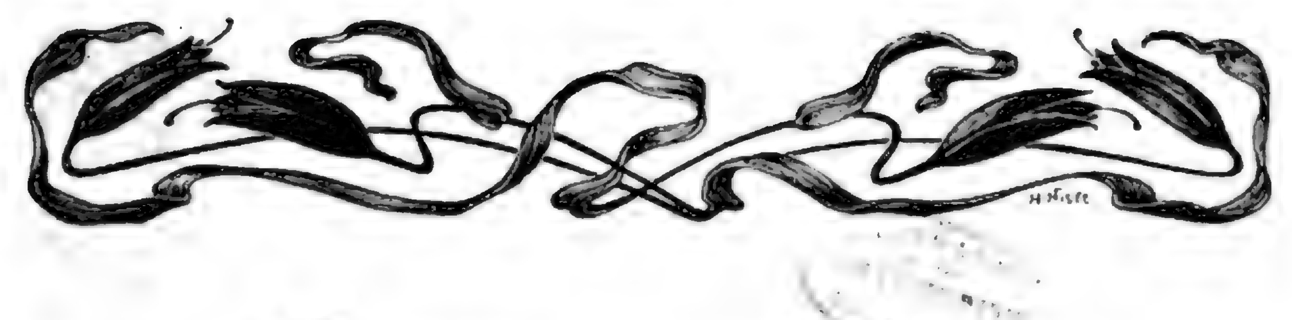
Ernst Muellenbach.





Erkletterung der Aiguille de la Za.





Curry.

Von **Eva Gräfin von Baudissin.**

Aber ich habe Gäste heute, Herr Kapitänleutnant —"

„Das macht nichts, lieber Fahrburg. Solche Inländer haben sicher noch nie 'nen echtes Curry-Essen mitgemacht. Und dieser bayrische Land- oder Amtsrichter — was war er doch noch? — wissen Sie, der im Sommer da oben bei uns an Bord war, hat in Anerkennung unsrer Verdienste um ihn — wir mußten ihn nachher die Fallreepstreppe 'runterhieven — ein tüchtiges Faß Bier an die Messe geschickt; das trinken wir heute mittag dazu, dann haben Sie das Getränk umsonst."

Der ältere Offizier schien die Debatte für geschlossen zu halten, der jüngere ging ihm zögernden Schrittes nach. Aber vor seiner Kammerthür machte er Halt, murmelte ein ärgerliches: „Na, denn meinetwegen!" vor sich hin und schob den dicken, grünen Friesvorhang zur Seite.

Der Bursche hatte tadellos aufgeräumt, all die unzähligen Photographien an der Längsseite über der Koje abgestäubt und wunderbare Sträuße von Tannenreis und Stechpalmen in die Vasen gesteckt.

Fahrburg war sehr zufrieden, seiner Meinung nach war seine Kammer schon durch all die Damenporträts die schönste im Schiff. Und das verwünschte Menü heute — na, das war ja nicht seine Schuld. Warum meldeten sich die Leute in letzter Stunde an, und warum würde Edith sich so besonders freuen, wenn sie einmal an Bord essen könnte?

Und wenn Edith sich etwas wünschte, dann konnte man es einfach nicht abschlagen. In erster Linie hätte ihr Mann das übelgenommen. Der gute Hans Heinrich! Wie mochte sie sich den gefügig gemacht haben? Ihr widerstehen konnte ja eigentlich keiner, das wußte er aus Erfahrung! Wie hatte sie ihn selbst tyrannisiert; sie bestimmte die Damen, mit denen er auf den Schülerbällen tanzen durfte, und wagte er zu rebellieren, so sah er ein paar Tage lang auf der Schlittschuhbahn nur in unerreichbarer Ferne eine kleine Gestalt in grauem Tuchkostüm vor sich herschweben. Dann waren sie „verzankt", und er saß dumpf brütend vor seinen Büchern, bis er wieder zu Kreuze kroch.

Ob sie jetzt noch eine ähnliche Taktik verfolgte? Er konnte sie sich gar nicht als Hans Heinrichs Frau denken!

„Die Pinnaß liegt bereit, Herr Leutnant," meldete der Bursche.

Fahrburg fuhr eiligst in seinen Paletot, schnallte den Säbel um und nahm sich nicht einmal Zeit, die Mütze vor dem kleinen Waschtischspiegel gerade zu setzen.

Er war so voll Unruhe und Erwartung und Verlegenheit, daß er wie im Traum über den Hafen fuhr und ohne festen Gedanken auf dem Perron auf und ab ging.

Herrgott, sechs, sieben Jahre hatte er sie nicht gesehen; draußen in Samoa hatte er die Nachricht von ihrer Verlobung bekommen und an dem Tage so viel Kawabowle getrunken, daß er es wirklich zu einem kleinen Rausch gebracht hatte. Am andern Tage sagte er sich, daß er ein wenig Komödie gespielt habe, und daß es ihm eigentlich ganz egal sei, er habe ja doch im Ernst nie an sie gedacht.

Und nun sollte er sie wiedersehen, — warum regte ihn die Vorstellung so auf? Nach so viel Jahren, und als Frau eines andern?

Als Frau!

„Sie müssen es immer dabei sagen, daß Sie wirklich eine Frau sind," meinte er, als sie nebeneinander vom Bahnhof zum Bollwerk hinunterschritten. Und er sah sie bewundernd an.

„Ja, wenig, fast gar nicht verändert, nicht wahr?" schob Hans Heinrich gutmütig lachend ein, und die beiden sahen sich ganz erschrocken nach ihm um. Den hatten sie ganz vergessen, Fahrburg hatte ihm flüchtig die Hand geschüttelt und dann nur noch Sinn für Edith gehabt.

„Ach, mein Mann!" sagte Edith etwas schnippisch. „Mein Mann weiß überhaupt gar nicht, wie ich aussehe, hat es nie gewußt! Er schätzt nur meine Hausfrauentugenden."

„Haben Sie die wirklich?" fragte Fahrburg voll ehrlichen Zweifels, und sie lachte hell auf.

„Das glaubst du gar nicht, wie vorzüglich sie ist," erklang es hinter ihnen. „Sie kocht und paßt auf die Kinder —"

Edith beschleunigte ihren Schritt.

„Sollen wir hier einsteigen?" fragte sie

munter. „Das ist ja herrlich — ach, ich bin so gern auf dem Wasser."

Hans Heinrich machte einige brummige Einwendungen, aber sie schoben ihn hinunter unter das kleine Kajütendach und blieben oben nebeneinander an Deck stehen. Von Zeit zu Zeit steckte ihr Mann den Kopf heraus und rief mahnend: „Um Gottes willen, halte meine Frau fest," oder: „Edith, du wirst dir den Tod holen" — aber sie hörten gar nicht mehr auf ihn.

Edith hatte sich leicht auf die Kajütenwand gestützt und ließ sich von Fahrburg die Namen all der großen, grauen Ungetüme nennen. Selbst die häßlichen Panzerschiffe sahen heute schön aus mit der feinen, weißen Schneelinie auf allen Rahen und den mächtigen Eiszapfen, die von den Ankertauen herniederhingen. Rechts drüben lagen ganz klar in der reinen Luft die Fischerdörfer mit ihren roten Ziegeldächern, links erhoben sich hinter den hübschen Villen die bereiften alten Bäume der Düsternbrooker Chaussee und später die des Gehölzes.

„Es ist ja wundervoll, Ihr Kiel," sagte Edith voll Begeisterung. „Sind Sie nicht sehr gern hier?"

„Nein, lieber draußen," gab er zurück. „Eine Heimat ohne Eltern und Geschwister, das ist ein zweischneidig Schwert; draußen, da entbehr' ich nichts, aber hier, wenn ich an Land komme —"

Er verstummte. Sie wußte nichts recht Tröstliches. Er hatte doch schließlich keine so glückliche Jugend hinter sich bei dem gelähmten Vater und der ewig klagenden Mutter. Daß man ein so trübseliges Elternhaus entbehren kann, das begriff sie nicht, und traurige Gespräche waren ihr lästig.

„Ach Gott, ist das Ihr Schiff?" fragte sie mit großer Lebhaftigkeit. „Und diese kleine Treppe da muß ich 'rauf? Komm mal 'raus, Hans Heinrich," rief sie ihrem Manne zu, „das Schiff liegt am Bollwerk, du brauchst also nicht zu fürchten, daß du bei der Suppe schon untergehst!"

Hans Heinrich kletterte etwas mühsam aus seinem Versteck heraus und sah kläglich an der hohen Wand des Kriegsschiffes empor.

Fahrburg sprang zuerst ab und reichte Edith hilfbereit die Hand, aber sie lief schon schnell die Stufen empor.

„Gott, weißt du, diese Fallreepstreppen oder wie die Dinger heißen," sagte Hans Heinrich, „die würden mir schon die Seefahrt verleiden! Ist ja gräßlich! Zwischen jeder Stufe grinst einen der Tod an —"

„Na, laß man," beruhigte Fahrburg ihn, „du würdest dich festklemmen, wenn du den Versuch des Durchrutschens machen wolltest."

Aber Hans Heinrich war nicht überzeugt.

Oben meldete sich Fahrburg beim wachthabenden Offizier an Bord, dann führte er die Gäste in seine Kammer hinunter.

Edith fand alles „entzückend", Hans Heinrich, der die ganze Breite des Raumes ausfüllte, meinte, ein Seeoffizier müsse sich doch sehr bescheiden lernen.

„Ja denkst du, sie bauen für jeden 'nen Extraflügel an?" gab Fahrburg ganz gereizt zurück. „Wenn du erst im Reichstag sitzest, kannst du ja 'ne neue Vorlage einbringen, aber bis dahin hast du unsre Notlage natürlich längst vergessen."

Hans Heinrich räusperte sich gerade, um aus dem Stegreif eine politische Rede zu halten, da ertönte zum Glück das Gong. Edith und Fahrburg sahen sich verständnisinnig an. Er reichte ihr den Arm und führte sie im Triumphe fort: na, die andern würden Augen machen! Das thaten sie auch. Alle drängten sich in der langen, schmalen Messe zusammen, um vorgestellt zu werden und auch einen Blick dieser strahlenden blauen Augen zu bekommen. Und sie gab jedem redlich sein Teil und fühlte sich als Siegerin.

Der erste Offizier war hingerissen; ja, wenn er das hätte ahnen können! „Gnädige Frau müssen nun vorlieb nehmen, und ich weiß nicht, ob wir Bier anbieten dürfen?"

„Ich mag es zwar nicht," sagte Edith mit reizender Offenheit, „aber wenn es zum Curry gehört, will ich es unbedingt auch trinken! Ich will alles so haben wie Sie!"

Der erste Offizier war begeistert. Edith saß zwischen ihm und Fahrburg, und anfangs teilte sie ihre Aufmerksamkeit zwischen beiden. Aber der Kapitänleutnant mußte sie so genau unterrichten: wie viel Sardinen man nahm und wie viel Makassarfischchen und von dem scharfen, braunen Mango-Shutney und Bombaydocks und immer wieder ein Tropfen heißer Bouillon und ein kleines Stück Mixedpickle. Dann legte ihr der Kapitänleutnant ein winziges Brisolette auf den Teller und Fahrburg eine halbe Omelette, und sie amüsierte sich über den Lärm in der Messe, da alle ohne Aufhören mit Messer und Gabel arbeiteten und allmählich ganze Berge vor sich aufhäuften.

„Wie gut von Ihnen, daß Sie mir Veilchen gegeben haben," sagte Edith in einer Pause und hielt sich den großen Strauß vors Gesicht.

„Ich weiß ja, daß es Ihre Lieblingsblumen sind," antwortete Fahrburg leise.

„Wissen Sie's wirklich noch?" Sie sah ihm in die Augen.

„Nun kommt das Hühnerfleisch, meine Gnädige, das ist die Hauptsache! Ich lege Ihnen eine Scheibe Brust vor, nun tüchtig schneiden — so! Das ist richtig — es muß alles wie ein Brei werden, wie ein Brei —"

„Nein, zu amüsant!" sagte Edith. „Und was kommt nun?"

„Sehen Sie, nun schütte ich das Ganze in einen Suppenteller und dann — Steward! Das Rosmus ist vergessen — da hört sich doch alles auf!"

Während er weiterpolterte, fragte Fahrburg mit halber Stimme:

„Wissen Sie noch, wann ich Ihnen die letzten Veilchen brachte?"

Sie nickte. „Am Pfingstsonntag. Ich war zum erstenmal als Kadett zu Hause, wissen Sie noch?"

Es lag so viel heiße Erinnerung in seinen Worten. Durch den Wald waren sie gegangen zur alten, einsamen Ziegelei, und hinter dem verfallenen Trockenschuppen hatte er den Arm um sie gelegt, und einen Herzschlag lang hatten sie so gestanden, Brust an Brust. Ja, sie wußte es auch noch! Wie sie stolz gewesen war auf den Kadetten in dem kleidsamen blauen Jäckchen, wie bewundernd ihnen alle nachgesehen hatten, und wie triumphierend sie im Vorbeigehen auf die schwarze Gertrud hingeblickt hatte — die schwärmte ja von klein auf für Fahrburg. Und aus ihrer Erinnerung heraus fragte sie spöttisch:

„Und entsinnen Sie sich noch der schwarzen Gertrud? Die hat mir diese Promenade mit Ihnen nie vergeben. Das arme Ding! Nun auch längst tot — in Kairo —"

„Rosmus ist nämlich geriebene Kokosnuß," unterbrach die Erklärung des Kapitänleutnants diese Erinnerungen, „die darf bei keinem Curry fehlen. Ueberhaupt, sobald eine Zuthat fortgelassen wird, schmeckt es nicht! . . . Wenn Sie mir nun erlauben, meine Gnädige, Ihnen die Currysauce drüberzugießen und nun noch einmal Bouillon, dann ist es fertig. Und endlich ernten Sie den Lohn Ihrer Bemühung!"

Dabei schlug er energisch an sein Glas und bat um die Erlaubnis trotz des unedlen Getränkes, das Wohl der anwesenden Dame ausbringen zu dürfen. „Der schönsten und liebenswürdigsten Frau," setzte er leise hinzu und sah Edith dabei tief in die Augen.

Alle Offiziere standen auf, tranken ihr zu und leerten stehend ihr Glas. Edith war strahlend; jeden einzelnen übergoß sie förmlich mit einem flammenden Blick, und einer von den ganz jungen Leutnants flüsterte seinem Nachbar zu: „Donnerwetter, die Augen möcht' ich haben; aber die Frau — ich danke!"

Aber der andre verwies ihm mit strengem Wort solche Auslassungen über eine Dame.

Fahrburg fühlte sich von dieser offenkundigen Verehrung geniert. Irgendwo war ein Zuviel; worin es lag, er hätte es nicht angeben können. Er sah zu seinem Freund hinüber, als wolle er ihn zum Schutz anrufen. Aber Hans Heinrich saß zwischen dem lustigen Arzt und dem unzufriedenen Zahlmeister, ließ sich das Bayrische schmecken und lachte über die unglaublichen Südsee-Anekdoten. Fahrburg wollte ihn nicht stören, wozu auch? Zu tadeln war ja nichts an Edith.

Er beobachtete sie ruhig, mit ganz kühlen Blicken. Ihm war, als sei die alte Neigung plötzlich vorüber und sie ihm eine Fremde. Sie aß nun von dem scharfen Gericht, anfangs mit gutem Appetit, als schmecke es ihr ausgezeichnet. Dann immer langsamer, wie zerstreut und dem Kapitänleutnant nur mit halbem Ohr lauschend. Wem galt diese Unruhe? Sicher dem langen Menden; er hatte schon zweimal auf ihr Wohl getrunken, und Fahrburg sah, wie sie immer neue Blicke austauschten. Ihn selbst, den alten Jugendfreund, „auf den sie sich so unsagbar gefreut hatte", schien sie überhaupt vergessen zu haben. Es ärgerte ihn nicht, es that ihm auch nicht weh, aber er wollte nicht, daß die Kameraden heimlich über seine Freunde lachten.

„Lassen Sie doch abnehmen, Herr Kapitänleutnant," schlug er energisch vor. „Die gnädige Frau ißt doch nicht mehr —"

„Nein, ich — ich — es widersteht mir; nehmen Sie es nicht übel!"

„Bewahre," sagte er ruhig. „Und ich habe mir gedacht, den Kaffee trinken wir irgendwo in der Stadt, oder meinetwegen im neuen Jachtklubhaus, es ist besonders geschmackvoll —"

„Was, Sie wollen die gnädige Frau entführen? Sie Egoist! Keine Idee! Ich habe mir erlaubt, Dessert kommen zu lassen; und zum Mokka raucht die Gnädige sicher eine Zigarette, das kann man hier noch nicht im Restaurant, Kiel ist noch nicht Weltstadt."

Edith hörte zerstreut zu, aber hier bleiben wollte sie noch auf jeden Fall, jetzt, wo es gerade anfing, schön zu werden. Der Kapitänleutnant zog dankbar ihre Hand an die Lippen. Edith sah ihn ganz erstaunt an: ja, wenn er das auf sich bezog!

Fahrburg mußte lachen; auch im Eingeständnis ihrer wechselnden Launen war sie ebenso naiv wie früher. Von drüben kam der lange Menden, sagte mit einer Verbeugung: „Gestatten der Herr Kapitänleutnant?" und setzte sich, ohne die Erlaubnis abzuwarten, Edith gegenüber.

Der erste Offizier ärgerte sich, Menden war ihm im Umgang mit Damen weit überlegen, er hatte so eine gewisse Art, die Frauen anzusehen, fast sezierend, und ihnen kühle und doch kecke Fragen zu stellen, auf die sie in halber Verlegenheit offener antworteten, als sie's in ruhiger Ueberlegung gethan hätten. Menden verstrickte Edith auch schon nach wenig Minuten in eine lebhafte Unterhaltung, in die der Kapitänleutnant versuchte, ein paar derbe Witze einzustreuen. Aber er fühlte bald, welch armselige Rolle er neben Menden spielte, und sah verärgert in seine Aschenschale nieder.

Fahrburg erbarmte sich seiner, er fühlte sich halb verantwortlich für Ediths Rücksichtslosigkeit.

„Haben gnädige Frau schon das Schiff gesehen?" fragte Menden nach einer Weile.

Nein, niemand hatte daran gedacht, es ihr zu zeigen. Die Offiziere waren froh, wenn sie nicht von jedem Gast die stereotypen Bewunderungen anzuhören brauchten, die gleichmäßig den großen Kanonen, den großen Kesseln der Maschinen und den Riesentöpfen in den Mannschaftskantinen gezollt wurden. Auch hier blendete brutale Größe die Menge am meisten.



Küheneinrichtung, entworfen von Richard Riemerschmid (1897—98).



Kinderzimmer in Fichtenholz, entworfen von Karl Bertsch und Otto Ubbelohde (1899).





Speisezimmer in naturfarbenem Mahagoni, entworfen von Bruno Paul.



Wohnzimmer in Mahagoniholz, entworfen von Richard Riemerschmid (1897).



Einfaches Schlafzimmer in Fichtenholz, entworfen von Wilhelm Keppler und Rudolf Rochga.



Musikzimmer in Wassereichenholz und Padouk, entworfen von Richard Riemerschmid.

Die erste Ausstellung für Kunst im Handwerk zu München. (Text Seite 111.)

Edith sprang sofort auf, um einen Rundgang anzutreten. Hans Heinrich sah nach der Uhr, mahnte, sich nicht zu verspäten, und beschränkte sein Interesse nach wie vor auf das Bayrische und recht pointierte Geschichten.

Auch der Kapitänleutnant bedauerte, nicht mitgehen zu können. Er sah Edith dabei vorwurfsvoll an, aber sie schien seine stumme Klage nicht zu verstehen.

„Ich komme nach,“ sagte Fahrburg, „ich will nur nach meinem Dienst für morgen sehen.“

In Wirklichkeit wollte auch er der langweiligen Kletterei entgehen. So machten sich die beiden allein auf. Und Edith sah mit großer Neugier in die Mannschaftsräume, wo die Matrosen gerade bei „Backen und Banken“, dem Essen, saßen; sie bestaunte die peinliche Ordnung der Kleidersäcke und Hängematten und that die üblichen interessierten Fragen über Krupps neue Geschütze und die unheimliche Maxim-Kanone.

Menden dagegen bewunderte ihr schnelles Verständnis, ihre kluge Beobachtung und ihr „wahrhaft militärisches Auge“.

Bei sich dachte er: ‚Thöricht ist sie wie ein kleiner Frosch, aber süß, sehr süß.‘ Und das war ja tausendmal mehr wert als der schärfste Verstand!

Wenn sie die steilen Treppen auf und ab stiegen, reichte er ihr die Hand, und auf den engen Gängen sah er unter dem vorsichtig erhobenen Kleide ihre schlanken Füße in sehr gut sitzenden Stiefeln. Und bei jedem Gespräch wandten sie sich ganz einander zu und sahen sich aufmerksam ins Gesicht.

Fahrburg suchte sie überall. Wenn er einen Matrosen nach einer Dame und Oberleutnant zur See von Menden fragte, so waren die Herrschaften „grade eben vorbeigegangen“.

Als er wieder in die Messe treten wollte, hörte er Ediths leise Stimme. Er stand einen Augenblick lauschend still; es klang wie weiches Vogelgezwitscher, so abgebrochen, hingebend und wieder wie Jubeltöne; und plötzlich war ihm, als hielte er sie noch einmal im Arm hinter der alten Ziegelei, am heißen Pfingstsonntag —

Dann besann er sich, atmete tief auf und ging zu Mendens Kammer. Sie hatten wohl seine Schritte gehört, denn als er jetzt den dicken Vorhang zur Seite schob, standen sie nicht mehr ganz dicht nebeneinander, aber es lag noch auf ihnen wie ein Bann, der sie beide gefesselt hielt.

„Ich habe der gnädigen Frau meine chinesischen Stickereien gezeigt,“ sagte Menden und raffte irgend etwas zusammen, was auf der Koje lag.

„Wie Sie zu beneiden sind, alle!“ bemerkte Edith mit träumerischem Ausdruck. „Die ganze Welt sehen und überall mit offenen Armen empfangen werden und so viel Schönes heimbringen —“

„Das Schönste ist in der Heimat,“ unterbrach Menden sie und küßte ihr die Hand.

Sie sah ihm wehmütig in die Augen.

„Wir müssen uns beeilen,“ sagte Fahrburg ruhig.

Edith ging gleichmütig aus der bunt ausstaffierten Kammer hinaus.

Ein ganzer Zug begleitete sie zur Bahn. Der Kapitänleutnant sah ein, wie wenig ihm das Narmachen genützt hatte; er warf alle Taktik beiseite, um noch bis zuletzt diese entzückende Frau genießen zu können. Er und Menden trugen ihre Schätze, denn jeder hatte ihr ein Andenken mitgeben wollen, einen spanischen Fächer mit Stiergefechten darauf, kleine Deckchen von Madeira, Elfenbeingötzen und unzählige seidene Mützenbänder mit dem Schiffsnamen, und sie sah sich schon in der kleinen Stadt mit den Siegestrophäen an Hut und Schirm umherwandern.

Fahrburg schritt hinter den dreien her; bald fing er ein leises Wort Mendens, dann wieder ein plumpes Kompliment des Kapitänleutnants auf. Edith wandte den kleinen Kopf von einem zum andern, und fiel der Laternenschein auf die Gruppe, so sah er die Grübchen in ihren Wangen, das weiche Kinn und die unendlich zarte Linie der geraden Nase. Und er dachte, wenn sie sein Weib geworden wäre, wenn er Jahre vielleicht fort von ihr sein müßte, sie allein zurücklassen ... Welche bebende Angst um sie hätte er haben müssen? Wie hätte sie die Trennung ertragen?

Sein Blick umfing ihre Gestalt mit Zärtlichkeit; ihm wurde klar, daß er noch an ihr hing mit der alten, thörichten Treue der Knabenjahre. Er biß die Zähne aufeinander; sie sollte es nicht wissen, nicht merken, nicht auch noch diesen kleinen Triumph erleben, daß er ihr gehörte trotz der jahrelangen Trennung, trotzdem sie eines andern Frau wurde und sich von so vielen anschwärmen ließ.

Ja, es war so thöricht, um sie zu leiden, ihretwillen Schmerz zu empfinden. Und doch hätte er vorwärts eilen mögen und sie in die Arme schließen und sie weit, weit forttragen in die Einsamkeit ...

Hinter sich hörte er Hans Heinrichs albernes Lachen. Der Arzt und der Zahlmeister geleiteten ihren treuen Zechkumpan, und sie setzten das Tischgespräch, wenn auch ohne Bayrisches, fort bis zum Bahnhof.

Und Fahrburg ging fest, mit zusammengebissenen Zähnen, zwischen der anmutigen Sünde und dem gutmütigen Stumpfsinn vorwärts durch die kalte und dunkle Allee. Er war so einsam und elend wie selten im vorher Leben.

„Ein herrlicher Tag, ein ganz herrlicher Tag,“ sagte Hans Heinrich mit etwas schwerer Zunge auf dem Perron. „Wir sind dir so dankbar, und natürlich müssen wir uns revanchieren! Und dann bringst du alle mit, nicht wahr, alle! Kinder, und mein Weinkeller —“

Edith brachte ihre Geschenke mit Mendens Hilfe im Coupé unter. Dann standen sie noch eine Weile unter dem matten Gaslicht, und der lange Offizier küßte ihr beide Hände.

Als er aus dem Wagen sprang, fiel Ediths Blick auf den Jugendfreund.

„Gott, Fahrburg,“ sagte sie in naivem Erstaunen, ihn noch zu finden. „Sie haben sich ja gar nicht mehr um mich gekümmert! Wann sehen wir uns wieder?“

Er sah sie stumm an, und in ihr stieg ein unbehagliches Gefühl auf, dem sie aber schnell im Aerger gegen ihn die rechte Wendung zu geben wußte; er war also noch immer so empfindlich wie früher, immer gleich beleidigt und dann verstimmt!

Schade um ihn! Gewiß verdarb er sich unter den Kameraden seine Stellung durch die leichte Reizbarkeit. Sie beugte sich zu ihm hinaus, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit beschwörendem Blick: „Wenn Sie noch ein wenig von mir halten, mein Alter, so hören Sie auf mich: nehmen Sie das Leben leichter, vergällen Sie es sich nicht, es ist ja so schön, so wunderschön!“ Und sie behielt ihr strahlendes Lächeln, trotzdem eben Hans Heinrich schwerfällig zu ihr hinaufkletterte. Der Arzt und der Zahlmeister schoben ihn.

Fahrburg antwortete nicht, er lächelte leise und wehmütig und sah sie still an. Menden beobachtete ihn gespannt. Dann führte der Zug sie davon, und ihr kleines Spitzentuch flatterte noch ein paarmal grüßend über Hans Heinrichs rotem Kopf auf.

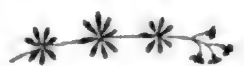
Der Arzt und der Zahlmeister traten noch eine Trinkreise an, der Kapitänleutnant gedachte bei Erben Lukas Bolz einen Nightcap zu nehmen. Menden und Fahrburg gingen durch die einsame und kalte Allee zurück. Beide schweigsam.

Als sie in den schmalen Weg einbogen, der zum Hafen hinabführte, und ihr großes Schiff, der mächtige Körper nur durch wenige Laternen von dem tiefen Dunkel ringsum abgehoben, vor ihnen lag, sagte Menden, als müßte er dem Ausdruck geben, was ihrer beider Seelen bewegte:

„Nun weiß ich es, Fahrburg: Curry!“ „Wie meinen Sie das?“

„Viel drum und dran. Anspruchsvolle Finessen und auch eine gute Quantität. Zuerst sieht's aus, als würde es einen sättigen. Aber es bleibt nichts nach als ein scharfer Geschmack auf der Zunge und ein Durst, ein ungeheurer Durst! Die brennende Sehnsucht nach einem langen, langen Zug klaren Bergwassers! Morgen geh' ich auf den Akademieball und tanze mit den weißen, kleinen Professorstöchtern. Gehen Sie mit, Fahrburg!“

Aber er sagte nein. Ihm lag der Curry noch zu scharf auf der Zunge.



Die erste Ausstellung für Kunst im Handwerk zu München.

(Siehe die Abbildungen Seite 108 und 109.)

Die vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk haben im Erdgeschoß des alten Nationalmuseums ihre erste selbständige Ausstellung eröffnet, welche einen entschiedenen Fortschritt im Vergleiche zu der 1897 der Kunstausstellung des Glaspalastes angegliederten Sammlung ihrer Leistungen bezeugt. Hier treten zunächst Bernhard Pankok, Bruno Paul und Richard Riemerschmid mit neuartigen Möbeln in den Vordergrund. In Schränken und Schreibtischen wird sehr Praktisches, in Stühlen, Lehnsesseln und Bettstellen überaus Bequemes innerhalb des Rahmens der bevorzugten, geraden oder sanft geschwungenen, meist einfachen und wenig verzierten Formen geboten. Besondere Beachtung ist dem Reiz der Materialwirkung eingeräumt, und die mattgrauen Töne der Wassereiche, die warmen des Mahagoni wie der gleich diesem poliert und unpoliert verwendeten Birn-, Kirsch- und Nußbaum-, Rüster- und Zirbelhölzer sind geschickt benutzt. Ein unbedingt künstlerisches Gepräge ist durch reiche farbige figürliche Intarsia von Schmuz-Baudiß den Holzmöbeln verliehen. Eine hohe Stufe erreichen auch durchwegs die Geschirre, Vasen und Gläser. Vorzügliche Vasen und Schalen edelsten Geschmacks, den man freudig als modern gelten läßt, sind von Berlepsch ausgestellt, Scherrvogel, Familie von Heider in Schongau a. L., Muz in Altona, Frau Schmidt-Pecht in Konstanz bringen gleichfalls ausgezeichnete und originelle „Poterien“. Das Tafelgeschirr von Schmuz-Baudiß kann thatsächlich als eine Ehre der modernen Porzellanmanufaktur betrachtet werden, und die Gläser, die Bildhauer Schneckendorfer entworfen und geblasen, sind so gefällig in der Form als handlich im Gebrauch. Von den Textilarbeiten beanspruchen die Wanddekorationen und Sopraporten der Handwebeschule Scherrebeck besonderes Interesse, das gleicherweise den Teppichen von Otto Eckmann, dessen Phantasie auch die meisten Tapetenornamente entstammen, gebührt. Elektrische Beleuchtungskörper sind in großer Mannigfaltigkeit und künstlerischer Gestalt vorhanden. Die Glasmalereien und Kunstverglasungen von Ule leiten zu dem kleinen, aber charakteristischen, in plastischen Werken von Hahn, von Gosen, Netzer, Christ hervorragenden Kunstsalon über. In den sonstigen Räumen giebt die Ausstellung das Ideal einer modernen Wohnung, vom Vorplatz durch die Küche, das Kinder-, die Schlaf-, Wohn-, Rauch-, Lese-, Jagd-, Damenzimmer, die je harmonisch zusammengestimmt sind. Ja, sie sorgt noch über das Leben hinaus in einer Auswahl von Aschenurnen und Grabdenkmälern, die Obrist neben verschiedenen Brunnen zur Schau bringt.

A. B



Theeklipper-Wettfahrt.

(Zu unsrer Kunstbeilage.)

Alljährlich, wenn im fernen Ostasien im Mai oder Juni der Theestrauch die erste Ernte liefert, harrt der Kaufmann in Europa ungeduldig auf das Eintreffen der ersten Sendungen jener unscheinbaren und doch so wertvollen Blätter, aus denen das köstliche Getränk in Palast und Hütte bereitet wird. In London und Hamburg stehen die Speicherräume fertig zum Empfang der Ware. Je nach den eingelaufenen Telegrammen über das Passieren von Signalstationen seitens der Theeschiffe beginnt der Handel sich an den Börsen zu regen, und es ist erklärlich, daß das zuerst eintreffende Schiff mit der kostbaren Ladung enthusiastisch begrüßt wird. Schnelle Dampfer lösten daher seinerzeit bald die älteren Segelschiffe ab; in wenigen Jahren ist jedoch eine solche Verbesserung im Bau der letzteren eingetreten, daß das moderne Segelschiff erfolgreich mit den ersteren konkurrieren kann. Ein großer, etwa zwölf Knoten laufender Dampfer verlangt ein bedeutendes Anlagekapital, frißt gewaltige Summen für Kohlen und Bemannung und ist außerdem durch Maschinen und Feuerungsmaterial im Laderaume beengt. Das moderne Segelschiff wird heutzutage in Größen bis zu 5000 Tonnen gebaut; es übertrifft den Frachtdampfer bei frischer Brise an Schnelligkeit und bleibt unter normalen Umständen hinsichtlich der Fahrzeit nicht weit hinter letzterem zurück. Mit einer Besatzung von 25 bis 30 Mann läßt sich der größte moderne Segler regieren. Der ganze Raum des Schiffes bleibt für die Ladung, und so ist es begreiflich, daß bei so bedeutendem Kostenunterschiede der Klipper vielfach dem Dampfer den Rang streitig macht. Und welch wunderbares Gebäude ist solch modernes Segelfahrzeug! Vier bis fünf Masten tragen je bis zu sieben Rahen, deren unterste eine Länge von circa 100 Fuß hat. Tauwerk aus Stahldraht stützt die gewaltigen Stängen und Spieren. Unvergleichlich schön ist der Anblick des unter einer Wolke von schneeigen Segeln daherbrausenden Klippers. Nach beiden Seiten den weißen Gischt dahinschleudernd, verschwindet der niedrige Rumpf fast in dem Wogenschwall. Die Kapitäne solcher Fahrzeuge sind von anderm Schlage als ihre früheren Kollegen, deren Devise meist lautete: „Kommst du nicht heute, so kommst du doch morgen.“ Vom Kommandanten eines modernen Klippers werden höchste seemännische Eigenschaften und schneidigste Führung verlangt. Großer Ehrgeiz treibt diese Männer, es einander vorzuthun. Ankunftsprämien und hohe Gewinne unterstützen diesen Ehrgeiz, und so werden die Reisen der Theeklipper vielfach zu Wettfahrten. Man denke sich eine derartige Regatta über eine Strecke von 10000 bis 12000 Seemeilen. Am Start in Kalkutta oder Shanghai erscheinen die eiligst beladenen gewaltigen Renner. Unter einer Wolke von Segeln rasen sie dahin — tage-, ja wochenlang bleiben sie Seite an Seite. Alles, was Masten und Rahen tragen können, wird an Segeln aufgepackt. Das vorzügliche Material hält dem gewaltigen Drucke stand. Selbst im bösesten Sturme entschließt sich der Kapitän nur schweren Herzens, die Obermarssegel zu reffen. Lieber will er alles oben brechen lassen, als dem Gegner einen Vorsprung gestatten. Dann wieder gilt es, in Windstille jeden kleinen Vorteil zu wahren, jedes Lüftchen in den Segeln aufzufangen, Strömungen auszuweichen oder zu benutzen. Besonders aufregend für Kapitän und Mannschaft ist die Wettfahrt, wenn der Gegner außer Sicht ist und an Bord völlige Unklarheit über den Erfolg herrscht. Erst am Eingange des englischen Kanals lösen sich die bangen Zweifel, wenn der Schleppdampfer den Klipper in Empfang nimmt und die Zielrichter dem Kapitän die ersehnte Nachricht bringen, daß er als erster eingelaufen und somit Sieger ist. Dann ist Festtag an Bord.

Hans Bohrdt.



Das erste Ueberseekabel deutschen Fabrikates.

Von

Heinz Krieger.

Als die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft im vergangenen Jahre das erste deutsche Kabel von Borkum-Emden über die Azoreninsel Fayal nach New York legte, war sie darauf angewiesen, einem englischen Hause die Herstellung und Verlegung des Kabels zu übertragen. Obwohl Deutsche, die Firma Gebrüder Siemens, in England an der Herstellung und Verlegung überseeischer Kabel seit langen Jahren ganz hervorragend thätig sind, so war doch ein Kabel deutschen Fabrikates bisher nicht gelegt worden. Mit dem soeben vollendeten Kabel Borkum-Bacton ist auch auf diesem Gebiete unser Vaterland in Wettbewerb mit dem englischen Nachbarvolke getreten, und die ebenso glückliche wie schnelle Vollendung der Arbeit zeugt dafür, daß wir den Wettbewerb mit Ehren bestehen werden. Mit der Begründung der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft gingen zwei Unternehmungen Hand in Hand, der Bau des Kabeldampfers „Podbielski“, der auch in England, und zwar in Glasgow, hergestellt worden ist, und die Errichtung der Norddeutschen Seekabelwerke in Nordenham. Das Seekabelwerk, das seit etwa Jahresfrist in Betrieb ist, hat sich zunächst an kleineren Seekabeln versucht, bis ihm nunmehr die Herstellung einer respektabeln Ueberseelinie, die eine neue Verbindung



Bohrdt

Theeklipper-Wettfahrt.

zwischen London und dem Kontinent herstellt, geglückt ist. Das Kabel ist vieraderig, 440 Kilometer lang, ein sogenanntes Tiefseekabel. Zur Landung bei Borkum ist ein 5 Kilometer langes Küstenkabel angeschlossen, das sich in dem Kabel der Herstellung beteiligt. Der Legung wohnten denn auch Vertreter des Reichspostamtes bei.

Die Legung des Tiefseekabels ging in zwei Akten vor sich. Zuerst wurde eine 205 Kilometer lange Strecke von Borkum aus in die Nordsee in



Spleissung (Verbindung) des See- und des Landkabels.

Borkum-Emden mit einer Gesamtlänge von 62 Kilometern (31 Kilometer Erdkabel, 31 Kilometer Wattkabel) fortsetzt, so daß das gesamte Kabel die respektable Länge von 507 Kilometer, rund 70 deutsche Meilen, also mehr als 1½ Millionen Fuß, erreicht. Die Strecke Emden-Borkum wurde von dem bekannten Mülheimer Hause Felten & Guillaume gelegt, während der Rest mit dem Kabeldampfer „Podbielski" von dem Nordenhamer Werk, das eine Tochteranstalt des Hauses Felten & Guillaume ist, gelegt wurde.

Uebrigens sind alle diese Kabel ebenso wie das im Vorjahre nach New York gelegte gewissermaßen amtliche Unternehmungen, denn das Reichspostamt ist an den Erträgnissen auf gesetzlicher und vertraglicher Grundlage ebensowohl wie an der Richtung auf Norfolk geführt. Diese Kabelhälfte hatte ein Gewicht von 1150 Tonnen, das ist 1,15 Millionen Kilogramm. An ihrem Ende wurde sie an einer Boje befestigt. Diese Arbeit war am 7. Mai beendet. Das Kabel war in Nordenham hergestellt und vom Reichspostamt einer eingehenden Prüfung unterzogen worden. Nunmehr wurde die inzwischen fertiggestellte und ebenfalls vom Reichspostamt vorgeprüfte zweite Kabelhälfte wiederum auf dem Dampfer „Podbielski" verladen, und fort ging die Reise an die Küste von Norfolk, allwo in Bacton Landungsrecht für das erste deutsch-englische Kabel — das man mit Recht so nennen kann — erworben worden ist.

Es schien, als wolle sich das alte England nicht ohne weiteres mit der Thatsache eines deutschen



Heranziehen des an Ballons befestigten Kabels ans Land.



Beförderung des Kabels (Pferdevorspann) ins Kabelhaus.

Kabels zufrieden geben. Das Meer kam ihm dabei zu Hilfe, es grollte und rollte seine brandenden Wogen bis zu Turmeshöhe, und man mußte über zwei Wochen warten, ehe Poseidon die Wellen glättete und die englische Küste in klarem Sonnenlicht erstrahlte. Am 22. Mai endlich ging der „Podbielski“ früh in der Morgenstille gegen 2½ Uhr in See, direkt vom Pier des Seekabelwerkes Nordenham. Die Boje mit dem Kabelende hatte also bereits 14 Tage in den Wellen geschaukelt, aber schon am Abend des 22. Mai fand der „Podbielski“ alles unversehrt vor. So konnte man in Ruhe die Reise fortsetzen und auch trotz immer noch heftig rollender See die erforderlichen Zeichenbojen auslegen, die, wie die ausgestreuten Erbsen dem Däumling, so dem „Podbielski“ die Hauptpunkte der Linie weisen sollten. Am 23. Mai nachmittags ging der „Podbielski“ unweit der englischen Küste unter dem Schutze der Haisborough-Sande vor Anker. Nachdem tags darauf von Bacton telegraphisch gemeldet worden war, die Landung sei möglich, verließ der „Podbielski“ alsbald den sicheren Port der gastlichen Haisborough-Sande, die einen so wenig gastlichen Namen tragen, hielt auf Bacton zu und ging ungefähr ein Kilometer von der Landungsstelle aufs neue vor Anker.

Die Vertreter des Reichspostamtes, der Seekabelwerke, die Ingenieure und Elektriker begaben sich an Bord, und nach kurzer Begrüßung seitens der Vertreter der britischen Posten und Telegraphen wurde etwa ein Kilometer des Kabels, das man durch Ballons schwimmend erhielt, durch die tosende Brandung hindurch ans Land gezogen. Unsre an Ort und Stelle aufgenommenen Bilder zeigen diesen Akt in seinen verschiedenen Phasen in voller Klarheit. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben der gesamten Kabellegung. Sie muß mit großer Ruhe und Sorgfalt vollzogen werden, darf nicht übereilt und überhastet werden, da das Kabel keinen Schaden erleiden darf. Abends sieben Uhr war die Arbeit vollendet, das Kabelende lag im Kabelhaus sicher eingebettet.

Der „Podbielski“ aber setzte nachts seine Rückfahrt fort und erreichte am 26. Mai, Pfingstsonntag, um vier Uhr nachmittags die Boje wieder, um nunmehr Ende an Ende zu knüpfen, die sogenannte Schlußspleißung vorzunehmen, wie der Techniker sagt. Kurz darauf gingen die Telegramme hin und her, ein neuer Stein in Deutschlands friedliche Kulturarbeit war eingefügt.

Mag er für alle Zeiten dem friedlichen Wettbewerb dienen und die Völker so verbinden, wie die Ingenieure auf unserm Bilde mit Bedacht das Landkabel an das Seekabel knüpfen.

Die Eröffnung des Alpengartens auf dem Schachen.

Auf dem Schachen im Wettersteingebirge, der einst ein Lieblingsaufenthalt des Königs Ludwig II. von Bayern war, ist am 14. Juli der neu angelegte Garten alpiner Pflanzen festlich eröffnet worden. Wohl kein andrer Alpengarten erfreut sich einer schöneren Lage als dieser. Man genießt von hier einen herrlichen Blick auf das Rainthal, die blaue Gumpe und das Zugspitzmassiv; was dem Garten aber namentlich zum Schmuck gereicht, das ist ein Bestand schöner alter Zirbeln, die in den bayrischen Alpen zu den Seltenheiten gehören. Dazwischen wachsen zahlreiche Latschen, Alpenrosen und andres. Seit vorigem Herbst war sehr viel im Garten geschehen, etwa 4000 Pflanzen aus den bayrischen und Tiroler Bergen wurden gepflanzt und zu ihrer Aufnahme eine große Zahl Felsgruppen und Beete angelegt. Gleich am Eingang empfängt den Besucher ein weißblaues Beet, gebildet durch zwei der schönsten Alpenpflanzen, Dryas actopetale und Gentiana acaulis. Große, mit roten Blüten überdeckte Polster von Silene acaulis, zahlreiche Arten von Saxifraga, Gentiana und andre sind im Garten verteilt. Einige Geröllhalden sind überdeckt mit den herrlichen Blüten der Limeria alpina. Das seltene und in der Ebene fast nie gedeihende Eritrichum nanum schmückt einen Felsblock. Sein herrliches Blau wetteifert mit dem des Alpen-Vergißmeinnicht und des Alpen-Ehrenpreis (Veronica alpina). Viele andre alpine Pflanzen

erfreuen das Auge der Sachkundigen und Naturfreunde. Am Tage der Eröffnung war am Eingang unter einer alten Zirbel eine alpine „Rednerbühne“ eingerichtet, um welche sich die Festgenossen ver-

emporzusteigen, sind ihnen als schönster Schmuck der Berge die Alpenpflanzen lieb und wert geworden. Dieser Garten soll auf einem der schönsten Stücke deutscher Erde alles vereinigen, was bei



Die Eröffnung des Alpengartens auf dem Schachen im Wettersteingebirge

sammelten. Aus der von Professor Goebel gehaltenen Ansprache heben wir jene Stelle hervor, die Zweck und Bestimmung des Alpengartens näher erläutert: Die Aufgabe eines Alpengartens ist eine dreifache. Seit Menschen begonnen haben, frohgemut aus den Thälern in die reinere Luft der Höhen

uns von Alpenpflanzen aushält, nicht nur unsre einheimischen, auch die des Nordens, der Pyrenäen, des Kaukasus und andrer Gebiete. Sie sollen jedem, der offene Augen hat für die Herrlichkeit der Natur, Freude und Belehrung bieten, ganz anders als dies geschehen kann unten im Lärm und

Ruß der Stadt. Dann aber soll dieser Garten namentlich auch eine wissenschaftliche Forschungsstätte sein, die es ermöglicht, die vielen Probleme, die uns die Alpenvegetation aufgiebt, unter ihren natürlichen Bedingungen zu untersuchen. Drittens endlich ist zu hoffen, daß später der Alpengarten auch praktischen Zwecken dienen wird, daß mit ihm Versuchsfelder verbunden werden zur Anzucht und Prüfung der für die Alpenweiden bestgeeigneten Futterpflanzen. Alle diese Ziele lassen sich in Deutschland nur in Bayern verfolgen. Es bestand deshalb schon seit Jahren der Wunsch, einen Alpengarten in Verbindung mit dem Königlichen Botanischen Garten in München einrichten zu können, ein Wunsch, der jetzt verwirklicht ist.



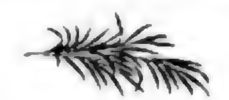
Arthur Langhammer †.

In tiefer Trauer hat die Münchener Künstlerschaft den umflorten Lorbeer niedergelegt an den zwei Waldbildern, mit denen in den Sälen der „Sezession" Arthur Langhammer von Dachau, seiner künstlerischen Werkstatt aus, die VIII. internationale Ausstellung beschickt hatte. Die großen Bilder, eine „Grablegung" und „Firmelkinder im Freien", um deren Vollendung er mit zehrendem Sehnen und Streben sich mühte, waren nicht fertig geworden, seinen Namen aber wollte die „Sezession", stolz auf ihren Mitbegründer und Bahnbrecher, nicht missen. Nicht ein Vorkämpfer war Langhammer, denn abhold allem Lärm und Zwist, eine gehaltene, vornehme, bescheidene Natur, taugte er wenig zum Streiter. Aber vorbildlich hatte er, der Naturwahrheit mit poetischer Auffassung zu paaren und den Stimmungszauber in weicher, toniger Behandlung zu bannen wußte, gewirkt. Eines seiner reifsten Werke, die „Kinder am Herbstfeuer", in dem der figürliche Teil mit dem landschaftlichen zu reinster Harmonie verschmilzt, hat die Münchener Pinakothek sich gesichert. Aber auch das Schweineprinzeßchen", in dem sein köstlicher Humor naiv liebenswürdig vorklingt, sein „Eremit und Teufel", worin er nach urdeutscher Art derbere Noten heiter anschlägt, stellen ihn in die erste Reihe der modernen Meister. Die von uns wiedergegebene Studie ist das letzte, unvollendet gebliebene Werk des Künstlers. Reformatorisch hat Langhammer die Illustration beeinflußt, in die er die malerischen Wirkungen hinüberträgt und das „Farbige" innerhalb des Schwarzweiß ahnen und empfinden läßt. Als Illustrator wie als Aktualitätenzeichner, wobei sein emsiger Fleiß und sein zuverlässiges Wesen nicht minder wie seine Fauftfertigkeit und seine Phantasie zur Geltung kamen, hat er Wertvolles geschaffen. Doch nicht nur die „Sezession" und ganz speziell die „Dachauer" verlieren in Langhammer einen ihrer besten Maler, die „Allotria" beklagt einen ihrer witzigsten Gesellschafter und gemütvollsten, formgewandtesten Dichter in dem plötzlich am Vorabend seines sechsundvierzigsten Geburtstages von einem Gehirnschlag Dahingerafften. Langhammer, der, zu Lützen geboren, nach seiner Vorbereitung an der Leipziger Kunstschule 1876 nach München kam, wo er an der Akademie unter Ferdinand Barth sich ausbildete und dann, von einer starken künstlerischen Intuition getragen, sich selbstständig weiterentwickelte, hat in den Annalen der Münchener Kunst wie im Herzen seiner Freunde, zu denen ohne Unterschied der Parteiung alle zählen, die ihm je näher getreten, eine Heimat gefunden, die ihm dauernd erhalten bleibt, wenn er auch auf Verlangen seiner Vaterstadt auf Lützener Boden bestattet ist. Aber auch ein äußeres Zeichen sinniger Pietät wird in dem mit seiner Büste geschmückten „Langhammerhain" zu Dachau ihm geweiht sein.



Arthur Langhammer.

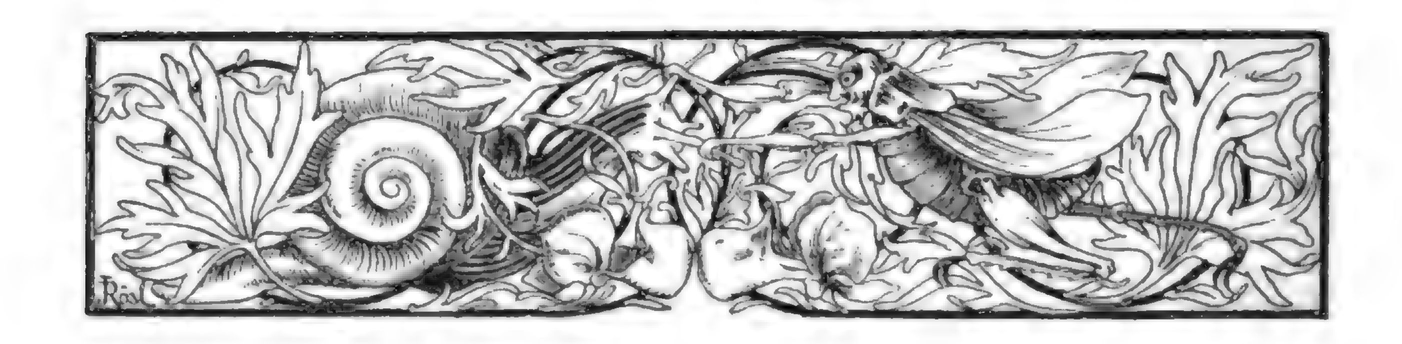
Alex Braun.





Arthur Langhammer

Dachauerin. (Studie.)



Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

„Irrgarten der Liebe“ nennt Otto Julius Bierbaum einen im Inselverlage (Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig) erschienenen Sammelband, der im wesentlichen das umfaßt, was er in den Jahren 1885 bis 1890 an größeren und kleineren lyrischen Dichtungen geschaffen hat. Manches in der Sammlung ist neu, das meiste jedoch den früheren Sammlungen „Erlebte Gedichte“, „Nĕmt, Frouwe, disen Kranz“, sowie den beiden Jahrgängen 1897 und 1899 des „Bunten Vogels“ entnommen. Den etwas verschnörkelten Titel erklärt der Dichter in seinen Widmungsworten an A. W. Heymel als eine poetische Floskel oder als eine Art Bilderrätsel, das er durch das eine Wort „Jugend“ hätte ersetzen können. Warum er die Floskel und nicht das einfache Wort gewählt, darüber giebt er keine Auskunft. Vielleicht liegt es in seiner Eigenart, seinem etwas nach dem poetischen Schnörkel und dem poetischen Bilderrätsel hinstrebenden Wesen. Nicht daß wir ihn nicht für einen wirklichen Dichter hielten; im Gegenteil, uns erscheint er als eines der frischesten, ja vielleicht das frischeste der Talente, die in den letzten Jahrzehnten ihre Stimme in dem deutschen Dichterwald erhoben haben; er ist ein Lyriker, der über die wesentlichsten Erfordernisse eines solchen, über Leidenschaft und Naturlaut, verfügt und dabei mit der unschätzbaren Gabe echten und herzerquickenden Humors ausgestattet ist. Nur entfaltet er diese Eigenschaften nicht immer in der gleichen Weise. Bei aller Frische der Empfindung wohnt ihm eine gewisse Neigung zur Stilisierung des Ausdrucks bei: er, der Moderne, kennt die Meister der alten Zeit und hat vielleicht eifriger als irgend einer seiner Mitstrebenden ihren Weisen gelauscht, und unwillkürlich mischte sich etwas von ihrer Art mit der seinigen. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht die offenbar von ihm selbst bestimmte archaisierende Ausstattung des vorliegenden Kleinoktavbandes: die von dem Worpsweder Heinrich Vogeler entworfenen zierlichen Leisten und Schlußstücke gehen um ein Jahrhundert zurück, der einen alten Pappband imitierende Umschlag um einen noch größeren Zeitraum und die eleganten Elzeviertypen um mehr als zwei Jahrhunderte. Das Altertümliche oder, richtiger wohl, das Altertümelnde dieses Buchschmuckes ist etwas Gewolltes und weist auf eine Neigung hin, die sich auch in dem poetischen Schaffen Bierbaums äußert, denn in diesem geht gleichfalls Gemachtes und Beabsichtigtes neben dem frisch aus der Seele des Dichters Hervorquellenden einher. Man vergleiche nur das Unvermittelte der Leidenschaft und die natürliche Farbenpracht der Schilderung in der kleinen Dichtung „Hoher Besuch“ mit dem etwas doktrinären Inhalt und der zwar schönen, aber gequälten Stimmungsmalerei in dem Hans von Gumppenberg gewidmeten „Gottesdienst“ oder die humoristischen Perlen „Das Lied vom verlassenen Lehmann“ und „Der lustige Ehemann“ mit dem dagegen als öde abfallenden „Lied im Lehnstuhl“. Damit soll der des Guten und Schönen, der lyrischen Gaben voll Duft und Wärme so viel bietende Dichter gewiß nicht verkleinert sein, nur möchten wir auf einen gewissen Zwiespalt in seinem Wesen und auf das Ungleichartige seiner poetischen Darbietungen aufmerksam machen. Vielleicht ist es ihm zum Unheil ausgeschlagen, daß er zu leicht und mühelos produziert; geht doch der Sammelband, der nur die Dichtungen einer fünfzehnjährigen Periode, und auch diese nur in Auswahl, wiedergiebt, an räumlicher Ausdehnung über den die gesamten Schillerschen Gedichte umfassenden der Schulzeschen Elzevierausgabe hinaus. An und für sich ist dem Bierbaumschen „Irrgarten“ nur eine recht weite Verbreitung zu wünschen, und er kommt in dieser Hinsicht sehr gelegen, das heißt gerade zu einer Zeit, da das „Bunte Theater“, das bekannte „Ueberbrettl“ Ernst von Wolzogens, auf seiner Kunstreise durch Deutschland für die Popularisierung des Dichters mehr wirkt, als es bisher sämtliche Ausgaben gethan haben. Zu diesem Unternehmen steht allerdings Bierbaum in einer ganz bestimmten Beziehung, da er es gewesen ist, der in seinem Roman „Stilpe“ zuerst die Idee des „litterarischen Variété“ ausgesprochen hat, wie es nunmehr durch Wolzogen verwirklicht worden ist. Es liegt daher eine gewisse ausgleichende Gerechtigkeit darin, daß das Wolzogensche „Ueberbrettl“ dem Irrgartendichter Freunde in stets weiteren Kreisen wirbt. Ein großer Teil der Irrgartenlieder ist übrigens den Mitgliedern des Wolzogenschen Künstlerkreises zugeeignet, so unter andern der „Lustige Ehemann“ Fräulein Bozena Bradsky, das Lied „Rosen“ der anmutigen Vortragskünstlerin Olga Destrée-Bettauer, das „Lied im Lehnstuhl“ Herrn Ernst Koppel und das „Lied vom verlassenen Lehmann“ dem ersten Kapellmeister und Hauskomponisten des „Ueberbrettls“, Herrn Oskar Straus.

Ein Uebergang von dem modernen Lyriker Bierbaum auf die vor mehr als fünfzig Jahren verstorbene Dichterin Annette von Droste-Hülshoff scheint ein großer Sprung zu sein, doch trügt in diesem Falle der Schein. Die westfälische Dichterin steht dem modernen Empfinden weit näher als viele der nach ihr aufgetretenen Sänger und Sängerinnen, und wenn sie in ihrem poetischen Schaffen das Gebiet der Romantik streifte, war dieses für sie doch nur ein Grenzgebiet, während die modernsten unsrer Modernen, wie wir es kürzlich erst angedeutet, wieder mit einer gewissen Vorliebe den Ritt in das „alte" romantische Land unternehmen. So sei denn hier einer Publikation gedacht, die wir unsern Lesern recht sehr ans Herz legen möchten: „Annette von Droste. Eine Auswahl aus ihren Gedichten. Mit einer Charakteristik der Dichterin herausgegeben von Wilhelm von Scholz" (E. Diederichs, Leipzig). Was an diesem Werkchen so angenehm berührt, ist die liebevolle Sorgfalt, mit welcher der Herausgeber sich seiner Aufgabe angenommen hat. Schon die vornehme typographische Ausstattung und der von Robert Engel herrührende Buchschmuck geben Kunde hiervon, mehr aber noch die Einführung, die der Herausgeber den mitgeteilten Dichtungen vorangehen läßt. Seine Charakteristik Annettes dürfte in jeder Weise zutreffen. Mit Recht erinnert er daran, daß sich der einst einer Freundin gegenüber geäußerte Wunsch der Dichterin, nach fünfzig Jahren erst gelesen zu werden, in einer tieferen Weise, als sie selbst es geahnt, erfüllt habe. Etwa fünfzig Jahre nach der Abfassungszeit jenes Briefes, so führt er aus, hat die moderne Kunst auf allen Gebieten etwas Neues errungen: ein unmittelbares freies Sehen. Die aus der Natur eindringende Stimmung schuf neue und schöne Eindrücke, wir erhielten den Impressionismus als künstlerische Auffassung. Diese Auffassung war aber dieselbe, von der Annette bereits ausgegangen. Sie war eine Impressionistin, bevor noch dieses Schlagwort ersonnen war, und sie war es im besten Sinne; sie war bereits eine Vertreterin der verfeinerten Kunst, wie wir sie jetzt haben, nachdem wir durch den rohen Naturalismus hindurchgegangen sind. „Wohl mancher," meint der Herausgeber, „wird sich noch daran erinnern, wie seltsam wirklich uns in den Gemäldeausstellungen neben den glatten Bildern der ‚alten Schule' die ersten impressionistischen Gemälde berührten. Man fühlte durch, diese Maler hatten sich endlich kritisch die Frage vorgelegt, was weiß ich nur von dem Ding, das ich malen will, und was seh' ich davon wirklich? Sie hatten, wie ihre Bilder bewiesen, hier sauber geschieden. So hatten nun die vielen Beschauer, denen das stoffliche Interesse über das künstlerische geht, die Unannehmlichkeit, sich in ihrem Sinne vor Vexierbildern zu befinden, die sie sich sorgsam im Detail zu entziffern bemühten, statt die verbindende Stimmung, die über den Bildern lag wie über einem Stück Natur, zu genießen." In derselben impressionistischen Weise wirken Annettes Gedichte auf uns ein: man muß ihre Stimmung erfassen, um den Gegenstand ihrer Darstellung zu verstehen. „Mir ist da," sagt der Verfasser, „ein besonders charakteristisches Bild für den Anbruch dieser neuen Kunstauffassung erinnerlich, das in ähnlicher Auffassung mehrmals wiederkehrte und den Eindruck des Neuen, zwingend Wirklichen in besonderem Maße machte: Dunstabend auf einem Landweg in der Heide; verschwommen, wie von dem aufsteigenden Nebel und grau sinkenden Dämmer umsponnen, nur mühsam erkennbar, ein Hirt, mit seiner Herde heimziehend; ein Glimmen im Nebel — die Pfeife des Hirten. Das Bild wirkte eigentümlich. Ein drückendes, ein schleppendes Gefühl ergriff den Beschauer, der die gleichmäßige Schwere empfand, mit der die Herde in diesem Dunst dahinzog. Die Bewegung der einzelnen Tiere war verschwunden, nur das Ganze schwamm langsam in der Ferne. — So impressionistisch wie der Maler dieses Bildes hat Annette von Droste gesehen. Wir finden genau dieselbe Stimmung bei ihr in Worten:

‚Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Herde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenscharen
Heimschwemmt im grauen Ozean.'"

Die westfälische Dichterin wurde eben von der Vorahnung einer neuen Kunstauffassung geleitet. Sehr bezeichnend für ihre „Modernität" ist übrigens auch der von dem Herausgeber mit Recht hervorgehobene Zug, daß sie ihre „Judenbuche" mit vollem Bewußtsein und unter Benutzung reiflicher Studien über das westfälische Volkstum als das geschaffen hat, was wir jetzt „Milieu-Novelle" nennen.

Daß wir in der vorliegenden schönen Ausgabe die Gedichte Annettes von Droste nur in einer Auswahl erhalten, ist zu billigen, der Eigenart der Dichterin wegen vielleicht sogar mehr als bei irgend einer andern poetischen Erscheinung. Annette von Droste gewinnt den Leser nicht leicht. Man wird von ihr, wie ja auch von der impressionistischen Kunst, im ersten Augenblicke eher abgewiesen als angezogen. Man muß, wie ihr jüngster Herausgeber von ihr sagt, mit ihr ringen mit dem Bewußtsein: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Dann wird man belohnt. Hat man sich an der Hand einer Auswahl aus ihren Gedichten mit ihrer Eigenart vertraut gemacht, dann wird man gern nach allen dichterischen Schöpfungen greifen, die sie uns hinterlassen hat. An der von dem Herausgeber getroffenen Auswahl haben wir nur eine einzige Ausstellung zu machen, das Fehlen der Ballade „Die einfältige Frau". Dieses Meisterwerk poetischer Erzählungskunst darf in keiner Sammlung Drostescher Dichtungen vermißt werden, zu welchen Einschränkungen man dabei auch immer gezwungen sein mag.

•

Als wir in unsrer letzten Rundschau die Uebersetzung von Lord Roseberys hochinteressantem Buche über Napoleons letzte Lebensjahre besprachen, ahnten wir nicht, daß dieser Publikation eine deutsche Ausgabe ihres wichtigsten Quellenwerkes, der Memoiren des General Gourgaud, fast unvermittelt folgen werde. Diese soeben in dem Verlage von Robert Lutz in Stuttgart unter dem Titel „Napoleons Gedanken und Erinnerungen, St. Helena 1815—18, von General de Gourgaud" erschienene Ausgabe ist allerdings nicht sowohl eine Uebertragung als eine in deutscher Sprache gehaltene Bearbeitung des Originalwerkes. Von unserm Standpunkt haben wir um so weniger etwas dagegen einzuwenden, als der einzige, für den die Originalgestalt der Gourgaudschen Aufzeichnungen vielleicht Wert hat, der Historiker von Fach ist und diesem ohnehin die Pflicht obliegt, auf die französische Originalfassung zurückzugehen. Jedenfalls stimmen wir mit dem Herausgeber, Dr. Heinrich

Conrad, darin überein, daß es bei einer für weitere Kreise bestimmten deutschen Bearbeitung des wertvollen Buches nicht darauf ankommen konnte, die ganze Misere, den ganzen Klatsch und Tratsch des Originals, in wortgetreuer Uebersetzung zu überliefern. Es würde in der That ein peinvolles Geschäft für den Schreiber und ein nicht minder peinvolles für den Leser gewesen sein. Mindestens die Hälfte der 80 (in der Bearbeitung auf etwas mehr als 20 zusammengedrängten) Druckbogen sind Variationen über die Themata: Empfindlichkeit, Mißgunst und Langweile. Gourgaud war gewiß die ehrlichste und anständigste Persönlichkeit in der Umgebung Napoleons auf St. Helena, er war ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, aber unleidlich eigensinnig, empfindlich und widerhaarig; die Verehrung für seinen gestürzten kaiserlichen Freund hatte etwas von der eines Kindes an sich, aber in ihre kindlichen Züge mischten sich auch die kindischen. Wie hoch Rosebery das Gourgaudsche Tagebuch schätzte, hat er selbst in den Worten ausgedrückt: „Sind wir mit der Lektüre desselben fertig, so steigen Zweifel in uns auf in Bezug auf all die andern von uns gelesenen Werke über jene Epoche, und wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß dieses der Wahrheit, der ungeschminkten Wahrheit am nächsten kommt.“ Mehr noch als durch diese Worte dürfte der englische Staatsmann seine Wertschätzung des Gourgaudschen Memoirenwerkes durch den von ihm gemachten Gebrauch desselben bekundet haben. Wir würden thatsächlich in Verlegenheit sein, wenn wir charakteristische Stellen aus dem Buche hervorheben wollten, denn die meisten der in Betracht kommenden finden sich bereits in unsrer letzten Rundschau als Citate aus dem Roseberyschen Buche. Ob der Titel „Gedanken und Erinnerungen“ gut gewählt ist, möchten wir nicht entscheiden; es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch ein Vergleich zwischen inkommensurabeln Größen nahegelegt wird, wenn andrerseits auch zuzugeben ist, daß der Titel des Bismarckbuches nicht Original, sondern Nachahmung einer im englischen Buchgewerbe verbreiteten Sitte ist. Napoleons Erinnerungen, wie Gourgauds Tagebuch sie wiedergiebt, umfassen die Hauptstationen seines bewegten Lebens und geben dabei häufig eine Selbstkritik seiner Handlungen, wie man sie unbefangener nicht wünschen kann. Man kann Napoleon gewiß nicht vorwerfen, daß er ein zu rücksichtsvoller Beurteiler seiner eignen Handlungen gewesen ist. Die Veröffentlichungen, die auf St. Helena unter seinen Augen oder nach seinem Diktat fertiggestellt oder verbreitet wurden, geben in der Regel seine Geschichte so, wie er sie aufgefaßt wissen wollte, was erklärlich ist und nicht Gegenstand eines Vorwurfs, als handle es sich dabei um Geschichtsfälschungen, zu sein braucht. Wo Gourgaud von diesen Darstellungen abweicht, darf angenommen werden, daß bei ihm das Richtige zu finden ist. Daß bei diesen Rückblicken Napoleons das „Hätte“, „Wäre“ und „Wenn“ eine große Rolle spielt, giebt ihnen noch einen ganz besonderen Reiz. Eigentümlich interessant sind auch des Kaisers scharfe Urteile über seine Familie, über seine Unterfeldherren und andre Mitarbeiter. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, aus ihnen gehe jedenfalls hervor, daß Napoleon selber für den intimen Kreis in Longwood die Notwendigkeit einer napoleonischen Legende nicht empfunden habe.

*

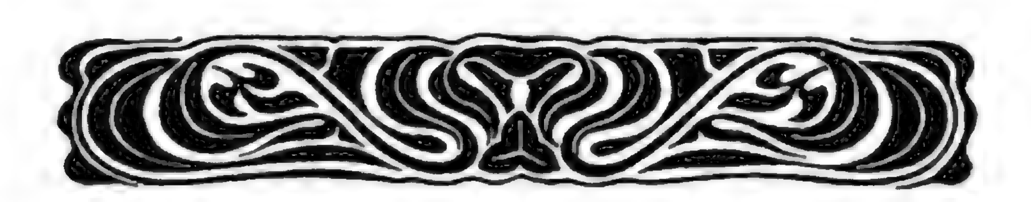
Der Roman „Foma Gordjejew“ von Maxim Gorjki (aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig) erscheint zu gelegener Zeit. Sind doch augenblicklich die Augen fast der ganzen zivilisierten Welt auf den russischen Dichter gerichtet, der, seit Monaten schon eingekerkert, in seiner Haft soeben von einer langen, schweren Erkrankung genesen ist. Neben Tolstoj gehört Gorjki entschieden zu den bemerkenswertesten Erscheinungen der modernen russischen Litteratur. Ungleich dem verehrungswürdigen Alten von Jasnaja Poljana ist er aus den untersten Schichten des Volks hervorgegangen, aber er teilt mit ihm das heilige Feuer seines Berufs, er ist ein Sittenschilderer, der bei seiner ungeschminkten Darstellung des Wirklichkeitslebens von einem tiefen sittlichen Motiv geleitet wird. Wenn er uns von der verkümmerten Lebensfreude der Enterbten der Gesellschaft und von ihren Leiden und Entbehrungen spricht, teilt er meist das mit, was er selbst erlebt hat. Früh verwaist, wanderte er von Handwerksstätte zu Handwerksstätte, es bald mit diesem, bald mit jenem Berufe versuchend, aber es in keinem zu etwas bringend. Fünfzehnjährig, lernte er erst ordentlich lesen; den Geschmack für die Litteratur brachte ihm ein Küchenchef auf einem Dampfer bei, auf dem er als Küchenjunge diente, aber die in ihm auftauchende Lesewut vermochte er nur an litterarischen Produkten der untergeordnetsten und heterogensten Art zu befriedigen. Sein unstetes Wanderleben setzte er auch noch fort, nachdem ein Advokat sich vorübergehend seiner angenommen hatte; er durchstreifte ganz Rußland und trieb alle möglichen Handwerke, bis er schließlich an dem des Schriftstellers hängen blieb. Sein Roman „Foma Gordjejew“ schildert die Verhältnisse, die er selbst als Holzhacker und Schiffsknecht im Wolgagebiet kennen gelernt hat. Sie sind wenig erfreulicher Art, denn sie drehen sich wesentlich um die rücksichtslose Aufsaugung des Landeswohlstandes namentlich der bäuerlichen Gegenden durch den Kaufmannsstand. Der Held der Erzählung ist selbst ein Kaufmannssohn, aber er verfällt dem Geschick, daß er als Schwächerer dem Stärkeren weichen muß, und der Stärkere ist derjenige, von dem er zuerst Schutz in seiner Schwachheit hätte erwarten sollen, sein Pate und Vormund. Foma lebt unter dem Druck erblicher Belastung, sein Vater ist ein Trunkenbold und seine Mutter eine mystische Schwärmerin gewesen. Er selbst strebt zum Guten, allein der Pate, äußerlich das Musterbild des ehrbaren Kaufmanns und frommen Kirchengläubigen, thatsächlich jedoch der Typus des rüsichtslosen Ich-Menschen, versteht in raffinierter Weise alle besseren Regungen in ihm zu unterdrücken, um Hand auf sein Besitztum legen zu können. Anfangs hat er gesucht, seinen Zweck durch Fomas Verheiratung mit seiner Tochter zu erreichen, und als dieser Plan fehlschlägt, bleibt ihm nichts übrig, als Foma geschäftlich und gesellschaftlich unmöglich zu machen. In dem gesellschaftlich Verfemten leben die Schattenseiten des Elternpaares auf; halb Trunkenbold, halb religiöser Schwärmer, geht er in langsamem Elend zu Grunde. Die psychologische Analyse der beiden Hauptfiguren des Romans ist ebenso meisterlich durchgeführt wie die lebensvolle Schilderung der Umgebung, in der sie sich entwickeln, von packender Gewalt vor allem der Schluß der Erzählung, die große Scene, in

welcher der heuchlerische Vormund es erreicht, den Schutzbefohlenen seinen Standesgenossen bei einem wüsten Gelage auf einem Wolgadampfer als den im Trunk verkommenen sozialen Reformator vorzuführen und ihn dadurch zum Gegenstande des bittersten Spottes und Hohnes zu machen. Das ethische Pathos, das als Grundnote das ganze Buch durchklingt, äußert sich hier in einem Stückchen grausigen tragischen Humors, wie es in der Weltlitteratur nicht so leicht zum zweitenmal anzutreffen sein möchte.

Mit seinem in deutscher Uebersetzung von A. Berger bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Roman „Juda, der Unberühmte“ dürfte der englische Schriftsteller Thomas Hardy in die Reihe der großen europäischen Erzähler eingetreten sein. War er uns bisher hauptsächlich als realistischer Schilderer des ländlichen und kleinstädtischen Lebens seines engeren Heimatlandes, der Landschaft Wesser, bekannt, so begegnet er uns in dem genannten Roman als der Darsteller komplizierter psychischer Probleme, als ein Menschenkünder und Menschenergründer moderner Art. Der Held der Erzählung ist ein armer, verwaister Bauernbursche, der nach höheren Zielen strebt, eine Art Dick Whittington auf geistigem Gebiet, dem aller Drang nach materiellem Gewinn fernliegt. Seine Geschichte ist die des schiffbrüchigen Idealisten, nur daß sich in diesem Idealisten ein Wandel seltsamer Art vollzieht. Sein Geschick wird auf das innigste mit dem eines weiblichen Wesens verkettet, das uns als der Typus der modernen Sensitiven entgegentritt. Juda und Suse sind Vetter und Base, ihre beiderseitigen Familien sind im Elend verkommen, und nur sie allein scheinen aus dem Sumpf, der ihre Umgebung bildet, emporzustreben. Die Neigung, die sich zwischen ihnen entspinnt, kommt allen, die sie kennen, wie das Natürlichste von der Welt vor, und doch will eine Art Fatum sie auseinanderreißen, als ob aus einer Verbindung zwischen ihnen notwendig Unheil erwachsen müsse. Beide sind unbedachtsamerweise ein Ehebündnis eingegangen, beide werden von den Fesseln desselben befreit, und beide finden sich endlich in natürlichem Liebesbündnis zusammen, doch nur, um so jäher wieder für immer voneinander getrennt zu werden. Und dabei reift ihr Schicksal lediglich in ihrer eignen Brust. Juda, der arme Steinmetzgeselle, der einst den Traum geträumt, zu studieren und ein berühmter Theologieprofessor zu werden, kann nur schwer den geistigen Horizont seiner Kindheit verwinden, wogegen in Suse sich ein freieres Denken und Empfinden Bahn gebrochen hat. Da geschieht das anscheinend so Befremdende: während Juda sich immer mehr zu der Gedankensphäre des geliebten Weibes emporringt, kehrt Suse unter den Bann des Kinderglaubens zurück. Die Art und Weise, wie der Dichter diesen Wandlungsprozeß schildert, ist ein Meisterstück psycho-physischer Entwicklungskunst. Der Held und die Heldin gehen daran zu Grunde, daß sie für die Verwirklichung ihrer Ideen um mehr als ein Menschenalter zu früh auf die Welt gekommen sind. Aber nicht nur die inneren Momente im Leben seiner Helden haben in Hardy einen vorzüglichen Darsteller gefunden, auch das Milieu des Romans tritt mit seltener Lebenstreue hervor, besonders das so eigen geartete Leben und Treiben der alten, uns unter dem Namen Christminster begegnenden Universitätsstadt Oxford. Sehr interessant sind auch die Streiflichter, die auf die weltliche und kirchliche Ehegesetzgebung in England fallen, auf die eigentümliche Art, wie dort eheliche Bande ihre Sanktion erhalten und derselben wieder entkleidet werden können, um erforderlichenfalls von neuem geknüpft zu werden. Der Held und die Heldin des Romans kommen in die Lage, eine Ehe, deren Auflösung sie durchgesetzt haben, schließlich zur Besiegelung ihres tragischen Geschicks wieder einzugehen.

•

Von den unter dem Namen der „Reisebegleiter“ allgemein bekannt und beliebt gewordenen, so hübsch mit künstlerischen Einbänden ausgestatteten Romanbänden der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart liegt wieder eine neue Serie vor. Es sei zunächst der Roman „Heidenstamm“ von W. Meyer-Förster genannt, eine in vornehmem Tone gehaltene Erzählung, die ihre Motive dem Offiziers- und Sportsleben entnimmt, in ihrer Darstellung mehrfach auf Vorgänge zurückgreifend, wie sie durch die sensationellen Spielerprozesse der jüngsten Zeit enthüllt worden sind. — Ernst Zahn entrollt uns in dem Roman „Herrgottsfäden“ eine ergreifende Familientragödie aus dem Bauernleben der Schweizer Gebirgswelt, fesselnd in ihrem Problem und nicht minder in der lebendigen Veranschaulichung ihres Schauplatzes. — Von den unter dem Gesamttitel „Kinder der Sonne“ zusammengefaßten Erzählungen von Antonie Andrea ist eine, „Zeichen und Wunder“, den Lesern dieser Blätter bekannt. Wie in dieser, so gelangt auch in den übrigen das italienische Volksleben bald von seiner ernsten, bald von seiner heiteren Seite in stets frischem, kräftigem Farbenvortrag zur Geltung. — Der historische Roman „Sidera cordis“ von Otto von Leitgeb, der zuerst in den vorliegenden Heften veröffentlicht worden ist, wird in der vornehm gehaltenen Buchausgabe allen denjenigen eine willkommene Gabe sein, die ihn wegen seines bleibenden Wertes in handlicher Gestalt ihrer Hausbibliothek einzuverleiben wünschen.





Ludwig Noster
Kaiser Wilhelm II. auf dem Promenadendeck der „Hohenzollern“.



Kaiser Wilhelm II. auf dem Promenadendeck der „Hohenzollern“.

Nachdem Kaiser Wilhelm II. am 8. Juli seine diesjährige Nordlandsreise angetreten, wird es für unsre Leser von doppeltem Interesse sein, das neueste Bildnis des Herrschers in Admiralsuniform kennen zu lernen, das, ausgeführt von Ludwig Noster, einem der Berufensten unter den Bildnismalern des Kaisers, zurzeit im Ehrensaale der großen Berliner Kunstausstellung zu sehen ist. Auch durch den Anlaß seiner Entstehung nimmt dieses Werk unter den zahlreichen Kaiserbildnissen eine besondere Stellung ein. Als der Kaiser vor fünf Jahren als Gast des Geheimen Kommerzienrats Krupp auf der Villa Hügel weilte, erschien er während einer Fahrt durch die Stadt Essen auf Anregung seines Gastgebers plötzlich in der Stadtverordnetenversammlung zur höchlichen Ueberraschung der über das Wohl ihrer Schutzbefohlenen beratenden Stadtväter. Es soll ein Augenblick freudiger Bestürzung gewesen sein, als einer der Direktoren Krupps plötzlich die Thür aufriß und in den Saal hineinrief: „Meine Herren! Seine Majestät der Kaiser!“ Der Kaiser verweilte einige Zeit im Kreise der Herren und unterschrieb auch das Protokoll der Sitzung. Zur Erinnerung an diesen Besuch hat Geheimrat Krupp das Bildnis gestiftet, das, wie alle derartigen Repräsentationsbilder, unter Mitwirkung des Kaisers entstanden ist. Er hat den Künstler selbst ersucht, nach Kiel zu gehen, um sich auf der „Hohenzollern“ eine passende Stelle zum Malen auszusuchen. Alles ist im Freien gemalt und dadurch der Eindruck höchster Naturwahrheit im Verein mit vollkommener Bildnistreue erzielt worden.

Das amerikanische Schulschiff „Hartford“.

Im Monat August wird im Hafen von Kiel das amerikanische Schulschiff „Hartford“ erwartet, das am 6. Mai von Port Royal in Südkarolina eine auf sechs Monate berechnete Uebungsfahrt nach Europa antrat. Die Fahrt ging über Plymouth, Christiania, Kopenhagen und Stockholm, und die Rückreise wird über Lissabon, Madeira und St. Thomas erfolgen. Die „Hartford“ war einstmals das Flaggschiff des berühmten Admirals Farragut, den die Nordamerikaner als ihren größten Seehelden feiern. Der Führer und Kommandeur des Schiffes ist Kapitän John M. Hawley.



Das amerikanische Schulschiff „Hartford“.

Chlodwig Fürst zu Hohenlohe †.

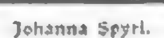
Zu Ragaz in der Schweiz, wo er Erholung und Kräftigung suchte, ist am 6. Juli Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der dritte Kanzler des Deutschen Reiches seit dessen Bestehen, entschlafen. Mit ihm schied ein Mann dahin, der zu Lebzeiten nicht den vollen Dank für alle Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, geerntet hat, von seiten vieler Parteien mußte er bis auf die Gegenwart die schärfsten Angriffe erdulden, und erst an seiner Bahre werden auch die Gegner seinem lauteren Charakter, seiner vornehmen Gesinnung und seinem redlichen Streben gerecht. Auf vormals kurhessischem Boden, zu Rothenburg an der Fulda, am 31. März 1819 geboren, griff Fürst Chlodwig als Reichsrat der bayrischen Ersten Kammer zum ersten Male in das politische Leben ein und bekundete von vornherein den deutsch-nationalen Standpunkt, auf dem er sein ganzes Leben hindurch verharrt hat. Als bayrischer Ministerpräsident (seit 31. Dezember 1866) trat er eifrig für die Verwirklichung der vollen Einheit ein, und durch die widerstrebenden Mächte zum Rücktritt genötigt, widmete er seine Kraft dem neuerrichteten Deutschen Reiche. Erst auf den schwierigen Botschafterposten in Paris berufen, übernahm er 1885 das Statthaltertum von Elsaß-Lothringen, in welcher Stellung er viel zur moralischen Eroberung der dem Reiche wiedergewonnenen Lande beitrug, und im Oktober 1894 folgte er dem Rufe Kaiser Wilhelms II., der ihn zum Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten ernannte. Bereits im fünfundsiebzigsten Lebensjahre stehend, übernahm Fürst Chlodwig nur ungern dies verantwortliche und sorgenvolle Amt, aber dem Wunsche des Kaisers mochte er sich nicht entziehen. Er hat wenig Dank davon geerntet. Obwohl von energischem Willen, vermochte er nicht die starken Gegensätze, besonders wirtschaftlicher Natur, auszugleichen, und es fehlte ihm die imponierende Persönlichkeit des ersten deutschen Kanzlers. Aber ein Verdienst muß ihm für alle Zeit die Nachwelt gönnen: an der Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens und an der freiheitlichen Entwicklung des Vaterlandes hat Fürst Chlodwig ruhmreichen, unvergänglichen Anteil.



Chlodwig Fürst zu Hohenlohe.

Johanna Spyri.

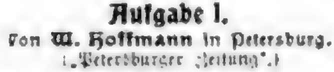
Im Alter von 74 Jahren starb in Zürich die bekannte Jugendschriftstellerin Johanna Spyri. Einer Familie Heußer von Hirzel aus dem Kanton Zürich entstammend, war sie eine Tochter der religiösen Dichterin Meta Heußer. Sie verheiratete sich mit dem Redakteur und nachmaligen Stadtschreiber Spyri von Zürich, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte. Im Jahre 1884 verlor sie fast gleichzeitig mit dem Gatten auch den einzigen Sohn, und seitdem führte die einsame Frau ein beschauliches, zurückgezogenes Leben. Hatte sie es sich zur Aufgabe gestellt, die Jugend zu erbauen und zu erfreuen, so werden die Erwachsenen sie nicht weniger vermissen als die Kinderwelt, wenn sie sich zurückerinnern an jene Zeit, wo sie sich selbst an den Schriften der jetzt Verstorbenen erfreuten. Und wer heute noch „Heidis Lehr- und Wanderjahre" oder ein andres Buch Johannas zur Hand nimmt, wird darin nicht nur noch Erbauung, sondern auch manche Erinnerung finden an jene Zeit, da er selbst jung war. Waren Johanna Spyris Schriften auch in erster Linie für die Jugend bestimmt, so sind sie doch derart lebenswahr und poetisch gehalten, daß man sie immer wieder gern liest, wenn einem auch der Lenz des Lebens schon längst entschwunden. Das Geheimnis ihres Erfolges bei der Kinderwelt liegt darin, daß sie nicht lehrhaft und gekünstelt sprach, sondern sich ganz in das Denken und Empfinden der Jugend hineinversetzen konnte und ihr dennoch die Menschen auch nach ihrem



Johanna Spyri.

Freiherr Heinrich Ludwig von Gleichen-Russwurm.

Gesichtskreise zu schildern verstand. Wenn es ihr gelang, in ihren Geschichten auch den schlichten Sinn des Volkes zu fesseln, so hat sie damit einer alten Forderung Theodor Storms recht gegeben, der sagte: „Wer für die Jugend schreibt, darf nicht für die Jugend schreiben".



Freiherr Heinrich Ludwig von Gleichen-Russwurm.

(Siehe das Porträt auf vorhergehender Seite.)

Mit dem in Weimar verstorbenen Freiherrn Heinrich Ludwig von Gleichen-Rußwurm ist der letzte Enkel Friedrich Schillers dahingegangen. Emilie von Schiller, die jüngste Tochter des Dichters, verheiratete sich im Juli 1828 mit dem bayrischen Kammerherrn Adalbert von Gleichen-Rußwurm, und als Sohn dieser beiden erblickte der nun Verewigte am 25. Oktober 1836 auf Schloß Greifenstein das Licht der Welt. Er widmete sich an der Weimarer Kunstschule der Malerei und hat sich als Landschafter einen angesehenen Namen erworben. Seit vielen Jahren Vorsitzender der deutschen Schiller-Stiftung, erwarb er sich ein unvergängliches Verdienst dadurch, daß er den auf Schloß Greifenstein aufbewahrten Nachlaß Friedrich Schillers dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar überwies.

Für müssige Stunden.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe I.

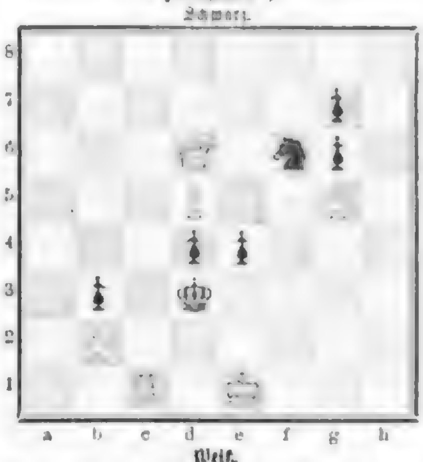
Von W. Hoffmann in Petersburg.
(„Petersburger Zeitung".)
Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe II.

Von G. Kissling in Bremen.
(„Reichsbote".)
Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe III.

Von W. Pauly in Bukarest.
(„Reichsbote".)
Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Partie Nr. I.

Gespielt im Korrespondenzturnier der „Nowoje Wremja" vom Januar bis September 1900. (Anmerkungen nach der „Düna-Zeitung").

Spanische Partie.

Weiß: Graf Ssergei L. Tolstoj in Moskau (Sohn des berühmten Schriftstellers L. Tolstoj).
Schwarz: E. Behting in Riga.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	**e7–e5**	18. Sf5×e7†	Dc7×e7
2. Sg1–f3	**Sb8–c6**	19. f2×e3	e5–e4![4])
3. Lf1–b5	a7–a6	20. Sf3–d4	De7×e5
4. Lb5–a4	Sg8–f6	21. Sd4–f5	g7–g6
5. Sb1–c3	Lf8–e7	22. Dd1–g4	Kg8–h8[5])
6. 0–0	b7–b5	23. Dg4–h4![6])	Sf6–h5![7])
7. La4–b3	d7–d6	24. Sf5–d4	f7–f5[8])
8. h2–h3	Sc6–a5	25. Dh4–h6[9])	Tf8–f6
9. d2–d3	Sa5×b3	26. Sd4–b3[10])	e4×d3
10. a2×b3	c7–c6[1])	27. c2×d3	g6–g5!
11. b3–b4	0–0	28. Dh6–h5[11])	De5×e3†
12. Lc1–e3	Lc8–b7	29. Tf1–f2	g5–g4!
13. Sc3–e2	Dd8–c7[2])	30. h3×g4	Tf6–h6
14. Se2–g3	c6–c5![3])	31. Dh5×f5	Lb7×g2!!
15. b4×c5	d6–d5	32. g4–g5[12])	Ta8–g8
16. e4×d5	Sf6×d5	33. Kg1×g2[13])	
17. Sg3–f5	Sd5×e3	Schwarz setzt in 3 Zügen matt.[14])	

[1]) Vielleicht verdiente hier 0–0 sofort den Vorzug.

[2]) Bei Sf6–d7 wäre wohl 14. d3–d4! geschehen, worauf Schwarz keine vorteilhafte Fortsetzung hat.

[3]) d6–d5 würde dem weißen Läufer das Feld c5 einräumen.

[4]) Wenn sofort De7×e5, so 20. d3–d4! mit guter Stellung für Weiß.

[5]) Lb7–c8 würde nach 23. Sf5–h6† Kg8–g7 24. Dg4–h4! zu nichts führen.

[6]) Falsch wäre hier 23. d3–d4 wegen g6×f5.

[7]) Die einzig richtige Entgegnung. g6×f5 ist, wie leicht ersichtlich, wegen 24. Dh4–f6† Kh8–g8 25. Tf1×f5 nicht angängig.

[8]) Das schwarze Spiel verdient nun, im Hinblick auf den rückständigen weißen Le3, den Vorzug.

[9]) Droht 26. Sd4×f5.

[10]) Ein Fehler, den Schwarz sofort zu einer entscheidenden Kombination ausnutzt. Am besten war hier wohl 26. Tf1–f2, worauf Schwarz das Spiel mit Ta8–f8 fortgesetzt hätte.

[11]) Falls 28. Dh6×g5, so Ta8–g8.

[12]) Die einzige Möglichkeit, die Drohung Th6–h1† nebst De3–h3 matt abzuwenden.

[13]) Es giebt keine Verteidigung mehr.

[14]) Durch Tg8×g5† 34. Df5×g5 De3–h3† 35. Kg2–g1 Dh3–h1.

Partie Nr. II.

Gespielt im Hauptturnier des Niederelbischen Schachbundes zu Eimsbüttel am 30. September 1900.

Spanische Partie.

Weiß: M. Sohège (Hamburg).
Schwarz: H. Süchting (Brackrade).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	**e7–e5**	12. f2–f3	Lg4–h5
2. Sg1–f3	**Sb8–c6**	13. Sc3–e2	Sc6–e5?[5])
3. Lf1–b5	Sg8–f6	14. Se2–g3	Lh5–g6
4. 0–0	d7–d6	15. f3–f4	Se5–g4
5. d2–d4	Sf6–d7[1])	16. f4–f5	Lf6×d4
6. Sb1–c3	Lf8–e7	17. Le3×d4	Dd8–h4
7. Lc1–e3	0–0	18. h2–h3	Sg4–h6[6])
8. Dd1–d2[2])	Le7–f6	19. Dd2–e3!	Lg6–h5
9. Ta1–d1	e5×d4[3])	20. Sg3×h5	Dh4×h5
10. Sf3×d4	Sd7–b6[4])	21. Ld4×g7	Tf8–e8
11. Tf1–e1	Lc8–g4	22. De3–f3	Aufgegeben.

[1]) Ein von Tschigorin in die Praxis eingeführter Verteidigungszug.

[2]) Weiß hat einen bedeutenden Vorsprung in der Entwicklung.

[3]) Es bleibt schließlich doch weiter nichts übrig.

[4]) Auch bei Sc6×d4 11. Le3×d4 Lf6×d4 12. Dd2×d4 steht Weiß besser. Es droht 13. Lb5×d7 nebst 14. e4–e5; falls 12. . . . . Tf8–e8, so 13. f2–f4.

[5]) Hiernach gelangt Weiß alsbald zu entscheidendem Angriff. a7–a6 war vermutlich besser. Schwarz hätte aber im vorhergehenden Zuge den Läufer statt nach h5 nach d7 zurückziehen sollen.

[6]) Bei Dh4×g3 19. h3×g4 geht der Lg6 verloren.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Das *erste Paar* zu den Erträgen
Gehört, die uns die *Dritte* bringt,
Und emsig gilt's die Hände regen,
Bis Mühe ihren Lohn erringt.

Der Mensch verwendet es zur Speise
In einem Grad kaum nennenswert,
Doch von Geschöpfen andrer Kreise
Wird's um so lebhafter begehrt.

Das *letzte Paar* an fröhlich Jagen
Dich mahnen will im grünen Wald;
Mag „Weidmannsheil!" dir Früchte tragen,
Bis langgedehnt Halali schallt.

Das *Ganze* hie und da noch spottet
Der Polizei und der Kultur,
Doch bald ist es wohl ausgerottet
Von jener bis zur letzten Spur. M. Sch.

Worträtsel.

1.

Gehüllt in Pelz steh' ich an beiden Rätselworten
Und seh' im raschen Flug an mir vorüberschweben
Gestalten jung und alt, beschwingten Fußes,
Ein köstlich Schauspiel trotz der großen Kälte.

2.

Jetzt ist der Frühling kommen und alles prangt in junger, schöner Pracht.
Gegriffen hab' ich da zum Wanderstabe und froh durchstreift Wald, Wiesen, Flur und Anger.
Da winkt dem Müden ein beschaulich Plätzchen.
Schon dehnt' ich wohlig meine Glieder aus im Grünen,
Da kamst du böses Rätselwort vereint und raubtest mir die Ruhe und den Frieden. E. L.

Umstellrätsel.

Aus je zwei der nachfolgenden Worte wird durch Umstellen der Zeichen eins gebildet, und wenn die richtigen gefunden, ergeben die Anfangsbuchstaben derselben eine lateinische Devise Schottlands.

Main, Heu	ein deutscher Badeort.
Pius, Eider	ein griechischer Dichter.
Elsa, Omen	ein König alter Zeit.
Dose, Kali	eine Morgenländerin.
Geier, Milano	eine Wissenschaft.
Muenden, Ei	mythologische gefährliche Persönlichkeiten.
Eli, Trommel	eine Blume.
Idol, Manen	ein Instrument.
Tante, Mops	ein Unterbau.
Neid, Ufer	ein trauriger Zustand.
Staunen, Reihe	eine Krankheit.
Nomaden, Pisa	ein griechischer Feldherr und Staatsmann.
Saul, Eid	ein ausländisches Dichterwerk.
Danae, Mord	Königstochter und Sternbild.
Arcole, Inn	ein neuer deutscher Besitz.
Persien, Reh	eine Feldblume.
Gas, Elen	ein afrikanischer Fluß.
Heil, Spange	ein deutscher Schriftsteller.
Ried, Nina	ein Volksstamm.
Oper, Tod	ein Zerstörungswerkzeug. M. Sch.

Scherzrätsel.

Wer den Dichter, den ich meine, fände?
Wie der Anfang, so ist nicht das Ende. E. Z.

Worträtsel.

Jüngst war im Theater das Rätselwort.
Mit einem Bekannten saß ich dort.
Vom Inhalt des Stücks, mußt' ich auch lachen,
Konnt' ich das Rätselwort mir nicht machen.

Wir sahn, als das Theater war aus,
Den Dichter sitzen im Kaffeehaus;
Mein Freund zu ihm mich hingeführt hat,
Und abermals fand das Rätselwort statt. F. M.-S.

Rätsel.

Süßen Duft kann sie nicht bieten,
Aber bunten Schmuck der Farben
Leih'n den Beeten noch die Blüten,
Wenn schon viele Schwestern starben.

Mußt sie kopf- und fußlos machen,
Sollen Menschen ihr entkeimen,
Die hier weinen und dort lachen,
Beides häufig im geheimen. M. Sch.

Buchstabenrätsel.

Mit M ein Nestor hoch verehrt im Reiche edler Kunst,
Doch W noch allgemeiner freut sich unbeschränkter Gunst.
M. Sch.

Silbenrätsel.

Die *Ersten* hier die Wünsche krönen
Und dort sind sie ein harter Zwang,
Mit dem allmählich zu versöhnen
Nicht selten wohl der Zeit gelang.

Als Wagnis gelten sie zwar immer,
Die Mehrheit aber es nicht scheut,
Groß ist die Zahl auch, die es nimmer,
Nicht klein, die bitter es bereut.

Wenn sich geheimer Not entringen
Die *Letzten* zagend, bang und schwer,
So mögen sie zu Herzen dringen,
Die ihnen sichern die Gewähr.

Das *Ganze* richtig zu gestalten,
Ein s schieb in die Silben ein,
Und was sie nun vereint enthalten,
Wird es nach deinem Sinne sein?

Fehlt auch der Duft, zu voller Blüte
Der Drang der Gegenwart es treibt,
Beim Glücksspiel aber eine Niete
Gewisser als ein Treffer bleibt. M. Sch.

Notizblätter.

China-Denkmünze.

Die von Professor Walter Schott in Berlin nach dem Entwurf Kaiser Wilhelms II. modellierte China-Denkmünze ist jetzt in der Stuttgarter Metallwarenfabrik von Wilhelm Mayer & Franz Wilhelm fertiggestellt worden. Die Vorderseite zeigt das von der Krone überragte kaiserliche „W" mit der Umschrift „Den siegreichen Streitern. 1900 China 1901", während die Rückseite die Ueberwindung des chinesischen Drachens durch den deutschen Aar darstellt. In erster Auflage sind von dieser Denkmünze 40000 Stück in legiertem Bronzegeschützmaterial und 5000 Stück in legiertem Stahlgeschützmaterial geprägt worden.

Briefmappe.

Moselblümchen. Wir schätzen Ihren fröhlich-feuchten Namensvetter sehr, aber so trocken wie Ihre Skizze darf er uns nicht kommen.

H. St. in Hamburg. Ihre „Lieder der Freiheit" sind so erschütternd, daß wir nur einige Strophen unsern Lesern darzubieten wagen:

Hinweg über Trümmer durch Schutt und Rauch,
Hinan zu den luftigen Höhen,
Ob man sich verwundet am dornigen Strauch,
Ob scharf auch die Stürm' uns umwehen.

Das macht ihn ja grade so süß den Sieg,
Daß wir ihn so bitter errungen,
Und daß wir auf schwer zu erklimmendem Stieg
Zum Gipfel empor uns geschwungen.

Das läßt uns die Reinheit der Höhenluft
Mit doppelter Wollust empfinden,
Bei des Thymians würzigem, frischen Duft
Die Dünste der Niederung schwinden.

L. B. in München. Besten Dank für die freundliche Mitteilung.

E. v. M. in St. Eine treffliche Anleitung erhalten Sie in der schon in siebenter Auflage erschienenen Schrift „Die Aquarellmalerei" von Max Schmidt, Professor an der Königlichen Kunstakademie zu Königsberg (Leipzig, Th. Grieben, ℳ 1,60). Zu Ausführungen über die Technik und ihre besondere Anwendung auf die Landschaftsmalerei gesellt sich eine Abhandlung über Ton und Farbe in ihrer theoretischen Bedeutung und ihrer Anwendung auf Malerei.

H. W. in L. Die Lebensskizzen und Porträts aller hervorragenden Führer und Staatsmänner der Buren finden Sie in dem Buche „Siegen oder Sterben" (Die Helden des Burenkrieges), das wir vor einiger Zeit ausführlich besprochen haben. In der Charakteristik der Personen, der von vielen Abbildungen begleiteten Schilderung von Land und Leuten ist es ein Buch von bleibendem Werte (Stuttgart, K. Thienemanns Verlag).

M. Bl. in W., G. F. in M., R. v. D. in H., K. G. in Berlin, Otto L. in Wien, O. R. in Budapest, F. v. C. in R., Amanda A. in H. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur.
Ernst Schubert in Stuttgart.



Zum Artikel „Die Pariser Camelots“ S. 161.

P. Kauffmann

Pariser Besen- und Schwammhändler.

Römisches Fieber.

Roman

von

Richard Voss.

(Fortsetzung.)

X.

Alte Römer.

Um der Berliner Geheimratstochter möglichste Ehre zu erweisen, putzte sich Prisca zu dem Besuch nach Kräften heraus und machte sich dann auf den Weg.

Es war Nordwind und grimmig kalt. Selbst Priscas hell glühende Begeisterung mußte zugeben, daß der Mensch auch in Rom gehörig frieren konnte; und sie bedauerte lebhaft, Muff und Pelzkragen in München zurückgelassen zu haben. Das Glöcklein hatte jedoch bei dem Gedanken, nach Rom Muff und Pelzkragen mitzunehmen, vor Entrüstung geradezu Sturm geläutet.

„Aber ich bitte dich, liebe Lange, du wirst damit in Rom einfach ausgelacht!"

Und ausgelacht zu werden, war für das arme lächerliche Glöcklein eine entsetzliche Sache; nur eines konnte noch schrecklicher sein: beim Cercle von den höchsten Herrschaften geschnitten zu werden.

Der Knabe Checco mußte die Neue bei der Signorina feierlich anmelden, welche Zeremonie er mit der Gewandtheit eines erfahrenen Hoflakaien ausführte. Er blieb lange aus und kehrte zu der im Garten wartenden und vor Frost zitternden Prisca mit dem Bescheid zurück: es würde der Signorina sehr angenehm sein.

Dann schilderte er mit den Gesten und der Mimik eines Komikers par excellence die Scene, wie die Signorina mit dem San Sebastian, der zufällig bei ihr war, Rat abgehalten, und wie darauf die beiden alten Römer einen feierlichen Empfang der Neuen vorbereitet hatten. Padre Angelico wollte in das Atelier seiner Freundin etwas Ordnung bringen und sogar abstäuben, was jedoch das Fräulein absolut nicht gelitten hatte.

Halb neugierig, halb befangen betrat Prisca das Atelier ihrer Landsmännin, fand jedoch nur die Dame anwesend.

Die Geheimratstochter empfing sie mit steifer Würde in einem abgetragenen schwarzen Merinokleid, einem schwarzen Spitzentüchlein um den ergrauten Kopf, am Arm den bewußten famosen Pompadour.

Sie mochte ehemals eine sehr reizende Dame gewesen sein, die jedem Berliner geheimrätlichen Salon zur Zierde gereichte; jetzt war sie, trotz der stattlichen Haltung, ein vertrocknetes Geschöpf, das etwas Verkümmertes, ja Verkommenes hatte. So wenigstens war Priscas erster Eindruck; und das Mitgefühl, das sie sogleich für die deutsche Kollegin empfand, wuchs augenblicklich zu einem warmen, starken Mitleid. Verfehlte Hoffnung, schwere Enttäuschung, langes, tief verschwiegenes Leid, heimlich erduldete große Not — von allen diesen trostlosen Dingen erzählte das würdevolle, welke Gesicht des armen alten Fräuleins eine lange, traurige Geschichte.

Prisca wurde mit dem steifen Anstand des ersten Empfanges auf einen Gegenstand, der einen Diwan vorstellen sollte, zum Sitzen genötigt; Fräulein Friederike Baumbach nahm neben ihr Platz, hielt sich kerzengerade und leitete alsdann mit der Neuen, die sicherlich nicht die mindeste Befugnis hatte, nach Rom zu kommen, das Gespräch ein.

„Also, Sie sind aus München?"

Prisca mußte einräumen, daß sie aus dieser Stadt sei.

„Und Sie sind Malerin?"

Auch das konnte Prisca nicht leugnen.

„Und Sie kamen nach Rom? . . . Mein Gott, jetzt kommt alle Welt nach Rom, seitdem es überall Eisenbahnen giebt. Mein alter Freund Peter Paul — Sie werden ihn kennen lernen, ein großer Künstler, der eines Tages weltberühmt sein wird — kam mit dem Vetturin von Viterbo durch die Porta del Popolo hier an. Das waren damals andre Zeiten! Aber davon können Sie sich natürlich keine Vorstellung machen. Ueberhaupt — was wissen denn diese Neuen von Rom? Von Roma vecchia, wissen Sie!"

Prisca gestand schüchtern, daß sie nichts davon wüßte — gar nichts! Und daß ihr das schrecklich leid thäte; daß sie hoffte, von Fräulein Baumbach etwas davon zu erfahren. Es würde sie so interessieren!

Die Geheimratstochter schaute aus ihren matten Augen auf das Münchner Kind, welches gar nicht so übel zu sein schien. Wenn es sich nur nicht in den Kopf gesetzt hätte, ebenso wie alle Welt auch, gerade nach Rom zu kommen.

„Lieber Gott, was wollen Sie denn eigentlich in Rom?"

Prisca begann, sich ganz schuldig zu fühlen. Ja, was wollte sie eigentlich in Rom?

Schüchtern legte sie das Geständnis ab, daß sie hergekommen sei, um in Rom zu malen.

„Zu malen!“

Es sollte ein Auflachen sein, klang jedoch mehr wie ein ersticktes Stöhnen. Prisca war erschrocken zusammengefahren, so schrill und dabei so tief schmerzlich war der Ton gewesen.

Eine Pause entstand.

Während derselben ließ Prisca ihre Augen durch das Atelier der Berlinerin schweifen ... Also so sah es bei einer alten Römerin aus! Fetzen von verschossenen Stoffen garnierten die Mauern, Lappen von alten Teppichen lagen auf dem häßlichen, selten gesäuberten Fußboden aus Ziegelsteinen. Fetzen und Lappen auf Kisten und Kasten, hingen als Draperie an dem schmutzigen Fenster, über dem feuerlosen Kamin; Fetzen und Lappen überall, wo Armseligkeit verdeckt werden sollte. Und zwischen den vielen, vielen bunten Fetzen und Lappen, aus denen sozusagen die ganze Einrichtung der alten Römerin bestand, bemalte Tamburins und bunte Wasserkrüge mit verstaubten Palmenblättern, mit verstaubten Cypressen-, Oel- und Steineichenzweigen, verstaubten Disteln, Kannenrohr und Tiberschilf.

Dann ein Museum antiker Marmorstücke, Thon- und Glasscherben, in dem großen schwarzen Pompadour mühselig herbeigeschleppt: ein Stücklein vom alten Rom.

Ja, und dann die Bilder! Alle die unverkauften Kopien der völlig talentlosen armen Berliner Geheimratstochter ... Kopien von Tizians „Irdischer und himmlischer Liebe“, von Guido Renis „Aurora“, von Carlo Dolces „Heiliger Agnes“, Raffaels „Fornarina“ und von dem populärsten römischen Frauenbildnis: der unglückseligen, holden Beatrice Cenci. Kopien der Beatrice Cenci zu Dutzenden, in allen Größen!

Prisca überlief ein Schauder. Sie war ganz blaß geworden, so blaß, daß Fräulein Baumbach besorgt fragte, ob sie sich unwohl fühle.

„Es ist so kalt.“

„Kalt? Aber, meine Liebe, wie können Sie es kalt finden? Kalt in Rom! Ich lebe volle dreißig Winter hier und habe es noch niemals kalt gefunden. Wenn Sie es schon jetzt und bei mir hier kalt finden, werden Sie sich niemals eingewöhnen. Da hätten Sie besser gethan, in Ihrem München zu bleiben, wo ja wohl die vielen modernen Kunstausstellungen sind und alle die modernen Maler wohnen. In Rom friert der Mensch nicht. Merken Sie sich das!“

Prisca, deren Schuldbewußtsein wuchs und wuchs, senkte ganz verzagt den Kopf. Aber nur einen Augenblick. Dann sah sie aus ihren mächtigen, strahlenden Augen der niemals Frierenden lächelnd ins Gesicht, faßte, ehe diese sich dessen versah, ihre beiden Hände und drückte sie herzhaft.

Wie eisigkalt diese armen, fleißigen Hände waren, die alle diese vielen, vielen unverkauften Kopien gemalt hatten! Ganz erstarrt und steif vor Frost, trotzdem der Mensch in Rom nicht fror. Zugleich entdeckte Prisca auf dem Tisch einen kleinen Henkeltopf aus glasiertem Thon. Das Gefäß füllte Asche, in deren Mitte einige verglühende Kohlen funkelten.

Es war dies jedenfalls der „Ofen“, der die alte Römerin seit dreißig Jahren wärmte, bei dessen Glut sie niemals fror!

Ganz verdutzt durch den plötzlichen herzhaften Händedruck der Neuen, die auch nach Rom gekommen war, um in Rom zu malen — wozu sie sicher durchaus keine Befugnis besaß —, wollte die Geheimratstochter sich noch steifer auf ihrem mit Kissen belegten und mit Fetzen bedeckten, einen Diwan repräsentierenden Koffer in die Höhe richten. Aber Priscas Augen waren zu groß, ihr Blick zu glanzvoll, ihr Lächeln zu heiter, um solche zeremoniöse Pose zuzulassen. Und so geschah es, daß Fräulein Friederike Baumbach die jungen, trotz des Frostes lebenswarmen Hände in ihren vor Kälte ganz blauen Fingern behielt und mit einem eigentümlichen Zucken der welken Lippen dem Eindringling in das von Mitgefühl und Güte leuchtende, so unschöne und doch so schöne Gesicht blickte. Dabei rief sie aus:

„Lieber Gott, Sie scheinen ja eine ganz nette junge Dame zu sein! Wenn Sie doch nur nicht hergekommen wären, um hier zu malen ... Verzeihen Sie einer alten Römerin, sie meint es gut mit Ihnen,“ setzte sie fast herzlich hinzu.

Die Bekanntschaft des Herrn Peter Paul machte Prisca an diesem für sie so denkwürdigen Vormittage nicht. Fräulein Friederike entschuldigte ihren langjährigen Freund:

„Er hat mich zwar heute vormittag ausnahmsweise in einer wichtigen Angelegenheit besucht; aber fremde Menschen sieht Peter Paul um diese Zeit nie. Es würde ihn ganz aus der Stimmung reißen. Und wenn er nicht in Stimmung ist, kann er nicht arbeiten. Stimmung ist bei Peter Paul alles. Und wo auf der Welt könnte er diese leichter finden als in Rom? Darum ist Rom auch der einzige Ort, wo er ...“

Mitten im Satze brach sie ab, als wäre sie im Begriff gewesen, dieser wildfremden Person ein Geheimnis zu verraten. Sie nahm eine wo möglich noch hoheitsvollere Haltung an und fuhr mit ihrer würdevollsten Miene zum Lobe ihres Freundes fort:

„Er läßt in sein Atelier niemals sogenannte Romreisende ein; darum ist er auch lange nicht so bekannt, als er verdient. Er ist stolz. Ein stolzer Künstler hat es natürlich viel schwerer, bis er durchdringt. Aber mein Freund wird durchdringen! Ueberhaupt — ginge es auf der Welt gerecht zu, so müßte er längst ein berühmter Mann sein. Nun, das thut weiter nichts. Peter Paul ist darum doch ein großer Künstler. In seinen San Sebastian-Darstellungen ist er unerreichbar. Sie werden ja selbst sehen. Er wird sich gestatten, Ihnen seine Aufwartung zu machen, was er eigentlich noch niemals gethan hat, indem er noch mehr als ich es vermeidet, fremde



Menschen kennen zu lernen. Noch dazu Deutsche! Und vor allem Künstler! Verzeihen Sie, liebes Fräulein; aber wenn Sie erst vierzig oder auch nur dreißig Jahre in Rom gelebt und die deutschen Künstler in Rom kennen gelernt haben, werden Sie unsre Zurückhaltung begreifen. In Rom braucht der Mensch überhaupt keinen Verkehr. Werden Sie glauben, daß wir: ich, die ich schon dreißig Jahre, und Peter Paul, der schon vierzig Jahre hier lebt, eigentlich noch immer nicht gut Bescheid in Rom wissen? Man braucht dazu mehr als ein Menschenleben. Hüten Sie sich also vor der Einbildung, daß Sie sich sobald auch nur annähernd hier auskennen werden."

Prisca versprach ihr möglichstes, sich von diesem Wahn freizuhalten, eine Versicherung, die Fräulein Friederike sehr wohlwollend aufnahm.

„Ich sehe, Sie werden einmal eine Ahnung bekommen von dem, was Rom ist, was es immer noch bedeutet, trotz aller Verwüstungen dieser modernen Barbaren, die sich die neuen Römer nennen, und die verdienen, durch die Verachtung der ganzen gebildeten Welt gebrandmarkt zu werden. Die Bedeutung Roms nach einer Reihe hier verlebter Jahre auch nur zu ahnen, ist ein köstliches Glück. Ihnen werden die Augen aufgehen, wenn Sie erst gelernt haben, sie in Rom zu gebrauchen. Das erste ist, daß Sie sehen lernen müssen. Lassen Sie sich also um Himmels willen nicht einfallen, hier gleich zu malen. Fangen Sie nicht eher mit dem Malen an, als bis Sie sehen lernten. Also vielleicht in drei bis vier Jahren! Aber daß Sie überhaupt malen wollen?... Mein liebes Fräulein, ich meine es wirklich gut mit Ihnen."

Prisca fühlte das. Und weil sie das warme Gutmeinen der armen Geheimratstochter erkannte, so konnte sie nicht verhindern, daß ihr etwas beklommen zu Mute ward; „wieder einmal," wie sie sich selbst ausschalt. Als sie nach einem fast herzlichen Abschied durch die Rosen- und Lorbeerhecken nach ihrem geliebten, aber ach! so kalten Studio zurückging, ward ihre Seele von einem Frosthauche durchweht, den sie aus dem Zimmer der Berlinerin mit sich genommen hatte, und alle Pracht der Blüten ringsum, aller Glanz des sonnigen Tages kam ihr unwahrscheinlich vor wie märchenhafte Dinge. Und immer wieder tönte es in ihrem Innern nach: ‚Erst Rom sehen lernen und dann erst...' Und auch dann hätte sie, die Kleine, Armselige, Zwerghafte, in dem Rom eines Michelangelo, eines Raffael keinen Pinsel anrühren dürfen.

So riet ihr jemand, der es gut mit ihr meinte und der es wissen mußte. —

Genau nach der Regel der guten Welt wurde Priscas Visite den zweiten Tag darauf erwidert. Fräulein Friederike erschien in einem schwarzen Federhut und einer schwarzen, mit langen Seidenfransen besetzten Mantille nach der Mode der sechziger Jahre. Sie wurde von Herrn Peter Paul begleitet, der in einem kaffeebraunen, altväterischen Leibrock prangte und einen grauen, breitrandigen Filzhut bei sich führte, eine Form der Kopfbedeckung, wie sie die Häupter der Rompilger zu Anfang des Jahrhunderts geziert hatte.

Selbstverständlich trug der alte Herr bis auf die Schultern herabfallendes Haar. Es war schneeweiß und umrahmte ein feines, rosiges Gesicht mit einem Kinderausdruck und hellen, unschuldigen Augen. Zu diesem liebenswürdigen Antlitz, an dem Prisca sogleich ihre herzliche Freude hatte, paßte die zarte und zierliche Gestalt des alten Römers ausnehmend gut.

Auf den Besuch vorbereitet, hatte Prisca die deutsche spießbürgerliche Ordnung und Sauberkeit, die in dem im übrigen sehr öden Raum herrschte, dadurch zu erhöhen gesucht, daß sie ihr bereits am dritten Tage — man denke! — in Rom angefangenes Bild „Römischer Lorbeer mit Rosen" und sämtliche aus München mitgebrachten Skizzen voll ängstlicher Scheu versteckt hatte: aus Feigheit, wie sie sich ehrlich gestand. Auf dem Tische prangte als einziger Schmuck in einem hübschen, bunten Thonkrug, den Checco für das Dreifache seines Wertes für seine Signorina eingehandelt hatte, ein mächtiger Strauß frischen Grüns, dessen Knospen — es war noch nicht erblühter Laurustinus — rosig glänzten.

Das Gespräch kam natürlich auf Rom, auf die alten Römer, die alten Zeiten, die alten Künstler, die alten Ideale. Herr Peter Paul plauderte allerliebst von diesen Dingen, mit einem feinen, hellen Stimmchen in der Sprache seiner Heimat, die er in Rom verleugnete, wie auch die Tochter des Herrn Geheimrats trotz ihres Berliner Dialektes sich durchaus als echte Römerin fühlte. Prisca fiel auf, wie sehr gerade diese beiden das ihrer Nationalität Eigentümliche beibehalten hatten, so daß beide noch jetzt als Typen ihrer Heimat gelten konnten.

Einigemal schwenkte die Unterhaltung von Rom ab, was Prisca benutzte, um ein Wörtlein zu Ehren ihres lieben, alten Münchens einzuschalten, wobei sie auch das dortige Kunsttreiben berührte. Sie nannte die gefeierten Namen Lenbachs und Stucks und sprach von der Sezession und deren siegreichen Kämpfen. Da sie von diesen scharfen Tagesfragen sich selbstredend ganz fern gehalten hatte, für sich nichts andres verlangte, als ihr Talent voll ausleben zu lassen, und da sie ferner alles gelten ließ, was mit wirklichem Können dargestellt und zugleich ehrlich empfunden war, so redete sie von dem deutschen Kunstwesen mit leidenschaftsloser Objektivität, freudig anerkennend und nur ungern und zaudernd absprechend.

Bald jedoch wurde sie aus ihrem ruhigen Wesen aufgeschreckt, indem sie gewahrte, wie Fräulein Friederike ihr verstohlen heftige Zeichen machte, sie bittend, zu schweigen. Als sie in ihrer Verwirrung ihren andern Besuch ansah, erschrak sie über den Ausdruck, den das feine Greisenantlitz plötzlich angenommen hatte. Unruhe, Angst und noch ein andres, wofür Prisca nicht gleich



L. Perrault
Am Bache.

den Namen fand, malte sich auf den Zügen des alten Heiligenmalers in solcher Stärke, daß sie sogleich verstummte.

Um das Peinliche der Situation zu mildern, erklärte Fräulein Friederike in möglichst gleichgültigem Tone:

„Sie sind, ich muß es Ihnen wiederholen, noch vollständig unbekannt damit, wie der Mensch, für den Rom keine Stadt mit Ruinen, sondern ein erfülltes Ideal bedeutet, hier lebt, wie wir, Herr Peter Paul und meine Wenigkeit, hier leben. Uns beiden bedeutet Rom die ganze Welt. Sie sprachen von Lenbach und Stuck, von Sezession und so weiter. Mein Gott, wir beiden wissen kaum, wer Lenbach und Stuck sind, und was für ein Wesen die Sezession in München ist. Wir kümmern uns nicht um diese Menschen und diese Dinge. Wir kümmern uns nur um Rom, um unser Rom! Peter Paul malt seit vierzig Jahren seine lieben, herrlichen Heiligen, besonders seinen unübertrefflichen San Sebastian — Sie sind darin unübertrefflich, mein Bester! — und meine Wenigkeit kopiert seit dreißig Jahren Raffael und Guido Reni, Tizian und Lionardo da Vinci.

„Das sind Namen, das waren Männer, das ist Kunst! Und das bleibt ewig Kunst, das einzig und allein.

„Wir wissen hier also von keiner modernen Zeit; ausgenommen das eine, daß sie eine Barbarin ist und Rom zerstört hat. Wir wissen hier von keiner modernen Richtung. Sie haben mit dem ewigen Wesen Roms nichts zu thun. Auch Sie, mein liebes Fräulein, sind absolut kein moderner Mensch, wenn Sie sich vielleicht auch einbilden, ein solcher zu sein. Sie sind ein so unmoderner Mensch, daß Sie verdient hätten, mit dem Vetturin von Viterbo nach Rom gekommen zu sein, anstatt mit dieser abscheulichen Eisenbahn. Deshalb eben gefallen Sie Herrn Peter Paul und meiner Wenigkeit. Ich hoffe, wir werden gute Bekannte; und Sie werden mit unsrer Hilfe wenigstens einmal ahnen, was Rom ist. Nur thun Sie uns beiden alten Römern den großen Gefallen, zu uns nicht von Menschen und Dingen zu sprechen, die uns hier ganz und gar nichts angehen, und die wir hier bei unserm Rafiael und Guido Reni, im Vatikan und auf dem Palatin, in der Campagna und in Frascati absolut nicht brauchen können."

Diese bedenkliche Rede hielt die alte Dame mit so heiliger Ueberzeugung, solchem fanatischen Glauben an das Dogma: Rom sei das Universum, daß Prisca nichts zu entgegnen vermochte. Aber ihre lebenswarme Seele fühlte sich durch das gespenstische Wesen der zwei alten Römer angeweht wie von einem Geisterhauch.

XI.

Der schönste und der hässlichste der Männer.

Den jungen Siegfried, im gewöhnlichen Leben Arthur Freiherr von Schönaich genannt, sah Prisca tagtäglich. Es geschah gar nicht zu ihrer besonderen Freude; denn so oft sie ihn erblickte, mußte sie sich über ihn ärgern.

Es war nicht zu beschreiben, mit welchem wohligen Behagen der „schönste der Männer" seinen scheußlichen Alten mitten im Sonnenlicht malte. Ein Schwelgen in Häßlichkeit war's.

Sie wollte den Menschen, der ihr das herrliche Rom in so schnöder Weise entweihte, gar nicht ihrer Beachtung würdigen; sie vermied seinen Anblick, wo sie nur konnte, und machte weite Umwege, um ihm im Garten nicht zu begegnen. Mußte sie jedoch einmal an seiner gewaltigen Leinwand, die so frech durch das Grün des Lorbeers und die Gluten der Rosen glänzte, und an ihm selber vorbei, so that sie es ohne aufzusehen und wo möglich ohne ihn zu grüßen.

Dafür grüßte der Schöne sie. Und er grüßte sie so strahlend heiter, mit solchem Sonnenglanz in seinen Blicken und seinem Lächeln, als hätte er nur auf sie gewartet und wäre nun glücklich, sie grüßen zu können. Ja, er ahnte so wenig die antipathischen Empfindungen, die er seiner Münchner Kollegin einflößte, daß er sie in fröhlichster Harmlosigkeit anredete, sie dadurch zwingend, ihn zu beachten, ihn wieder zu grüßen, wohl gar bei ihm stehen zu bleiben und einige Worte zu erwidern, freilich in möglichster Kürze, mit Unfreundlichkeit.

Er schien dieses feindselige Wesen seiner Reisegefährtin gar nicht zu bemerken. Jedenfalls schreckte es ihn durchaus nicht ab, unbefangen von diesem und jenem zu plaudern, von Prisca höchst unbedeutend erscheinenden Dingen. Er that, als befänden sie sich nicht auf einer zauberischen Höhe oberhalb Roms, sondern irgendwo in der gleichgültigsten Gegend der Erde, und schien im übrigen mit sich und seiner Kunst, mit Gott und der Welt unendlich zufrieden zu sein.

Die einzige Genugthuung, die sich Prisca diesem Gebaren gegenüber verschaffen konnte, war, daß sie sein Bild, jenen greulichen Alten, vollkommen ignorierte.

‚Nein, diesem Menschen wird Rom nichts anhaben können, weder im Guten noch im Bösen,' dachte sie voll verächtlicher Entrüstung. Dann wieder mußte sie gestehen: ‚Es ist wirklich schade um ihn. Uebrigens, was geht's mich an? Ich kann mit gutem Gewissen den Pharisäer spielen und sprechen: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser.'

Wie erstaunte sie daher, als der schönste der Männer und verächtlichste der Künstler die Artigkeit — sie nannte es Keckheit — besaß, in aller Form ihr einen Besuch abzustatten, weil sie nun doch einmal Landsleute, Kollegen, überdies Reisegefährten wären.

Prisca bemühte sich, ungemein gehalten zu sein, ungemein hoheitsvoll, wie ihre kleine Hofdame diese Miene und Pose ihrer Prinzeß mit großer Genugthuung nannte. Aber Signor Arturo war wiederum dermaßen unbefangen, dermaßen sonnig und liebenswürdig, mit einem Wort: eigentlich

geradezu bezaubernd, daß Priscas Herbigkeit zusehends schwand, nicht anders wie deutscher Schnee unter römischer Sonne, und sie sich schließlich dabei ertappen mußte, wie sie mit ihrem unerwünschten Besuch auf das vertraulichste plauderte. Sie machte kaum diese Entdeckung, als sie schon fühlte, wie sie vor Aerger über sich selbst bis über die Stirn errötete. Aber das Unglück war geschehen und ein scheinbar freundschaftlicher, ja herzlicher Verkehr zwischen den beiden angebahnt, von ihrer Seite allerdings unfreiwillig, wie sie mit dem Versuch, sich zu entschuldigen, immer von neuem sich sagte. Auch war es ja undenkbar, gegen einen Gast unhöflich zu sein. Aber sogar diese Entschuldigung ärgerte sie. Jedenfalls wollte sie dafür sorgen, ihren Fehler baldmöglichst wieder gut zu machen; sie würde ein nächstes Mal kühl ablehnend sein. Gleich darauf schalt sie sich: ‚Wäre das wohl anständig und eines ehrlichen Menschen würdig? Pfui, schäme dich, Prisca!‘

So kam es, daß „der schönste der Männer“ und ein häßliches Mädchen sehr schnell gute Freunde wurden. Doch versäumte Prisca nicht, den Signor Arturo immer wieder ihre Meinung über seine Malerei wissen zu lassen und ihm ihre volle Verachtung seiner fanatischen Liebe für das Häßliche ins Gesicht zu schleudern.

Aber Signor Arturo wurde nach solchen Scenen jedesmal — so deuchte es der empörten Prisca — nur um so strahlender. Es war unerträglich.

Wie sie sich über ihn ärgern mußte! Und dann wieder darüber, daß sie sich ärgerte.

*

Auch jenen andern deutschen Mitbewohner der Kolonie, den gewissen Signor Carlo, jenen wahren Michelangelo, für den der Knabe Checco eine so große Geringschätzung, Prisca jedoch eine förmliche Hochachtung fühlte, lernte sie kennen.

Eines Abends — es war kurz vor Weihnachten — ließ Fräulein Baumbach bei ihr anfragen, ob sie nicht nachbarlich zu einer Tasse Thee herüberkommen wolle.

Da nun Priscas Abende stets ganz einsam verliefen — sie wurden frierend bei einer kleinen Lampe mit Lektüre über Rom, mit Briefen an das Glöcklein oder am Tagebuch schreibend zugebracht —, so nahm Prisca sehr gern die Einladung an.

Sie fand das Atelier bei Lampenlicht — es brannten zwei altrömische, dreiarmige Leuchter — und mit einem bescheidenen Kaminfeuer etwas weniger trostlos als bei ihrem ersten Morgenbesuch, obgleich es trotz der brennenden Holzscheite noch immer so bitter kalt war, daß man den Hauch sehen konnte. Aber die vielen bunten Fetzen und Lappen führten bei dem matten Lichtschein eine Art von Theaterleben, das ihnen einen trügerischen Glanz verlieh. All das verstaubte Wesen der vertrockneten Pflanzen, bemalten Tamburins und antiken Scherben spielte mit Komödie; und sogar die unverkäuflichen Kopien von Tizians beiden Lieben und Carlo Dolces heiliger Agnes, von Guido Renis Aurora und der Beatrice Cenci erhielten einen schwachen Hoffnungsschimmer, als riefen sie ihrer Schöpferin zu: ‚Laß nur gut sein. Vielleicht kommt doch noch einmal ein sehr reicher und sehr verrückter Engländer, der an uns Gefallen findet. Wenn er dann uns alle die abkauft; dann, Friederikchen . . .‘

Einstweilen war Friederike in ihrem erleuchteten Salon vom Kopf bis zu den Füßen die Tochter des Herrn Geheimrats, die Besuch bei sich empfing. Sie führte Prisca feierlich zu dem bewußten Sofa. Auf dem Tisch davor waren allerlei festliche Vorbereitungen getroffen: ein Tellerchen mit einigen Mandarinen, ein zweites Tellerlein mit einigen Biskuiten, ein drittes mit einigen Semmelschnittchen, die dünn mit Butter bestrichen und zierlich mit gekochtem Schinken, mit Bologneser Mortadella und Sardellen belegt waren. Die Einladung zu einer Tasse Thee schien — wohl eine Reminiscenz ehemaliger Berliner Geheimratstage — nur sinnbildlich gemeint zu sein; wenigstens war nirgends eine Vorbereitung zur Herstellung dieses wärmenden und daher so überaus wohlthätigen Getränkes zu entdecken. Dafür standen neben den drei Tellerchen eine strohumflochtene Flasche, darin ein goldiger Wein funkelte, und vier kleine, sehr kleine Gläser.

Prisca hatte schon vorher, natürlich durch den Knaben Checco erfahren, daß die würdige Dame ihr Leben durch eine sehr kleine Pension fristete, die sie als Tochter ihres Vaters aus Berlin erhielt, und von der sie überdies an eine gleichfalls in Rom lebende und gleichfalls nichts verkaufende Kollegin — so war des Knaben Checco mit ungeheurer Verachtung vorgebrachte Mitteilung — einen Teil abgab. Und Prisca sah nicht ohne Rührung auf die drei Tellerlein, dabei voller Grauen ihres großen Appetits gedenkend, mit dem sie ihr liebes, gutes Glöcklein fast ruiniert, und der sich in Rom zu ihrem Leidwesen wo möglich noch gesteigert hatte. Sie nahm sich sogleich vor, heute abend nicht den mindesten Hunger zu verspüren.

Um ihrer Wirtin etwas Freundliches zu sagen, rühmte sie die Behaglichkeit des Raumes bei Lampenlicht und Kaminfeuer und erhielt die Antwort:

„Sehen Sie, meine liebe Freundin, so kann der Mensch eben nur in Rom wohnen. Und ich behaupte, daß er nur in Rom menschlich wohnen kann. Gar nicht davon zu reden, daß man zu dieser Jahreszeit eigentlich schon bei offenem Fenster sitzen könnte. Aber Sie haben sich in unser Klima noch nicht eingewöhnt; ich habe darum ein Kaminfeuer gemacht, was ich diese ganzen dreißig Winter nur höchst selten that. Neulich froren Sie sogar bei mir!“

Prisca überfiel wieder das alte Schuldbewußtsein. Eigentlich war sie eine ganz erbärmliche Person, daß sie in Rom gegen Ende Dezember bei acht Grad Réaumur im Zimmer frieren

konnte. So wagte sie denn auch nicht die geringste Entschuldigung.

Bald darauf kam Peter Paul, in Erscheinung und Wesen wiederum ganz und gar eine Gestalt aus der goldenen Zeit, da noch die Künstler im Herbst vor der Porta del Popolo mit Musik und Reigen die Weinlese feierten und die Feste in den Cerveragrotten einen Weltruf hatten. Er begrüßte Prisca — welcher Fräulein Baumbach bei seinem Eintritt noch rasch zugeflüstert hatte: Dieses Mal um Himmels willen nicht über Menschen und Dinge von „da drüben" zu reden — als wäre sie eine gute Hausfreundin und hätte ihren Einzug in Rom ganz regelrecht per Vetturin über den Ponte Molle gehalten.

Die Damen hatten sich erhoben. Fräulein Friederike, um mittels eines zierlichen Messingzängleins den Docht der Lampen höher zu ziehen; Prisca, um mit Peter Paul ein Sternbild zu betrachten, das wie ein Symbol groß und glänzend gerade über der Peterskuppel stand. Aber bald setzte man sich um den Tisch. Mit dem bescheidenen Symposion jedoch wurde auf den Gast gewartet, für den das vierte Gläslein bestimmt und der kein andrer war als Herr Karl Steffens.

Fräulein Friederike — Peter Paul nannte sie galanterweise stets „Signorina Rica", was sich nicht allein sehr poetisch, sondern auch echt römisch anhörte — Signorina Rica fragte Prisca, ob sie bereits von dem Bildhauer Karl Steffens gehört hätte.

Prisca bejahte.

„Also kennt man ihn dort drüben doch auch schon?"

Unter dem „drüben", das stets eine nachlässige Handbewegung begleitete, als wäre damit irgend ein gleichgültiges Etwas gemeint, war nicht allein das ganze Deutsche Reich verstanden, sondern alles, was nicht Italien, vielmehr was nicht Rom war. Prisca mußte zu ihrem Bedauern gestehen, daß ihre Kenntnis der Existenz des Herrn Karl Steffens sich auf die kurze Mitteilung beschränkte, die ihr von dem Knaben Checco gemacht worden war. Sie beeilte sich, hinzuzufügen, daß sie nach jenen Schilderungen einen außerordentlichen Respekt vor dem Herrn empfände und sich auf seine Bekanntschaft freute: er schiene ein starkes Talent zu sein, das sich gewiß Bahn brechen würde.

Die beiden alten Römer antworteten nicht. Sie blickten sich schweigend und tief aufseufzend an. Nach einer Weile bemerkte Signorina Rica mit dumpfer Stimme:

„Sie kennen dort drüben den Karl Steffens nicht? Sie haben dort drüben ihre Götzen, zu denen sie beten, und den Gott kennen sie nicht, den Gott verleugnen sie. Aber — sie werden ihn kennen lernen!"

Bei den letzten Worten sah sie Peter Paul an, als hätte sie ihre Rede an diesen gerichtet. Dabei leuchtete es in dem alten, welken Frauengesicht wundersam auf wie eine heilige Zuversicht, wie ein Glaube, der auf Felsen gegründet war. Dann wiederholte sie mit strahlendem Blick und leiser Stimme:

„Jawohl! Ja, ja! Sie werden ihn kennen lernen."

Auch Peter Paul schaute wahrhaft feierlich drein, so daß sich Prisca von den beiden wunderlichen alten Leutchen ganz ergriffen fühlte. Mit aufrichtigem Interesse erkundigte sie sich nach dem erwarteten Gast, auf dessen Bekanntschaft sie immer gespannter wurde.

Voll Pathos erklärte die vortreffliche Signora Rica:

„Karl Steffens ist das größte Genie des Jahrhunderts. Nur in Rom konnte er sich so gewaltig entwickeln, dort drüben wäre er einfach verkommen. Ein Titan, sage ich Ihnen! Nun stellen Sie sich vor, daß dieser Prometheus seit zehn Jahren Not leidet: Not! Sie dürfen sich natürlich nicht anmerken lassen, daß Sie das wissen; ich sage es Ihnen im strengsten Vertrauen und nur darum, damit Sie verstehen, was für ein Mensch er ist. Er hat gewiß oft gehungert. Aber der Hunger hat ihm sicher nicht weh gethan. Nicht im geringsten. Er hat es wahrlich nicht einmal gespürt. Was will es heißen, hungern zu müssen, wenn man den Glauben an sich selbst hat? An seine Kunst, an seine Berufung. Ja, und wenn man obenein begnadigt ist, diese Mission in Rom erfüllen zu können. In Rom! Nicht wahr, Peter Paul?"

Und die beiden Alten tauschten wiederum einen ihrer heimlichen, glänzenden Blicke. Es war nicht anders, als ob sie aus eigner Erfahrung wüßten, was es heißt, hungern zu müssen, daß aber auch ihnen Hunger nicht weh gethan hätte, nicht im geringsten!

Also glaubten auch diese beiden an sich selbst und an ihre Berufung auf Erden . . .

Priscas Augen fielen auf alle die vielen Kopien an den Wänden, und ihr war's, als würde sie von des Lebens ganzem Jammer gepackt, der ihr in diesen zwei rührenden Gestalten verkörpert zu sein schien.

Dann erschien Herr Karl Steffens.

Er war wirklich sehr häßlich!

Er war so häßlich, daß Prisca meinte, niemals an den Anblick solcher Häßlichkeit sich gewöhnen zu können. Auf das heftigste fühlte sie sich abgestoßen und begriff nicht, wie ein Mensch, der so aussah, etwas so Außergewöhnliches sein konnte.

Als er eintrat, sah er Prisca steif an, blieb stehen und — ja, und benahm sich höchst wunderlich, höchst unmanierlich. Nachdem er sie eine Weile schweigend angestarrt, trat er rasch auf sie zu, so nahe, daß sie unwillkürlich zurückwich, und glotzte sie durch seine Brillengläser an, als hätte sie, Prisca Auzinger aus München, die Tochter Joseph Auzingers, etwas ganz Besonderes an sich. Als er dann mit ihr bekannt gemacht wurde und ihren Namen hörte, fiel es ihm nicht ein, die fremde Dame zu grüßen; er machte nur eine mürrische Gebärde und murmelte:



Aufbringen eines mit Kriegskonterbande beladenen Dampfers durch ein Torpedoboot.

Originalzeichnung von Willy Stöwer. (Text Seite 160.)

„Fräulein Auzinger aus München? Aus München! Wie kann man aus München sein und dabei solche Augen haben? Ueberhaupt — sind Sie sicher, Fräulein Auzinger zu heißen und aus München zu sein?“

Er fragte so scharf und grob, daß Priscas guter Humor die Ueberhand über ihren Aerger gewann und sie Herrn Karl Steffens — er mußte wirklich ein Genie sein, denn nur ein Genie konnte sich so benehmen! — lachend die Versicherung gab, daß sie wirklich Auzinger heiße und aus der bayrischen Hauptstadt sei. Der häßliche Herr murmelte darauf etwas, das wie „unbegreiflich“ und „widersinnig“ klang, nahm seine Brille ab, putzte sie, um Prisca von neuem wie ein Naturwunder anzustarren. Als er endlich am Tische Platz nahm, sprach er kein Wort mehr.

Dafür waren die beiden alten Römer ganz Gesprächigkeit und Freude, den Mann der Zukunft bei sich zu sehen und bewirten zu können.

Nachdem Prisca sämtliche drei Tellerlein angeboten erhalten und sich davon bescheidentlich bedient hatte, wurden die gesamten Tafelgenüsse von Signorina Rica dem Genie überantwortet, und Peter Paul holte eigenhändig ein großes Glas herbei, das er bis zum Rand voll schenkte.

Ach, das gefüllte große Glas und die drei Tellerlein waren alles, was die beiden Alten für das hungernde Genie zu thun vermochten. Sie selbst rührten keinen Bissen an, tranken keinen Tropfen.

Herr Karl Steffens aß und trank, bis es nichts mehr zu essen und zu trinken gab, was sehr bald der Fall war, starrte Prisca durch seine funkelnden Brillengläser an und — sprach kein Wort.

Signorina Rica schwatzte von allem, was in den letzten Tagen in der Welt, das heißt in Rom geschehen war: daß der Papst in der Sixtinischen Kapelle eine Messe gelesen, das Apartamento Borgia renoviert und die Galerie Borghese verkauft werden sollte; daß dieses Jahr in der Villa Doria-Pamfili die Anemonen gewiß sehr frühzeitig blühen und im Karneval wieder die Barberi laufen würden.

Auch der gute Padre Angelico plauderte von allerlei Römischem: von jenen Zeiten, da er nach Rom gekommen war; vom römischen Leben, wie es damals gewesen, von römischen Frauen und Männern und tausend römischen Dingen, die es längst nicht mehr gab.

Aber nur Prisca hörte zu und zwar zerstreut, denn ihre Aufmerksamkeit war zu sehr durch Herrn Karl Steffens in Anspruch genommen: wie groß sein Hunger sein mußte, da er doch nicht annähernd satt geworden zu sein schien; weshalb er wohl diese sonderbaren Fragen an sie gerichtet hatte und sie auch jetzt noch so rücksichtslos anstarrte.

Etwas Schönes sah er an ihr sicher nicht.

Plötzlich — die Tellerlein waren längst geleert, der Wein längst ausgetrunken — wandte sich Herr Karl Steffens mit solcher leidenschaftlichen Heftigkeit, solchem Groll in Stimme und Gebärde an Prisca, daß diese erschrocken zusammenfuhr:

„Sie, Fräulein Auzinger! Was wollen Sie hier in Rom? Die große römische Komödie: „anch' io son' pittore“ mitspielen? Noch dazu mit solchen Augen! Sollten Sie noch hundert Lire im Beutel haben, so packen Sie schleunigst Ihre Siebensachen und fahren Sie morgen mit dem ersten Zug nach Ihrem München zurück, wo Sie sich gewiß der Menschheit auf eine andre Weise nützlich machen können. Besitzen Sie aber keine hundert Lire mehr — und Sie sehen nicht sehr nach Schätzen aus —, so nehmen Sie morgen Ihr Päcklein auf den Rücken und wandern Sie mit dem frühesten zum Thor hinaus: wohlverstanden zu demjenigen Thore, durch welches es nach dem grauen Germanien geht. Betteln Sie sich meinetwegen bis zum Isarstrand zurück, kommen Sie mit zerrissenen Schuhen und blutenden Füßen daheim an. Aber gehen Sie von hier fort! Meinetwegen fallen Sie um auf der Landstraße. Aber gehen Sie fort von hier! Einen besseren Rat gab Ihnen in Ihrem ganzen Leben noch kein Mensch. Natürlich fällt Ihnen nicht ein, sich raten zu lassen; natürlich bleiben Sie; natürlich ergeht es Ihnen hier, wie es bereits Tausenden in dieser verfluchten Stadt ergangen ist, wie es nach Ihnen Tausenden ergehen wird. Sie sind nur eine von vielen!“

Er sprang auf, fuhr mit beiden Händen durch sein rotgelbes, struppiges Haar, rannte wütend im Zimmer auf und ab, wobei er bald vor der einen, bald vor der andern Kopie der Beatrice Cenci stehen blieb, und tobte seinen Grimm wacker aus.

„Wissen Sie, was dieses wahnsinnig gepriesene, glorreiche, herrliche, ewige Rom ist? Eine teuflische Totschlägerin, eine Mörderin! Sie würgt uns, saugt uns das Blut aus, bricht uns das Herz, bringt uns um unser Stücklein Menschenwürde, um unser bißchen Verstand, gerade so wie ein schönes dämonisches Weib. Freilich, wenn Sie Hinz und Kunz sind, so können Sie in Rom abends ruhig zu Bett gehen und werden am Morgen vergnügt aufwachen. Wenn Sie aber etwas in Ihrem Blute haben, so etwas Gewisses, wenn Sie stark für Fieber inklinieren, so können Sie sich darauf verlassen, daß Sie den Bazillus auch schlucken und das römische Fieber bekommen werden; daß Sie, fünf gegen eins gewettet, an der römischen Todkrankheit elend zu Grunde gehen müssen — wenn Sie sich nicht schleunigst auf und davon machen.

„Und Sie, Fräulein Auzinger aus München, haben so etwas in den Augen . . .

„Gehen Sie fort, gleich morgen!

„Da kommen die Leute, die nicht Hinz und Kunz sind, her: Wirklichkeit gewordener Traum, erfüllter höchster Wunsch, Wonnen ohnegleichen, Glück ohne Ende und wie die Duselei und der Blödsinn heißt. Neapel sehen und sterben . . .

Unsinn! Man sollte sagen: nach Rom kommen, ein berühmter Künstler werden, ein sogenannter großer Künstler und — an Rom krepieren.

„Die Gräber der an Rom krepierten Künstler füllen einen gewaltigen Kirchhof. Die Peterskuppel ist darauf die Cestiuspyramide.

„Ja, ja! Da kommen die Leute her, welche die große Sehnsucht haben: die Sehnsucht nach Sonne, nach Farbe, nach Schönheit, nach Grazie. Sie kommen und trinken aus dem heiligen römischen Gesundbrunnen, der alle Künstlerschmerzen heilen soll. Sie schlürfen und schlürfen und finden kein Ende. Und wenn sie dann eines schönen Tages erwachen aus dem Rausch, und wenn sie dann hinaus sollen ins feindliche Leben, etwas Großes zu leisten, so können sie nicht mehr. Einfach, sie können nicht! Sie können nicht mehr leben ohne dieses herrliche, dieses furchtbare Rom. Nicht mehr durch den Korso und über den Spanischen Platz schlendern zu sollen; nicht mehr auf dem Kapitol und dem Palatin zu stehen; nicht mehr von Tivoli und Frascati aus auf die Campagna hinabzublicken — sie können es einfach nicht! Die goldene römische Sonne und die göttliche römische Grazie, oder wie sie sonst den Teufelsspuk nennen, wird für ihre kranken Seelen zu Morphium. Denn nur die Kranken sind es, die sich von Rom zu Grunde richten lassen, die nicht die Kraft besitzen, sich loszureißen. Und man kennt ja diese Morphiumsüchtigen: solange sie das süße Gift nehmen, so lange können sie das Leben ertragen: nur so lange! Ohne die tägliche Ration Giftstoff im Leibe, sind sie verloren. Es ist vorbei mit ihnen, aus und vorbei.

„Betrachten Sie hier den Padre Angelico und dessen Seraph, die engelgleiche Signorina Rica — Romsüchtige, sage ich Ihnen. Sie wissen es beide sehr genau. Und ganz genau wissen sie, daß es mit ihnen beiden aus und vorbei ist am selben Tage, da Rom ihnen entzogen würde.

„Sie! Fräulein Auzinger aus München — aber und abermals rate ich Ihnen, retten Sie sich vor der großen Teufelin, solange es noch Zeit ist. Ich sage es Ihnen ins Gesicht hinein: Sie haben so etwas in den Augen . . .“

Prisca wollte eben in ein helles Lachen ausbrechen, als es plötzlich wie eine Vision vor ihr stand. Sie sah vor sich die arme Fanny, die ehemals die hübsche und lustige Fanny gewesen war; und der blasse Schatten des unglücklichen Mädchens sagte ganz laut und deutlich:

‚O Prisca, warum kamst du hierher? Prisca, geh fort, geh fort!‘

Das gespenstische Antlitz, das sie in diesem einen Augenblicke vor sich sah, die Geisterstimme, die sie vernahm, erstickten ihr Lachen, mit dem sie dem dunkeln Rater und Warner sagen wollte:

‚Aber so sieh mich doch nur an! Sehe ich denn trotz meiner Augen aus wie eine Kranke, wie eine, die Morphium notwendig hat? Ich will hier arbeiten — leben will ich hier! Sieh doch nur, wie gesund und stark ich bin; so recht brutal germanisch gesund. Ich inkliniere nicht im mindesten zu dem mörderischen römischen Fieber.‘

Die beiden alten Römer hatten bei dem leidenschaftlichen Ausbruch des Genies schweigend mit blassen, ängstlichen Gesichtern dagesessen. Sie wagten nicht aufzublicken und sich anzusehen, waren zu sehr außer Fassung geraten, um im stande zu sein, auf die donnernde Philippika gegen ihr geliebtes Rom auch nur mit einer Silbe zu entgegnen.

Prisca, ihre Augen fest auf die funkelnden Brillengläser des häßlichsten aller Männer gerichtet — wie sie Herrn Karl Steffens im Gegensatz zu dem schönsten aller Männer bereits bei sich selbst nannte — fragte mit einem ihrer glanzvollsten Blicke:

„Und Sie?“

„Und ich? O, Sie wollen hören, wie es um mich steht? Und warum ich nicht beizeiten gegangen bin, der ich doch andern so gut zu predigen weiß? Bah, ich! Betrachten Sie einmal gefälligst mein Gesicht. Doch das thaten Sie ja bereits! Häßlich, einfach scheußlich, nicht wahr? . . . Haben Sie schon etwas von römischen Frauen gehört?

„. . . Gewiß. Sie haben sie sogar schon gesehen. Herrlich, einfach göttlich, nicht wahr? . . . Nun ja! Sehen Sie, so ist es! Und nun sehen Sie mich an. Basta!“

In Prisca wallte es heiß auf. Sie rief, und sie bemühte sich dabei nicht einmal, ihre Erregung zu dämpfen:

„Ich kenne Sie nicht, aber ich hörte, Sie wären ein starkes Talent. Man giebt Ihrer großen Begabung sogar einen noch höheren Namen, den höchsten, den man einem Künstler geben kann. Und dann sollten Sie so schwach und feige sein? Jawohl, Herr Steffens, so schwach und feige, daß Sie sich um einer solchen Sache willen von Rom, das Sie für verderblich, für geradezu mörderisch halten, nicht losreißen könnten?“

Steffens lachte laut und grell auf.

„Eine solche Sache, nennen Sie das? . . . Aber was können Sie davon wissen! Mögen Sie es also immerhin unbegreiflich finden.“

„Ich werde es stets unbegreiflich finden. Denn niemals, niemals werde ich verstehen, daß ein genialer Mann sich selbst und seiner Kunst treulos werden kann, weil er vielleicht von einem schönen Weibe nicht wiedergeliebt wird.“

Prisca war so erregt, daß sie kaum wußte, was sie sprach. Sie sah Steffens an. Sein häßliches Gesicht war entstellt durch eine Leidenschaft, von deren Dasein im Menschenherzen Prisca nichts wußte. Er war totenbleich geworden.

Bald darauf ging er.

XII.

Das grosse Bild.

Trotz Priscas Bemühungen, den Abend nach dem effektvollen Abgang des Genies zu retten, blieb es so ziemlich ein gestörtes Opferfest. Die beiden

alten Römer versuchten bald den rauhen Germanen zu entschuldigen, bald ihr geliebtes Rom in Schutz zu nehmen, und sie verteidigten denn auch das Kapitol mit einem Heldenmut, der an die hehre Zeit der Republik erinnerte.

Signora Rica klagte:

„Ich habe zwar auch gefragt: Sie wollen hier malen? Ich war überhaupt gar nicht sehr freundlich gegen Sie. Das kam daher, weil wir Sie nicht kannten. Ach, und weil wir gegen alle, die nach Rom kommen, nun einmal großes Mißtrauen hegen. Da dachten wir eben, Sie wären auch nur hier, um alles zu bemäkeln und zu bekritteln. Denn stellen Sie sich vor, es giebt solche Menschen. Aber nun wir Sie kennen, sagen wir Ihnen: bleiben Sie! Ja, und malen Sie! Sie werden Ihr Wunder erleben, wie Sie sich hier entwickeln und auswachsen. Denn wenn man ein Künstler ist, kein moderner oder arg hypermoderner, dann, mein liebes Fräulein —

„Es ist ja wahr, daß hier viele an Rom zu Grunde gehen. Aber glauben Sie uns, um die ist es dann auch weiter nicht schade. Und nun gar Sie mit Ihren klaren, prachtvollen Augen und Ihrer klaren, festen Seele ... Sie sehen, wie gut wir Sie bereits kennen.

„Wie sollen wir Ihnen nur sagen, was Rom für Tausende und Abertausende geworden ist, die mühselig und beladen waren und die alle ihre Heilung hier fanden. Wer ein großes Leid in der Seele trägt, wer vom Leben schwer enttäuscht ward, wer ein köstliches Glück begraben hat und wer entsagen muß — er soll nur herkommen unter den römischen Himmel!

„Und sie kommen alle, alle, die unter einem grauen Himmel nach Schönheit sich sehnen, nach jener Schönheit, die Seele hat. Sehen Sie, liebes Fräulein, sagen läßt es sich nicht, was für solchen armen Erdenwurm diese einzige Stadt ist."

Am nächsten Morgen erschien Signorina Rica bei Prisca, um ihr mit feierlichem Gesicht die Mitteilung zu machen, sie und Peter Paul hätten beschlossen, das „liebe" Fräulein Auzinger mit der großen Sache ihres Lebens bekannt zu machen.

Diese große Sache war das große Bild, woran Peter Paul seit fast vierzig Jahren heimlich malte; und Prisca erinnerte sich jetzt des Geschwätzes, das der Knabe Checco über das geheimnisvolle Bild geführt und dem sie damals keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Peter Paul hatte das große Bild im ersten Jahr seines römischen Aufenthaltes, also vor vollen vierzig Jahren, begonnen. Rom hatte ihn dazu begeistert. Nur in Rom konnte er es vollenden. Also war er in Rom geblieben.

Um sein großes Bild malen zu können, hatte er seit vierzig Jahren kleine Bilder hergestellt, lauter Heilige, vornehmlich San Sebastian. Dieser Heilige war Peter Pauls großer Liebling, weil er bei der jugendschönen, unverhüllten Gestalt wagen durfte, antik zu sein. Denn der alte Peter Paul, der in seinen jungen Jahren durch die allmächtige Wirkung Roms ein strenger Katholik geworden war, betete neben der süßen Mutter des Herrn in aller Unschuld auch die Schönheit an.

Zu winzigen Preisen hatte er seit fast vierzig Jahren die Scharen seiner Heiligenbilder an die Kunsthändler bei der Minerva und im Vatikanischen Borgo verkauft, von dem Erlös sein Leben gefristet — kümmerlich genug! — und daneben unermüdlich an seinem großen Bild weiter und weiter gemalt.

Er hatte — lange war es her! — die Berliner Geheimratstochter kennen gelernt, hatte sich in sie verliebt, sie aber nicht heiraten können. Erst mußte sein großes Bild vollendet sein!

Wenn das geschehen, wenn er durch sein großes Bild ein bekannter, ein berühmter Mann geworden, dann erst wollte er seine geliebte Friederike heiraten. Denn es wäre gewissenlos von ihm gewesen, ihr Leben an das seine zu fesseln, bevor er nicht sein Ziel erreicht, sein großes Bild nicht vollendet hatte. So dachte er und wartete.

Es vergingen fünf und zehn Jahre. Es vergingen zwanzig, dreißig, vierzig Jahre! Und noch immer warteten die Verlobten geduldig auf die Vollendung des großen Bildes, warteten sie auf den Erfolg, den Ruhm, das Glück.

Vierzig Jahre waren verstrichen und bald, schon im nächsten Jahre, sollte das Bild vollendet sein.

Zweifellos würde die Nationalgalerie in Berlin Peter Pauls Bild ankaufen. Und dann, dann ...

Dann kamen alle guten Geister des Lebens zu den beiden alten Leuten. Sie drängten, sie stürmten herbei: der Erfolg, der Ruhm, der Reichtum, das Glück!

Nein! Der Reichtum brauchte nicht zu kommen. Nur der Erfolg, die Anerkennung und damit das Glück.

Die beiden hatten gar nicht gemerkt, daß sie über dem langen Harren und Hoffen allmählich alt geworden waren, recht alt. Herr Peter Paul Enderlin trug zwar noch immer seinen langen, kaffeebraunen Rock und seinen breitkrempigen, grauen Kastorhut, und des Fräulein Friederike Baumbach bester Staat war noch immer ihr schwarzes Merinokleid, ihre schwarze Sammetmantille und ihr schwarzer Federhut. Und immer noch jung waren ihre guten, treuen, tapferen Herzen; voll Vertrauen und Glauben an alles, was auf Erden edel und schön war, voller Liebe und Begeisterung für ihr einziges, herrliches Rom.

In Rom wurden die Menschen eben nicht alt! Rom war die Stadt der ewigen Jugend! Anderswo hätten sie dieses lange, lange Harren und Hoffen gar nicht ertragen können — in Rom, in ihrem einzigen, herrlichen Rom ertrugen sie es.

Nur eins war schlimm für die beiden alten Römer: das war die Welt dort drüben, die freilich für sie gar keine Welt war. Aber schließlich existierte sie nun doch einmal. Ja, man würde sich sogar entschließen müssen, Peter Pauls großes

Bild, sobald es vollendet war, hinüberzuschicken, da die Berliner Nationalgalerie das Bild jedenfalls ankaufen würde. Bis es jedoch so weit war, und um das Bild in aller Seelenruhe vollenden zu können, war es am besten, möglichst wenig an jene Welt zu denken.

Es sollten neue Künstler erstanden, sollte eine vollständig neue Kunst geboren worden sein: die moderne Kunst, die so ganz anders war als die alte.

Diese sollte von der neuen Kunst abgethan, einfach beiseite geschoben worden sein, sozusagen totgeschlagen.

War das möglich? War die Kunst nicht — nun eben die Kunst? Die ewig gleiche, ewig unveränderliche, weil ewig göttliche, deren Wesen die Schönheit war?

Wer konnte an etwas Ewigem rühren und rütteln? Etwa die neue Zeit? Still davon, o still! In der Kunst gab es keine neue Zeit. Und wenn man gar in Rom lebte, in dem ewigen Rom, in dem Rom des Michelangelo und Raffael...

Also davon nur ja nicht sprechen! Die neue Zeit und die neue Kunst totschweigen, solange wie möglich, bis das große Bild vollendet war. Dann würde die alte Kunst, die tot sein sollte, in Peter Pauls großem Bild ihr Auferstehen halten, ihren Triumph feiern. Denn das große Bild würde kommen, würde gesehen werden und einen Cäsar-Sieg erringen.

Niemand außer Fräulein Friederike hatte jemals Peter Pauls großes Bild gesehen. Es war ein tiefes Geheimnis. Jeder Blick eines andern auf sein Werk hätte den Künstler beunruhigt, verwirrt, erschreckt.

Natürlich war ein sehr großes Atelier notwendig gewesen. Einen solchen Raum hatte Peter Paul vor vierzig Jahren in einem alten Palast in der Via Giulia entdeckt, zwar etwas öde, aber herrlich groß. Da der Palast in der klassischen Via Giulia sehr alt und verfallen, also die Miete sehr billig war, hatte auch das prächtig gepaßt.

Fast vierzig Jahre hatte Peter Paul mit den Gestalten seines großen Bildes in dem Gemäuer am Tiber gehaust. Er hatte mit ihnen gelebt, als wären sie sein eigen Fleisch und Blut. Sie waren die Gefährten seiner Tage, die Vertrauten seiner Hoffnungen geworden, die er so heiß liebte, daß er im Grunde seines Herzens glücklich darüber war, sich noch nicht von ihnen trennen zu müssen.

Aber das sollte nun doch bald geschehen! Bald, bald sollten sie, die Seele von des Künstlers Seele waren, hinausziehen in jene ferne und fremde, in jene kalte und lieblose Welt: fort aus Rom, in welchem und durch welches sie entstanden waren.

Und Prisca Auzinger war würdig befunden worden, das große Bild anzuschauen. Am Nachmittag wollte Fräulein Rica sie abholen, um sie zu dem Palast in der Via Giulia zu begleiten.

Es würde für alle drei eine große Stunde sein.

Prisca war sehr dankbar, sehr gerührt und — sehr erschrocken. Sie fürchtete sich vor der großen Stunde. Sie konnte sich keine Vorstellung von einem Werke machen, an dem länger als ein Menschenleben gearbeitet worden war. Welche Erwartungen sollte es erfüllen? Die Hoffnung eines ganzen Menschenlebens. Wie — und wenn diese Hoffnung getäuscht wurde?

Zur bestimmten Stunde erschien Signorina Rica. Sie hatte für die festliche Gelegenheit ihr bestes Gewand angelegt und befand sich in Feiertagsstimmung. Jedenfalls zweifelte sie keinen Augenblick, daß Erfüllung, die schönste Tochter des größten Vaters, schließlich freundlich zu ihrem Peter Paul niedersteigen und den Rest seines Erdenwallens mit himmlischem Glanze füllen würde, für ihr stilles Martyrium — denn ein solches war es trotz aller römischen Herrlichkeit — die Gloriole bildend.

Die Damen mußten an dem jungen Siegfried vorüber, der von der heißen Arbeit des Vormittags unter Rosen und Lorbeeren ausruhte, so in tiefster Seele vergnügt, so mit seinem scheußlichen Alten und sich selber zufrieden, daß ihm Prisca für seinen vertraulichen Gruß mit einem ganz bösen und höchst gemessenen Kopfnicken dankte, während Fräulein Friederike den schönsten der Männer, „dessen Kultus des Häßlichen" bereits das Gespött der Kolonie geworden war, keines Blickes würdigte.

Auch dieser zweifelte keinen Augenblick an der Erfüllung seiner Hoffnungen, wie Prisca voll schmerzlichen Zornes dachte; denn sie blieb dabei, daß es schade um ihn war, wirklich jammerschade!

Sie hatten einen weiten Weg, aber das Wetter war herrlich, und es giebt nichts Köstlicheres, als an einem schönen Tage Rom zu durchschlendern.

Fröhlich wie ein ausgelassenes Schulkind an einem Feiertage stürzte sich Prisca mit ihrer Gefährtin in das bunte Gewühl römischen Lebens.

Wie diese Menschen schreien konnten! Empfindsamen Ohren mußten diese gellenden Töne barbarisch klingen; für solche von Gesundheit und Kraft strotzende Natur, wie sie des guten Glöckleins Prinzeß besaß, galten sie indessen als Aeußerungen eines unbändigen Lebensdranges. Selbst das gewiß nicht liebliche Organ eines römischen Zeitungsjungen und Marktschreiers wirkte auf ihre Nerven erfrischend.

Sie gingen durch die Ripetta, dann an der Cancelleria und dem Palast Farnese vorüber. Fräulein Friederike rief unaufhörlich:

„Sehen Sie doch! Aber so sehen Sie doch nur! Ist es nicht herrlich? Das Haus dort drüben ist aus dem Cinquecento! Und diese Fassade — ein echter Bramante! Und der Torso der Marmorstatue an der Ecke! Er könnte hellenisch sein!... Lasen Sie die Inschrift auf dem antiken Gebälk? Sie wurde dem Augustus vom Senat dediziert... Mein Gott, und dieses Gesicht! Ein wahrer Botticelli-Kopf... Aber sehen Sie, so sehen Sie doch nur! Wo auf der Welt giebt es dergleichen, als einzig in Rom? Nun, ist es nicht göttlich?"

So ging es fort, in lauter Superlativen, jeder Satz dick unterstrichen und drei Ausrufungszeichen dahinter.

Das eine mußte Prisca zugeben: diese alten Römer wußten ihr geliebtes Rom zu genießen.

Die Straße des großen Papstes Giulio erreicht, war Prisca nach wenigen Schritten aus dem verwandelten und entstellten Rom der Modernen in dem Rom des Mittelalters angelangt. Wären die Gestalten des neunzehnten Jahrhunderts, die diese Straße von Palästen spärlich belebten, nicht gewesen, so hätte die Einbildung vollkommen sein können.

Wie von einem Zauber umfangen, schritt Prisca schweigend neben ihrer Führerin dahin. Auch das enthusiastische Fräulein war endlich stumm geworden. Durch weit offenstehende Thore blickte Prisca in einsame Hallen, aus denen prächtige Marmortreppen in das obere Stockwerk führten, in von majestätischen Arkaden umschlossene Höfe, darin üppig aufschießendes Unkraut zwischen gestürzten antiken Säulen und zertrümmerten Statuen wucherte. Manche Wand war über und über mit eingemauerten Resten des alten Rom bedeckt.

Ueberall Versunkenheit und Schlaf, Verfall und Verödung: das Gespenst einer toten Welt in Marmor und Travertin.

Bisweilen lehnte aus dem Fenster eines ehemaligen Kardinalpalastes ein Weib mit ungekämmtem Haar, im schmierigen Morgenkleid; eine sabinische Magd, die in einem altrömischen Sarkophag, der als Brunnen diente, ihre Wäsche spülte, schrie einen endlosen, unmelodischen Gesang ab.

Aus dem Hause, in das Prisca jetzt trat, schlug ihr eisige Kälte und Moderluft entgegen. Fröstelnd blieb sie unter der finsteren Wölbung der Eingangshalle stehen und schaute durch das ihr gegenüberliegende offene Thor auf eine mit grünem Unkraut bedeckte Terrasse, die über dem hier noch unregulierten Tiber lag. ‚Lieber himmlischer Vater, laß mich immer in der Sonne leben!‘ so dachte sie, und der Gedanke war ein Gebet. Ungeduldig drängte Signorina Rica, die von dem Grabeshauch dieser Mauern nichts zu fühlen schien, zum Weitergehen.

Die marmorne ehemalige Staatstreppe hinauf, an leeren Hallen und Sälen vorüber, höher und höher! Ueber den Thüren al fresco gemalte verblaßte Wappenschilde; in den Wänden eingemauerte antike Inschrifttafeln und Fragmente von Bildwerken; auf Säulen und Konsolen Büsten römischer Kaiser und Päpste, überall dasselbe trauervolle, ruinenhafte Wesen, ein spukhaftes Etwas, das Prisca zuraunte: ‚Der du hier eingehst, laß alle Hoffnung hinter dir. Hier wohnt das Hoffnungslose!‘

Im höchsten Stockwerk — unterwegs begegneten sie keinem lebenden Geschöpf, vernahmen sie keinen Laut — erreichten sie ihr Ziel. Peter Paul hatte ihre Schritte gehört und empfing sie vor seiner Wohnung. Prisca war so beklommen zu Mute, daß sie dem alten Herrn ihre Hand entgegenstreckte, ohne ein Wort sprechen zu können. Zum Glück wurde ihr Schweigen, sehr zu ihren Gunsten, als atemlose Erwartung auf das Große gedeutet, das sie im nächsten Augenblick erleben sollte.

Dann öffnete Peter Paul den Damen die Thür, schlug einen alten, schweren Teppich zurück; Prisca trat in einen saalähnlichen Raum, der sein Licht durch eine wundervolle weite Loggia empfing, und stand vor dem großen Bilde, der Lebensarbeit des alten Künstlers.

Sie stand davor und beschaute es lange, lange, ohne sich um Fräulein Friederike und deren greisen Verlobten zu kümmern, ohne eine Bewegung zu thun, ohne ein Wort zu sagen, und — obgleich selbst eine Unmoderne — sie hätte laut aufweinen mögen.

Das Gemälde nahm die ganze Hinterwand des großen Raumes ein, eine nach akademischem Rezept figurenreiche Komposition. Jede Gestalt war mit größter Aengstlichkeit auf den richtigen Platz gestellt und nach einem bestimmten Schema gemalt.

Die meisten Figuren mochten zwei-, dreimal, immer wieder und wieder ungeschaffen worden sein, mit unendlicher Sorgfalt, unter qualvoller Mühe. Und alles, alles lediglich visionär geschaut; nichts, gar nichts auch nur mit einem Schein der Wirklichkeit.

Dazu ein blasses Kolorit, ohne jede Leuchtkraft und von einer Wirkung, als wären die hundert und mehr Figuren eine Versammlung von Geistern.

Ein blasses Kolorit in der glanzerfüllten Luft des Südens, unter dem strahlenden Himmel Roms!

Das Gemälde stellte dar:

Kaiser Nero hat bei dem ersten Bacchanal in seinem über dem Schutt der niedergebrannten Hauptstadt errichteten goldenen Hause eine Vision: die Erscheinung des über das heidnische Rom triumphierenden Gottessohnes.

Eine Halle, deren goldenes Dach Säulen aus Blutjaspis tragen, deren Wände aus afrikanischem Leuchtstein gebildet sind. Die Decke öffnet sich, und auf das mit wahnwitziger Pracht gerüstete Gastmahl regnet es Rosen herab.

Ueber die Speisebetten Neros und seiner Gäste werden Purpurpolster gebreitet, werden Veilchen geschüttet, Massen von Veilchen, darin die Leiber der Schlemmer versinken.

Die schönsten Jünglinge, die schönsten Jungfrauen des Reiches sind des Cäsars Geladene. Sie tragen schwere Kränze von weißen Narzissen und gelben Lilien im Haar.

Während die Orgie um Nero rast, ist dieser aufgesprungen. Acte, seine hellenische Geliebte, die ihn küssen wollte, hat er von sich geschleudert. Das Haupt des reizenden Kindes fiel gegen den Fuß einer Säule und zeigt eine klaffende Wunde, daraus Blut strömt.

Nero ist in wallende Gewänder aus Goldstoff gehüllt und mit Lotusblumen bekränzt. Vor seinen

trunkenen Blicken ist die Wand der strahlenden Halle, dem Polster des Imperators gegenüber, zurückgewichen. Der Herr der Welt erblickt ein in Trümmer gesunkenes Rom. In Trümmer liegen die Tempel, die Altäre, die Bildsäulen der Götter und der göttlichen Kaiser. Und über diesem gestürzten Rom schwebt eine stille, lichte Gestalt zu einem geöffneten Himmel voll eines Gewimmels seliger Geister empor.

Das Haupt des Leuchtenden trägt eine Dornenkrone, aber die grauen Stacheln treiben wundersame Blüten, deren Kelchen himmlischer Glanz entströmt. An Händen und Füßen strahlen die Wundmale, durch die Falten des weißen Gewandes schimmert die Narbe des Speerstichs. Mit einem Antlitz voll göttlichen Erbarmens, mit einem Meer von Gnade im Blick sieht Christus auf den Imperator hinab, in dessen vom Cäsarenwahnsinn verzerrten Zügen sich bleiches Entsetzen malt.

Ohne sein Auge von dem Allerbarmenden zu wenden, greift Nero hinter sich, um einen goldenen Dreifuß zu packen, diesen nach der himmlischen Erscheinung zu schleudern. Aber Christi Blick scheint seinen Arm zu lähmen ...

Das Wollen des Künstlers, der diese Komposition erdacht, war gewaltig gewesen; aber sein Unvermögen lähmte seine Schöpferkraft.

*

Prisca starrte auf die wie aus Holz geschnittenen toten Gestalten, die in der Idee des Künstlers ein unvergängliches Dasein führen sollten. Sie wagte nicht umzuschauen; sie fand nicht den Mut, ein bewunderndes Wort zu äußern, eine fromme Lüge zu sagen.

Da hörte sie dicht neben sich Fräulein Friederike leise aufschluchzen und mit erstickter Stimme ihr zuflüstern:

„Ist es nicht groß? Sehen Sie, ach, sehen Sie doch nur! — Ist es nicht groß? Ein Meisterwerk, das größte Kunstwerk unsers Jahrhunderts! Eine Welt von Gedanken! Und wie gedacht, wie dargestellt! Nun Sie das Bild sahen, werden Sie mir beipflichten müssen: nur in Rom konnte ein solches Werk entstehen! Und selbst hier war es nur dadurch möglich, daß der Künstler von der ganzen Welt sich abwendete. Und er hat recht gehabt. Es war oft recht schwer, und wir haben oft ... Aber das ist jetzt alles vorüber. Wenn Sie wüßten, ach, wenn Sie wüßten ... Ein ganzes Menschenleben, sage ich Ihnen, ein Künstlerleben! Jetzt sehen Sie es erfüllt. Aber niemand kann ahnen ... Nur ich allein; denn ich half ihm auch dabei. Nur etwas. Ich meine im Ausharren und Dulden und Hoffen. Ach, mein liebes Fräulein! . ."

Und die über diesem Werke alt gewordene Künstlerbraut, deren ganzes Leben von dieser einen, glänzenden Hoffnung getragen ward, begann bitterlich zu weinen.

Prisca umfaßte die Schluchzende mit beiden Armen und führte sie sanft hinaus auf die Loggia, wo die Sonne Roms so hell und frühlingswarm schien. Unmöglich konnte sie ihr sagen, daß dieses Werk eines Menschenlebens ein verfehltes und verpfuschtes sei. Aber nein — nicht verfehlt! Denn es wurde verklärt und erhoben durch die höchste, reinste Liebe einer edeln, alles erduldenden Frauenseele.

Wie aber, wenn die Erkenntnis kam?

Dann würde des armen Künstlers himmlische Liebe auf Erden ihm helfen, auch das zu ertragen.

XIII.

Aus Priscas Tagebuch.

Rom, im Januar.

... Jetzt, erst jetzt im zweiten Monat meines Aufenthaltes, fange ich an, zum Bewußtsein meiner Umgebung zu kommen. Bisher war alles, trotz der Winterkälte, wie ein Frühlingstraum, wie ein Farbenrausch. Aber auch die Erkenntnis, daß ich wache und Wirklichkeiten erlebe, ist immer noch traumhaft genug. Und da giebt es Leute, die von Enttäuschungen reden, wenn sie von Rom sprechen!

Mein Anfang hier war eigentlich eine einzige gewaltige Warnungstafel. Ein Riesenplakat war für mich armes Erdenwurm wie eine Flagge auf dem Kapitol aufgehißt, und darauf stand in Riesenlettern geschrieben: ‚Liebe Künstlerseele, hüte dich vor Rom! Es vernichtet.‘

Die arme Fanny Pirngruber, Peter Paul Enderlin, Signorina Rica, selbst Herr Karl Steffens, sie alle wurden hier zu lebendigen Warnungen, die mir laut und leise, wissentlich und unbewußt die flammenden Worte des Menetekel, das am Himmel Roms verzeichnet steht, wieder und wieder zurufen:

Prisca Auzinger — hüte dich!

Nun ja! Ich will es nur gestehen: es hat auch seine Wirkung gehabt. Ich war erschrocken, wurde verwirrt; es überschlich mich eine große Angst: wirst du hier durchdringen?

Dieser elende Zustand ist glücklich vorüber. Ich mache wieder mein fröhliches Münchenerkindlgesicht; schaue wieder — gewiß aus ungeheuer großen Augen — mutig und entzückt in diese fremde, glanzvolle Welt hinein; lache über mein unprophetisches Gemüt; freue mich ganz frech meines Lebens und sehe den römischen Himmel voller Geigen hängen ... ein ganzes Orchester, das eigens für mich eine jubilierende Zukunftsmusik spielt.

Freilich! Tüchtig zusammennehmen muß sich meines guten Glöckleins liebe Lange. Aber das ist sie gewöhnt von Kindheit an — ihrem lieben Vater sei Dank. Weshalb sollte sie es also nicht können, jetzt, wo sie groß geworden ist wie ein preußischer Grenadier, stark und gesund wie ein Bauernjunge, so recht brutal gesund! Und noch dazu, wo es sich um ihre Kunst, also um ihr Lebensglück handelt.

Wie das klingt: um ihr Lebensglück ...

Vor dem Hunger fürchte ich mich auch nicht, obgleich ich kein Genie bin, sondern nur ein Talent. Vielmehr: ein Talentlein.

Da ich mich jedoch nach Möglichkeit satt machen möchte, und dieweil der Mensch nicht von Luft allein, nicht einmal von römischer Luft, leben kann, so muß ich arbeiten, arbeiten, arbeiten!

Meine „Römischen Rosen mit Lorbeer“ sind fertig. Heute noch werden sie eingepackt, und morgen schon gehen sie, die Armen, als Eilgut über die Alpen nach München, und zwar direkt zu meinem lieben, alten Rottmann in die Ausstellung unter den Arkaden, wo vielleicht ein paar junge, lustige Herren auf sie stoßen und — sie auslachen werden.

Diese Begegnung wäre mir unangenehm, denn ich will meine „Römischen Rosen mit Lorbeer“ im Kunstverein verkaufen und zwar möglichst rasch zu einem möglichst hohen Preis.

Was male ich nun? Es ist hier eine Ueberfülle: jeder Blick ein Bild! Was greife ich aus der Menge heraus? Wiederum das erste, beste, das nächste. Mein allernächstes ist — denn es steht dicht vor meinem Atelier — der Torso einer antiken Jünglingsstatue. Ringsum blühen hohe violette Levkojen in solcher Menge, daß der Boden davon purpurn leuchtet, und den Hintergrund bilden rankende Glycinien, die sich aus dem Wipfel einer Pinie herabstürzen und gewiß auch bald blühen werden. Das wäre ein prächtiges Vormittagsmotiv. Nun muß ich noch ein Nachmittags- und ein Dämmerungsmotiv haben; denn ich muß arbeiten, arbeiten!

*

Ich leide Hunger!

Nicht aus Notdurft — noch nicht; sondern des kleinen Ungetüms wegen. Ich werde sichtlich magerer, und Checco wird ebenso merklich fett. Um nicht jetzt schon in Rom zu verhungern, werde ich mich von meinem Raben, der mir zu seinem eignen Vorteil Speise und Trank zuträgt, entschieden emanzipieren müssen. So fasse ich denn einen großen Entschluß und gehe fortan zum Speisen aus. Und zwar speise ich in der Künstlertrattorie der Via Flaminia. Dort speisen Römer und Spanier, Germanen und Franzosen, Männlein und Weiblein. Dort speisen mein junger Siegfried und Herr Karl Steffens; und es speisen dort seit kurzem — das Essen ist niederträchtig geworden — mit wahrer Wonne Peter Paul und Signorina Rica. Also kann auch ich dort hingehen, frei von meinem unersättlichen Cherub, unter starkem moralischem Schutz, so daß selbst mein gutes Glöcklein nicht gleich Sturm läuten würde.

Aber trotz der in schlechtem Oel gebackenen schlechten Meerfische, trotz der zweifelhaften Fritti von Gemüsen, von Leber und Hirn, der Eierfrittaten, der ewigen Minestren — trotz allem und allem: welche Mahlzeiten, welche Symposien! Man schimpft über nichts, läßt sich alles schmecken. Nicht einmal über die Fliegen ärgern wir uns, die es hier sogar im Winter giebt; nicht einmal über den Kellner, der sogar hier (in Rom!) betrügt; nicht einmal über etwelche Kollegen, die sogar hier bisweilen bösartige, neidische, unangenehme Menschenkinder sind. Wir essen, trinken, schwatzen, lachen, debattieren. Durch die offene Thür dringt höllischer Lärm schrillrasselnder Kastagnetten herein, der grelle Pfiff des Tram, der zum klassischen Ponte Molle geht, Gezeter von Weiberstimmen, Geheul der Ausrufer ... Aber: sogar das ist schön!

Wie kommt es nur, daß hier selbst die Werktage zu Feiertagen werden, daß hier der Mensch auch bei bewölktem Himmel und in grauer Zeit eine Reihenfolge von Sonnenfesten erlebt?

Ich dachte darüber nach, und ich glaube, ich fand den Grund: wer in dieser wunderbaren Stadt mit voller Empfindung lebt, der fühlt sich aus seiner Alltagsexistenz hoch hinausgehoben. Er läßt den Dunst der Tiefe unter sich und führt auf leuchtenden Bergeshöhen ein seelisches Freilichtdasein. Das muß den ganzen Menschen erheben und verklären. Und in einer solchen verfeinerten Existenz sollte eine Gefahr liegen? Unmöglich!

Ach nein! Nur zu leicht möglich. Um aus dieser ewigen Weihestimmung ja nicht herausgerissen zu werden, um den schönen Rausch — denn das ist er! — ja nicht mit einer Entnüchterung vertauschen zu müssen, versucht man alles, um zu verhindern, nicht an die so viel weniger schöne reale Welt erinnert zu werden.

Das also ist die Gefahr, von der das große Genie Karl Steffen sprach; ihr fielen meine beiden alten Leutchen zum Opfer. Wer aber diese Gefahr mit klarem Auge erkennt, der ist dagegen gefeit.

Ich sehe sie, und ich ... Mein gutes Glöcklein, über ein solches tragisches Geschick deiner lieben Langen kannst du ruhig sein. Solchem Schicksal wird sie nicht verfallen; trotz des geheimnisvollen Etwas in ihren Augen.

Was das nur sein mag?

*

„Sie malen ja gar nicht wie ein Frauenzimmer!“

Diesen Ausruf that hinter mir eine mürrische Männerstimme, als ich eben vor meinem Atelier an der Studie zum Torso der antiken Jünglingsgestalt malte. Ich drehte mich um und sah in das ganz und gar nicht schöne Antlitz des Herrn Karl Steffens, der unbemerkt hinter mich getreten war und meine kaum angefangene Skizze mit höchst kritischen Blicken betrachtete.

Etwas verwirrt war ich zurückgewichen, obgleich es mich im geheimen freute, nicht wie ein Frauenzimmer zu malen. So sind wir Frauenzimmer nun einmal; und es ist eigentlich eine Schande, daß wir so sind. Da ich mich über meine heimliche Freude ärgerte, machte ich gewiß ein recht einfältiges Gesicht. Uebrigens kommt es bei meinem Gesicht gar nicht darauf an, welchen Ausdruck es hat.

Nachdem Herr Steffens eine lange Weile meine Skizze betrachtet hatte, trat er dicht vor mich hin, blitzte mich durch seine häßlichen Brillengläser an und sagte mir seine Meinung über meine Malerei ins Gesicht hinein. Diese Meinung war: Obgleich ich gar nicht wie ein Frauenzimmer malte, war an meinem Bilde eigentlich so gut wie alles schlecht, pfuscherhaft, mit einem Wort: miserabel.

Da stand ich und hörte zu.

Während Herr Karl Steffens über mich sein Urteil abgab, das eigentlich eine Verurteilung war, mußte ich anerkennen, wie klug der Mann sprach. Er gab für alles seine Gründe. Und zwar waren es Gründe, die ich nicht widerlegen konnte, denen ich beipflichten mußte, die mir schon früher halb und halb, mit einer dumpfen Angst, selbst zum Bewußtsein gekommen waren, nur nicht so grausam klar, so unerbittlich logisch richtig.

Ja, und da stand ich nun . . .

Er war ganz rücksichtslos, fast brutal — wie vielleicht eine andre in meiner Lage gedacht hätte. Und doch — ja, und doch mußte ich ihn bewundern.

Und wie er so in mich hinein sprach, immer beredter wurde, wie er große Gedanken groß äußerte, begriff ich, die er mit seinen großen Gedanken zermalmte, plötzlich nicht mehr, wie ich ihn hatte häßlich finden können.

Nun, meine liebe Lange, in diesen Dingen bist du ganz und gar ein Frauenzimmer!

Ja, und da stand ich denn.

*

Jetzt heißt's tapfer sein nach der zermalmenden Kritik des Herrn Steffens.

Warum sollte ich denn nicht tapfer sein können? Ich habe ja doch entschieden starkes Talent, sogar ein geradezu männliches Talent, da ich ganz und gar nicht wie ein Frauenzimmer male. Und das ist schon etwas sehr Großes und Bedeutsames, wohlverstanden für solch armes Frauenzimmer.

Also bin ich denn tapfer!

Lieber himmlischer Vater! Tapfer mußte ich von Kindesbeinen an sein, tapfer werde ich bis zum letzten Atemzuge sein müssen.

Ich habe den Torso einer antiken Jünglingsstatue zerstört und neu begonnen, bei jedem Pinselstrich der Kritik des Herrn Steffens gedenkend. Also muß mein Bild dieses Mal besser werden: es muß! Ich beiße die Zähne zusammen und sage mir immer nur das eine Wort: „Es muß, muß, muß!"

In dem Wort liegt ein Zauber.

*

Ich habe jetzt keine Zeit, Rom zu sehen, denn ich muß arbeiten, arbeiten! Auch mein junger Siegfried hat für nichts andres Zeit. Den geniert Rom indessen nicht weiter. Der thut, als gäbe es auf der Welt gar kein Rom, als lebte er nicht mitten darin.

Kürzlich hat er mir seine Ansicht über Rom wieder einmal ins Gesicht gesagt, sogar ohne dabei schamrot zu werden. Rot vor Scham, daß ein Künstler so reden konnte, wurde statt seiner ich. Zu dumm, nicht wahr? Uebrigens beehrt mich der Herr seiner besonderen Beachtung; ja, er ist gegen mich beinahe ritterlich, geradezu liebenswürdig. Wahrscheinlich findet er mich häßlich genug. Ich muß mich darauf vorbereiten, daß er mir eines Tages die Erklärung macht: ‚Mein Fräulein, Sie sind so herrlich anmutslos, so köstlich eckig, so himmlisch häßlich, daß ich mich in Sie verliebt habe. Darf ich vielleicht Ihr Bild malen? Etwa gegen eine alte Mauer lehnend, bei voller Mittagsbeleuchtung, damit Ihre wundervolle Häßlichkeit so recht von der Sonne beschienen wird. Verlassen Sie sich darauf, ich gewinne mit Ihrer Häßlichkeit einen Preis, mein Fräulein.'

Vielleicht bin ich ihm gar häßlich genug, mich zu seiner Lebensgefährtin zu erkiesen, da er eine andre, dermaßen häßliche, eckige, von allen Grazien verlassene Dame so leicht nicht finden dürfte. Und kommt dazu meine männliche Manier zu malen . . .

Pfui! Es giebt doch nichts Verfehlteres und Verpfuschteres unter der Sonne als ein Weib, das nicht in allem ein echtes, ganzes Weib ist! Und wenn die Götter dem Weibe die Schönheit versagten, sollten sie wenigstens mit der Anmut nicht geizen.

*

Ich wollte berichten, was der Freiherr Arthur von Schönaich mir kürzlich über seine Meinung von „diesem Rom" anvertraute. Er sagte wörtlich: „Da machen die Leute solchen Lärm davon! (Von diesem Rom nämlich.) Wo steckt es denn eigentlich? Wenn ein Germane nur den Namen hört, gebärdet er sich sofort wie von der Tarantel gestochen. Wissen Sie, was für eine Bewandtnis es in Wahrheit damit hat? Es liegt im Namen! Denn: Rom, das klingt so sonderbar, so geheimnisvoll, so feierlich. Es ist einfach Humbug. Infame Heuchelei ist die ganze Geschichte! Ein echter Germane kann seiner ganzen Natur nach mit diesem italienischen Lotterwesen nichts gemein haben. Dieses Italien muß ihm im Grund seines Herzens unangenehm sein, seiner ganzen Natur zuwider. Aber derselbe Mensch, der jenseits der Alpen ein ganz verständiges Lebewesen ist, hält es für seine Pflicht und Schuldigkeit, hier allmählich seinen Verstand zu verlieren, und zwar um nichts und wieder nichts: um eine Stadt, welche die ewige genannt wird, um dieses Rom.

„Der berühmte römische Wein ist ja soweit ganz trinkbar, aber doch lange nicht das, was wir ‚süffig' zu nennen pflegen. Und was die römischen Frauen anbetrifft — nun, mein wertes Fräulein, der deutsche Mann muß ein ganz erbärmlicher Kerl sein, der wegen einer solchen Römerin auch nur für einen Augenblick um seine Vernunft kommt. Alles Heuchelei und Humbug, glauben Sie mir."

Ich dachte: diesem Manne kann nicht geholfen werden. Ist auch gar nicht nötig.

*

Ich war in der Sixtinischen Kapelle, ich sah im Vatikan die Stanzen, endlich, endlich! Aber — ich spreche nicht davon.

Ich kann nicht.

Mein Vater! O, mein Vater!

*

Ich verbringe meine Sonntage köstlich, obgleich ich nicht umhin kann, jedesmal ein schlechtes Gewissen zu haben. Und zwar habe ich es wegen meiner beiden alten Leutchen, die mich ganz unverdienterweise lieb haben und mir Gutes über Gutes erweisen möchten. Nun können sie mir nichts Besseres erweisen, als mich in Rom, in ihrem Rom herumzuführen. Sie kennen jeden Winkel, behaupten indessen, noch einmal ein volles Menschenleben zu gebrauchen, um darin „nur annähernd" Bescheid zu wissen.

Des Sonntags nun wollen sie mich schier gewaltsam mitnehmen: vormittags in das Kapitolinische Museum, nachmittags auf den Palatin.

Ich bin ihnen von Herzen dankbar, aber in meinem tiefsten Gemüt bin ich gar zu sehr ein der Freiheit und Einsamkeit bedürftiges Menschenkind. Schon in München wurde es mir bisweilen herzlich schwer, alle Liebesgewalt meines guten Glöcklein mir gefallen zu lassen; und nun gar erst hier ... Ich habe nämlich an mir selber die Erfahrung gemacht, wie recht Fräulein Friederike hat, daß es geradezu zur Qual werden kann, in Rom nicht unabhängig, nicht frei und einsam zu sein. Ich glaube, selbst ein geselliger Mensch könnte in Rom dahin gelangen, die Menschen zu meiden. Woher kommt diese gefährliche Wirkung?

In Rom spricht die Menschheit zu uns, die Menschheit von Jahrtausenden. In Rom lebt man mit den Gestalten längst vergangener Zeiten und Kulturen. Und wer mit Geistern verkehrt, der bedarf der Lebenden nicht nur nicht, sie stören ihn sogar.

Also fliehe ich undankbare Kreatur an meinen freien Sonntagen den vortrefflichen Peter Paul, sowie seine vortreffliche Signorina Rica und genieße mutterseelenallein, schwelge in Schönheit und Einsamkeit.

Am letzten Sonntag schlich ich mich mit schlechtem Gewissen, aber glücklich in aller Heimlichkeit frühzeitig fort. Ach, solch römischer Wintersonnenmorgen, wo schon auf goldigen Wolken der Frühling über der Erde schwebt und Strahlen und Veilchen herabstreut!

In Santa Maria del Popolo hielt ich, strenge Protestantin, glühende Andacht vor dem Genius Raffaels und trat dann mit einem stillen Leuchten in der Seele hinaus auf den Platz, wo um den Obelisken des Augustus die Brunnen rauschen und die Gartenterrassen des Pincio leuchtend aufsteigen.

Die Stufen der Brunnen, selbst die Sockel, die die steinernen Löwen tragen, nahm eine Herde schwarzer, langhaariger Ziegen ein. Die Hirten melkten die klugen Tiere, und römische Hausfrauen und Mägde standen herum, um sich ihr Krüglein oder Glas füllen zu lassen. Als ich hinzutrat und verlangend auf die schaumige Milch schaute, wurde mir sogleich von mehreren Seiten Gastfreundschaft angeboten. Ich hatte noch nicht gefrühstückt, verspürte — ach, wie immer! — heftigen Hunger, nahm einer ärmlich aussehenden Frau das gefüllte Glas ab und hielt angesichts des Pincio und des Obelisken das köstlichste Frühstück. Als ich der Frau meine Milch zahlen wollte, stieß ich zunächst auf heftigen Widerstand und mußte der guten Seele meine Soldi schließlich aufdrängen. Es sind doch nicht alle Römer wie mein junger Frascataner Checco!

Alsdann machte ich in der Ripeta meine Einkäufe für den Tag: zwei weiße Brote und ein halbes Dutzend Orangen. Da ich mein Skizzenbuch bei mir hatte, mußte ich diese Vorräte in meinen Taschen unterbringen, welche Behältnisse sich als dermaßen unpraktisch erwiesen, daß ich mir vornahm, mir demnächst einen umfangreichen Pompadour zuzulegen. Damit wäre dann glücklich der Anfang gemacht, um einstmals in dreißig Jahren eine zweite Signorina Rica, eine zweite alte Römerin zu werden.

Nur vor einem schütze mich, mein guter Genius, der du mich nach Rom führtest: daß ich, um in Rom nicht Hungers zu sterben, Kopistin werden muß! Dutzende von Auroren, von Beatrice Cenci ... Selbst wenn ich sie alle zu herrlichen Preisen verkaufen würde, es wäre entsetzlich!

An einem leuchtenden Sonntagmorgen durch den Korso zu schlendern, über den Venetianischen Platz, an der Trajanssäule vorbei, vorbei an Forum, Palatin und Kolosseum und dabei solche nachtschwarzen Betrachtungen anzustellen, das ist strafbar. Ich hielt mir denn auch sofort eine meiner kräftigsten Predigten und sah darauf das ganze Leben so heiter an, wie es der römische Himmel war. So und so viele menschenfreundliche Kutscher boten mir ihre Wagen an. Aber ich lachte sie aus, denn ich und fahren! So und so viele bettelnde Kinder versicherten mir, daß sie am Verhungern wären. Sie lachten dabei, und ich lachte auch; und dann gab ich ihnen, und dann lachten wir zusammen: sie über meine Dummheit und ich vor lauter Herzensfreude, daß ich lebte, daß ich etwas Talent hatte und daß ich in Rom war: die Tasche voller Orangen und auf dem Wege hinaus in die Campagna, mutterseelenallein!

Es sollte zwar in der Campagna Briganten geben und bissige, mächtig große Wolfshunde. Die einen Ungetüme sollten den harmlosen Fremden entweder erst ausrauben und dann totstechen oder gleich mit in den Buschwald schleppen, um mehr Lösegeld herauszuschlagen; die andern Ungeheuer sollten sich auf den Wanderer stürzen und ihn wo möglich in Stücke reißen. Pah, es würde wohl so schlimm nicht sein! Furcht, weder vor Räubern noch vor Gespenstern, weder vor grauen Tagen noch sonst vor allerlei Trübem und Traurigem, das Menschen treffen kann, hat meines Vaters Tochter nie gekannt. Ich wüßte nur eines, was

mich schrecken könnte: gelebt und nicht gearbeitet zu haben! Und dann noch eines: sich selbst untreu zu werden. Und wäre es nur auf einen Augenblick.

Sagte nicht irgend ein Weiser, daß kein Mensch für sich selbst einstehen könnte?

Nun, dafür stehe ich bei mir ein!

Grell weiße Gartenmauern, darüber ein hoher Lorbeer zu einem indigoblauen Himmel aufsteigt. Immer wieder blendende Wände, an denen graue, grüngefleckte Eidechsen hinauf und hinab huschen. Auf der Straße wenige Fußgänger und bisweilen ein zweiräderiges ländliches Fuhrwerk, bunt angestrichen, mit einem wunderlichen Zeltdach über dem Kutschersitz, daran ein lärmendes Schellenwerk rasselt. Dann ein Stück freies Feld, von Rosenhecken eingezäunt, mit Artischocken bepflanzt, deren schönes, silberhelles Blattwerk prächtig zu den blühenden Rosen steht. Eine einsame Villa mit verwildertem Garten, blau von Veilchen, gelb von Narzissen, die Wege mit weißen und roten Levkojen eingefaßt. Ein verlassenes Kirchlein, um welches das Gras hoch aufsprießt. Dann wieder Mauern, Gemüsefelder, Rosenhecken, und endlich durch einen engen Hohlweg, dessen braune Abhänge von blühendem Laurustinus schimmern, ein Ausblick auf die freie, weite Landschaft.

Beschreiben kann ich die römische Campagna so wenig, wie ich sie malen kann. Ich kann sie nur empfinden. Gott sei Dank, daß ich das kann!

Ich lief und lief, sah mich todmüde, hatte die Seele so voll leuchtender Bilder, daß, wenn ich die Augen schloß, eine ganze Galerie römischer Landschaften an meinem inneren Gesicht vorüberglitt. Bisweilen schlug ich mein Skizzenbuch auf und notierte mir einen Umriß. Oder ich saß vor dem leeren Blatt, begann zu träumen, zu fabulieren. Endlich gelangte ich auf eine Höhe, zu einem Hain von Steineichen, unter deren Schatten ich angesichts der Albanerberge Mittagsrast hielt und meine Orangen verzehrte — das ganze halbe Dutzend!

Ein Göttermahl!

Im Hain der Egeria — denn keine geringere Stätte hatte ich mir für mein Diner ausgesucht — ward Siesta gehalten, und darauf ging es querfeldein über eine Wiese, die schneeweiß war von wilden Margueriten, zur Via Appia und dem Grabmal der Metella. Dann die Gräberstraße weitergewandert, bis ich umkehren mußte.

Als ich mich am späten Nachmittag wieder im Korso befand, so entzückt über den verlebten Tag, daß ich keine Müdigkeit verspürte, sah ich in einer prächtigen Equipage die größte römische Schönheit.

Zugleich erlebte ich ein kleines Abenteuer. Daß es ein solches war, bilde ich mir wenigstens ein.

Das Gewühl der sonntäglichen Spaziergänger war so groß, daß ein Gedränge entstand und ich — es war an der Ecke der Via delle Vite — nicht weiter gelangen konnte. Durchaus nicht ungern ließ ich mich von der Menge einstauen und schaute dem unterhaltenden und prächtigen Schauspiel der Korsofahrt zu.

Die römische Aristokratie, die ganze einheimische und fremde elegante Welt defilierte an mir vorüber.

Ich staunte über so viel Frauenschönheit in einer einzigen Stadt.

Auch was Grazie und Vornehmheit war, hatte ich bisher nicht gewußt. Wie diese Aristokratinnen in ihren effektvollen Umhängen aus Sammet und Seide, überreich mit Federn und Spitzen besetzt, in ihren sensationellen Pariser Modellhüten unter prächtigen Pelzdecken im offenen Wagen sich zurücklehnten, wie sie einer befreundeten Dame zuwinkten, die Grüße der Herren erwiderten, mit einer leisen Bewegung des Hauptes, so nachlässig, so gleichgültig, so königlich!

Ja, eine Ausfahrt von lauter Königinnen schien es zu sein.

Neben mir standen zwei junge Leute, zwei Prachtexemplare der goldenen Jugend, eine Menschenklasse, die ich sonst nicht ausstehen kann. Aber hier ist mir sogar diese fatale Spezies, von der ich nicht begreife, warum sie existiert, weniger zuwider; und diese zwei schönen, überflüssigen Jünglinge besaßen so viel Anmut, daß ich nicht umhin konnte, sie mir genau zu betrachten.

Die beiden Adonis kannten nicht nur die ganze Aristokratie, nannten nicht nur die Namen aller der Herzoginnen und Prinzessinnen, Gräfinnen und Marchesen, die an uns vorbeifuhren, sondern sie erzählten sich bei diesem und jenem Namen zugleich eine Anmerkung aus der chronique scandaleuse. So viel ich von dem eleganten Geschwätz verstand, handelte es sich bei allen Schönen um denselben häßlichen Gegenstand: cherchez l'homme!

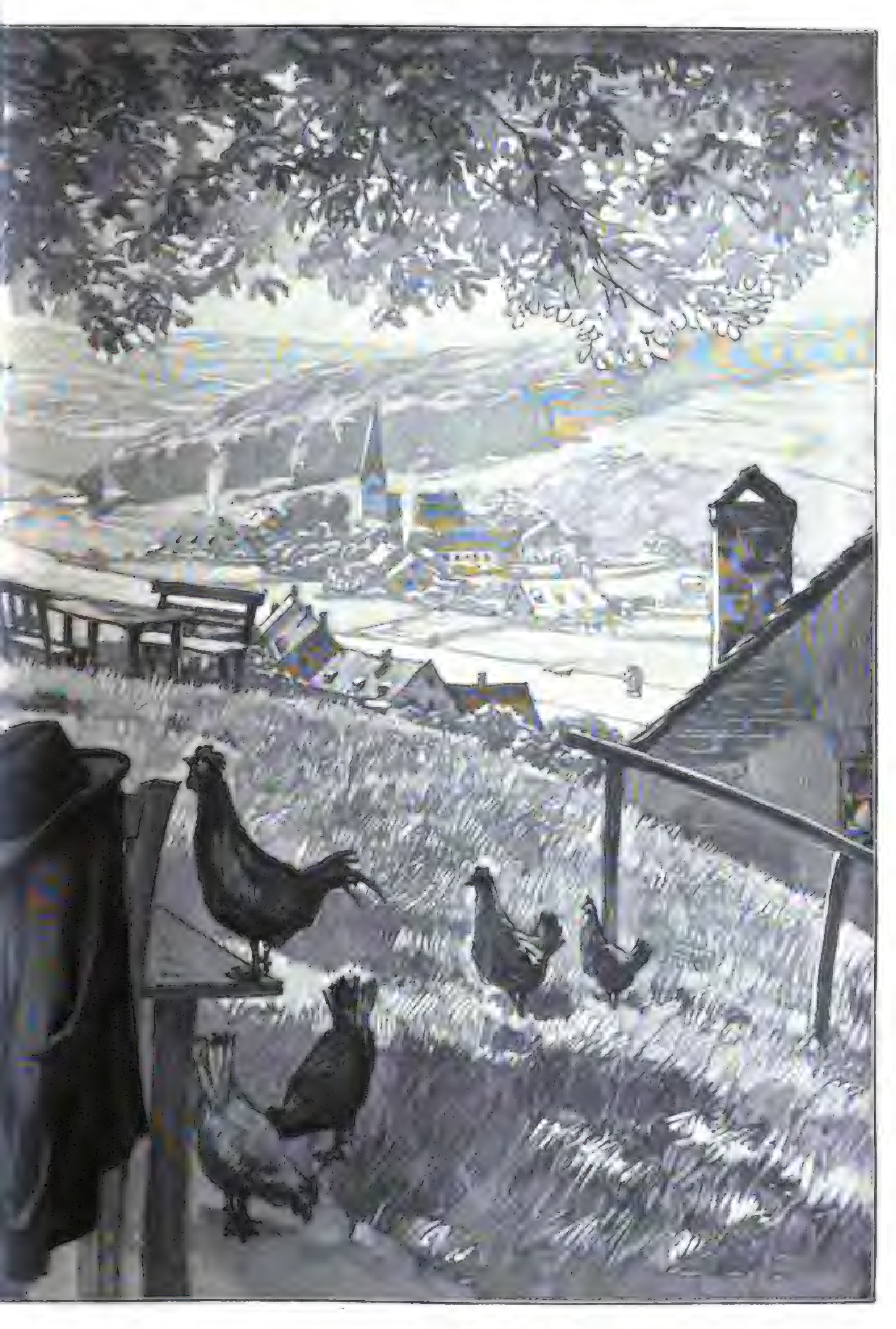
In mir stieg es heiß auf. Da saßen sie mit einer Miene, einer Haltung, als wäre es Frevel, diese stolzen Gestalten auch nur mit einem Hauch zu berühren; und dann sollten sie alle, alle —

Ich mochte nicht weiter hören, hätte den beiden Anmutsvollen am liebsten laut zugerufen, daß sie infame Lügner wären, drängte hinweg und kam in die erste Reihe der gaffenden Müßiggänger zu stehen, die neben den Equipagen Spalier bildeten.

Jeder kennt das seltsame Gefühl: plötzlich, ganz plötzlich, ohne jede Ursache, überläuft uns ein Frösteln, ein kalter Schauder, — jemand geht über unser Grab, so lautet die Redensart. Jemand also ging über mein Grab, als ich gestern am späten Nachmittag im Korso an der Ecke der Via delle Vite stand. In demselben Augenblick sah ich eine auffallende, elegante Equipage. Kutscher und Diener trugen eine Livree aus weißem Tuch mit Silbertressen, silbergraue Atlasweste und silbergraue Seidenstrümpfe. Mit Weiß war auch der Wagen ausgeschlagen. Eine Dame saß darin.

Welch ein Gesicht! Daß es auf Erden etwas so Vollkommenes gab! Die Phantasie des größten Künstlers hätte keine vollendetere Schönheit ersinnen können.





Paul Hey
Sommerlust.

Es geschah bei dem unerwarteten Anblick dieses wunderbaren Frauengesichtes, daß es mich auf einmal so unheimlich überlief.

Obgleich ich nur das Gesicht anstarrte — ich glaube neben ihr saß ein älterer, sehr vornehm aussehender Herr —, weiß ich doch genau, wie sie gekleidet war. Echt frauenzimmerlich von mir!

Sie trug ein Kostüm aus schwarzem Sammet, mit Blaufuchs besetzt. Ihr Hut bestand aus einem kunstvollen Gewirr von Goldspitzen und grauen Federn.

Ihr Gesicht hatte eine Farbe wie Alabaster, und ihre Augen . . .

Ich staunte sie so an, in solcher Ekstase, daß sie meinen Blick zu fühlen schien. Wenigstens sah sie plötzlich zu mir herüber. Und da geschah etwas Seltsames. Sie heftete ihre mächtigen, brennenden Augen auf mich und starrte mich an wie ich sie. Jawohl, mich, Prisca Auzinger, starrte sie an! Unglaublich, aber es war so.

In der Wagenreihe entstand eine Stockung. Gerade vor mir machte die Equipage Halt. Wir befanden uns einander gegenüber und starrten uns an, bis der Wagen weiterfuhr.

Welche lächerliche Phantasie ich hatte! Mir war, als ob in dem Blick, den die herrliche Frau auf mir ruhen ließ, etwas Feindseliges läge, etwas wie — ich finde keinen Namen dafür.

Sagte ich auch, daß sie gar nicht mehr jung ist? Aber das ist ja bei ihr ganz gleichgültig.

*

Hinter mir, dicht hinter mir ein Seufzer! Nein, ein ersticktes Stöhnen, daß ich mich erschrocken umsah nach dem Menschen, der so grausam litt. Karl Steffens war's. Er gewahrte mich gar nicht, denn er schaute jener Dame nach mit einem Ausdruck . . .

Sie also ist die Frau, um derentwillen er sich aus Rom nicht losreißen kann, um derentwillen auch er vielleicht dem Schicksal so vieler verfällt: in Rom zu Grunde zu gehen.

*

Was ist das nur mit mir?

Ich verstehe es nicht, und weil ich es nicht verstehe, deshalb quält es mich so sehr.

Als Karl Steffens mich endlich bemerkte, als er mich ansah, betrachtete er mich mit demselben fast entsetzten Blick von damals, als ich ihn bei den beiden alten Römern kennen lernte. Er sah mich an, nicht anders, als wäre ich mein eignes Gespenst.

Ich begrüßte ihn mit möglichster Unbefangenheit; aber statt mir meinen Gruß zurückzugeben, rief der merkwürdige Mensch:

„Jetzt weiß ich, an welche Augen mich die Ihren erinnern! Aber wie ist denn das nur möglich? Denn Sie und . . .“

Da ich nicht wußte, was er meinte, so sagte ich, es wäre spät, und ich fühlte mich müde, denn ich sei seit dem frühen Morgen unterwegs.

„So müssen Sie eilen, nach Hause zu kommen. Die Sonne geht unter, das ist die gefährlichste Zeit, um sich das Fieber zu holen.“

„Im Korso?“

„Der Teufel von Malaria kann Sie hier überall in seine Klauen bekommen.“

„Ich fürchte nicht, daß er mich holt.“

„Vielleicht hat er Sie schon bei den Haaren. Der Satan nämlich, den ich meine.“

Ich drängte mich durch die Menge, welche die Trottoirs wie eine lebendige Mauer umschloß. Und da ich im Korso nur mit Mühe vorwärts gekommen wäre, schlug ich den Weg ein, der mich an der Post vorüber zum Spanischen Platz führte.

Karl Steffens war mir gefolgt und schien mich begleiten zu wollen, was mir nicht angenehm war, da ich mich plötzlich völlig ermüdet fühlte und keine Lust zum Sprechen hatte. Dabei beschäftigte mich unausgesetzt der Gedanke an jene schöne, vornehme Römerin, und daß sie es war, die Karl Steffens liebte.

Dieser schien zum Glück auch nicht in mitteilsamer Stimmung zu sein, was ich bei einem Menschen, der soeben mitten unter andern so jammervoll aufgeseufzt hatte, sehr begreiflich fand. Aber auf einmal begann er zu reden, leise, fast flüsternd und die Worte heftig hervorstoßend.

„Haben Sie sie gesehen? Sie müssen sie gesehen haben. Solches Gesicht übersieht man nicht.“

Da ich ihn nicht merken lassen wollte, daß er sich verraten hatte, so fragte ich:

„Sie meinen die Dame in der Equipage mit der weißen Livree?“

„Ich kann nur die eine meinen.“

„Sie ist wunderschön.“

„Wunderschön? Sie ist . . . Aber Sie haben sie ja gesehen!“

„Wer ist sie?“

„Das wissen Sie nicht?“

„Wie sollte ich, da ich hier fremd bin.“

„Sie müssen aber doch von ihr gehört haben? Sie ist ja geradezu berühmt! Ein Meisterstück der Natur.“

„Also wer ist sie?“

„Die Fürstin Romanowska.“

„Romanowska? Ich glaubte, sie sei eine Vollblutrömerin.“

„Vollblutrömerin wie eine Agrippina! Oder wie eine keusche Lucrezia, wenn Ihnen das besser gefällt.“

Er lachte auf, so grell, daß es mich durchfuhr. Nur um etwas zu sagen, bemerkte ich:

„So stelle ich mir Frauenhoheit vor.“

„Hoheit? Sagen Sie lieber Majestät. Alles an dieser Frau ist wie an einer geborenen Souveränin, wenn sie auch von der Gasse kommt und weder lesen noch schreiben kann. Uebrigens ist die Fürstin Romanowska eine Römerin, wenn auch keine Romana di Roma.“

„Sondern?“

„Sie ist aus Rocca di Papa.“

„Aus Rocca di Papa? Ist das möglich?!“

„Finden Sie darin etwas so Außerordentliches?"

„Daß die Fürstin Romanowska aus Rocca di Papa stammt . . ."

„Es kommen viele Modelle von dort her."

„Aber die Fürstin Romanowska war doch nicht . . ."

„Jawohl! Sie war ehemals Modell. Sie sehen, in diesem wundersamen Lande ist alles möglich."

Ich that einen Ausruf. Unklugerweise sagte ich dann:

„Und Sie kannten die Fürstin schon damals, als sie noch . . ."

„Ganz richtig: als sie noch Modell war. Sie reden ja, als hätten Sie niemals von meiner ‚Tochter der Semiramis' gehört."

„Es soll ein herrliches Werk sein."

Er höhnte mit einem beißenden Spott, der mir förmlich physisch weh that:

„Ein herrliches Werk? Es ist eine Pfuscherei, wenn Sie das Urbild damit vergleichen."

„Die Fürstin Romanowska?"

„Nun ja, ja! Eben dieselbe, die vorhin wie eine Göttin an uns vorüberfuhr und meinen demütigen Gruß nicht erwiderte."

„Warum grüßen Sie sie also?"

„Ja, warum . . ."

Darauf ein langes Schweigen. Mir ward mehr und mehr unheimlich zu Mute. Wenn er doch nur gegangen wäre.

Er blieb jedoch und sagte, vielmehr er stieß hervor:

„Was für ein Schwächling ich bin! Ich, der ich ein Genie sein soll! Ein Mensch, der eines schönen Weibes wegen um den Verstand kommt, ein Genie! Nicht einmal ein ganzer Mann ist der Kerl! Und ein solcher Mensch läuft noch immer auf Erden herum! Und er läuft nur herum, weil . . . Doch das sind Dinge, von denen eine reine Seele wie Sie nichts wissen kann, auch gar nichts wissen soll. Pfui, wie erbärmlich!"

„O, Herr Steffens!"

„Lassen Sie sich nicht etwa einfallen, mich zu bedauern, einen Mann, der so verächtlich geworden . . . Nein, sehen Sie mich nicht so an! Hören Sie nicht? Sie sollen mich nicht so ansehen, mit diesen Augen —"

Er murmelte etwas, das ich nicht verstand, drückte den Hut in die Stirn und war plötzlich von meiner Seite verschwunden.

Die ganze Nacht that ich kein Auge zu. Ich sah immerfort das alabasterbleiche, wunderschöne Gesicht der Fürstin Romanowska, die ein Modell gewesen, und die mich so seltsam angeblickt hatte; ich hörte immerfort das Stöhnen des Mannes, der diese Frau liebte, der durch seine Liebe so unglücklich geworden, daß er sich selber verachten mußte, und der ein großer Künstler gewesen war. Denn jetzt — nein, jetzt war er es sicher nicht mehr.

Er dauert mich. Ach Gott, wie er mich dauert!

Was er nur immer mit meinen Augen hat?

XIV.

Maria von Rocca di Papa.

Vor ungefähr achtzehn Jahren ward sie zum erstenmal in Rom gesehen. Allzu jung war sie schon damals nicht mehr, etwa Anfang der zwanzig. Eines schönen Morgens kam sie vom Barberinischen Platz her langsam die Via Sistina hinauf gegangen. Sie war schlecht gekleidet, in einem Kostüm, wie es ehemals die Mädchen von Albano trugen, und wie man es dort jetzt nur noch selten an hohen Festtagen sieht und dann ausschließlich bei älteren Frauen. Die Farben des Mieders und des Rockes waren verblaßt, und sie trug nicht den mindesten Goldschmuck; selbst das Ohrgehänge fehlte, das im römischen Lande doch sonst die Aermste besitzt.

Es mußte ihr schlecht gegangen sein, und das lange Zeit.

Aber sie hatte eine Art zu schreiten und den Kopf zu halten; sie war von solcher stolzen, solcher triumphierenden Schönheit, daß alle Leute ihr nachschauten.

In Rom will das etwas sagen.

Sie kümmerte sich um die staunenden Blicke genau so viel wie um das Pflaster unter ihren Füßen, ging gelassen ihres Weges bis zu der schönen Kirche der heiligen Dreieinigkeit über dem Spanischen Platz, ging die Stufen hinab, als wäre es die Treppe eines Palastes und sie dessen Herrin.

Auf den Terrassen warteten die römischen Modelle auf Arbeit. Als dieses Völklein die Fremde sah, geriet es in helle Erregung; teils weil es sie nicht kannte, teils weil sie so schön war und so stolz that.

Die Unbekannte stellte sich auf die unterste Treppe, lehnte ruhig gegen die Mauer und wartete auf einen Künstler, der ihr zu thun geben würde. Für die übrigen, die doch ihresgleichen waren und zu demselben Zwecke herumlungerten, hatte sie weder Wort noch Blick.

Aber eine ältere Frau aus Rocca di Papa kannte sie und rief laut:

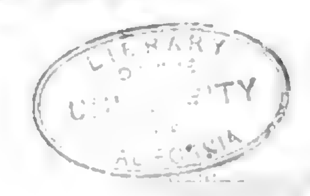
„Das ist ja die Maria von Rocca di Papa!"

Die Maria von Rocca di Papa warf der Sprecherin einen gelassenen Blick zu und regte sich nicht. Alle Modelle scharten sich um die Frau und wollten von der Maria hören.

Nun, die Maria war als Kind mit ihrem Vater (die Mutter war längst tot) als Modell in die weite Welt gezogen, und man hatte seitdem nichts von den beiden gehört. Plötzlich war sie ohne ihren Vater wieder da und stand auf der Spanischen Treppe.

Man umringte sie voll gutmütiger Teilnahme, begrüßte sie, fragte sie aus. Sie antwortete aber nur kurz und bündig.

„Wohin ging dein Vater mit dir?"



„Wir gingen eben von Rocca fort."

„Wohl gar bis Florenz?"

„Bis Florenz. Und viel weiter."

„Fandet ihr zu thun?"

„O ja."

„Wurdest du Modell?"

„Freilich."

„Und dein Vater?"

„O, der!"

„Was ist's mit dem?"

„Der starb."

„Du Arme! Ohne Vater und Mutter!"

„Nun ja."

„Ohne Vater und Mutter und dann nicht einmal in deiner Heimat! Wie alt kannst du wohl gewesen sein?"

„Fünfzehn."

„Und dann ganz allein! Was thatest du nur?"

„Ich stand Modell."

„Also ging dir's gut?"

„Nicht schlecht."

„Standest du immer Modell?"

„Nicht immer."

„Was thatest du denn noch sonst?"

„Was soll ich gethan haben?"

Das war nun freilich keine Antwort. Das bunte, lebhafte Völklein war jedoch für das Schicksal der armen Waise so interessiert, daß es auf die ausweichenden Antworten nicht sonderlich acht gab, sondern mit fieberhafter Ungeduld weiter fragen und hören wollte.

Die Alte erkundigte sich:

„Wir hörten in Rocca, ihr wäret in Deutschland gewesen?"

„Nun ja. In Deutschland. Mein Vater starb dort."

„Wie lange bliebst du dort ganz allein?"

„O, nicht lange."

„Wohin gingst du dann?"

„Nach Frankreich."

„O!"

„Was ist dabei? Wenn man hingehen kann, wohin man will."

„Warst du dort auch Modell?"

„Freilich."

„Es ging dir dort gewiß schlecht?"

In den mächtigen Augen der Maria von Rocca di Papa leuchtete es eigentümlich auf.

„Ich hätte dort eine Dame werden können! Eine Dame, die sich jeden Tag einen neuen Hut aufsetzt, in einem schönen Wagen fährt und Schmuck hat wie eine Herzogin. Ja, solche Dame hätte ich dort werden können."

Als das gewaltige Staunen ihres Publikums sich einigermaßen gelegt hatte, wurde sie von neuem mit Fragen bestürmt; sie antwortete indessen mit noch weniger Bereitwilligkeit ... Fünf volle Jahre blieb sie in Paris, stand Modell und verdiente Geld, viel Geld; denn alle Künstler wollten ihr zu thun geben. Plötzlich erkrankte sie schwer und ward in ein Spital geschafft. Dort erfaßte sie eine glühende Sehnsucht: ‚Sobald du gesund bist, gehst du fort, nach Italien, zurück in den Sonnenschein, nach Rom.'

Als sie aus dem Spital entlassen wurde, war sie sehr schwach, hatte nur noch wenig Geld, wollte jedoch nicht länger bleiben, wollte fort. Einen großen Teil des weiten Weges von Paris bis Rom legte sie zu Fuß zurück.

So schlecht war es der Maria von Rocca di Papa zuletzt ergangen; aber jetzt war sie wieder da.

Und sie wollte in Rom bleiben, denn was sollte sie in Rocca di Papa? Sie hatte dort niemand mehr außer einigen Tanten und Basen, um die sie sich nicht kümmerte.

Eine einzige Freundin hatte sie dort gehabt, die Pia Anna. Dieser hatte sie sogar einmal schreiben lassen, damals aus Deutschland. Dem Briefe hatte sie eine Photographie beigelegt: das Porträt ihres Verlobten, eines schönen, großen blonden Mannes, den sie in dem Briefe an die Pia Anna ihren langen bel biondo nannte.

Das war lange her, und das Porträt mußte längst verblaßt sein. Sollte sie auf den Monte Cavo steigen, nur um die Pia Anna und die verblaßte Photographie wiederzusehen? Wozu? Wer weiß, ob die Pia Anna überhaupt noch lebte? Sie konnte sich ja gelegentlich einmal nach ihr erkundigen. Aber warum hätte sie sie aufsuchen sollen? Sie würde sie gewiß gleich nach ihrem bel biondo fragen, und das ...

Besser, sie stieg nicht den hohen Berg hinauf! Also blieb sie in Rom.

Und sie brauchte sich nur zu zeigen, so waren die Künstler gleich von ihr wie behext. Jeder wollte sie zum Modell haben. Die Franzosen und Spanier wollten sie für sich allein in Beschlag nehmen und gerieten ihretwillen mit den Deutschen und Italienern beinahe in Streit. Maria ließ sich davon nicht anfechten, that, als ginge sie die ganze Sache nichts an, wollte keinem von allen ausschließlich angehören, so viel sie dabei auch verdient hätte. Auch als Modell wollte sie frei sein.

Sie wählte sich stets selbst den Künstler, dem sie stehen wollte. Weder dem Reichsten noch dem Schönsten verdingte sie sich, sondern dem Talentvollsten, wenn er auch der Aermste war. Denn kein Kunstkritiker oder Kenner weiß besser mit dem Talent der Künstler Bescheid als die Modelle.

Sie stand stets dem Künstler so lange Modell, bis seine Arbeit ganz vollendet war, und nahm an dem Werk ein glühendes Interesse: war es doch ihre Gestalt und oft mehr als das — ihre Seele! Die leidenschaftliche Teilnahme erkaltete, sobald der Künstler mit seiner Arbeit fertig war. Das Schicksal des Werkes, das häufig durch das schöne Modell eine besondere Berühmtheit erlangte, kümmerte sie nicht mehr.

Eine andre Absonderlichkeit des schönen Geschöpfes war, daß sie keinem Künstler zu einer



Michel Lock
Dädalos und Ikaros.

zweiten Arbeit Modell stand, mochte er sie noch so sehr bitten, ihr noch so viel bieten.

Inzwischen vernahm man in Rom allerlei über sie: sie sollte im Ausland durch ihre Schönheit ebenso wie durch ihren Charakter viel Unheil angerichtet haben. Aber niemals war sie die Geliebte eines Künstlers gewesen. Auch in Rom galt sie für unnahbar, was die magische Gewalt, die von ihr ausging, nur verstärkte und noch verderblicher machte.

Auch Karl Steffens stand sie Modell.

Dieser war damals ein Neuangekommener, der eine Menge großer Entwürfe in der Phantasie fix und fertig hatte. Aber es war einstweilen herzlich wenig Aussicht vorhanden, auch nur einen einzigen aller dieser Gedanken zu verwirklichen, geschweige denn zur Ausführung zu bringen. Ein Hauptgrund seines Aufenthalts in Rom war, daß hier die schönsten Frauenmodelle zu finden sein sollten. Und für ihn, den „häßlichsten der Männer“, war Schönheit die größte Göttin.

Er war arm, wäre jedoch um keinen Pfennig reicher geworden, auch wenn er hübsch zu Hause in Deutschland geblieben wäre. Er hatte sich bei so und so vielen Konkurrenzen beteiligt, so und so viele Preisrichter hatten über seine Entwürfe die weisen Häupter geschüttelt: ‚Sehr merkwürdig, viel zu merkwürdig!‘ Und irgend ein großer Akademiker erhielt den ersten, ein minder großer den zweiten Preis und so fort, bis herab zur ehrenvollen Erwähnung. Der viel zu merkwürdige Karl Steffens stellte sein Thon- oder Wachsmodell zu dem übrigen, putzte seine Brillengläser, überzählte seine Barschaft, murmelte etwas zwischen den Zähnen und — ging schließlich den nämlichen Weg, den vor ihm, aus den nämlichen Gründen, schon mancher talentvolle Künstler gegangen: er reiste nach Rom, wo man unter einem „ewig blauen“ Himmel weniger Geld brauchen sollte, und wo schöne Menschen wohnten, namentlich, wie schon gesagt, schöne Frauen.

Sehr bald indessen machte Karl Steffens die Entdeckung, daß die Geschichte von dem ewig blauen Himmel ein Märchen sei. Mit der andern Sache hatte es indessen entschieden seine Richtigkeit; hungern ließ es sich in Italien leichter als da drüben — wie Fräulein Friedrike mit der gewissen Handbewegung zu sagen pflegte.

Ueberdies hatte er ja den Kopf voll großer Entwürfe! Und jung war er auch noch, ganz lächerlich jung: zweiundzwanzig Jahre. Nur war es schade, daß man nicht auf dem Papiere modellieren und gewaltige Werke schaffen konnte, daß das billigste Material für einen Bildhauer Thon war. Und bis aus dem Thon Marmor wurde . . .

Jedenfalls bedurfte er, auch um den Thon zu modellieren, einer Werkstatt. Es gab in Rom wahrlich deren genug: die ganze Via Margutta bestand aus Ateliers. Alle leeren studii sah er sich an, fand viele sehr schön, alle jedoch zu teuer, viel zu teuer. Lange Zeit brauchte er, um ein Studio zu finden, das billig war, sogar spottbillig.

Dieser Raum, darin Karl Steffens sein neues Leben einrichtete und seine unsterblichen Werke schaffen wollte, hatte noch dazu eine wunderbare Loggia, in einem ganz neuen, sehr prächtigen Hause zwischen Esquilin und Caelius, gerade gegenüber dem Kolosseum.

Das Atelier ging auf einen engen, dunkeln und feuchten Hof, der das reine Treibhaus war: so üppig schossen darin Unkraut und wilde Blumen empor. Sogar die Mauern waren grün überzogen von dem reizenden Blattwerk der Nymphenfarne. Auch war das Studio selbst ganz merkwürdig feucht. Und es herrschte darin eine ganz sonderbare Luft. Je nun! Feuchtigkeit besaß für ein Bildhaueratelier das Gute, daß der Thon nicht so schnell trocknete. Es traf sich alles famos.

In dem ganz neuen und sehr prächtigen Hause wohnten merkwürdigerweise nicht viele und gar keine feinen Leute, und die wenigen Bewohner hatten ganz merkwürdige Gesichter: so sonderbar fahl! Und mit ganz sonderbaren Augen sahen sie den neuen Mietsmann an: so forschend, als wollten sie sehen, ob sein Gesicht auch schon fahl wurde.

Mit seinem von großen Plänen wimmelnden Kopf und dem bedenklich leeren Geldbeutel war Karl Steffens bester Laune: endlich, endlich sollte einer seiner vielen Entwürfe aus dem Kopf als Meisterwerk auf das Papier gelangen! Es war das eine Gruppe, der er den Namen „Die Tochter der Semiramis“ geben wollte.

Diese Dame war wie ihre erlauchte Mutter gleichfalls Königin gewesen. Einem etwas eigentümlichen Gesetz zufolge, das die junge Majestät selbst zu erteilen geruht hatte, durfte sie sich unter den schönsten Jünglingen des Landes den Gemahl wählen. Das königliche Paar wurde vermählt und — der junge Gatte am nächsten Morgen hingerichtet, durch Henkershand erwürgt.

Karl Steffens wollte die Königin darstellen, wie sie von ihrem Lager sich erhebt und zu ihren Füßen den Gemordeten erblickt, den Strick um den Hals. Sie sieht ihn und wird für den Toten von heißer Liebe entflammt.

Unaussprechliches wollte Karl Steffens in diesem Frauenantlitz ausdrücken, mit solcher Gewalt ausdrücken, daß der Beschauer von tiefstem Grausen, zugleich von innigstem Mitleid gepackt würde.

Also ein Modell für seine Tochter der Semiramis! Ein junges, schönes Weib! . . . Und Karl Steffens suchte nach einem solchen Weibe.

Er sah viele schöne Frauen. Einige waren so wunderbar, daß er in helles Entzücken geriet. Aber, selbst angenommen, diese Schönheiten hätten für Geld und gute Worte dem Künstler Modell gestanden — für seine grausame, herrliche Königin war ihm keine schön genug. Also suchte er weiter.

Inzwischen wollte er wenigstens etwas thun, denn wozu war er in Rom, wozu hatte er sein

herrliches Studio? Er wählte daher am Spanischen Platz ein Modell, wurde handelseinig, sagte seine Adresse, sorgte für frischen Thon und wartete am nächsten Morgen auf den bestellten Jüngling. Der jedoch blieb aus. Voll Aerger ging er nachmittags hin und mietete einen andern. Aber auch das zweite Modell fand sich nicht ein. Erst von dem dritten erfuhr er den Grund, warum kein Modell zu ihm kommen wollte, denn als dieser dritte die Adresse vernahm, erklärte er gerade heraus, er würde nicht kommen. Es würde keiner zu dem Künstler kommen! Der Grund war: das neue, prächtige Haus gegenüber dem Kolosseum war eine berüchtigte Brutstätte der Malaria. Alle Künstler, die in diesem Hause gewohnt hatten — es befanden sich darin noch mehrere Ateliers —, erkrankten sehr bald schwer am römischen Fieber, und ein Deutscher war dort sogar vor kurzer Zeit an der Perniciosa gestorben. Darum der billige Preis, darum die armseligen Mieter, darum die fahlen Gesichter und der sonderbar forschende Blick, der zu fragen schien: ‚Bist du nicht schon auch krank?‘

Er war jedoch gesund und blieb wohnen; denn es war gar zu wundervoll billig! Das mit dem römischen Fieber war sicherlich sehr übertrieben. Jedenfalls würde er es nicht bekommen.

Und wenn die Modelle absolut nicht kommen wollten — was für kindische Geschöpfe es doch waren! — so mußte er sich einstweilen ohne sie behelfen.

Sahen sie dann ein, daß es ihm nicht ans Leben ging und er das Gespenst auslachte, so kamen sie sicher.

Also blieb er wohnen.

Aber eines Abends, als er nach Hause kam, trat ihm auf dem Flur eine Schar schwarz Vermummter entgegen. Sie hielten hohe, brennende Wachskerzen in Händen und trugen auf ihren Schultern eine lange, schmale, mit einem schwarzen Tuch bedeckte Kiste.

Die freiwillige Totenbrüderschaft war's, die einem, der ausgelitten hatte, den letzten Dienst erwies.

Einer der wenigen Mieter wurde hinausgetragen ... Nun, sterben muß einmal ein jeder!

Er fragte einen Knaben, der vor der Thür stand und zuschaute, nach dem Gestorbenen und erhielt zur Antwort:

„Irgend einer am Fieber. In dem Hause sterben alle am Fieber.“

Er wollte trotzdem wohnen bleiben! Wenigstens fürs erste.

*

Karl Steffens war jemand, der schon dort drüben seine einsamen Menschen- und Künstlerwege gegangen war; um wie viel mehr that er das in Rom. Er verkehrte mit niemand und machte namentlich um jeden Kollegen einen weiten Umweg; sein Mittagessen nahm er in einer kleinen Trattoria ein, die in der Nähe von San Pietro in Vincoli lag und die, von keinem Fremden gekannt, billig war. Sein mehr als bescheidenes Abendbrot kaufte er sich irgendwo zusammen. So gehörte er denn mit Leib und Seele zu der Gemeinde derer, die nach der Ansicht der beiden alten Römer berufen waren.

Nur durch diese Art zu leben konnte es geschehen, daß er nichts von dem schönsten weiblichen Modell, der Maria, vernahm; außerdem erschien sie, da sie das gesuchteste Modell war, auf der Spanischen Treppe nie mehr. Sie wohnte bei einem alten Fruchthändler in der Nähe des Laterans, begab sich am frühen Morgen in ihr Atelier und kehrte am Nachmittag gewöhnlich durch die volkreichen Viertel der Monti in ihr entlegenes Quartier bei der Basilika des großen Heiligen zurück.

Da lernte Karl Steffens sie kennen, wobei er zugleich eines jener Abenteuer bestand, die selbst in der modernen Kapitale des geeinigten Königreiches immer noch ziemlich alltäglich sind.

Er liebte es, die ungesundeste Tageszeit, die Dämmerung, im Kolosseum zuzubringen. In jener Stunde war der Aufenthalt in der menschenleeren Ruine wahrhaft magisch. Der gewaltige Steinring schien die Lichtfluten des Tages wie mit gewaltigen Armen zu umfassen; die Travertinmassen hatten die Sonnenfluten so gierig aufgesaugt, daß die Riesenwände, welche Cäsarenwahnsinn aufgetürmt, noch wie Alpengipfel leuchteten und gleißten, wenn die Schatten der Nacht bereits allen sonstigen Schein auslöschten.

Eines Abends wurde der Künstler, der, ganz in seine Phantasie verloren, das Amphitheater mit Gestalten seiner Welt bevölkerte, durch den Schrei einer Frauenstimme aus seinen wachen Träumen aufgeschreckt. Es klang wie ein Hilferuf und drang aus einer der Arkaden, in deren dunkeln Wölbungen selbst am hellen Tage mit aller Gemächlichkeit jemand ermordet werden könnte.

Karl Steffens eilte hin und fand ein Mädchen aus dem Volke gegen die Mauer lehnen und heldenmütig mit einem Menschen ringen, der mit einem Dolchmesser bewaffnet war. Als der Bursche den Fremden gewahrte, ließ er sein Opfer fahren, stieß eine Verwünschung aus und verschwand in den dunkeln Bogengängen.

Die Züge des Mädchens zu erkennen, war es zu finster; aber ihre Gestalt und die Haltung des Kopfes waren prachtvoll. Sie schien sich bereits wieder gefaßt zu haben, wenigstens war sie vollkommen gelassen und erzählte, sie habe sich auf dem Nachhauseweg verspätet, wohne in der Via Marc Aurelio und habe geglaubt, bedeutend abzukürzen, indem sie den Weg durch die Arkaden des Kolosseums statt über die obere Fahrstraße nehme. Jener Mensch müsse ihr aufgelauert haben, ihr nachgeschlichen sein und — ja, und wäre der Herr nicht gekommen gerade zu rechter Zeit, so hätte ein Unglück geschehen können. Sie danke dem Herrn.

In seinem besten Italienisch versicherte Karl Steffens, er sei glücklich, ihr den kleinen Dienst

geleistet zu haben, und bat um nähere Auskunft über den Ueberfall: ob sie den Buben kenne und ob sie wisse, warum sie verfolgt worden sei?

Sie kannte ihn und sie wußte auch — Sie machte nur eine Bewegung mit dem Kopf, und Karl Steffens verstand sofort, daß sie den Burschen abgewiesen und dieser sich dafür hatte rächen wollen.

Was sie thun würde?

Nichts! Sich mehr in acht nehmen, nicht mehr so spät solche Wege gehen, stets ein Messer bei sich tragen. Er sollte es nur noch einmal probieren!

Sie verließen zusammen den unheimlichen Ort. Als sie wieder ins Freie traten, war es gerade noch hell genug, daß der Künstler sehen konnte... Solches Antlitz hatte er für sein Bildwerk geträumt. Leibhaftig stand das schönste Weib Roms, das schönste Weib der Welt, vor ihm. Auch sie blickte ihn an: Heilige Jungfrau, wie häßlich er war!

Er wollte sie nach Hause begleiten, aber das litt sie nicht und sagte es ihm in wenigen Worten, jedoch in einer Weise, daß er gehorchen mußte. Da folgte er ihr heimlich nach, um sie zu schützen und — um sie vor sich herschreiten zu sehen.

Ihm war zu Mut, als wandelte er auf mondhellen Bergeshöhen.

XV.

Die „Tochter der Semiramis".

Die Folge dieses Abenteuers war eine Reihe schlafloser Nächte und arbeitsloser, ruheloser Tage. Steffens befand sich in einem Zustand, von dem er einige Male selbst glaubte, es sei das römische Fieber.

Das hielt ihn auch gepackt, und zwar für eine Natur wie die seine in bedenklichster Art.

Denn noch niemals war er in Wahrheit ernstlich verliebt gewesen. Noch niemals hatte er eine Frau gesehen, die der häßlichste der Männer schön genug befunden hätte. Auf einmal nun war er nicht nur verliebt, sondern er liebte!

Wahrscheinlich, vielmehr ganz sicher, liebte er hoffnungslos; denn wie würde, wie könnte solch wunderbares Geschöpf einen Menschen lieben, der sein Gesicht hatte? Unmöglich! Der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer Gegenliebe besaß für ihn, den rasend Verliebten, den leidenschaftlich Liebenden, etwas, das sein ästhetisches Gefühl empörte.

So hoffnungslos er sich auch fühlte, begab er sich dennoch Abend für Abend in die Nähe ihrer Wohnung, um sie von einem versteckten Platz aus glücklich heimkommen zu sehen und in Sicherheit zu wissen. Natürlich erfuhr er, wer sie sei: ein Modell, das berühmteste in Rom, über dessen kapriziöses Wesen die seltsamsten Dinge erzählt wurden, ebenso wie von ihrer Sittsamkeit.

Sie war ein Modell, und er ein Künstler. Warum sollte sie nicht auch ihm Modell stehen? Modell zu seiner „Tochter der Semiramis", deren verkörpertes Ideal sie war.

Man zahlte ihr selbstredend einen Preis, der für ihn unerschwinglich war, da er sie jedenfalls lange, sehr lange gebrauchte. Unerschwinglich?! Unsinn! Der Preis mußte geschafft werden, und sollte er sich dem Teufel selber oder, was das nämliche bedeutete, einem Kunsthändler verkaufen müssen.

Doch was sollte daraus werden, wenn er sich noch mehr in sie verliebte — noch leidenschaftlicher sie lieben würde? Und daß es so kam, war eine Naturnotwendigkeit.

Was sollte daraus werden?

Er fühlte, wie er brennend rot wurde vor Scham. Nichts sollte daraus werden; denn niemals würde sie erfahren — Karl Steffens war nicht nur ein einsamer, sondern auch ein stolzer Mensch. Niemand ahnte, wie stolz er war.

Also nahm er sich vor, sie an einem der nächsten Tage in durchaus geschäftsmäßiger Weise zu fragen, unter welchen Bedingungen sie ihm Modell stehen wolle. Natürlich mußte er dann sofort ein andres Atelier suchen, denn er durfte sie nicht der Gefahr aussetzen, in seinem Studio die Malaria zu bekommen.

Die Vorstellung, daß so viel Schönheit so leicht vergänglich sein könnte — durch einen Zufall, einen Atemzug, eine Erkältung —, hatte etwas Brutales.

So oft er auch den Entschluß faßte, sie aufzusuchen, führte er ihn doch niemals aus. Wahrscheinlicherweise würde sie ihm Modell stehen; hatte er sie doch aus Todesgefahr gerettet, wofür sie sich, vielleicht nicht einmal ungern, erkenntlich erwies. Aber ihre Dankbarkeit wollte er nicht.

Eines Vormittags stand er in schlechtester Stimmung vor seinem Wachs, daraus irgend etwas zurechtknetend, als an seine Thür geklopft wurde. Das war sehr ungewöhnlich; denn er empfing keine Besuche, erhielt auch keine Briefe. Er öffnete, und vor ihm stand die Maria von Rocca.

Sie trat sogleich ein, vorüber an ihm, der die Thür weit offen hielt und kein Wort hervorbrachte; so ruhig und sicher trat sie ein, als hätte er sie bestellt, als wäre es ihre Pflicht gewesen, zu kommen. Als sie den feuchtkalten Raum betrat, zog sie mit einer unwillkürlichen Bewegung das schmale, buntgestreifte Wollentuch fester um die Schultern.

„Guten Tag, Signor Carlo."

„Du weißt meinen Namen?"

Es war das einzige, was ihm einfiel; dabei stand er noch immer mit der offenen Thür in der Hand.

„Die andern sagten mir, wie Ihr heißet und wo Ihr wohnt. Und da bin ich."

„Da bist du. Nun ja. Und da bist du."

Er sagte es stammelnd, während er jetzt auch von der Thür zurücktrat, die krachend hinter ihm zufiel und ihn mit ihr zusammen abschloß von der ganzen übrigen Welt.

„Die andern sagten mir, Ihr brauchtet ein Modell", nahm Maria wieder das Wort. „Der

Künstler, bei dem ich zu thun hatte, wurde mit seiner Arbeit nicht früher fertig; und ich konnte doch nicht nur so von ihm fortgehen. Aber da bin ich jetzt. Könnt Ihr mich brauchen?"

Ob er sie brauchen konnte! Und sie entschuldigte sich förmlich bei ihm, daß sie nicht früher hatte kommen können! Aber jetzt war sie da!

Es war wie ein Traum, eine Fieberphantasie! Richtig: das römische Fieber . . .

Mit Anstrengung brachte er hervor, daß er sie freilich brauchen konnte, sogar recht gut. Längst hatte er sie fragen wollen, ob sie einmal — aber sie hatte ja immer so viel zu thun! Und überdies müßte er erst ein andres Studio haben. Dieses war zu ungesund wegen der Malaria. Erst wollte er einen andern Raum suchen; wenn sie dann Zeit hatte . . .

Statt aller Antwort warf Maria ihr dickes Tuch ab. Steffens sah ihr schweigend zu. Dann stieß er hervor:

„Nicht jetzt, nicht hier!"

„Fangt nur immerhin an."

„Wie, jetzt gleich? Hier?"

„Warum nicht?"

„Wegen des Fiebers; fürchtest du dich nicht vor der Malaria?"

„Ich fürchte mich vor nichts."

„Die andern kamen doch deshalb nicht zu mir."

„Pah, die andern!"

„Wenn du nun das Fieber bekämst?"

„Das kann ich auch wo anders; und soll ich es nicht bekommen, so bekomme ich es auch hier nicht. Sagt mir nur, wie ich mich aufstellen soll."

Steffens hörte kaum, was sie sprach. Er betrachtete sie staunend und wurde sich dabei nur des einen Gedankens bewußt: gleich jetzt bleibt sie hier. Du kannst gleich jetzt deine „Tochter der Semiramis" anfangen. Fange an! Aber Mensch, so fange doch an! Worauf wartest du denn?

Und er fing an.

Vorerst begann er eine erste flüchtige Skizze in Wachs.

Er versuchte, seinem Modell die Sache verständlich zu machen. Maria hörte aufmerksam zu und nahm dann sofort die bezeichnete Pose an. Fast hätte Steffens laut aufgeschrieen: in einer so erschreckend richtigen Weise hatte sie die furchtbare Situation erfaßt.

Er machte die Skizze, darauf noch eine und noch eine dritte. Stunde um Stunde verstrich. Er zeichnete die Umrisse seiner Idee in Wachs, schaute auf sein Modell, zeichnete wieder, schaute... Stunde auf Stunde blieb Maria unbeweglich, auch ihre Mienen veränderten sich nicht. Steffens arbeitete wie im Rausch. Sein Modell inspirierte ihn; er befand sich in einem Zustande der Ekstase.

Ermattet ließ er endlich die Arme sinken . . . Er hatte einen Augenblick erlebt, in welchem der sterbliche Mensch einem unirdischen Wesen gleichkommt! Der Künstler schafft ein Werk, welches der Odem ewigen Lebens beseelt.

In dem Dasein dieses Künstlers sollte eine zweite gleich große Stunde nie wieder kommen.

„Ich danke dir. Ich brauche dich heute nicht mehr. Wenn du also wirklich wiederkommen willst . . ."

Er dachte nicht mehr an das römische Fieber.

„Ich komme morgen wieder. Lebt wohl."

Sie nahm ihr Tuch, wickelte sich fest ein, als fröre sie's, und ging, ohne die Gestalt, die nach ihr geschaffen worden war, zu betrachten. Ganz zufällig fiel ihr Blick darauf.

Wie angenagelt blieb sie stehen: „Das ist schön!"

Erst nach einer ganzen Weile sagte sie das. Dann sah sie auch den Mann an, der das Schöne geschaffen hatte, und wieder mußte sie denken: ‚Wie häßlich er ist!'

„Gefällt dir's?"

Daß er solche Frage stellen konnte! Einem Modell! Er, der stolze Karl Steffens!

Sie wiederholte gelassen: „Das ist schön. Also auf morgen."

Er öffnete für sie die Thür und ließ die Schönheit, die den öden Raum wie Glanz aus einer andern Welt durchleuchtet hatte, hinaustreten. Dann blieb er lange, lange vor seiner Arbeit versunken stehen.

Es war die glücklichste Stunde seines Lebens, vielleicht die einzig glückliche.

*

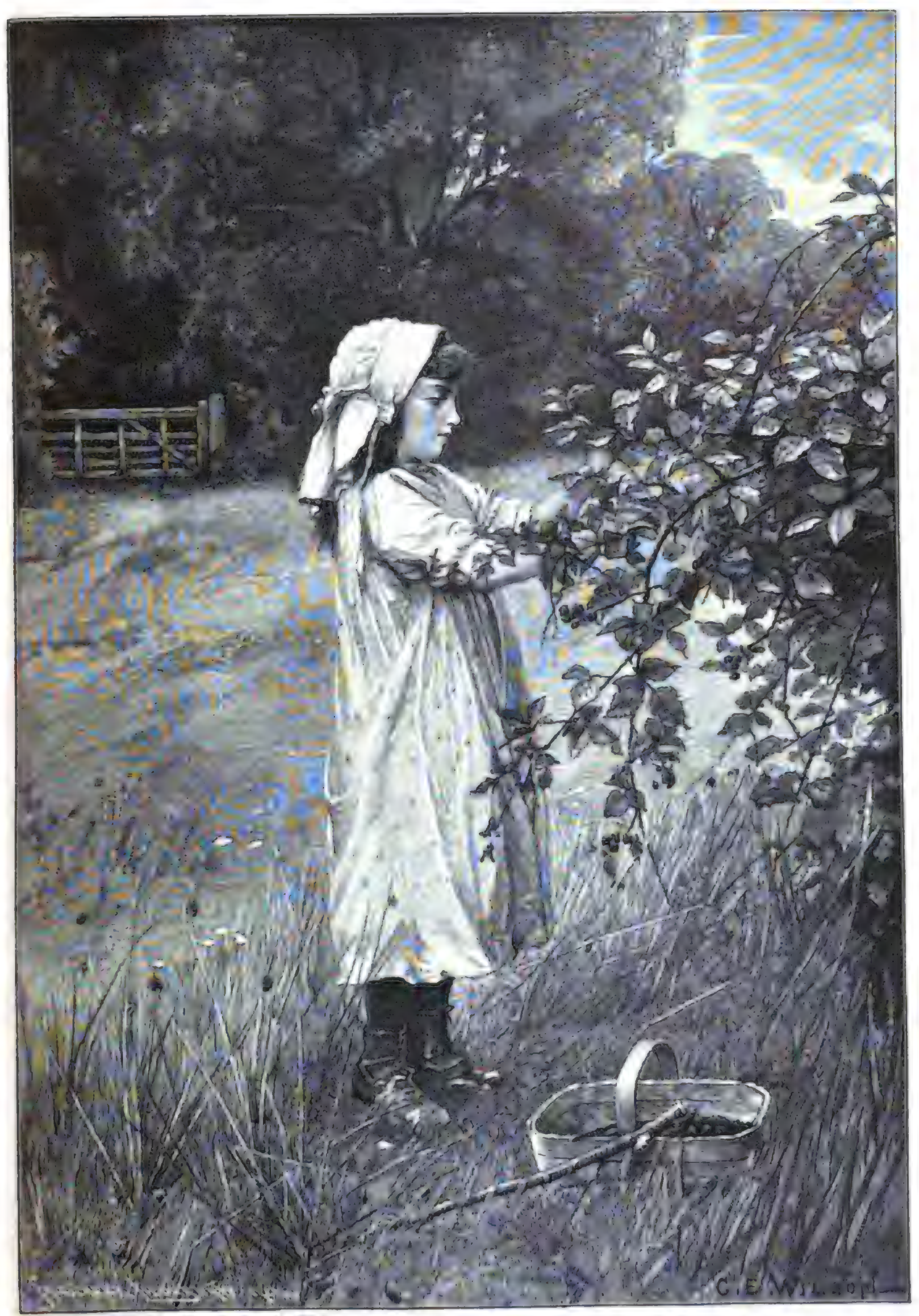
Am nächsten Morgen kam sie wieder, und so alle Tage. Von einem andern Atelier war nicht mehr die Rede; der Künstler sowohl wie sein Modell fürchteten sich nicht vor dem römischen Fieber. Ueberdies war's die beste Jahreszeit: Winters Anfang.

Steffens hatte den herrlichsten Thon angeschafft und das Werk in der geplanten Größe — etwas über lebensgroß — aufgebaut. Er arbeitete, daß er in seinem Feuereifer die empfindliche Kälte nicht spürte, für die auch sein Modell unempfindlich zu sein schien. Aber eigens für Maria hatte er ein altertümliches, sehr schönes Kupfergefäß erhandelt, das, mit glühenden Kohlen gefüllt, neben ihr aufgestellt wurde. Häufig genug indessen erlosch die Glut, ohne daß er es gewahrte, und Maria erinnerte ihn nicht daran.

Nachdem die erste Woche vorbei war, wollte er sein Modell bezahlen. Er hatte es nicht über sich gewinnen können, sie vorher zu fragen, was sie fordere. Denn natürlich hatte sie keinen festen Preis für die Sitzung, sondern konnte verlangen, was ihr gut dünkte.

Ohne zu zählen, reichte er ihr eine Anzahl von Geldscheinen, die einen nicht geringen Teil seines Barvermögens ausmachten, und wartete, ob sie damit zufrieden sein würde. Sie nahm das Geld, zählte es und gab dann mehr als zwei Drittel zurück: der Signor Carlo hätte sich verrechnet, ihr viel zu viel gegeben.

Das sagte sie wieder mit jenem Ton, jener Miene, der selbst ein Mann wie Karl Steffens



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Charles E. Wilson

In den Brombeeren.

gehorchen mußte. Schweigend nahm er sein Geld wieder zurück und wandte sich hastig ab, damit sie sein glückliches Gesicht nicht sehen sollte. Er nahm sich vor, wenn seine Gruppe vollendet, ihr etwas sehr Schönes zu schenken, und hätte er das Geld dazu durch niedrige Lohnarbeit — so nannte er das Kopieren — verdienen müssen. Ob sie sein Geschenk wohl annehmen würde?

Sie hatte in ihrer ganzen Art eine stolze Heiligkeit, die ihn nicht minder entzückte als ihre klassische Schönheit. Um keinen Preis hätte er sie weniger stolz, weniger unzugänglich gewünscht. War doch ihre Unnahbarkeit der einzige Trost, den er bei der Hoffnungslosigkeit seiner Leidenschaft zu finden vermochte, an den er sich in dem Orkan seiner aufgerührten Empfindungen festklammerte wie ein Schiffbrüchiger an die rettende Planke.

Er blieb seinem Stolz und sich selber getreu; mit keiner Silbe, keinem Blick verriet er das Geheimnis seiner Liebe; nur daß er sie nicht behandelte wie ein Künstler sein bezahltes Modell, sondern wie ein Ritter seine Dame. Sie ließ sich diese Art von Huldigung für ihre Schönheit gefallen, als merkte sie dieselbe gar nicht, und ihm war ihr apathisches Betragen beinahe lieb.

Während der langen Sitzungen fiel zwischen ihnen selten ein Wort. Einige Male versuchte er, sie über dieses und jenes in ihrem Leben zu befragen, fand sie jedoch so verschlossen, daß er schließlich aufgab, in sie zu dringen. Einmal sagte sie ihm aus freien Stücken und eigentlich ohne jede Veranlassung, daß sie niemals einen Liebhaber besessen hätte, niemals einen besitzen würde. Er mußte einen Jubellaut ersticken, um sich nicht zu verraten.

Wäre er ein andrer gewesen, hätte er nicht diese hagere Gestalt, nicht dieses unmögliche Gesicht gehabt — alles würde er daran gesetzt haben, Maria zu seinem Weibe zu gewinnen. Doch wie er nun einmal beschaffen war — unmöglich, ganz unmöglich! Nie würde er sie fragen, nie sie ahnen lassen — dabei mußte es bleiben!

Wäre er anders gestaltet gewesen, so hätte er noch andres gethan: er hätte sich selbst dargestellt als jenen unglücklichen Jüngling, der sein kurzes Liebesglück mit seinem Leben zahlen mußte und entseelt zu den Füßen seiner königlichen Gattin lag. Er hätte in seinem eignen Antlitz ausgedrückt: ‚Beklagt mich nicht.‘ Mein war das höchste Glück des Lebens. Ein Glück, so selig, daß dessen Ende nur der Tod sein konnte.‘

Den Jüngling hatte Steffens immer noch nicht skizziert. Er gestand sich ein, daß er eifersüchtig auf den Toten war, den sein Meißel zu Marias Füßen verewigen sollte, und der von ihr geliebt wurde — wenn auch im Tode erst.

Steffens hatte bis dahin nur Nacken und Antlitz seiner weiblichen Figur geschaffen. Die Gestalt selbst blieb nur angelegt. In unverhüllter Schönheit sollte die junge Königin sich vom Lager erheben; dafür mußte er ein andres Modell suchen, denn Maria stand nur für Haupt und Antlitz. Das wußte ganz Rom.

Für Marias Antlitz und Haupt eine andre Gestalt!

Eines Tages sagte er ihr, daß er sie für den nächsten Morgen nicht benötige; er wolle die Arbeit an der weiblichen Figur ruhen lassen und einstweilen den toten Jüngling beginnen. Wieder hatte er sich abgewendet, damit sie nicht sein Gesicht sehen sollte.

Sie antwortete nicht, wickelte sich in ihr Tuch, öffnete die Thür... Ihm war's, als bliebe sie zaudernd stehen. Aber er wendete sich nicht um. Gewiß täuschte er sich. Warum hätte sie denn zaudern sollen?

„Lebt wohl.“

Er nickte nur.

Da ging sie.

*

Um seiner Stimmung nicht nachzugeben, begab er sich gleich am nächsten Morgen auf den Spanischen Platz, um für den toten Jüngling ein Modell zu suchen. In der kleinen Kolonie war es natürlich längst bekannt geworden, daß die Maria von Rocca dem Brutto Tedesco — wie das Völklein ihn getauft — den halben Winter über gestanden hatte, ohne auch nur einen Anfall der gefürchteten Malaria zu bekommen. Wie denn auch er immer noch lebte, freilich mit einem Gesicht, dessen bleiche Farbe und wilder Ausdruck ihm nicht gerade zur Verschönerung gereichte.

Allein der Umstand, daß die Maria von Rocca ihm Modell gestanden, verschaffte Steffens unter der bunten Bande mehr Achtung, als wenn er das Doppelte und Dreifache des üblichen Preises bezahlt hätte.

So wurde er denn, als er wiederum suchend erschien, mit ganz andern Augen betrachtet, und er konnte einen herrlich gewachsenen Sabinerjüngling dingen, der auch wirklich Wort hielt, am nächsten Morgen erschien und sich als ein wahrer Antinous erwies, nur kraftvoller und männlicher.

Während Steffens den Jüngling modellierte, war die Gestalt des Weibes, zu dessen Füßen jener hingestreckt lag, mit feuchten Tüchern umwickelt, so daß die verhüllte Frauengestalt als das verschleierte Bildnis zu Sais erscheinen konnte; der Jüngling hatte dessen furchtbare Schönheit geschaut und war von derselben entgeistert worden. –

Zur Zeit der Pfirsichblüte war auch dieser Teil des Werkes vollendet.

Es war Frühling! Ein Frühling mit heißen Tagen und schwülen Sirokkonächten, mit Fluten von Blumendüften und mit Chören von Amselgesang. Dabei jung sein und zum ersten Male verliebt, wie noch niemals vorher ein Mann auf Erden gewesen; dabei Künstler sein und den ersten Frühling in Rom verleben; dabei im Atelier ein fast vollendetes Werk . . .

Ein halbvollendetes Werk . . .

Wie sollte es jemals fertig werden können, wenn er zu dem herrlichen Nacken und Haupt nicht auch den herrlichen Leib nachbilden konnte?

Es half nichts, er mußte ein andres Modell suchen.

Nein und abermals nein! Es war ja ein Frevel. Für diesen Nacken, dieses Haupt ein andrer, fremder Leib, — es war Entheiligung.

So mochte denn sein Werk niemals vollendet werden!

Schon lange ließ er jetzt seine Ateliertür offen, um aus dem Hof wenigstens etwas Luft und Wärme einzulassen, wo möglich auch einige Sonnenstrahlen. Bei offener Thür lag er auf einem sehr primitiven Diwan, den er sich aus Kisten und seiner Reisedecke zusammengestellt hatte.

Stundenlang lag er so, müßig sein Werk anblickend, davon er jetzt häufig die Tücher abnahm ... Am liebsten hätte er seine Arbeit wieder zerstört, denn wie sie jetzt dastand: unfertig und niemals fertig werdend, war sie ein Zerrbild, ein Unding.

Und wenn er denken mußte, daß sie sein Meisterstück hätte werden können! Sein Meisterstück, also etwas, das ihn überleben würde, ein Stück Ewigkeit!

Ja, ja! Er bekam in diesem feuchten Mauerloch sicher das Fieber.

Aber auch das war gut! Das war am besten.

Ein Schatten fiel in das Atelier, gerade auf die unvollendete Gruppe. Jemand war leise in die offene Thür getreten und darin stehen geblieben.

Steffens richtete sich auf und fühlte einen kalten Schauer, einen Fieberschauer.

Nein, es war Freude; ein Glück war's, das ihm für einen Augenblick das Blut erstarren machte.

Maria war wieder da! Und — sie blieb da! Den ganzen Vormittag, den ganzen Nachmittag! Auch am nächsten Morgen kam sie wieder und alle Tage, eine ganze Woche — viele Wochen lang.

Sein Werk sollte vollendet werden.

*

Es ward Sommer: der Sommer Roms, der die Seele dessen, der rettungslos dem großen Romzauber verfiel, umschlossen hält, als seien es die Arme eines schönen, üppigen Weibes: er kommt nicht mehr los davon.

Alle Fremden verschwunden, wie fortgefegt. Rom ohne Engländer, Amerikaner und Deutsche, ohne Baedeker, Gsell-Fels und Murray. Von neuem das unentweihte, das wiedergeheiligte Rom — trotz des bösen, bösen Jahres achtzehnhundertundsiebzig.

Nur einige wenige Künstler bleiben. Von allen sonderbaren Romschwärmern sind sie die sonderbarsten; die Fanatiker, welche der römische Sommer in Ekstase, die sehr irdischen Schweißströme aber dafür in den himmlischen Zustand von Siestakultus versetzt. Nüchterne Gemüter nennen eine solche Existenz vegetieren.

Schon am frühen Morgen der grelle, grelle Sonnenschein, der alles einhüllt, alles durchdringt. Wie ein funkelnder, flammender Goldteppich hängt er von den Wänden der Häuser herab, liegt er über die Plätze, die Terrassen, die Treppen gebreitet, scheint er hoch über all den Säulen, Obelisken, Türmen und Kuppeln hinweg durch die Lüfte gespannt.

Auf den Straßen idyllische Ziegenherden; aus den Höfen der schwüle Wohlgeruch der Magnolienblüten; die Gärten glühend von den brennend roten Granaten, von den rosenfarbenen Büscheln des Oleanders.

Um die Mittagsstunde, jener heiligen Zeit, da ehemals der große Pan schlief, ist das sonst von Gedränge und Lärm erfüllte Rom fast dörflich still. Ja, das ist dann freilich ein Zauber ...

Die meisten Künstler fort aus Rom. Fort alle Modelle. Nicht doch, die Maria von Rocca war geblieben.

Steffens arbeitete rastlos, fieberhaft. Schon früh um sechs Uhr befand er sich in voller Thätigkeit, und schon früh um sechs Uhr war sein Modell bei ihm. Bis zehn oder elf Uhr arbeiteten sie, dann begab sich Steffens in seine Trattorie, Maria nach Hause. Um fünf Uhr waren sie wieder beisammen, oft bis in die Dämmerung hinein.

Die Thür konnten sie offen lassen, ohne fürchten zu müssen, gestört zu werden. In allen andern Höfen war die grünende, blühende Wildnis des Unkrauts längst von der Sonne verbrannt, so daß man es förmlich rascheln hörte, wenn die Lacerten durch das vertrocknete braune Blattwerk schlüpften. Aber in dem feuchten Grunde vor dem Studio des deutschen Bildhauers sproßten noch immer üppiges Grün und Blumen auf, die sonst nur an sumpfigen Orten gedeihen.

Seit dem Sommer waren die wenigen armseligen Mieter des neuen prächtigen Hauses gegenüber dem Kolosseum noch weniger geworden. Schwarz Vermummte mit den brennenden Wachskerzen hatten auch sie in der Dämmerungsstunde herausgetragen.

Nur noch eine Woche, und das Werk war vollendet! Nur noch eine Woche mußte die Kraft aushalten. Nur noch eine Woche keine Ermattung, keine tödliche Erkrankung, mochte hernach kommen, was da wollte, wenn das Werk nur vollendet war.

Schon seit Wochen konnte Steffens kaum noch etwas genießen. Er lebte ausschließlich von Gemüsen und Salat, trank Wasser und Limonaden, niemals Wein.

Er fühlte, wie die Krankheit sich an ihn heranschlich, wie sie ihn zu überwältigen drohte, wie das Fieber kam. Es durfte jedoch nicht kommen — noch nicht! Und er kämpfte dagegen mit wahrer Heldenkraft. Auch Maria durfte nichts wissen. Sie mußte fort sein aus Rom; erst dann durfte er vielleicht — sterben.

Nur noch drei Tage! ... Zwei Tage nur noch ... Um Gottes willen nur noch zwei Tage! ... Jetzt noch einen Tag, einen einzigen, letzten. Morgen schon kam der Gipsgießer. Wenn der Thon nur erst zertrümmert, wenn der Gips nur erst geformt war, dann, ja dann ...

Er sah sein Werk vollendet dastehen in der starren, weißen, toten Masse. Wie schön es war, selbst in dem häßlichen Stoff. Wie es lebte — wie sie lebte, die Tochter der Semiramis, die herrliche, grausame junge Königin, deren Kuß mordete. Von ihren Küssen sich töten zu lassen ... Mußte er nicht leben bleiben, um sein vollendetes Werk in Marmor erstehen zu sehen? In Marmor von Carrara. Marias Antlitz und Gestalt! Ihre göttliche Schönheit verklärt als glanzvolles Marmorbild.

Am nächsten Morgen wollte sie fort, irgend wohin in die Sabinerberge und nicht nach Rocca di Papa. Dort wollte sie den Rest des Sommers verbringen, und dann — Nein! Ein zweites Mal würde sie ihm nicht wieder Modell stehen.

Nie wieder!

Er hatte Abschied von ihr genommen, hatte sich dann eingeschlossen, war zu seinem Lager getaumelt und darauf niedergesunken. Gleich danach wußte er nichts mehr von sich. Nur sein Werk sah er mit schwindenden Sinnen noch einmal aufleuchten, bevor es Nacht um ihn ward.

(Fortsetzung folgt.)



Dädalos und Ikaros.

(Zu unsrer Kunstbeilage.)

Als am 20. Februar 1898 der Todesengel dem kaum fünfzigjährigen Michel Lock Modellierholz und Meißel für immer aus der Hand nahm, da hatte eine dornenvolle Künstlerlaufbahn ihren jähen Abschluß gefunden. Aus eigner Kraft, ohne akademische Schulung hatte dieser wackere Sohn des alten Köln sich emporgerungen durch eine Kette von Enttäuschungen, Schritt für Schritt mußte er in einem langen, schweren Kampfe seinen Platz sich erobern. Doch ein guter Kamerad schritt auch ihm zur Seite: ein tapferes Weib, das dem Unermüdlichen Herz und Seele stärkte. So ward ihm jedes Hindernis ein Sporn zur Einsetzung noch größerer Kraft, so bethätigte sein erstes kühnes Wollen sich in immer gewaltigeren Schöpfungen, bis ihm der Tod ein frühes Ziel setzte. Die Tragödie des großen Künstlers! Und es ist, als sollte sie nachwirken übers Grab hinaus, als sollte dem Meister, der in seiner hochstrebenden Art, in seinem großzügigen Schaffen einzig dastand, auch jetzt noch die volle Anerkennung versagt werden. Denn nicht die großen goldenen Medaillen, die man zuletzt ihm nicht mehr vorenthalten konnte, waren das Ziel seines Ringens; unerfüllt blieb ihm der Herzenswunsch, seine besten Werke in edelm Material an geweihter Stätte zu sehen. Die Thatsache, daß ein Meister von der Bedeutung Michel Locks in der Nationalgalerie und auch in seiner Vaterstadt noch jetzt unvertreten ist, muß als eine empfindliche Lücke und als ein Unrecht gelten, das man gutmachen sollte, bevor es zu spät ist. Denn seine beiden Hauptwerke sind nur in leicht zerbrechlichem Gips erhalten und über kurz oder lang, wenn keine Stätte mehr da ist, wo man sie hütet, dem Untergang geweiht. So vor allem die grandiose Schöpfung „Dädalos und Ikaros“, welche 1885 auf der Weltausstellung von Antwerpen die große goldene Ehrenmedaille errang. Sie zeigt das Schaffen ihres Meisters auf stolzer Höhe; er selbst hat hier den ikarischen Flug des Künstlers erreicht, weil dem kühnen Wollen die Größe des Könnens entsprach. Und ein so herrliches Meisterwerk soll in Gefahr bleiben, unterzugehen und über kurz oder lang zerschlagen zu werden? Das sollte nicht geschehen. Noch ist es Zeit, den unersetzlichen Verlust abzuwenden.

H. K.



Aufbringen eines mit Kriegskonterbande beladenen Dampfers durch ein Torpedoboot.

(Siehe die Abbildung Seite 137.)

Am Horizont wird ein langer, feiner Streifen sichtbar und verkündet das Nahen eines Dampfers, der seinen Kurs längs der Küste nimmt, dann aber plötzlich abdreht und seewärts verschwindet. Sein Benehmen ist verdächtig, besonders da der Krieg im Lande tobt, und die Küstenwachtstation signalisiert ihre Beobachtung sofort dem Kommandanten der Torpedoboots-Flottille, die den Patrouillendienst ausübt.

Ein Torpedoboot erhält Befehl, sofort den am Horizont verschwundenen Dampfer zu verfolgen und festzuhalten. Mit sausender Fahrt stürmt das Boot davon, in weißem Gischt und Qualm verschwindend, und nach kurzer Zeit ist der Flüchtling gesichtet. Wenn er auch mit äußerster Maschinenkraft zu entkommen versucht, so ist doch sein Beginnen nutzlos, und ein blinder Schuß des schnell aufkommenden Torpedobootes befiehlt ihm, beizudrehen. Er zeigt eine neutrale Flagge, die ihn aber vor Durchsuchung nicht schützt, und als das Torpedoboot längsseit anlegt, entpuppt sich die Ladung des Steamers als Kriegskonterbande — Waffen und Munition für die Aufständischen. Das Schiff wird genommen und muß unter Bewachung des Torpedobootes in den Hafen einlaufen.

Willy Stöwer.





Salatverkäuferinnen
(Groupe de marchandes de salades placées autour des halles.)

Die Pariser Camelots.

Von

Edgar Troimaux.

(Mit 15 Abbildungen nach Aquarellen von P. Kauffmann.)

Das Wort Camelot soll von dem griechischen Kamelos stammen, das „Kamel" bedeutet. Wie hat man aber den bescheidenen armen Straßenhändler mit dem schwerfälligen Vierfüßer zusammenstellen können, aus dem der Koran ein geheiligtes Tier macht? Es giebt zwei Erklärungen dafür; nach der einen schob der Camelot ursprünglich einen Handkarren mit seinen Waren vor sich her, und bei dem Bemühen, ihn vorwärts zu bringen, mußte er den Oberkörper nach vorn neigen und seinen Rücken krümmen, so daß dieser die Gestalt eines Kamelhöckers annahm; das soll ihm den verächtlichen Spitznamen zugezogen haben. Nach der andern soll „Camelot" von „Camelotte" abgeleitet werden, einem minderwertigen, aus Wolle und Kamelhaaren hergestellten Gewebe, wie das gewöhnliche Volk es zu seiner Kleidung benutzt habe und es meist von Straßenhändlern verkauft worden sei.

Wie es sich mit diesen Ableitungsversuchen auch verhalte, auf den heutigen Camelot können sie keine Anwendung finden, da dieser dem Handkarren entsagt und auch niemals mit einem Kleiderstoff gehandelt hat.

Der Camelot verfügt stets nur über ein tragbares Warenlager, und sein Handel erstreckt sich auf alles mögliche, wenn er auch von der Jahreszeit und den Tagesereignissen beeinflußt wird.

Der in Paris ankommende Fremde erfährt durch die Ausrufe der Straßenhändler rascher, als es durch die Lektüre der Zeitungen möglich wäre, das, was augenblicklich die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, das, was gestern passiert ist, und sogar das, was morgen



Verkäufer von Dudelsäcken (Schreibälgen) aus elastischem Gummi und selbstlaufenden Sonnenkäfern.
(Marchands de musettes en caoutchouc et de bêtes à bon Dieu.)

passieren wird. Ein Spaziergang von fünf Minuten über den Boulevard reicht hin, um ihn über die politische Geschichte der laufenden Woche zu belehren, über die Namen der illustren Gäste, die Paris beherbergt oder erwartet, über das jüngst begangene Verbrechen und den letzten ausgebrochenen Skandal.

Woher kommt der Camelot, und was wird aus ihm?

Leider läßt sich auf die letztere Frage nicht leicht eine Antwort geben, auf die, was aus dem Camelot wird. Neun Zehntel dieser armen Teufel sterben im Hospital oder an einem noch schlimmeren Orte, und wie viele der Unglücklichen haben den Weg nach dem Hospital durch das Gefängnis nehmen müssen! Gar mancher von ihnen hat ein dickes Aktenbündel bei Gericht; als Vagabunden, Diebe, zuweilen auch als Mörder, stehen sie fast alle auf schlechtem Fuß mit der Justiz. Nicht, daß man nicht auch ehrliche Leute unter ihnen träfe; es giebt solche, die, trotzdem sie vierundzwanzig Stunden lang nichts gegessen, ein auf der Straße gefundenes Portemonnaie zum Polizeikommissariat getragen haben; doch bilden sie eine äußerst schwache Minderheit.

Ueber die Herkunft des Camelot läßt sich noch weniger etwas Bestimmtes sagen; gleichwohl kann man sie in zwei große Klassen teilen: die Camelots von Geburt und diejenigen, die es aus Zufall und aus Not geworden sind.

Der Camelot von Geburt scheint ziemlich selten zu sein, aber der Camelots aus Not giebt es Legion, und in ihren Reihen sind alle Stände, auch die angesehensten, vertreten; ihr Los ist die letzte Stufe des Falls für diejenigen, denen das Glück nicht wohl gewollt, oder die sich an dauernde Arbeit nicht gewöhnen konnten; die einen nehmen ihr Schicksal mit Resignation hin und finden zuweilen sogar Gefallen an dem völlig ungebundenen Dasein, das so viel Unverhofftes und so viele Entbehrungen mit sich bringt; die andern sehen aus, als schämten sie sich und bringen ihr Angebot nur mit leiser, zaghafter Stimme vor; diese letzteren leben von Almosen, sie verkaufen fast niemals etwas.

Der Camelot von Geburt fängt früh an; es kommt nicht selten vor, daß man auf dem Trottoir von einem fünf- bis sechsjährigen kleinen Burschen angerannt wird, der mit der vollen Kraft seiner jungen Lunge die eben erschienene Zeitungsnummer ausruft, oder von einem Mädchen, das in bloßem, lockigem Haar einem mit verschämter Stimme und scheuem Blick ein Veilchensträußchen oder ein paar Manschettenknöpfe anbietet. Die Zukunft des kleinen Burschen ist das Verbrechen, die des Mädchens das Laster; der eine stirbt vielleicht auf dem Schafott, die andre bringt es, wenn sie



Peitschen- und Riemenverkäufer.
(Marchand de fouets de mèches et de [illegible])

hübsch und geschickt ist, zu Wagen und Pferden, zu einem Hotel, zu Diamanten, Spitzen und Pelzwerk, doch kann es vorkommen, daß das Alter beide wieder zu der Stätte zurückführt, von der sie ausgegangen sind, und daß sie, geborene Camelots, auch als solche sterben.

Das Heer der Camelots ist weit stärker, als es den Anschein hat; die Polizeipräfektur schätzt die sich auf dem Pflaster umhertreibenden Existenzen auf sechzigtausend. Wenn sie verhältnismäßig nicht so stark hervorzutreten scheinen, liegt das daran, daß sie nicht alle zugleich arbeiten: Krankheit, Trägheit, das Gefängnis und Arbeitsmangel nötigen sie oft zur Unterbrechung ihrer Thätigkeit, doch gehen regelmäßig mindestens zwanzigtausend dem gewohnten Geschäfte nach.

Die Frauen partizipieren an dieser Zahl nur mit sieben bis acht Prozent.

Die Polizei übt über sie eine ziemlich strenge Aufsicht aus; sie zwingt sie, einen Erlaubnisschein zu lösen, den die Präfektur ausstellt. Viele halten sich an diese Vorschrift und tragen ihr Diplom in der Tasche bei sich, aber ein gutes Drittel, wenn nicht die Hälfte der Camelots arbeitet ohne Autorisation auf die Gefahr hin, ihr Tagewerk durch das Eingreifen der Polizei unterbrochen zu sehen; da sie alsdann als Vagabunden angesehen werden, müssen sie zur Polizeistation wandern.

Die ergiebigste Beschäftigung für den Camelot ist die des Photographieverkäufers, nur stockt leider zuweilen dieser Geschäftszweig; der Camelot kann nicht alle Tage den Spaziergängern eine lebende oder tote Größe anbieten. Kommt aber irgend eine berühmte Persönlichkeit nach Paris, so überschwemmen die Photographen, die Photolithographen und alle diejenigen, die Porträts in Masse herstellen, die Boulevards und Straßen mit Bildern, die immer ähnlich sind und wenig kosten. Der Camelot bezahlt für das Dutzend kleinen Formats ein paar Centimes, zwanzig bis dreißig, und erhält das Doppelte oder Dreifache dafür; der Verdienst kann oft sehr groß sein, wenn flotter Absatz vorhanden ist; manchmal ist er aber auch gegen Erwarten gering. Der Besuch des Zaren in Paris brachte den kleinen Industriellen und kleinen Händlern eine Enttäuschung; der Andrang war zu groß, der Camelot vermochte nicht zu zirkulieren, er kam nicht dazu, seine Ware zur Schau zu bieten. Dann auch war die Begeisterung zu groß, die Freude zu überwältigend, niemand dachte an den Einkauf von Erinnerungen. Hatte man nicht das Original vor Augen? Wozu Bilder kaufen? Aber nach der Abreise der russischen Herrschaften kam das Geschäft in Schwung, und es geht immer noch ziemlich gut. Gleichwohl bringt es, wenn es auch anhält, das nicht ein, was der Tod Victor Hugos, das Begräbnis Carnots und die heroisch-galante Episode des General Boulanger abgeworfen; damals hätten die Camelots es zu etwas bringen können, und speziell der Boulangismus war ihre goldene Zeit; sie beherrschten das Pariser Pflaster souverän, sie waren die Hauptstütze des Generals: hätte er einen 18. Brumaire gewagt, so würde



Zwiebelverkäuferin.

(Petite marchande d'oignons glanés [Halles centrales].)

er sich jedenfalls an ihre Spitze gestellt haben; sie wären seine Prätorianer geworden!

Und doch war Boulanger nicht derjenige, der den höchsten Gewinn brachte; in Photographien war der größte und unbestrittenste Erfolg derjenige Gambettas; keine berühmte Persönlichkeit ist in einer gleich großen Anzahl von Photographien abgesetzt worden. Sarah Bernhardt hat

es auch zu einer beträchtlichen Höhe gebracht; aber ihr ist kaum die Ehre des Pflasters und der Camelots zu teil geworden.



Händler mit mechanischem Spielzeug.

(Marchand de petites voitures mécaniques.)

Die großen Begräbnisse sind Ernte- und Festtage für die fliegenden Händler mit Photographien und Andenken, und doch sind es noch nicht ihre Haupttage. Der Camelot triumphiert dreimal im Jahr: er hat drei Tage, die allen andern vorangehen: den Mardigras (Faschingsdienstag), Mittfasten und den 14. Juli.

Die Verkäufer von Papierschlangen, von Confetti und kleinen Federbesen haben während des Faschings das Reich auf dem Boulevard ein; sie sind die Tyrannen und Vergewaltiger von Paris. Um die harmlosen, aber unerträglichen Papiergeschosse zu verkaufen, wird die ganze Armee der



Verkäufer von Radfahrkarten.
(Marchands de cartes cyclistes.)

Camelots mobil gemacht: es schließen sich ihr sogar Freiwillige an, angelockt durch den kolossalen Gewinn, den diejenigen erzielten, die vor vier oder fünf Jahren zum erstenmal Papierschlangen und Confetti auf den Markt brachten. Die Ware kostet, wenn sie sich überhaupt die Mühe geben, sie zu kaufen, nicht viel; von vier Uhr abends an braucht der Camelot nur aus der dichten Schicht buntgefärbten Schnees zu schöpfen, welche die Straßen und das Trottoir bedeckt. Er braucht sich nur zu bücken, um seine Vorräte zu erneuern; er macht sich nichts draus, trotz der ergangenen Polizeiverbote, wenn er mit den kleinen Papierrollen Steine, Sand und Straßenschmutz mit auflieſt, Gegenstände, die er „für einen Sou das große Glas!“ an den Mann bringen kann.

Die Besenverkäufer, die vor zwei Jahren zum erstenmal auftauchten, hatten nicht so leichtes Spiel. Auf die einmütige Reklamation der Straßenpassanten hin verbot die Polizei den Verkauf des unsauberen Instruments, das in alle Gesichter fuhr, die ihm nahe kamen, und sie kitzelte, mochte das Gesicht nun schön oder häßlich, sauber oder anders sein.

Das zu gutem Teil der Erfindung der Confetti, der Besen und Papierschlangen zu verdankende Wiederaufleben des Karnevals war gerade zu rechter Zeit erfolgt, um eine Entschädigung für den Verfall des Nationalfestes zu gewähren; der 14. Juli hatte bis vor fünfzehn Jahren den Camelots stets reichen Gewinn abgeworfen; das nationale Abzeichen, von dem Geschick und Geschmack des Pariser Kunstgewerbes in hundert und aber hundert Abarten hergestellt, wurde in Millionen von Exemplaren abgesetzt, dann aber kam es allmählich aus der Mode, und die Confetti traten an seine Stelle.

Während der genannten Festtage wird auch mit dem bunten Papierfächer ein recht gutes Geschäft gemacht, in welcher Gestalt er auch auftrete, ob er sich in der gewohnten Weise auf- und zuklappe, oder ob er mit seinem unteren Teil in einer dicken Papierzigarre stecke. Für fünfzehn Centimes kann man das Eleganteste bekommen, was in diesem Genre hergestellt wird; meist beträgt der Verkaufspreis zehn Centimes, der Fabrikant aber liefert das Dutzend dieser Fächer zu fünfundvierzig bis sechzig Centimes.



Chrysanthemenverkäuferin.
(Marchande de chrysanthèmes.)

Die Musette, im Deutschen gewöhnlich mit dem wenig ästhetischen Namen „Schreibalg“ bezeichnet, ist die älteste dieser volkstümlichen Spielereien. Sie besteht aus einer sehr elastischen rotgefärbten Blase, die, wenn die Luft aus ihr entweicht, durch diese ein kleines, in ihre Mundöffnung gestecktes und mit engen Löchern versehenes Flötchen zum Tönen bringt. Sie hält sich für berufen, das Binou der Normandie und den schottischen Dudelsack zu ersetzen.

Das seit etwa sechs Jahren wütende Radfahrfieber hat natürlich den Camelots neue Erwerbszweige eröffnet: einer der schwunghaftesten ist der Verkauf von Radfahrkarten, Karten der Umgebungen von Paris, sowie Straßenkarten von ganz Frankreich mit Angaben der geeigneten Gegenden und Straßen für den kühnen Fahrer, der größere Ausflüge zu unternehmen wünscht. Es ist das gewissermaßen ein Handel höherer Art, wie derjenige der Verkäufer von Stadtplänen von Paris mit der Ansicht der Hauptsehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Die Radfahrkarte wird von zehn Centimes an bis zu einem Franc und höher verkauft; der Preis richtet sich nach der Größe der Karte und der Naivität des Käufers.



Händlerin mit Photographien und Andenken.
(Marchande de photographies et de souvenirs.)

Spielkarten gehören ebenfalls zu den Verkaufsgegenständen des Camelot, kleine Spiele für Kinder zu zehn Centimes und markierte für Erwachsene, die gern ein Spielchen machen, bei dem es nicht mit rechten Dingen zugeht. Der Handel der letzteren Art wird etwas mehr im geheimen betrieben als der sonstige; wenn er sich nicht ganz im Verborgenen vollzieht, wagt er sich doch auch nicht an das volle Tageslicht, außer auf den äußeren Boulevards.

Anders verhält es sich mit dem Blumenhandel; er ist der belebende Zug des Straßenbilds; wenn die Zeit der Veilchen, der Mimosen und der Chrysanthemum kommt, gewinnt Paris ein festliches Ansehen, die Trottoirs gleichen Blumenbeeten, und die Luft erfüllt sich mit dem Dufte der unzähligen, den Vorübergehenden zum Kauf angebotenen Blumensträuße.

Das Veilchen wird das ganze Jahr hindurch verkauft, sei es, daß man es aus Nizza kommen läßt, sei es, daß es aus den Treibereien der Blumenzüchter und Gärtner in der nächsten Umgebung von Paris hervorgeht. Die



Händler mit Papierbesen und bunten Papierfächern.
(Marchand de petits balais de papier et [illegible].)

Mimosa herrscht während des Winters vor, das Chrysanthemum hat seine besondere Saison im Herbst.

Früher, als eine überlegene Kultur aus ihm noch nicht die sieghafte Blume gemacht hatte, deren schwellende Blätterfülle und unzählige Farbentönungen unser Entzücken bilden, fristete das arme Chrysanthemum, eine kleine, unscheinbare Blume kaum von der Größe eines Maßliebchens, sein Dasein in einem abgelegenen Winkel des Gartens: es war die Blüte, die den Winter ankündigte und die Grabstätten verschönte; es wurde nur in der Nähe der Friedhöfe feilgeboten, und niemand dachte daran, es mitzunehmen und zum Schmucke seines Heims zu verwenden. Heute hat es dank der ihm gewidmeten verständnisvollen Pflege die Gunst des Publikums erobert, und der Camelot hat seiner Popularität die Krone aufgesetzt, indem er es unter seine Verkaufsgegenstände aufgenommen.

Das Chrysanthemum langt in den Hallen fuhrenweise an, und die Eisenbahnen bringen es



Händlerinnen mit baumwollenen Mützen und Kurzwaren.
(Marchandes de bonnets de coton et de mercerie.)

in ganzen Wagenladungen nach Paris. Es entfaltet stolz seine vollen, feinblätterigen, in allen Farbentönen schillernden Blüten wie Sterne eines Kunstfeuerwerks in dem vornehmen Schaufenster der Blumenhändler und gewährt den armen Frauen ihren Lebensunterhalt, die es in großen Weidenkörben auf den Trottoirs feilbieten oder an den Straßenkreuzungen darauf warten, daß ein mildherziger Vorübergehender ihnen einige wenige Centimes hinstrecke zum Austausch für ein großes Büschel der Lieblingsblume der Japaner.



Lampenschirmverkäufer.
(Marchand d'abat-jour.)

Wenn es auch auf großen und kleinen Ausstellungen Preise und Auszeichnungen aller Art errungen hat, erinnert das Chrysanthemum sich doch seiner bescheidenen Anfänge und ist der Freund der armen Leute geblieben.

Aber die Camelots arbeiten nicht nur, um den Parisern das Angenehme und Ueberflüssige zu verschaffen, sie befassen sich auch zuweilen damit, für das Nötige zu sorgen. Jeden Morgen trifft man einen von ihnen an, und zwar immer in demselben Stadtteil, der, mit Besen, Federwischen, Schwämmen und Putztüchern beladen oder einen Korb voll Lampenschirme vor sich tragend, vor jeder Hausthüre Halt macht und mit lauter, langgezogener Stimme ausruft:

Plumeaux! plumeaux! éponges! balais! (Federwische! Federwische! Schwämme! Besen!) oder:

Des abat-jour! des abat-jour! Deux sous! (Lampenschirme! Lampenschirme! Das Stück zwei Sous!)

Diese haben eine Art ständiger Kundschaft und scheinen weniger schlimm daran zu sein wie ihre Genossen auf den Boulevards.

Auf dieselbe Stufe ist der Händler mit Peitschenschnüren, mit Peitschen und den zum Gebrauch der Kutscher bestimmten Straßenführern zu stellen.

Der Händler mit Peitschenschnüren, manchmal ein Mann, manchmal auch eine Frau, sucht die Droschkenstände und die Endstationen der Omnibus- und Pferdebahnlinien auf. Auch er besitzt eine persönliche Kundschaft; meist ist er selbst früher Kutscher gewesen und hat sich unter den ehemaligen Standesgenossen Freunde gewahrt, die ihm durch ihre Ankäufe das Nötigste zum Lebensunterhalt gewähren. Krankheit und Alter haben ihn genötigt, seinen Sitz auf dem Bock zu verlassen, und mit einem kleinen Anlagekapital von



Messer- und Scherenverkäuferin.
(Marchande de couteaux dépareillés à la Foire aux jambons.)

dreißig bis vierzig Francs kann er eben sein Dasein fristen, froh, wenn er einmal an einem Tage zwei oder drei Bündel Schnur abgesetzt hat. Es ist das aber ein Glücksfall, der nur selten vorkommt. Seine besten Kunden sind diejenigen, die am meisten auf ihre Pferde einhauen.

Ein andrer Händler in nützlichen Gegenständen ist der Messer- und Scherenverkäufer. Er handelt meist mit Ausschußware und faßt am liebsten an den Zugängen zu Straßen, die wegen Pflasterarbeiten gesperrt sind, Posto. Hier bietet er seinen Kram feil, ruft die Vorübergehenden an und rühmt ihnen seine Ware. „Die Klinge ist von bestem



Verkäufer von markierten Spielkarten.
(Marchand de jeux de cartes préparés.)

Stahl, echte Ware von Chatellerault! Sehen Sie nur!“ Meistens ist das Werkzeug ganz minderwertiges, schlechtes Eisen. Die Klinge verbiegt sich an einer Brotrinde, wenn das Brot auch noch ganz frisch ist, und doch soll sie in den Händen des Käufers ihre Brauchbarkeit mehr an altbackenem Hausbrot als an frischen Milchbrötchen erweisen.

Die Händlerin mit Baumwollmützen, mit wollenen Umschlagtüchern, Schulterkragen und bunten Taschentüchern sucht mit Vorliebe die Nähe der großen Arbeitsstätten auf; sie erwartet den Arbeiter und die Arbeiterin bei dem Weggange aus der Fabrik. Hat sie auch Bänder und Veilchen zu verkaufen, so wagt sie sich bis zu den Bahnhöfen vor, wenn die Morgenzüge ankommen und die Abendzüge abgehen. Wie sie klagt, machen die großen Magazine ihr eine so erbitterte und so ungerechte Konkurrenz, daß sie bald nicht mehr von ihrem einst ganz einträglichen Geschäft wird leben können. Die Dienstmädchen sehen mit Verachtung auf sie herab, und den Arbeiterfrauen ist ihre Ware nicht mehr neu und frisch genug!



P. Kauffmann

Mistelverkäufer.



Von allen Camelots sind am schlimmsten daran die Händlerinnen mit kleinen Zwiebeln, den Korb zu zwei Sous, mit Salat, zu drei Sous die zwei Stauden, und mit Suppenkräutern, das Bund zu vier Sous. Es sind arme, alte, verschüchterte Weiber, streng von den Polizeiagenten überwacht, die die Umgebung der großen Märkte besonders scharf im Auge haben, um die Händlerinnen, die über einen kleinen Karren verfügen, auch gegen die armseligsten ihrer Konkurrentinnen zu schützen. Bei jedem Wetter, bei Regen und Schnee, bei Sturm und Gewitter findet man sie in der Gegend der Hallen in schüchterner, bittflehender Haltung oder an eine Straßenecke oder die Thür eines Polizeibureaus gelehnt, in Lumpen gehüllt, unfähig zu ernster Arbeit, ungewiß, ob sie den armseligen Tagesunterhalt gewinnen wird. Wenn das Einflößen von Mitleid dazu hinreichte, sie gegen Not und Entbehrung zu schützen, so würden sie ganz gewiß niemals vor Hunger sterben, doch blüht ihnen leider allzu oft das Los, sich zur Ruhe begeben zu müssen, ohne etwas zu Mittag und zu Abend gegessen zu haben!

Da hat der Spielwarenverkäufer es weit besser! Er wendet sich an eine reiche Kundschaft, an die nach Paris gekommenen Fremden und Provinzler, die dort ihr Geld los werden wollen. Er betreibt ein Luxusgeschäft, er bietet jedem Waren feil, deren Preis sich in der Skala von zwei Sous bis zu zwei Francs bewegt und sich manchmal auch noch höher versteigt. Alles, was der Erfindersinn des Pariser Kleinkünstlers zu Tage fördert, geht durch seine Hand, und er verkauft wahrhafte Meisterwerkchen der Mechanik; wollte man von jedem Dutzend nur eines beschreiben, so würde man ganze Bände nötig haben; es sei nur an den kletternden Affen, den hüpfenden Frosch, die zitternde Spinne, den seine Spritze bedienenden Feuerwehrmann, den Dienstmann, der seinen kleinen Karren vor sich her schiebt und dabei mit seinen Beinen die natürlichsten Gehbewegungen ausführt, an die im Kreise umherwalzende Tänzerin, an den Stierkampf und so manches andre erinnert — man könnte tausenderlei anführen und würde dabei doch in der Aufzählung unvollständig bleiben.

Zu gewissen Zeiten des Jahres versperrt er den Boulevard, über den man nicht gehen kann, ohne Gefahr zu laufen, bei jedem Schritte eines der auf dem Asphalt des Trottoirs sich hin und her bewegenden niedlichen mechanischen Kunstwerke zu zertreten.

Es ist das aber ein Luxusgeschäft, das zu seiner Ausübung eine gewisse Kapitalkraft erfordert. Es kann nur von einem Camelot betrieben werden, der Vermögen besitzt, das heißt mindestens zehn Francs sein eigen nennt.

Das aber ist eine Summe, von der nur sehr wenige von ihnen einen Begriff haben; manche sind gestorben, die ein derartiges Vermögen nie besessen haben, es sei denn, daß es gefunden oder gestohlen gewesen wäre.



Aus der Lehrzeit eines Zeitungsschreibers.

Erinnerungen von Julius Stinde.*)

Alles will erlernt sein, und so auch das Schreiben für die Oeffentlichkeit.

Ein Artikelchen für eine Zeitung zu verfassen, wird jedem gelingen, der über einen Gegenstand etwas zu sagen hat und sich klar auszudrücken versteht, aber tagaus tagein einen gestrengen Herrn druckschriftlich zu unterhalten, den man nicht einmal von Angesicht zu Angesicht sieht, der seinen Beifall oder sein Mißfallen dadurch ausdrückt, daß er beim Quartalswechsel abnimmt oder anwächst wie ein Mond, dazu gehört Uebung. Es kann dies auch nicht einer allein vollbringen, sondern es müssen verschiedene Kräfte unter tüchtiger Leitung vereinigt werden, die dann das geheimnisvolle Wesen bilden, das „die Redaktion“ heißt. — So eine Redaktion weiß alles, löst die schwierigsten Fragen im Handumdrehen, erfährt alles, um es weiter zu berichten, beurteilt alles, um Meinung zu machen; sie ist ernst und moralisch, humoristisch und pikant in sorgfältiger Mischung, um das Gefallen des gestrengen Herrn Publikum zu erringen und zu erhalten. Das Publikum kennt die Redaktion ebensowenig persönlich wie diese ihren Leserstamm, und daher mag es wohl kommen, daß beide die beste Meinung voneinander haben und aufeinander schwören. Der Leser erkennt die Autorität seines Blattes an, und die Redaktion die Tyrannei ihrer Leser, deren Geschmacksrichtung, Wünsche und geistigen Bedürfnisse sie erraten muß. Vermag sie das nicht, gerät sie in Widerspruch mit dem Wollen des Publikums, nehmen die Abonnenten ab und die Zeitung geht zurück oder gar ganz ein, — nun

*) Am 28. August dieses Jahres vollendete Julius Stinde, der feinsinnige Dichter und fröhliche Humorist, sein sechzigstes Lebensjahr. Ungezählte Tausende gedachten an diesem Tage mit herzlicher Teilnahme des Mannes, der durch seine stimmungsreichen Romane und Novellen sie erquickt, durch seine frische Laune sie höchlichst ergötzt hat. Wir wollen seine Werke nicht im einzelnen zergliedern, denn in ihrer größten Mehrheit sind sie Gemeingut des Volkes geworden, und lassen vielmehr den Jubilar, der in der Vollkraft des Schaffens steht und immer erneute Proben seiner gemüt- und humorvollen Erzählungskunst giebt, selber berichten, wie es kam, daß er Schriftsteller wurde. Die Redaktion.

dann ist die Redaktion wie ein Herrscher ohne Land, eine Größe von gestern, eine Null von heute.

Vor den Redaktionen hatte ich als junger Mensch gewaltigen Respekt, ihre mit Allwissenheit gepaarte Unpersönlichkeit imponierte mir. Ihre Thätigkeit erschien mir, dem Jünger der exakten Wissenschaften, wie Aeußerungen einer der damals noch geltenden Imponderabilien, denn wie Wärme, Luft, Elektricität und Magnetismus noch nicht als Formen der Bewegung erkannt waren, sondern als geheimnisvolle Stoffe aufgefaßt wurden, ebenso weltwunderhaft und unerklärlich machtvoll dünkte mich redaktionelles Walten. Schon allein der Pluralis majestatis, dessen sich die Zeitungen bedienen, machte, daß ich mir vorstellte, es ginge auf Redaktionen mindestens wie bei Femgerichten zu, wenn nicht noch gewissenhafter, strenger und würdiger.

Man mag diese Ansicht naiv finden, aber das schadet nichts, denn ich war in der That naiv und stand dem Treiben der Welt fremd gegenüber. Die auf dem Lande verlebte Knabenzeit hatte mich ebensowenig mit dem großen Leben in Berührung gebracht wie die Stallfütterung an der Krippe des Gymnasiums, und die Jahre des Studiums schlossen den Studenten so eng in ihre holden Zauberkreise, daß ihn nicht darüber hinaus verlangte. Die Pforten der Wissenschaften hatten sich geöffnet, und ihr Tempel lag in dem blühenden Garten der Poesie deutscher Hochschulen; das Draußen gehörte nicht mit dazu.

Und doch war dieses Draußen das Leben, in dem ich mich behaupten sollte, für das ich Kenntnisse sammelte und Fähigkeiten ausbildete. Als die Zeit gekommen war, den Abschluß zu machen, Valet zu sagen und die steinige Straße einzuschlagen, die zum Erwerb führt, sah ich, wie wenig kundig ich der Wanderkunst war und wie eine neue Schule begann, die der Praxis. Bald aber lernte ich meine Kenntnisse verwerten; in Hamburg nahm ich eine Stelle als Fabrikchemiker an, arbeitete mich in die Technik ein und gewann Einblick in das gewaltige Einwirken des Welthandels auf die Industrie. Aus allen Zonen kommen die Rohstoffe, um nach ihrer Verarbeitung wieder hinauszugehen. Chili lieferte den Natronsalpeter, Staßfurt das Chlorkalium, aus beiden wurde der Kalisalpeter dargestellt, der wieder in die Pulvermühlen wanderte, selbst in die chinesischen. Amerika schickte die Farbhölzer, der daraus gewonnene Extrakt ging in die weite Welt, um dem Indigo durch seine Billigkeit Konkurrenz zu machen, wie das Billige, Unechte allezeit das Echte abzuwürgen sucht, und so waren die Abdampfkessel die Hexenkessel, in denen die Farbstoffsehde zwischen der Alten und Neuen Welt gebraut wurde. Auch Aethylnitrit wurde dargestellt, das, in elegante Fläschchen gethan und hübsch bepapiert, unter der Bezeichnung Spirit of niter nach England ging, wo vornehme Damen den betäubenden Aether als Alkoholersatz zu sich nehmen. Wie viele ätherberauschte Ladies ich unwissentlich auf dem Gewissen habe, kann ich leider nicht sagen, aber dem Absatze der „Medizin“ nach zu rechnen, von der ein Theelöffel voll dieselben Dienste leistet wie ein großes Glas Brandy, sind es ihrer nicht wenige. Hoffentlich waren sie während des Rausches ebenso glücklich wie die Raucher des verbotenen Opiums im Orient, an denen englische Handelsherren mehr gleißendes Gold verdienen als ihre Frauen und Töchter in Salpetergeist heimlich zu verkneipen im stande sind. Für den darauf folgenden Jammer, der zu den grauesten Abarten gehört, bin ich unverantwortlich, denn der Fabrikant hat nur für die Güte der bei ihm bestellten Ware zu haften; was hernach damit gemacht wird, ob Fug oder Unfug, das ist nicht seine Sache.

An mannigfacher Arbeit war kein Mangel, aber sie hatte für mich nichts Förderndes, weder in wissenschaftlicher noch in erwerblicher Beziehung. Die Fabrik qualmte am Ende der Stadt, wo die Wiesen anfingen und die Elbe hinter den Deichen floß, die den Blick auf den Strom versperrten, und mir war, als wenn die Dämme mich von dem Leben schieden, nach welchem das Verlangen um so intensiver wurde, je deutlicher ich empfand, daß die Stillung englischer Betäubungsgelüste mich auf die Dauer nicht befriedigen würde.

In meinen sonntäglichen Mußestunden begann ich mich schriftstellerisch zu versuchen; das Schreiben machte mir Freude und war ein Vergnügen, das keine Ausgaben erheischte. Chemiker gab es damals reichlich, sie waren daher billig und nicht so stark gefragt wie später, als nach den politischen Siegen Deutschlands die Industrien auch ihren Siegeszug begannen, um sich großmächtig zu entwickeln.

Nun aber stand ich den Zeitungen ganz fern und hatte keinerlei Fürsprache; im Gegenteil, der Respekt vor den Redaktionen und ihrem Richterblick setzte meine Elaborate in meinen eignen Augen so tief herab, daß ich nicht wagte, sie auf gut Glück einzusenden und die Kritik der gestrengen Allkündiger herauszufordern, und je sorgsamer ich verglich, um so mehr ward ich inne, daß meinen Schreibereien ein gewisses Etwas fehlte, das den mir mustergültig scheinenden Zeitungsaufsätzen eigen war. Und doch hätten meine naturwissenschaftlichen Abhandlungen jeden Examinator zufriedenstellen müssen mit ihrer peinlich erschöpfenden Durchdringung der Stoffe. Auch die Satzbildung war mit emsigem Fleiß gebastelt; einige Perioden zeigten so künstliche Schachtelung, daß man glauben konnte, der selige Cicero hätte dabei geholfen. Lange, sehr lange Sätze wechselten mit kurzen, wie uns auf dem Gymnasium gelehrt worden war. Aber es war nicht das Rechte.

Da tauchte das „Hamburger Gewerbeblatt“ auf. Das brachte fachliche Mitteilungen und wandte sich an den Leserkreis zur Mitarbeiterschaft, Industrie und Gewerbe zu heben. So etwas, wie in dem Blatte stand, das konnte ich auch zuwege bringen, und da ich zum Leserkreis gehörte, folgte ich der Aufforderung und schickte Nützlichkeiten ein.

Angenommen und abgedruckt!

Und der freundliche Brief der Redaktion! Wie lieblich schmeckte das Lob. Gerade solche Arbeiten wünschte die Redaktion; sie bat um weitere Beiträge. Und wenn erst die Auflage und die Inserate die Kosten deckten, würde sie mit Vergnügen Honorar zahlen, worauf sie vorläufig leider verzichten müsse. In dem Gedanken aber, die Gewerbe und dadurch das Volkswohl zu fördern, läge sicher für mich eine Genugthuung, die mich voll und ganz befriedige und so weiter.

Ich war auch zufrieden, war ich doch gedruckt, und sich so als Volkswohlthäter fühlen zu dürfen, ist ebenfalls nichts Geringes. Mit doppeltem Eifer ging ich an die Abfassung gewerblicher Artikel, und da Haus- und Landwirtschaft gleichfalls in jenem Blatte beraten wurden, boten sich Anlässe genug.

Vorkommnisse des täglichen Lebens vom naturwissenschaftlichen Standpunkte zum Nutzen und Frommen der unwissenschaftlichen Leser zu erklären und das Werk der Hebung in Scene zu setzen. Aber merkwürdig, wie verstockt das Publikum war. Ich schrieb und schrieb, allein die Auflage gedieh nicht so weit, daß irgend ein klingender Lohn für mich dabei herausschaute.

Schließlich jedoch wurde das ideale Streben — nach dem Ausspruche eines Volksphilosophen ist Ideal, wofür man nichts kriegt — belohnt, wenn auch nicht direkt. Der Herausgeber der „Reform“, einer damals viel gelesenen großen Hamburger Zeitung, hatte gefunden, daß der Verfasser etlicher Gewerbeblattaufsätze wohl die Gabe besäße, populärwissenschaftliche Artikel für das große Publikum zu schreiben, und als ungemein praktischer und rascher Mann forderte er mich auf, Manuskript einzusenden. Das Beste, was ich hatte, ging umgehend an ihn ab.



Julius Stinde

Bald darauf entbot er mich zu sich, aber nicht in das Redaktionsbureau, sondern nach Feierabend in seine Villa.

Dies war für mich etwas Großes und Bedeutungsvolles. Die Sonne war bereits untergegangen an jenem Herbstabend, aber mir erschien der Weg tageshell, so licht lag das Luftschloß der Zukunft vor mir. Daß der reiche, mächtige Mann mich in seiner Privatwohnung empfing, galt mir als ein überaus günstiges Vorzeichen, als eine Wertschätzung meiner Arbeiten, eine Anerkennung meiner Fähigkeiten, die glänzende Aussichten verhieß. Mir schossen allerlei Geschichten aus dem Kinderfreund durch den Kopf, des Inhaltes, wie brave junge Leute durch ihr braves Streben zu Glück, Ansehen und unsagbaren Reichtümern gelangten, und ich fühlte mich so unendlich brav; nicht zu sagen wie brav.

Herr J. F. Richter war freundlich und gemessen, von großer Bewunderung ließ er durchaus nichts merken. Er erkundigte sich nach meinen Verhältnissen und riet mir, meine Stellung als Werkführer nicht aufzugeben, wie ich verlauten ließ, da das Schriftstellern nicht besonders einträglich sei.

Nun, das wußte ich vom „Gewerbeblatt“ her, hatte mir aber doch gedacht, bei der „Reform“ läge die Sache anders, denn jedermann war bekannt, daß sie große Summen abwarf. Aber der Besitzer des Blattes mußte das besser wissen als jedermann.

Dann sagte er, er hätte meine Arbeiten gelesen, aber so, wie sie wären, könne er sie nicht gebrauchen.

Mir war, als hörte ich etwas krachen; ich glaube, es war mein Luftschloß, das zusammenstürzte. Dann nahm er die Manuskripte aus einer Mappe und breitete sie vor mir aus.

Sie waren mit einem Blaustift durchpflügt, als wäre Brache aufgeackert. Damals gab es noch keinen Momentphotographen. Schade, denn eine solche Mischung von Ueberraschung, Täuschung, Demütigung und schlecht verhehltem Weh, wie sie sich in meinen Gesichtszügen als Ausdruck der inneren Bewegung widerspiegelten, wird einem Knipser selten geboten, ward doch selbst der mächtige Mann milde und sprach in väterlichem Tone: „Rom ward auch nicht an einem Tage gebaut.“

Ich wollte aufbrausen: „Was geht mich Rom an?“ drückte aber den Corpsstudenten wieder unter den Tisch. Ich war doch schon recht zahm geworden.

Und dann sagte er: „Sie haben für Professoren geschrieben und nicht für das Volk. Das will nicht wissen, was Sie alles gelernt haben, sondern es will über den betreffenden Gegenstand so unterrichtet werden, daß es versteht, worauf es ankommt. Sie versteigen sich da stellenweise so hoch, daß selbst mir Ihre Betrachtungen unverständlich bleiben, was soll nun gar der Durchschnittsleser damit anfangen? Der würde der ‚Reform‘ vorwerfen, sie sei überstudiert, und sie aufgeben.“

Ich fühlte mich bereits als Geschäftsschädling, der auf dem besten Wege war, den Zeitungsherrn an den Bettelstab zu bringen. Ich lachte.

„Die Sache ist durchaus ernst,“ sagte der gestrenge Herr verweisend.

„Gewiß,“ antwortete ich. „Mir fiel nur eben ein, daß ich vor zwei Jahren mit knapper Not eben genug wußte, um meine Examinatoren zufrieden zu stellen, und jetzt, ohne weiter gebüffelt zu haben, weiß ich mit einem Male zu viel. Das kam mir komisch vor.“ — ‚So,‘ dachte ich. ‚Nun wirst du mit einfachem, aber heftigem Abschied entlassen.‘

Aber auch er lächelte. „In Ihren Arbeiten macht sich hie und da ein lebensfröhlicher Humor bemerkbar, wodurch die scheinbar trockenen Themata einen gewissen Reiz gewinnen, und diese Begabung kann zu guten Erfolgen führen, wenn Sie sich Mühe geben, sich klar und faßlich auszudrücken. Auch in der Wahl der Stoffe haben Sie Geschick. Aber schreiben müssen Sie erst lernen.“

„Wenn ich nur wüßte, wie?“

„Sie haben doch Arbeiter in der Fabrik?“

„Einen ganzen Stab.“

„Und Sie kennen Ihre Leute?“

„Wie man sich bei gemeinsamer Arbeit verstehen lernt; sie haben Vertrauen zu mir, und ich kann mich auf sie verlassen. Prächtige Kerle sind darunter mit gutem Fassungsvermögen und gesundem Menschenverstande; andre wiederum sind und bleiben Handlanger, weil sie kaum das Einfachste begreifen.“

„Für die müssen Sie schreiben.“

„Danke!“

„Für die mit dem gesunden Menschenverstande, für die Leute ohne Vorkenntnisse, die begreifen können und begreifen möchten. Würde es Ihnen nicht eine Genugthuung sein, diesen aus Ihrem Wissen mitzuteilen, sie zu fördern, von Aberglauben und Vorurteilen zu befreien, ihnen die Augen für die Natur zu öffnen und die Ueberzeugung zu gewinnen, an dem großen Werke des Fortschrittes mitzuwirken? Schreiben Sie, als sprächen Sie zu Ihren Arbeitern, und Sie werden das Rechte treffen.“

„Ich will es versuchen,“ antwortete ich kleinlaut, hatte ich mir doch den schriftstellerischen Parnaß in Gedanken nicht gerade mit meinen Arbeitern bevölkert.

„Versetzen Sie sich in die Denkweise der Leute, jener mit dem guten Fassungsvermögen, aber überschätzen Sie sie nicht, daher kein Zuviel und Auseinanderliegendes. Das Volk ist wie ein Kind, aber nicht kindisch. Das bedenken Sie. Darum darf man es auch nicht unterschätzen.“

„Ich werde mich versetzen,“ sagte ich.

„Das ist recht. Nehmen Sie die Manuskripte wieder mit zur Durcharbeitung; an den Strichen sehen Sie ungefähr, wo Sie fehlten. Und noch eins: ein Artikel muß einen packenden Anfang, einen genießbaren Hauptteil und einen gut abschneidenden Schluß haben, wie ein Fisch, Kopf, Mittelstück und Schwanz, und der Stil, gewissermaßen die Sauce, muß zu dem jeweiligen Stoff passen.“

Dann kam die Honorarfrage daran. Sie war bald erledigt, da das sogenannte Aequivalent für meine Leistungen selbstverständlich nur gering bemessen werden konnte, denn erstens hatte ich soeben vernommen, daß Schriftstellern keineswegs einträglich sei, zweitens war, was ich verfertigt hatte, nichts wert, und drittens: wie durfte jemand, der für Arbeiter schreiben sollte, die selbst nichts hatten, Anspruch auf Mammon erheben?

Ich murrte nicht, da Pochen nichts verschlagen hätte, sondern tröstete mich mit der Aussicht, doch am Ende nicht ganz ohne Entschädigung gedruckt zu werden. Und wie leicht ist die Jugend mit ein wenig Hoffnung zufriedengestellt. Als ich noch obendrein gespeist und getränkt und mit einer feinen Verlegerzigarre begabt worden war, befand ich mich in dem Zustand jener Seelenvergnügtheit, die aus dem Trost aufblüht, der da lautet: es hätte schlimmer ausfallen können. In der Voraussetzung, daß es mir an Wollen nicht mangeln möge, wurde ich leutselig beurlaubt.

Auf dem Heimwege rauchte ich die gute Zigarre — es war ein besseres Kraut, als die erbärmlichen Läden in der Fabrikgegend feil hielten —, mit ihr aber verglomm die gehobene Stimmung, und als sie zu Ende war, da begann ich zu berechnen, wie viel Zeilen ich wohl für den bedungenen Lohn zusammenschinden müsse, um eine Villa kaufen zu können, wie ich soeben verlassen. Es kam ein Papierstreifen heraus, so lang wie die Entfernung von der Erde bis zum Monde, der mittlerweile aufgegangen war, und noch ein genügendes Stück, um das Nachtgestirn darin einzuwickeln, damit er arme Menschenkinder nicht zum Träumen verführe.

Den Ratschlägen folgend, ging ich an die Ueberarbeitung der Manuskripte und sah dabei ein, wie sehr recht der kundige Herausgeber der „Reform“ gehabt hatte. Vor allen Dingen mußten die Fremdworte weg, die das Deutsch der Gelehrten in ein Rotwelsch wandeln, das den besten Fisch — wollte sagen Stoff — gründlichst verdirbt. Und breite Nebensächlichkeiten wurden ausgemerzt. Mit ihnen fielen die Schachtelsätze. Vor allen Dingen aber wurde den Kopf- und Schwanzstücken Sorgfalt zugewandt. Sie schnappten und wedelten jetzt ordentlich.

Die Neugestaltungen fanden Gnade und erschienen in dem Blatte mit einer Chiffre unterzeichnet, sintemal der Werkführer einer Fabrik nicht gleichzeitig Zeitungsschreiber sein durfte. Das hätte zu sehr gegen jegliches Herkommen verstoßen.

Meine Arbeiter hielten die „Reform“; in den Pausen wurde daraus vorgelesen. Auch was ich geschrieben, lasen sie und urteilten darüber, und sagten gleich bei dem ersten Aufsatze: „Dat mutt 'n heel Klauken wesen, de dat schrewen hett.“ — „Wenn 't man wahr is?“ warf einer ein, einer von den Begriffsunfähigen natürlich. „Dar staht ümmer 'n Barg Lögen in de Bläder.“ — „'t's is awer nüdli tau lesen,“ ward er abgefertigt. Wenn der Hamburger etwas niedlich nennt, so ist er des Lobes voll; er ist sogar im stande, vom „Lohengrin“ zu sagen: „Mal nüdlich“.

Allmählich schrieb ich mich ein; Uebung half vorwärts, und da ich nicht bloß für meine Arbeiter schrieb, sondern auch von ihnen, da ich doch mit ihnen lebte, teil an ihren Sorgen und Freuden nahm, so kam ich ganz naturgemäß zum Verfassen novellistischer Skizzen aus dem Volksleben, und manches, was ich mitempfand, gestaltete sich sogar zum kleinen Gedichte in der Mundart des Volks, in dem ausdrucksfähigen Plattdeutsch, das auch mir, dem Holsteiner, Muttersprache ist.

Wie war mir doch eigen zu Mute, wenn die Arbeiter sich während des Frühstücks an einem Gedichte von Julius Ernst ergötzten, und ich nicht sagen durfte, daß dies die Vornamen ihres Werkführers seien, der im Tageswirken keinen Scherz kannte.

„Merkwürdig,“ sagte Graumann, einer der sinnigsten der Leute, „dit is mi mit miin Jung'n passiert, un nu steiht't inn' e ‚Reform‘.“

„Wat denn?“

Er las laut:

„So sünd de Jungs.

Hüt Middag kümmt miin Jung ut Schaul
Un röpt, wat he man kann:
Hurra, nu lach' ick all wat ut,
Nu sitt ick baben an.

Hüt Nah'mdag kümmt miin Jung ut Schaul ...
Ick frag': wat seggt dii'n Frün'n?
Och, seggt 'e, de hebbt gar nix seggt ...
Ick sitt all wedder ün'n.“

„Woans kümmt so wat in de Bläder? Awer't is würkli nüdli tau lesen.“

Der Auskunft hätte geben können, wie so was in die Blätter kommt, mußte leider schweigen. Es ist sehr hart für einen Autor, seine Schöpfungen verleugnen zu müssen, zumal wenn sie Anerkennung

finden. Freilich waren es nur Arbeiter, die ihre Meinung abgaben, aber Anerkennung ist Anerkennung, und Autoren sind Menschen. Welcher Mensch aber frei von Eitelkeit ist, werfe den ersten Stein auf mich.

Dann jedoch kam die Zeit, daß ich voll unterzeichnete. Ich verließ die Fabrikthätigkeit und wurde Journalist; die Redaktion der „Reform“ nahm mich in ihre Arme auf. Schreiben für die Oeffentlichkeit hatte ich mittlerweile gelernt, nun wurde ich in die Geheimnisse der Zeitungsherstellung eingeweiht, das heißt ich lernte ohne Zaudern die fremdartigsten Stoffe zu bearbeiten. Berichte über Versammlungen, über Vorlesungen, über industrielle Neuheiten, über städtische Angelegenheiten mußten mit derselben Fixigkeit geliefert werden wie Bücherbesprechungen, Gemäldekritiken und gemeinnützige Abhandlungen über Gesundheitspflege, Epidemien, Sonnenflecke, Auswandererschiffe, Azteken, Akrobaten und Zulukaffern im Zoologischen Garten. Mit einem Worte, von A bis Z gab es nichts, was nicht für Herrn Publikum hergerichtet wurde. Dazu wurden Novellen für das Feuilleton geschrieben, einfach auf den Anstoß: „Stinde, Sie werden bequem; es fehlt an Unterhaltendem.“

Daß der Riesenrespekt vor dem Redaktion genannten Unbekannten dem Mitredakteur abhanden kam, der nun selbst dem Getriebe angehörte, bedarf keiner Erklärung, ja es kam sogar so weit, daß nicht immer der Ernst waltete, wie er einem Erzieher des Volkes, einem Förderer des Gemeinwohles und des Fortschrittes eigen sein sollte.

Konnten wir denn dafür, wenn dem strengen Chef die vermischten Notizen aus nah und fern nicht interessant genug waren, wenn die beiden berühmten Generale Schneider und Kleber — die Schere und der Gummipinsel — aus den Zeitungen nicht hinreichend Aufregendes zusammenzustellen vermochten? Wir begingen doch nicht die Morde und Unglücksfälle, die Schandthaten und Unmenschlichkeiten, womit die Rubrik „Vermischtes“ zu füllen war.

In solchen Notfällen, wenn wir den Verweis weg hatten, der der Zahmheit und Tugendhaftigkeit der Menschheit zukam, die keine Greuseligkeiten lieferte, wußte jedoch unser Feuilletonist Bernhard Luttermerks Aushilfe: „Dann machen wir wieder einmal das Schwein, das ist lange nicht dagewesen, und das Publikum liest es gern.“

Und es wurde gemacht in Gestalt einer Notiz, dahin gehend, daß ein Schwein in Ungarn ein Kind, das die Mutter unbeachtet auf dem Felde in dem Schatten eines Baumes gelassen, mit Haut und Haaren aufgefressen hätte. Wunderbar echt ungarische Namen wurden geformt, und die Geschichte wurde so ergreifend erzählt, daß sie auf nicht ganz verhärtete Gemüter tiefen Eindruck machen mußte. Und weil sie gut war, ging sie in andre Zeitungen über und machte die Runde durch alle Blätter. Und alle Welt entsetzte sich über die ruchlose Bestie.

Einstmals aber — unser Chef war verreist, und mit dem Vermischten sah es trüber aus als je — da züchteten wir wieder das bewährte Tier und zwar mit dem Anfange: „Das bekannte Schwein, das die Kinder in Ungarn zu fressen pflegt, hat neuerdings, seinem altgewohnten Gelüste folgend und so weiter,“ allein zum letztenmal, denn es ward uns strengstens verboten. Seit jener Zeit ist das Ungeheuer aus den Zeitungen verschwunden; mir ist es wenigstens nicht wieder vor Augen gekommen.

Ueber die politischen Ereignisse des Jahres 1866 und den Streit der Meinungen gehe ich hinweg, da sie für sich allein abgehandelt werden müßten, ebenso über die Pariser Ausstellung 1867, wo ich „korrespondieren“ lernte. Der Darwinismus aber, der aufkam und gemißbraucht wurde, Verwirrungen anzurichten, veranlaßte mich, eine Reihe naturphilosophischer Trugschlüsse satirisch zu behandeln, und unter dem Pseudonym Alfred de Valmy machte ich mich lustig über Ausschreitungen der Halbwissenschaft in der Form kleiner Erzählungen, die den Anschein hatten, aus dem Französischen übersetzt zu sein, und als Auslandsware sich des lebhaftesten Nachdrucks erfreuten. Später erschienen sie als Buch unter dem Titel „Die Opfer der Wissenschaft“. Sie erheiterten und trugen zur besonnenen Würdigung der Entdeckungen Darwins bei, dessen Jünger begannen, Naturgesetze und Phantasiegespinste gleich zu achten. Mit diesen Satiren war der Chef einverstanden, doch nur unter der Bedingung, daß in Klammern unter eine jede gesetzt wurde: Aus dem „Journal de Toulouse“. Das existierte nämlich nicht. Die fortschrittliche Richtung der „Reform“ aber wurde durch die scheinbare Entlehnung aus einem französischen Blatte nicht berührt.

Den Pegasus ritt ich meist nur auf Kommando zur Zeit der Feste; das Weihnachtscarmen, der Ostersang, das Pfingstlied wurden mir zugeschoben. Es wurden Dichtungen, wie sie so sein müssen, und ich glaube, meine früheren Arbeiter haben sie sehr schön gefunden, denn es waren alle festlichen Zuthaten drin. Aber sträflicher Leichtsinn brachte mich um den Posten des Redaktionspoeten. Das ging so zu.

Klara Ziegler absolvierte ein Gastspiel in Hamburg, und da gerade ihr Geburtstag mit einem Spieltage zusammenfiel, so hatte ein Verehrer ihrer Kunst sich ausgedacht, der Künstlerin einen Kranz mit einer Gedichtschleife zu stiften, und da er mit unserm Chef befreundet, ging er diesen um Rat an, der um so williger erteilt wurde, als die Hymne nicht nur auf Atlasband, sondern auch im Anzeigenteil der „Reform“ gedruckt werden sollte. Außerdem war dem Dichter ein Ehrensold von sechs Flaschen Champagner verheißen.

Mir wurde der Auftrag, den Lobgesang in Strophen von je acht Versen anzufertigen. Trotz aller Schreibfertigkeit wollten mir jedoch die ottave rime nicht gelingen; mir fiel eben nichts ein. Das Andichten des Genius, der Kunsttriumphe, der göttergleichen Erhabenheit im Lichte der Rampen lag mir nicht. Der Tannenbaum, die Ostersonne, das Pfingstreis begeisterten mich eher. Genug, mein Reimroß stand lahm, und ich wanderte unvergnügt heimwärts. Unterwegs traf ich einen fliegenden Buchhändler, bei dem ich schon manchen brauchbaren Schmöker erstanden und in dessen Vorrat ich auf ersten Anhieb ein Büchlein erhaschte, das nicht nur Gelegenheitsgedichte an liebe Verwandte der Verfasserin enthielt, sondern auch Oden der Begeisterung an den berühmten Schauspieler Baison, der schon lange in die himmlischen Ruhmeshallen eingegangen war, dessen sich nur noch die ältesten Leute erinnerten. Sogar ein Gedicht im Versmaße Dantes, das den Geburtstag des Vielgefeierten verherrlichte, war in der Sammlung, aus der ich

nun schöpfte, was dem eignen Gehirn nicht zu entpressen war. Aus den Phrasen zweier Gedichte schweißte ich ein drittes und übergab am Nachmittag die Reimschmiedearbeit dem Alten. Er lobte meinen Fleiß, sagte: „Das hätte ich Ihnen kaum zugetraut," und schenkte mir eine Anerkennungszigarre. Den Sekt aber — so sprach er — wolle er zu eignem Gebrauch in seine Villa schicken, da Orgien auf der Redaktion störend in den Geschäftsbetrieb eingriffen. Aufzumucken hatte ich nicht den Mut, denn rechtlich hatte ich für diese Arbeit den Ehrensold nicht zu fordern, obgleich eine Entlehnung aus einem antiquarischen Buche nicht zu den Todsünden gerechnet wird und Quellenangabe bei Dichtungen nicht Mode ist.

Der Kranz war geworfen, das Gedicht unter den Annoncen erschienen. Klara hatte sich riesig gefreut. Der Mäcen war höchst zufrieden. Der Sekt befand sich in der Villa und ich mich musterknabenhaft wohl. Als jedoch die Mittagspost eingetroffen war, ertönte die Stimme des Chefs von seinem Pulte laut und strenge: „Stinde, kommen Sie mal her!" Ich ging, gehorsam wie der Kriegsknecht zu Kapernaum. „Was haben Sie da angerichtet?" fragte der Alte.

„Wieso?" entgegnete meine Unschuld.

„Mit dem Gedicht. Lesen Sie diesen Brief."

Ich las. „Das ist Pech," sagte ich wahrheitsgemäß. Und es war auch Pech. Denn die Verfasserin jener Gedichte weilte noch unter den Lebenden und war nun entrüstet, daß ihre heiligen Anbetungen eines übergroßen, unübertroffenen Künstlers in schrecklichem Durcheinander gewissenlos zur Verherrlichung einer Schauspielerin gemißbraucht wären, die mit dem Unerreichbaren nie und nimmer verglichen werden könnte, mit ihm, dem Großen, Unvergleichlichen.

„Sie sehen, es kommt alles an den Tag. Ein andermal dichten Sie nicht wieder!"

„Schad't nicht," entgegnete ich kühn, „den Sekt kriegt man ja doch nicht. Hätte die alte Dame eine Spur von Humor, würde sie sich gefreut haben, wie blödsinnig schön ich ihren Bombast ineinander geheddert habe. Sie selbst waren ja auch von meiner Leistung entzückt."

„Die Dame hat aber keinen Humor, und nun schreiben Sie einen Entschuldigungsbrief. Von Ihrem Dichten will ich überhaupt nichts mehr wissen; beschummeln lasse ich mich nicht."

Der Brief war sauerste Arbeit; die Antwort der Dame darauf jedoch war lieb und freundlich. In ihrem Herzen lebte das Andenken an den Künstler, auch wohl an ihre Jugend und die Rosenzeit vergangener Tage.

So war ich aus dem Sattel gehoben, das Dithyramben-Vollblut ging in andre Hände über, und ich tummelte wieder meinen holsteiner plattdeutschen Gaul zum Vergnügen des Volkes und auch meines Brotherrn. Von der Verfertigung von Nasselversen war nie mehr die Rede; damit wurde ich verschont.

Dann bekam ich selber einen Lehrling. Es war das ein junger, zu Börsengeschäften untalentierter Mann, der sich dem Journalismus widmen wollte und als Volontär eintrat. Da er angeblich Humor besitzen sollte, ward er meiner Obhut anvertraut. Soviel ich jetzt beurteilen kann, war diese Wahl in Ermanglung eines Besseren nicht ganz die richtige. In den ersten Wochen leitete ich den jungen Mann an, Sonette zu drechseln, die jedoch nicht gedruckt werden konnten, obgleich sie bei Sachkennern ungemeine Heiterkeit erweckten. Hierauf ließ ich ihn Rezensionen über Sacher Masochs „Venus im Pelz" schreiben und zwar a. lobende, b. neutrale, c. mißbilligende, erreichte aber nur redaktionelle Heiterkeitserfolge damit. Dann wurden ihm General Schneider und Kleber zur Uebung gegeben. Als ich ihn aber zu der Geschichte von dem Kinder fressenden Ungarschwein verführte, geriet der Alte in Unmut, und ich wurde meines Amtes als Privatdocent der Zeitungslitteratur entsetzt.

Es giebt eben keinen Lehrgang für den Journalisten, jeder muß sich das Schreiben für die Oeffentlichkeit auf seine Weise aneignen, der junge Mann aber hat es trotz meiner extra für ihn erdachten Methode nie gelernt. Es fehlte ihm von vornherein eins: das war der ungeheure Respekt vor der Redaktion, den ganz zu verlieren mir heute noch nicht gelungen ist. Wo keine Furcht ist, da ist auch kein gedeihlicher Zwang, und ohne Zwang ist kein Gelingen.



Die siebenhundertjährige Jubelfeier der Stadt Riga.

Mit Abbildungen nach phot. Aufnahmen von P. Sohnwald in Riga.

Riga, die ehrwürdige ehemalige Hansestadt an der Düna, feierte ihr siebenhundertjähriges Bestehen durch eine Reihe glanzvoller Festlichkeiten. Da Riga von Deutschen gegründet und auch jetzt noch durch die Bande der Sprache, Sitte und ausgedehnter Handelsbeziehungen mit dem großen deutschen Gesamtvaterlande geistig eng verknüpft ist, so nahm die ganze gebildete Welt Deutschlands an dieser Feier sympathischen Anteil. Aber nur wenige dürften es sein, die in dem großen Düna-Emporium geweilt haben und es aus eigner Anschauung kennen. Wir richten daher an die Leser die Einladung, uns im Geiste auf einer Reise nach der Jubiläumsstadt zu begleiten, mit uns ihre Straßen und Plätze zu durchwandern, sich von ihrem Entstehen, ihrem Wachsen, ihrem gegenwärtigen Aufschwunge erzählen zu lassen.

Es ist ein fesselndes, großartiges Bild, das sich vor uns aufrollt, wenn wir, von der Seeseite kommend, an Bord eines Dampfers im rigaschen Hafen anlangen. Der majestätische Strom, doppelt so breit wie der Rhein bei Köln, zeigt sich belebt von großen und kleinen Dampfern und Segelschiffen. Am rechten Ufer zieht sich die innere Stadt, die Altstadt, mit ihren Kirchen, Häusermassen und dem Dünaquai dahin, überragt von dem 115 Meter hohen Turm der Petrikirche. Er ist den Schiffern schon vom Meere aus (die Stadt liegt 15 Kilometer von der Mündung der Düna entfernt) sichtbar und gilt für das Wahrzeichen Rigas. Ueber den Fluß

legt sich die auf eisernen Pontons ruhende, 700 Meter lange Bohlenbrücke, über welche beständig ein mächtiger Menschenstrom hin und her flutet. In geringer Entfernung oberhalb, nach Osten zu, gewahren wir eine eiserne Gitterbrücke, die, von acht Granitpfeilern gehalten, den Bahnverkehr nach Mitau und von da weiter bis ins Ausland vermittelt. Lassen wir unsre Blicke noch weiter den Fluß hinauf schweifen, so sehen wir, jenseits der Schienenlinie, die sich unmittelbar an die Altstadt anlehnende, sich in die Ferne verlierende Moskauer Vorstadt, Sitz der Fabriken und der Arbeiterbevölkerung. Die im Norden der Altstadt gelegene Petersburger Vorstadt ist für uns vom Hafen aus nicht sichtbar. Dagegen fällt uns auf dem linken Dünaufer die Mitauer Vorstadt ins Auge. Es ist ein reiches, vielgestaltiges Panorama, das man, wenn ihm auch Berge und eine üppige Vegetation fehlen, nicht müde wird zu betrachten.

Vor einem Jahrtausend waren diese Ufer, an denen sich jetzt die mit ihren Vorstädten 290 000 Einwohner zählende, nach St. Petersburg bedeutendste russische Handelsstadt am Baltischen Meer erhebt, noch eine öde Wildnis, wo sandiges Dünenland, Gestrüpp und Kiefernbestände mit Sümpfen, Morästen und kleinen Seen abwechselten und wo ungezählte Mengen von Schnepfen, Krammetsvögeln, Schnarrwachteln, Auerhühnern und Kranichen, von wilden Enten und wilden Gänsen sich tummelten. Die Bewohner dieses Landstrichs, heidnische Liven, lebten teils in Erdhöhlen, teils in elenden Blockhütten, trugen nur ein grobes Hemd und nährten sich von Jagd und Fischfang. Im Bann starrster Unkultur befangen, vegetierten sie dahin wie die Indianer des Amazonenstroms oder die Kaffern in Südafrika. Die Morgenröte der Gesittung ging für sie erst auf mit dem Erscheinen deutscher Ordensbrüder am Dünafluß. Letztere waren hier erschienen im Gefolge deutscher Kaufleute, welche am oberen Lauf des Stromes, in der Gegend des heutigen Uexküll, Faktoreien angelegt hatten. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts war der aus Holstein gekommene Augustinermönch Meinhard zum Bischof von Livland geweiht worden und hatte an dem vorerwähnten Punkt die Marienkirche zu bauen begonnen. Der dritte Bischof des Landes, Albert, ein Angehöriger des bremischen Domkapitels, sah ein, daß sein Sitz doch etwas zu entlegen und die Verbindung mit Deutschland von da aus eine zu langwierige sei, deshalb gründete er im Jahre 1201 (das genaue Datum ist nicht mehr festzustellen) die Stadt Riga. Ihren Namen erhielt die Ansiedlung von der Rige, einem gegenwärtig total versandeten Nebenarm der Düna. Im folgenden Jahre ward von Albert der Orden der Schwertbrüder ins Leben gerufen, der nach einigen Jahrzehnten in dem in Preußen mächtig gewordenen Deutschen Orden aufging. Dieser Orden unterwarf sich die Landbevölkerung und machte sie, nachdem er sie zum Christentum bekehrt, zu Hörigen.

Es zeigte sich, daß Bischof Albert bei der Wahl des Ortes für seine neue Residenz einen genialen, weit ausschauenden Blick bewiesen. Aus den deutschen Seestädten flutete bald eine zahlreiche Einwanderung nach Riga, die, angelockt durch die günstige Lage des Platzes, sich hier dauernd niederließ und das Hamburger Recht als für sich bindend anerkannte. Noch mehr wuchs die Bedeutung Rigas, als es sich dem Hansabunde anschloß und um die Mitte des 13. Jahrhunderts vom Papste



Ansicht der Stadt Riga.



Das Schloss.

zu einem Erzbistum erhoben ward. Wie in allen mittelalterlichen Gemeinwesen, so wurde aber auch in Riga der innere Friede häufig durch Zwistigkeiten und Fehden zwischen den um die Oberherrschaft ringenden Gewalten gestört. Die Erzbischöfe und die Deutschritter führten fast beständig Krieg miteinander, wobei die Bürgerschaft gewöhnlich die Partei der ersteren nahm. Schließlich behielt aber doch der Orden das Heft in der Hand und erbaute an der Düna eine feste Zwingburg: das Schloß, das 1484 bei einem allgemeinen Aufstande der Bürger zerstört, indessen bald wieder aufgebaut wurde.

Das Ansehen der Erzbischöfe erlosch, als die Stadt 1525 der Reformation Eingang verstattete und 1541 dem Schmalkaldischen Bunde beitrat. Indessen waren die Tage der Unabhängigkeit gezählt. Das 16. Jahrhundert hatte noch nicht sein Ende erreicht, da breitete bereits der polnische weiße Adler seine Schwingen über die Dünastadt, aber nur für einige Jahrzehnte, denn 1621 ritt Gustav Adolf in ihre Thore als Sieger ein und unterwarf sie der schwedischen Herrschaft. Die Kriege, welche bald darauf Rußland mit Polen und Schweden begann, zogen auch Riga in Mitleidenschaft. 1656 rückte Zar Alexei mit einem Heer gegen die Stadt und schloß den Belagerungsring um sie, die Bürger leisteten jedoch so tapfere Gegenwehr, daß er sich veranlaßt sah, die Belagerung wieder aufzuheben. Die abermalige, sieben Monate währende Belagerung durch die Russen sollte nicht so glücklich enden. Peter der Große und sein General Scheremetjew erzwangen am 16. Juli 1710 die Uebergabe der Stadt, in der der Hunger und eine pestartige Epidemie zu wüten begonnen hatten. Durch den Nystädter Frieden wurde 1721 ganz Livland, also auch Riga, an das Zarenreich angegliedert.

Kalkstrasse.











Zu dem großen und bedeutenden Aufschwung, den Riga in dem letzten halben Jahrhundert genommen, haben verschiedene Umstände beigetragen. Einmal die Niederlegung der Festungswerke, dann die Erweiterung und Ausbaggerung des Hafens, ferner die Thatsache, daß Riga nach und nach ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt geworden ist. Allerdings verdankt Riga in erster Linie sein Emporblühen dem andauernden Frieden, der es den Einwohnern ermöglicht hat, die günstige kommerzielle Lage der Stadt vollauf auszunutzen. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß Riga als der von der Natur gegebene Aus- und Einfuhrhafen für den südlichen Teil der der Schweiz an Flächeninhalt fast gleichkommenden Provinz Livland (für den nördlichen Teil dieser Provinz ist Pernau der Exporthafen) sowie für die Gouvernements Pskow und Witebsk anzusehen ist. Den reichen landwirtschaftlichen Erzeugnissen dieser Landstriche, Holz, Leinsaat, Flachs, Hanf und Getreide, bietet der Wasserweg der Düna eine leichte und bequeme Transportgelegenheit. In neuester Zeit ist in Riga noch eine



Alexanderstrasse.



Am Basteiplatz (rechts der Pulverturm).

besondere Dampferverbindung mit England ins Leben gerufen worden, die hauptsächlich der Verschiffung von Nahrungsmitteln, wie Wild, Butter,

Das Schwarzhäupterhaus.

Eier, Früchte, Schlachtvieh, Fische, dient. Die Einfuhrartikel Rigas sind vor allem Eisen- und Stahlwaren, englische und deutsche Steinkohlen, Maschinen, Salz, Wein, Hering. Hand in Hand mit dem sich immer mehr ausdehnenden Seehandel ist in Riga die Entwicklung der Fabrikthätigkeit gegangen. Auch kann man Riga seiner vielen Brauereien wegen als eine Art Biermetropole für Westrußland betrachten.

Das Straßenleben der großen Handelsstadt weist eine bunte, kaleidoskopartig wechselnde Fülle interessanter Erscheinungen auf. Neben dem Moskauer oder Smolensker Kaufmann im blauen Kaftan, mit den in die Stiefel gesteckten Beinkleidern und mit einer Tellermütze aus schwarzem Tuch wandelt der flotte deutsche oder englische Matrose; dem lettischen Bauer im groben, sackähnlichen Gewande, das allerdings jetzt mehr und mehr der städtischen Tracht weicht, folgt der polnische oder litauische Jude im schäbigen langen schwarzen Rock, auf dem Haupte ein dunkelfarbiges Käppchen, unter dem sich die schwarzen Stirnlocken ringeln —, ein ordenbehängter russischer General, die Uniform mit goldenen Achselschnüren verziert, unterhält sich mit einem Tscherkessen in malerischer Nationaltracht — dem zierlich gebauten, leicht an uns vorübertänzelnden Levantiner mit schwarzem Schnurrbärtchen und dunkeln Augen, den roten Fes keck auf den Hinterkopf geschoben, macht sein Gegenstück Platz, der athletisch gebaute, flachsblonde und blauäugige Finnländer — hinter dem ernst dreinschauenden Popen, dessen hohes, schwarzes Barett und bis zu den Füßen herabgehender dunkelbrauner oder schwarzer Rock, dessen lang herabwallendes Haupthaar und bis auf die Brust niederfallender Bart ihm ein seltsam feierliches Ansehen geben, taucht der pfiffige, smarte Yankee-Marchant auf. Jetzt zieht ein aus Galizien oder Südrußland gekommener, vom Dünaquai nach der Moskauer Vorstadt wandelnder Trupp Zigeuner an uns vorüber — die braunen Mädchen, eine Schnur Goldmünzen um den Hals gehängt, mustern uns mit herausfordernden Blicken. Noch eine andre lebende, allerdings nur im Frühjahr zum Vorschein kommende Staffage des Rigaer Hafenstadtteils bildet die Bemannung der Strusen. So heißen die primitiv gebauten Flöße, die, beladen mit Holz, Flachs oder Hanf, in der beregten


Alexanderbrücke mit Blick auf das Theater.


Hagensberger Dampferstation.

unermüdliche Vorwärtsstreben, die Ordnung, die Pflichttreue; mit dem Franzosen teilt er das gefällige, freundliche, verbindliche, zuvorkommende Benehmen, mit dem Engländer das Selbstbewußtsein, mit dem Nordamerikaner die Geschäftsklugheit und mit dem Neapolitaner die Neigung zu heiterem Lebensgenuß. In letzterer Hinsicht gilt ihm als Leitstern der Ausspruch von Goethes Egmont: „Wenn man das Leben gar zu ernst nimmt, was ist dann dran?"

Jahreszeit, wo die Düna ihren höchsten Wasserstand aufweist, aus den inneren Gouvernements nach Riga schwimmen und, wenn sie ihre Ladung gelöscht haben, als Brennholz zur Verwertung gelangen. Die Steuerleute und Matrosen dieser Fahrzeuge nun repräsentieren nordamerikanische Hinterwäldler, ins Russische übersetzt. Mit seiner aus der gröbsten Sackleinwand gefertigten zerlumpten Kleidung, mit seinen kahnartigen Bastschuhen macht jeder einzelne von ihnen den Eindruck eines modernen Robinson Krusoe.

Ueber das holperige, unebene Pflaster der inneren Stadt donnern in rasender Geschwindigkeit beständig die zweispännigen Mietdroschken, sowie herrschaftliche Equipagen. Und mitten in diesem buntscheckigen Leben und Treiben, Gewirr und Getümmel steht auf dem Fahrdamm an den Kreuzungspunkten der Hauptstraßen unbeweglich wie eine Statue der im Winter in einen dunkeln Tuchanzug, im Sommer in weiße Leinwand gekleidete Gorodowoi (Schutzmann). Nur das beständig nach allen Richtungen spähende Auge verrät, daß das vermeintliche Standbild beseelt ist. Der Rigaer selbst, überhaupt der Livländer, verdankt seiner deutschen Nationalität die kernige, kräftig entwickelte Gestalt und in geistiger Beziehung den festen Sinn, das eifrige,

In schönster Blüte steht in Riga, wie überall in den baltischen Landen, die Geselligkeit. Es wird eine Gastfreundschaft geübt, wie man sie in Deutschland kaum noch kennt. Jeder Fremde, der nach Riga kommt und Zutritt in die wohlhabenderen Familien findet, empfängt von dem geselligen Leben, das sich in ihrem Schoße entfaltet, die angenehmsten und vorteilhaftesten Eindrücke.

Unterziehen wir jetzt in einem kurzen Rundgange die hervorragendsten Gebäude der Stadt einer Betrachtung. Schon im dritten Jahrzehnt nach der Gründung der letzteren stand die Marienkirche (der Dom) vollendet da: ein im Inneren in drei Schiffe gegliederter Backsteinbau mit viereckigem Turm. Die


Pontonbrücke.

Kirche, an der 1764—1769 Herder als Prediger wirkte, wird gegenwärtig stilvoll erneuert. Als der zweitälteste Bau Rigas fesselt (gegenüber dem 1750 bis 1765 erbauten, architektonisch wenig bedeutenden Rathause) das Schwarzhäupterhaus mit seinem wunderbar malerischen Giebel unsre Aufmerksamkeit. Die Schwarzhäupter, ein Verein reicher, unverheirateter Kaufleute, führen ihren Namen von ihrem Schutzpatron, dem heiligen Mauritius, der als Mohr abgebildet zu werden pflegt. Berühmt sind die lukullischen Diners im Schwarzhäupterhause; ein solches Diner ist jedes neu aufgenommene Mitglied auszurichten verpflichtet. Uebrigens ist das gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts aufgeführte Schwarzhäupterhaus im Lauf der Zeit mehrfach umgebaut worden.

Von der Petrikirche war bereits die Rede; sie stammt aus dem 15. Jahrhundert und gewährt von ihrem Turm aus eine weite Rundschau über die Stadt und ihre Umgebungen. Von den übrigen kirchlichen Bauten seien hier noch erwähnt die gotische Gertrudkirche in der Petersburger Vorstadt, die englische Kirche, zwei katholische Kirchen, die griechisch-katholische Kathedrale am Alexander Boulevard, die auf dem Platze vor dem Dünaburger Bahnhof stehende Kapelle, errichtet zum Angedenken an die Errettung der kaiserlichen Familie bei dem Eisenbahnunglück bei Borki (17. Oktober 1888), endlich die Synagoge in der Moskauer Vorstadt. Von der mittelalterlichen Befestigung hat sich nur noch der sogenannte Pulverturm erhalten, und von dem ehemaligen Sitz des Ordenskomturs stehen nur noch zwei, in das jetzige kaiserliche Schloß (es enthält die Wohnung des Gouverneurs und seine Kanzleien) eingebaute Rundtürme. Auf dem Schloßplatz erhebt sich eine granitne Siegessäule, gekrönt von einer den Siegeskranz haltenden Viktoria aus Bronze. Die Säule ward von der rigaschen Kaufmannschaft im Jahre 1818 dem Kaiser Alexander I. in dankbarem Angedenken der Siege von 1812 errichtet. Von den modernen Bauten mögen hier noch die in reichem Renaissancestil aufgeführte Börse, das Ritterhaus, die Häuser der Mariengilde und der St. Johannisgilde sowie das Stadttheater genannt sein. Ein großes russisches Theater ist im Bau begriffen. Von Unterrichtsanstalten besitzt Riga das städtische Gymnasium, das Baltische Polytechnikum (eine Schöpfung aus städtischen, kaufmännischen und ritterschaftlichen Mitteln), das Alexander-Gymnasium, das Lamonossow-Mädchengymnasium, die Realschule. Gemäß den gesetzlichen Bestimmungen wird jetzt in allen Bildungsanstalten der Ostseeprovinzen der Unterricht ausschließlich in russischer Sprache erteilt.

Die ehemaligen Befestigungswerke der Stadt hat man in reizvolle Park- und Gartenanlagen umgewandelt. Auch der Wöhrmannsche Park sowie der von Peter dem Großen geschaffene, ganz im Westen der Stadt gelegene Kaiserliche Garten erfreuen das Auge durch ihre Baumgruppen und Blumenanlagen und bringen in das Häusermeer Luft und Licht.

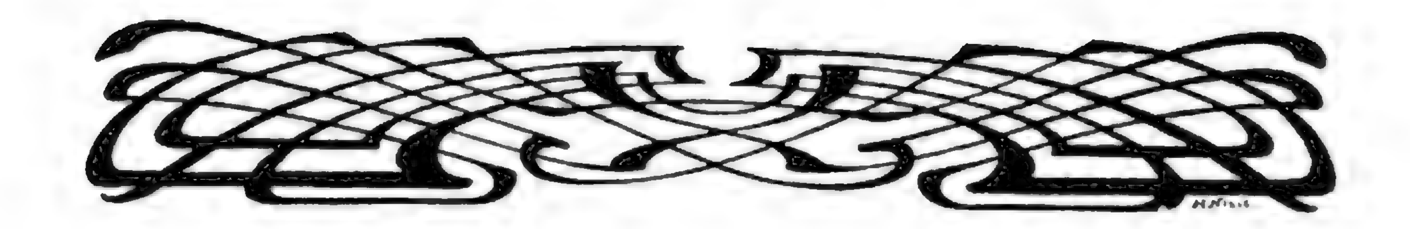
Den leider im Norden nur allzu kurzen Sommer verbringen die wohlhabenderen rigaschen Familien entweder am Strande in den fashionablen Seebadeorten Edinburg, Majorenhof und Dubbeln oder auf ihren jenseits der Düna, westlich von der Mitauer Vorstadt belegenen „Höfchen“. So heißen die von kleineren oder größeren Gartenanlagen umgebenen hölzernen Landhäuser und Cottages, welche, im Fichtenwalde verstreut, den Bewohnern Naturgenuß und Waldluft spenden. Ein Hauch elegisch-träumerischer Poesie durchweht hier wie am Strande die „Weißen Nächte“, wo zwei bis drei Wochen vor und nach der Sommersonnenwende, bis Mitternacht noch volle geisterhafte Helligkeit über Wasser und Land liegt, die nach einer kurzen, matten Dämmerung sich rosig und strahlend wieder erneuert. In diesen „Weißen Nächten“ glaubt man sich in eine Märchenwelt versetzt.

Alt-Riga in der Jubiläumsausstellung

Aus Anlaß der siebenhundertjährigen Jubelfeier ist in Riga eine große, zahlreich beschickte baltische Industrieausstellung eröffnet worden, in der man auch ein Stück von Alt-Riga hat wiedererstehen lassen. Wenn dieses auch lange nicht so ausgedehnt und umfangreich wie Alt-Paris in der vorjährigen Pariser Weltausstellung ist, so bietet es doch eine reiche Fülle des Interessanten dar.

Dr. Alexander Olinda.





Der Regen.

Eine japanische Legende.

Deutsch von **A. Hensel.**

Die sakura (Kirschbäume), welche das Haus des Yoshida-no-scho-scho in Kioto beschatteten, standen in voller Blüte, und die Mondgöttin übergoß sie mit ihrem silbernen Lichte. Die Wärterinnen des kleinen Umewaka-maru hatten, angelockt von dem köstlichen Schauspiel, eine nach der andern ihren Platz verlassen, und er war allein geblieben. Da trat, verstohlen wie ein Tiger, der seine Beute beschleicht, eine scheußliche nackte Gestalt ins Gemach. Es war einer jener grausamen Dämonen aus einer andern Welt, denen es eine Lust ist, die Herzen der Eltern zu martern, indem sie ihnen die Kinder rauben, ein Kado-mukaschi.

Der Bösewicht bewegt sich vorsichtig weiter, hält häufig inne, um den Stimmen im Garten zu lauschen, kriecht wieder vorwärts und macht Halt. Die rechte Hand drückt er dem Knaben auf den Mund, die linke schiebt er dem Kinde unter den Leib und hebt es auf seine Arme, dann horcht er noch einmal atemlos hinaus und verschwindet.

Draußen verging die Zeit so angenehm, daß die Wärterinnen gänzlich ihrer Pflicht vergaßen; erst als die Glocke des Tempels die Stunde des Ochsen (zwei Uhr früh) verkündete und der Mond hinter eine Wolkenwand trat, gedachten sie wieder ihres jungen Herrn und kehrten zurück, um an seinem Lager zu wachen. Dort fanden sie die Mutter, die ein furchtbarer Traum aus dem Schlummer aufgeschreckt hatte, und die, das Bett leer findend, ihnen mit den Worten entgegentrat: „Wo ist mein Kind? Ihr Elenden, was habt ihr mit ihm gethan?"

In allen Winkeln des Hauses und Gartens suchten sie unausgesetzt, aber nirgends fanden sie den Knaben, den keine von ihnen je wieder zu Gesicht bekam. Wahnsinniger Schmerz packte die trostlose Mutter, sie schnitt ihr Haar ab, kleidete sich in das Gewand einer Nonne und pilgerte von Provinz zu Provinz, um ihren verlorenen Liebling zu suchen. Inzwischen war der arme Knabe nach dem Norden entführt worden, wo er bei rohen Menschen grausame Leiden zu erdulden hatte. –

Eines Abends erschienen mehrere Leute in der Nähe der Stadt, die einen Knaben von etwa dreizehn Jahren bei sich hatten. Sie waren von lautem Wesen und wildem Aussehen und trieben ihn beständig an, seine Schritte zu beschleunigen.

„Ehrenwerte Herren," bat er mit schwacher Stimme, „ich bin zu müde und kann nicht mehr weiter. Ich bitte euch, gönnt mir eine kurze Rast, sonst muß ich sterben."

Die klägliche Bitte brachte die Elenden so in Wut, daß sie mit Stößen und Schlägen darauf antworteten und ihn erbarmungslos in einem Graben liegen ließen, damit er den Tod finden solle.

Als sie sich entfernt hatten, versuchte er die Hände zu falten und zu den kami (Göttern) zu flehen, die er also anrief:

„Ihr großen Götter, leiht euer Ohr meiner armseligen Bitte. Wegen schwerer Uebelthaten, die ich wohl in einem früheren Dasein begangen habe, werde ich in diesem gerecht bestraft. Aber, ihr Götter der himmlischen Gefilde, bedenket meine Jugend und mein schweres Elend und lasset mich noch einmal das Antlitz meiner verehrten Mutter schauen."

Dann verlor er das Bewußtsein, und die kami in ihrer Gnade sandten ihm einen alten Bauern zu Hilfe. Dieser gute Mann, dessen runzliges Gesicht den Wurzeln eines Bambus glich, hatte im Traume den armen Knaben in dem Graben erschaut, und erwachend nahm er seine Laterne zur Hand und ging hin, um zu sehen, ob die Götter ihn im Schlafe besucht hätten. Als er Umewaka gewahrte, brach er in Thränen aus und sprach:

„Wie böse manche Menschen sind! Gewiß hat dieses arme Kind Vater und Mutter; mir scheint, es ist das Opfer von Kindesräubern. Ich will alles thun, um ihm beizustehen."

Das sterbende Kind öffnete matt die Augen, und beim Anblick des Bauern bat es kläglich: „Ach, seid barmherzig, ich kann nicht aufstehen! Ich kann es wirklich und ganz gewiß nicht! Ach, bitte, schlagt mich nicht wieder!"

„Barmherziger Buddha, das ist ja jammervoll!" schluchzte der alte Mann, kniete nieder und schob seinen Arm dem schwer Leidenden unter das Haupt. „Fürchte dich nicht, mein Sohn; wenn ich auch nur ein armer Bauer bin, so habe ich doch genug für dich und mich. Ich will dich zu

mir nehmen und dich gut pflegen. Sei getrost, eine gute Stunde hat für dich geschlagen."

Während er sprach, rollten Thränen über seine runzligen Wangen und fielen auf Umewakas Antlitz. Von den freundlichen Worten aufgerichtet, betrachtete dieser seinen neuen Freund und sprach:

„Höre, ehrenwerter Herr, der Faden meines Lebens wird bald durchschnitten sein, doch bevor ich dahingehe, habe ich noch viel zu sagen. Wenn mich auch Lumpen umhüllen, ich bin Umewaka, der Sohn des Yoshida-no-scho-scho in Kioto. Ich bitte dich, gehe hin zu meinen Eltern und erzähle ihnen von meinem traurigen Geschick."

„Ich schwöre dir, daß ich deinen Wunsch erfüllen werde," versetzte mit thränenerstickter Stimme der gute Mann. „Hast du sonst noch Wünsche?"

„Ja, ja," antwortete matt Umewaka. „Begrabe mich an diesem Platze und pflanze eine yanagi (Weide) auf mein Grab, damit meine ehrenwerte Mutter sieht, daß ich beständig um sie weine." Und dann setzte er hinzu: „Yanagi no yeda ni uki orewa naschi (der Schnee bricht nicht die Zweige der Weide)."

Der Bauer verneigte sich ehrfurchtsvoll und sprach zu dem sterbenden Knaben: „Ehrenwerter Jüngling, sei gewiß, daß dein Befehl befolgt wird. Ich werde einen kräftigen Baum auswählen und ihn an einem glückverheißenden Tage einpflanzen. Während ich deine ehrenwerten Eltern suche, sollen meine Nachbarn dein Grab behüten und Sorge tragen, daß kein böses Insekt den yanagi beschädige."

Umewaka versuchte zu antworten, doch die Kräfte verließen ihn. Nach wenigen Augenblicken seufzte er leicht auf und schloß die Augen, und der Faden seines Lebens war zerschnitten. Der gute alte Mann vollführte getreulich, was er versprochen hatte, und nachdem alles geschehen war, begab er sich nach Kioto.

Als er zu dem Hause des Yoshida-no-scho-scho kam, erfuhr er, daß die Herrin abwesend war, und da niemand wußte, wo sie sich befand, kehrte er nach seiner Hütte zurück und ging seinen gewohnten Geschäften nach.

Die Weide wuchs in wenigen Monaten zu einer seltenen Höhe empor, und wenn ihre niederhängenden Zweige rauschten, dann meinten die Leute, das Wort okka-san (Mutter) zu vernehmen.

Am 15. März, dem Jahrestage von Umewakas Tode, als eben der Bauer und seine Nachbarn an dem schlichten Grabe weinten, näherte sich eine Frau im Nonnenkleide der Gruppe, und nachdem sie jene eine Zeitlang betrachtet hatte, sprach sie: „Meine Seele ist seltsam bewegt. Sagt mir, um wen ihr trauert."

Der alte Mann verneigte sich und erwiderte: „Um Umewaka-maru, den Sohn des Yoshida-no-scho-scho."

Bei diesen Worten sank die Nonne bewußtlos zu Boden und kam erst wieder zu sich, als die Nacht hereinbrach. Dann bat sie die Leute, sich fortzubegeben, damit sie mit dem Geiste ihres Kindes Zwiesprache halte.

Um die Stunde der Ratte (Mitternacht) erschien Umewaka-maru, begrüßte sie ehrfurchtsvoll und sprach: „Ehrenwerte Mutter, meine Thränen sind nicht vergeblich vergossen. Ein Jahr lang hat meine Seele diesen Baum bewohnt. Die gnädigen kami haben mein Gebet erhört und dich hierher gesandt."

Bebend faltete die Frau ihre Hände und erwiderte: „Ich bin Tausende von Meilen gewandert; meine Füße wurden zerschunden von den scharfen Felsen der Berge und zerrissen von den Dornen des Waldes. Ich habe die Qualen des Hungers und Durstes erlitten, habe Tag und Nacht die Welt nach dir durchsucht und gehofft, dich in diesem Leben wiederzusehen. Haben die Götter mein Flehen auch nicht erhört, so bin ich doch glücklich, daß ich dich so sehen darf. Was kann ich für die Ruhe deiner Seele thun?"

„Bete mit mir zu den kami. Nun, da sie meinen Wunsch erfüllt haben, werden sie mich gewiß gnädiglich von meinem jetzigen Dasein erlösen."

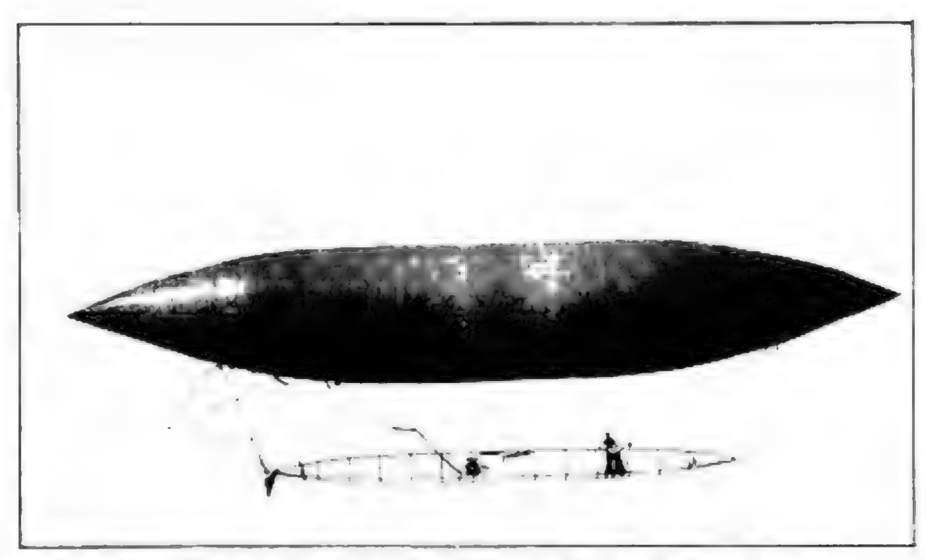
Der Geist und die Lebende knieten nieder und verharrten mehrere Stunden lang in stummem Gebet zu den Unsterblichen.

Als der Tag graute, entschwand die geliebte Gestalt, und die Frau gewahrte nur den weinenden yanagi, dessen Zweige, von dem Morgenwinde bewegt, zu murmeln schienen: „Okka-san, okka-san."

Sie ließ zum Andenken an Umewaka einen Tempel errichten und setzte Geld aus, damit jährlich eine Gedenkfeier begangen werde. Man sagt, als ihre Seele den Körper verließ, habe sie die Gestalt eines weißen Storches angenommen, der alljährlich wiederkehrt, um den Gebeten für die Seele des Sohnes zu lauschen.

Und wenn es am 15. März regnet, dann sagen die Leute: „Schau, der kleine Umewaka weint."





Der Ballon des Luftschiffers Santos-Dumont nach dem Aufstieg

Der Luftschiffer Santos-Dumont.

Das Problem des lenkbaren Luftschiffes beschäftigt zurzeit lebhaft die Ingenieure und Erfinder, und in der That, die Fortschritte auf diesem Gebiet sind überraschend. Was noch vor kurzem als Träumereien und Hirngespinste belächelt worden ist, das hat sich als gar nicht so phantastisch herausgestellt. Freilich bleiben die Erfolge hinter den Zielen vorläufig noch sehr zurück, und wie die letzte Probefahrt von Santos-Dumont zeigt, drohen dem Kühnen noch mancherlei Gefahren.

Santos-Dumont, der Abkömmling einer brasilischen Familie, ist erst 25 Jahre alt — er hat also noch Zeit genug vor sich, seine Gedanken auszuführen. Am nervus rerum fehlt es ihm schon von Haus aus nicht, und dazu verlautet, der Präsident der brasilianischen Republik Campos-Salles habe dem Senat und der Deputiertenkammer einen Antrag vorgelegt, dem kühnen Luftschiffer eine Prämie von 100 Contos zu gewähren, was etwa 220000 Mark in unserm Geld entspricht. Santos-Dumont brauchte diese Ermutigung nicht einmal. Sein neuer Ballon befindet sich bekanntlich schon im Bau, und in den ersten Tagen des September werden bestimmt die Versuchsfahrten wieder aufgenommen.

Santos-Dumonts Luftballon trug die Nummer fünf, und der erste Schritt des Besitzers war, bei dem Fabrikanten Lachambre den Santos-Dumont Nummer sechs zu bestellen, der, nach dem bisherigen Modell gearbeitet, aber bei größerem Umfange weniger Gewicht haben wird. Das Prinzip desselben ist der Petroleummotor von 16 Pferdekräften, der eine Schraube treibt, deren Flügel 4 Meter messen. Das Fahrzeug hat Zigarrenform, einen Inhalt von 450 Kubikmetern und eine Länge von 34 Metern. Das Steuerruder ist sechseckig, besteht aus Seide, auf einem Rohrgestell ausgespannt, hat 7 Quadratmeter Fläche und wiegt nur ein Kilogramm. Unsre zweite Abbildung zeigt den Ausgang der letzten Auffahrt Santos-Dumonts. Er umkreiste den Eiffelturm und lenkte dann sein Luftschiff nach St. Cloud, als es plötzlich nicht mehr gehorchte und abtrieb. Gleichzeitig entwich das Wassergas aus dem Vorderteil, der Hinterteil senkte sich, und als Santos-Dumont den Motor zum Stillstand brachte, fiel das Fahrzeug rasch, und die Ballonhülle streifte das Dach eines hohen Hauses am Quai Passy. Der Ballon explodierte, zum Glück für den Luftschiffer blieb aber der Rand der Gondel am Giebel hängen. Der Luftschiffer wußte am Abend nach dem Sturze keinen Grund anzugeben, warum sein Ballon nach der glücklichen Umschiffung des Eiffelturms auf einmal eingeschrumpft sei. Er war auf diesen Zwischenfall am wenigsten vorbereitet.



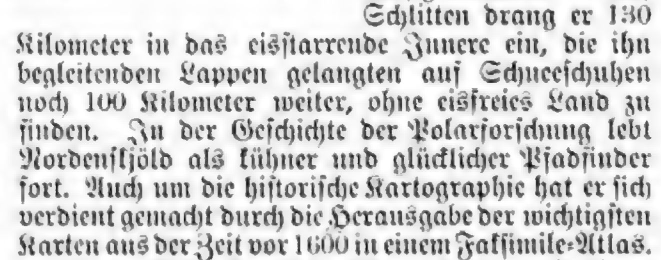
Der Absturz des Luftschiffers Santos-Dumont am Quai Passy in St. Cloud

Nordenskjöld †.

Der berühmte Nordpolfahrer Nils Adolf Erich von Nordenskjöld schied am 13. August im Alter von 69 Jahren aus dem Leben. Er war zu Helsingfors in Finnland geboren (18. November 1832) und begleitete schon in jungen Jahren seinen Vater, der Direktor des finnländischen Berg- und Hüttenwesens war, auf seinen Reisen bis in den Ural. Der junge Nordenskjöld machte seine Studien als Geologe an der Universität Helsingfors, promovierte an der Universität Berlin und wurde dann Kustos der mineralogischen Sammlung in Stockholm. Die wissenschaftlichen Reisen in den arktischen Gegenden, denen Nordenskjöld seinen Weltruhm verdankt, begann er schon 1858 als Begleiter Torells. Auf seiner vierten Reise, 1868, drang er auf dem Schiff „Sophie" bis 81 Grad 44 Minuten vor, dem nördlichsten Punkt, den bis dahin ein Fahrzeug erreicht hatte. Die genauere Durchforschung der Inselgruppe von Spitzbergen war das Ergebnis dieser Reise. Im Jahre 1870 drang Nordenskjöld in das Binneneis von Grönland vor und entdeckte dabei drei Riesenmeteoriten. Anderthalb Jahre darauf führte er eine Expedition von Tromsö nach der Mosselbai auf Spitzbergen, fuhr von da im Frühling 1873 auf Schlitten mit nur wenigen Begleitern nach den nördlich gelegenen „Sieben Inseln" und kehrte dann über das Binneneis des Nordostlandes zurück. Nunmehr wandte sich Nordenskjölds wissenschaftliches Interesse dem Eismeer östlich von Spitzbergen zu. Im Sommer 1875 erforschte er auf der Segeljacht „Pröven" das Karische Meer bis zur Mündung des Jenissei und kehrte dann auf dem Landweg durch Sibirien und Rußland nach Stockholm zurück. Die zweite Probefahrt nach Osten — denn der große Gedanke der nordöstlichen Durchfahrt schwebte ihm dabei vor Augen — unternahm Nordenskjöld im Juli 1876 nach einem Besuch der Weltausstellung in Chicago. Auf dem kleinen Dampfer „Ymer" fuhr er von der Jenisseimündung stromaufwärts bis zu 71 Grad nördlicher Breite und landete am 16. September wieder an der nördlichen Küste Schwedens. Der Höhepunkt seiner Entdeckerlaufbahn war die nordöstliche Durchfahrt längs der Küste Sibiriens auf dem Dampfschiff „Vega". Der König von Schweden und mehrere Privatleute hatten das Unternehmen durch ihre Unterstützung ermöglicht. Mit zwei Schiffen, „Vega" und „Lena", fuhr Nordenskjöld am 4. Juli 1878 von Gotenburg ab und gelangte durch das Karische Meer und um die nördlichste Spitze Asiens herum am 27. August an die Mündung des Lenastromes. Das Schiff „Lena" fuhr nun stromaufwärts nach Irkutsk, während Nordenskjöld selbst auf der „Vega" die Fahrt längs der Küste Sibiriens fortsetzte. Ende September 1878 fror das Schiff nordwestlich der Behringsstraße ein, blieb bis Juli 1879 liegen, im September erschien es in Japan, von wo dann die Heimfahrt durch den Suezkanal erfolgte. Die Reise durch Europa glich einem Triumphzug, der kühne und erfolgreiche Reisende ward allenthalben mit Ehren und Auszeichnungen bewillkommnet, der König von Schweden verlieh ihm den Freiherrntitel. In dem Reisewerk „Die Umsegelung Europas und Asiens auf der Vega" hat Nordenskjöld seine Erlebnisse niedergelegt. Im Mai 1883 trat er eine neue Reise an, diesmal zur Erforschung Westgrönlands. Auf Schlitten drang er 130

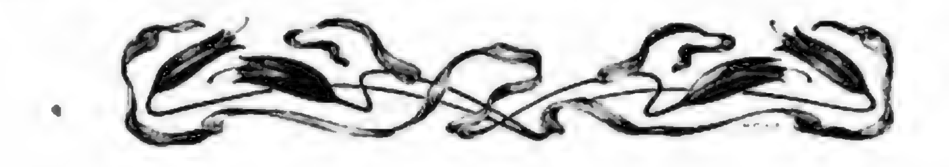


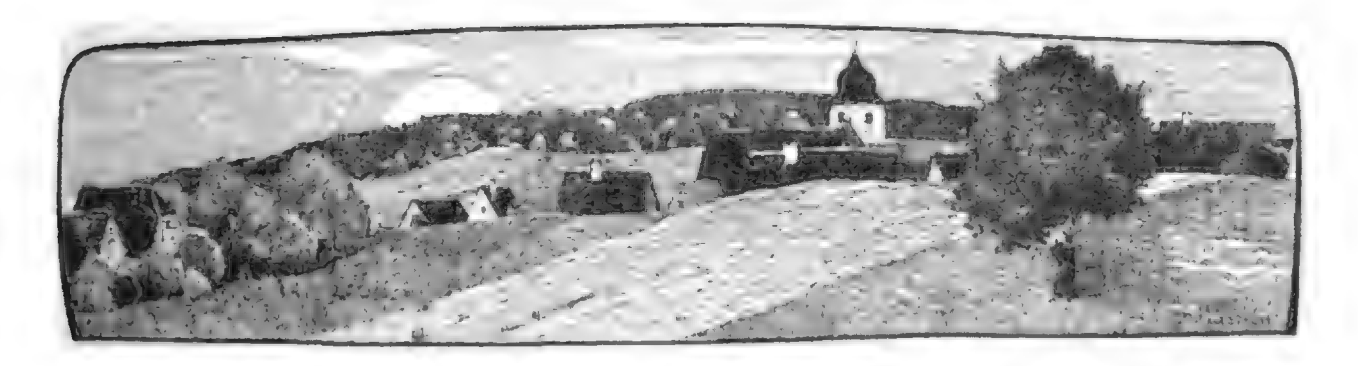
Nils Nordenskjöld.



Kilometer in das eisstarrende Innere ein, die ihn begleitenden Lappen gelangten auf Schneeschuhen noch 100 Kilometer weiter, ohne eisfreies Land zu finden. In der Geschichte der Polarforschung lebt Nordenskjöld als kühner und glücklicher Pfadfinder fort. Auch um die historische Kartographie hat er sich verdient gemacht durch die Herausgabe der wichtigsten Karten aus der Zeit vor 1600 in einem Faksimile-Atlas.

Nordenskjöld beteiligte sich auch einige Zeitlang am politischen Leben seines Landes, nämlich als Vertreter Stockholms in der zweiten Kammer, 1870—1872, er stimmte mit der liberalen Partei. Nach der Rückkehr von der Vegafahrt wurde er abermals gewählt und blieb bis Mitte der neunziger Jahre Abgeordneter.





Das Blinkfeuer von Brüsterort.

Von

Johannes Richard zur Megede.

VIII.

Der Flut folgt die Ebbe unerbittlich. Auf die große Aufregung senkte sich wie Mehltau der kleine Klatsch des ganzen Badeortes. Diesmal hieß die Parole: Westrem — Dühling. Man hatte die beiden wohl in der Nacht zusammengesehen, vielleicht ein Wort erlauscht. Natürlich mußte es ein Rendezvous sein, eine abgekartete Sache. Und Edeldenkende überlegten schon einen anonymen Warnungsbrief an den betrogenen Ehegatten. Die Tugend wittert ja überall das Laster. Nur der Schnurrbart war noch ein Hindernis, der weiße Schnurrbart! Es war doch kaum denkbar ... aber man kennt ja die perversen Neigungen großer Damen. So ging ein böses, feiges Wispern durch den Zauberwald. Die beiden Sünder ahnten nichts. Sie hatten sich fast eine Woche nicht gesehen.

Sie war erkältet, hütete das Bett. Er erkundigte sich täglich nach ihrem Befinden, auch Blumen schickte er einmal. Sie dankte und blieb unsichtbar. Er verstand das so gut. Sie schämte sich, und niemals sind junge Frauen reizender, als in der Scham. Und jetzt fehlte ihm die Frau immer. Nun, da er sie zu kennen glaubte, kam sie ihm vor wie ein Stück von ihm selbst. Und wenn sie, gesund geworden, heimlich ging? Sie beschäftigte ihn mehr, als er sich selbst gegenüber wahrhaben mochte. Wenn eine Frau noch so jung ist, so leidenschaftlich und so schnöde verkannt ... Eine verkannte schöne Frau! Es umfließt sie ein starker, geheimnisvoller Duft. Sagen zu können: ich kenne dich allein! Es ist wie bei den geschiedenen Frauen. Sie heiraten fast stets wieder. Der andre fand eben den Schlüssel zu diesen Herzen nicht, und den Schlüssel finden zu können, der einzige vielleicht, der ihn überhaupt finden kann, welcher Reiz! Nach dem Schlüssel suchte Georg von Dühling freilich nicht. Er hatte den seinen ja in einem andern Herzen stecken lassen, und der rechte Schlüssel schließt immer zwei Herzen, doch nur die zwei.

Als er eines Nachmittags am Strande lag, nicht weit von neuangekommenen Kurgästen aus dem Dorf, — er erkannte sie nicht, aber der Ostwind trug ihm beinahe jedes laute Wort zu, und er wollte darum schon weggehen, — hörte er folgende Unterhaltung:

„Nun hat ja die Dünenvilla glücklich auch ihren Roman!"

„Königsberger?"

„Na, so beinahe ... Es soll die rothaarige Baronin sein, die Frau von dem schönen Rittmeister."

„Und er? Ja, das soll so ein alter Krauter aus Berlin sein, der es aber doch verflucht gut verstehen muß."

Sie lachten und erzählten sich, leiser plaudernd, wohl die intimeren Details. Dühling stand auf. Der Hauptsprecher war ein grauer, alter Philister mit einer Brille und einem Bauch. Um diesen Schwätzer zu züchtigen, hätte er schon zum Stock greifen müssen, und das widerstrebte ihm. Bei groben Skandalen um eine Dame wird auch der reinsten das Kleid beschmutzt. Mit seinesgleichen schießt man sich, aber das Prügeln macht immer gemein. Er ging also, ohne sich noch einmal umzusehen. Der Klatsch war so sinnlos, und doch ärgerte er ihn. ‚Das beste, vernünftigste wäre wohl, ich reiste ab. Aber wohin? Jedenfalls will ich ihr alles erzählen, und sie soll entscheiden.‘

Er kam in die Pension, und die erste, die er sah, war Frau von Westrem. Sie saß in einer Laube und trank Kaffee. Er ging sofort zu ihr. „Wie geht's, gnädige Frau? Ich habe mich um Sie gesorgt. Ich fürchtete, Sie zu verlieren, ja, ich fürchtete das ganz gewiß."

Er reichte ihr herzlich die Hand, was sie mit dem eignen flüchtigen Druck erwiderte. Ihre Hand war trocken und heiß wie bei Fieber. Sie antwortete auch nicht gleich. Sie sah ihn nur, rot geworden, etwas geniert an, als wenn sie sagen wollte: ‚Nicht wahr, du hast doch vergessen? Deshalb war ich nämlich krank.‘

Er begriff. Aber die Klatschgeschichte erzählte er ihr doch. „Ich kann nicht anders, gnädige Frau."

„Gewiß, gewiß," antwortete sie zerstreut, dann schwieg sie nachdenklich. „Die Leute haben

recht ... Ich sollte nicht mehr zu meinem Mann zurückgehen. Das beschäftigt mich auch jetzt jede Minute wachend und schlafend ... Und solches Ueberlegen macht so matt."

„Ehrlich gesagt, gnädige Frau, darin verstehe ich Sie auch nicht ganz. Es ist doch kein Losreißen für Sie. Und was man früh thun kann, soll man nicht spät thun!"

Sie lächelte bitter. „Sie reden auch, wie Sie's verstehen, Herr von Dühling! Mit dem Gedanken an die Trennung gehe ich natürlich seit Jahren herum. Das heimliche Lügen, das im Bleiben liegt, liebe ich ganz gewiß nicht ... Ueber große Zärtlichkeit hat er sich allerdings nicht zu beklagen, und in meiner Ehe bin ich vielleicht, was ich scheine: eiskalt und kapriziös ... Er hat so gute Nerven, und er denkt nichts oder er denkt, es liegt alles daran, daß wir keine Kinder haben ... Und wenn ich morgen nach Berlin zu meinem Mann führe und ihm ruhig sagte: ‚Es ist aus zwischen uns, absolut aus. Ich kann nichts dafür, du kannst nichts dafür, wir passen eben nicht zu einander?' — erst würde er sicher denken, ich sei verrückt geworden. Darauf brauchte ich ihn nur ruhig, ganz ruhig anzusehen; ich kann etwas im Blick haben, das alle Hitze dämpft ... Also gut! Das wäre auch überstanden ... Aber er ist schließlich ein Mann, in gewissem Sinne sehr Mann. Er wird sich sagen: „Die Frau, mit der ich zehn Jahre zusammen gelebt habe, sieben davon für mein Gefühl wunschlos glücklich, die Frau hat mir ein andrer entführt, und diesen andern möchte ich mir gerne über das Visier einer Pistole ansehen ... Der andre existiert natürlich, aber er ahnt ihn nicht! Und er wird doch suchen unter seinen Bekannten, unter den armen Courmachern wahrscheinlich, die immer um mich herum waren, weil sie einen geschulten Instinkt für faule Ehen haben, und die ich nicht mal abfallen ließ, weil sie mir so absolut ungefährlich waren. Einen davon würde er sich wohl kaufen, vielleicht faßt er sich auch den ersten besten hübschen Leutnant, der nach unsrer Trennung mich noch freundlich anzureden wagt: ‚Du bist also der Schurke! Ich hätte ihr allerdings einen besseren Geschmack zugetraut, aber das Gericht will ich euch wenigstens gründlich versalzen ...' Wenn nun so 'n armer Kerl dran glauben müßte? In dem Punkte traue ich ihm alles zu ... Und auf der andern Seite — mein Gefühl erklären kann ich ihm nicht, weil er es einfach nicht versteht. Er liebt mich eben noch auf seine Weise. Er freut sich kindisch über jedes gutsitzende Kleid, er bewundert täglich meine Figur. Je kälter ich, um so wärmer wird er ... Und dann thut er mir doch leid ... Er will eine junge, elegante, reiche Frau — ich bin's. Und wenn der arme Thor mit dem wenigen zufrieden ist? Ich bitte Sie! Wenn ich gehe, nehme ich ihm alles, und mir gebe ich nichts. Das weiß ich nur zu genau. Aber ich bin keine Frau, die sich mit sentimentalen Träumen begnügt; wenn ich etwas aufgebe, will ich auch etwas dafür haben. Und wenn ich eine Thorheit begehe — ich begehe jetzt vielleicht die größte —, so thue ich sie doch bewußt und zittere nicht vor der Konsequenz."

„Sie haben recht, gnädige Frau ... Sie thun mir leid." Sein Arm lag schlaff auf dem Gartentisch.

Jetzt zuckte ihre Hand jäh herüber und preßte sein Handgelenk. „Leid thun? Bitte, niemals mehr das Wort! Die Suppe, die ich mir eingebrockt habe, esse ich allein aus und wünsche niemand, der mir essen hilft ... Sie sagten eben, Sie würden mich schwer vermissen; nun noch einmal das Wort Mitleid, und ich bin in derselben Stunde weg." Sie zog langsam die Hand zurück. Jetzt lächelte sie hochmütig. Von einem Balkon sahen zwei Damen zu und drehten sich verlegen weg, als Frau von Westrem hinaufblickte. „Ich sage Ihnen ja," fuhr sie unbekümmert fort, „wenn ich ‚das' hätte, was ich wollte, und wenn ich mir's vom Himmel herunterreißen könnte, ich würde über jede Leiche gehen, und kein Mitleid würde mich wankend machen."

Dühling durchrann es seltsam. Seine eignen Gedanken, seine eignen Gefühle bei jener andern Frau; der heiße Wunsch, daß auch sie einmal über Leichen gehen könnte. —

Seitdem verkehrten die beiden wieder so harmlos, wie es zwei Wissende überhaupt noch können. Sie waren täglich zusammen. Er holte sie frühmorgens von der Villa ab. Er brachte sie abends zurück. Es war eine Sünde ohnegleichen. Und vor der Ungeheuerlichkeit verstummte fast das Wispern.

Eine Woche später, auf einem Spaziergang, sagte sie ohne Einleitung: „Ich gehe nicht mehr zu ihm zurück!"

„Warum jetzt auf einmal so entschlossen, gnädige Frau?"

„Ich will nicht mehr, vielleicht kann ich auch nicht mehr," fügte sie fast flüsternd hinzu. Und es war doch rings kein Lauscher als der Sand und das Meer.

„Und wohin wollen Sie gehen?"

„O, fragen Sie nicht! Ich weiß es selbst nicht. Ich habe keine Ahnung, wo ich heut über einen Monat sein werde, nicht einmal die Vorstellung. Ich will sie auch nicht haben!" Dann lächelte sie müde. „Ach Gott! Ich bin gewiß zielbewußt und mag das wahllose Träumen nicht, aber einen schwachen Punkt haben wir alle, und da sind wir so klein und kindisch, so albern vor uns selbst. Wir wissen's genau, wir ändern uns doch nicht ... Nehmen Sie an, ich hätte einen Brief bekommen, in dem absolut nichts steht, und aus dem ich doch etwas herauslesen möchte."

„Haben Sie wirklich einen Brief bekommen, gnädige Frau?"

„Nein."

„Warum sagen Sie es dann?"

Sie zuckte nur die Achseln. Sie war stehen geblieben und bohrte mit dem Fuß verlegen im Sande. In dem Augenblick war sie wirklich Weib, schwach, reizend. Er hatte diese süße Schwäche mal bei einer andern Frau so heiß geliebt. Hier kam sie ihm neu, unvermittelt. Und dabei die Schwäche einer starken, leidenschaftlichen Natur ... Er suchte ihre Augen, doch die wichen ihm aus.

„Sie haben doch einen Brief bekommen, gnädige Frau, vorhin, und Sie wollen es jetzt nur nicht wahrhaben!“

„Sind Sie eifersüchtig auf ihn, Herr von Dühling?“ spottete sie.

„Etwas, ja. Ich möchte wenigstens wissen, wer er ist und ob er Sie verdient. Wir sind so lange zusammen und kennen uns so gut. Ich habe viel über Sie gegrübelt, wie das ja natürlich. Und dabei hat eine andre etwas verloren. Ich sehe ihr Bild jetzt weniger klar, der Zweifel faßt mich stärker ... Nein, ich zweifle nicht,“ unterbrach er sich rasch. „Ich will nicht zweifeln! Aber man hat so seine Gedanken. Und bei jeder Frau, mit der man lange und ausschließlich zusammen war, fragt sich der betreffende Mann: ‚Wenn dir die früher auf dem Lebenswege begegnet wäre?‘ Ja, gnädige Frau, wenn wir uns früher begegnet wären, viel früher, als uns beide noch nichts band, hätten wir nicht vielleicht ganz gut zu einander gepaßt?“

Sie war langsam weitergegangen. „Ich glaube auf keinen Fall, Herr von Dühling,“ antwortete sie, ohne aufzusehen.

„Und ich glaube doch! Der Fabulist hat recht. Wir haben etwas Gemeinsames ... Ich war ja, wie gesagt, auch mal ein andrer, ein ganz andrer. Ich war ein zielbewußter, harter Bursche, manche sagten sogar, kalter Streber, obgleich ich zum Streber wohl immer viel zu hochmütig gewesen bin. Jedenfalls hatte ich Kraft und Jugend und wußte, was ich wollte ... Und jetzt?“ Er lachte schrill auf. „Löschen Sie mir drei Jahre meines Lebens aus! Ich weiß nicht mal, ob Sie mir damit etwas Gutes thäten, ich würde vielleicht wie ein Kind betteln: ‚Schreibe wieder auf die schwarze Schiefertafel, was du verlöschst!‘ Ich habe von dieser Vergangenheit gelebt, ich lebe noch davon, ich vegetiere. Aber jetzt steigt mir manchmal der Wunsch auf: ich möchte von der Gegenwart leben! Und daran sind Sie etwas schuld, gnädige Frau ... Wenn ich Sie sehe in Ihrer Jugend, Ihrer Kraft, Ihrer Fähigkeit, ein schweres Schicksal stolz und ohne Wimperzucken tragen zu können, dann sage ich mir doch: ich möchte auch wieder jung sein, leben. Mit dem einen Male kann es doch nicht endgültig aus sein! Der weiße Schnurrbart allein macht doch noch nicht alt, nicht wahr?“

Der Strand war an dieser Stelle tief. Sie gingen beide schwer. Die Brandung klatschte an ein Felsstück, so daß der dumpfe Laut seine letzten Worte verschlang. Eine Holztreppe mit holperigen Stufen führte zwischen wildem Buschwerk auf die hohe, bröckelnde Küste. Frau von Westrem ging voran, rasch, elastisch; sie blieb nicht ein einziges Mal aufatmend stehen, obgleich es mehr als hundert Stiegen waren.

‚Die Frau versteht dich doch nicht,‘ dachte er. Oben war eine Bank und ein Ausblick mit einer hölzernen Brustwehr nach der See zu. Frau von Westrem lehnte sich gegen den Querbaum und schaute sehnsüchtig hinaus. Es dämmerte schon. Im Rücken und zur Seite hochstämmiger Laubwald mit blumigem Rasen und gepflegten Parkwegen, die Warnicker Forst, der schönste Punkt an der ganzen Küste. Es war um die Glockenblumenblüte. Die hohen, schlanken Halme mit dem blauen, stummen Geläut schwankten leise im Dämmerlicht, vom Abendwind gekost. Vorn dehnte sich das Meer, blau, spielend, mit zitternden Reflexen, und rotgolden flimmerte zierliches Gewölk. Nach Brüsterort hin die im weiten Bogen ausholende Küste, steil, stumm, düster; ihre hohen Lehmwände jäh zerrissen, mit nachstürzenden Bäumen, geknicktem Geäst und angstvoll festgekralltem Buschwerk. See und Weststurm reißen wild aufjauchzend ihren Todestribut von dem wehrlosen Strand. Schlank wie ein Minaret reckte sich der Leuchtturm aus seinem Dünenbollwerk. Er lag tot.

Jetzt zuckte das erste Licht auf.

„Ihr Blinkfeuer,“ sagte er.

„Ja, mein Blinkfeuer,“ wiederholte sie. „Kennen Sie den Mechanismus?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ja und nein. Jedenfalls nicht besser als Sie. Es ist intermittierendes Licht. Einmal flammt's hell wie eine Bogenlampe, und dann glimmt's wieder heimlich wie ein Glühwurm.“

„Soll ich wieder einmal thöricht sein?“

„Ja, gewiß ... Das ist doch das Beste am ganzen Leben!“

„Jetzt glimmt's grade,“ sagte sie. „Zählen Sie bis drei, langsam oder schnell, wie Sie wollen!“

Er zählte: „Eins ... zwei ...“

„Ha, es flammt!“ rief sie triumphierend.

„Was soll das?“

„Daß ich mich heute dem Zufall wieder mit geschlossenen Augen hingegeben habe. Ich dachte mir, wenn bis drei das starke Licht umspringt, werde ich im Leben noch einmal haben, was ich erfleht.“ Sie hatte sich zu ihm gewandt, in den blassen Augen ein tiefes, heißes Leuchten.

Ein vages Gefühl durchzuckte ihn wie eine Ahnung. Er scheuchte sie sofort. Die Augen leuchteten ganz sicher einem andern.

Sie wandte sich gleich wieder zu See. Das Glühwürmchen gleißte jetzt matt. „Wie kurz, wie furchtbar kurz!“ meinte sie kopfschüttelnd. „Sonst flammte es doch viel länger.“

„Es kam mir auch so vor. Vielleicht ist etwas am Mechanismus entzwei.“

„Nein, nein!“ unterbrach sie rasch. „Es ist

schon richtig. Das Glück ist immer kurz, so lang es auch sein mag."

Darauf schwieg er und dachte an die andre Frau. Dann gingen sie noch in dem Waldpark spazieren. Es war so feierlich stumm. Die Nacht streute leise ihre dunkeln Schatten. Sie sprachen fast nichts. Sie strich mit der Hand über das hohe Waldgras am Wege, und ihm deuchte, es sei eine zitternde Hand.

Durch das Grün blinkten die Signallichter eines Bahnhofes. Es kam ein schmaler Heckenpfad. Sie mußten hintereinander gehen. Der Schwarzdorn duftete, das rote Haar leuchtete. Eine Sommernacht und eine rätselhafte Frau... Aus dem Waldwirtshaus strömten die Passanten. Es war Mittwoch, und der letzte Zug ging bald. Auf dem schlecht gepflasterten Wege zur Station begegnete den beiden ein schluchzender Junge. „Was hast du?" fragte Dühling.

„Ich habe meine Eltern verloren!"

Und Frau von Westrem erinnerte sich jetzt eines Paares, das am Heckenwege unschlüssig gestanden und jeden Vorübergehenden nach seinem verlorenen Jungen fragte, — dicke, gutmütige Leute, die ihr Kind sicher herzlich lieb hatten.

„Die stehen dort drüben, mein Junge. Lauf, ehe sie wieder in den Wald zurückgehen!" Dühling zeigte nach der Richtung. Der Junge sprang glückselig und ohne Dank von dannen.

„Haben Sie als Kind leicht geweint, gnädige Frau?"

„Nein, höchstens aus Wut, wenn man mich schlug. Aber auch das ist schon lange her. Später erinnere ich mich keines einzigen Males mehr... Doch, einmal noch! Aber das hat niemand gesehen... Ich mag auch die leicht fließenden Thränen nicht. Sie sind so ein sentimentaler, schwächlicher Appell an das Schicksal ... Aber wenn es mir doch noch einmal passieren sollte im Leben, dann müßte mein Herz so übervoll sein, daß auch andre weinen müßten an meiner Statt."

Sie kamen auf den Bahnhof. Am winzigen Schalter drängten sich die Eisenbahnfiebernden. Es war noch so viel Zeit. Sie gingen den langen Zug ab. An der Lokomotive suchte Dühling interessiert nach der Nummer. Er hatte ein gutes Zahlengedächtnis, und aus Zufall bewahrte er noch die Maschinennummer vom Eröffnungstage. Es war dieselbe. Da deutete er lachend auf das kleine, schwarze, prustende Ungetüm. „Dem verdanke ich, daß wir uns überhaupt noch kennen lernten, gnädige Frau." Er schlug mit dem Stock im Scherz nach dem Radreifen und sagte: „Du hast's gut gemeint, rußiges Scheusal!" Und er erzählte ihr von dem großen Tage damals, und wie er und der Schriftsteller sich in der Unterhaltung über sie verspätet hätten, und wie merkwürdig der Zufall dann in der Begegnung und in dem Telegramm gespielt.

Bei der Heimfahrt saßen sie eingepfercht. Bestaubte Stiefel, Kindergeschrei und Kurgäste, die überlegten, ob das Abendbrot nicht schon endgültig von den Pensionstafeln abgetragen worden sei. In ihrem kleinen Badeort waren die beiden die letzten, die ausstiegen. Als hinter dem Hexenwald der Teich leuchtete, treibende Seerosen im silberigen Flimmer, blieb sie stehen. Das Stranddorf lag drüben wie illuminiert, und von den Uferhäusern schwankte rotverschwommen der Wiederschein freundlicher Lichter auf dem Wasser.

„Denken Sie noch an unsre Begegnung hier in der Mittagsglut, gnädige Frau?"

„Gewiß!"

„Und thun Ihnen die Konfidenzen nicht doch manchmal leid?"

„Nie! Im Gegenteil, Herr von Dühling. Das mußte wohl auch mal 'runter vom Herzen. Und für das Heute danke ich Ihnen. Sie sind doch ein Freund!" Sie hielt ihm die Hand hin, die schmale, energische Hand. Im Gehen warm geworden, hatte sie das dänische Leder vorgestreift, bis über das Gelenk. Dühling nahm die Hand und küßte die unbeschützte Stelle. Sie ließ es geschehen. Darauf fiel der Arm wie leblos zurück. An dem kleinen Laden im Dorfe verabschiedeten sie sich. Sie wünschte wieder allein nach ihrer abgelegenen Villa zu gehen. Der Laden war noch auf, und die niedlichen Badespielereien im Schaufenster schauten lustig. Frau Westrem sah und lächelte auch.

„Ich sehe Sie so gern lächeln, gnädige Frau, aber Sie thun es nur selten, und es steht Ihnen doch so gut!"

Da wurde sie wieder ernst. „Ich bin wohl zu leichtsinnig für mein Schicksal? Und doch habe ich vielleicht zum erstenmal ein Recht, es zu sein, denn mir ist heute klar geworden, daß ich über ein Jahr entweder wunschlos bin — oder..."

„Oder?" wiederholte er bittend. „Sagen Sie doch, gnädige Frau!"

Aber sie war schon weg und rief ihm nur noch ein helles „Gute Nacht!" zu.

Georg von Dühling blieb diese Nacht sehr lange auf. Er holte die Kassette vor, — die Briefe, das Rosenblatt, das Bild. Er las alle Briefe noch einmal, obgleich ihm das immer furchtbar weh that. Sie waren so reizend und gut, und eigentlich stand für ihn selbst so wenig drin, bis auf einen den Satz. Er küßte die Stelle. Ueber ihrem Bild brütete er Stunden. Und das Entzücken durchrieselte ihn wieder und das Weh. Das süße, junge Gesicht mit dem müden Charme, dem unnennbaren Liebreiz! Er gehörte dieser Frau noch immer und fühlte das wohl. Es war nicht anders und konnte nicht anders sein. Wer alles hingegeben, besitzt eben nichts mehr. Ob auch der Fuß an der Kette zerrte — ein andrer Frauenkopf wollte auftauchen, ein andres Glück, — es war doch alles vergebens. Er verschloß die Kassette und versteckte den kunstvollen Schlüssel. Er fühlte ein Zucken in den Fingern und ein

schmerzhaftes Ziehen. Er hätte gern alles hinter sich geworfen. Nur einmal noch Gegenwart! Er wandelte ruhelos die ganze Nacht ... Wenn nun die andre auch ging, die mit dem starken, jungen Herzen und der großen Leidenschaft, wenn die auch ging, vielleicht ihrem Glücke entgegen, so blieb er eben wieder einsam zurück. Es war immer die alte Geschichte. Und der Gedanke an dieses trostlose Leben von der Vergangenheit allein drückte auf ihn wie ein Alp.

Der helle Mond verblaßte, in der bleichen Morgendämmerung erschauerte träumend der Wald. Der fahle Schimmer kroch durch die weißen Fenstervorhänge, und der gelbe, übernächtige Schein der Lampe wehrte sich aufknisternd gegen den Eindringling. Im Zimmer war eine heiße, stickige Luft. Der Mann zog den Mantel an. Er wollte noch einmal hinaus. Das aufgedeckte Bett lockte ihn gar nicht. Draußen wehte die feuchtmilde Morgenkühle. Die Villa lag wie verwünscht, und die bunten Illuminationslämpchen hingen grämlich und verkatert, wie nach einem wüsten Fest.

Georg von Dühling ging auf der Dünenhöhe entlang, den Morgen zu grüßen. In den Laubbüschen spiegelte sich der Tau. Das Heidekraut duftete, Vögel zwitscherten schlaftrunken. Die See blickte kalt, grau, mit ihrem gelben, leblosen Strand. Die Badebuden waren geschlossen, morsche Fischerboote lagen am Ufer. Eisig wehte es herauf. Am äußersten Horizont spielten violette Lichter, aufgleißend über den dunstigen Wassern. Die Sonne erwachte wohl grade hinter dem Hexenwalde drüben, und ihre ersten Strahlen küßten das heilige Meer. Doch nur ein silberner Schein im Morgengewölk zeichnete den Osten. Dühling war bis aufs Feld hinausgegangen. Die Dörfer schliefen noch, leblos lag der Wald. Aus dem Fließthal blickten die schwedischen Villen, fremdartig, neu. In einer glimmte noch ein Licht. Es mochte ihr Zimmer sein. Sie träumte wohl wachend von dem andern. Und ein neidisches Gefühl stieg in ihm empor, er sagte halblaut: „Ich wollte doch, ich wäre der Mann!“ Er hatte das heiße Leuchten ihrer Augen noch nicht vergessen ... Aber sofort schämte er sich der Regung. Der Frühmorgen ist nüchtern und dämpft thörichtes Gefühl ... Er wandte sich nach links, das Blinkfeuer von Brüsterort zu sehen. Und in demselben Augenblicke, wo er sah, erlosch es auch. Es war wirklich Morgen.

Er ging durch den Zauberwald zurück nach der Villa. Der Hausdiener schlich verschlafen durch den Korridor, und nie kam die Dünenvilla dem Manne spießbürgerlicher vor und die Vergangenheit grauer als nach dieser durchwachten Nacht.

IX.

Der Sommer neigte sich. Er hatte an Wärme und Licht gegeben, was nur der kurze östliche Sommer zu geben vermag. Die Passantenströme versiegten allmählich, und die großen Landpartien mit vollgepfropften Leiterwagen, im Sande keuchenden Ackerpferden und Lampions schwenkenden Kindern schienen nur noch eine Legende. Die Teichlinden schimmerten gelb, und ernsthaft lesende Mädchen, die altklug von ihrem Buch auf das raschelnde Blätterspiel sahen, das der Herbstwind trieb, saßen einsam auf den verlassenen Bänken. Das Wasser blinkte stahlblau und kalt. Niemand dachte mehr der furchtbaren Malariadünste, die es in schwülen Julinächten sonst aushauchen sollte. Die Reunions in den Dorfhotels ruhten. Es waren bescheidene Feste gewesen, mit hellen Waschkleidern und furchtbar heißen Gesichtern, mit feurigen Tänzern aus Prima oder vom Ladentisch. Dühling kannte sie kaum dem Namen nach — höchstens von der Straße aus sah er in die staubigen Biergärten mit den Grog trinkenden Philistern sämtlicher ostpreußischen Landschaften.

Auch in der Dünenvilla war eine wohlthuende Ruhe eingekehrt. Zwar die Zimmer waren noch vollständig besetzt, und die Hufeisentafel zeigte keine Lücken, aber der Blick der Pension ruhte fast mit Wohlwollen auf dem einsamen Entoutcas eines verspäteten Strandtouristen im Garten. Die heimliche Klage, daß die Passanten durch ungebührlich große Kotelettes verwöhnt und die Stammgäste etwas stiefmütterlich behandelt würden, verstummte, sogar der Groll über das allabendliche Ragout, der die Hundstagsgemüter erhitzt und viel Geist und Witz verschlungen hatte, war nicht mehr. Man wohnte und aß wieder wie zu Beginn der Saison: einfach, aber vortrefflich. Die ungewohnte Fremdenwoge hatte den Kurort aus seinen Gleisen geschleudert, jetzt fand er sich wieder, und es ging nach alter Weise. Im Korridor duftete es anmutig nach Kuchen, die Kaffeemaschine brodelte einladend. Der alte Hauch von Wärme und Gemütlichkeit zog durch das Schweizerhaus. Und wenn der Herbstwind an der Glasveranda rüttelte, blinkte am frühen Abend traulich das Grogglas, und der Whisttisch formierte sich. Und vor allem waren es neue Menschen, Naturfreunde, die gern beschaulich und einsam blieben. Rauschende Badevergnügungen hatten die lange hinter sich. Dühling kannte fast niemand mehr. Von der alten Garde waren nur noch der Schriftsteller und der Gnom zurückgeblieben ... Die Frau des Hauses that ihr Bestes. Abends wurde musiziert, und sie, die tagsüber Beschäftigte, saß dann gern am Klavier und erholte sich an ihrem eignen guten Spiel. Dühling und den Schriftsteller hatte sie nie geliebt. Die waren zu viel gereist und betrachteten die Menschen darum zu sehr als Dinge — auch sie ... Und im übrigen: Dühling — Westrem! — es gab wenige, die bei diesen Namen nicht ein angenehmer, moralischer Schauer überlief. Nur der Gnom mit seinen schnodderigen Berliner Redensarten war merkwürdigerweise aller Freund. Dühling sah den Mann überhaupt nicht. Es

war der einzige Herr, mit dem er nie einen Gruß wechselte.

Der Verkehr mit Frau von Westrem ruhte fast ganz. Zwischen ihnen lag eine Wolke. Sie konnten den alten harmlosen Ton nicht mehr finden. Er grollte nicht, und sie schmollte nicht. Nur ein kleiner Zwist. Er hatte einmal über den Mann etwas lächelnd gesprochen, und sie antwortete sofort frostig ablehnend: „Lassen wir ihn doch! Er ist arm genug . . .“ Und als sie von der Frau sprach — es war nichts Böses, — antwortete er nervös: „Lassen wir sie doch! Sie ist arm genug.“ So trennten sie sich.

Er wäre gern abgereist und wollte sich nicht zugeben, daß die Frau allein ihn forttrieb und festhielt zugleich. Heute beim Morgenkaffee hatte sich die Dame des Hauses zu ihm gesetzt. Sie hatte den untrüglichen Fraueninstinkt für gewisse Verstimmungen, und der Mann that ihr wohl auch leid. Sie hätte gern alle Menschen glücklich gesehen, wie sie es selbst war durch ihre Arbeit. Der Kellner Karl, der sonst als Vertrauter wichtigen Besprechungen beizuwohnen pflegte, stand fern am Büffett. Er klimperte träumerisch mit den Biermarken in seiner Tasche. In der Herbstzeit regte sich bei Sommerkellnern der Wandertrieb. Die Ansprüche der alten Damen schwollen, doch die Trinkgelder fielen spärlicher.

„Sie hatten sich schön erholt, Herr Rittmeister, aber jetzt sehen Sie wieder etwas matt aus.“

„Ich habe wohl die See forciert, gnädige Frau. Schlecht gerechnet sechzig Bäder. Das würde Ihnen jeder Arzt für Wahnsinn erklären, aber das Wasser ist noch so warm — und viel andres hat man jetzt auch nicht mehr.“

„Aber Herr von Dühling!“ rief die Dame freundlich gekränkt. „Das können Sie unserm Ort nicht nachsagen. Es giebt Spaziergänge die Hülle und Fülle. Und im Herbst sieht sich alles wieder ganz anders an!“

„Frau von Westrem hat das Baden auch wieder angefangen.“

„So? Früher badete sie so furchtbar spät.“

„Das weiß ich nicht!“

„Das war auch vor Ihrer Zeit . . .“ Und mit freundlicher Bosheit fuhr sie fort: „Sie ist ja wohl eine sehr liebe Dame, die Frau Baronin, aber etwas Unnahbares hat sie immer.“ Sie lächelte spitz. „Etwas wie Sie, Herr von Dühling. Ja, ja, gleiche Brüder, gleiche Kappen! Sie haben sich nicht umsonst gefunden.“

Darauf Dühling höflich verwundert: „Ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen, gnädige Frau . . . Im übrigen ist unser Verkehr doch der natürlichste von der Welt. Ich bin alter Regimentskamerad ihres Mannes . . .“

„Aber der Herr Baron muß doch jünger sein!“

„Im Gegenteil. Ein paar Monate älter. Er hat nicht mehr sehr lange bis zum Major . . .“

„Aber ich dachte doch . . .“ Und da ihr das Thema peinlich war, sagte sie mit doppelter Herzlichkeit: „Heute müssen Sie aber hinaus, Herr von Dühling! Sie sitzen viel zu viel. Es ist ein Tag so warm und klar, wie im schönsten Sommer.“ Karl kam mit einem diskreten Kellneranliegen. Die Dame stand auf. „Frau von Westrem ist wohl am Ende gar schon abgereist?“ fragte sie im Weggehen mit leichter Pike.

„Ich glaube nicht. Sie würde sich doch wenigstens von Ihnen verabschiedet haben.“

Selbstverständlich war sie noch da! Und dennoch fiel die andre Möglichkeit ihm etwas aufs Herz. Sie war die Frau, auch ohne jeden Abschied zu gehen, wenn es ihr paßte . . . Und wenn sie wirklich weg war? Wenn er in der Villa klingelte und den Bescheid erhielt: die Frau Baronin sind vor einer Stunde abgereist? . . . Er fühlte plötzlich keine Verstimmung mehr gegen sie, nur eine komische Angst, sie vor der Zeit zu verlieren. Er kämpfte: warte bis morgen! Doch er wartete nicht, er ging sogleich. Als er, peinlich in der Toilette wie immer, sich im Korridorspiegel besah, ärgerte ihn der weiße Schnurrbart.

X.

Frau von Westrem war zu Haus, doch ließ sie wider Gewohnheit Dühling lange warten. Er ging im Garten auf und ab. Herbstastern blühten bunt, doch warmer Sommerhauch lag in der Luft. Ein hübsches Dienstmädchen scheuchte unbotmäßige Hühner. Die erzählte gleich redselig, daß Westrems drei große Zimmer bewohnten: ein Schlafzimmer für die Frau, einen Salon, ein Schlafzimmer für den Herrn, wenn er mal Sonnabends herübergekommen wäre. Die Herrschaften sähen sich dann früh immer erst im Salon am Frühstückstisch. Das sagte so viel.

Jetzt sah Frau Westrem aus dem Fenster: „Wollen Sie nicht einen Augenblick heraufkommen?“

Dühling betrat die Wohnung zum ersten Male. Ein großes, luftiges Gemach mit frischen Blumen und einer flüchtigen Ordnung. Er hätte schwören mögen, daß er beim Packen gestört. Die Frau selbst in einem weißen Sommerkleid, hübsch und elegant wie immer, aber müde.

„Mein bester Kamerad will mich verlassen?“ fragte er beim Eintreten mit einem Blick auf zwei große Koffer.

Sie wollte die Anspielung nicht verstehen und führte den Gast an das Fenster, ihm die Aussicht zu zeigen: das anmutige, grüne Thal, das Fließ und im weißen Düneneinschnitt das Meer. Dühling sah nur flüchtig hin.

„Sie dürfen auch gar nicht reisen, gnädige Frau, solange es der Herbst noch so gut meint!“

„Mir bekommt das Baden schlecht.“

„Mir auch . . .“ Er blickte sie forschend an, sie sah gleichgültig weg . . . „Jedenfalls bin ich froh, daß ich Sie wiederhabe, gnädige Frau,“ sagte er herzlich. „Ich habe mich gelangweilt ohne Sie, die trübseligsten Gedanken gehabt. Warum fehlen Sie mir so? Sagen Sie, warum!“

„Gewöhnung. Wir waren viel zusammen."

„Das wähnte ich auch ... Aber es ist was andres!"

„Was?"

„Es ist was sehr Schmeichelhaftes."

Da unterbrach sie ihn rasch: „Nein, sagen Sie, bitte, nicht! ..." Und nach einer Minute gleichmütig: „Sagen Sie auch meinetwegen ..." Und sie beugte sich wie gelangweilt auf den Asternstrauß in der Vase.

„Wer Sie wirklich kennt, gnädige Frau, der muß Sie eben vermissen. Und jetzt, wo ich Sie wiedersehe, empfinde ich wieder ganz den Zauber Ihrer Persönlichkeit ... Sie sehen so wunderhübsch aus in dem Weiß, das Ihnen so gut steht, und das ich so liebe ... Aber das ist ja nur etwas Aeußerliches. Was ich an Ihnen immer wieder bewundere: das ist Ihre Jugend, Ihre unverbrauchte Kraft, und bei allem Schicksal der mutige Wille zum Leben und zum Glück."

Sie lächelte ein wenig. „Habe ich ihn? Sagen Sie lieber: ich hatte ihn."

„Ach, gnädige Frau, Sie werden wieder trübselig. Gegenwart, Gegenwart! Es ist doch das einzig Wahre ... Kommen Sie! Es ist wirklich Sommer draußen, wir wollen hinaus, wir wollen froh sein ... Heute noch einmal all die hübschen Stellen, die Sie mir gezeigt, und einen weiten Weg, einen ganz weiten! Ich will mir wenigstens beweisen, daß der Körper noch jung ist."

Sie schaute nachdenklich. „All die hübschen Stellen meinen Sie? Warum nicht? ... Ich will gern mitgehen, aber doch lieber einen neuen, andern Weg ... Und wozu immer Erinnerungen?" Die Stimme wurde ihr müde. „Sie sind etwas Wehleidiges. Ich pflegte sie zu oft — und man wird selbst wehleidig dabei!"

„Also den neuen Weg, gnädige Frau!"

Sie zögerte. „Wenn ich kann, Herr von Dühling."

„Dann verzichte ich selbstverständlich."

„Nein, ich werde können, weil ich können will. Aber damit Sie nicht etwa denken, ich sei kapriziös — ich habe in den letzten Wochen kaum ein Auge zugethan. Meine Nerven haben seit Jahren ausgehalten, was nicht viele Nerven ungestraft aushalten. Die letzte Probe war die schwerste. Den Brief, von dem ich Ihnen damals sprach, habe ich nun wirklich bekommen. Ich hoffte alles, und es stand doch nichts drin ... Nur keine Illusionen mehr, gar keine, es hat keinen Sinn! Man wiegt sich ein, und das Erwachen ist beinahe schlimmer als der Tod ... Ich habe einer Tante in den Reichslanden geschrieben. Zu der werde ich vorläufig gehen. Man muß doch anstandshalber in meinem Falle zu seinen Verwandten. Sie ist meine einzige Angehörige, eine respektable, bequeme Frau, die mich nie verstehen wird. Ich werde ihr auch nie mit Vertrauen lästig fallen, ich könnte es nicht mal. Ja, ich reise allerdings, Herr von Dühling," fuhr sie mit ruhiger Entschlossenheit fort. „Ich fahre morgen früh. Es ist unwiderruflich, und tausend kleine Zweifel haben diesen Entschluß doch endlich gefestigt ... Ich sage Ihnen, es ist alles vorbei! Und ich will nicht mehr denken, fühlen, ich will Ihnen aber diesen letzten Tag gern geben, weil Sie es wünschen und weil ich nichts Besseres damit anzufangen weiß ... Aber keine Erinnerungen! Das ist meine einzige Bedingung. Es thut mir noch alles weh von den andern Erinnerungen. Ich sage Ihnen, wenn je ein Mensch Kraft brauchte, so brauchte ich sie heute. Der Brief war eine große Enttäuschung ... Und nun kommen Sie!"

„Können Sie auch?"

„Ich will!"

Sie gingen durchs Thal aufwärts, um das Dorf herum und hinter dem Bahnhof in tief sandigem Landweg, zuerst hart am Wald, wo die kleinen Heidegründe lugten. Die Sonne leuchtete ruhig, groß. Das Auge schweifte ins Endlose. Die Felder gelb, kahl, zwischen den fahlen Streifen nur noch wie eingestreut die blühende Lupine und das grüne Kartoffelkraut. Krähen stolzierten, in der Luft hielten die Wandervögel Heerschau. Altweibersommer schimmerte wie Silbergespinst auf der Stoppel, wallte in weißen Fäden um Baum und Strauch. Es roch nach Herbst und milder Verwesung. Die Sommerluft fächelte trügerisch, aber das große Welken hub doch an — der Herbst.

Sie gingen unter der breiten Kuppe des Heinrichsberges weg. Der Steinhaufen winkte. Das wellige Oedland lag trist, braun. Matte Falter schwangen sich über verspäteten Heideblüten. Dann lenkte ein Hohlweg ein mit tiefen Sandgleisen; Wald und Gebüsch säumten ihn. Ein Haus mit einem angepflöckten Schwein auf moorigem Heidegrund. Das Mühlenfließ sickerte durch. An einem morschen Wegweiser lichtete sich der Wald. Eine lange Blöße mit gelber, einfarbiger Stoppel — ein rotes, einsames Gehöft, darum schwangen sich im weiten Bogen baumbewachsene Hügel. Das weiche Herbstlicht lag über der Stoppel, und Herbsthauch stieg vom Acker auf.

An dem Wegweiser hielten sie Rat. Das Banngebiet der großen Heidegründe begann hier. Dühling kannte sie noch nicht.

„Aber es ist weit, gnädige Frau!"

„Jedenfalls ist es schön."

„Und wir wollten ja doch schon einmal hin."

Wieder umfing sie der Wald. Eine fast pfadlose Wildnis von Berg und Thal, Gestrüpp und leuchtendem Sand. Dühling, obgleich Soldat, hätte sich hier schwer zurechtgefunden. „Wo haben Sie nur den Instinkt her, gnädige Frau?"

„Wenn ich ein Ziel habe, finde ich auch einen Weg."

Am sanften Hang wucherte braune, jungfräuliche Heide, im Thal breitete Torfgrund sich zu unheimlich weichem Teppich. Dicke, gelbe Sumpfgräser wie Inseln dazwischen, und der Fuß tastete zögernd auf dem rissigen, schwanken Boden. Dann kam wieder ein Weg mit üppigem Gebüsch, ein träges Rinnsal schlängelte sich trübe daneben.

„Schlangenheim, gnädige Frau! Nehmen Sie sich in acht!"

„Warum?"

„Wenn Ihnen etwas passierte ... Denken Sie wenigstens an mich!"

„Und wenn mich eine stäche, glauben Sie, ich würde aufschreien? Gewiß nicht!"

Er ging neben ihr. Der Weg engte sich und stieg in sandiger Schlucht zur Höhe. Oben grüßte wieder die endlose gelbe Stoppel und hinter einem blühenden Lupinenfeld eine Eichenwaldecke mit starken Bäumen, knorrigem Geäst. Sie stiegen wieder zu Thal. Der Sand rieselte, das struppige Gras raschelte. Endlich kamen sie auf eine Höhe. Groß-Thüringen! Der Glanzpunkt. Wellige Hügel hoben sich, Schluchten krochen, ein vielgestaltiges Blättermeer wogte rings bis hinüber, wo der Hochwald begann mit seinen ernsten, starren Linien und seiner feierlichen Unbeweglichkeit.

Sie waren schon Stunden gegangen. Mittag war vorüber. Sie sprachen viel miteinander, Gleichgültiges, als ob sie etwas zu verbergen hätten durch das Wort. Und die Herbstsonne spendete ihr ruhiges, klares Licht, und der Sonnenhauch wehte mild.

„Wir sind gleich am Ende der Prüfung," sagte sie.

Er schaute etwas ungläubig. Fetter, grüner Sumpfwald mit dem kühlen Moderhauch und der weichen Dämmerung umgab sie. Moosige Erlenstämme, das Gras üppig und schwer wie Sammet — trügerischer Sumpfboden. Zuweilen gleißt Wasser auf zwischen hohen Halmen, eine Blase steigt, zerplatzt ... Die Tiefe lebt, der Sumpf, der Anfang und das Ende alles Seins.

Vorsichtig schritten sie über den Morast. Der schwarze Boden unter ihren Füßen weich, stumm, widerlich.

„Hier hat Roy auch mal durch müssen. Ich führte ihn natürlich. Aber er stoppte doch bei jedem Schritt ängstlich, und die Peitsche mußte ihr Bestes thun, sonst hätte er sicher gestreikt. Einmal trat er sogar fehl und versank bis ans Knie ... Schließlich haben wir es aber geschafft. Solange man eben weiß, was man will, kommt man überall durch."

Sie waren am Ende. Der Boden wurde fester, der Wald schimmerte licht. Jetzt noch ein Steg über einen Abzugsgraben. Er war mit einem Schritt hinüber, sie strauchelte, der Fuß tauchte in die ekle Flut.

„Es ist nicht der Rede wert!" lachte sie.

„Ja, ja, wir haben die Rollen getauscht, gnädige Frau! ... Damals trat ich fehl. Es dürfte wohl auch ein verbotener Weg sein."

„Möglich. Wer in den Sumpf geht, beschmutzt sich überhaupt leicht das Kleid ... Nur nicht versinken! Das muß schrecklich sein. Es geht so qualvoll langsam, und man weiß sein Ende so genau."

„Sie und der Sumpf, das reimt sich nie, gnädige Frau!"

Sie lächelte hochmütig. „Ich glaube allerdings auch ... Aber wenn der einzige Weg zum Glück durch einen scheußlichen Sumpf ginge? Ob mich das beschmutzte Kleid dann sehr genieren würde? Ich glaube nicht!"

„Vielleicht geht jeder Weg zum Glück über den Sumpf," antwortete er, ohne die Worte viel zu wägen. Sie blickte ihn eigentümlich flüchtig an.

Sie traten aus dem Waldsaum. Ein weitläufiges behäbiges Dorf lag auf freier, gelber Ebene vor ihnen. Große Scheunen, alte Linden. Als sie näherkamen, tobten die Hofhunde wie wahnsinnig.

„Das ist unser Ziel. Habe ich gut geführt?"

„Mein Kompliment, gnädige Frau."

„Es war doch schön, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht. Ich habe die ganze Zeit über an Sie denken müssen, und daß Sie nun doch gehen."

„Sie sollten doch nicht, Herr von Dühling!"

„Weiß ich. Aber wer springt über seinen Schatten!"

In dem Dorfwirtshause aßen sie ihr verspätetes Mittag. Es war wie überall auf dem Lande — Fliegen, Schmutz, ein Bauerngarten. Doch von der Gartenbank sah man die weite Ebene und den herbstlichen Wald. Zum Kaffee buk ihnen die dicke Wirtin Waffeln und erzählte, daß sie seit kurzem Witwe sei. Das Geschäft ginge gut, auch der Materialwarenladen. Die Bauern aus der ganzen Gegend träfen sich immer nach dem Kirchgang hier. „Der junge Mann", der Geschäftsführer, stand von weitem und strich sich unternehmend den dicken Schnurrbart, und es war ganz klar, daß seine Fünfundzwanzig ihre Vierzig besiegen und dem Leichenschmaus das Hochzeitsmahl bald folgen werde.

Die dicke, freundliche Frau war gegangen. Dühling sah ihr kalt und hochmütig nach. „Möchten Sie tauschen mit der, gnädige Frau?"

„Wenn ich die Instinkte dieser Leute hätte, warum nicht!"

„Aber Sie haben sie doch nicht!"

„Ich bin dessen nicht einmal ganz sicher ... Ich bin klug und träume wie ein Backfisch; ich bin energisch und handle willenlos wie ein Kind. Verlangen Sie noch mehr Gewöhnliches von einer ungewöhnlichen Frau?"

„Aergern Sie mich nicht!"

„Ich kränke doch nur mich selbst."

Aber seine Stirn hatte sich gekraust, und er pfiff durch die Zähne.

„Warum das gerade mir? Ich kenne Sie doch wahrhaftig besser! ... Sollten wir noch am letzten Tag die Rollen tauschen? ... Ich war, Sie sind! ... Und Ihr Bild steht mir so fest! ... Ich kenne eben nur zwei Frauen — die andre sind Sie ... Träumen Sie meinetwegen wie ein Backfisch, handeln Sie willenlos wie ein Kind, das sind nur Uebergänge. Der Kern bleibt, und der heißt: Persönlichkeit. Versuchen Sie den scharfen Umriß nicht zu verwischen. Denn ich

will von unserm letzten Zusammensein hier kein Bild mitnehmen, an das ich doch nicht glaube ... Ich könnte Ihnen mehr sagen, viel mehr, doch Sie wünschen es ja nicht. Aber das nehmen Sie immerhin zum Abschied: finden Sie Ihr Glück, finden Sie ihn! Vielleicht gönne ich ihm sein Glück nicht. Die Armen beneiden ja immer die Reichen. Aber kleinlich bin ich gewiß nicht. Ich will Ihnen darum wünschen, daß er auch Gold kennt und selbst Gold zu geben hat. Denn Legierungen, auch die täuschendsten, sind nichts für Sie. Esther Lyssar zufrieden mit etwas Halbem? Dazu müßten Sie nicht die sein, die Sie doch sind ..." Die Stimme sank. „Und weil ich langsam und schmerzlich dahinter gekommen bin, daß es im Leben dauernd nur Halbes giebt, möchte ich Ihnen sagen: ein kurzes, aber ein ganzes Glück. Jung sterben, auf der Sonnenhöhe — das ist das Wahre. Wenn der erste winzige Schatten zuckt, hinab ins Nichts! Nicht warten bis zum Sonnenuntergang, dem Abendrot nachseufzen, wie ich noch heute, auch nicht feige ausharren in einer Halbheit wie ich, mit dem ewigen Auf und Nieder von spärlichem Grün und trostlosem Grau ... Verstehen Sie mich nicht falsch, gnädige Frau! Ein letzter Tag ist eben immer grau ... Vielleicht haben Sie schuld daran, was weiß ich? ... Nehmen Sie's mir nicht übel! Ich bin etwas pathetisch, doch es ist gewiß gut gemeint. Fünf Minuten später bin ich doch wieder der alte, sentimentale Ostseehering, der im Schwarm kommt, im Schwarm untergeht. Herdentier! Aus freiem Willen bin ich's nicht. Ich habe davor immer so einen gewissen aristokratischen Abscheu gehabt und die gewisse hochmütige Herzenskühle, die ich auch jetzt noch zuzeiten habe, und die sich im Ernstfalle so trügerisch erwies ..." Er machte eine Pause. Dann fuhr er herzlich fort: „Also nichts von Halbheit! Sie versprechen es mir? Esther Lyssar soll ganz sein oder gar nicht. Und Sie enttäuschen mich nicht?"

Seine Stimme war von dem warmen, tiefen Klang wie immer, wenn sie von Herzen kam. „Glück auf!" — er hielt ihr die Hand hin.

Sie that, als wenn sie es nicht bemerkte. Sie hatte, während er sprach, nicht ein einziges Mal aufgesehen. Ihre Hand spielte mit dem Zinnlöffel, und sie starrte unverwandt in die leere Kaffeetasse.

Dühling lächelte etwas verlegen. „Ja, sehen Sie, da will man jemand zum Abschied etwas Angenehmes sagen und verletzt ihn vielleicht nur. Alte Menschen sind immer unmotiviert, feierlich ..." Er hielt inne. Der ganze schlanke Frauenkörper bebte. Was war ihr? Wieder der Gedanke, der schöne Argwohn: wenn du's doch wärst! Und eine prickelnde Wärme schlich durch seine Adern ... Er stand auf, sich aus dem Gastzimmer noch eine Zigarre zu holen. Ein trüber Spiegel hing da. Er sah hinein. Der weiße, schmale Schnurrbart war noch das Hübscheste in dem jetzt hochmütig verschlossenen Gesicht. Er lächelte kopfschüttelnd. „Nein, mein Junge, es ist endgültig vorüber. Ungewöhnliche Frauen bethörst du nicht mehr, nicht mal gewöhnliche."

Als er zurückkam, nahm sie von der Bank die Blaufuchsboa, die sie auf Spaziergängen immer trug. „Wollen wir weitergehen?"

„Können Sie noch, gnädige Frau?"

„Ich kann."

Sie gingen. Es war die sandige Straße, auf der sie gekommen. Die großen Heidegründe blieben zur Rechten. Später kam Hochwald, die Forst. Der Herbst malte weiche, melancholische Lichter zwischen den Stämmen, und sommerlich raschelte das Laub. Sie gingen tief hinein in den Wald. Im Unterholz spielten freundlich die Reflexe. Kein Mensch — nur die harzduftende Einsamkeit mit dem wohligen Säuseln. Schläfriges Taubengirren, ein verspäteter Falter. An einer großen Waldblöße kreuzten sie die weiße Chaussee. Ein Gasthaus. Bierseidel klapperten, Menschenstimmen. Ein Kalb, ein Kreuz um den Hals, trottete blökend. Die beiden überlegten, ob sie den Waldhügel des Kleinen Hausen am Waldende noch erreichen könnten. Er war dagegen, sie dafür. Sie hatte ja noch so viel Kraft!

Die Gestelle dehnten sich endlos — die Monotonie des gepflegten Waldes. Endlich lugte ein kleines Forsthaus zwischen den Bäumen mit weidenden Kühen und durchschimmerndem Stoppelfeld hervor. Die Forst war hier zu Ende. In dem Hofe sprangen in ihrem Drahtkäfig zwei Wiesel im unermüdlichen Spiel schnuppernd über etwas Blutigem. Frau von Westrem zuckte vor Ekel zurück. An kahlen Feldern entlang führte der Weg. Ein Buchenhügel wölbte sich in üppigem Grün. Sie stiegen leicht empor. Wohl einst eine Ringburg der alten Preußen, wohin Mensch und Vieh vor dem blutigen Kreuz des Ordens flohen. Wall und Graben zeichneten sich noch deutlich im weiten Kreis ringsum. Aber die Linien waren sanft und anmutig geworden vom Grün und von der gleichmachenden Zeit. Im schmalen Durchblick schaute das Sandland zwischen den Bäumen. Die müde Poesie des Herbstes wehte darüber hin.

Sie setzten sich auf eine Bank. Er begann von den Deutschrittern zu erzählen. Die wechselvolle Geschichte dieser Hospitaliter ist ostpreußisches Heiligtum, und willig bekannte er sich zu dem düsteren Zauber, den das schwarze Kreuz auf weißem Grund noch heute umweht. „Meine Vorfahren ritten nicht etwa im Ordensheer mit, sie sind viel jünger, kamen viel später ins Land — und unser kleines Majorat kommt mir manchmal wie eine Dühlingsche Anmaßung vor. Wir waren nie reich, ich habe noch weniger, und der Hochmut war sonst mein sicherstes Kapital. Wenn ich hier im Lande bin, sage ich stets abwehrend: ‚Pardon, die Dühlings stammen vom Niederrhein.' Und bin ich draußen im Reich, dann sage ich junkerlich: ‚Ich bin Ostelbier.' In Wahrheit bin ich nichts, und ich fürchte, das ist sehr wenig deutsch und sehr Dühlingsch

zugleich. Ich bin deshalb überall in der Fremde. Es rentiert sich auch so. Ich verstehe nicht mal den Dialekt meiner Heimat. Und ganz heimlich und auf meine Weise liebe ich sie doch. Ich kann zum Beispiel nicht an der Marienburg vorüberfahren, ohne auszuschauen nach dem Schloß und dem trägen Weichselarm und eigentlich zu wähnen, mein Wappen prunke auch in den bunten Glasfenstern des Kapitelsaales. Und Königsberg liebe ich nur wegen seines Ordensschlosses. Mir wird immer warm, wenn ich den düsteren Koloß wiedersehe ... Und hier bleiben möchte ich auch nicht, es ist doch nicht mein Land ... Wo werd' ich das Land mal finden? Ich bin selbst neugierig. Ich möchte eine wirkliche Heimat haben, aber zur Heimat gehören immer mindestens zwei. So zieht mich im Leben alles an, und alles stößt mich ab. Selbst hier — ich bin gern hier gewesen — sehr gern, aber wenn Sie gehen, gehe ich auch. Und es hält mich nichts ... Sagen Sie, welch merkwürdiges Geschick führte uns hier eigentlich zusammen, und was trennte uns wieder vor der Zeit? Es ist so dumm! ... Das Leben ist überhaupt dumm."

Sie hatte ihm ruhig zugehört. Jetzt sah sie nach der Uhr. „Es ist sechs vorbei ... und wenn wir schnell gehen, können wir zur Not noch vom Warnicker Strand die Sonne untergehen sehen."

„Wo nehmen Sie eigentlich die Kraft her, gnädige Frau?"

„Ich sagte Ihnen ja doch, ich sei von Jugend auf für alle Strapazen trainiert."

Als sie zurückgingen — es war ein Schleichweg, und das Licht lag golden auf den höchsten Kiefernwipfeln —, begann es mählich zu dämmern. Das geheimnisvolle Raunen begann, das Waldgras bog sich wie unter einer unsichtbaren Hand, die Halme zischelten. Der kühle Hauch des Abends kam gezogen. Die Blätter rieselten, die Stämme erschauerten — das Aufatmen der Natur vor dem zur Ruhe gehen. Aus dem Westen brach noch einmal ein volles, tiefes Leuchten wie ein Strom durch das Dickicht und malte den Waldboden hellgrün, die Stämme golden. Es war, als wenn ein Glutmeer weit dahinter flammte ... Der Forst lag auf Minuten stumm, regungslos. Dann begann das rote Licht zu verglimmen. Gespenstische Flammen zuckten auflohend durch die Dämmerungsschatten, die weich, grau, wesenlos nun herniedersanken. Dann regte sich das Nachtleben der Natur. Der knackende Zweig, der lautlos über eine Lichtung ziehende Sprung Rehe, eine Fledermaus huschte in gespenstischem Flug ... Die beiden gingen schneller. Ueber den Waldwiesen wob es weiß, der milchige Nebel, in dem die Elfen schweben. Ein Wiesel eilte über den Weg, ein Käuzchen schrie.

Als sie im Gasthaus zu Warnicken ankamen, floß der letzte Wiederschein der untergehenden Sonne wie flüssiges Feuer über das Meer. Dahinter schwammen Wolken als rosige Inseln auf dem klaren, weichen Horizont. Sie sahen es von der Küstenhöhe. Dühling schlug vor, jetzt das Nachtessen im Gasthof zu nehmen.

Sie wehrte sich. „Ich habe keine Spur von Appetit! ... Aber Sie? Ich kann gern zusehen."

„Es war mehr Ihretwegen, gnädige Frau. Und Rührei mit Schinken gerade heute, sofort nach dem Poetenbummel, nimmermehr! Das hieße Profanation ... Aber ein Schluck Sekt. Er bringt die Geister am besten wieder hoch und hat doch auch was Festliches."

„Ja, Sekt! Sie haben recht ... Ich bin auch durstig."

Die große Veranda vor dem Hause war fast leer. Aber die beiden wählten trotzdem den abgelegensten Tisch.

„Wir scheinen kein gutes Gewissen zu haben," scherzte er.

„Ach, was mir daran liegt!" antwortete sie. Er trank ihr Wohl. Sie nippte nur. „Wo ist der Durst, gnädige Frau?"

„Ich bring's nicht 'runter ... Uebrigens ist das bei mir immer so. Nach einem scharfen Ritt ist mir die Kehle auch wie zugeschnürt."

„Nein, gnädige Frau sind überanstrengt ... Wir gehen jetzt nach der Bahn, dann geleite ich Sie sicher zu Ihrer Villa, und dann kommt hoffentlich der Appetit nach ... Und morgen früh ein letztes Adieu — und einen letzten Rosenstrauß."

Darauf sagte sie ruhig und bestimmt: „Wenn Sie fahren wollen, fahre ich natürlich auch." Sie warf einen halben, hochmütigen Blick nach den paar Passanten bei ihrem Bier. „Die Coupés werden wieder vollgepfropft sein von der Sorte. Die habe ich nie geliebt. Ich habe unser Nest in der Einsamkeit lieb gewonnen, die sollte mir der letzte Tag eigentlich nicht stören ... Und morgen, bitte, kein Adieu! Ich weiß noch nicht, ob ich per Wagen oder per Bahn fahre, und Abschiedsscenen waren mir stets ein Greuel."

„Und wenn ich's doch thue?"

„Herr von Dühling," sie sprach ganz langsam und pointiert, „eine Dame verbietet Ihnen den Scherz. Es giebt nichts, was mich mehr chokieren könnte, als Sie morgen mit einem Rosenstrauß auf dem Perron zu sehen. Der Mann, der die Koffer aufgiebt, mag zum Abschied seine Mütze ziehen. Dafür bekommt er sein Trinkgeld, und das möchte ich Ihnen auch nicht in der Form eines höflichen Händedruckes anbieten."

„Wie Sie wollen, gnädige Frau." Er fühlte sich verletzt. „Sie sind mir mehr als je ein Rätsel. Ich hatte mir eingebildet, ich stände zu Ihnen anders als andre Leute." Er knipste aus der Kapsel seiner Chatelaine ein Goldstück los und schlug damit hart ans Glas. „Kellner!"

„Aber die Flasche ist noch lange nicht leer, und ich bin gar nicht eilig."

„Aber mir ist der Durst vergangen. Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau. Man lebt eben nicht drei Jahre ungestraft außerhalb der Gesellschaft ... Ich stehe selbstverständlich stets zu Ihrer Disposition, wann und wo Sie wollen ..."

Sie preßte die Lippen aufeinander und sah finster vor sich hin. „Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr von Dühling," sagte sie endlich und stand auf. „Wir wollen gehen."

„Ja, wir wollen gehen, gnädige Frau." Sie traten hinaus. Frau von Westrem stand einen Augenblick zögernd. „Wollen wir nach der Bahn gehen?"

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau."

„Ach, seien Sie doch nicht so! Ich möchte Ihnen doch nur zeigen, daß ich nicht eigensinnig bin."

„Gnädige Frau, wozu das? Ich habe Sie nie für eigensinnig gehalten und werde Sie nie für eigensinnig halten. Sie gaben mir vorhin nur eine kleine Anstandslektion, und ich bin Ihnen sogar dankbar dafür ... Also wohin wünschen Sie? Ich bin zu allem bereit."

Sie sah unschlüssig umher. Die hohen Ulmen des Waldparkes schüttelten ihre Wipfel, und Dämmerung lag auf den verschlungenen Wegen. „Wir könnten noch einmal hinunter an den Strand gehen und dann mit dem Zuge fahren. Es ist wohl noch Zeit genug."

In grünmoosiger, von Wasser zerrissener Schlucht stiegen sie hinab. Ein enger, halbdunkler Pfad. Hüben und drüben reckten sich die Bäume und wölbten das flüsternde Laubdach. Vorn schimmerte licht die See. An einer Wegbiegung blitzte das Blinkfeuer von Brüsterort durchs Blättermeer. Er sah's und blieb stehen. Sie aber ging weiter. Am Wasser war's noch hell. Der schmale, steinige Strand von mächtigen Felsblöcken durchbrochen; wild und regellos lagen sie umher, und trotzig stemmte ein mächtiger seinen Leib weit hinein in die See. Die weiße Brandung leckte schmeichelnd an ihm empor. Es war warm und sommerlich hier unten. Das Meer ruhig, mild, die kleinen, hellen Wellen rieselten züngelnd im Gestein. Zur Rechten hob sich die waldgekrönte Küste fast ohne Vorland steil und rissig, ein brauner Festungswall von düsterer Entschlossenheit. Auf der Höhe große Stämme über den Abgrund geneigt, und abgespülte Wurzeln suchten angstvoll in freier Luft nach Halt. An einem Felsvorsprung zuckte die Welle in gierigem Springstrahl auf. Soweit das Auge reichte, kein Segel, nur die hellgraue, murmelnde See mit ihrem tückischen Gleißen; der Horizont rot, wie in tiefen Purpur getaucht.

Frau von Westrem hielt die Hand ins Wasser. Es war wohlig wie im Juli. „Wir könnten die Küste unten entlang gehen. Die Brandung meint's heute nicht böse, und an der See giebt's ja keinen Schnupfen für nasse Füße."

„Ich dachte auch eben dran."

„Nun denn, en avant!"

„Aber es sind zwei Stunden und mehr, und nach dem Steingeröll hier kommt der weiche, bodenlose Sand."

„Keine Angst! Ich halte aus."

Er ging voran. Sie sprangen von Stein zu Stein, an die Küste gedrückt. Wenn die Welle singend zurücklief, eilten sie rasch auf dem festen, feuchten Sand dahin. Am ersten Felsvorsprung überraschte sie die Brandung doch und näßte ihr Kleid.

„Wir können auch umkehren," sagte er.

„Sollen wir?" Sie überlegte. „Nein, man soll niemals zurück, das ist feige."

Dahinter kam eine Bucht mit weißem, breitem Sandstrand. Herabgestürzte Bäume lagen da, noch grün, das Wurzelwerk in die Lüfte starrend, mit Tang behängt oder in den Sand eingewühlt bei der letzten Flut. Dazwischen wie gesät thörichte, weiße Schmetterlinge — Sterbende, von der Sonne genarrt oder vom Wind verschlagen. Die beiden mußten klettern. Das Baumgeäst zerrte sie oft, und die Zweige schnellten spielend. Es war eine lustige Fahrt. Draußen im Meer lagen Felsblöcke, glatt, verwaschen, mit weißem Gischtkragen um den Hals. Frau von Westrem war stehen geblieben und sah den Wellen zu, wie sie schmeichelten und kosten, bis endlich eine fürwitzige dem braunen Patriarchen das Haupt wusch. Sterne begannen zu flimmern, und die See warf im schelmischen Blinken die unzähligen Lichter zurück. Im Westen verblaßte langsam der Purpurschein, und drüben schwamm jetzt der Mond wie eine blutige Scheibe im Meer.

„Geht er da auf? Ich wußte das gar nicht," sagte sie.

„Es ist Vollmond, gnädige Frau."

„Ich habe Sie wohl sehr geärgert vorhin?"

„Etwas."

„Jedenfalls war es unbeabsichtigt."

„Qui vivra, verra," meinte er ungläubig.

„Sie nehmen es leichter als ich, Herr von Dühling."

„Wer weiß?"

„Ich habe Sie also gekränkt?"

„Sie haben mir sogar weh gethan. Es ist thöricht, aber ich bin nun einmal so ... Wir wollen doch weitergehen."

Sie blieb. „Nein, es ist nicht thöricht! Ich kann Ihnen nur sagen: seien Sie mir nicht böse!"

„Tant de bruit pour une omelette!"

„Wollen Sie mich quälen?"

„Wenn ich's könnte ..."

„Sie können es und Sie thun es, Herr von Dühling! ... Es ist ja gleichgültig, warum ich auf ihre Freundschaft besonderen Wert lege. Sie wissen manches von mir, und ich weiß vieles von Ihnen, das ist immerhin ein starkes Band ... Ich bitte sehr selten ... Also?"

„Selbstverständlich, gnädige Frau. Im übrigen war's eine Lappalie!"

„Nein," sagte sie heftig, „ich will mehr, ich will etwas Wärmeres, es ist ja zum Abschied!"

„Also morgen um zehn Uhr werde ich mit einem Rosenbouquet auf der Bahn sein."

„Nein, Sie werden nicht auf der Bahn sein! Was ich gesagt habe, besteht."

„Sie sind doch seltsam, gnädige Frau," sagte er befremdet und trat zurück.





R. Ernst

Bärenführer in Kairo.

„Das kann stimmen. Sagen Sie dennoch: Ich bin Ihnen nicht böse! ... Wissen Sie: ich bin meinen Freunden treu. Ich habe wenige, sehr wenige. Vielleicht sind Sie sogar der beste... Und so kindisch es bei mir klingt, ich will keinen häßlichen Schatten zwischen uns. Ich bin nicht glücklich, wie Sie wissen, vielleicht mehr darum, weil ich konsequenter und einseitiger bin in meinen Gefühlen als andre. Darum müssen Sie mir auch manches nachsehen ... Ich kann sterben, Sie können sterben. Ich wünsche Ihnen so wenig ein langes Leben, wie Sie es mir wünschen. Es taugt auch nichts für uns. Aber selbst der Toten sollte nicht der Vorwurf folgen, daß sie klein und eigensinnig gewesen noch am letzten Tag ... Ich war's nicht, ich war's wahrhaftig nicht!" Sie schwieg. Ueber der reinen, klugen Stirn lag die Wolke des Grams.

Dühling antwortete nicht. Er hörte nur immer das heiße Zittern dieser klaren, schönen Stimme. Sie klang in seinem Herzen wieder. Er hatte die Frau noch nie so gesehen. Es war, als wenn sie die täuschende Maske ihres Wesens abgestreift hätte, und das Herz lag bloß: arm, jung, zuckend ... Nicht nur, daß sie jung war, hübsch, so unverbraucht in ihrer Kraft — auch das Mondlicht zeichnete einen anmutigen Schatten auf dem Sande. Es war ganz etwas andres. Er hätte in dem Augenblicke nicht einmal sagen können was. Und es wäre auch häßlich gewesen, eine tiefe Erregung zu benutzen, die wohl ein andrer wachgerufen. Aber sie war ihm lieb, und er schied schwer von ihr ... Er hatte die Empfindung, daß er ihr jetzt das Beste sagen müßte, einem Freunde den Abschied schwer zu machen, damit er ihm doch leichter wird ...

Sie waren weiter gegangen. Der Strand war hier breit, die Brandung drohte nicht, aber er suchte instinktiv doch ihre körperliche Nähe. „Gnädige Frau, ich Ihnen ernstlich böse sein?" Er stockte leicht ... „Was soll ich Ihnen sagen? Natürlich wieder eine Thorheit! ... Daß mir nämlich der schöne Strand öde ist ohne Sie, und daß nach dem Sommer nun sofort der Winter folgt ... Es ist wirklich so! Und mit Ihnen geht auch das Beste von mir ... Sie sagen: ich sei Ihr bester Freund? Nun, Sie waren mir mehr ... Ich weiß nicht, was uns verbindet, ich ahne es nicht einmal ... Frauen sind eitel, das sind Ihre eignen Worte ... Macht's Ihnen Freude, wenn ich Ihnen sage: Sie haben mir ein andres Bild verdunkelt, und oft stehen Sie jetzt an der Stelle, wo eine andre immer stehen sollte? ... Haben Sie keine Angst! Ich begehe keine Thorheiten mehr ... Ich habe unter tausend Qualen und Zweifeln die andre eingesargt, weil sie es gebieterisch wünscht, aber der Sarg steht in meinem Herzen. Das mag Sie beruhigen! ... Ich bin schlapp geworden, eigentlich gegen meine Natur. Und daß ich trotzdem noch den Totengräber spielen konnte an meinem besten Gefühl, dazu haben Sie mich gestärkt, mein guter Kamerad ... Und nun gehen Sie treulos — und müssen doch gehen — und gehen demselben grauen Schicksal wahrscheinlich entgegen wie ich. Warum kamen Sie überhaupt, wenn Sie wieder gehen mußten, warum, Esther Lyssar? ... Das war nicht hübsch von Ihnen!"

Während er sprach, war sie erst langsam gegangen, immer langsamer, der Fuß ward ihr so schwer. Einen Augenblick hielt sie, als ging's nicht mehr. Und dann plötzlich eilte sie schneller und schneller, es kostete ihm Mühe, Schritt zu halten, bis sie fast lief und er im Sande keuchend sich lächerlich vorkam, als fürchte sie einen Ueberfall, eine Liebeserklärung. Und er war trotz allem sehr weit davon. So blieb er abgekühlt zurück. Der Strand war hier wie ein Pfad schmal geworden, und die rissigen Uferwände starrten lotrecht. Vor ihm eilte eine weiße, schlanke Gestalt wie in der Flucht auf dem feuchten, schimmernden Sand, den der Wellengischt surrend überrieselte. Sie wich der schmeichelnden Flut geschickt aus, nur einmal zuckte sie jäh. Es war an der letzten Felsecke, die sich trotzig ohne Vorland hinaus in die See stemmte. Dann war sie verschwunden. Nur der schmale, scharfe Abdruck ihres schlanken, flüchtigen Fußes war geblieben. Dühling folgte zögernd der anmutigen Spur. Er kam sich so albern vor mit seinem weißen Schnurrbart und seinem jungen Gefühl. Sie floh vor ihm, wie vor einem Knaben ein Mädchen, das nicht geküßt sein will.

Hinter dem Felsvorsprung erwartete sie ihn. Es war keine ganz freiwillige Rast. Die Brust ging ihr schwer, und sie hatte die Zähne auf die Lippen gebissen.

„Haben Sie sich verletzt?" fragte er.

„Nicht der Rede wert," scherzte sie mühsam. So wie Roy neulich, als ich ihn nach Königsberg schicken mußte."

„Können Sie ohne Schmerzen gehen?"

Sie machte ein paar Schritte. Wohl zuckte das Gesicht, doch ging sie tapfer weiter. Er war's zufrieden. „Es ist aber in der That nichts," meinte sie dann, „und der kleine körperliche Schmerz thut einem zuweilen wohl."

Die Küste stieg hier in sanft welligem Abhang zum Strand. Er schlenderte am äußersten Saum des Buschwerks, sie die Brandung entlang auf dem feuchten Sand. Sie waren weit auseinander, aber sie hatten beide wieder festen Grund ... Weiter abwärts brach eine Schlucht durchs Herbstgrün. Ein Kessel mit steilen Wänden. Weiße Birkenstämmchen beugten sich in anmutigem Leichtsinn über den bröckelnden Abgrund. Der Vollmond zeichnete die Höhe in fahlen, gespenstischen Linien, unten lag es dunkel, und die Blätter murmelten geheimnisvoll.

„Hier waren wir schon einmal," sagte er.

„Dort führt auch die Treppe ..."

Sie kam herüber zu ihm und schaute in die Schlucht. Die weißen Birken winkten, ein Brocken löste sich von der braunen Erdwand und raschelte

in die Tiefe. Sie wandte sich wieder ab. Sie gingen weiter. Doch jetzt blieb sie bei ihm.

„Haben Sie Nachricht von ihr?“ fragte sie unvermittelt.

„Die letzte vor etwas länger als einem Jahr. Sie wurden versetzt, die Korrespondenz schlief ein. Den letzten Brief schrieb ich ...“

„Sie wird schon noch schreiben!“

„Ich glaube nicht ... Und um eine Antwort betteln? Nein! Das habe ich früher mal gethan. Jetzt nicht mehr. Im Grunde ihres Herzens sind auch Dühlings keine Bettler ... Es ist vielleicht auch besser so. Sie schämt sich wohl der Vergangenheit. Wüßte ich's, dann schämte ich mich wohl auch.“

„Sie ist eine Frau und schwach.“

„Bitte, entschuldigen Sie sie nicht!“ sagte er entschieden. „Sie hat meines Wissens nichts gethan, auf das sie mit wirklicher Reue zurückblicken müßte. Thut sie es dennoch aus irgend einem Scheingrund, dann war ihr Gefühl für mich auch nur aus ihrem Fünfzigpfennigbazar. Und dann ist's viel besser, daß sie mir diese letzte, bitterste Enttäuschung ersparte. Sie mag schweigen für immer ...“ Nach einer Pause fuhr er nüchtern fort: „Uebrigens, was ich Ihnen noch sagen möchte wegen vorhin, gnädige Frau: Sie haben mir in der Abschiedsstimmung etwas Liebenswürdiges gesagt, ich habe in demselben Ton erwidert. Darauf liefen Sie weg. Ich möchte nicht thörichter erscheinen, als ich bin. Bei mir war's wahrscheinlich das Glas Sekt. Ich bitte also um Verzeihung ...“

„Dann wären wir also wieder auf demselben Punkte wie vorhin, und ich bat Sie doch ...“

„Ja, gnädige Frau, Sie wollten es ja nicht anders.“

Sie sah ihn von der Seite ängstlich an und schwieg.

Der Vollmond hing jetzt schwer und rot über dem Meer. Er streute Silberflitter auf die Flut. Bis Wangerspitze und Rantau zog sich die helle, tote Küstenlinie, Dünenberge und spärliches Grün. Ueber dem fernen Kranz ein dunstiger Lichtschimmer ... Der Weg wurde öder. In dem breiten, tiefen Sand konnten sie nur langsam vorwärts. Endlich eine Flaggenstange auf der Höhe. Es kamen zerstreute Badebuden. Dahinter stieg der Sandweg hinauf.

„Wir können übrigens hier am Strande entlang bis zu Ihrer Fließmündung gehen. Und dann bringe ich Sie thaleinwärts nach Ihrer Villa.“

„Ja, das möchte ich wohl, Herr von Dühling.“

Diese letzte Strecke war kurz, aber wie alle letzten Strecken im Leben schwer. Die Füße wollten nicht mehr ... Dühling erinnerte sich jetzt seiner Nachtwanderung hierher, auch der badenden Frau. Es lag doch vieles zwischen einst und heut ... Da war auch schon das kleine Badehaus im Strandgebüsch versteckt und die abgegrenzte Stelle im Meer. Die Pfähle starrten schwarz und feucht wie damals, die Taue hingen schlaff.

Frau von Westrem blieb plötzlich stehen. „Jetzt bin ich wirklich todmüde, und der Fuß schmerzt mich.“

„Ich werde Ihnen einen Wagen aus dem Dorfe besorgen. Ich laufe, und in einer halben Stunde bin ich wieder bei Ihnen.“

„Lieber nicht. Bis zu Hause reicht's noch ... Es ist nur die Uebermüdung ... Man überschätzt sich eben ... Sonst reichte wenigstens der Wille so weit bei mir.“

„Der hat auch schließlich seine Grenzen.“

Darauf wandte sie sich nach der See und murmelte, die Zähne aufeinander gepreßt und die Hände ineinander gekrampft: „Ich fürchte ... ich fürchte ... Herrgott! ...“ So blieb sie Minuten bewegungslos. Er stand schweigend hinter ihr. Er hatte den sicheren Instinkt, wo laute Teilnahme Beleidigung für Frauen ist. Sie atmete ein paarmal schwer wie nach einem mühseligen Aufstieg. Jetzt hatte sie sich wohl erholt. Denn sie ging an den Badestrand hinunter bis zu den Pfählen. Den ersten berührte sie fast liebevoll. Das Blinkfeuer strahlte gerade hell von seinem düsteren Bollwerk. Sie kam zu Dühling, der stehen geblieben, zurück. „Es geht schon wieder, wie Sie sehen,“ sagte sie gleichmütig ... „Sie wundern sich wohl über mich?“

„Ich bewundere höchstens solche Zähigkeit.“

Sie zeigte nach dem Leuchtturm. „Zum letztenmal! ... Aber er war doch treulos und hielt nichts ...“ Sie wandte sich zu Dühling: „Sie sehen so zugeknöpft aus ... Sie sind mir noch immer gram ... Soll ich Ihnen die Geschichte von dem Blinkfeuer da erzählen? Es ist eine schwächliche Phantasie. Und ich gebe Sie nur preis wegen der kleinen, scharfen Falte auf Ihrer Stirn ... Ich badete hier nämlich früher nachts. Ich schwimme gern weit 'raus, und da wurden die Leute mir am Tage lästig mit ihren Zurufen. Einmal alarmierten sie fast das Rettungsboot. So was mag ich für den Tod nicht. Hätt' ich die Absicht gehabt, auf Nimmerwiedersehen unterzutauchen, so mochten sie einen doch lassen. Man wird schließlich wissen, warum ... Aber ich dachte gar nicht an so was ... Darum badete ich nachts und an dieser abgelegenen Stelle. Vor den dunkeln Wassern graut mir nicht. Und dann war es so wunderbar einsam hier, und immer strahlte mir das Licht, das ich so liebe, glückverheißend ... Einmal, es ist schon Monate her, kurz bevor Sie kamen, badete ich auch. Und eben wie ich hineingehen will, zuckt das Licht so brennend hell. Ich denke trübselig hinüberdösend: ‚Was lügst du mich wieder an!‘ ... Aber im selben Augenblicke habe ich eine ganz seltsame Empfindung, als wenn das Glück selbst neben mir stünde; ich fühle seinen warmen Hauch ... und ich schäme mich doch meiner Nacktheit ... Ich weiß wohl warum.“ Dann lächelte sie verächtlich. „Wie ich mich nämlich zur Seite wende, da steht keine fünfzig Schritt von mir ein Mensch wie aus dem Boden gewachsen. Er mochte mir wohl nachgeschlichen sein

und wollte mich belauschen. Für einen Moment war ich wie erstarrt. Es ist so widerlich, in der Nachteinsamkeit einen fremden Lauscher neben sich zu haben, wenn man selbst wehrlos. Ich mag ihn auch wohl angestarrt haben wie eine Erscheinung. Aber wie er so unbeweglich blieb, da faßte ich mich und dachte hochmütig: ‚So was sieht dich und sieht dich doch nicht,‘ und ging ganz ruhig und langsam ins Wasser ... Er schlich auch beschämt nach der Düne zurück. Ich habe ihn nie wiedergesehen, und so etwas müßte man doch instinktiv wiedererkennen!“ Ueber Dühlings Gesicht flog ein Lächeln ... „Aber das Ganze mag wohl eine Phantasie überreizter Nerven gewesen sein, wenigstens die Gestalt. Doch das Glück war sicher bei mir. Denn immer wieder, wenn mir diese Nacht vorschwebt, durchrieselt mich der warme Hauch, und das Leuchtfeuer strahlt wie eine Sonne ...“ Sie sah plötzlich auf. „Warum lächeln Sie eigentlich? ... Nicht wahr, ich bin ein Kind und sollte das nicht erzählen?“

„Nein, nein ... Ahnen Sie übrigens, wer der Lauscher war?“

„Nein.“

„Ich.“

„Sie!“ Sie fuhr zusammen und machte gleich darauf eine Bewegung als wenn sie auf ihn losstürzen wollte ... „Sie?“ sprach sie vibrierend, heiser, Schritt für Schritt zurückweichend, das Gesicht nach ihm gewendet. „Sie durften das nicht! ... Sie zuletzt von allen Menschen ...“

Er ging ihr nach, langsam, wie gezogen. Jetzt erkannte er auch die Nixe wieder. Als ob durch das weiße Kleid die feinen Schultern leuchteten, der schlanke Nacken. Das waren endlich die Augen, die er so lange gesucht, dasselbe tiefe, heiße, wunderbare Leuchten ... Und jetzt erloschen sie auch, starrten tot ... Doch der Bann blieb.

„Sie durften mich nicht so sehen, Sie nicht!“ wiederholte sie noch einmal ... Sie wendete sich und wollte laufen und kam doch nicht vorwärts. Mit zwei Sprüngen war er bei ihr.

„Gnädige Frau, seien Sie doch nicht so seltsam! Ich werde doch nicht zur Nachtzeit an den Strand gehen, um badende Frauen zu belauschen. Ich hätte es Ihnen auch nicht sagen sollen ... Ich weiß nicht, warum ich's that, ich mußte ...“

Aber sie murmelte nur: „Ich schäme mich ... ich schäme mich ...“

„Gnädige Frau, seien Sie doch gut!“ Er haschte nach ihrer Hand und faßte sie.

Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung riß sie sie ihm weg. „Lassen Sie meine Hand, Herr von Dühling, lassen Sie meine Hand los!“ Sie schrie es beinahe. Dann suchte sie nach Atem, machte ein paar stolpernde, schwankende Schritte und stürzte wie ohnmächtig in den Sand.

Er wollte sie halten. Aber im nächsten Augenblick richtete sie sich wieder auf, um gleich wieder in die Knice zu sinken.

Er beugte sich über sie und sprach ihr ins Ohr, warm, gut, wie ein Freund, und fühlte doch, daß der Mann in ihm viel mächtiger war als der Freund.

Sie saß im Sand und hatte die Hände aufs Gesicht gepreßt, und ihr ganzer Leib erschauerte. Und sie sprach in Absätzen, hastig und nach Luft ringend: „Sprechen Sie nicht so zu mir, Herr von Dühling, sprechen Sie nicht so zu mir! Ich kann Ihre Stimme nicht mehr ertragen ... Gehen Sie, gehen Sie auf der Stelle! ... Ich kann's nicht mehr ... Sie sehen doch!“ Sie zeigte mit der Hand auf den Fuß, die letzte kleine Lüge, deren der kranke Wille noch fähig war ... „Gehen Sie, gehen Sie! ...“ Es lag ein kindisches, wehrloses Flehen in dem Ton.

Und im Bruchteil einer Sekunde begriff der Mann alles. Er umfaßte sie rücklings, knieend. „Esther, Kind, wenn's das ist! ... Ich habe dich ja lieb, ich habe dich ganz gewiß lieb ...“

Doch sie stieß ihn zurück und machte sich frei. Dann saß sie ganz still, die Augen starr in den Sand gebohrt, die Zähne aufeinander gebissen. Auch er hielt inne. Plötzlich zuckte sie wie im Fieberschauer, sie preßte die Hände krampfhaft in die Augen, und der schwere, heiße Thränenstrom erschütterte sie ... Er hatte ihr den Kopf zurückgebogen und küßte ihr die Hand, die Stirn, das Haar. Er that, was er mußte. Es war der starke Strom eines großen Gefühls, der zu ihm hinüberrann, ihn fortriß. Und sie bäumte sich kraftlos gegen ihr heiß erflehtes Schicksal ... „Sei barmherzig ... Ja, ich bin schwach ... Aber nur nichts Halbes, nur nichts Halbes! Du sagtest ja selbst ... O geh doch, geh!“

Und er küßte als Antwort die Thräne von ihrer Hand, die schwere, heiße Thräne. Er sprach nicht, er umschlang sie nur fester, küßte sie leidenschaftlicher. Es überkam ihn ein Fieber, ein Rausch — er kam von einem edlen Wein ... Bis ihr endlich die Hände willenlos von den nassen Augen sanken und der halbgeöffnete Mund flüsterte: „Küsse mich, küsse mich!“

Und die Wellen blinkten, die Brandung zischelte, der Mond lächelte mild. Ihre Thränen versiegten, sie tastete sich erwachend nach dem verwirrten Haar. Sie lächelte süß. „Liebst du mich wirklich?“

„Ich habe dich von Herzen lieb, mein Schatz.“

Sie nickte träumerisch. „Nun bin ich wirklich eine große Sünderin ... und hab's doch nicht anders gewollt ... und bin doch so glücklich! ... Ich sollte mich schämen ... Es ist ja noch so hell ... Komm!“ Sie versuchte aufzustehen, und er half ihr. „Wir wollen ins Gebüsch gehen! ... Ja, ich schäme mich hier.“

Er führte sie sanft, die Hand um die schlanke Hüfte. Sie gingen so langsam, und es war so schön. Im Gebüsch, in dem lauschigen Dunkel umschlang sie ihn mit leidenschaftlicher Kraft und küßte ihn, küßte ihn. Und ihre schönen Augen leuchteten heiß, als sie sprach: „Weißt du nun, was mein Gebet war? Mein Gebet warst du!“

Er hatte sie zu sich niedergezogen in das harte, rissige Strandgras. Und sie kniete neben ihm und



Phot.-Verl. von Herm. Kerber, Salzburg.

Das Kaiserin Elisabeth-Standbild in Salzburg. (Text Seite 201.)

Von Edmund Hellmer.

hielt ihm den Kopf und sah ihn glückselig lächelnd an. „Liebst du mich wirklich?“ fragte sie ganz leise.

Und er küßte leidenschaftlich die schmale, energische Hand. Jetzt bannte auch sie die Erinnerung an eine andre und an einen andern Kuß nicht mehr.

Sie streichelte ihm den weißen Schnurrbart: „Nicht wahr, du bist wieder jung? Du Lieber!“ Sie sprach es weich und voll. Und der schlanke, warme Körper schmiegte sich an ihn. Und der Strom der Liebe floß hinüber, herüber. Es war ein tiefer, klarer Strom, der sie schläfernd einhüllte mit kosenden Wellen.

So ruhten sie lange wortlos, Aug' in Aug'.

Ueber ihnen begann es leise zu rauschen. Es war der Nachtwind, der vom Samland blies. Sie horchte, sich aufrichtend. Es war doch ein fremder, unheimlicher Ton. „Wenn uns jemand belauschte? Man weiß das hier nie ... Und das Verbotene, Heimliche ist mir doch verhaßt!“

„Es war so schön!“ sagte er erwachend.

„Es kommt wieder,“ lächelte sie. „Du hast mich ja lieb ... Noch einen Kuß!“ Die Lippen berührten sich. Sie standen auf.

Die Wasser draußen in der See fuhren kräuselnd zusammen, bäumten sich, kleine Schaumwirbel brodelten. Die zahllosen Lichtreflexe wurden unruhig, schwankten, ein großes, kaltes Leuchten schleifte auf einmal wie ein Mantel über das Meer. Der hohle, pfeifende Ton zog mit — ein unbestimmtes Sausen. Die ersten langen Wellen hoben sich — sie trieben vom Land ... Das Blinkfeuer glimmte rot. Eine dunkle Wolkenburg stand unbeweglich hinter dem Leuchtturm.

Die beiden sahen es nicht. Sie waren aus dem Gebüsch getreten. „Nun weiß ich doch, wo meine Heimat ist! Bei dir!“

Sie lächelte. „Meine kannte ich längst ...“ Sie schaute nach der Badestelle. An den schwarzen Pfählen wallte es geschäftig, Spritzer näßten das schlaffe Tau. „Siehst du, das Glück war damals doch bei mir! Der warme Hauch log nicht ... Ach, ich bin wunschlos, wie ich gewollt! ...“ Sie faßte seine Hand. „Und nun wollen wir leben, ewig leben!“

„Ja, leben, leben!“ wiederholte er leidenschaftlich. „Das Leben ist doch schön!“

Jetzt blickte sie glücklich hinüber nach dem Leuchtturm. Wieder glimmte nur der tückische rote Punkt, und die Wolkenwand starrte finsterer. Ueber das Gesicht der Frau huschte ein Schatten. „Also sie hat dir wirklich nicht mehr geschrieben?“

„Nein, mein Kind. In Ernstfällen lüge ich nie.“

„Aber sie mußte dir schreiben, gerade jetzt!“

„Wieso?“

„Ach ... ich meinte nur.“

„Wir wollen's auch lassen. Sie hat ja nun, was sie will. Sie ist tot.“

Sie schüttelte den Kopf ... „Sie hat dich doch nie geliebt. Das wird mir immer klarer.“

„Darüber wollen wir niemals streiten, Esther. Sie hat mich sehr lieb gehabt. — Aber wenn das nicht wäre? ... Sieh mal, wenn du wirklich recht hättest, so müßte ich an allem irre werden, selbst an dir ... Es waren nur die Verhältnisse. Sie konnte gar nicht anders handeln.“

„Der Sarg steht eben in deinem Herzen.“

Darauf sagte er ruhig: „Das ist nicht anders, und das kann nicht anders sein. Denke, wenn ich sie jetzt plötzlich verleugnete!“

„Also, adieu.“

„Aber ich bringe dich doch natürlich heim, Esther!“

„Nein, bleib lieber!“

„Ich verstehe, du denkst ...“

„O nein! Ich glaube dir. Du wirst mir nichts Halbes geben.“

„Niemals, Esther. Das verspreche ich dir feierlich.“

„Nein,“ sagte sie geheimnisvoll lächelnd. „Es ist etwas ganz andres. Heute bin ich eben Kind, will's sein. Sieh, ich bin so oft den Weg von hier bis zu der kleinen Brücke über das Fließ gegangen, immer mit denselben sehnsüchtigen Gedanken an dich und das Glück. Heute will ich ihn wieder allein gehen, ganz allein, ganz langsam. Ich will die Augen schließen und denken, alles sei Traum. Und wenn ich sie dann öffne und sehe, daß alles ist, dann will ich jauchzen voll Glück und dem alten, lieben Blinkfeuer, wenn's gerade trübselig glimmt, zurufen: ‚Verstell dich nur nicht! Du leuchtest ja doch gleich wieder so hell und mußt das immer, immer wieder thun, du kannst ja nicht anders!‘ ... Ich freue mich so darauf! Und der Knöchel wird mir sicher nicht weh thun ... Weißt du übrigens, daß er eigentlich an allem schuld ist? Ich konnte wirklich nicht mehr weiter im Augenblick, wo du mich vorhin fandest ... Ja, ich wollte vor dir fliehen, ich war am Ende, ich mußte fliehen! Und doch war es kindisch. Aber was schadet's jetzt? ... Ich weiß auch nicht recht, warum ich weglief. Es war so ein dunkler Trieb ... Und du kamst langsam hinter mir her wie das Schicksal, und ich entkam dir doch nicht.“

„Ja, du bist ein Kind, Esther. Und es steht dir so gut! ...“

„O, das geht vorüber! Ich bin sonst gar kein Kind, wie du wohl weißt ... Aber heute! Wenn ich heute kein Kind wäre? Heute! Schatz!“ Und sie trat noch einmal auf ihn zu und umarmte ihn stumm.

Sie schieden. Er sah ihr unverwandt nach. Auf der kleinen Brücke am Strand wandte sie sich und nickte. Es war weit, und das Mondlicht umfloß sie dunstig, so daß die schlanke, weiße Gestalt wirklich der Nixe glich, die eben dem Meere entsteigt ...

Herr von Dühling klomm die steile, sandige Düne empor. Es ward ihm leicht, das Herz klopfte ruhig. Das Fieber war vorüber, aber das Glück blieb. Er überdachte den Tag. Er schien ihm licht. Auch an die andre Frau dachte er. Er fühlte keine Schuld, keine Reue. Er hatte nichts versprochen und nichts zu halten. Es war ja ihr eigenster Wunsch. Sie wollte im

selbstgewählten Gefängnis ausharren, ob auch dem armen Vogel die Freiheit lockend winkte. Sie blieb eben die schöne Heilige, die er immer sah. Nur der Gedanke that ihm weh, daß diese Märtyrerin der Pflicht vielleicht in demselben Augenblick wehmütig und voll Sehnsucht an einen Unglücklichen dachte, während der Fieberschauer einer zweiten Liebe einen Glücklichen überrann.

Als er auf der Dünenhöhe noch einmal zurück aufs Meer schaute — die Büsche bogen sich, längs der weißen, toten Küste wogte es schwer — empfand er nur die reine Frische der Luft und die frohe Kraft der Wogen. Ein Mensch, der lange in der Nacht eines schönen Traums gelebt und nun erwachend die Erde sieht, wie sie ist . . . Und sie war schön.

(Schluß folgt.)

Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Salzburg.

(Zu der Abbildung Seite 201.)

Das in Salzburg enthüllte Denkmal der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich ist ein Werk des Wiener Bildhauers Professor Edmund Hellmer. Die Verewigte ist in schlichtem, prunklosem Kleide dargestellt, der unbedeckte Kopf mit jener Frisur, welche die Kaiserin in ihren letzten Lebensjahren trug, das heißt das reiche Haar in dichten Flechten kranzartig über dem Scheitel geordnet; die Arme herabfallend, die Hände leicht ineinander verschränkt. Die Statue, die eine Höhe von fast zwei Metern hat, ist aus bestem Laaser Marmor gefertigt und erhebt sich auf einem runden Postament aus rötlichem Untersberger Marmor. Die Vorderseite des Sockels zeigt, von Lorbeer und wilden Rosen umrankt, die schlichte Inschrift, während auf die beiden Seitenflächen stimmungsvolle Verse von Marie von Ebner-Eschenbach eingemeißelt sind. Das Denkmal erhebt sich auf jenem Platz, auf welchem die Kaiserin Elisabeth zum letzten Male auf österreichischem Boden weilte, bevor sie nach der Schweiz abreiste, wo sie ihr tragisches Ende finden sollte. Die Figur ist so gestellt, als wende sie den Schritt der Fremde zu, während der Blick sich zurück nach Oesterreich richtet.

„Deutschland über alles."

Zum sechzigsten Geburtstag des Liedes.

Am 26. August waren es zehn Jahre, daß auf Helgoland der Grundstein zum Denkmal Hoffmanns von Fallersleben gelegt worden ist. Zeit und Ort waren glücklich gewählt zur Erinnerung an die Geburtsstunde des Nationalliedes „Deutschland über alles", das fünfzig Jahre vorher, am 26. August 1841, auf Helgoland von Hoffmann gedichtet und gesungen worden ist.*) Der 26. August 1892 brachte dann die Enthüllung des Denkmals, eine Feier, die, vom warmen Hauche vaterländischer Begeisterung durchweht und durch manch packendes Wort und manch kerniges Lied verschönt, geeignet war, die Herzen und Sinne der Festgenossen über die Sorgen des Alltagslebens zu erheben. Und doch schweiften unsre Augen und Gedanken unruhvoll über die spiegelglatte See südwärts dahin, die ferne Heimat suchend, denn die ersten noch unbestimmten, aber schon bedrohlich klingenden Nachrichten von dem Ausbruch der Cholera in Hamburg drangen an jenem Tage nach Helgoland und warfen düstere Schatten in das Licht der Festfreude. Immer wieder stieg in unsern Herzen die bange Frage auf: Wie mag es in unsrer Heimatstadt jetzt aussehen? Steht Deutschland am Anfange einer schweren Heimsuchung? Um so enger fühlten wir uns dem Dichter mit dem warmen deutschen Herzen in jener ihm geweihten Stunde verbunden. Hatte doch auch er vor einem halben Jahrhundert sein Auge von der Klippe Helgolands heimatwärts über die Meerflut schweifen lassen, bittere Sorge um sein geliebtes Vaterland im Herzen, auf den Lippen die bange Frage: wie wird es meinem Deutschland ergehen? Der Gedanke an die politische Not Deutschlands war es, der damals das Herz des Dichters quälte, und diese Empfindung rang nach Ausdruck in Liedern des Kampfes, die Hoffmann auf Helgolands Klippe sang. Aus jener Stimmung stammt auch das „Lied der Deutschen".

Aber seine eigentlichen Wurzeln liegen tiefer. Wenn ein Sänger aus dem deutschen Dichterwald den Ehrennamen „der deutsche" verdient, so ist es Hoffmann von Fallersleben. Ein Sachsenkind aus der Lüneburger Heide, mit blonden Haaren und blauen Augen, mit kindlichem Gemüt und wehrhaftem Sinn, ward er als ein Jüngling, der für das griechische Altertum und seine Kunst schwärmte, durch die schlichte Frage Jakob Grimms: „Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?" für die damals noch jugendliche vaterländische Wissenschaft gewonnen. Je erfolgreicher er sich in das Studium der deutschen Sprache und Dichtung vertiefte, je mehr sein Verständnis für deutsches Wesen wuchs, je weiter sich sein Gesichtskreis besonders auch durch Reisen ins Ausland ausdehnte, um so lieber wurden

*) In einem von Epheu besponnenen Häuschen, dem letzten des Oberlandes, bewohnte Hoffmann von Fallersleben 1841 den Erker, der noch heute genau in demselben Zustande erhalten ist. Da steht noch das Bett, in dem der Dichter schlief, der Tisch, die alten Stühle, die Kommode sind noch da, ja das Fremdenbuch, in das er sich damals einzeichnete, und das Tintenfaß sind noch vorhanden, das er benutzte zur Aufzeichnung jener Verse, die ihren Zug durch die Welt gemacht haben. Die Tochter der damaligen Hauswirtin, bei der Hoffmann logierte, hat alles treu bewahrt. Sie erzählt noch jetzt viele interessante Erinnerungen, von denen auch eine auf das Lied Bezug hat. Als Hoffmann seine Wohnung verließ, sah die Mutter der jetzigen Hausbesitzerin sich in seinem Stübchen um, ob nichts vergessen sei. In einer Schublade der alten Kommode entdeckte sie ein in Papier gewickeltes Päckchen, das die vier Goldstücke enthielt, die Campe dem Dichter als Honorar für sein Lied gezahlt hatte. Schnell mußte der Mann dem Dichter nachlaufen, der soeben in das Boot gestiegen war. Dankend nahm er sein Eigentum in Empfang und sagte, dem redlichen Helgoländer die Hand schüttelnd: „Was hätte ich armes Luder anfangen wollen, wenn ich das Geld nicht gehabt hätte!"

ihm deutsche Sprache und Sitte, überhaupt alles, was mit der trauten Heimat zusammenhängt. Immer aufs neue ergriff den Wanderfrohen der Zauber der deutschen Landschaft. So entstand schon 1824 das bekannte „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“ mit der ursprünglichen Ueberschrift „Auf der Wanderung“. Den grünen Rhein und die edle Gabe, die seine Ufer spenden, feierte er mit seiner Sangeskunst. Das deutsche Lied, den Dolmetscher des deutschen Gefühles, stellte er hoch über die Stimmen der andern Völker und bereicherte, ein sangesfroher Dichter, das Wunderhorn unsrer Lyrik um manches frische Lied und um manche kräftige Weise. Und ein keuscher Sänger der Frauenliebe, kündete er, wie Walther von der Vogelweide, das Lob der deutschen Frau. Als ihm 1839 bei der Rückkehr aus Frankreich die ersten Klänge der Muttersprache wieder ans Ohr schlugen, da rauschte es durch seine Saiten:

Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes, heil'res Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!

Doch gerade damals war Deutschland auch der Gegenstand seiner Sorge. Gegen das Ende der dreißiger Jahre gewann Hoffmann eine tiefere Teilnahme an den politischen Fragen, die damals die Gemüter der besten Söhne des Vaterlandes beschäftigten und ihre Geister aufregten. Auch er wurde, wie einst Walther von der Vogelweide und Ulrich von Hutten, in den Strudel der politischen Kämpfe hineingezogen. Jetzt mischten sich unter die sanfteren Klänge seiner vaterländischen Lyrik die kriegerischen Accorde der „Unpolitischen Lieder“.

Als den Niederschlag aller dieser Gefühle und Empfindungen, als ein Glaubensbekenntnis, das sich in sorgenschwerer Zeit seiner Brust entrang und von seinem Lieben und Hoffen Zeugnis ablegt, hat Hoffmann dem deutschen Volke damals sein „Deutschland über alles“ geschenkt.

Daher trägt das Lied Züge, die unverkennbar auf seine Entstehungszeit hinweisen. Die Worte „Von der Etsch bis an den Belt“ mahnen uns an Tage, in denen der Begriff „Deutschland“ auch Oesterreich umfaßt hat. Die Aufforderung nach „Einigkeit und Recht und Freiheit“ zu streben, erinnert uns daran, in wie viele Vaterländer damals das deutsche Land zersplittert, wie schlimm es mit dem Recht und der Freiheit des einzelnen gegenüber dem alten Polizeistaate, wie schlimm es auch mit der Freiheit und Selbständigkeit der deutschen Staaten gegenüber dem Auslande bestellt gewesen ist. „Einigkeit und Recht und Freiheit“ sind damals geradezu Schlagwörter im Kampfe gegen die deutschen Regierungen und für die deutsche Einheit gewesen. „Deutschland über alles“ ist daher ein echtes Kind seiner Zeit, und der kluge Geschäftsmann Julius Campe, die Wirkung des Liedes gerade auf die Zeitgenossen voraussehend, wußte ganz genau, was er that, als er ohne Säumen dem Dichter für das Lied vier Louisd'or aus seiner Brieftasche überreichte. Darüber hat uns der Dichter selbst in seinem Tagebuch interessante Aufzeichnungen hinterlassen, die wir hier zum ersten Male nach der Originalhandschrift wiedergeben.

Und Campe hat sich nicht verrechnet. Denn das Lied wurde schnell bekannt und zunächst besonders in den Reihen der freiheitlich Gesinnten angestimmt. Zum ersten Male erklang es bei einer politischen Kundgebung: am 5. Oktober 1841 brachten die Mitglieder der Hamburger Turnerschaft von 1816 dem Professor Carl Welcker, der in Heidelberg wegen seiner freisinnigen Richtung des Amtes entsetzt worden war und sich vorübergehend in Hamburg aufhielt, ein Ständchen und sangen dabei das „Lied der Deutschen“. Von Hamburg aus hat es also seinen Siegeslauf durch die ganze Welt, soweit die deutsche Zunge klingt, angetreten. Heute dürfen wir sagen: das Lied ist nicht nur für die damalige Zeit gedichtet, es ist ein Lied auch für die Gegenwart, für alle Zeiten. Aus der reinsten Vaterlandsliebe hervorgequollen, zündet es jederzeit, und einige Wendungen des Textes, die damals in einem besonderen Sinne verstanden werden konnten, sind doch so allgemein gefaßt, daß sie auch heute und immer bedeutsam sind. Die Begriffe der Einigkeit, des Rechtes und der Freiheit behalten dauernd ihren alten, guten Klang, wenn auch verschiedene Zeiten sie verschieden auslegen und deuten. Wenn wir heute im Deutschen Reiche von dem Streben nach Einigkeit singen, wer denkt da nicht an die partikularistischen Unterströmungen und sozialen Gegensätze der Gegenwart! Mahnen uns nicht die Kämpfe der Gegenwart um die herrschende Staats-, Rechts- und Gesellschaftsordnung daran, für das bestehende Recht als das Unterpfand des Glückes einzutreten? Und wie hoch schätzen wir heute die Freiheit ein, wo wir Deutschen bei der Weltpolitik des Reiches stets vor Uebergriffen fremder Mächte auf der Hut sein müssen, und wo wir das erhebende Schauspiel sehen, wie ein stammverwandtes Volk sein Herzblut für seine Freiheit einsetzt! Darum fehlt dem „Liede der Deutschen“ auch heute sein begeisternder Sinn nicht.

Und doch hat es mancherlei Gegner. So übte vor einigen Jahren in der Monatsschrift „Die Kritik“ ein Schulmann an dem Liede die Kunst philologischer Interpretation und Kritik, um darzuthun, daß „das Lied ‚Deutschland über alles‘ für ein tieferes Nachdenken und Gefühl zu große Anstöße bietet, als daß es die große Rolle, die es bei allen unsern patriotischen Festen allmählich gewonnen hat, zu spielen berechtigt wäre“. An dieses abfällige Urteil knüpfte er dann den Wunsch, „daß dichterischem Geist und Munde recht bald einmal ein Lied gelänge, das mit besserem Rechte und siegreich im allgemeinen Urteil und Gefühl recht bald an die Stelle dieses unsers neben dem preußischen ‚Heil dir im Siegerkranz‘ zweiten Nationalliedes treten möchte“. — Wir geben gern zu, daß „Deutschland über alles“ reichlich oft, bisweilen auch wohl verständnislos gesungen wird, auch zu Gelegenheiten, bei denen nicht die Flamme reiner Vaterlandsliebe emporlodert, sondern ein oberflächlicher Hurrapatriotismus sein Unwesen treibt. Aber ergeht es nicht vielen und gerade den besten und verbreitetsten Vaterlandsliedern ebenso? Ist das nicht das besondere Geschick oder Mißgeschick aller Nationallieder? Und gegen kleinliche Einwände im einzelnen müssen wir sagen: das Lied will und soll als ein Ganzes aufgefaßt werden, und als solches ist es nicht ein Abflußwasser aus einer trüben Vergangenheit, sondern ein klares Quellwasser aus dem Born lauterster Vaterlandsliebe, die zeitlebens des Dichters Herz erfüllt. Schreibt

doch Hoffmann, mehr als siebzigjährig, nachdem ihm das Leben so manche herbe Enttäuschung und als schwersten Verlust den Tod seiner Gattin gebracht hatte, in einer Aeußerung über das drei Jahrzehnte früher entstandene Lied: „Mein einziges, meine Sonne ist und bleibt mein Vaterland."

Einen schlechten Dienst erweisen auch diejenigen unserm Liede und seinem Sänger, die es zu Parteizwecken umdeuten. Damit wird ihm ein Sinn untergeschoben, den es nicht hat, und gegen den sich der Dichter selbst entschieden verwahren würde. Unendlich rührend ist es, „Deutschland über alles"

*) N. ist der Verlagsbuchhändler Neff in Stuttgart.

im Munde der um Erhaltung ihres Volkstums ringenden Deutsch-Oesterreicher zu hören. Wer will es den schwer bedrängten Stammesgenossen verargen, wenn sie an die Worte „Von der Etsch bis an den Belt“ ihre besonderen Gedanken, Wünsche und Hoffnungen anknüpfen! Aber es darf nicht wieder zum Kampflied werden, sondern sein allgemeiner Charakter als Nationallied muß bewahrt bleiben. Und dieser Charakter hat sich noch schärfer ausgeprägt, seitdem es mit dem stolzen Namen unauflöslich verbunden ist, der jedes deutsche Herz höher schlagen läßt. Wo der Name „Bismarck“ in die Reihen festesfroher Männer klingt, wenn irgendwo die Hülle von einem Denkmal des Eisernen Kanzlers fällt, wie noch jüngst bei der Einweihung des Nationaldenkmals in Berlin in Gegenwart des Kaiserpaares, dann steigen die Klänge dieser Hymne wie ein feierliches Gelöbnis zum Himmel empor.

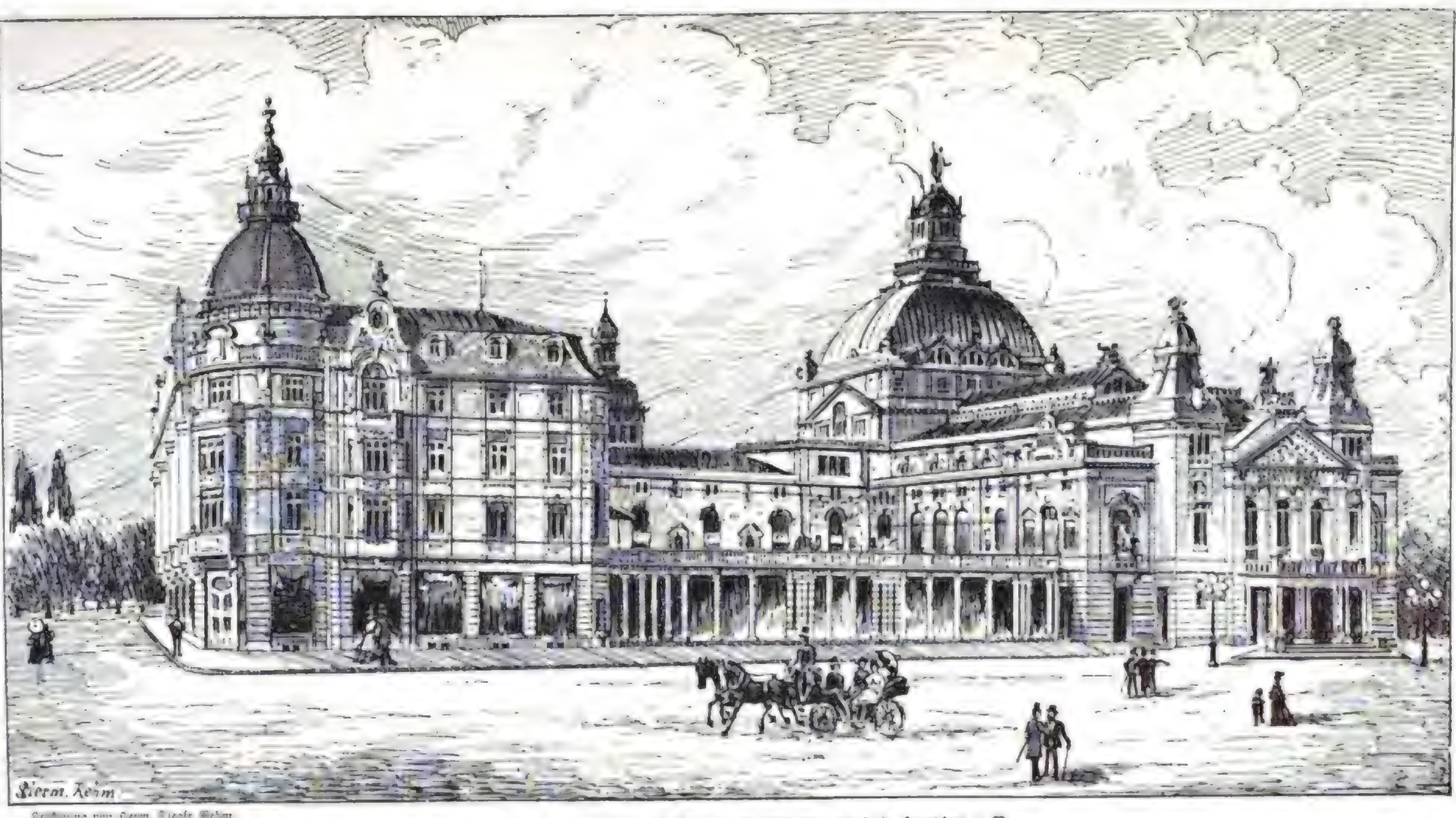
Als Nationallied lebt es heute und wird es leben, solange der Deutsche die Liebe zu seinem Lande und Volkstum, zu Kaiser und Reich im stillen Heiligtum seines Herzens rein und treu bewahrt. Man frage unsre wackeren Chinakämpfer, die für deutsche Ehre in die Ferne gezogen sind; man frage unsre blauen Jungen, die unter der deutschen Kriegsflagge die Weltmeere durchqueren; man frage die Kaufleute und Ansiedler, die als Pioniere des Deutschtums unter fremdem Himmel, unter Völkern von fremder Sprache und Sitte Werke deutscher Kulturarbeit vollbringen; sie alle werden bezeugen: wo und wann nur immer „Deutschland über alles“ in der Welt angestimmt wird, da ist heiliger Boden, da ist geweihte Stunde, da schlagen die Herzen, zum Gelöbnis der Treue vereint, dem Vaterlande heiß entgegen. So soll uns Reichsdeutschen und allen Brüdern in der Fremde das „Lied der Deutschen“ Nationallied sein und bleiben, und dankbar wollen wir auch heute des Dichters gedenken, dessen innerstes Gefühl vor sechzig Jahren ausströmte in die Worte:

Deutschland, Deutschland über Alles,
über Alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt –
Deutschland, Deutschland über Alles,
Über Alles in der Welt!

Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M.

Der Bau des neuen Frankfurter Schauspielhauses, das demnächst das alte, längst für den Abbruch reife Haus am Goetheplatz ersetzen wird, nimmt einen guten Fortgang, und der vollendete Rohbau bringt die wirkungsvolle Schönheit des Ganzen schon jetzt deutlich zum Ausdruck. Die Lage des Gebäudes, dessen Entwurf von dem Architekten Seeling, dem Schöpfer so mancher wohlgelungener Theaterbauten, herrührt, ist die denkbar vorteilhafteste; es erhebt sich in dem an den Main angrenzenden Teil der Taunusanlage und wird bei den von der Bahn kommenden, die Kaiser- oder Kronprinzstraße passierenden Fremden sofort eine günstige Vorstellung von der baulichen Entwicklung Frankfurts erwecken, wie es überhaupt als Theaterbau großen Stils sich em dortigen Opernhause ebenbürtig zur Seite stellen darf. Das von drei Straßenzügen begrenzte Bauwerk besteht aus drei für sich ausgebildeten Teilen, dem Haupttheaterbau, den Magazinbauten und dem Theatercafé. Die Wirkung des eigentlichen Theatergebäudes wird hauptsächlich durch die mächtige, den Bühnenraum überwölbende Kuppel bestimmt, die in Verbindung mit den beiden graziös behandelten Dachaufsätzen der Vorderfront den vertikalen Aufbau so eindrucksvoll gestaltet. Eine streng komponierte Arkadenanlage schließt in vornehmer Weise den reizvoll durchgebildeten Eckbau mit dem Hauptgebäude zusammen, während die den Arkaden parallelen Magazinbauten ein Zwischenglied bilden, das mit der edeln Ruhe seiner Linien in keinem Mißverhältnis zu der harmonischen Schönheit des Hauptbaues steht, für dessen Glieder und Flächen ein reicher plastischer und ornamentaler Schmuck vorgesehen ist.





Zeichnung von Herm. Ziegl. Rehm.

Das neue Schauspielhaus mit Kolonnaden und Theatercafé in Frankfurt a. M.



Die Heilstätte Glückauf bei Andreasberg.

Die Heilstätten Glückauf und Oderberg der Landesversicherungsanstalt der Hansastädte.

Die Heilstätte Glückauf, welche dieser Tage feierlich eingeweiht wurde, liegt am Ostausgange von St. Andreasberg im Harz und nimmt eine Bodenfläche von 4 Hektar ein. Nach Süden stark abfallend, ist das Gelände nach Norden und Nordosten gegen Wind ziemlich geschützt, liegt dagegen nach Osten und Westen frei. Etwa 20 Minuten entfernt von dieser Anstalt, in der nur weibliche Personen untergebracht werden, liegt die schon vor einigen Jahren eröffnete Heilstätte Oderberg. Beide Anstalten sind in wichtigen Betrieben (Versorgung mit Wasser, Elektricität, Milch und so weiter) wie auch in der Verwaltung miteinander verbunden. Das Gebäude ist mit Ausnahme der gänzlich massiv hergestellten Treppenhäuser in mit Schwemmsteinen ausgemauertem Holzfachwerk (Harzer Bauart) ausgeführt, welches mit gespundeter Bretterverschalung versehen ist. Alle Decken sind jedoch massiv und feuerfest angelegt; zu diesem Zwecke ist in das Holzfachwerk der Wände eine Eisenkonstruktion eingefügt, welche die eisernen Balken der Decken trägt. Gedeckt ist das Gebäude mit Falzziegeln, die auf einem mit Dachpappe gedeckten und verlatteten Bretterverschlag ruhen. Die lichten Geschoßhöhen betragen im Keller 3,80 Meter, im Erdgeschoß 4 Meter, im Obergeschoß 3,60 Meter, im Dachgeschoß 3,10 Meter. Vor dem Ostgiebel ist ein einstöckiger Vorbau aufgeführt, der als Windfang dient und von dem man direkt in das Freie gelangt. Die Wasserversorgung erfolgt durch Benutzung der für die Heilstätte Oderberg erschlossenen Quellen. Zu diesem Zwecke ist von dem Hauptreservoir westlich des Treijungfernholzes eine Rohrleitung nach Glückauf gelegt worden; es ist genügend Druck vorhanden, um die ganze Heilstätte mit Wasser versehen zu können. Dann aber ist dieselbe für den Notfall noch der städtischen Wasserleitung in St. Andreasberg angeschlossen. Für Feuersgefahr sind 13 Hydranten im Innern und 5 überflutige draußen angebracht. Auch mit der für Beleuchtung und den Antrieb der maschinellen Anlagen erforderlichen Elektricität wird die Heilstätte Glückauf von Oderberg aus versehen. Der Bau erfolgte nach den Plänen und unter Leitung des Architekten Th. Sartori in Lübeck.



Die Heilstätte Oderberg bei Andreasberg.



Exlibris.

Die seit einigen Jahrzehnten neubelebte Sitte, Bücher mit einem künstlerisch gestalteten Eigentumszeichen zu versehen, stammt aus der Zeit, da die Druckkunst noch nicht erfunden war und die höhere Bildung, die Pflege geistiger Interessen sich fast ausschließlich auf die Klöster beschränkten. Diese nun tauschten ihre kostbaren Handschriften leihweise untereinander aus, nachdem der Name des Besitzers eingetragen war, und wie die Handschriften selbst mit zierlichen Miniaturen geschmückt wurden, so verlieh man bald auch dem Eigentumszeichen ex libris (das heißt, aus den Büchern, modern ausgedrückt, aus der Bibliothek des und des) bildlichen Schmuck. Nach Erfindung der Druckkunst wurden die Bücher Allgemeingut, an die Stelle der Handmalerei aber traten für die Bibliothekzeichen die durch Holzschnitt vervielfältigte Zeichnung, der Kupferstich und die Radierung. Die größten deutschen Meister des sechzehnten Jahrhunderts, die Dürer, Holbein, Cranach, Burgkmair und so weiter, verschmähten es nicht, dieser Kleinkunst dienstbar zu sein, deren mannigfaltige Darstellungen eine wichtige Ergänzung der großen Werke jener Unsterblichen bilden. Der furchtbare Krieg, welcher alsdann durch dreißig Jahre Deutschland verwüstete, vernichtete auch diesen reich entfalteten Zweig heimischer Kunst.

Eine neue Blüte kam jedoch mit der Zeit des Rokoko, wo die Exlibris sich auch in Frankreich und England ausbreiteten, und in der Friedericianischen Zeit war es vornehmlich Daniel Chodowiecki, welcher der in ihrem Ursprunge durchaus deutschen Kunst zu neuen Ehren verhalf. Wiederum brausten dann die Kriegsstürme daher, die ganz Europa in Mitleidenschaft zogen, und die Exlibris-Kunst sank ganz danieder. Aber was einst der Krieg vernichtet hatte, ward aus ihm neu geboren, denn nach Beendigung der Kämpfe, die zur Wiedererrichtung des Deutschen Reiches führten, erwuchs mächtig in unserm Vaterlande wieder die Exlibris-Bewegung, und ein Gleiches geschah merkwürdigerweise fast zu derselben Zeit in England. Hand in Hand ging hiermit die Sammellust. Zwar hatte es schon früher einige Sammler von Bibliothekzeichen gegeben, aber sie blieben vereinzelt, und rechter Schwung kam erst nach 1871 in die Sache. Vor zehn Jahren wurde in Deutschland auch ein Exlibris-Verein begründet, der sich heute einer stattlichen Mitgliederzahl erfreut und eine eigne Zeitschrift herausgiebt, welche die bedeutendste ihrer Art ist. Die Zahl der bemerkenswerten Exlibris-Sammlungen in Deutschland beträgt gegenwärtig an 300, und die bedeutendste derselben, ja überhaupt die größte auf dem europäischen Kontinent — über 20500 Stück — ist diejenige des Grafen Karl Emich zu Leiningen-Westerburg in Neu-Pasing bei München. Eine der ersten Autoritäten auf heraldischem Gebiete, auch bekannt durch manches Werk geschichtlicher Spezialkunde, hat Graf Leiningen schon einige kleinere Exlibris-Schriften veröffentlicht, um nun einen stattlichen Prachtband der Oeffentlichkeit darzubieten: „Deutsche und Oesterreichische Bibliothekzeichen — Ex libris," ein Handbuch für Sammler, Bücher- und Kunstfreunde (Stuttgart, Julius Hoffmann). Das Buch war zunächst als Ergänzung einer allgemein umfassenden Exlibris-Litteratur für England bestimmt, dem rührigen Stuttgarter Verleger, dem wir schon manches treffliche Werk aus den Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes zu danken haben, gelang es jedoch, die gleichzeitige Veröffentlichung in deutscher Sprache zu erzielen. Diese Ausgabe übertrifft die englische insofern, als sie sowohl im Text wie illustrativ erheblich mehr bietet. Die Zahl der Abbildungen beträgt 262, und einige davon erscheinen im Schmuck der Farbe.

Abgesehen von seinem wissenschaftlichen Werte — denn die Exlibris-Kunde darf heute schon als Wissenschaft angesprochen werden — erschließt das Werk eine wahre Schatzkammer kultur- und kunstgeschichtlicher Merkwürdigkeiten, und auch für den Freund erheiternder Kuriosa bildet es eine reiche Fundgrube. Zum Beweise einige Proben. Die wichtigste Inschrift auf einem Bibliothekzeichen ist natürlich der Name, dem man auch den Wohnort beifügen kann. Dazu mag sich noch ein sinnig oder kräftig Wörtlein gesellen, wie es unsre Vorvordern liebten, und wie die Sitte neuerdings wieder aufkommt. Häufiger findet sich auf älteren Exlibris das bekannte, auch noch heute von Schulkindern angewendete Verschen: „Dieses Büchlein ist mir lieb, wer es stiehlt, der ist ein Dieb" und so weiter. Derselbe Gedankengang kehrt in etwas geänderter Form vielfach wieder; in seiner ältesten, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Fassung lautet er:

> Wer das puch stehl, dessen chel
> Musse sich ertoben hoch an eim Galgen oben.

Noch kräftiger klingt es im Niederdeutschen des siebzehnten Jahrhunderts:

> Dyt book hort Meiken vam Holte;
> De dat vind, de do dat wedder,
> Edder de Düvel verbrennt em dat Ledder.
> Hoet dy!

In der gleichen Tonart heißt es in der einst sehr beliebten Vermischung von Latein und Deutsch:

> Hic liber est mein,
> Ideo nomen meum scripsi drein;
> Si vis hunc libellum stehlen,
> Pendebis an der Kehlen;
> Tunc veniunt die Raben
> Et volant tibi oculos ausgraben.
> Tunc clamabis: „Ach, ach, ach!"
> Ubique tibi recte geschach.


Aufn. von P. Sinner, Tübingen.


Die neue Neckarbrücke in Tübingen.

Und in weiterer Variation des alten Sprüchleins schreibt im Jahre 1881 ein braver Offiziersbursche:

Dieses Buch, das ist mein eigen,
Wer es anfaßt, kriegt Ohrfeigen.
Wer es wegnimmt, der kriegt Keile,
Das sage ich jetzt alleweile.
Bei meinem Herrn hab' ich's gut gehabt,
Das danke ich ihm tausendmal.
Bei dem da bin ich gern gewesen,
Das thut man in dem Buche lesen.

Am kürzesten und prägnantesten betont das Eigentumsrecht ein Wort vom Jahre 1895: „Halt! Mein Buch!“

Indem wir dem Autor durch alle die Wandlungen folgen, welche im Laufe der Zeiten das Bibliothekzeichen durchgemacht hat, stoßen wir im Jahre 1767 auf eine Radierung, die ein Leipziger Student seiner Herzliebsten verehrt hat. Die Darstellung, — ein Päckchen Bücher, woran sich eine ovale Tafel mit Initial lehnt — ist gerade kein Meisterwerk, aber doch eine liebenswürdige Erinnerung, denn der junge Student war Wolfgang Goethe und die von ihm Beschenkte Käthchen Schönkopf. Noch auf manchen andern berühmten Namen stoßen wir bei der Lektüre und der Betrachtung der Abbildungen, aber wir müssen uns beschränken und erwähnen nur noch, daß der Verfasser eingehend auch die modernen Exlibris beschreibt. Wie vor 400 Jahren die ersten deutschen Meister ihre Kunst den Bibliothekzeichen gönnten, so verschmähen auch heute bedeutende Künstler das Gleiche nicht. Das Werk führt eine stattliche Reihe klangvoller und berühmter Namen auf. Nun vermag nicht jeder eine solche Celebrität zu honorieren, aber junge, aufstrebende Talente sind wohlfeiler zu haben, und der kunstgeübte Dilettant kann sich allein sein Exlibris komponieren. Jedenfalls sind diejenigen, welche sich eine hübsche Hausbibliothek einrichten, auch in der Lage, ihre Bücherschätze mit einem geschmack- und sinnvollen Eigentumszeichen zu versehen. Auch nach dieser Richtung giebt Graf Leiningen beachtenswerte Fingerzeige, und ebenso erteilt er deutliche Weisungen für die Anlage einer Exlibris-Sammlung. So wendet sich das Werk an die weitesten Kreise der Gebildeten, an alle Kunstfreunde und Kunstübenden. E. Sch.

Die neue Neckarbrücke in Tübingen.

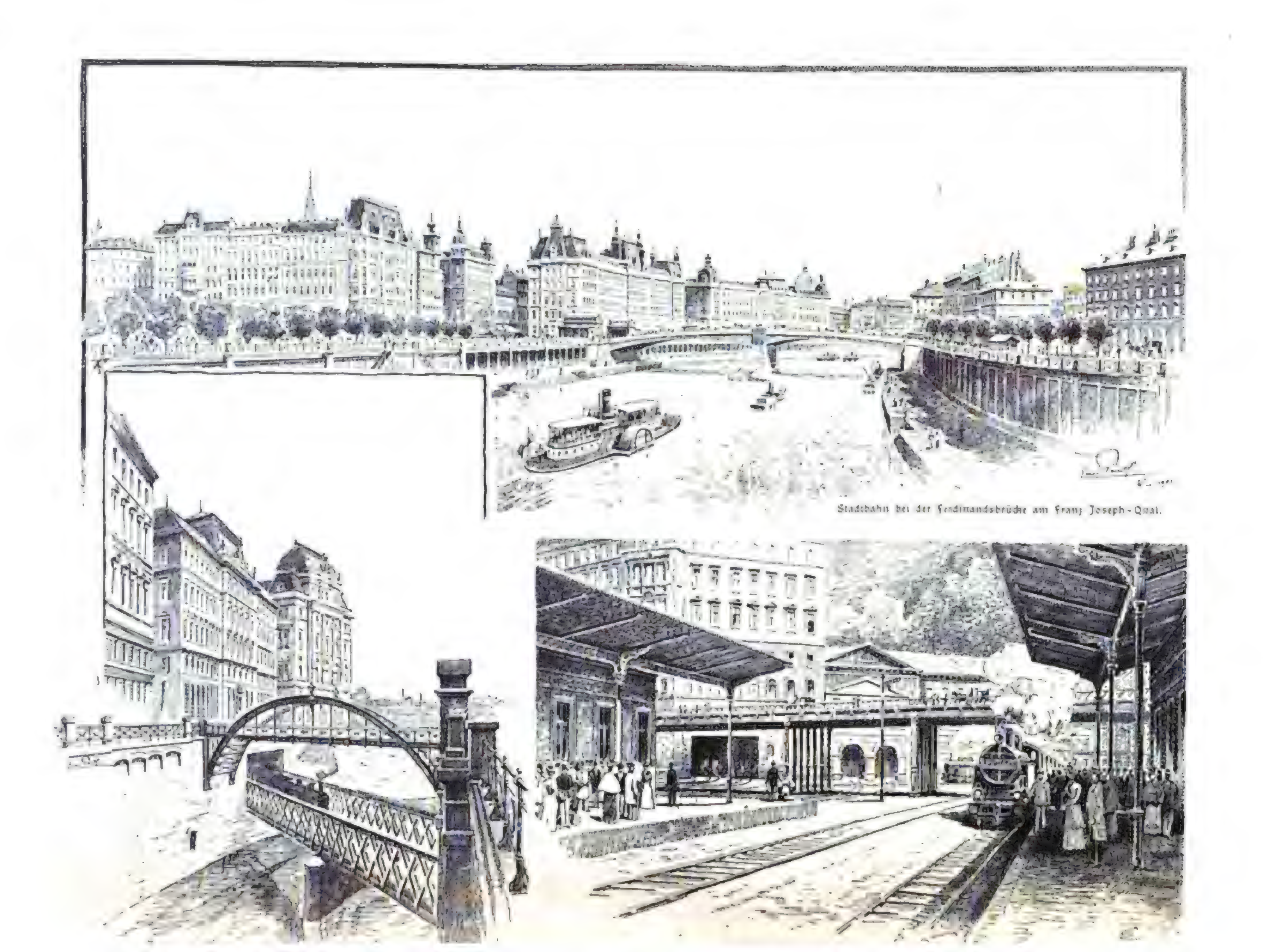
Die alte Eberhardsbrücke über den Neckar gehörte zu den Wahrzeichen der schwäbischen Musenstadt; mit Wehmut vernahm mancher „Alte Herr“ der Schwaben und Preußen, der Franken und Normannen und wie sonst die buntbemützten Völkerschaften heißen mögen, die Kunde, daß sie wegen zunehmender Baufälligkeit einem Neubau Platz machen müsse. Unsre Abbildung wird ihnen den Trost bieten, daß die neue Brücke der alten sehr gut, wenn man so sagen darf, das Wasser reichen kann. Bei der Einweihung des Bauwerks (27. Juli 1901) befand sich darauf das Standbild des Erbauers der alten Brücke, Eberhards im Bart, vorläufig im Modell. Der Festzug setzte sich um 11 Uhr vom Marktplatz aus in Bewegung; voraus das Stadtreitercorps und die Stadtkapelle, dann die bürgerlichen Kollegien und sämtliche Vereine. Unter Böllerschüssen und Glockengeläute kam der Zug an der festlich geschmückten Brücke an. Oberbaurat Graner hieß die Versammelten willkommen und gab in schlichten Worten einen geschichtlichen Ueberblick über den Bau der Brücke. Alsdann übergab Baudirektor von Euting die Brücke dem öffentlichen Verkehr, worauf die letzte Schranke, eine riesige Blumenguirlande, fiel. Gleichzeitig mit der Einweihung fand in Tübingen das vierzigste Stiftungsfest der fünf Burschenschaften des „süddeutschen Kartells“ von Tübingen, Heidelberg, Jena, Erlangen und Kiel statt. Unser Bild zeigt Vertreter desselben als Festteilnehmer.



Die Donaukanallinie der Wiener Stadtbahn.

(Originalzeichnungen von Erwin Pendl.)

Die jetzt zur Eröffnung gelangte Donaukanal- oder Quailinie der Wiener Stadtbahn bringt das für den Wiener Lokalverkehr so unbedingt notwendig gewordene Werk der Stadtbahn zu einem vorläufigen Abschluß. Dank der Initiative des Eisenbahnministers Dr. Ritter von Wittek und des Baudirektors der Wiener Stadtbahn, Sektionschefs Edlen von Bischoff. Wir haben vor zwei Jahren Abbildungen der bis dahin in Betrieb gesetzten Strecken der Stadtbahn, nämlich der die alten Stadtbezirke umziehenden Gürtellinie, der Vororteline und der längs des teilweise zugemauerten Bettes der Wien in die Sommerfrischen an der Westbahn führenden Wienthallinie gebracht und fügen jetzt Bilder der neuen Donaukanallinie hinzu. Diese neue, etwas über fünf Kilometer lange Stadtbahnstrecke nimmt ihren Ausgang in dem verkehrsreichen Zentralbahnhof „Hauptzollamt“ hinter dem österreichischen Museum für Kunst und Industrie am Ausgange der belebten Wollzeile, vom Stephansplatz in wenig mehr als zehn Minuten zu erreichen. Hier am Hauptzollamte münden auch die Wienthallinie sowie die in den Prater führende Strecke und der zur Südbahnstation Meidling und darüber hinaus zur Westbahn führende Flügel der alten Wiener Verbindungsbahn. Hier hat das Stadtbild im Verlaufe der letzten Jahre die allergründlichsten Wandlungen erfahren, und das Wienflüßchen, das diese Gefilde nicht immer in den besten Geruch gebracht hatte, ist nahezu ganz verschwunden. Die neue Donaukanallinie unterfährt im Tunnel den Platz vor dem Hauptzollamt und die Lastenstraße, übersetzt den dort zu Tage tretenden Wienfluß mittels einer längeren Brücke und setzt sich in einem zweiten Tunnel unter der Ringstraße zum Franz Josephs-Quai fort. An der alten Ferdinandsbrücke, die den starken Verkehr der Fußgänger und Wagen aus der inneren Stadt in die Leopoldstadt vermittelt und wohl bald einer modernen Brückenkonstruktion weichen wird, sind

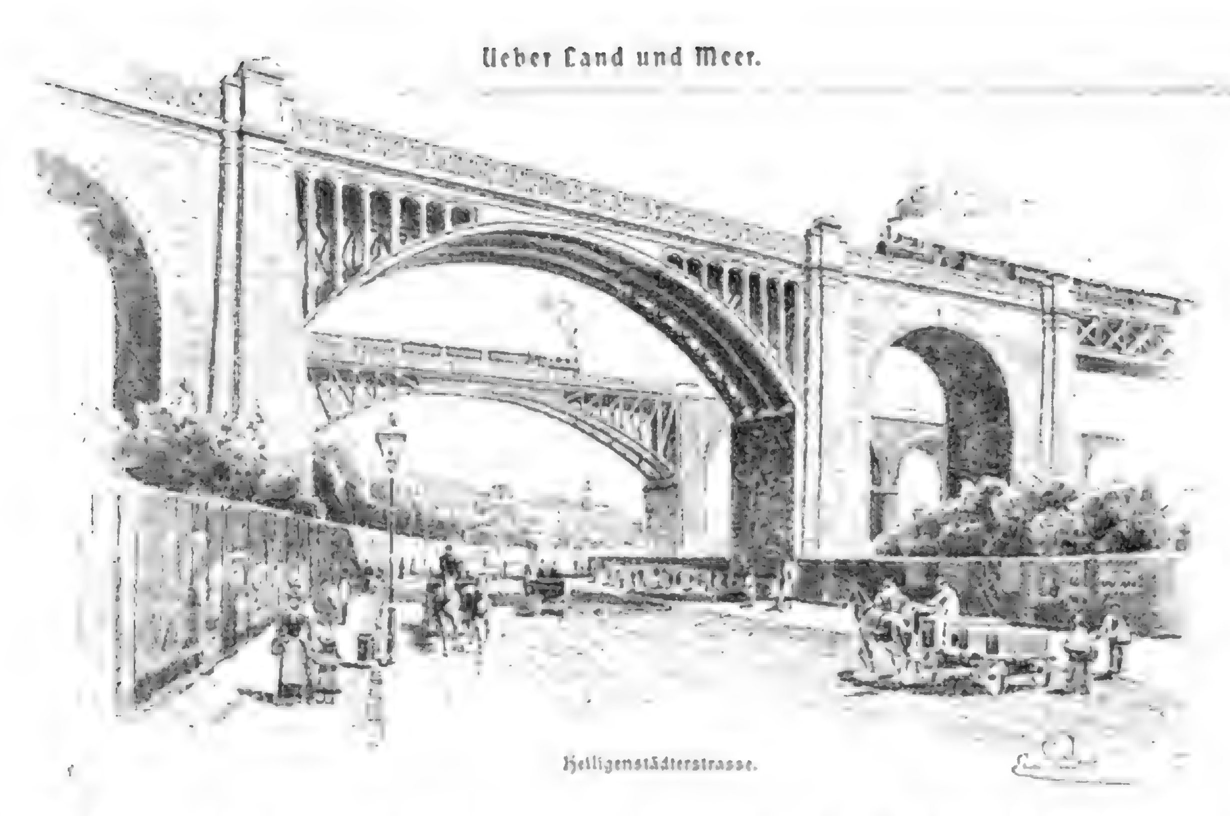


Stadtbahn bei der Ferdinandsbrücke am Franz Joseph-Quai.



Franz Joseph-Quai mit Station Schottenring.

Kreuzung der Donaukanallinie, der Vororte- und Gürtellinie der Stadtbahn mit der Kaiser Franz Joseph-Bahn.



Heiligenstädterstrasse.

die beiden Pavillons für die gleichnamige Haltestelle errichtet. Mit Rücksicht auf den starken Personenverkehr ist bei der Haltestelle „Ferdinandsbrücke", analog der Station „Carlsplatz" der Wienthallinie, für jede der beiden Fahrtrichtungen ein eigner Pavillon mit Kassenschaltern und so weiter bestimmt. Gleich allen übrigen Hochbauten der Wiener Stadtbahn sind auch jene der Donaukanallinie in ihrem architektonischen Aufbau von Oberbaurat Professor Otto Wagner entworfen, welchen die Wiener Künstlergenossenschaft als künstlerischen Beirat in die große Kommission für den Bau der Verkehrsanlagen entsendet hatte. Der Bau gewaltiger Quaimauern, schwierige Fundierungsarbeiten, sowie die Umlegung der Hauptsammelkanäle boten auf der Strecke längs des Franz Joseph-Quais den Ingenieuren die schwierigsten Probleme dar.

Als offene Galeriebahn läuft nunmehr die neue Linie längs des Donaukanals bis in die Brigittenau, den neugebildeten zwanzigsten Wiener Gemeindebezirk, nachdem sie zuvor die wichtige Haltestelle „Schottenring" passiert hat. Es folgen noch die Haltestellen „Rossauerlände", „Brigittabrücke", und bei letzterer zweigt sich die Verbindungskurve zu der schon bestehenden Gürtellinie der Stadtbahn ab, während die Quailinie selbst bald darauf in den großen Bahnhof „Heiligenstadt" einmündet. Am Fuße des Kahlengebirges gelegen, dessen Rebengelände sich in der Flut der ruhig dahinfließenden Donau spiegeln, bildet die Endstation „Heiligenstadt" den nördlichen Knotenpunkt der Stadtbahn, während Hütteldorf der westliche ist. Das neue Glied der Stadtbahn bildet mithin das bisher fehlende Verbindungsstück zwischen der von Heiligenstadt an der Kaiser Franz Joseph-Bahn ausgehenden Vororte- und Gürtellinie der Stadtbahn einerseits und der am Hauptzollamt beginnenden und in Hütteldorf an der Westbahn sich mit der Vorortelinie (schon früher mit der Gürtellinie) vereinigenden Wienthallinie anderenteils. Nun erst ist es den am Franz Josephs-Quai, Schottenring, am Alsergrund und in den benachbarten Stadtteilen wohnenden Wienern ermöglicht, mit der Eisenbahn in wenigen Minuten die



Haltestelle bei der Brigittabrücke.

Sommerfrischen in den Thälern des Wienerwaldes oder jene an der Südbahnstrecke zu erreichen, und die bisher stärkste Frequenz der Wiener Stadtbahn mit 292000 Personen am 15. Juli vorigen Jahres dürfte gewiß bald noch überboten werden. Hoffentlich wird damit auch das drohende Gespenst des Defizits im Betriebe der Stadtbahn gebannt werden. Hat doch der ganze Bau der Wiener Verkehrsanlagen, zu denen nicht bloß die Stadtbahn, sondern auch die gewaltige Schleusenanlage in Nußdorf gehört, welche die Schiffbarkeit des Donaukanals auch bei Hochwasser und die Ausgestaltung desselben zu einem Winterhafen ermöglicht, bis zum Ende des Vorjahres mehr als 192 Millionen Kronen verschlungen, von denen 130 Millionen dem österreichischen Staate, 20 Millionen dem Lande Niederösterreich und der Rest von einigen 40 Millionen Kronen der Gemeinde Wien zur Last fallen. Wenn die soeben vorgenommenen Versuche gelingen, so wird das ganze Netz der Wiener Stadtbahn bald mit elektrischen, also rauchlosen Lokomotiven betrieben werden.

Max Weinberg.

Truppenübungen auf der Mosel bei Metz (Ueberführung von Geschützen auf Flössen).

Truppenübungen auf der Mosel bei Metz.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von E. Jacobi, Hofphotograph in Metz.

Unter Leitung des Generalobersten Grafen von Häseler fanden auf der Mosel bei Metz sehr interessante Wasserübungen statt. Durch Kavallerie sollte eine Brücke über den Strom geschlagen werden, und zwar aus unvorbereitetem Material. Außer einigen Holzböcken, die auf beiden Ufern befestigt wurden, requirierte man einige Fischerkähne, die in Verbindung mit den im Besitz der Kavallerie befindlichen Faltlanzen und strohgefüllten Floßsäcken beinahe die Mosel überbrückt hätten. Um die Lücke auszufüllen, half man sich, indem man noch einige Leitern auftrieb, die mit Brettern belegt wurden, so daß die Verbindung für Fußgänger nun vollständig ausreichte. Als erster ging Generaloberst Graf Häseler über die Brücke, dem dann die Offiziere und Truppen folgten. Jetzt galt es aber auch die reitende Artillerie, die der vorgehenden Kavallerie im Gelände folgen sollte, hinüber zu bringen. Während die Pferde den Fluß durchschwammen, wurden die Geschütze auf schnell zusammengefügten Flößen, sowie auf je zwei zusammengesetzten Lanzenbooten hinübergerudert. Die interessante Uebung war in kaum drei Stunden beendet.





Generaloberst Graf Häseler und sein Stab nach Ueberschreiten der improvisierten Schiffbrücke.



Verlängerung der improvisierten Schiffbrücke durch Leitern.

Truppenübungen auf der Mosel bei Metz.



Hochbahnzug.

Der erste Schnellfahrtmotor und der erste Hochbahnzug.

Von

Heinz Krieger.

Von dem Augenblick an, da Siemens & Halske im Jahre 1881 in Groß-Lichterfelde bei Berlin die erste öffentliche Bahn der Welt mit elektrischem Antrieb erbauten, hat Berlin, im wesentlichen infolge der Anstrengungen dieser aus kleinen Anfängen allmählich zu einem Welthause ersten Ranges emporgewachsenen Firma, die führende Rolle auf elektrischem Gebiete gehabt. Wenn es auch gerade im elektrischen Bahnbetrieb eine Zeitlang zurückzubleiben schien, so daß kleinere Städte mit Fingern auf die Hauptstadt weisen konnten, so ist die Scharte längst ausgewetzt, und eben jetzt stehen auf diesem Gebiete zwei Ereignisse bevor, die die Augen der gesamten Welt wieder einmal auf Berlin hinlenken. In nächster Zeit wird die Studiengesellschaft, der die bedeutendsten deutschen Werke auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens und des Maschinenbaues angehören, auf der Strecke der Militärbahn Berlin-Zossen Schnellfahrtversuche mit elektrisch angetriebenen Zügen vornehmen, bei denen 200 Kilometer in der Stunde gefahren werden sollen. Als Motor dient keine Lokomotive alten Stiles, sondern der elegante Motorwagen, den eine unsrer Abbildungen darstellt. Dieser Motorwagen hat eine lange Geschichte, sie ist genau vier Jahre alt, eine lange Zeit für die schnell sich entwickelnde elektrische Industrie. Vor vier Jahren unternahm es die Firma Siemens & Halske, auf einer eigens zu dem Zwecke hergestellten Bahn in Groß-Lichterfelde Schnellfahrten mit einer elektrischen Lokomotive unter Anwendung von hochgespanntem Drehstrom zu machen. Natürlich ging das nicht ohne allerlei Vorversuche ab, von denen einer der interessantesten darin bestand, den Luftwiderstand bei stark gesteigerter Geschwindigkeit festzustellen. Zu dem Zwecke lagerte man auf der senkrechten Achse eines viereckigen, gut befestigten Elektromotors einen starken Querbalken. An den beiden Seitenenden dieses Balkens brachte man je einen viereckigen, 1,6 Meter hohen Kasten an. Nun setzte man den Balken in Bewegung derart, daß er die erforderte Geschwindigkeit erlangte, und kam so zu einem Urteil über den Luftwiderstand dahin, daß man bei einer Geschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde einen Druck bis zu 100 Kilogramm auf den Quadratmeter Fläche zu erwarten hat. Dies wichtige Resultat wurde nicht so ohne weiteres, auch nicht ohne Fährlichkeiten erzielt. Denn einmal flog einer der Seitenkasten ab, erlangte trotz seiner Schwere einen Ausflug von nahezu 30 Metern und schlug in das Mauerwerk der Lichterfelder Zentrale ein tiefes Loch.

Nachdem man über diese und einige andre Dinge klar geworden war, erbaute man auf dem Untergestell eines gewöhnlichen zweiachsigen Plattformwagens ganz aus Eisen eine Lokomotive derart, daß man den Führerstand in die Mitte in einen hochragenden Glaskasten verlegte, während man das Gefäß der Lokomotive nach vorn und hinten stumpf verlaufen ließ. Diese Lokomotive enthielt außer dem Führerstand die notwendigen Schaltapparate, Bremsen, Transformatoren, Motorkompressor und zwei Drehstrommotoren. Sie wog mit all den genannten Apparaten nur 16000 Kilogramm, also 20000 Kilogramm weniger als eine Dampflokomotive

für gewöhnliche Schnellzüge. Der Durchmesser der Laufräder betrug 1000, der Radabstand 2800 Millimeter, die Länge der Plattform 4000, die Breite 2200, die Gesamtlänge mit den Puffern 6300, die Höhe der Plattform 1200 Millimeter. Mit diesem Fahrzeug unternahm man seit dem Sommer 1899 zahlreiche Probefahrten, die alle ohne jeden Zwischenfall verliefen. Das Gefährt arbeitet trotz der enormen Schnelligkeit mit einer Ruhe, Sicherheit und Präzision, daß der Gedanke an Gefahr gar nicht aufkommt. Kein Stoßen, kein Rucken, kein Pusten und Dampfen, — es ist, als ob man eine Wasserfahrt auf stiller See mache.

Dieses merkwürdige Vehikel war die eigentliche Geburtsstätte des eleganten Motorwagens, den die Studiengesellschaft auf Grund der Vorversuche von Siemens & Halske für ihre Schnellfahrten auf der Militärbahn hat erbauen lassen. Einen zweiten Wagen derart hat die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft gebaut, nachdem Siemens & Halske die nötige Anleitung dazu gegeben haben. Der Wagen ist allerdings keine elektrische Lokomotive, sondern er vereint den Motorwagen mit dem Personenwagen und dient so gleichzeitig zweierlei Zwecken. Im übrigen ist er genau nach den Ausmaßen des oben beschriebenen Versuchswagens hergestellt. Die gesamte äußere wie innere Einrichtung ist äußerst zweckmäßig, solid und komfortabel, denn man will bei den Versuchen nicht allein bisher ungewöhnliche Schnelligkeiten erzielen, sondern die Ueberlegenheit des elektrischen Betriebes für das Publikum in jeder Hinsicht klarstellen.

Das zweite elektrische Ereignis der Hauptstadt ist die zu Beginn des Jahres 1902 bevorstehende Eröffnung der elektrischen Hochbahn. Auch sie soll ihre Ueberlegenheit gegenüber der älteren seit 1881 mit Dampf betriebenen Schwester nach allen Richtungen erweisen. Diesem Zweck soll unter anderm der elegante Wagenzug dienen, den wir ebenfalls im Bilde vorführen. Es sind drei Wagen, die vorläufig den Hochbahnzug bilden sollen, je ein Motorwagen vorn und hinten, inmitten ein Beiwagen. Hebt sich der Verkehr, so werden die Beiwagen je nach Bedarf und Betriebsmöglichkeit erhöht, das Prinzip aber, ein Motorwagen vorn, einer hinten, bleibt das gleiche. Es hat sich auf der Wannseebahn bewährt, bewährt sich zurzeit in Wien, wo seit kurzem auch von Siemens & Halske auf der Stadtbahn elektrische Probefahrten gemacht werden, und wird sich voraussichtlich auch in Berlin bewähren. Die Motorwagen sind gelb lackiert, echt postgelb und in der Fabrik der Großen Hamburger Straßenbahngesellschaft hergestellt. Sie bilden die Wagen III. Klasse und haben zusammen 78 Sitzplätze. Der Beiwagen ist rot lackiert, vom Düsseldorfer Eisenbahnbedarf hergestellt; er hat 44 Sitzplätze. Dazu kommen auf den drei Wagen 70 Stehplätze, so daß der Zug nahezu 200 Personen befördern kann. Für den Anfang werden 42 Motorwagen und 21 Beiwagen eingestellt, so daß nahezu 12600 Personen gleichzeitig befördert werden können. Die Wagen sind höchst elegant eingerichtet, haben große Spiegelscheiben, elektrische Beleuchtung. Um ein leichtes Füllen und Entleeren zu ermöglichen, laufen die Sitze an den Längsseiten entlang und lassen in der Mitte breiten Raum für die Bewegungen des Publikums.

Es bereiten sich also für die Anwendung der Elektricität im Stadt- wie im Fernverkehr der Hauptstadt zwei wichtige Ereignisse vor, von denen man in allen beteiligten Kreisen ganz neue Impulse erwartet. Die Hauptstadt wird alsbald erfahren, was ein wirkliches Schnellverkehrsmittel für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung bedeutet. Ist einmal der Bann gebrochen, dann wird die alte Stadtbahn bald nachfolgen müssen. Die Entwicklung der Stadt nach den Außenteilen hin, nach Licht, Sonne, Luft kann dabei nur gewinnen. Der Prozeß wird unaufhaltsam fortschreiten, und die viel beschrieene Wohnungsnot wird dem neuen Verkehrsmittel schneller weichen, als man bisher anzunehmen geneigt ist. Der elektrische Fernverkehr aber, der sich von den Versuchen in Groß-Lichterfelde, die der Oberingenieur Reichel geleitet, nunmehr mit offizieller Beteiligung zu Versuchen auf der Militärbahn bereits entwickelt hat, wird der Entfernung ihren trennenden Charakter bald in einer Weise nehmen, daß die Annäherung von Mensch zu Mensch das Kulturhindernis der Ferne überwindet und mit dem Sichnahen das Sichverstehen immer größere Kreise zieht. Was das in einer Zeit bedeutet, die nur zu geneigt ist, sich in nationalen Grenzen abzuschließen, das braucht man nicht auseinanderzusetzen, und was es für den Verkehr, die soziale Entwicklung, die Gesundheit und das Wohlbefinden der Hauptstadt bedeuten kann, dazu braucht man nur daran zu erinnern, daß die prächtigen Seen und Wälder der Mark zumeist ungenutzt daliegen, weil man keine Zeit hat, sie zu besuchen.

Werden Entfernungen von 30 bis 40 Kilometern in 10 Minuten überwunden, dann wird die Natur auch dem Großstädter täglich ihre Weisheit predigen und ihren Segen leihen können.



Schnellfahrtmotor.

Kaiserin Friedrich †.

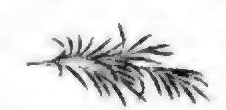
Die Trauerkunde von dem Ableben der Kaiserin Friedrich ist zwar nicht unerwartet gekommen, denn man wußte seit langem, daß die Witwe des edeln Kaisers Friedrich an einem Leiden siechte ähnlich dem, das den Heldenkaiser dahingerafft hatte. Trotzdem ließ die kräftige Konstitution der Kaiserin hoffen, daß sie noch eine Reihe von Jahren dem Fortschreiten der Krankheit Widerstand leisten würde, bis die Mitteilung erfolgte, der Kaiser habe seine Nordlandreise infolge schlechter Nachrichten von dem Befinden seiner Mutter abgebrochen, um an ihr Sterbebett im Schlosse Friedrichshof bei Cronberg im Taunus zu eilen.

Ein reichbewegtes Leben, in dem auf den höchsten Glanz tiefer Schatten folgte, ist der Verewigten beschieden gewesen. Am 21. November 1840 als älteste Tochter der Königin Viktoria von England und des Prinzgemahls Albert von Sachsen-Koburg geboren, erhielt sie eine sorgfältige Erziehung, die ihre vortrefflichen Geistesgaben vielseitig entwickelte. Es ist bekannt, daß Kaiserin Friedrich es zum Beispiel in der Malerei zu achtbaren Leistungen gebracht hat. Im Jahre 1856 verlobte sie sich mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen; die Vermählung fand am 25. Januar 1858 statt.

Dem Gang der geschichtlichen Ereignisse, die in den folgenden Jahren die Stellung Preußens hoch über die Erwartungen hinausgehoben haben, die das englische Volk damals von dem Los seiner Princeß Royal hegen mochte — galt ihm doch diese Heirat vielfach als eine Art Heruntersteigens —, folgte die Kronprinzessin als eifrige, nicht immer ganz unbeteiligte Zuschauerin. Ihrem hohen Gemahl bereitete sie dankbar empfundenes Familienglück durch vier Söhne — von denen zwei frühzeitig starben — und vier Töchter. An den Kulturbestrebungen Berlins nahm sie reges Interesse, insbesondere entstanden das Kunstgewerbemuseum und das Viktoria-Lyceum für die höhere weibliche Bildung unter ihrer Förderung. Bei der Erkrankung ihres Gemahls 1887 begleitete sie ihn nach Italien und kehrte mit ihm nach seiner Thronbesteigung nach Berlin zurück, um als treue Pflegerin ihm zur Seite zu stehen und nach kurzer Regierung die Augen zuzudrücken. Seit 15. Juni 1888 verwitwet, führte sie in treuem Andenken den Namen des Gemahls fort und nahm ihren Wohnsitz auf Schloß Friedrichshof bei Cronberg, bis nun nach dreizehnjähriger Witwenschaft der Tod sie mit dem Gemahl wieder vereinigen sollte.



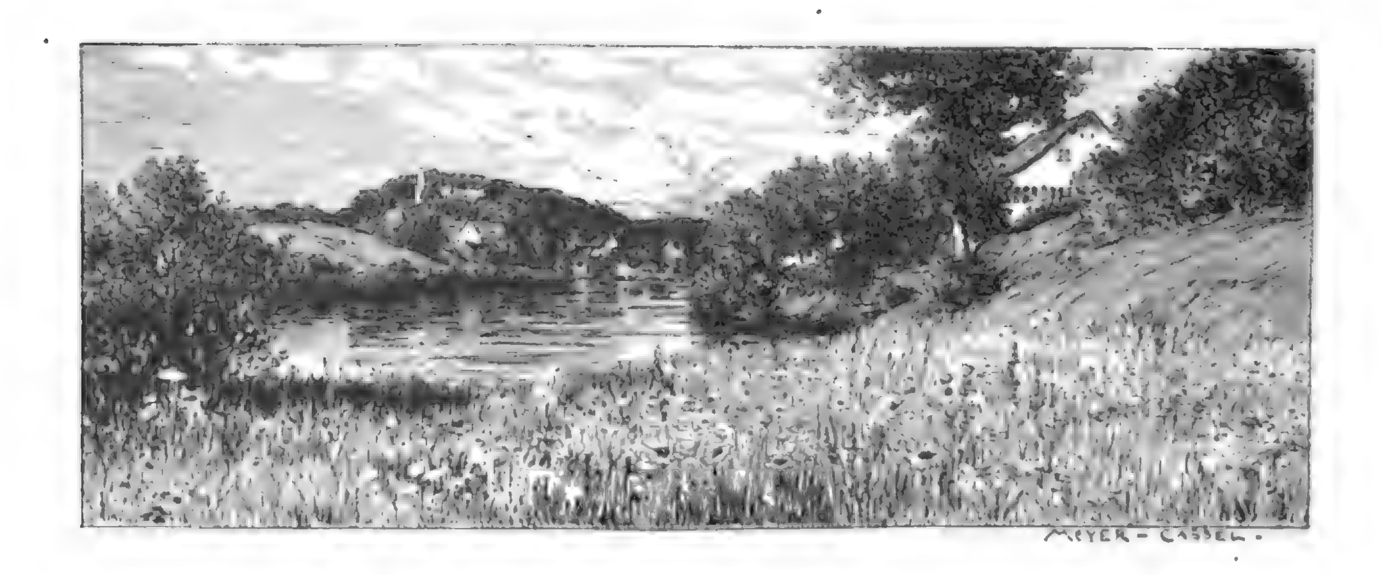
Wohnzimmer der Kaiserin in Schloss Friedrichshof.





Aufn. von T. H. Voigt, Hofphotograph, Homburg.

Kaiserin Friedrich †.



Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Wer hat den Text der „Zauberflöte" geschrieben?

Zu den Persönlichkeiten, die sich unbefugterweise, sozusagen als blinde Passagiere, auf den deutschen Helikon eingeschlichen haben, ist in erster Linie stets Emanuel Schikaneder, der vermeintliche oder wirkliche Textdichter der unsterblichen Mozartschen „Zauberflöte" gezählt worden. Das Gedächtnis an ihn, den vielleicht über Gebühr Verunglimpften, wird in diesem Jahre in besonderer Weise durch die bevorstehende Feier des hundertjährigen Bestandes des Theaters an der Wien wachgerufen, und so kommt ein Werkchen zu gelegener Stunde, die soeben in Berlin bei B. Behr erschienene Monographie „Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters" von Dr. Egon von Komorzynski. Man ist gewöhnt, den Mann, um den es sich in dem Schriftchen handelt, für einen ehr- und charakterlosen Menschen zu halten, der auch als Dichter mehr Verachtung als Beachtung verdiene. Man nennt ihn einen Prahlhans und Lumpen, man wirft ihm Untreue gegen Mozart vor, man erklärt die „Zauberflöte" für ein Plagiat, und so wird man auch wohl meinen, er hätte es nicht verdient, daß man seiner Person und seinen „Werken" eine liebevolle Behandlung widme. Anders, so hebt mit Recht der Urheber des sehr sorgsam gearbeiteten Werkchens hervor, muß der Litteraturhistoriker über den Vielgeschmähten denken. Ihm erscheint Schikaneder bei allen Schwächen und Gebrechen, die ihm anhaften, als ein unentbehrlicher Faktor für die Entwicklung des Wiener Volkstheaters. Die populäre Wiener Dramatik, die sich aus den extemporierten Stücken Kurz-Bernadons und seiner Genossen entwickelte, hat durch Schikaneder eine bedeutende Weiterentwicklung erfahren. Seine Dramen haben mehr noch als die seiner Konkurrenten Hensler und Perinet die spätere Produktion beeinflußt; seine Zauberopern sowohl wie seine Volksstücke bilden eine wichtige Vorstufe für Raimunds herrliche Dichtungen, und auch Grillparzer, dessen Schaffen in der Wiener Volksdramatik wurzelt, lehnt sich mehrfach an Schikaneder an. Allein Schikaneders Einfluß überschritt die lokalen Grenzen weit. Seine Vorliebe für farbige Massenscenen und für dekorativen Prunk machte ihn den Zeitgenossen zum typischen Vertreter des Ausstattungsstücks, und so kommt es, daß wir die Anlehnung an ihn bis hinauf zu Goethes zweitem Teil des „Faust" verfolgen können. Durch die „Zauberflöte" endlich ist Schikaneder, wenn auch ohne sein Verdienst, für die weitere Entwicklung der deutschen Oper höchst bedeutend gewesen. Zu dieser litterarischen Nachwirkung kommen dann noch die Verdienste, die sich Schikaneder um das Wiener Theaterwesen, durch welches das übrige Deutschland sehr beeinflußt wurde, erworben hat. Er hat in seinem kleinen Freihaustheater die deutsche Oper gepflegt und gefördert, während im Hoftheater stolz und breit die Italiener residierten, und er hat durch die Begründung des Theaters an der Wien im Jahre 1801 der österreichischen Hauptstadt eine für die damalige Zeit an Vollkommenheit einzige Bühne geschenkt. Lebt schon durch diese Theatergründung sein Name bis auf den heutigen Tag fort, so ist dies vielleicht mehr noch der Fall infolge des geheimnisvollen Dunkels, das über der Autorschaft der „Zauberflöte" ruht.

Wir kommen hiermit gleich zu dem interessantesten Teile der Komorzynskischen Schikaneder-Monographie, durch die im ganzen in sehr erfreulicher Weise der schon vor Jahren von Professor A. Sauer in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (31, 200) ausgesprochene Wunsch erfüllt worden ist, zu der Aufstellung und zu der unsrer Ansicht nach

vollkommen zutreffenden Beantwortung der Frage: Wer hat den Text der „Zauberflöte“ geschrieben?

Ueber die Beantwortung dieser Frage ist man bisher von berufener Seite, das heißt von seiten der kritischen Forschung, etwas gar leicht, um nicht zu sagen leichtfertig hinweggegangen. Die landläufige Darstellung lautet, Schikaneder habe sich, nachdem er sich durch kostspielige Spektakelstücke ruiniert, am 7. März 1791 mit der inständigen Bitte an Mozart gewandt, er möge, um ihn zu retten, eine Oper komponieren, deren „Quelle“ das Märchen „Lulu oder die Zauberflöte“ im dritten Bande von Wielands „Dschinnistan“ sein sollte. Als man bis zum 1. Finale gekommen, sei auf dem Leopoldstädter Theater eine Dramatisierung desselben Märchens durch Perinet („Kaspar der Fagottist oder die Zauberzither“ mit Musik von Wenzel Müller) gegeben worden. Dadurch gezwungen, habe Schikaneder den weiteren Gang der Ereignisse ins Ernsthafte gewendet und die Gebräuche der Freimaurerei zu Hilfe genommen; dazu habe er aber einen „Entwurf“ seines Schauspielers, des ehemaligen Studenten Karl Ludwig Gieseke, benutzt, den er schließlich für sein eignes Werk ausgegeben. Auch die Gesänge (das heißt die Arien und Lieder) habe er sich von seinem Freund Pater Cantes machen lassen, dann das Ganze für sein Werk ausgegeben und die Oper unter seinem eignen Namen zur Aufführung gebracht. Gieseke habe über seine Autorschaft geschwiegen und Wien nach einigen Jahren verlassen, weil er als Freimaurer verfolgt zu werden fürchtete. Diese Erzählung hat ihre letzte Fassung durch den Mozart-Biographen Jahn erhalten, und dessen Nachfolger haben sie bis auf Sauer, der eine andre, doch auch nicht richtige Darstellung gegeben, ins Ungeheuerliche übertrieben. W. Wittmann druckt auf das Titelblatt seines Zauberflöten-„Opernbuchs“ (in der Reclamschen Sammlung) „Dichtung nach L. Gieseke von Schikaneder“, und Fleischer in der neuesten Mozart-Biographie (in Bettelheims „Geisteshelden“) meint, Schikaneder habe überhaupt alles gestohlen, auch den „Papageno“, den ihm die andern bisher belassen hatten. Wie verhält es sich nun mit dieser Erzählung, und inwieweit entspricht sie den thatsächlichen Verhältnissen? Schon zu Schikaneders Lebzeiten hatten seine Feinde von einem Plagiat, das ihm zur Last falle, gesprochen. Mozarts früher Tod wurde das Unglück für den damals schon viel angefeindeten Mann. Mozarts Familie, die sich von Schikaneder übervorteilt glaubte, sprengte aus, er sei durch die „Zauberflöte“ vom Ruin gerettet worden, er habe die Oper heimlich nach Deutschland verkauft, Mozart betrogen und dessen frühen Tod verschuldet. Man ruhte nicht, bis es hieß, die Oper sei ein Plagiat. Aber nie hat man, solange Schikaneder lebte, Gieseke als Autor genannt. Es gab sehr verschiedene Gerüchte: Schikaneder habe sich den poetischen Teil von dem erwähnten Pater Cantes machen lassen; ein Kurat von St. Stephan Namens Wüst verfasse seine Dramen und so weiter. Aber bereits 1806 schrieb die Wiener Theaterzeitung: „Soll er wirklich manches aus irgend einem größtenteils unbekannten Werke veröffentlicht haben, was thut's? Er wußte es anzuwenden!“ Die Autorschaft Giesekes geht auf eine von Julius Cornet (aber nicht, wie von Komorzynski meint, erst 1857 in der „Ostdeutschen Post“, sondern bereits in dem in Hamburg im Jahre 1849 herausgegebenen Werkchen „Die deutsche Oper“) erzählte Anekdote zurück: er habe mit einigen Freunden im Gasthause einen alten Herrn getroffen, der sich als den einstigen Schauspieler Gieseke, jetzt Mineralogie-Professor in Dublin, entpuppt habe. Derselbe habe im Gespräch erzählt, der eigentliche Verfasser der „Zauberflöte“ sei er gewesen, und Schikaneder habe nur den Papageno und die Papagena hinzugefügt. Diese Erzählung hat dann Jahn selbstthätig dahin ausgeschmückt, Schikaneder, zu einer Aenderung seiner Oper gezwungen, habe einen von Gieseke verfaßten Entwurf für sein eignes Werk ausgegeben, und Gieseke habe aus Angst vor Bestrafung wegen des Freimaurerstücks geschwiegen. Und an dieser Fabel hat die „wissenschaftliche“ Forschung bis heute festgehalten! Mit welcher Leichtfertigkeit, ergiebt sich schon daraus, daß nie jemand danach gefragt hat, aus welchem Grunde denn Gieseke Angst vor Bestrafung wegen eines Freimaurerstücks gehabt haben solle, wenn Schikaneder und Mozart, die sich doch wesentlich in der gleichen Lage befanden und deren Namen dazu auf dem Theaterzettel standen, diese Angst nicht teilten! Was sodann den „Entwurf“ anlangt, so ist von einem solchen in der Cornetschen Erzählung mit keinem Wort die Rede. Er ist eine ganz willkürliche Schöpfung Jahns und ohne jede kritische Prüfung von der späteren Forschung als Thatsache übernommen worden.

Der wirkliche, durch E. von Komorzynski festgestellte Thatbestand ist folgender: Der Schauspieler Gieseke hatte seinem Prinzipal Schikaneder, wahrscheinlich in den ersten Monaten des Jahres 1791, etwas eingereicht, aber nicht den Entwurf zu einer Oper, sondern den von ihm im Jahre 1790 vollständig fertiggestellten Operntext „Oberon, König der Elfen“, beiläufig größtenteils ein Plagiat an dem 1789 erschienenen gleichnamigen dreiaktigen „romantischen Singspiel“ von Friederike Sophie Seyler, wie denn fast sämtliche späteren dichterischen Arbeiten Giesekes Uebersetzungen und Bearbeitungen sind. Das Giesekesche Libretto wurde von Schikaneder angenommen und gelangte am 23. Juli 1791 mit Musik von Stranitzky zur Aufführung. Schikaneder dachte um diese Zeit an die Schaffung einer großen Zauberoper und hatte sich dieserhalb schon mit Mozart in Verbindung gesetzt. Sein Augenmerk war dabei auf das Märchen „Lulu oder die Zauberflöte“ im Dschinnistan gerichtet. In diesem hat ein Zauberer der strahlenden Fee die Tochter zugleich mit einem „vergoldeten Feuerstahl“ geraubt; ein Königssohn, von der Fee mit einem jegliche Gestalt verleihenden Ring und einer die Leidenschaften der Menschen beeinflussenden Flöte ausgerüstet, dringt in der Verkleidung eines alten Musikanten in das Serail des Bösewichts und befreit die Holde; auf ewig muß der Hexenmeister vor der sieghaften guten Fee entfliehen. Bei der dramatischen Ausgestaltung dieser Fabel benutzte Schikaneder verschiedene Motive des von Gieseke herrührenden Textbuchs zum „Oberon“. In letzterem entführt der Ritter Hüon in Begleitung seines Knappen Scherasmin die holde Amande aus der Macht des Sultans, wobei er von Oberon geleitet wird, dessen Gabe, das Zauberhorn, ihn vor Gefahr schützt. Der Knappe Scherasmin findet in Fatme eine drollige Geliebte. Nach diesem Plane erhielt auch bei Schikaneder der Königssohn eine Art Scherasmin zum Begleiter, der ebenfalls eine

Braut finden sollte; dem Horn Oberons entsprachen des Prinzen Flöte und die Vogelpfeife Papagenos; die Schöne war ihrer Feenmutter zugleich mit dem „mächtigen Sonnenkreis“ geraubt worden. Für weitere Züge mußten wieder Märchen aus dem „Dschinnistan“ sorgen, welche die Fabel teilweise änderten: an Stelle der Fee trat die „nächtlich sternflammende Königin“, die auf ihrem goldenen Throne sitzt, undurchdringlich verschleiert, umgeben von ihren fackeltragenden Damen; der böse Zauberer wurde zum lüsternen Mohren mit seinen Sklaven; dem Helden wurde das Bildnis der Jungfrau gegeben, um ihn zur Rettung zu begeistern; drei weise Knäblein führten ihn auf seiner Reise. Der Gang der Ereignisse gestaltete sich nun folgendermaßen: Der Mohr Monostatos hat der sternflammenden Königin Tochter und Kleinod geraubt; diese begeistert den Prinzen Tamino zur Rettung der Tochter, giebt ihm die Zauberflöte und dem ihn begleitenden lustigen Vogelsänger ein Glockenspiel. Eine Entführung wird durch den Mohren und dessen Sklaven vereitelt, die Vereinigung trotzdem durch die Zauberinstrumente herbeigeführt. Der Peiniger stellt nun schwere Proben und Forderungen, unterliegt aber endlich der Macht der guten Fee.

Das ist die erste Fassung der textlichen Unterlage zur „Zauberflöte“, wie sie wahrscheinlich während der Sommermonate des Jahres 1791 in gemeinsamer Arbeit von Schikaneder und Mozart in dem kleinen Häuschen im großen Hof des fürstlich Starhembergschen Freihofes auf der Wieden und in dem Wirtshaus auf dem Kahlenberg festgesetzt wurde. Was die spätere Aenderung der Handlung veranlaßte und von wem sie angeregt wurde, ob von Schikaneder oder Mozart, wird sich wohl nie mehr feststellen lassen. Sicherlich war die Aufführung von Perinets Singspiel „Kaspar, der Fagottist oder die Zauberzither“ durch Martinelli im Leopoldstädter Theater am 8. Juni 1791 nicht schuld daran, denn abgesehen davon, daß dieses Singspiel eine bloße Lokalisierung des Lulumärchens war, ist es nicht denkbar, daß seinetwegen Schikaneder seinen Plan hätte ändern sollen: die Wiener Dichter bearbeiteten sehr häufig denselben Stoff, und zudem beruhten alle Zauberopern auf einem und demselben Schema. Thatsache indes ist, daß die Aenderung erfolgte. Was von Mozart komponiert war, blieb bestehen, aber vom 1. Finale an nahm die Handlung einen ganz andern Verlauf wie in der ersten Fassung. Schikaneder machte die gute Königin zur ränkesüchtigen Königin der Nacht, die von ihr gesandten Knaben und den lüsternen Mohren zu Dienern einer ganz neu eingeführten guten Partei: einer reinen Schar von Lichtanbetern, deren Beherrscher ein erhabener Weiser ist. Die Prüfungen des Zauberers wurden zu Proben, von beiden Liebenden zu bestehen: das Paar wurde endlich in die Mysterien ägyptischer Priester aufgenommen und Papageno von der letzten und schwersten Prüfung ganz entbunden. Manche Motive für die neue Textgestaltung wurden verschiedenen Märchen aus dem „Dschinnistan“ entnommen, von denen unter anderm eines, „Der Stein der Weisen“, die Anregung zu der Feuer- und Wasserprobe gab. Als Vorbild diente weiter Henslers, von Martinelli am 9. September 1790 zuerst gegebene Oper „Das Sonnenfest der Brahminen“, in dem Schikaneder die feierlichen Priesterversammlungen und Tempelscenen, festliche Opfer und zum Schluß den Tempel der Sonne fand. Auch die Handlung bot verschiedene Analogien dar. Mehr Anregung wurde indes nach dieser Richtung hin von einem andern dramatischen Werke gegeben, zu dem kurz vorher Mozart in Salzburg die Musik geschrieben hatte, von dem fünfaktigen heroischen Drama „Thamos, König in Aegypten“ von Tobias Philipp Freiherrn von Gebler. Der heroischen Handlung dieses Stückes entspricht vollständig die märchenhafte der „Zauberflöte“ in ihrer endgültigen Fassung. In beiden Werken tritt ein ideales junges Liebespaar auf, das, kindlichen Vertrauens voll, seine Wege wandelt. Eine Gruppe von Verschworenen will die Vereinigung dieses Paares verhindern, und an ihrer Spitze stehen ein Mann, der es selbst auf das Mädchen abgesehen hat (Pheron-Monostatos), und ein wildes, leidenschaftliches Weib (Mirza-Königin der Nacht). Ein Oberpriester von tiefer Milde und erhabener Größe (Sethos-Sarastro) vereint die Liebenden den Anschlägen der Verschworenen zum Trotz, und die letzteren werden am Schlusse von ihrer erträumten Höhe herabgestürzt.

So haben wir die Gestaltung des Zauberflöte-Textes vor uns, wie er den Weg seiner Entwicklung vom „Lulumärchen“ aus über den „Oberon“, das „Sommerfest der Brahminen“ und den „König Thamos“ genommen hat. Die Partei der Königin ist jetzt zur bösen Partei geworden, der Oberpriester läßt die Liebenden Prüfungen bestehen, um sie der Vereinigung und der Aufnahme in die Mysterien würdig werden zu lassen. Der plötzliche Umschwung, den die letzte Fassung vom 1. Finale an aufweist, wurde damit motiviert, daß die Königin und die Damen Tamino hintergangen hätten. Die erste feierliche Scene der Weiterführung (drei Knaben führen Tamino in den Hain) wurde zwischen die vorletzte und letzte der komponierten Scenen eingeschoben, und von da an blieben nur die Papagenoscenen humoristisch. Für die Einführung der Tendenz und der Gebräuche der Freimaurerei in die Oper, deren Handlung eine Aufnahme in Mysterien zum Gegenstande hatte und in Aegypten spielte, woher die Freimaurer ihre Zeremonien herleiteten, wurde noch eine weitere Vorlage benutzt, Terrassons von Claudius (1778—1779) ins Deutsche übertragener Roman „Sethos“, der schon für Wielands Märchen im Dschinnistan und für Geblers Stück als Quelle gedient hatte. Schikaneder und Mozart, die eifrige Freimaurer waren, fanden ihn jedenfalls in der Loge vor, und daß er unmittelbar und nicht nur in der Einwirkung auf das Wielandsche und das Geblersche Werk ausgebeutet worden ist, zeigen drei ihm wörtlich entlehnte Stellen der Oper. So gestaltete sich schließlich die Oper freimaurerisch aus. Sarastro ward zum Haupte der „Eingeweihten“, Tamino und Papageno und sodann Tamino und Pamina mußten als Neulinge die übliche „Reise durch die Elemente“ machen, ehe sie in das Reich des Lichtes aufgenommen wurden, und schließlich siegte die Maurerei über alle Anschläge der Finsterlinge.

Es läßt sich demnach nicht leugnen, daß der Schauspieler Gieseke einen gewissen Anteil an der Gestaltung des Zauberflöte-Textes hat, doch kann von einer Autorschaft seinerseits nicht die Rede sein; Schikaneder hat lediglich seinen „Oberon“ in derselben Weise benutzt, wie er es mit Henslers „Sonnenfest“, Geblers „Thamos“ und Terrassons „Sethos“ gethan. Gieseckes „Oberon“ kommt dazu



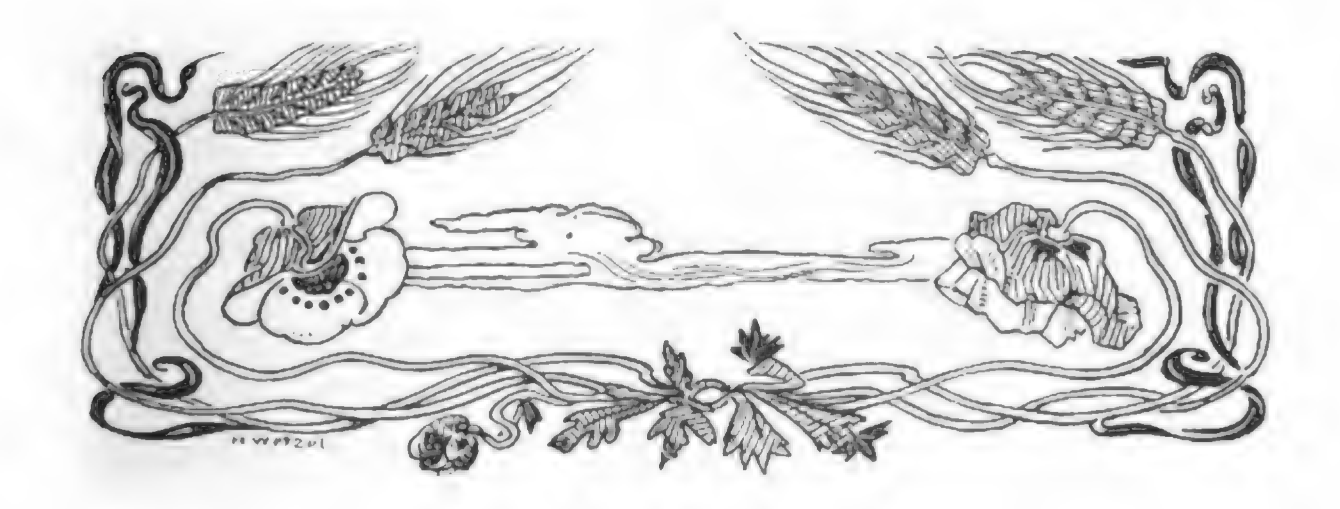
T. Lobrichon
Meine Modelle.



als Vorbild für die „Zauberflöte“ nur für das erste Drittel der letzteren, das heißt für den Gang der Handlung bis zum ersten Finale, in Betracht. Die ersten Scenen entsprechen ganz dem Beginn seines „Oberon“: dort treffen wir Hüon in einer Felsengegend, zwei Nymphen treten vor, dann öffnet sich der Berg, und man sieht Titania auf ihrem Thron sitzen; hier befreien die drei Damen Tamino von der Schlange, der Titania entspricht die Königin der Nacht. Dem Zusammentreffen zwischen Hüon und Scherasmin wurde das Taminos mit Papageno nachgebildet. Wie der durch fünfzehnjähriges Höhlenleben ganz zum Naturmenschen gewordene Scherasmin mit einem Bündel Holz auf dem Rücken, so kommt Papageno mit seinem Vogelkäfig und kennt keine Länder außer seinem Heimatthal. Derartige Gestalten, die mit ihrer Naturwüchsigkeit die hergebrachten Züge des Hanswurst oder Kasperl: Gefräßigkeit, Feigheit und derben Humor vereinigen, kommen wie die verwandten des Schneckenhändlers und Mausfallenkrämers übrigens schon in früheren Wiener Stücken vor. Dem Schluß des ersten Aktes bei Gieseke: Oberon auf seinem Wolkenwagen stößt ins Horn, worauf die Muselmänner tanzen müssen, bis sie nicht mehr können, entspricht in der ersten Fassung der „Zauberflöte“ die Scene nach dem Fluchtversuch Papagenos und Paminas: Papageno pfeift, und man hört die Flöte Taminos antworten, da stürzt Monostatos mit einem Rudel Sklaven herzu, aber sie müssen beim Klange des Glockenspiels tanzen und endlich abgehen.

Man sieht nach allem, von einem Gieseke'schen „Entwurf“ zur „Zauberflöte“ kann überall keine Rede sein; Schikaneder hat Giesekes Oberon-Text lediglich benutzt wie eine Reihe andrer Quellen. Wer die „Zauberflöte“ als eine „Dichtung nach L. Gieseke von E. Schikaneder“ bezeichnet, zeigt nur, daß er keine Ahnung von der Entstehungsgeschichte dieser Dichtung hat. Wenn Schikaneder bei Abfassung seines Textes einen Mitarbeiter im engeren Sinne gehabt hat, kann als solcher nur Mozart in Betracht gezogen werden; er hat mit Schikaneder zusammen geplant, festgesetzt, geändert und ausgeführt, und, was das wesentlichste: sein Geist hat das Stück durchdrungen.

Darum sollte man auch ein für allemal von Bearbeitungen und „Verbesserungen“ des alten Schikanederschen Textes absehen; was in dieser Hinsicht in alter und neuer Zeit zu Tage gefördert worden ist, hat sich lediglich als eine böse Verschlimmbesserung erwiesen. Mag Schikaneders Sprache noch so bombastisch und dabei doch wortarm sein, mag man sie als ein Gemisch von Theaterphrasen aus seinen eignen und fremden Stücken, von Ausdrücken aus dem Logenwesen und manchen andern Dingen bezeichnen, so liegt doch, wie von Komorzynski mit vollem Recht hervorhebt, in seinem Text viel Poesie verborgen; so erhabene Dinge wie die Sehnsucht eines liebenden Paares, die alle Hindernisse besiegt, werden darin so kindlich ausgedrückt, daß man gewiß behaupten kann, dieser unbeholfene Operntext sei Mozarts reiner Kinderseele am verwandtesten gewesen. Mit dem Verfasser der vortrefflichen Monographie stimmen wir gern in Berthold Auerbachs Wort ein: „Das Kindliche, ja das Kindische des Textes ist naturnotwendig. Nur überbeizte und überheizte Menschen können das langweilig und geschmacklos finden.“





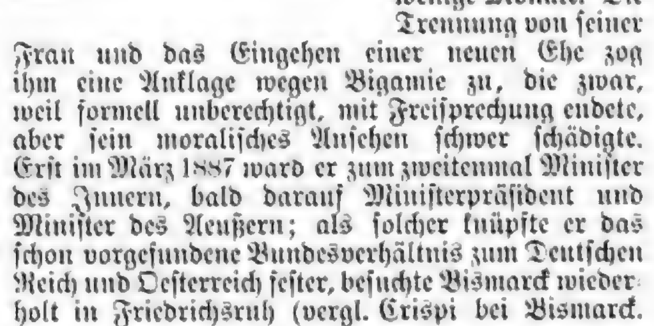
Francesco Crispi †.

Mit Francesco Crispi, der am 11. August in Neapel die Augen schloß, ist ein Stück italienischer Geschichte dahingegangen. Die 82 Jahre seines Erdenwallens umfassen den langen Zeitraum der revolutionären Einheitsbestrebungen im vielgeteilten Italien, ihrer Erfüllung durch Sardiniens Politik und durch Aufstände und Empörungen und der Anläufe des neuen Königreichs zu überseeischer Kolonialpolitik, und an all diesen Begebenheiten hat Crispi hervorragenden Anteil genommen als Verschwörer, Freischärler und dann als Staatsmann und Minister.



Francesco Crispi.

Crispi war ein Sizilianer, seine Familie stammte aus Albanien. Am 4. Oktober 1819 in Ribera bei Girgenti geboren, studierte er in Palermo die Rechtswissenschaft und ließ sich dann in Neapel, der Hauptstadt des „Königreichs beider Sizilien", als Advokat nieder. Die italienische Jugend stand damals unter dem fortwirkenden Einfluß der republikanischen Ideen der französischen Revolution; als der Bannerträger der Hoffnung auf eine große italienische Republik genoß Mazzini das höchste Ansehen, zu seiner Jüngerschaft bekannte sich auch Crispi. An dem Aufstand von 1848 gegen die Herrschaft der Bourbonen in Unteritalien nahm er lebhaften Anteil, zuerst als Sekretär des Komitees für Landesverteidigung, dann als Direktor im revolutionären Kriegsministerium. Bei der Wiederaufrichtung des bourbonischen Königshauses entzog sich Crispi durch die Flucht der Proskription, zunächst wandte er sich nach Turin, von dort, ausgewiesen, nach Malta, wo er seine zweite, etwas romantische Ehe schloß, floh dann nach London, dem Hauptsitz der revolutionären Verschwörer, lebte einige Zeit in Paris als Korrespondent und erlernte zugleich das Bombenmachen, später bereiste er in Verkleidung und mit falschem Paß Unteritalien als geheimer Agent der Revolutionspartei. Der Krieg von 1859 zwischen Oesterreich einerseits und Frankreich und Savoyen andrerseits brachte die Einheitsbewegung in Fluß, Crispi war Garibaldis Generalstabschef bei dem berühmten Zug der „Tausend von Marsala", der in Sizilien die Bourbonen stürzte. Crispi entsagte jetzt völlig den republikanischen Träumen und schloß sich an König Viktor Emanuel an, den ersten König des neuen Königreichs Italien, der Verschwörer wandelte sich in den Abgeordneten — als solcher war er 1861 zwölfmal gewählt worden — und Staatsmann. Nach dem Sturz des Ministeriums Minghetti (1876) ward er Präsident des Abgeordnetenhauses, 1877 zuerst Minister des Innern, doch nur auf wenige Monate. Die Trennung von seiner



Frau und das Eingehen einer neuen Ehe zog ihm eine Anklage wegen Bigamie zu, die zwar, weil formell unberechtigt, mit Freisprechung endete, aber sein moralisches Ansehen schwer schädigte. Erst im März 1887 ward er zum zweitenmal Minister des Innern, bald darauf Ministerpräsident und Minister des Aeußern; als solcher knüpfte er das schon vorgefundene Bundesverhältnis zum Deutschen Reich und Oesterreich fester, besuchte Bismarck wiederholt in Friedrichsruh (vergl. Crispi bei Bismarck.

Uebersetzt von Lili Laufer. 1894. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) und begleitete 1889 König Humbert nach Berlin, wo ihn der Deutsche Kaiser mit dem Schwarzen Adlerorden auszeichnete. Im Jahre 1891 trat er zurück, wurde aber schon 1893 wieder berufen, um die Unruhen in Sizilien zu dämpfen. Der ungünstige Verlauf des Krieges mit Abessinien, die Niederlage bei Adua 1896 brachte das Ende seines Ministeriums. Er lebte seitdem zurückgezogen in Neapel, aber seine Aeußerungen über politische Fragen erregten stets höchstes Aufsehen. Die Kunde seines Hinganges vereinigt Freunde und Gegner in der Trauer um einen der Schöpfer des neuen Italiens.



Aufn. von Hofphot. Michel, Straßburg i. E.

Max von Puttkamer.

Salomon Jadassohn.

Seinen siebzigsten Geburtstag feierte am 13. August der Komponist Salomon Jadassohn in Leipzig, der, in jüngeren Jahren ein trefflicher Pianist, sich später durch Herausgabe bedeutender Musikwerke bekannt machte. Am 13. August 1831 in Breslau geboren, erhielt er seine erste Ausbildung am Leipziger Konservatorium unter Moscheles, Richter und Hauptmann und genoß dann während der Jahre 1849–52 den Unterricht von Franz Liszt in Weimar. Hierauf ließ er sich als Musiklehrer in Leipzig nieder und wirkt seit 1871 am dortigen Konservatorium, seiner ersten Bildungsstätte, als Lehrer der Komposition und des Klavierspiels. Zahlreiche, oft im Konzertsaal gehörte Werke sind ihm zu danken, namentlich Symphonien, Vokalkompositionen, Kammermusikstücke, nicht zu vergessen die Meisterschaft, mit der er den Kanon beherrscht. Auch in dieser Kunstrichtung hat er vieles Bedeutende geschaffen. Nicht minder hat sich Jadassohn als Musikschriftsteller bewährt; seiner Feder entstammt eine ganze Reihe Lehrbücher, die zu den hervorragendsten Erzeugnissen der Musiklitteratur gehören.



Phot. G. Brokesch, Leipzig.

Salomon Jadassohn.

Max von Puttkamer.

Mit dem Wirklichen Geheimen Rat Max von Puttkamer, der bisher als Staatssekretär dem Ministerium für Elsaß-Lothringen vorstand, ist aus dem Staatsdienst ein Mann geschieden, der ein Menschenalter hindurch seine Thätigkeit den Reichslanden gewidmet hat. Als Sohn eines Landrats und Rittergutsbesitzers am 28. Juli 1831 auf Groß-Nossin in Pommern geboren, studierte er in Berlin und Bonn die Rechte. Mit 30 Jahren wurde er Kreisrichter in Fraustadt; von 1867 an war er Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Deutschen Reichstages, wo er als Mitglied der nationalliberalen Partei bald als unermüdlicher Arbeiter und gewandter Redner hervortrat. Im Jahre 1871 wurde er Appellationsgerichtsrat in Kolmar, 1877 Generaladvokat beim reichsländischen Appellhof, 1879 Unterstaatssekretär im Ministerium für Elsaß-Lothringen in Straßburg, 1887 diensthuender Staatssekretär, 1888 Wirklicher Geheimer Rat und 1889 Staatssekretär. So war der ehemalige preußische Richter volle 30 Jahre mit der Entwicklung Elsaß-Lothringens verbunden.



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Kultusminister Bosse.

Kultusminister Bosse †.

Der am 31. Juli in Berlin verstorbene frühere preußische Kultusminister Dr. Bosse ist am 12. Juli 1832 in Quedlinburg geboren. Nach Absolvierung seiner rechts- und staatswissenschaftlichen Studien wurde er 1858 Gerichtsassessor, war von 1861 bis 1868 gräflich Stollbergscher Kammerdirektor in Roßla, später Amtshauptmann in Achte, Konsistorialrat im hannöverschen Konsistorium und von 1872 an Oberpräsidialrat in Hannover. Im Jahre 1876 wurde er als vortragender Rat ins Ministerium, 1878 in gleicher Eigenschaft ins Staatsministerium berufen, 1889 wurde er Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern. Im Jahre 1891 ward er zum Staatssekretär des Reichsjustizamtes ernannt. Seine Verdienste um die sozialpolitischen Reformen, sowie um die Vorbereitung des Bürgerlichen Gesetzbuches erfreuten sich allgemeiner Anerkennung. Am

23. März 1892 übernahm er das preußische Kultusministerium, das er bis zum 4. September 1899 verwaltete. Seine hervorragendste Leistung auf diesem Gebiet war das Lehrer- und das Pfarrerbesoldungsgesetz. Bosse war ein Mann von vielseitigen geistigen Interessen und fand auch Zeit zu litterarischen Arbeiten; seine Aufzeichnungen über die Palästinareise des Kaiserpaares, die er mitmachte (1898), erregten großes Interesse.

Ausfahrt der deutschen Südpolarexpedition.

(Aufn. von J. Hamann, Hamburg.)

Am 11. August hat die deutsche Südpolarexpedition auf dem Schiffe „Gauß“ den Hafen von Kiel verlassen und damit die lange Reise angetreten. Unsre Abbildung der beiden Offiziere in der Polartracht giebt dem Leser eine Vorstellung davon, daß die Teilnehmer und die Mannschaft des Schiffes durchaus keiner Vergnügungsreise entgegengehen. Der voraussichtlich langdauernde Aufenthalt unter hoher Breite stellt an Ausdauer und Widerstandsfähigkeit außerordentliche Anforderungen. Die wissenschaftlichen Aufgaben der Expedition sind mannigfaltiger Art. Zunächst erhebt sich die Frage der Verteilung von Wasser und Land in der Antarktis, ob sich um den Südpol ein großes Festland oder eine Inselgruppe herumlegt. Ferner handelt es sich um den geologischen Bau des Landes, um das Studium der Erdbildung, um die Biologie, insbesondere um den Zusammenhang der antarktischen Tierwelt mit der arktischen, endlich um die Förderung der Meteorologie und des Erdmagnetismus, sowie der Kenntnis von den Meeresströmungen.

Der Leiter der Expedition, Erich von Drygalski, geboren am 9. Februar 1865 zu Königsberg i. Pr., studierte in Königsberg, Bonn, Leipzig und Berlin, wo er 1887 promovierte, und schloß sich auf den beiden letztgenannten Universitäten vornehmlich an Professor Ferdinand Freiherrn von Richthofen an. In den Jahren 1891—1893 leitete er mit Erfolg die beiden Grönlandexpeditionen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Im Jahre 1898 habilitierte er sich als Privatdozent zu Berlin und wurde Ostern 1899 zum außerordentlichen Professor ernannt.



Kapitän Ruser.

Die übrigen wissenschaftlichen Teilnehmer an der Expedition sind: Professor Dr. Vanhöffen (Biologe), Dr. Gazert (Arzt und Bakteriologe), Dr. Philippi (Geologe und Chemiker), Dr. Bidlingmaier (Meteorologe und Erdmagnetiker), Dr. Enzensperger (Meteorologe).

Für die Zwecke der Expedition ist ein Schiff eigens gebaut worden auf den Howaldtswerken in Kiel, das am 2. April vom Stapel lief und den Namen „Gauß“ nach dem berühmten Mathematiker erhielt. Das Schiff, ein hölzerner Dreimast-Marssegel-Schuner, hat eine Länge zwischen den Perpendikeln von 46 Metern, einen Tiefgang von 5,4 Metern und ein Deplacement von 1450 Tonnen. Es besitzt eine Maschine von 300 Pferdestärken und kann bei Windstille eine Geschwindigkeit von 7 Knoten erreichen. Die innere Einrichtung ist natürlich den wissenschaftlichen Aufgaben vollkommen angepaßt, enthält also außer den Wohnräumen noch Arbeitsräume, Laboratorien, photographische Dunkelkammer und so weiter. Dampfheizung und elektrische Beleuchtung sind ebenfalls vorhanden.

Führer des Schiffes ist Kapitän Hans Ruser von der Hamburg-Südamerika-Linie, erster Offizier W. Lerche, zweite Offiziere R. Vahsel und L. Ott, Obermaschinist A. Stehr, dazu kommt noch eine Besatzung von 20 Mann. Eine unsrer Abbildungen führt die ganze Bewohnerschaft des „Gauß“ vor, auch den humoristischen Koch Lehmann in Amtstracht. Möge ihnen allen glückliche Fahrt und frohe Heimkehr beschieden sein!

Die beiden Offiziere Vahsel und Lerche vom „Gauss“ in der Polartracht.



Dr. Philippi. Prof. Dr. E. v. Drygalski. Vahsel, zweiter Offizier. Kapitän Hans Ruser. Dr. Enzensperger.
Lerche, erster Offizier. Dr. Bidlingmaier. Dr. Gazert.

Die Mitglieder der deutschen Südpolarexpedition.

Ein neues System der Kehrichtabfuhr

wird seit kurzem in Karlsbad erprobt und hat sich dort bereits so gut bewährt, daß es wohl angebracht erscheint, weitere Kreise darauf hinzuweisen. Der Maschinenschlosser Anton Fuegert in Fischern bei Karlsbad hat einen Kehricht- oder Müllwagen konstruiert und sich patentieren lassen, der die aus den Häusern zu entfernenden Abfallstoffe, wie Kehricht, Asche und so weiter aufnimmt, ohne daß Staub und Gase aus den dabei benutzten Gefäßen entweichen können. Der vollständig geschlossene Wagen, den unsre Abbildung zeigt, hat beiderseitig sechs bis acht Aufsätze, die durch einen in Leisten nach oben verschiebbaren Deckel verschlossen sind. Letzterer wiederum steht mit Hebeln in Verbindung, von denen je einer an der Seite des Wagens zur Handhabung herabreicht. Zum Sammeln der häuslichen Abfallstoffe dienen Eisenblechgefäße, die ebenfalls durch einen in Leisten geführten Deckel verschlossen sind und in der Größe den Aufsätzen des Wagens entsprechen. Soll nun das Gefäß in den Wagen entleert werden, so wird es mittels daran angebrachter Haken an einen der Wagenaufsätze gehängt und auf diesen gestürzt. Hierbei greifen zwei Haken auf eine Schiene des Gefäßes und halten es fest. An dem Gefäßdeckel ist ein Ansatz (Schiene) vorgesehen, der bei Aufstürzen des Gefäßes in eine Rinne des Aufsatzdeckels zu liegen kommt und so eine Verbindung beider Deckel herstellt. Wird nun der an der Wagenseite herabhängende Hebel angezogen, so wird dadurch der Deckel des Wagenaufsatzes und mit diesem gleichzeitig der Deckel des angehängten, beziehungsweise aufgestürzten Kastens in die Höhe gehoben, so daß sich Wagen und Gefäß öffnen. Während der Funktion der Deckel bleiben Wagen und Gefäß in Ruhe und miteinander verbunden, so daß nicht der geringste Staub entweichen kann. Wird nun der Hebel zurückgedrückt, so schließen sich Gefäß und Wagen, und ersteres kann nach Auslösen obenerwähnter Haken abgenommen werden. Behufs schneller Entleerung des Wagens am Abladeplatz ist sein Boden zweiteilig ausgebildet; durch Scheren an der Vorder- und Rückseite steht er mit Zahnstangen in Verbindung, die durch eine Schnecke und ein Handrad in Thätigkeit gesetzt werden. Mit dieser Einrichtung ist es möglich, daß der Wagen vom Kutschersitz aus geöffnet und entleert werden kann. Die Gefäße und Einfüllöffnungen können in beliebigen Abmessungen gebaut werden. Ein solcher Wagen kostet 2000 Kronen, jeder Kehrichtbehälter 15 Kronen.



Ein neuer Müllwagen.

Versuche zur Hebung eines Dampfers.

Mit Spannung wurden die kürzlich unternommenen Versuche verfolgt, den bei Blankenese an der dort 2,5 Kilometer breiten Elbe (90 Kilometer oberhalb der



Phot. [illegible] & Co., Hamburg. Pump-Schläuche.

Hebungsversuche beim Dampfer „Lemnos“.

Mündung) durch Zusammenstoß mit einem ausgehenden Dampfer gesunkenen Dampfer „Lemnos" der Deutschen Levante-Linie aus der Tiefe wieder heraufzuholen. Es mußte zunächst die aus Erz und Südfrüchten bestehende Ladung herausgeschafft und dann der bei der Katastrophe entstandene Riß durch Taucher gedichtet werden, eine Arbeit, die drei Monate in Anspruch nahm. Alsdann wurden auf die Luken des gesunkenen Dampfers große Holzkasten gebaut, um das Einströmen des Wassers von oben zu verhindern, und endlich von den Bergungsdampfern, die unsre Illustration an Ort und Stelle zeigt, Schläuche in den Raum des „Lemnos" geführt. Bei Ebbe wurde mit dem Auspumpen begonnen, allein trotzdem die Pumpen gewaltige Wassermassen aus dem Schiffsrumpfe schafften, mißglückte der erste Versuch. Obgleich nun längere Zeit bei der täglich zweimal eintretenden Ebbe die Versuche wiederholt wurden, konnte doch noch kein befriedigender Erfolg erzielt werden. Der Nordische Bergungsverein, der die Arbeiten übernommen hat, beschloß daher, die Backbordseite des „Lemnos" mit etwa 300 Tonnen Ballast beschweren zu lassen, um dadurch das Gleichgewicht bei dem gesunkenen Schiff herzustellen. Gleichzeitig sind die Taucher wieder mit dem Abdichten der Leckagen beschäftigt. Nach jedem Hebungsversuch müssen stets immer erst wieder undichte Stellen aufgesucht werden. Die Bergungsdampfer haben vermittelst ihrer mächtigen Pumpen bei den Hebungsversuchen stets etwa 4000 bis 5000 Tonnen Wasser in der Stunde aus den Räumen des gesunkenen Schiffes herausgepumpt. Trotzdem war aber immer nur eine verhältnismäßig geringe Abnahme des Wassers im Schiffskörper zu konstatieren. Das ist ein Beweis, daß das Wasser in Strömen in die Räume des Schiffes hineinläuft. Der Nordische Bergungsverein will trotz aller bisherigen Mißerfolge die Hebungsversuche so lange fortsetzen, bis sich der Erfolg zeigt. Gelingt es, den „Lemnos" in solchem Zustande zu heben, daß das Schiff ins Dock genommen und repariert werden kann, dann hat der Nordische Bergungsverein etwas vollbracht, was ihm von andern Unternehmungen schwerlich nachzumachen sein dürfte, denn der „Lemnos" ist gar zu schwer beschädigt.

Elektrischer Kohlensturzkran am Emdener Hafen.

Ein interessanter Umlade-Apparat im Schiffsverkehr ist der Kohlensturzkran am neuen Emdener Hafen, der zu dem Zweck erbaut worden ist, die auf dem Dortmund-Ems-Kanal eingeführten seetüchtigen Kähne, welche auf dem Kanal wegen der Wasserverhältnisse keine volle Ladung führen können, weiter zu befrachten. Der Kohlensturzkran (Kipper) befaßt sich nur mit der Umladung von der Eisenbahn in die Schiffe. Ein auf seine Plattform, die zwischen dem Eisengerüst auf und ab bewegt werden kann, geschobener Eisenbahnwaggon Kohlen wird von dem Kran hochgehoben, gekippt und gleichzeitig entleert; der Inhalt gleitet über ein Brett in das breitliegende Schiff. Alle drei bis vier Minuten kann der Apparat einen Waggon Kohlen umladen. Er erhält seinen Antrieb durch Elektricität. Zu seiner Bedienung sind nur drei Personen nötig, da das An- und Abfahren der Eisenbahnwagen eine elektrische Winde besorgt. Die Maschinerie ist in einem neben dem Kipper errichteten Hause untergebracht. Die Herstellungskosten des 28 Meter hohen Kranes betrugen rund 400000 Mark.



Elektrischer Kohlensturzkran im Emdener Hafen.

Ernst Muellenbach.

Im blühenden Alter von 39 Jahren verschied in Bonn Dr. Ernst Muellenbach, ein Dichter von liebenswürdigem Talent und ungewöhnlich fruchtbarem Schaffen. In Köln, wo er am 3. März 1862 als Sohn eines Kaufmanns das Licht der Welt erblickte, stand sein Geburtshaus in der Nähe der Kirche Maria Lyskirchen, deren Umgebung der Schauplatz eines seiner besten Romane: „Die Siebolds von Lyskirchen“ ist. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, widmete er sich in Bonn dem Studium der Philosophie und Geschichte, nach dessen Abschluß er mehrere Jahre als Redakteur thätig war, bis er sich von der beengenden Fessel frei machte und ausschließlich seinem dichterischen Berufe lebte. In Poppelsdorf, am Fuße des Venusberges, baute er sich sein heimeliges Nest, wo er, abgeschlossen vom Lärm der Welt und unbehindert von nicht freiwilligen Geschäften, sann und dichtete. Bonn blieb sein ständiger Aufenthalt, den er nur verließ, um von Erholungsreisen neue Schaffenskraft mit heim zu bringen. So hat er sein geliebtes Rheinland genau kennen gelernt und einzelne Punkte, wie Linz und Bacharach, waren ihm sehr ans Herz gewachsen; Bacharach gab ihm den Stoff zu dem historischen Roman „Vom heißen Stein“ wie zu mancher seiner reizvollen Versnovellen. Auch das Westfalenland hat er bisweilen besucht, und besonders gern ging er nach Norden, denn für das Friesenvolk hatte er Verständnis und große Sympathie. Während er sonst die Großstadt mit ihrem rastlosen Verschlingen nicht liebte, zog ihn die Eigenart Hamburgs mit ihrem zeugenden Leben gewaltig an. Bonn und Godesberg sind mehr oder minder durchsichtig der Schauplatz vieler seiner Novellen und manchen Romans, das Milieu meist das akademische Leben, dem er immer nahe stand. Bevor die neue Heimatkunst ihr Banner entrollte, hat Muellenbach die Eigenart des Rheinländers als solche geliebt und geschildert. Auch den „Erdgeruch“ wird man ihm nicht absprechen dürfen. Von seinen Romanen, deren Handlung auf rheinischem Boden spielt, sind drei bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen: die schon oben genannten „Siebolds“, die ein so anschauliches Bild von dem alten kurfürstlichen Köln



Ernst Muellenbach.



Schreiber, Phot.

Phot. Hans Breuer, Hamburg

Die deutschen Ritter vor dem Rathaus in Bremen. Von Rudolf Maison in München.

geben, „Schutzengelchen“, eine fesselnde Erzählung aus der Zeit der Kontinentalsperre, und „Aus der Rumpelkiste“, ein Roman aus der Universitätsstadt Bonn.

Rudolf Maisons deutsche Ritter vor dem Rathaus in Bremen.

Ein wertvolles Geschenk hat Herr Joh. Harjes, ein geborener Bremer, der aber seit fünfzig Jahren fern von seiner Vaterstadt weilt, dieser gestiftet. Er besuchte im vorigen Sommer die Pariser Weltausstellung, und hier kam er zunächst auf den Gedanken, den großen Reichsadler, welcher die deutsche Abteilung schmückte, seiner Vaterstadt zu verehren. Leider mußte er, als er mit einem Kaufangebot hervortrat, erfahren, daß der Adler bereits nach Amerika verkauft war. Darauf kaufte er die beiden in Kupfer getriebenen Deutschen Ritter von Maison-München für 100000 Mark und widmete sie der Stadt Bremen als Geschenk. Auf Beschluß der städtischen Behörden gelangten die beiden Kunstwerke vor dem Bremer Rathause zur Aufstellung.



Domenico Morelli.

Domenico Morelli †.

Der berühmte italienische Maler Domenico Morelli ist am 13. August im Alter von 75 Jahren an einem Herzleiden gestorben. Ursprünglich zum Priester bestimmt, fühlte er sich weit stärker zur Kunst hingezogen; es gelang ihm dann, den Widerstand der Eltern zu überwinden. Er wandte sich zur Ausbildung nach Rom und soll dort auch ein Jahr lang im Atelier eines deutschen Malers gearbeitet haben. Sein Name wurde zuerst 1855 bekannt, wo er gleich mit drei großen Bildern hervortrat, denen sich im Laufe der Jahre zahlreiche Schöpfungen anreihten. Eine ganze Galerie könnte man mit seinen Bildern und Studien füllen. Er hat nicht nur viel gearbeitet, er hat, ungleich andern Künstlern, die zugleich Löwen der Gesellschaft sein wollen und diesem Ehrgeiz viele Zeit opfern, sein langes Leben nur zum Arbeiten ausgenutzt. Die Schlösser und Landhäuser der neapolitanischen Aristokratie, die Salons der Industriellen Oberitaliens, Frankreichs und Englands, die privaten und öffentlichen Museen öffneten sich bereitwillig seinen Schöpfungen. Morelli vereinigte in seinem Schaffen die religiöse, die historische und die romantische Richtung. Zahlreiche Bilder sind aus der Evangeliengeschichte und der Legende gewählt. Es ist bewunderungswürdig, wie zum Beispiel in seinen Bildern „Versuchung Christi“ oder „Apostel Paulus auf dem Wege nach Damaskus“ die Natur Palästinas und Syriens, Länder, die er niemals mit eignen Augen gesehen hat, mit dem Auge der Phantasie geschaut und wiedergegeben ist. Morellis großes Gemälde „Die Versuchungen des heiligen Antonius“ ist auch in Deutschland durch Ausstellungen bekannt geworden — es liefert allein schon den vollgültigen Beweis, daß Morelli auch im Figürlichen und in der Behandlung von Licht und Schatten auf der Höhe der Kunst des 19. Jahrhunderts gestanden hat. Zwei Bilder aus dem Jahre 1864, „Verspottung Christi“ und „Kreuzabnahme“, können als Beispiele seiner hervorragenden Kraft der Charakteristik dienen. Abweichend von der herrschend gewordenen Auffassung der Körperlichkeit Christi, als des Dulders und Opfers, kennzeichnet ihn Morelli als den starken, männlichen, ernsten Heros, der entschlossen, auf jede Gefühlsäußerung verzichtend, sein Leid erträgt und vollendet. Pygmäenhaft erscheinen neben ihm die Verspotter, ehrfurchtsvoll dienend die Getreuen. Von Morellis historischen Gemälden seien hier nur genannt: „Sizilianische Vesper“ (1859) und die „Gründung Venedigs durch Flüchtlinge von Aquileja“ (1861). Auch die Gestalten Shakespeares und Byrons haben seiner Kunst Stoffe geboten.

Neuer deutscher Grossschiffahrtshafen.

Emden hat eine reiche Vergangenheit. Schon vor 700 Jahren stand es mit England in regem Schiffsverkehr, und im fünfzehnten Jahrhundert befuhren an die 600 Emder Schiffe unter eigner Flagge die Meere. Von der einstigen Blüte der Stadt zeugt noch heute das herrliche Rathaus. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg machte Emden zum Sitze des Admiralitätskollegiums seiner Kriegsflotte und errichtete daselbst eine noch jetzt ihrer Bestimmung dienende Werft, sowie die „Afrikanische Compagnie“. Auch Friedrich der Große richtete sein Augenmerk auf Emden, wo er 1751 persönlich die „Asiatische Handelsgesellschaft“ gründete, die das erste preußische Unternehmen für selbständige Teilnahme am Welthandel ist. Zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ging es mit Emden bergab. Die schöne Hafenbucht verschlammte, die napoleonischen Kriege lähmten Handel und Wandel, und während der Kontinentalsperre wurden 278 Emder Schiffe mit wertvollen Ladungen in fremden Häfen fortgenommen! Unter hannoverscher Regierung konnte sich die Stadt nicht erholen.

Als Emden 1866 wieder von hannoverschem in preußischen Besitz überging, war es eine unbedeutende Landstadt ohne nennenswerten Schiffsverkehr, ohne Industrie und Handel. Zunächst wurde nun mit staatlicher Unterstützung die



Der innere Hafen vor hundert Jahren. — Nach einem Kupferstich.

Heringsfischerei auf hoher See erfolgreich eingeleitet, in welcher 65 Emder Schiffe mit über 900 Mann Besatzung thätig sind. Emden ist dann zum Ausgangspunkt für die überseeischen Kabel gemacht worden. Durch den 1880 in Bau genommenen Ems-Jade-Kanal erhielt die Stadt eine direkte Wasserverbindung mit der Marinestation der Nordsee, Wilhelmshaven.

Wichtiger als diese Maßnahmen war für Emden die 1888 erfolgte Uebernahme des Hafens seitens des preußischen Staates, der durch mannigfache Verbesserungen an seinem neuen Eigentum dem Schiffsverkehr bald einen erfreulichen Aufschwung zu geben vermochte. Während im Jahre 1888 nur 2015 Schiffe mit 52 000 Tonnen Raumgehalt im Emder Hafen verkehrten, stieg die Zahl zehn Jahre später schon auf 5518 Schiffe mit 151 000 Tonnen Raumgehalt und in 1900 auf 7400 Schiffe mit 303 000 Tonnen Raumgehalt.

Die preußischen gesetzgebenden Körperschaften beschlossen bekanntlich im Jahre 1886, eine künstliche Wasserstraße vom rheinisch-westfälischen Industriegebiet nach der Nordsee zu erbauen und bei Emden münden zu lassen.

In den Jahren 1894 bis 1898 ist das Emder Binnenfahrwasser, in welches der Dortmund-Ems-Kanal mündet, durch Vertiefung, Verbreiterung und Anlage dreier Seitendocks zu einem förmlichen Hafenbassin umgewandelt worden, dessen Ufer mit festen Steinmauern, auf denen leistungsfähige Kräne stehen, oder mit Holzwänden versehen sind. Eine elektrische Zentrale, die Kraft und Licht liefert, schwimmende Dampfkräne, Güterschuppen, Eisenbahngeleise und so weiter vervollständigten den neuen Emder Binnenhafen, in dem 15 Seeschiffe zu gleicher Zeit laden und löschen können.

Die Anlagen, im Jahre 1898 gleichzeitig mit dem Dortmund-Ems-Kanal in Betrieb genommen, haben schon in den ersten beiden Jahren ihres Bestehens den Emder Schiffsverkehr fast verdoppelt.

Da die Seedampfer aber von Jahr zu Jahr an Größe und Tiefgang zunahmen und ein großer Teil derselben die $6^1/_2$ Meter tiefe Emder Seeschleuse nicht passieren konnte, entschloß sich die preußische Regierung im Jahre 1898 zur Umwandlung des Emder Außenfahrwassers in einen modernen, allen Ansprüchen genügenden Seehafen und nahm unverzüglich entsprechende Arbeiten auf.

Die Hafeneinfahrt hat eine Mole erhalten, welche sie vor Versandungen schützen soll. Von der Mole zieht sich eine lange Quaimauer, welche die Aufstellung eines Dutzends gewaltiger elektrischer



Der innere Hafen von heute.

Kräne ermöglichte, deren Tragkraft bis zu 800 Zentner beträgt. Ein noch sehr selten anzutreffender Umladeapparat ist der Kohlensturzkran (Kipper), der alle 3 bis 4 Minuten einen ganzen Eisenbahnwaggon Kohlen hochhebt und über dem bereit der Staatseisenbahn, elektrische Beleuchtung und Wasserversorgung durch eine 11 Kilometer lange Leitung erhalten. Mit Ausnahme des Bahnhofs ist der ganze Außenhafen, über 70 Hektar groß, Freibezirk, das heißt Zollausland. Es ist der



Blick auf den Binnenhafen von der Seeschleuse aus.



Falderndelft (Teil des inneren Hafens).

liegenden Schiff ausschüttet. Der Apparat wird der Ausfuhr westfälischer Kohlen voraussichtlich große Dienste leisten.

Interessante Hafenbauten sind auch die riesigen Seegüterschuppen, deren größter 8200 Quadratmeter Grundfläche hat, sowie der Bahnhof. Alle neuen Anlagen haben Schienenverbindung mit größte der sieben deutschen Freibezirke geworden. Das Fahrwasser der Ems ist in den letzten Jahren bis zum Emder Außenhafen auf 10 Meter vertieft worden, hat also etwa dieselbe Tiefe erhalten, welche die Weser bis Bremerhaven besitzt. Der Außenhafen selbst hat noch anderthalb Meter Wasser mehr, damit die großen Dampfer auch zur

Ebbezeit „flott“ bleiben, was für eine rasche Be- und Entladung von großem Nutzen ist.

Die Gesamtkosten aller zur Anlage eines Großschiffahrtshafens an der Unterems erforderlich gewesenen Arbeiten betragen rund 16 Millionen Mark.

der gewaltigen Produktion nicht mehr bewältigen; rasche und billige Beförderung ist aber im Wettbewerb mit dem Auslande notwendig. Hier treten nun der Dortmund-Ems-Kanal und der Emder Hafen helfend ein. Auf dem Rücken des ersteren



Der Bahnhof.



Die Anlagen der Hamburg-Amerika-Linie im Aussenhafen.

Vergegenwärtigen wir uns: Emdens Hinterland entwickelt eine industrielle Thätigkeit, wie sie in gleichem Umfange in Deutschland nirgends anzutreffen ist. Von Jahr zu Jahr steigt die Menge der in der Gegend von Dortmund geförderten Steinkohlen und des verarbeiteten Eisens. Die Eisenbahnen können den ordnungsmäßigen Absatz fahren von kleinen Dampfern gezogene Kähne, die 600 bis 700 Tonnen laden können (also so viel wie 60 bis 75 Eisenbahngüterwagen), mit Kohlen, Eisenwaren und so weiter nach Emden zur Umladung in die Seeschiffe, die mit Eisenerzen, Holz, Getreide und so weiter aus fernen Ländern ankamen und ihre Ladungen an Kanalschiffe abgeben.

Erwähnt sei noch, daß schon verschiedene industrielle Etablissements und mehrere Reedereien, darunter die Hamburg-Amerikalinie, Niederlassungen in Emden begründet haben. Die für die Hamburg-Amerikalinie errichteten Anlagen haben allein einen Wert von 1 300 000 Mark. Regelmäßige Tourendampfer werden bald Emden anlaufen, die Bauthätigkeit in der Stadt wird stärker und stärker, eine elektrische Straßenbahn ist projektiert, und der Zufluß Fremder macht sich bemerkbar.

So geht denn die alte Emsstadt einer neuen großen Zukunft entgegen. Durch seinen Außenhafen tritt Emden nun in die Reihe der Häfen ein, die den Weltverkehr vermitteln. „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“ J. R. R.

Edmond Audran †.

Der Komponist der Operetten „Der Großmogul“, „Miß Helyett“ und so weiter, Edmond Audran, ist im Alter von 58 Jahren zu Tierceville bei Gisors in Frankreich gestorben. Edmond Audran war als Sohn des berühmten Tenors Audran der Pariser Komischen Oper geboren und widmete sich anfänglich der Kirchenmusik. Als Kapellmeister an der Kirche St. Josef in Marseille schrieb er neben vielen kleineren Stücken auch eine Messe, bis er sein Talent für komische Opern entdeckte. Sein Erstlingswerk auf diesem Gebiet war „Der Bär und der Pascha“, das zu Marseille gegeben wurde, aber ohne besonderen Eindruck zu machen, dann folgte „Der Großmogul“, der so gefiel, daß er sechzigmal nacheinander aufgeführt werden konnte.

Phot. Pierre Petit, Paris.
Edmond Audran.

Emil Pohl †.

Emil Pohl, der bekannte Bühnendichter, ist am 19. August im Alter von 77 Jahren in Bad Ems gestorben. In seiner Jugend war er Schauspieler und trat auch als Tenor in leichten Opernrollen auf. Der älteren Generation ist der große Erfolg seiner Possen erinnerlich. Der Blick des Praktikers für das Bühnenwirksame und seine flotte Feder kamen ihm dabei zu statten. Die Posse „Eine leichte Person“ hat sich sogar jahrelang auf den Theatern behauptet, „Die Schulreiterin“ wird auch heute noch gegeben. Später wandte er sich der ernsten Dichtung zu, sein Drama „Vasantasena“ hat den Weg über die deutschen Bühnen gemacht. Einige Jahre hindurch war Pohl Theaterdirektor in Riga und Bremen. Die letzten Jahre hat er in Bad Ems verlebt, wo er das frühere katholische Pfarrhaus erworben hatte.



Emil Pohl.

Ein Scheffel-Denkmal am Wildkirchlein.

Eine Anzahl von Scheffel-Freunden, an deren Spitze Herr Dr. Betz steht, beabsichtigt, an dem Schauplatz der letzten Kapitel des „Ekkehard“, am poetischen Wildkirchlein, dem Dichter J. Viktor Scheffel († 9. April 1886) ein Denkmal zu setzen. Bildhauer A. Boesch hat die Gedenktafel bereits entworfen. Sie ist 175 Centimeter lang, 130 Centimeter hoch mit einer Reliefhöhe von 25 Centimeter und soll, in Bronzeguß ausgeführt, in die Felswand beim „Wildkirchli“ eingelassen werden. Die untenstehend abgebildete Tafel zeigt das von Eichenlaub umrahmte Brustbild des Dichters mit einer entsprechenden Inschrift. Verehrer Scheffels, welche diesen sinnigen Gedanken zu verwirklichen helfen wollen, mögen ihre Spenden an den Alpsteinklub in Lachen-Vonwil schicken.



Gedenktafel für Josef Viktor Scheffel beim Wildkirchlein.

Für müssige Stunden.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Jüngst hört' ich die Majorin sagen:
„Das Angenehmste, mein' ich, wär',
Für unser häusliches Behagen
Das erste Paar beim Militär."

Der Meister, der den Fuß bekleidet,
Der Waffenschmied, ein Nimrod auch,
Sie wissen alle: viel entscheidet
Der Dritten Güte im Gebrauch.

Das Ganze vielfach Deutschlands Söhnen,
Wenn sie in frischer Jugendkraft
Dem Idealen hold und Schönen,
Ein Band für Lebensdauer schafft;

Und ohne Zahl sind jene Namen
Von nie verhallend hohem Klang,
Die glanzvoll sich aus seinem Rahmen
Entwickelten in Sturm und Drang. M. Sch.

Worträtsel.

Dem Mädchen, das es ist, ist man nicht hold. —
Willkommen ist das sehr, was es von Gold.
Es ist es alles in der Welt: allein
Grad deshalb hat nichts Ursach', es zu sein. E. R.

Rätsel.

Ich weiß ein Wort, ein unscheinbares,
Die Wohnung eines Ehepaares,
Das unzertrennlich ist vereint.
Er ist darin, sie ist darin;
Doch beide sind verkehrt darin.
Jetzt sagt geschwind, was ist gemeint! G. P. P.

Silbenrätsel.

Was der Ersten voll entspricht,
Herz und Sinne wird erfreuen,
Wo Natur und Künste nicht
Zwecklos ihren Zauber leihen.

Wenn die Zweite umgewandt,
Falscher Offenheit sie steuert,
Und dient vielfach fleiß'ger Hand,
Die hier schafft und dort erneuert.

Heitrer Muse sich zu weihn,
Ist's nicht ein verdienstlich Streben?
Da an Leid und Sorgenpein
Ja so reich das Erdenleben;

Wer in solcher Weise denkt,
Fühlt für wahrhaft frohe Stunden,
Die das Ganze ihm geschenkt,
Sich ihm dankbar wohl verbunden. M. Sch.

Umstellrätsel.

Aus je zwei Worten wird durch Umstellen der Zeichen eins gebildet, und wenn die richtigen gefunden, ergeben die Anfangsbuchstaben derselben einen lateinischen Wahlspruch.

Alp, Note — ein Nationalgericht.
Krieg, Leon — eine Märchengestalt.
Tusch, Serrano — eine Zierde des Gartens.
Motor, Asien — eine Wissenschaft.
Schlange, Speise — eine Gesetzsammlung.
Ulan, Mappe — eine spanische Stadt.
Buche, Liane — beliebter Festschmuck.
Ulster, Eis — Trieb in die Ferne.
Laie, Edda — ein weiblicher Name.
Pfeil, Newa — ein Getränk.
Schuld, Tante — ein großes Reich.
Iduna, Alsen — eine spanische Provinz.
Parse, Ingo — eine indische Stadt.
Wandel, Stroh — ein Bildhauer.
Lid, Nora — ein fürstlicher Staatsmann.
Garonne, Tau — eine Heldenschar. M. Sch.

Worträtsel.

Die Schreibart sehr verschieden, fast gleich der Worte Klang,
Bei Sinn und Deutung aber fehlt der Zusammenhang;
Und doch! es fühlen heimisch sie beide sich auf Rossen,
Die nur in keiner Weise demselben Stamm entsprossen:
Der eine auf dem Vollblut den Preis erringen muß,
Zu lichter Höh' den andern entführt der Pegasus. M. Sch.

Silbenrätsel.

Die erste Silbe eine Menge
Von Menschen oder Tieren nennt;
Der Landmann auch, der seinen Acker
Bestellt, die erste Silbe kennt.

Die zweit' und dritte Silbe bilden
Ein Wort nur klein, doch inhaltsvoll:
Ernst wird von manchem es gesprochen,
Der von der Heimat scheiden soll.

Das Ganze stammt aus fremdem Lande,
Doch schreibt man jetzt auch deutsch das Wort;
Wenn du dies Rätsel schlau betrachtest,
Dann hast du die Lösung du sofort! F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1:

Des Bilderrätsels: Unter zwei Schälken ist der ärgste, wer den andern zuerst erkannt.
Des Silbenrätsels: Haberfeldtreiben.
Des Worträtsels: Ameise.
Des Umstellrätsels: **Nauheim, Euripides, Menelaos, Odaliske, Mineralogie, Eumeniden, Immortelle, Mandoline, Postament, Unfriede, Neurasthenie, Epaminondas, Lusiade, Andromeda, Carolinen, Ehrenpreis, Senegal, Spielhagen, Indianer, Torpedo.** Nemo me impune lacessit.
Des Scherzrätsels: Wieland.
Des Worträtsels: Vorstellung.
Des Rätsels: Verbene — Erben.
Des Buchstabenrätsels: Menzel — Wenzel.
Des Silbenrätsels: Heiratsgesuch.

Notizblätter.

Dichter und Uhrmacher.

Nachdem unlängst der Wiener Uhrmacherverein die berühmte Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach für ihre feingestimmte Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin“ zum Ehrenmitgliede ernannt hat, ist jetzt Ernst von Wildenbruch vom Deutschen Uhrmacherbund, der mit mehr als 4000 Mitgliedern über das ganze Reich verbreitet ist, in dergleichen Weise ausgezeichnet worden. Der Bund, der in Berlin seine Tagung hielt, veranlaßte auf der dortigen Sezessionsbühne eine Aufführung des Dramas „Meister Balzer“ und lud hierzu den Dichter ein. Behindert, der Vorstellung persönlich beizuwohnen, sandte Wildenbruch ein herzliches Dankschreiben, in welchem er hervorhob, daß er in seinem Stück mit wirklicher Liebe versucht habe, in die Geheimnisse der „schwierigen und wundervollen Uhrmacherkunst“ einzudringen, und hieraufhin wurde der Dichter einmütig zum Ehrenmitgliede des Bundes ernannt.

Briefmappe.

☞ Freunde unsers Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer“ in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunige Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

L. P. in Wien. Die beste Auskunft dürften Sie durch das deutsche Kolonialamt in Berlin erhalten.

R. N. in H. Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen, aber wir können nicht nochmals auf die Sache zurückkommen.

Prévost (Maine-et-Loire). Von den Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen ist bis jetzt nur ein Band erschienen; ob die weiteren noch erscheinen werden, ist uns nicht bekannt, darüber dürfte Ihnen der Verlag Mittler & Sohn in Berlin sichere Auskunft erteilen.

R. G. in L. Der Thaler hat seinen Namen von den Silbermünzen, die zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in der böhmischen Stadt Joachimsthal geprägt und zunächst Joachimsthaler genannt wurden. Auf der einen Seite zeigten sie das Bildnis des heiligen Joachim, auf der andern den böhmischen Löwen, der zugleich das Wappentier der Münzherren, der Herren von Schlick, war. Die Münze hatte ein Gewicht von etwa 15 Gramm. Andre Münzherren versahen sie mit anderm Gepräge und benannten sie nach diesem, aber die Endung Thaler blieb (Kreuz-, Kronen-, Laubthaler und so weiter). Die neueren Formen gingen aus dem preußischen Thaler von 1764 hervor.

Pamina. Unsre einheimische Vogelwelt wird gut geschildert in dem von K. G. Lutz in Stuttgart herausgegebenen Werk „Der Vogelfreund“ (drei Bändchen zu je 2 Mark). 41 Farbendrucktafeln und 15 Textillustrationen sind beigegeben.

Lotte in H. Zur Erteilung von Musikunterricht bedarf es keines besonderen Befähigungsnachweises.

J. Fr. in H. Höflichst danken wir für das Vertrauen, können aber in unserm Blatte die tiefen Geheimnisse des Skatspiels nicht erörtern. Am besten schlichten Sie den Streit, wenn Sie und Ihre lieben Freunde eine schöne Bowle ansetzen; dann wird sich das übrige schon finden.

E. B. in M. Ihnen empfiehlt sich Alberts „Wegweiser für Radfahrer durch den Harz“ (Halle a. d. S. H. Hothan, ℳ 2.—). Neben einer großen Straßenkarte sind dem Buche mehrere Stadtpläne und eine Karte des Bodethales beigegeben.

F. N. in W. „Porto“ ist portugiesisch, „Puerto“ spanisch. Demnach bedeuten Portorico und Puerto Rico dasselbe: reicher Hafen.

H. K. v. M. Mit Fragen der Politik können wir uns ebensowenig befassen wie mit der Erörterung konfessioneller Streitfragen. Unser Blatt ist kein Tummelplatz der Parteiungen.

J. v. D. in L., Holland. Uns unbekannt.

„Großmama“. Wenden Sie sich an die Theaterbuchhandlung von Eduard Bloch in Berlin, Leipzigerstraße 34, oder an G. Danners Theaterbuchhandlung zu Mühlhausen in Thüringen.

M. G. in ? (Poststempel unleserlich), H. R. in L., W. v. K. in M., „Hellas“ in Wien, G. L. und U. E. in Berlin, W. v. R. in M., O. N. in Wien, A. B. in L., W. v. L. in St., O. R. in W. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.





Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



B. Genzmer
Von der Arbeit.

Römisches Fieber.

Roman

von

Richard Voss.

(Fortsetzung.)

XVI.

Unter Cypressen.

Wenige Tage darauf, eines frühen Morgens, verließ ein mit zwei Pferden bespannter, bequemer Wagen Rom durch die Porta San Giovanni. Der Wagen war geschlossen, und in seinem Innern befand sich ein mit aller Sorgfalt gebetteter todkranker Mann und ein junges, schönes Weib: Karl Steffens und Maria.

An dem Morgen, da sie Rom verlassen wollte, um sich irgendwo in Villeggiatur zu begeben, kam sie noch einmal in das Atelier; der Signor Carlo hatte am Abend zuvor ausgesehen wie ein Sterbender. Und wie er sie angeblickt hatte . . .

Maria fand die Thür verschlossen. Sie pochte laut und lauter; ihr wurde jedoch nicht geöffnet. Sie rief angstvoll, immer wieder, aber die Thür blieb zu.

Nun holte sie Leute, die Thür ward gewaltsam geöffnet, und die Eintretenden fanden den Künstler besinnungslos auf seinem Lager. Der sofort herbeigerufene Arzt erklärte den Fall für hoffnungslos.

Aber Maria gab die Hoffnung so leicht nicht auf. Sie blieb bei dem Todkranken, legte ihm fortwährend frische Eisbeutel auf die Stirn, gab ihm kleine Eisstückchen zu schlucken, wachte bei ihm, pflegte ihn wie eine Samariterin.

Am dritten Tage kam Steffens zur Besinnung, und der Arzt murmelte etwas von einem Mirakel.

„Wenn er jetzt aus Rom fortgeschafft würde? Aber sogleich?"

„Fortgeschafft? Bist du bei Sinnen? Er stirbt unterwegs."

„Er stirbt nicht."

„Also weißt du's besser?"

„Ich weiß, daß er nicht sterben wird."

„Dann schaffe ihn fort."

„Das will ich."

„Mich geht die Sache nichts mehr an, hörst du?"

„Nein."

„Du bist wohl seine gute Freundin?"

„Gewiß."

„Schön ist dein Freund gerade nicht! Du wirst leicht einen andern finden können."

„Vielleicht."

„Auch einen Reicheren."

„O ja."

„Thu mit ihm, was du willst. Sein Tod kommt über dich."

„Er wird nicht sterben! Er ist ein großer Künstler und —"

„Und dein Liebhaber."

„Und er darf nicht sterben."

Sie bezahlte den menschenfreundlichen Arzt, der ihr ein unverschämtes Honorar abverlangte.

Steffens befand sich noch immer in demselben Zustand, darin die Welt und alle Dinge ihm nur Phantome waren. Maria hielt er für eine Erscheinung und sprach zu ihr, als hätte er eine Vision. Doch verfiel er bald darauf in einen tiefen Schlaf.

Maria fand in dem menschenleeren Hause endlich eine Frau, die sie bat, statt ihrer eine Stunde bei dem Kranken zu bleiben, bestellte bei dem nächsten Vetturin für den andern Morgen einen Wagen und richtete alles für die Abreise ein; mit einer Sorgfalt, als wäre der Brutto Tedesco in Wahrheit ihr Liebhaber, den sie auf das hingebendste, auf das leidenschaftlichste liebte: sie, das schöne, stolze Geschöpf, die Maria von Rocca.

So oft sie ihn angesehen, hatte sie denken müssen:

‚Heilige Jungfrau, wie häßlich er ist! Du würdest sterben, wenn du ihn küssen müßtest.'

Aber — er war ein großer Künstler, der nicht sterben durfte! So verließ sie denn mit ihm Rom.

Nachdem sie die vielen ländlichen Trattorien, die wenigen Villen und Villetten, die sich an der Via Appia Nuova befinden, hinter sich hatten, ließ Maria den Wagen halten und das Verdeck aufschlagen. Die Luft war rein und noch frisch und kühl und mußte dem Kranken gut thun.

Dieser lag mit geschlossenen Augen. Bisweilen bewegte er sich unruhig, murmelte einige Worte in seiner Muttersprache, flüsterte einen Namen, den er fort und fort wiederholte, den Maria fort und fort mit anhören mußte. Sie that es mit unverminderter, liebevoller Sorge für ihren Patienten und mit ebenso unveränderter kalter und strenger Miene.

Es war eine eigentümliche Fahrt, die des Todkranken und seiner Pflegerin, durch die Campagna, über welche unabsehbar jene funkelnde, flammende Strahlendecke ausgebreitet lag, bis zu den Albaner und Sabiner Bergen, die bereits am frühen Morgen ein feiner, silberheller Dunst umbraute.

Durch die versengte Steppe zogen sich die braunen Bogenreihen der antiken Wasserleitungen.

Aus verdorrtem Farnkraut und mannshohen, blassen Disteln erhoben sich die Ruinen von Landhäusern, Gräbern; mittelalterliche Wachttürme standen wie von der Zeit vergessene Posten inmitten dieses ungeheuern Kirchhofes, darauf ein Stück Weltgeschichte bestattet lag, mit all ihrem Ruhm und ihrer Herrlichkeit.

Und durch dieses Grabgefilde fuhr langsam der Wagen mit dem schwerkranken Künstler, den ein Weib dem Tode entreißen wollte ...

Alsdann stieg die Straße empor, und jetzt ward es wundersam. Mit jedem Schritte wich die traurige Wüste zurück, und ein grünes Sommerland öffnete sich, das ringsum die Höhen bedeckte, alle Thäler füllte. Reben und Oelbäume, Ulmen und Eichen, Grün und Blumen, Gärten und Parks, freundliche Villen und prächtige Paläste, Lebensfülle und bacchische Daseinsfreudigkeit. Sie waren in Frascati angelangt.

Bereits nach einer Stunde war der Kranke bestens untergebracht bei einer freundlichen Witwe, Rosa Principini mit Namen, die in der Nähe des Grabmals von Lucull eine bescheidene Wohnung an Sommergäste vermietete. Das Zimmer, darin Steffens gebettet wurde, war groß und reinlich und hatte eine kleine Loggia, hoch über dem schönen Garten der Villa Lancellotti gelegen, über deren Blumenparterre, Wasserwerken und Steineichenalleen man weit hinaussah auf andre prächtige Villen, andre köstliche Gärten, hinauf zu den klassischen Höhen Tusculums, wo es sogar saftige Wiesen und tiefschattige, grüne Waldungen gab. Dazu wehte vom Meere her, welches in weiter Ferne wie eine unendliche, glanzvolle Flur den ganzen westlichen Horizont abschloß, eine kräftige Brise herüber: in diesem Paradiese konnte der Mensch ja nicht sterben!

Und Karl Steffens blieb leben — dank der schwesterlichen Pflege Marias. Es dauerte lange, bis es entschieden war, und der bangen Stunden kamen viele. Aber die Samariterin verzweifelte und ermüdete nicht, und ihr fester Glaube behielt recht.

Sie galt den Frascatanern als dasselbe, was sie jenem redlichen Jünger Aeskulaps gegolten hatte, und wurde, der strengen Landessitte gemäß, wie eine leichtfertige Dirne mißachtet. Nur ihre Mieterin, Sora Rosa, behandelte sie voll wahrhaft christlicher Nächstenliebe, die etwas Mütterliches hatte. Aber auch sie duldete nicht, daß die Römerin mit einer ihrer jungen hübschen Töchter zusammenkam.

So lebte denn Maria in einer Art von Acht. Sogar ein geistlicher Herr besuchte sie, um ihr in bester Meinung ins Gewissen zu reden. Als der fromme Mann gar vernahm, daß der Kranke ein Künstler und kein Katholischer, also kein Cristiano wäre, bekam sie böse Dinge zu hören.

Sie hörte alles an mit derselben unbeweglichen Miene, mit der sie die allgemeine Verachtung hinnahm: sie, die nicht für den Schmuck einer Herzogin eines Mannes Geliebte geworden wäre. Dabei mußte sie wieder und wieder denken: ‚Wenn ich ihn küssen müßte — lieber sterben als ihn küssen!‘

Im übrigen blieb sie bei ihm, bis er völlig genesen war, aber auch dann ging sie nicht gleich.

*

Er war so weich, so dankbar, so glücklich! Wenn sie in sein Zimmer trat und ihm irgend einen kleinen Dienst erwies, flog ein Glanz über sein Gesicht, daß selbst Maria es nicht mehr so abschreckend häßlich zu finden vermochte. Es ging ihm sofort besser, sobald sie bei ihm war; er wurde schlechter, wenn sie ihn verließ.

Als ihm später auf der Loggia ein Lager bereitet wurde und er hinaus konnte, Maria an seiner Seite, war es wirklich wie ein Auferstehen. Gerade gegenüber befand sich eine hohe Mauer, von der sich eine bunte Kaskade von spätsommerlichem Caprifolium herabstürzte. Schwärme von Bienen und kleinen Insekten belagerten die farbigen Kelche mit einem Gesumm, das wie ferne, leise Musik erklang. O, war das schön!

Aber dann kam ein Tag, strahlend und wundersam wie die ganze Reihe der Tage der ersten Genesung, an dem Maria ihm mitteilte, daß sie ihn verlassen müsse; er sei auf dem Wege der Genesung, und Sora Rosa werde ihn pflegen, besser als sie selbst. Er sollte sich nur recht ruhig und verständig halten.

Er sagte kein Wort, sah sie nur an und — bekam am Abend einen schweren Rückfall! Also mußte sie noch bleiben.

Wiederum wurde er besser, aber jetzt wollte sie ihn nicht verlassen: nicht eher, als bis kein Rückfall mehr zu befürchten war. Dann besserte er sich in kurzer Zeit so sehr, daß sie ihn ausführen konnte.

Von der Loggia aus hatte er auf der tusculanischen Höhe, inmitten silberheller Oel- und Steineichenwipfel, welche Pinien und Cypressen überragten, ein schloßähnliches Gebäude erblickt, das ihn mächtig anzog; es hatte etwas so Geheimnisvolles und Besonderes, fast wie ein antiker Tempel in einem heiligen Hain. Dorthin ließ er sich von Maria geleiten, sobald seine Füße ihn den kurzen Weg zu tragen vermochten.

Sie fanden eine jener römischen Villen, die einem verwunschenen Schlosse gleichen, so märchenhaft schön, so unirdisch feierlich, daß Steffens unwillkürlich flüsternd sprach, wie um die Geister des Ortes nicht aus ihrem Zauberschlafe zu wecken.

Am Rande eines Teiches rastete der Erschöpfte. Um die regungslose Wasserflut standen Reihen alter Cypressen, deren Zweigen in der heißen Augustsonne ein Duft wie Weihrauch entströmte. Zwischen ihren Stämmen und Aesten glänzte das Meer herüber.

Steffens fand die Stätte so zaubervoll, daß er sich gar nicht losreißen konnte, täglich wiederkam, stets von Maria begleitet.

Er war zu dankbar, zu glücklich über ihre Gegenwart, als daß sie ihn hätte verlassen können.

So geschah es, daß unter den Cypressen der Villa Falconieri eine Mondnacht kam, die über Steffens' Leben entschied, die es vernichtete: das Leben des Menschen und des Künstlers, den Maria hatte retten wollen; denn nur dem Künstler hatte ihre große Liebesthat gegolten, um den Menschen kümmerte sie sich nicht.

Wie es hatte geschehen können, daß sie in jener sommerlichen Vollmondnacht unter den Cypressen der Villa Falconieri den Brutto Tedesco küßte, hat sie selber niemals begriffen. Aber Karl Steffens begriff es — allerdings erst später, viel später.

*

Am nächsten Morgen war Maria fort; weder die gute Sora Rosa noch sonst jemand wußte, wohin. Ihre wenigen Sachen hatte sie einem Knaben zu tragen gegeben, der sie bis Grotta Ferrata begleitete. Dort hatte sie den Jungen abgelohnt und einen andern Träger genommen.

Weder das Zureden seiner Wirtin noch seine geringen Kräfte waren im stande, den Rekonvalescenten zu hindern, das wonnige Frascati zu verlassen: er wollte Maria suchen — seine Maria, die ihn geküßt hatte.

Er suchte überall. Zunächst wandte er sich nach Rocca di Papa, aber dort wußte niemand etwas von ihr. Die Leute wollten ihn zu einer gewissen Pia Anna führen, welche die Maria einst gekannt hatte. Aber das Einstmals kümmerte Steffens nicht, und um ja keine Stunde zu verlieren, suchte er weiter. In Grotta Ferrata war sie gesehen worden und vielen aufgefallen, denn ihre außergewöhnliche Schönheit hatte selbst unter der Landbevölkerung Aufsehen erregt; doch wohin sie sich mit ihrem zweiten Träger gewendet, war nicht zu ermitteln. Es war ein Fremder, ein Ciocciare gewesen, der nicht mehr zurückkehrte.

Im ganzen Albanergebirge suchte Steffens vergebens nach der Verschwundenen. Dann begab er sich nach Tivoli, um seine Nachforschungen dort fortzusetzen — vergebens. Er suchte in Palestrina, Olevano und Subiacco; selbst zu dem hohen Felsennest Saracenesco klimmte er hinan. Nirgends von ihr eine Spur! Jetzt erst kehrte er nach Rom zurück, aber auch dort war Maria von Rocca nicht zu finden.

Er nahm sich sofort ein andres Atelier, ein möglichst gesundes, auf jener lorbeerumgrünten Höhe vor der Porta del Popolo. Er durfte nicht wieder krank werden; denn er mußte Maria wiederfinden, seine Maria!

Inzwischen war's Herbst geworden, ein Herbst von solcher Heiterkeit und Herrlichkeit, als ob es wieder Frühling wäre. Gott Bacchus begann seine römischen Feste zu feiern. Zu dem jungen Wein, dem jungen Grün, den jungen Blüten kam neue Hoffnung, neues Leben und Glück vor dem Beginn des Winters.

Die Künstler kehrten zurück und zugleich mit ihnen die Modelle. Und es kamen die Fremden, die reichen Amerikaner und Engländer, welche Bilder und Statuen kaufen sollten.

Jeden frühen Morgen begab sich Steffens auf den Spanischen Platz.

„Wißt ihr etwas von Maria?" fragte er die Modelle.

„Von welcher Maria?"

„Von der Maria von Rocca natürlich."

Sie wußten längst, wen er suchte; die Liebe des Brutto Tedesco zur Maria von Rocca war längst eine bekannte Sache. Heilige Jungfrau, wie häßlich er war und dann so verliebt, obenein in die Maria von Rocca!

Aber sie wußten nichts von ihr. Sie würde schon wiederkommen, später als alle andern. Sie mußte ja immer etwas ganz Besonderes thun.

Plötzlich verbreitete sich unter dem bunten Völklein das Gerücht: Denkt nur, die Maria ist die Geliebte des Brutto Tedesco . . . Unmöglich . . . Ja, ja!

Es gab einen Aufruhr, fast wie an jenem Morgen, als Maria zum erstenmal an der Spanischen Treppe erschienen war. Sie, die eine Dame hätte werden, die jeden Tag einen andern Hut hätte aufsetzen, jeden Tag in einem Wagen Korso hätte fahren können, und dann — es war nicht zu glauben.

Sie glaubten es aber doch; und je höher Signor Carlo durch das Unglaubliche in der Achtung der Spanischen Treppe stieg, um so tiefer sank Maria, weil sie, ohne den Schmuck einer Herzogin dafür zu erhalten, sich von dem häßlichen Deutschen hatte küssen lassen.

Eines strahlenden Oktobermorgens war sie wieder da, so schön und stolz wie immer. Nein, noch viel stolzer.

Auch dieses Mal lief das Völklein bei ihrem Anblick zusammen, aber es drängte sich nicht um sie. Ganz einsam stand sie da in ihrer Schönheit und in ihrem Stolz: mutterseelenallein, ausgestoßen, geächtet.

Noch am selben Nachmittag fand sie Arbeit, und bald lebte sie genau so wie früher; nur daß sie in Bann gethan war und einsam blieb.

Als Steffens die große Neuigkeit vernahm: die Maria von Rocca ist wieder da, eilte er in die Nähe ihrer Wohnung und wartete dort an der alten Stelle auf sie, bis sie nach Hause kam. Sie sah ihn stehen, ging aber ruhig weiter, wollte ruhig an ihm vorübergehen. Aber er trat ihr in den Weg, und bleich wie ein Sterbender sprach er sie an:

„Maria, o Maria! Ich habe dich gesucht. Warum verließest du mich, wo du mich doch geküßt hast? O Maria, wie ich dich gesucht habe, wie ich dich liebe!"

Sie erwiderte nichts, sah ihn nur an.

„Ich liebe dich, Maria! Hörst du, ich liebe dich. Ich sterbe an meiner Liebe zu dir. Du hattest damals Erbarmen mit mir, du wirst jetzt Erbarmen mit mir haben. Ich werde ein berühmter Künstler werden, ich werde Großes



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München



S. Viniegra

Aus Figaros Werkstatt.

leisten, wenn du mein Weib bist. Werde mein Weib!"

Nichts erwiderte sie, nur daß sie ihn immerfort ansah.

„Maria, Maria!"

Und da sie beharrlich schwieg, immer wieder ihren Namen:

„Maria, Maria!"

Sie ließ ihn auf der Straße stehen, ohne ein Wort. Ihr Blick nur hatte ihm erwidert: Niemals!

*

Zunächst hoffte Steffens noch immer, bis er endlich einsehen mußte, daß es für ihn keine Hoffnung mehr gab. Zugleich erkannte er, warum sie ihm jenen einen seligen Augenblick unter den Cypressen geschenkt hatte: aus Mitleid! Als er das erst erkannt hatte, versuchte er nicht mehr, ihr in den Weg zu treten, um sich schweigend von ihr anschauen zu lassen. Aber etwas in ihm blieb zerstört, und der schwarze Schatten der schönen Totenbäume bedeckte sein Leben mehr und mehr.

Aber besaß er nicht sein Werk? Dort stand es vollendet vor ihm. Nein! Noch war's nicht vollendet. Solange Marias Bild noch eine Gestalt aus Gips war, so lange hatte sie kein ewiges Leben, und das sollte sie haben.

In Marmor sollte ihr Bild aus der toten Masse des Gipses zum Leben erstehen.

Um ihr diese Vollendung zu verschaffen, verkaufte sich Karl Steffens.

Er begab sich zu einem Bildhauer, der, nicht anders wie eine Pariser Novität, gerade zu höchst in der Mode stand, und dessen Atelier in einigen Prachtsälen des Palazzo Borghese eine pompöse Kaufhalle war. In diesem mit seltenen Gobelins und kostbaren Teppichen, mit herrlichen alten Stoffen und Waffen, mit Boulemöbeln und Spiegeln, mit Palmen und blühenden Gewächsen königlich ausgestatteten Magazin standen die Kunstwerke aufgestellt, als ob sie mit zu der glanzvollen Einrichtung gehörten. Es gab Kunstwerke von allen Arten, zu allen Größen, allen Preisen, in allen Stilen; nach der Antike und nach dem Cinquecento, modern und hochmodern, Kunstwerke in Marmor und Alabaster, in Bronze und aus farbigem Stein oder auch nach antiker Manier in Gold und Elfenbein. Alle diese Statuen und Statuetten, diese Gruppen und Genrebilder waren mit dem Namen des Mannes gezeichnet; sie zu bewundern und zu kaufen kamen die Millionäre aller Nationen, kamen Herzoge, Fürsten und gekrönte Häupter. Und zu diesem gefeierten Künstler und großen Manne kam Karl Steffens.

Mario di Mariano, der neapolitanische Fischerssohn, empfing den deutschen Künstler in seinem Privatatelier, wo nur den Intimen oder einzelnen Bittstellern Zutritt gewährt wurde. Dieser Raum war, wie jede richtige Bildhauerwerkstatt sein muß, nackt und kahl, mit einem Haufen Thon, Modellierwachs, einem Podest für das Modell und einigen angefangenen Arbeiten. Der große Mann trug ein weites Beinkleid aus grauem Velvet und einen Kittel aus schneeweißem Wollstoff; eine Seidenschnur diente als Gürtel. Er sah aus, wie junge Damen sich den Masaniello in der „Stummen von Portici" vorstellen.

Ohne sein Modellierholz aus der Hand zu legen, fragte der große Mann mit einem leichten Nicken:

„Was wünschen Sie?"

„Ich möchte mich Ihnen vorstellen."

„Wer sind Sie?"

„Ein Künstler."

„Bildhauer?"

„Ja."

„Und Deutscher?"

„Allerdings."

„Was wollen Sie von mir? Ich kann arme Bildhauer nicht unterstützen, Rom wimmelt davon, und alle kommen sie zu mir. Ich bedaure also. Uebrigens, warum gehen Sie nicht zu Ihren berühmten Landsleuten, den Professoren Kopf und Gerhardt?"

„Die Herren würden mir nicht helfen können, auch gar nicht helfen wollen."

„Weshalb nicht?"

„O, das sind selbständige Künstler . . ."

„Wie meinen Sie das? . . . Noch einmal: ich kann Sie nicht unterstützen."

„Ich suche bei Ihnen auch keine Unterstützung."

„Sondern? Sie sehen, ich habe zu thun."

Er hörte in seiner Arbeit auf und warf dem deutschen Künstler einen prüfenden Blick zu. Jetzt wurde er aufmerksam. Der junge Mensch sah aus, als müßte es ihm schlecht gehen. Je nun, es ging in Rom vielen Künstlern schlecht, besonders deutschen. Sie waren so unpraktisch. Und dann: die römische Sonne, der Wein und die Frauen stiegen so vielen gleich zu Kopf, was ihnen dann vollends den Rest gab. Bisweilen konnte das ganz angenehm sein, und dieser eine sah ganz danach aus, als ob er Talent hätte.

In einem etwas verbindlicheren Ton wiederholte der große Mann seine erste Frage:

„Was also wünschen Sie von mir?"

„Sie müssen kommen und meine Arbeiten ansehen. Allerdings habe ich nur sehr wenige zu zeigen."

„Das kann ich mir denken. In Rom arbeitet es sich schwer."

„Leider."

„Die alte Geschichte. Und zu welcher Zeit soll ich mir Ihre gesamten römischen Werke betrachten?"

„Sollten Ihnen meine Sachen gefallen, so möchte ich Sie bitten —"

„Gehen Sie zu einem Kunsthändler, mein Lieber."

„Und sollten Ihnen meine Sachen sehr gefallen, so möchte ich Sie bitten, mir Arbeit zu geben."

„Arbeit? Die besten Punktierer der Welt sind bekanntlich Italiener."

„Sie sollen mich auch nicht als Punktierer beschäftigen. Ueberdies bin ich ein selbständiger Künstler."

„Nun also! Ich kann Sie wirklich nicht brauchen."

„Vielleicht doch ..."

„Wenn ich Ihnen aber sage ..."

„Ueberlegen Sie sich's. Aber erst kommen Sie und sehen Sie meine Arbeiten. Ich heiße Karl Steffens und wohne vor der Porta del Popolo bei der Villa Borghese. Sie brauchen nur nach Signor Carlo zu fragen."

„Befinden Sie sich denn wirklich in so großer Not?"

„Möglich. Jedenfalls möchte ich von Ihnen beschäftigt werden, trotzdem ich ein selbständiger Künstler bin und ein schlechter Punktierer."

„Ich werde Sie nicht brauchen können; aber Ihre Sachen will ich mir ansehen."

„Bald?"

„Wenn ich gerade etwas Zeit habe. Ich bin sehr beschäftigt."

„Das glaube ich wohl; alle Ihre Werke ..."

„Guten Morgen, Signor Carlo!"

„Ich empfehle mich Ihnen, Herr Cavaliere."

„Commendatore, wenn ich bitten darf."

„Herr Commendatore, ich empfehle mich Ihnen."

Bereits am dritten Tage nach dieser Unterredung erschien der Herr Cavaliere — Pardon, Commendatore Mario di Mariano, dem sein wohlverstandenes Handwerk ein Atelier im Palazzo Borghese und eine Equipage eintrug, im Studio des in Not geratenen deutschen Bildhauers Karl Steffens. Er kam jedoch nicht in seinem Wagen, sondern bürgerlich bescheiden zu Fuß; auch war die Dämmerstunde bereits angebrochen.

Karl Steffens zeigte ihm einige Entwürfe, über die der Herr Commendatore kein allzu günstiges Urteil fällte — es lautete sogar ähnlich dem der Herren Preisrichter verschiedener Konkurrenzen. Aber der große Mann ward wenigstens leicht interessiert.

Er sah sich diskret in dem Studio um.

Zu nackt, zu kahl, entschieden sehr armselig. Das war ein Gegensatz! Jene prächtigen Kaufhallen im Palazzo Borghese und dieser armselige Raum!

Beinahe teilnahmsvoll erkundigte sich der große Mann:

„Sonst haben Sie mir nichts zu zeigen?"

„Nein, sonst nichts."

„Das ist allerdings wenig."

„Wie ich Ihnen sagte."

„Mir thut es leid, daß Sie mir nichts mehr zu zeigen haben ... Was haben Sie dort hinter dem Vorhang?"

„Das lassen Sie nur dahinter!"

Aber der große Mann war bereits hinzugetreten und hatte den Vorhang mit raschem Griff zurückgezogen. Er that einen Ausruf:

„Die Maria von Rocca! Ihnen hat die Maria von Rocca Modell gestanden? Uebrigens ist diese Gruppe ..."

Der große Mann sprach nicht aus, was diese Gruppe war. Steffens riß ihm den Vorhang aus der Hand und machte dazu ein solch beleidigtes, wütendes Gesicht, daß der Herr Commendatore sich sehr bald verabschiedete. Er that es in fast höflicher Weise; Steffens kam es nachträglich so vor, als hätte der große Mann den Hut vor ihm gezogen.

Schon am nächsten Tage schickte er Karl Steffens seine Vorschläge. Gerade sehr glänzend waren sie nicht, da der deutsche Bildhauer sich in sichtlicher Notlage befand. Ueberdies mußte der junge Mensch ein Narr sein: er konnte ein solches Werk schaffen und in Not geraten!

Der Commendatore Mario di Mariano hätte nie ein solches Werk schaffen können; dafür war er indessen längst aus jeder Not heraus.

Karl Steffens nahm die Vorschläge ohne weiteres an. Sie mußten — das war eine Bedingung gewesen — zwischen ihm und seinem berühmten Arbeitgeber tiefes Geheimnis bleiben.

Jetzt arbeitete Karl Steffens für einen andern! Hatte er früher schon die Menschen gemieden, so wich er ihnen jetzt mit einer krankhaften Scheu aus, namentlich seinen Kollegen. Er schämte sich vor den Leuten, namentlich vor seinen Kollegen. Nur dem wackern Peter Paul und der Signorina Rica entkam er nicht. Diese beiden alten Römer hatten mehr als die andern von seiner Geschichte gehört, ihn in ihre menschenfreundlichen, warmen, gütigen Herzen geschlossen, sich fest vorgenommen, an sein Genie zu glauben und ihren heimlichen Liebling, den sie durchaus nicht für den häßlichsten der Menschen hielten, für ihre treue, teilnahmsvolle Freundschaft zu erobern. Letzteres hielt schwer genug, aber es gelang. Selbst diese einsame, trotzige und leidende Seele, welche die Cypressen der Villa Falconieri mehr und mehr mit Dunkel erfüllten, konnte so viel Güte und Kindereinfalt auf die Dauer nicht widerstehen.

Also Karl Steffens arbeitete wieder und zwar so stark, daß er sich nichts andres gönnte, als eben diese Arbeit für den Ruhm und Gewinn eines andern. Trotz seines Fleißes blieb sein Verdienst gering, und davon wurde fast alles zurückgelegt zu einem geheimen Zweck.

Es war schon damals, daß Karl Steffens die große Entdeckung machte, wie der Hunger in Rom leichter zu ertragen sei als irgendwo anders; und damals hätte er sich noch ganz gut wenigstens satt essen können.

So vergingen volle zwei Jahre. Gegen Schluß des zweiten Jahres seiner unwürdigen Fronarbeit überzählte Steffens sein Erspartes, und da er die Summe groß genug fand, setzte er sich auf der Stelle hin und schrieb dem Herrn Commendatore Mario di Mariano zwanzig Worte, darin er den großen Mann ersuchte, seine kostbare Gunst fortan

einem andern notleidenden Künstler zu erweisen, es gäbe deren genug in Rom.

Noch am selben Tag kam der große Mann in eigner Person, um ihm einen Antrag zu machen, der beinahe glänzend war.

Aber der glänzende Antrag wurde zurückgewiesen.

„Sie werden sich die Sache überlegen."

„Schwerlich."

„Sie könnten so thöricht sein?"

„Vielleicht."

„Es wäre sehr unklug von Ihnen."

„Möglich."

„So nehmen Sie doch Vernunft an!"

„Gewiß nicht."

„Sie sind verrückt, mein Lieber."

„Bin ich schon längst."

„Ueberlegen Sie! Ueberlegen Sie!"

„Empfehle mich Ihnen."

Der große Mann entfernte sich in hellem Aerger und Zorn, aber: diese Deutschen sind eben zu unpraktische Leute.

*

Wiederum eine lange Zeit unermüdlicher Arbeit, in welcher die Cypressenschatten einige flüchtige Sonnenstrahlen durchbrachen.

Zunächst begab Karl Steffens sich nach Carrara und durchsuchte die berühmten Brüche, wo vor ihm ein Größerer hatte leuchtende Blöcke schlagen lassen, denen er machtvolle Gebilde entriß, ein Geschlecht, das ihm gleich war. Endlich fand auch er den Marmor, der ihn würdig dünkte, daraus die Gestalt der Geliebten zu bilden. Das prächtige Stück wurde bar bezahlt und nach Rom transportiert. Ein fast glückliches Jahr begann. Bei seiner neuen Thätigkeit schien Karl Steffens ein andrer zu werden: ein geretteter Mensch, ein geretteter Künstler. Er wurde sogar weniger scheu und einsam; brauchte er sich doch vor den Leuten, namentlich vor seinen Kollegen, nicht mehr zu schämen.

Keine fremde Hand durfte an den Stein rühren. Von Anbeginn an wollte er sein Werk neu schaffen und es bis zum Allerletzten selbst vollenden.

Während dieser ganzen Zeit sah er Maria nicht, wollte sie gar nicht sehen. Solange er ihr Bildnis für alle Zeit in Marmor verklärte, sollte sein Blick nicht auf ihre irdische Gestalt fallen.

Dann kam ein großer, feierlicher Tag: auch in Marmor war sein Werk vollendet!

Er reinigte die Werkstatt, kaufte einen Vorhang aus alter genuesischer Purpurseide, der die Gruppe verhüllen und den nur seine Hand heben sollte, streute rings um die „Tochter der Semiramis" rote Rosen und hielt davor stille Sonntagsruhe. Abends ging er hinaus in die stolze, einsame Campagna, und in diesem hehren Gefilde, wo Erdenleid klein wird, besprach er sich mit seinem innersten Menschen.

Ja, er wollte ein neues Leben beginnen, ein erstarktes, geläutertes, in Wahrheit gerettetes Leben. Und wiederum war es durch Maria gerettet.

In der Nacht kehrte er hungrig und durstig in die Stadt zurück. Er ging durch den Corso, kam am Café di Roma vorüber, ging hinein und bestellte sich ein bescheidenes Festessen. Das vornehme Lokal war ziemlich leer von Gästen, nur an einem Tisch vor einer der großen Spiegelscheiben, die nach San Carlo hinausgehen, befand sich eine Gesellschaft junger Leute aus dem römischen Highlife. Sie tranken Sekt und besprachen aufgeregt die neueste Sensationsnachricht des Tages.

Der Fürst Romanowski, ein Mann aus polnischem Herrengeschlecht, immens reich, der Inbegriff eines Grandseigneur in jeder Beziehung, hatte — und zwar am Morgen des nämlichen Tages — ein römisches Modell geheiratet, die schöne Maria von Rocca. Die soeben erschienene Abendnummer der „Tribuna" hatte eine lange Depesche gebracht über die in einem kleinen Ort bei Nizza vollzogene Trauung des interessanten Paares. Ganz Rom war überrascht und erregt.

Einer der jungen Leute las den Artikel in der „Tribuna" laut vor.

„Die Maria von Rocca!"

„Sie soll übrigens wirklich süperb sein!"

„Und wirklich tugendhaft."

„Unsinn!"

„Ich versichere euch."

„Unsinn, sage ich!"

„Bist etwa du so glücklich gewesen?"

„Leider nein. Irgend ein Künstler war glücklicher als meine Wenigkeit."

„Ich glaube, es war ein Deutscher."

„Was die Frauen an diesen Germanen finden!"

„Blondes Haar, blaue Augen zu schwarzem Haar und dunklen Augen. Voilà tout! Der beneidenswerte Bursche soll überdies märchenhaft häßlich sein."

„Sie wird an ihm le beau du laid entdeckt haben ... Im übrigen, wie gesagt, durchaus tugendhaft."

Man nahm das „im übrigen" für einen famosen Witz und lachte laut.

Plötzlich trat an dem heiteren Tisch tiefe Stille ein. Ein langer, hagerer junger Mann stand vor den vergnügten jungen Leuten. Sein auffallend häßliches Gesicht war mit Sommersprossen bedeckt, er hatte starkes, rotblondes Haar und trug eine Brille, durch die zwei grüne Augen — sie waren wirklich grün — die elegante Gesellschaft fixierten. Der junge Mensch war miserabel angezogen, geradezu miserabel! Nur ein Deutscher konnte sich so anziehen und nur ein Künstler.

Diese seltsame Gestalt sagte in herzlich schlechtem Italienisch, aber mit eisiger Ruhe:

„Verzeihen Sie, wenn ich störe. Aber die Herren sprechen so laut, etwas zu laut. Und

da möchte ich Ihnen bemerken, daß Sie unverschämte Verleumder sind!“

Die jungen Leute, die sich der Königin Margherita gegenüber ohne Spur von Befangenheit benahmen, fühlten sich bei dieser Anrede des miserabel gekleideten Fremden seltsamerweise etwas verlegen. Der geistreiche Jüngling, der vorhin den famosen Witz gemacht hatte, versuchte zwar laut aufzulachen, es klang jedoch etwas krampfhaft.

Endlich bemerkte ein andrer, und er traf den Ton prachtvoll insolent:

„Wie können Sie sich unterstehen! ... Uebrigens, wer sind Sie denn eigentlich?“

„Das sagt Ihnen vielleicht mein Gesicht, darin Sie möglicherweise auch eine Entdeckung machen könnten. Uebrigens bleibe ich dabei, daß Sie und Ihre Herren Kollegen gemeine Verleumder sind. Sollten Sie eine nähere Begründung meines Urteils wünschen, so stehe ich Ihnen morgen vormittag Schlag zwölf Uhr in diesem Lokal zur Verfügung. Einstweilen ...“

Er grüßte mit einem verächtlichen Nicken, kehrte an seinen Platz zurück, ließ sich die „Tribuna“ bringen, las langsam, trank seinen Wein, zahlte und entfernte sich. An dem Tische der eleganten jungen Leute blieb es unterdessen auffallend still. Es schien heute schon sicher, daß die Jünglinge eine nähere Begründung von seiten des groben Germanen kaum wünschen würden.

Aber — wie miserabel der Bursche angezogen war!

XVII.

Die Fürstin Romanowska.

Die Liebesgeschichte der Fürstin Romanowska war höchst einfach, also ganz und gar nicht romantisch gewesen.

Der Fürst sah Maria in Rom über die Straße gehen und faßte sogleich eine leidenschaftliche Neigung zu der wunderschönen Person; in der That die leidenschaftlichste seines Lebens, was bei dem Fürsten Alexander Romanowski viel sagen wollte, denn die Galanterien des heißblütigen und ritterlichen Polen erfreuten sich eines europäischen Rufes.

Als der Fürst Maria zum ersten Male sah, war er bereits ein hoher Fünfziger, aber noch immer eine Erscheinung von so unangekränkelter Männlichkeit und fascinierender Noblesse, daß es verständlich gewesen wäre, wenn ein achtzehnjähriges Mädchen sich ernstlich in ihn verliebt hätte.

Eine schlanke, fast zarte Gestalt; ein schmales, ganz blasses Gesicht, dunkle, träumerische Augen und Lippen von einer fast weiblichen Weichheit und Anmut. Sein kurz gehaltenes Haar war schneeweiß, sein schöner Schnurrbart stark gefärbt. Aber erst wenn er sprach, empfand eine Frau den ganzen Zauber seiner slawischen Rasse, und auf viele wirkte der blasse Ton seiner Stimme, die sehr leise war, wie eine seelische Liebkosung.

Der Fürst war ein berühmter Schütze und Schläger. Die Körperkraft des feinen, zierlichen Mannes war so groß, daß man sich von ihm das Jägerstücklein erzählte, wie er in seinen polnischen Waldungen mit einer angeschossenen Bärin gerungen und sie erwürgt habe.

Er war strenger Katholik, Kämmerer und Liebling Seiner Heiligkeit, eine Säule der apostolischen Mission, der er geheime und wichtige Dienste leistete.

In dem Atelier eines Künstlers, dem Maria Modell stand und der dem Fürsten stark verpflichtet war, lernte dieser sie kennen. Seine Absicht war durchaus keine andre und bessere, als sie das bei vielen schönen Frauen gewesen war. Gewöhnt, sein Ziel nur zu bald zu erreichen, mußte der blasierte Lebemann sehr schnell einsehen, daß das bei dieser Schönen nicht der Fall sein würde. Zuerst betroffen, fühlte er sich schließlich ganz entzückt; aber niemand könnte seine eigne Verwunderung schildern, als ihm plötzlich der Gedanke kam: nein, nicht deine Geliebte, aber — deine Frau.

Sofort begann er, immer in dem Atelier jenes Künstlers, sich ernstlich um die Gnade der spröden Schönen zu bemühen, und zwar mit einem Eifer, wie er ihn nicht an den Tag gelegt haben würde, um die Gunst einer gefeierten Modedame zu erringen. Er war so liebenswürdig, so ritterlich, so anmutig, wußte seinen Worten durch den schmelzenden Ton, durch seine melancholischen Augen solchen starken Nachdruck zu geben, daß er nach einiger Zeit mit seinem Kennerblick herausfand: sie ist dir gewogen, ist dir gewonnen! Ein andrer hätte jetzt vielleicht nochmals den Versuch gemacht, jene erste Absicht zu erreichen, und möglich sogar, daß es ihm gelungen wäre.

Fürst Alexander sagte sich das mit voller Klarheit selbst, ging zu Maria und — warb um ihre Hand, um die Hand des Modells.

Bevor Maria antwortete, ja, sie wolle so gnädig sein, Fürstin Romanowska zu werden, erhielt der Fürst Alexander aus ihrem Munde eine überraschende Mitteilung.

In einem Alter von sechzehn Jahren hatte sie sich schon einmal verheiratet. Sogar verliebt war sie in ihren Mann gewesen, einen blutjungen, bildhübschen, blonden Künstler, den sie in quella brutta Germania kennen gelernt hatte, als gerade ihr Vater gestorben war. Frischweg heiratete das Pärchen.

Sie war so jung, so thöricht, so unerfahren gewesen, hatte ihrem ebenso thörichten, unerfahrenen jungen Mann das Leben sauer genug gemacht und es dann doch nicht bei ihm ausgehalten — unmöglich! Sie war fortgelaufen. Jawohl! Schlecht und schändlich genug war sie von ihrem armen Giusé fortgelaufen! Und das, als sie gerade ... Madonna, was für ein schlechtes Geschöpf sie gewesen war!

Sie hatte dann freilich Reue genug gefühlt aber zurückzukehren, wo sie doch fortgelaufen war, als sie gerade — — Gott sei ihrer armen Seele gnädig! Zurückkehren konnte sie nicht! Sie hätte sich zu Tode schämen müssen, nicht nur ihren guten armen Giusé verlassen zu haben, sondern auch . . .

O, wie schlecht und schändlich und voller Sünde war sie gewesen! Das war nun alles schon lange her und sie seitdem eine andre, ganz andre geworden. Und jetzt war ihr armer, guter Giusé, dem sie ein volles Jahr das Leben sauer gemacht hatte, tot und begraben. Das hatte sie zufällig durch ein Modell erfahren, das in quella brutta Germania ihren armen guten Giusé gekannt hatte. So war es also. Basta.

Da es nun einmal so war, ließ sich nichts dagegen thun. Ueberdies war alles durchaus der Ordnung gemäß zugegangen: standesamtliche und kirchliche Trauung, Trennung, Tod des Ehemannes. Fürst Alexander würde den armen, guten Giusé in die Heimat des Pfeffers gewünscht haben, wenn dieser sich nicht schon einen andern stillen Fleck Erde ausgesucht gehabt hätte, wo er von dem einen bösen Lebensjahr, das ihm seine Maria bereitet, bequem ausruhen konnte. Fürst Alexander gönnte seinem Vorgänger in dem Besitz des prachtvollen Geschöpfes sowohl das eine böse Lebensjahr, als auch jetzt die ewige Ruhe von Herzen, froh, daß es keines Dispenses des heiligen Vaters bedurfte, um die Ehe zu trennen. Denn getrennt werden hätte sie unter allen Umständen müssen: was der Fürst Romanowski einmal besitzen wollte, das mußte er haben.

Ueber den guten Ruf Marias Erkundigungen einzuziehen, unterließ der Fürst. Erstens hatte er von ihrem Stolz, ihrer Sprödigkeit vernommen, noch ehe er sie gesehen; zweitens, und für ihn am meisten bestimmend, hatte er darüber seine eignen Erfahrungen gemacht, die diesen Ruf in überraschendster Weise bestätigten. So wiederholte er denn seine Werbung, wurde angenommen, was ihn in einen Zustand von Verliebtheit und Glück versetzte, den er selbst früher für unmöglich gehalten hätte.

Es wurde ausgemacht, daß die Verlobung strenges Geheimnis bleiben sollte; der Fürst sandte seinen Privatsekretär nach München, um dort den Tod des armen, guten Giusé sich gerichtlich bescheinigen zu lassen; er selbst begab sich nach Warschau, wo eine wichtige Angelegenheit sein persönliches Erscheinen erforderte, und Maria fand eine würdige Unterkunft in einem der vornehmsten römischen Klöster, mit dessen Priorin der Fürst vor seiner Abreise eine lange Besprechung gehabt hatte.

Nie wieder sprach später die Fürstin Romanowska zu ihrem Gatten von jener Periode ihres Lebens und ihrer Jugendliebe für den armen, guten, bildhübschen Giusé.

Als der Fürst mit dem Totenschein Joseph Auzingers in seinem Portefeuille zurückkam, eilte er, verliebter denn je, in das fromme Haus, wo die schöne Maria inzwischen eingekleidet worden war; nicht als Nonne und Braut Christi, sondern als Weltdame und Braut des Fürsten Alexander Romanowski. Selbst der polnische Standesherr, dieser Grandseigneur par excellence, war überrascht, als sie ihm entgegentrat: in einem tailor made dress aus schwarzem Tuch, in moderner Frisur, in einer Haltung, mit der sie einen Souverän hätte empfangen können.

Von einer weiteren Erziehung des Modells zur vollendeten Weltdame und Fürstin Romanowska wollte Fürst Alexander durchaus nichts hören. Sie waren beide nicht mehr jung; und wer so ging, sich so bewegte, so sein Haupt trug, so einen Shawl sich umlegen ließ, der brauchte wahrhaftig nicht noch erst erzogen zu werden. Eine königliche Prinzeß hätte von Maria das Grüßen lernen können.

Sie konnte freilich weder schreiben noch lesen. Das würde er seine Frau lehren, und köstliche Lektionen sollten es werden. Französisch mußte sie natürlich sprechen, und zwar ein perfektes Französisch nach dem Vokabulär der Pariser Akademie. Man mußte eine ältere distinguierte Dame finden, und binnen eines Jahres würde außer dem Lesen und Schreiben auch das vollbracht sein. Ein Jahr tiefster Zurückgezogenheit, teils in einem idyllischen Landhause in der schönen Provence, teils auf einem prächtigen Schloß in Polen, würde für den jungen Gatten ein Jahr der Glückseligkeit bedeuten.

In Rom war die Sache merkwürdigerweise wirklich tiefes Geheimnis geblieben. Man wußte, daß Maria ein durch und durch kapriziöses Geschöpf war, und als sie plötzlich ausblieb, mußte man sich eben darein finden. Sie würde schon wiederkommen.

Inzwischen trat Fürst Alexander von neuem eine Reise an. Er begab sich nach Paris, um dort die übliche ältere distinguierte Dame zu engagieren und in eigner Person für seine Braut die Ausstattung zu bestellen. Es wurde ein Trousseau, der verdient haben würde, in den Journalen eingehend beschrieben zu werden, und sicher die Beachtung auch der subtilsten Dame von Welt errungen hätte.

Mit der neu engagierten Pariserin reiste der Fürst an einen kleinen Ort der französischen Riviera, wo, von einer Klosterschwester begleitet, alsbald auch die Braut eintraf. Und schon am folgenden Tage fand in Gegenwart nur der gesetzlich notwendigen Zeugen die Trauung statt. Am Abend desselben Tages bereits brachte die „Tribuna“ in Rom ein langes Telegramm über die sensationelle Vermählung eines polnischen Grandseigneurs mit einem römischen Modell, der berühmten Maria von Rocca. Einige Tage später erhielt die Familie des Fürsten, erhielten seine sämtlichen Freunde und Bekannte in allen Teilen Europas folgende Anzeige:

Prince Alexandre de Romanowski
Princesse Maria de Romonowska
née Campana
mariés.
St. Joire, près de Nice 1889.

Dem teils in einem Landhause der Provence, teils auf einem Schloß in Polen zugebrachten ersten Jahr folgte ein zweites, mit einer vollen Saison in Paris; ein drittes Jahr mit einer Londoner Season. Hier wie dort wurde die Fürstin Romanowska in allen tonangebenden Salons empfangen, hier wie dort erregte ihre große Schönheit und vorzügliche Haltung Sensation.

Inzwischen war die Villa vor Porta Pia, deren Bau der Fürst im Jahre seiner Heirat hatte beginnen lassen, fertig geworden und in allen ihren Teilen prachtvoll ausgefallen. Die gesamte innere Einrichtung hatte ein namhafter englischer Künstler übernommen; sie war ein Nonplusultra von feinstem künstlerischen Geschmack und von einer raffinierten Behaglichkeit.

Das Boudoir der Fürstin, mit einem von Siemeradzki gemalten Plafond und Fries, war mit silbergrauem Atlas ausgeschlagen, das Holzwerk der Möbel mit einem reichen, höchst originellen Ornament aus Kupferplatten verziert; die Möbel selbst mit weißem Leder überzogen, darauf der Pinsel des berühmten Polen entzückende Putten und Blumenstücke gezaubert hatte. In den Sammet der Vorhänge und Draperien von einem lichten Lila waren weiße Orchideen höchst kunstvoll eingewirkt. Dazu ein Teppich von dunkelrotem Scharlach. Das Schlafgemach der schönen Frau nannte der Künstler selbst einen Farbentraum in Gelb; aber sein Meisterstück war die Toilette Ihrer Durchlaucht: ein großer Kuppelraum mit Oberlicht, dessen Einrichtung, Decke, Wände, Holzwerk, Möbel und Vorhänge in den zartesten Farben gehalten waren. Ein blütenweißer Teppich bedeckte den Boden. Das elektrische Licht brannte in märchenhaften Blumen, welche die hohen Spiegel umrankten und von der Decke herabhingen. Das Bad aus rosigem Marmor stieß an einen Wintergarten, darin zu jeder Jahreszeit nur weiße Blumen blühten; denn Weiß war die Lieblingsfarbe der Fürstin.

Bereits im Frühjahr vor dem Einzug des fürstlichen Paares war aus Warschau die berühmte Galerie Romanowska in Rom eingetroffen und in den Gesellschaftsräumen der Villa untergebracht worden. Für Fremde sollte die Sammlung, die verschiedene Perlen der altitalienischen Malerschule besaß, streng geschlossen bleiben.

Im Herbst trafen die Herrschaften ein. Die große Welt befand sich noch in Villeggiatur, so daß die Romanowski mit den letzten persönlichen Details ihrer Einrichtung bequem fertig werden konnten, bevor sie ihre Besuche machten.

Ebensogut wie in Rom hätten sie ihren ständigen Wohnsitz in Paris oder London nehmen können, wo überall die Fürstin die allgemeinste Bewunderung erregt hatte. Aber der Fürst wünschte, daß es Rom sein sollte, gerade in der römischen Gesellschaft sollte die Fürstin glänzen. Sein Fortbleiben von Rom hätte von böswilliger Seite leicht als Feigheit ausgelegt werden können, und es giebt auf der weiten Welt nichts Böswilligeres als die große Welt. Die Fürstin konnte erst dann als völlig von der Gesellschaft acceptiert gelten, wenn das in Rom geschehen war. Der bloße Gedanke: man könnte meinen, er scheute sich, mit seiner Frau in der italienischen Kapitale zu leben, trieb dem Fürsten Alexander alles Blut zu Kopf.

Ueberdies verlangten seine intimen Beziehungen zum Vatikan alljährlich einen langen römischen Aufenthalt.

Also kamen die Romanowski nach Rom, wollten dort bleiben.

Seit drei Jahren hatten Agenten des Fürsten alles aufkaufen müssen, was seinerzeit in Paris und Rom an Bildwerken angefertigt worden war, zu dem Maria Modell gestanden hatte. Die höchsten Preise wurden bewilligt. Trotzdem erforderte der Erwerb oft nur einer Skizze häufig die größte Ausdauer und Gewandtheit der Unterhändler. Lange Korrespondenzen waren notwendig, Reisen mußten unternommen werden, und doch konnte, trotz allem Eifer und aller Geschicklichkeit der Aufkäufer, nur ein Teil jener großen Maria-Galerie zusammengebracht werden. Diese erhielt in der römischen Villa Aufstellung in einem Raum, der an das Arbeitskabinett des Fürsten stieß und nur von diesem betreten werden durfte.

Mit einem Künstler jedoch trat der Fürst persönlich in Beziehung.

*

Karl Steffens hatte seine in Marmor vollendete Gruppe, die „Tochter der Semiramis“, nicht nur nicht ausgestellt, sondern hinter jenem Vorhang aus Purpurseide sie jedem Blick entzogen. Er verbarg sie, obgleich von dem Erfolg, den das Kunstwerk sicher haben und der zweifellos ein ungeheurer sein würde, seine Zukunft abhing.

Seine einzigen Freunde, die beiden alten Römer, waren auch die einzigen, welche die Gruppe zu sehen bekamen. Sie standen mit erhobenen Händen und erhobenen Seelen davor und baten ihn flehentlich, auszustellen; zunächst in Rom, dann überall in allen Hauptstädten Europas. Fräulein Friedrike vergoß heiße Thränen und besaß den Mut, trotz aller schroffen Abweisung, den halsstarrigen und sensitiven Künstler immer wieder und wieder mit Bitten anzugehen, ihm teils in beweglichen, teils in hohen Worten vorstellend, wie es seine heilige Pflicht sei — gegen sein Künstlertum sowohl wie gegen die Menschheit —, sein Werk

der Oeffentlichkeit zu übergeben; und sie fuhr mit Bitten und Betteln fort, bis er ihr einmal sehr ernsthaft erwiderte:

„Wenn ich meine Gruppe ausstelle, werde ich vielleicht Erfolg haben, aber ich werde damit zugleich die Frau kompromittieren, die ich liebe. Diese Frau ist jetzt die Gattin eines vornehmen Mannes und hat meinethalben ihren Ruf schon einmal aufs Spiel gesetzt, worin ich nur einen Grund mehr sehe, als anständiger Mensch zu handeln. Sie, liebe Freundin, sind gewiß die allerletzte, mir zu etwas zuzureden, das ich nicht anständig finden kann.“

Das gute Fräulein Friedrike rang die Hände, schwieg und erwähnte nie wieder auch nur mit einer Silbe die Angelegenheit, nachdem sie sich mit ihrem getreuen Peter Paul des langen und breiten über den kuriosen Menschen ausgesprochen hatte. In der bewundernden Achtung des Pärleins war Karl Steffens nach diesem Vorfalle womöglich noch gestiegen. Sie verdoppelten ihre zarte Rücksicht auf die oft schwer zu ertragenden Launen und düsteren Stimmungen ihres Freundes, und Fräulein Friedrike lud ihn möglichst häufig zu ihren kleinen Theeabenden ein, die drei Tellerlein nach besten Kräften mit Orangen, Biskuits und belegten Brötchen füllend, während Peter Paul regelmäßig aus einer Osteria in der Nähe der Rotunde die Fogliette mit vero vino dei castelli romani herbeitrug und dazu das große Glas aus der Wirtschaft seiner Freundin herbeitrug und auf den Tisch stellte. Das war alles, was die beiden für Karl Steffens zu thun vermochten, der allmählich von neuem in seine Apathie versunken war; ein Zustand, in dem er die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden, immer glänzenderen Anträge des Commendatore Mario di Mariano mit wachsender Heftigkeit zurückwies und sich auf seine eigne Manier sein römisches Brot verdiente, das oft wenig genug war.

Da hätte er plötzlich zum reichen Mann werden können, und das auf die ehrlichste Weise.

Eines Oktobertages erschien in seinem Studio, darin es womöglich noch öder und armseliger aussah, als bei jenem ersten Besuche des großen Mannes, ein älterer Herr



mit feinem, wachsbleichem Gesicht, mit dunkeln, feurigen Augen und prachtvollen, kohlschwarzen Moustaches. Als der mit höchster englischer Eleganz gekleidete Besucher seinen Cylinder abnahm und den Künstler aufs höflichste grüßte, sah Steffens, daß das Haupt der interessanten Männererscheinung weiß war.

Er trat ein und stellte sich Steffens vor:

„Fürst Romanowski."

Steffens verneigte sich ungeschickt.

„Ich komme selbst zu Ihnen, um persönlich mit Ihnen eine Angelegenheit abzumachen."

„Bitte."

Steffens bot dem Fürsten keinen Stuhl an. Die beiden Männer, die sich bis dahin nie gesehen, standen einander gegenüber, maßen sich schweigend und fühlten in diesem Augenblick beide, daß sie Feinde waren, Feinde auf Leben und Tod.

Der Fürst dachte: ‚Er ist bizarr häßlich, aber er hat etwas von einem bedeutenden Menschen an sich. Nun, wir werden ja sehen.'

In seinen weichsten polnischen Lauten, die sich wie eine Melodie in die Seele schmeichelten, begann Fürst Alexander von neuem, immerfort stehend und immerfort das Gesicht des Künstlers fixierend:

„Sie sind doch der deutsche Künstler, der eine Statue von der ‚Tochter der Semiramis' machte? Es war vor mehreren Jahren, und Sie wohnten damals in der Nähe des Kolosseums."

„Ich bin der deutsche Künstler."

„Diese Statue befindet sich noch immer in Ihrem Besitz?"

„Ganz richtig, noch immer."

„Weshalb stellten Sie dieselbe eigentlich nie aus?"

„Das ist doch wohl meine eigne Angelegenheit."

Der Fürst verneigte sich verbindlich.

„Durchaus nur Ihre eigne Angelegenheit... Sie führten die Statue bis jetzt — es ist ja wohl eine Gruppe?"

„Eine Gruppe."

„Sie führten dieselbe bisher nur in Gips aus? Ich möchte sie bei Ihnen in Marmor bestellen."

„Sehr gütig."

„Könnte ich Ihr Werk sehen?"

„Nein."

Robert Büchtger

Schweres Fuhrwerk.

„Wie?"

„Ich zeige es nicht."

„Nicht jedem, was ich begreiflich finde." Er lächelte. „Aber doch gewiß einem Besteller?"

„Ich zeige es nicht."

In den Augen des Fürsten leuchtete es auf.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie meine Bestellung nicht annehmen?"

„Ja."

„Sie wollen Ihre ‚Tochter der Semiramis' für mich nicht in Marmor ausführen?"

„Ich habe sie bereits in Marmor ausgeführt; aber . . ."

Der Fürst unterdrückte einen Ausruf, Steffens fuhr mit derselben Ruhe fort: „Aber für mich selbst."

„O, nur für Sie selbst?"

„So sagte ich."

„Und Sie wollen mir Ihr in Marmor ausgeführtes Werk zu keinem Preis, unter keinen Umständen überlassen?"

„Zu keinem Preis, unter keinen Umständen."

„Nicht dem Fürsten Romanowski?"

„Weder diesem noch irgend einem andern."

„Ah!"

Es war nur ein Laut gewesen, aber es lag darin etwas, das dem Ton ähnlich war, mit dem sich ein Mensch auf den verhaßten Gegner stürzt — mit einem Dolch oder Pistol in der Hand.

Aber gleich darauf lächelte Fürst Alexander wieder. Lächelnd und mit leiser Stimme, die so weich wie eine Liebkosung war, sagte er nachlässig: „Sie werden sich die Sache sicher überlegen."

„Das that ich bereits."

„Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich ein Recht auf jene Gruppe besitze?"

„Sie ein Recht auf mein Werk?!"

„Nun denn, ich will ein Recht darauf besitzen. Verstehen Sie wohl, ich will!"

„Ich verstehe Durchlaucht ganz und gar nicht."

„Sie sind ein Unverschämter!"

An dem Morgen des zweiten Tages nach diesem Vorfall fand im Hain der Egeria das Duell statt. Es lautete auf Pistolen, zehn Schritte Distanz, und es sollte bis zur Kampfunfähigkeit eines der Duellanten geschossen werden. Ein junger französischer Attaché sekundierte dem Fürsten, Peter Paul dem beleidigten Karl Steffens.

Dieser hatte den ersten Schuß; er fehlte.

Der Fürst erhob die Waffe, lächelte, zielte auf des Künstlers rechten Arm, lächelte, wollte losdrücken, zauderte, ließ das Pistol etwas sinken, lächelte wieder, murmelte:

„Ein Finger genügt."

Er schoß. Die Waffe entsank des Künstlers Hand; sein kleiner Finger war abgeschossen, das Duell beendet.

Fräulein Friedrike pflegte den Verletzten, der in ein heftiges Wundfieber verfiel. Einmal, als Steffens eingeschlafen war, schlich sich Signorina Rica an sein Lager, beugte sich tief herab und drückte ihre welken Lippen auf die Wunde. Dabei wurde sie so rot wie ein junges Mädchen, das dem Geliebten den ersten Kuß giebt.

Durch seine „Tochter der Semiramis", die kein Auge je zu sehen bekam, konnte Karl Steffens kein berühmter Mann werden. Aber das wurde er durch sein Duell mit dem Fürsten Romanowski, das ihm einen Finger seiner rechten Hand kostete. Wenn ein Modell dem Brutto Tedesco begegnete, so konnte man sicher sein, daß es auf dessen verstümmelte Hand stierte, dabei jedoch mit tiefem Respekt grüßte. Dasselbe thaten auch andre. Uebrigens hätte der fehlende Finger Steffens nicht gehindert, ein wahrer Michelangelo zu werden; aber sein Gemüt stand wieder von neuem ganz unter dem Zeichen der Cypressen.

Zu allem übrigen, was diesen Künstlergeist aus seinen Bahnen riß, kam noch hinzu, daß er mit vieler Kunst der Selbstquälerei sich fort und fort sagte: ‚Er wollte dich großmütig schonen! Darum traf er nur den einen Finger! Hätte er lieber den ganzen Arm verstümmelt, als an dir Großmut zu üben. Dieser Aristokrat Großmut an dir!'

*

Sodann machte die Fürstin Romanowska ihren Eintritt in die römische große Welt, die auf dieses Debüt so neugierig war wie auf eine Sardousche Premiere mit Eleonore Duse und Signor Ando.

Das erste große Ereignis im römischen Leben der Fürstin war ihr Besuch im Vatikan, wo der Heilige Vater sie und den Fürsten in besonderer Audienz empfing und gütig und liebreich gegen die Gemahlin seines Günstlings war. Mit leuchtenden Blicken kamen beide von dieser Audienz zurück.

Darauf warfen die Romanowski ihre Karten ab; zuerst in den Häusern der schwarzen Partei, darauf in einigen weniger grauen Salons und in der kosmopolitischen Fremdenkolonie. Da die Saison noch nicht begonnen hatte, wurde die Fürstin einstweilen nur bei der täglichen Korsofahrt gesehen. Das erste, was man an ihr bemerkte, war ihr Kostüm; an trüben Tagen stets schwarz, an hellen stets weiß, und immer vom besten Geschmack, war sie geradezu hervorragend in ihren Hüten. Was ihre Art zu grüßen anbetraf, so war dieselbe stupend, geradezu stupend! Man erzählte sich von einigen Herren, daß sie nachmittags an verschiedenen Orten sich aufstellten: auf der großen Pincioterrasse, am Spanischen Platz und im Korso, um vor der Principessa Maria den Hut zu ziehen und sie dreimal grüßen zu sehen.

Wenn die Equipage des fürstlichen Paares auf dem Pincio hielt, war sie schon im nächsten Augenblick vollständig umringt. Während die Kapelle aus „Lohengrin", „Carmen" und der „Cavalleria Rusticana" spielte, hielt man eine jener kleinen Konversationen ab, wie sie nur der Südländer kennt. Die Fürstin sprach wenig, aber

immer mit der nämlichen erstaunlichen Haltung, die auch in ihrem Gruße lag.

Sie äußerte über das neueste Ballett in Costanzi, über das neueste Schauspiel im Valle ebensogut einige passende Worte wie über den neuesten Roman von Gabriele d'Annunzio oder Marcel Prevost. Sprach sie französisch, so hatte man Gelegenheit, mit eignen Ohren zu hören, daß ihr Pariser Accent tadellos war.

Die Unterhaltung wurde denn auch von Wagen zu Wagen geführt, die auf dem schönsten Platz der Welt dicht nebeneinander gereiht standen. Zu Wagen fand hier der erste flüchtige Verkehr mit den Damen der schwarzen Gesellschaft statt. Der Fürst stellte seine Gemahlin so und so vielen Herzoginnen, Prinzessinnen und Marchesen in einer Weise vor, die ebenso mutig wie würdevoll war und von jenen Damen ganz ehrenwert befunden ward.

Nachmittag für Nachmittag war es dasselbe. Nach einem mehr oder minder kurzen Halt setzten sich die Equipagen von neuem in Bewegung, über den Pincio hinunter zur Piazza del Popolo, durch den Korso zum Spanischen Platz. Hier wurde bei der Fontäne ein zweites Mal gehalten. Sogleich sammelten sich sämtliche Blumenverkäufer um den fürstlichen Wagen, der mitten in einem Blütengefilde stand. Die Principessa kaufte so viele Blumen, als im Wagen nur untergebracht werden konnten. Doch nur weiße Blumen. Die Verkäufer wußten das und richteten ihre duftige Ware danach ein. Weiße Rosen, weiße Levkoyen, weiße Azaleen, Nelken, Hyazinthen, Margueriten. Oft, wenn ein Fremder am Spanischen Platz zur späten Korsostunde einen Strauß weißer Blüten kaufen wollte, wurde ihm gesagt:

„Diese Blumen gehören der Principessa."

Jedesmal, wenn der fürstliche Wagen beim Brunnen auf dem Spanischen Platze hielt, stellten sich in einiger Entfernung die Modelle auf. Die goldene römische Jugend wußte das, und es gehörte zum Chic, zu sehen, wie die Fürstin Romanowska die Modelle grüßte: ganz anders, als sie selbst von der schönen Frau gegrüßt wurden: lächelnd, freundlich, vertraulich. Nein, die Fürstin Romanowska wollte keinen Augenblick verleugnen, daß sie die Maria von Rocca gewesen war. Der Fürst erschien dabei durchaus ungeniert und ganz d'accord mit seiner Gemahlin zu sein. Das flößte sogar der jeunesse dorée Respekt ein. Aber vollständig vergessen haben mußte die schöne Frau, daß sie nach jener Frascataner Villeggiatur bei den Modellen in offenbarer Verachtung gestanden.

Eine dritte, ganz besondere Art zu grüßen zeigte sie gegen eine bestimmte Person. Es war dies ein Fremder, ein deutscher Künstler.

So oft ihr Wagen durch den Korso fuhr und beim Café Aragno die Ecke der Via delle Vite passierte, richteten sich die Augen der Fürstin wie magnetisch angezogen hinüber auf einen bestimmten Punkt. Und nur mit den Augen grüßte sie Karl Steffens, der jeden Nachmittag dort stand, um sich von diesen großen und mächtigen Augen grüßen zu lassen, so fremd und kalt das auch geschah. Aber mit einem Etwas darin, das wie — ja, wie was war?

Ueber dieses geheimnisvolle Etwas zu grübeln und immer wieder zu grübeln, damit verbrachte Karl Steffens jetzt seine Stunden und Tage. Häufig war's ihm, als hätte er den Blick enträtselt und seine stille Meinung verstanden: in dem Blick der Fürstin Romanowska war etwas wie Haß.

*

Unter den Fremden aller Nationen, die für den Winter nach Rom gekommen waren, befanden sich Bekannte der Romanowski aus Paris und London. Andre wieder waren mehr oder minder nur mit Fürst Alexander liiert. Alle diese machten in der Villa Romanowska Besuch. Diejenigen, welche die Fürstin noch nicht kannten und das erste Mal aus Neugierde erschienen, kamen bereits das zweite Mal aus Interesse. Selbst die Argwöhnischsten und Mißgünstigsten mußten gestehen, daß sie, auf das ehemalige Modell gefaßt, eine grande dame gefunden hatten. Viele waren aufrichtig von ihr entzückt, darunter sogar einige Damen.

Es war allgemein bekannt, daß in Paris und London der Fürstin die ernsthaftesten Huldigungen dargebracht worden waren. Das war natürlich auch in Rom der Fall, womöglich in erhöhtem Maße. Die betreffenden Herren hatten entweder zu großen Respekt vor dem Charakter des Fürsten oder zu lebhafte Scheu, mit einem der besten Pistolenschützen intime Bekanntschaft zu machen, als daß auch hier das mindeste Pikante sich ereignet hätte, wie sehr auch von mancher Seite darauf gewartet wurde. Auch hätte man ebensogut einer Souveränin eine Erklärung machen können, als dieser ehemaligen Maria von Rocca di Papa.

Für die Intimen des Hauses Romanowski war jeden Dienstag und Freitag abends nach zehn Uhr in den Gemächern der Fürstin Empfang, und jeden Sonntag wurde für sieben Uhr zum Diner geladen, doch nie mehr als acht Personen.

Der fürstliche Koch, ein Toskaner, war selbst in Paris wegen seiner Saucen und petits plats berühmt gewesen; und die Blumenarrangements der Tafel galten für Meisterwerke der Gärtnerkunst. Vollends in Rom, wo die feinste und anmutigste Form des geselligen Verkehrs — kleine, intime Mittagessen — wenig gepflegt wird, erregten die Romanowskischen Diners Aufsehen.

Dann begannen in der Gesellschaft die ersten Empfänge und Routs, und jetzt erst kam die hohe dunkle Aristokratie der italienischen Kapitale dazu, die Fürstin näher zu betrachten. Je glänzender ihr Entree in der andern großen Welt ausgefallen war, um so vorsichtiger trat man ihr entgegen.

Aber auch hier errang sie einen vollständigen Sieg, und als die Romanowski ihren ersten Ball gaben, wurden nur wenige Einladungen abgelehnt.

Auf diesem ersten Ball in ihrem Hause erschien die Prinzessin Maria in einer Robe aus Silberbrokat und trug ein Glanzstück des Romanowskischen Familienschmucks, die berühmten Smaragden.

Fürst Alexander war während des ganzen Abends etwas nervös. Heimlich beobachtete er seine schöne Frau unausgesetzt. Als die Gäste sich entfernt hatten und die Gatten allein waren, machte der Fürst seiner Frau eine zweite Liebeserklärung, die womöglich noch feuriger ausfiel, als die erste gewesen.

XVIII.

Aus Priscas Tagebuch.

Rom, Anfang Februar.

Mutter!

Wie oft ich, seitdem ich in Rom bin, an meine Mutter denken muß! Oft, oft träume ich von ihr, weine im Traum und erwache mit einem Aufschrei:

„Mutter!"

Ich weiß so wenig von ihr. Ich weiß nur, daß mein Vater sie fand „verlassen, verlassen, wie der Stein auf der Straßen," daß sie blutjung war, ein halbes Kind, wunderbar schön; daß mein Vater sich leidenschaftlich in sie verliebte und sie sich in ihn; daß sie nach einem kurzen Jahre der Glückseligkeit starb, bald nach meiner Geburt. Am Heimweh nach ihrem herrlichen, strahlenden Süden, am Heimweh nach Rom.

Ihrer Tochter hinterließ sie diese Sehnsucht nach Sonne und Schönheit. Ohne dieses mütterliche Erbe hätte es mich niemals so gewaltig hierhergezogen. Das Glück, in Rom zu sein, danke ich daher meiner Mutter.

Seltsam, daß mir dieser so einfache und selbstverständliche seelische Vorgang erst hier klar wurde...

Weshalb mein guter Vater mich wohl niemals an ihr Grab geführt, weshalb er wohl alle Bilder von ihr vernichtete?

Verzeih mir, du Guter, Bester, aber es war nicht recht von dir.

Wie darf ich mit dir rechten? Du warst ja krank, innerlich krank durch den frühen Tod meiner schönen, jungen Mutter, und du dachtest nicht darin, daß du deiner Tochter ihr Grab und Bild schuldig warst.

Daß meine arme Mutter Römerin war, ist das Sonnenmärchen meines sonst so nüchternen Lebens; ist die wunderbare Romanze, die dem Kinde gesungen ward. Meine römische Mutter war ja auch das Hohelied in dem Dasein meines Vaters. Sie war das hehre Weib aus der Fremde, das ihm erschien und in seine grauen Tage einen Lenz streute, einen ganzen römischen Frühling von Strahlen und Blüten. Dann ging sie wieder, entschwand sie seinen Blicken in jenes dunkle Land, daraus niemand wiederkehrt, und ließ ihn mit seinem mutterlosen Kinde in Sehnsucht zurück.

Daß ich ihr so gar nicht ähnlich sehe, in so gar nichts ihr gleiche... War das nicht grausam von der Natur, auf mein Gesicht nicht einen einzigen Strahl ihrer Schönheit fallen zu lassen, wo meine Seele doch so schönheitsdurstig ist, daß sie sich nie satt trinken wird?

Ich weiß, mein Vater starb am gebrochenen Herzen, meiner schönen Mutter nach, aus Heimweh nach ihrer flammenden Sonnenseele.

Auch das weiß ich längst, daß ich ihn nicht trösten konnte, ich, die ich in nichts meiner Mutter gleiche.

Darum spähte er oft so angstvoll in mein Gesicht, ob er darin nicht einen, auch nur einen ihm ähnlichen Zug entdecken könnte.

Nein, mein Vater, nicht einen!

Er konnte niemals von ihr sprechen, selbst in seinen letzten Lebensjahren nicht. Er konnte ihren Namen nicht über die Lippen bringen, so sehr liebte er sie bis zum letzten Atemzug, meine schöne, strahlende, unglückliche Mutter.

Jawohl, unglückliche Mutter. Denn unglücklich war sie.

Das war das große Geheimnis, das mein Vater mit sich ins Grab nahm, an dem er nicht einmal sein Kind wollte teil haben lassen, damit dessen dunkle Jugend nicht noch trüber werde.

Wie ich sie liebe, diese nie gekannte, nie vergessene Mutter, wie ich mich nach ihr sehne, wie ich ihr Bild mir verklärt habe...

Schon als ganz kleines Kind scheute ich mich, zu andern von ihr zu sprechen. Sie war für mich eine so geheimnisvolle Gestalt, es haftete etwas so Glanzvolles, so Unirdisches an ihr. Das blieb auch so, als ich größer ward. Nicht einmal zu meinem guten Glöcklein konnte ich von ihr reden.

Und auch hier, in ihrer Heimat, bringe ich ihren Namen nicht über die Lippen. Es kostete mich sogar Ueberwindung, den beiden guten alten Leutchen, die mich ganz unverdienterweise in ihr Herz geschlossen, zu sagen, daß meine Mutter eine Römerin war. Ich machte sie durch diese Mitteilung förmlich glücklich. Sie sind stolz auf diese Thatsache. Plötzlich ist das Rätsel ihrer großen Vorliebe für mich erklärt: ich habe eine römische Mutter! Ja, nun darf ich in Rom sein, nun gehöre ich dahin, ich hätte durch meine römische Mutter sogar das Recht, in Rom zu sterben und begraben zu werden — allerdings nicht bei der Cestiuspyramide.

Aber beiden merke ich an, wie sie über mein unrömisches Gesicht im stillen ganz außer Fassung sind. Wie kann ich nur so aussehen? Ich wagte es noch gar nicht, ihnen von der Schönheit meiner Mutter zu sprechen, aus Furcht, sie durch meine Häßlichkeit noch mehr zu verletzen. Wie würden sie mich erst lieben, wie stolz würden sie

auf mich sein, wenn ich ihre Schönheit geerbt hätte.

Daß eine Romana di Roma ein so urgermanisches Kind zur Welt bringen konnte, mit dem gelbblondesten Gretchenhaar, bleibt ein „Zwiespalt der Natur", wie es in der lieben, alten, herrlichen Ahnfrau heißt, und meine großen, kohlschwarzen Augen sind ihnen doch nur ein schwacher Trost.

Meine Augen!

Gestern stellte mich Herr Karl Steffens darüber förmlich zur Rede.

„Ihre Mutter war Römerin? Das muß ich erst von andern Leuten erfahren? Sie haben natürlich ihre Augen. Und Ihre Mutter ist tot?"

„Sie starb bald nach meiner Geburt."

„Wissen Sie das genau? Verzeihen Sie, aber ich habe meinen Verstand erst zur Hälfte verloren. Mit der Vernunft, die mir noch blieb, frage ich Sie, ob Ihre Mutter wirklich tot ist."

Ich hielt ihn in diesem Augenblick allerdings für halb irrsinnig, während ich ihn versicherte, daß meine Mutter wirklich tot sei.

„Nun, Sie müssen es wissen," sagte der seltsame Mensch und schaute mich an, als wäre ich mein eignes Gespenst.

Ich kehrte ihm den Rücken und ging meines Weges. (Wir hatten uns im Garten der Kolonie getroffen.)

Nach einer Weile kam er mir nach, er lief fast.

„Bitte, verzeihen Sie mir!"

Ich hatte ihm sogleich verziehen. Gerade den Abend vorher ward mir von Fräulein Friedrike die Geschichte der schönen Fürstin Romanowska erzählt. Sie hätte es nicht früher gethan und auch gleich anfangs dem Knaben Checco befohlen, kein Geschwätz zu machen, weil sie in ihrem grundgütigen Herzen fürchtete, die Neuangekommene möchte sonst von ihrem und Peter Pauls Liebling eine schlechte Meinung fassen. Nun versteht die treffliche Signorina Rica von diesen Dingen genau so viel wie ich, vermag sich also, will sie ehrlich sein, absolut keine Vorstellung zu machen, wie ein ernsthafter Mann, der noch dazu ein genialer Künstler ist oder sein soll, in solchem Maße einer Leidenschaft sich unterwerfen und von ihr sich knechten lassen kann. Vielleicht vermag eine Frau sich dergleichen Dinge überhaupt nicht vorzustellen?

Es war gestern abend rührend für mich, zu beobachten, wie sie sich Mühe gab, Karl Steffens' Wesen zu erklären, ihn zu entschuldigen, ihn in meinen Augen nicht schwächlich erscheinen zu lassen. Dabei blieb der Refrain derselbe.

„Er ist doch ein genialer Künstler! Er überwindet noch einmal diese Sache! Er dringt doch durch! Sie sollten nur seine Arbeiten sehen. Und erst seine ‚Tochter der Semiramis'. Ein unerhört großartiges Werk, sage ich Ihnen."

Ach! Ich trage immer noch schwer an dem unvergeßlichen Eindruck, den Peter Pauls großes Bild auf mich machte; bin innerlich zu sehr überzeugt, daß es mir mit den Arbeiten des Herrn Steffens ähnlich ergehen wird, besonders mit seinem Meisterwerk. Ich finde daher nicht den Mut, Fräulein Friedrike zu bitten, mich in das Atelier des neuen Michelangelo zu führen, so dringend sie zu wünschen scheint, ich möchte einmal ein solches Verlangen äußern, ja entschieden diese Bitte von mir erwartet. So wenig ich die Leidenschaft und das ganze Leben dieses Herrn begreife, so unsympathisch mir dasselbe ist, so — ich muß es aussprechen — verächtlich ich dasselbe finde, kann ich doch nicht verhindern, daß er selbst mich interessiert. Wenn ich an die Stunde denke, wo er meine Studie kritisierte, wo er mir meine Fehler zu Gemüt führte, — ja, ja! Ich interessiere mich für ihn; aber — seine Arbeiten möchte ich nicht sehen.

Uebrigens zweifle ich stark, ob er sie mich sehen lassen, ob er mich für würdig finden würde, sie zu sehen.

Entschieden nein!

Meine „Römischen Rosen mit Lorbeer" sind verkauft!

Das gute Glöcklein meldet es mir. Ich glaube, sie hat beim Schreiben vor Freude geheult; wenigstens waren ihre mächtigen Buchstaben halb verwischt. Also coraggio, liebe Lange! Sempre avanti!

Es wird schon gehen.

Natürlich wird es gehen, du dumme Prisca ... Es muß ja gehen.

Ich feierte den Verkauf meines ersten römischen Bildes durch ein glänzendes Fest, zu dem ich meine beiden alten Römer einlud. Ja! Und ich lud noch einen dritten ein: Herrn Karl Steffens.

Eigentlich wollte ich auch meinen jungen Siegfried (diesen Namen führt er nun einmal bei mir) zu meinem kleinen Symposium bitten. Ich mußte mich jedoch gerade wieder zu sehr über ihn ärgern. Er hat glücklich etwas entdeckt, das noch häßlicher ist als sein gräßlicher Greis; es ist das eine Straße im neuen Rom. Sie liegt vor der Porta Salara, könnte jedoch ebenso gut in dem scheußlichsten Quartier von London sein... Nein, nur im modernen Rom kann etwas so Unmögliches möglich sein; und dieses wirre Traumbild malt der Mensch — riesengroß, natürlich!

Strahlend teilte er mir die glückliche Neuigkeit mit und bat mich, am Nachmittag mit ihm zu gehen und sein neues Motiv zu betrachten. Ich sagte ihm im voraus, ich würde es jedenfalls abscheulich finden, welche Grobheit mir nur ein glänzendes Lächeln eintrug. Also begleitete ich ihn und — wie ich mich wieder über den Menschen ärgern mußte!

Häuser, die in Trümmer gefallen, die Ruinen sind, noch ehe sie überhaupt fertig wurden. Eine Straße von Palästen sollte es werden, mit prunkenden Fassaden, säulengetragenen Einfahrten, prachtvollen Loggien und Altanen, und — himmelhoch aufgemauerte Höhlen sind's geworden!

Was nicht eingestürzt ist, oder nicht gerade morgen einzustürzen droht, wird bewohnt, von — Proletariern! Manches dieser Gebäude ist von oben bis unten (ich übertreibe nicht) in die graue feuchte Wäsche armer Leute eingewickelt, die zum Trocknen ausgehängt ward. Viele Fenster der bewohnten Räume haben nicht einmal Scheiben; sie sind mit Lumpen verhängt, mit Papier verklebt. Von manchen Häusern wurden die Gerüste noch gar nicht fortgenommen. Man baute fieberhaft, der große Krach kam, und die Arbeiter wurden nicht mehr bezahlt. Die Maurer nahmen ihre Kelle, die Zimmerleute ihre Axt auf und gingen davon. So blieben die unfertigen Bauten stehen.

Dieses neue Rom gleicht einer ausgeplünderten und ausgebrannten verlassenen Stadt, von der die Herde der Heimatlosen aus der Hefe des Volkes Besitz ergriff.

Alte und junge Weiber in Lumpen, Kinder in Lumpen; arbeitslose junge Leute, arbeitslose Männer — das ist die Bevölkerung dieses neuen Rom.

Sie liegen schwatzend in den offenen Fenstern, sie stehen schwatzend unter den Hausthüren, treiben sich schwatzend auf der Straße herum, die teils Kehrichthaufen, teils Gosse ist . . .

Aber die Bevölkerung ist bereits apathisch geworden durch lange, lange Entbehrung; ermattet durch Fieber, elend durch den Jammer eines solchen Lebens.

Dazu blauer Himmel, der über dieser Häßlichkeit leuchtet; die strahlende Luft, die wie eine Gloriole so viel Elend verklärt.

Und das malen zu wollen!

„Aber, begreifen Sie denn nicht?"

Ich konnte ihm und mir nicht helfen: ich begriff es ganz und gar nicht. Und ich war so böse auf ihn, so böse, daß ich ihn zu meiner fête champêtre nicht einlud.

Wenn er wenigstens nicht so talentvoll wäre. Aber das ist's ja eben!

*

Wenn mein gutes Glöcklein wüßte, wo Prisca Auzinger aus München die erste Festivität ihres Lebens giebt, wenn es mit seinem hellen, zarten Gebimmel dabei sein könnte!

Recht viele gute Bilder malen, alle Bilder sofort zu teuern Preisen verkaufen und dann meinem guten Glöcklein ins Idyllenhäuschen ein Billet schicken, zweiter Klasse, München-Rom, hin und zurück, gültig volle acht Wochen!

Ich hatte auf der Piazza del Popolo zwei Einspänner genommen, sogleich für die Fahrt bezahlt (ohne zu handeln), dann meine Gäste erwartet, sie und mich aufgeladen: in dem einen wir beiden Damen, in dem andern die beiden Herren. Für meinen jungen Siegfried wäre beim Kutscher noch prächtig Platz gewesen! Ich mußte immerfort hinsehen, mich immerfort ärgern.

Unsre braven Vetturini brachten uns in prachtvollem Trabe hinaus zum Aventin, wo sich bei der Kirche Santa Prisca — Santa Prisca, man denke! — die wunderbarste, wonnigste Trattorie befindet, mit einem Hof und einer Loggia, von welcher aus man über sämtliche sieben Hügel blickt, weithin über die Campagna bis zu den Albanerbergen und der Sabina.

Es ist die glanzvolle Zeit der Pfirsichblüte. In den blattlosen Weinfeldern, die gelb von dem Schilfrohr sind, daran die Reben aufgebunden werden, schimmern allüberall die großen rosigen Blumenhügel. Rosige Ströme ergießen sich von den Höhen, fluten hinaus weit ins Land, wo sie zwischen den Silbersäulen der Oelbäume sich durchwinden, die goldbraunen Ruinen umwogen, zu kleinen Blütenstreifen zusammenrieseln. Und zu diesem Frühlingslied hoch in den Lüften endloser Lerchenjubel . . .

Wir thronten königlich über all der Schönheit und speisten einen lukullischen Eierkuchen mit jungen, zarten Artischocken darin, speisten rubinroten Sabinerschinken mit goldigem Salat, der vor unsern Augen im Garten abgeschnitten wurde, speisten die letzten zuckersüßen Orangen und die ersten, nach nichts schmeckenden grünen Mandeln des Jahres, getrocknete Feigen und Gorgonzolakäse. Zu diesen Genüssen süßer Orvietowein, und das Beste und Schönste von allem: ich war die Wirtin, und das Geld für das Gelage erworben durch meine Kunst, erworben in Rom!

Wie liebenswürdig wir alle waren! Peter Paul erzählte seine hübschesten altrömischen Geschichten, wobei ihm Signorina Rica auf das anmutigste sekundierte; Karl Steffens vergaß sogar seine Fürstin Romanowska, sprach von Kunst und allem Schönen, allem Großen und Edeln auf Erden. Er sprach begeisternd, und es versetzte mich von neuem in dumpfes Erstaunen, daß ein Mann, der so fühlen kann, im stande ist, eine derartige Untreue gegen sich selbst zu begehen um eines schönen Weibes willen . . . Still, Prisca, das verstehst du nicht.

An unserm Tisch war noch ein freier Platz. Wie gut hätte der andre, der Uneingeladene, dort sitzen können. Er wäre gewiß prachtvoll gewesen, genau so glänzend wie dieser köstliche Tag; und ich hätte mich einmal über ihn von ganzem Herzen freuen können, statt mich über ihn ärgern zu müssen.

Aber warum malt er so greuliche Bilder!

Wir kehrten zu Fuß zurück. Fräulein Friedrike hatte sich an Peter Pauls Arm gehängt, den sie jedoch jeden Augenblick losließ, um Blumen zu pflücken. Alles alte Gemäuer, daran wir vorüber kamen, duftete von Goldlack; an den von Blüten leuchtenden Hecken wucherten purpurfarbenes Caprifolium und wilde Reseda, und der starke Duft der japanischen Mispelblüte strömte uns aus den Gärten entgegen.

Ich ging neben Karl Steffens. Da sagte mir der seltsame Mensch, daß er großen Respekt vor mir habe, daß er sich in meiner Gegenwart sonderbar wohl fühle und mich um Erlaubnis bitte, um

meine Freundschaft werben zu dürfen. Er forderte mich auf, sein Atelier zu besuchen; ihm liege daran, ihm liege sehr viel daran.

Was konnte ich andres erwidern, als daß ich kommen würde!

Ich hatte eine schlaflose Nacht, in der ich wachend träumte. Es war wie Alpdruck. Meine tote Mutter kam zu mir, warf sich mit ausgebreiteten Armen über mich und würgte mich. Da erschien Karl Steffens und flüsterte mir zu, ich sei auf der Welt der einzige Mensch, der ihm helfen könnte, von dem schönen Dämon Maria sich zu befreien. Ich wollte ihm etwas zurufen, doch meine tote Mutter preßte ihren Mund fest, fest auf den meinen und erstickte mich mit Küssen.

Das letzte, dessen ich mir bewußt blieb, war das leuchtende Haupt meines jungen Siegfried. Es strahlte auf meine Qualen herab, und ich hörte ihn sagen: Wir wären so glücklich gewesen!

Als ich mich endlich von dem schrecklichen Spukbild befreite, graute der Tag. Ich sprang aus dem Bett und kleidete mich an. Die Glieder waren mir so schwer, daß ich taumelte und es mich Mühe kostete, mich zu bewegen. Als ich zufällig mein Gesicht im Spiegel sah, erschrak ich, so bleich kam ich mir vor, mit solchen unnatürlich großen Augen, wie in Entsetzen weit aufgerissen.

Es regnete in Strömen. Wie war das nach dem gestrigen glanzvollen Tage nur möglich? Aber ich zog mich trotzdem zum Ausgehen an. Um mich ganz von dem Fiebertraum der Nacht zu befreien, mußte ich hinaus. Ich atmete auf, als ein kalter Wind mir entgegenfuhr und der Regen mein Gesicht peitschte.

Ich schlug den Weg ein, der zur Villa des Papstes Julius führt, ging an dieser verfallenden Schönheitsstätte vorüber und den Hohlweg, der mich zur Acqua acetosa brachte: Goethes Lieblingsspaziergang!

Der gelbe Tiber in seinem zerwühlten Bett, die grauen Regenwolken, die tief herabhingen, die braunen Ruinen und Tufffelsen — wie tief melancholisch war dieses römische Landschaftsbild!

Ich konnte den ganzen Vormittag nichts arbeiten, schrieb einen langen Brief an das Glöcklein, fror heftig, dachte ganz unverständigerweise an meinen Traum, daß ich und mein Siegfried, über den ich mich so oft ärgern muß, so glücklich sein könnten, daß einzig meine Wenigkeit Karl Steffens zu helfen vermochte. Worin helfen? Gegen seine Leidenschaft zu der schönen Frau? In unsern Träumen herrscht doch eine zu unsinnige Logik!

Karl Steffens half mir. Seitdem er meine Malerei angesehen, darüber mit mir gesprochen, mir meine Fehler nachgewiesen, über vieles die Augen geöffnet hatte, mache ich entschieden Fortschritte. Er bestätigt mir das zwar nicht, aber ich fühle es, und schon heute würde ich keine „Römische Rosen mit Lorbeer“ mehr malen, und wenn ich sie bereits auf der Staffelei verkaufen sollte.

So viel Gutes erweist er mir, so große Dankbarkeit schulde ich dem Manne, den ich im geheimen gering schätze, beinahe verachte und dem ich — meinem abscheulichen Traum zufolge — soll helfen können, auf der ganzen Welt einzig und allein nur ich.

Heute nachmittag will ich seine Arbeiten ansehen, da ich es einmal versprach. Ich fürchte mich unaussprechlich vor diesem Besuch und gäbe etwas darum, könnte ich ihn wenigstens als Künstler bewundern.

Er soll ja doch ein Genie sein — sagt selbst das Modell Checco.

Ob er mir wohl seine „Tochter der Semiramis“ zeigt?

Ich war bei ihm.

Ja, ja, ja! Ich darf ihn bewundern, und zugleich bin ich traurig bis ins tiefste Herz hinein.

Sein starker Genius krankt förmlich an seinem schwachen Menschen, welcher an der Leidenschaft zu dieser Fürstin Romanowska, zu der „Tochter der Semiramis“, zu Grunde geht. Auch sein Genius wird zu Grunde gehen, wenn kein Wunder ihn rettet.

Ich mußte immer heimlich nach dem Vorhang aus Purpurseide sehen, dahinter, wie ich wußte, seine Gruppe stand. Er durchleuchtete den traurigen Raum wie ein Stück Abendröte. Nun ich davor stand, fürchtete ich, daß er das Marmorbild mir enthüllen könnte. Was hätte ich sagen sollen? Selbst dann, wenn ich es groß und schön finden durfte. Meine Angst schien umsonst zu sein. Ich war gerade sehr mit einer Sache beschäftigt, blickte dann endlich auf und sah — leise, leise, hatte er den Vorhang für mich zurückgezogen.

Ich begreife jetzt, daß es eine Frauenschönheit giebt, die über eines Mannes Seele Gewalt gewinnen kann, wie das Böse über das Gute. Diese Erkenntnis kam mir in dem Augenblick, da ich das Marmorbild der Fürstin Romanowska sah. Noch gestern hätte ich's für unmöglich gehalten, daß eine solche Erkenntnis mir jemals kommen könnte — unfähig wie ich bin, gewisse Dinge zu verstehen.

Auch das begreife ich plötzlich: diese „Tochter der Semiramis“ würde den Mann, den sie einmal geküßt hat, umgebracht haben, auch wenn ihn kein barbarisches Gesetz zum Tode verurteilt hätte.

Ich wünschte, daß ich dieses Meisterwerk — denn ein solches ist es — nicht gesehen, trotzdem ich seinen Schöpfer aus ganzer Seele bewundern muß. Seine „Tochter der Semiramis“ quält mich wie der Traum dieser Nacht.

Ist das aber ein reines Kunstwerk, das eine solche Wirkung hervorbringen kann?

Er selbst könnte sich helfen! Wenn er sein Bildwerk zerstören würde, so hätte er sich geholfen! Nicht das Werk zerstören, meine ich, sondern die Gestalt, die in seiner Seele lebt, denn

sie ist der Fetisch, dem er sich selbst zum Opfer bringt.

Es geht wohl leichter, einen Hammer zu nehmen und ein Marmorbild zu zerschlagen, als Herr zu werden über eine große Leidenschaft... Wie kommt es, daß ich das plötzlich begreife?

Was ich außer jenem einen einzig vollendeten Werke bei ihm sah, — es ist in Wahrheit ein einziges Werk — bestand nur in wenigen flüchtigen Skizzen, sämtlich in Wachs modelliert. In so flüchtigen Umrissen sie auch wiedergegeben waren, konnte ich an ihnen doch voll erkennen: er ist ein Genie. Alle seine Entwürfe schrieen mir förmlich zu: Sieh uns an! Die Phantasie eines wahren, eines großen Künstlers hat uns erdacht, aber — wir müssen erst gestaltet werden, erst erschaffen.

Bei diesem Besuche kam ich auch dahinter, womit er hier sein Leben fristet — einen so trostlosen Namen muß ich der Sache wohl geben. Er fabriziert Kopien von Antiken! Ein hiesiger Antiquar kauft sie ihm ab, wahrscheinlich für ein Spottgeld, und vergräbt sie in lehmigen Boden. Nach Jahren wieder ausgegraben, werden sie dann zu enormen Preisen als römische Funde verkauft.

Die Kopien der Aurora und Beatrice Cenci der vortrefflichen Signorina Rica werden bei Karl Steffens durch den jugendlichen Augustuskopf vom Vatikan und die Kapitolinische Antoninusbüste repräsentiert.

Wie unendlich traurig ist das alles; doppelt traurig und kläglich, weil es in Rom ist.

Natürlich wissen Peter Paul und Fräulein Friedrike um dieses trostlose Kopierwesen ihres Genies, verschweigen es aber ängstlich, hoffen jedenfalls, daß es mir verschwiegen bliebe, auch dann, wenn ich einmal in Steffens Atelier kommen sollte. Das hätte auch leicht geschehen können. Da er meinen Besuch erwartete, hätte er seinen Augustuskopf, das Modell sowohl wie die Kopien, leicht fortstellen können. Warum er das wohl nicht that? Es ist fast, als hätte er es absichtlich unterlassen, als wünschte er, daß ich es sehen sollte. Ich bemerkte, daß er gespannt aufpaßte, welchen Eindruck diese Entdeckung auf mich machen würde. Ich sagte kein Wort: ich war viel zu traurig dazu. Auch vor seiner Gruppe vermochte ich kein Wort über meine Lippen zu bringen. Aber ich stand lange davor, und er ließ sie mich ungestört betrachten. Als ich mich endlich losriß und ihm wieder entgegentrat (ich fürchtete mich davor), vermied er, mich anzusehen, wofür ich ihm im stillen dankte.

Was hätte ich ihm auch sagen sollen?

Auf Fräulein Friedrike machte dieser mein Atelierbesuch starken Eindruck. In maßloses Erstaunen geriet sie über den Umstand, daß er mich aufgefordert, ja direkt gebeten hatte, zu kommen.

„Das ist noch niemals geschehen: ich versichere Sie, niemals! Er selbst forderte Sie auf, ihn zu besuchen? Was wird Peter Paul dazu sagen! Und er zeigte Ihnen seine Gruppe? Was für ein Gesicht machte er dabei? Was sagte er denn nur? Und Sie? Waren Sie nicht einfach sprachlos? Denn solch ein Werk... Und auch das andre ließ er Sie sehen? Ich meine das, womit er sein Brot verdient? O liebes Fräulein Prisca! — Aber nicht wahr, welch ein Mann, welch ein Genie!... Nein, daß er selbst Sie aufforderte!“

Sie schaute mich an, als müßte sie an mir etwas ganz Neues und Seltsames entdecken, irgend eine sehr geheime Schönheit, deren Vorhandensein ihr bisher verborgen geblieben war, und die sie auch jetzt, gewiß zu ihrem größten Leidwesen, nicht finden konnte. Aber sie machte mir zu meinem sprachlosen Erstaunen folgendes Geständnis:

„Stellen Sie sich nur vor, dieser seltsame Mensch; ich meine den Karl Steffens. Peter Paul hielt es für besser, Ihnen gar nichts davon zu sagen. Aber da er Sie jetzt selbst zum Besuch seines Ateliers aufgefordert hat, sehe ich nicht ein, warum Sie es nicht wissen sollen. Wenn er bei uns ist, spricht er immerfort von Ihnen — denken Sie nur! Und daß er jetzt in unsrer Trattorie mit den andern ganz menschlich zu Mittag ißt, geschieht auch erst, seitdem Sie dort sind. Wir wollten Sie wirklich gar nicht darauf aufmerksam machen. Was sagen Sie nur dazu? Peter Paul und ich, wir wissen gar nicht, was wir davon denken sollen, denn Karl Steffens und, nun ja, und...“

Das gute Fräulein wurde über und über rot. Ich mußte hell auflachen.

„Es ist freilich undenkbar, daß Karl Steffens in eine andre verliebt sein sollte als in seine Principessa Maria. Und nun vollends in mich. Ich glaube, darüber können wir alle drei: Herr Peter Paul, Sie und ich vollständig ruhig sein.“

Sie beruhigte sich indessen gar nicht, sondern sprang von ihrem Stuhl auf, lief hin und her und schwatzte die sonderbarsten Sachen.

„Es wäre ja doch — o Gott! — für den armen Menschen ein Glück. Eine Rettung wär's! Und gerade durch Sie! Denn Ihnen traue ich so etwas zu, solche Heldenthat. Peter Paul sagt es auch. ‚Sie ist so gesund,‘ sagt Peter Paul, ‚so frisch, so stark. Sie könnte es fertig bekommen; sie kann alles fertig bekommen, was Kraft erfordert, und was gut ist.‘ Wahrhaftig, so sagte er von Ihnen... Liebes Fräulein, ach, liebes Fräulein Prisca...“

Ich lachte nicht mehr. Ich war plötzlich sehr ernst geworden.

Nein, ach nein! Ich hätte gar nicht die Kraft. Alle überschätzen mich. Und dann — eine Rettungsthat? Wenn das Leben einer Frau nur dafür da sein sollte... Still, meine liebe Lange, ganz still! Du bist auf dem besten Wege, den schönsten Unsinn zu reden. Dich braucht niemand zu seinem Glück, geschweige denn ein genialer Mensch zu seiner Rettung. Und würdest du einmal in die Lage kommen, irgend einem guten Menschen in Wahrheit ernstlich helfen zu können, so — so

solltest du dafür dem Himmel auf deinen Knieen danken.

Aber das sind ja alles nur Phantasien.

In meinem Studio ist es immer noch bitter kalt, so daß ich mir nicht vorzustellen vermag, wie es darin jemals warm werden soll, zu warm! Auch arbeite ich jetzt weniger. Karl Steffens nimmt sich meiner mit großer Energie an, und ich habe dabei manche Stunde des Kampfes und der Sorge. Aber ich lerne. Bisweilen ist mir, als müßte ich alles, was ich weiß, was ich — mühselig genug! — erlernte, erst wieder vollständig verlernen, um in seinem Geiste schaffen zu können.

Ich gehe jetzt häufig des Nachmittags aus, von einer mir unerklärlichen Unruhe aus dem Hause getrieben; ein Zustand, der mich vielleicht darum so übertrieben erregt und quält, weil er so gar nicht in meiner Natur liegt.

Noch etwas andres beunruhigt mich.

So oft ich Rom durchschlendere und dabei jedesmal etwas Neues und Merkwürdiges oder Wunderbares und Großartiges sehe und erlebe, entdecke ich plötzlich, daß ich mich gegen sechs Uhr im Korso befinde und zwar in der Nähe der Ecke von Via della Vite.

Dort steht Karl Steffens!

Ich will nicht bleiben und — bleibe doch; ich will nicht auf ihn achten, und — achte doch auf ihn. Ich brauche ihn nur anzusehen, um zu wissen: Jetzt kommt sie!

Sobald mir die Veränderung, die in seinen Zügen vorgeht, ihre Nähe anzeigt, achte ich allerdings nicht mehr auf ihn. Ich bin dann nichts als Erwartung. Ich stelle mich so auf, daß ich sie gut betrachten kann. Uebrigens fahren des Gedränges wegen die Wagen gewöhnlich sehr langsam. Ich starre sie an, und — sie sieht mich. Das heißt: sie sieht über mich hinweg nach Steffens hinüber. Aber ich fühle, daß sie weiß, wo ich stehe, und daß ich sie anstarre, wie auch sie nach mir ausschaut.

Meine Einbildung ist sehr thöricht, ganz unsinnig; aber es ist nun einmal so.

Thöricht und unsinnig ist ferner meine Einbildung, daß sie mich nicht ausstehen kann, daß ich ihr geradezu verhaßt bin. Was weiß sie von mir, was kümmert sie sich um mich? Sehr wahrscheinlich ist ihr mein Anstarren lästig. Sie sollte dergleichen zudringliche Blicke allerdings gewöhnt sein, denn was ich thue, thut alle Welt, wo sie erscheint.

Einige Male traf ich unmittelbar vor der Korsostunde auf Steffens. Die Begegnung schien ihn zu ärgern, und er hätte mich wohl am liebsten geschnitten. Aber er überwand sich, redete mich an, ging sogar ein Stück Wegs mit mir. Ich verwickelte ihn nicht ohne Absicht in ein lebhaftes Gespräch, und fast unwillkürlich entfernten wir uns von der für uns beide so gefährlichen Straße. Ich hatte dann gute Gelegenheit, zu bemerken, wie er von Minute zu Minute nervöser wurde. Aber er blieb. Wir sprachen nicht mehr viel zusammen, entfernten uns jedoch, wie in gegenseitigem Einverständnis, mehr und mehr von unserm täglichen Standplatz, bis es zu spät geworden war, um die Fürstin Romanowska Korso fahren zu sehen.

Dann atmete er tief auf, wurde gesprächig, sogar heiter und schien mir dankbar zu sein, als hätte ich ihn von einem Bann befreit.

Ach! Es war ja nur für eine einzige Stunde!

*

Ich habe die arme Fanny nicht vergessen. Mehrere Male ging ich zum Barberinischen Platz und stieg in dem häßlichen Hause die fünf engen, dunkeln, schmutzigen Treppen hinauf. Ein erstes Mal war sie nicht zu Hause; ein zweites Mal wurde ich sehr übellaunig von ihrer Signora empfangen und fortgeschickt, ohne Fanny, die mit den Kindern beschäftigt sei, auch nur einen Augenblick gesehen zu haben; und ein drittes Mal sagte mir der Cavaliere in eigner Person, er wünsche nicht, daß die „Bonne“ Besuche empfinge.

Daraufhin schrieb ich ihr, erhielt jedoch keine Antwort. Jetzt weiß ich nicht recht, was thun. Helfen kann ich ja doch nicht . . .

Der Karneval fängt an.

Auf der Piazza del Popolo werden Tribünen erbaut, denn es sollen dieses Jahr ausnahmsweise die „Barberi“ laufen. Es ist etwas faul im einigen Königreich Italien, und da gestattet eine weise Regierung zur Besänftigung der erregten Gemüter und zum Gaudium der süßen Plebs in der Mitte der Stadt Pferderennen, ein Mittel, um ungezogene Kinder ein paar Stunden zu zerstreuen.

Im ganzen Korso sind Fenster und Balkone zu vermieten. Schlechte Zeuge, häufig mit häßlichem Theatergold ausstaffiert, schmücken die Brüstungen dieser Logen.

Nur wenige Familien der Aristokratie, die ihre Paläste am Korso haben, beteiligen sich am Karneval. Einige derselben hängen wirklich schöne, alte Stoffe aus: dunkelrote Damaste und Teppiche, und der Altan, von dem aus die Königsfamilie die klassische Volksbelustigung betrachten wird, ist ein einziges rosiges Blütennest.

Die Logen der reichen Fremden, die den römischen Karneval mitfeiern, sind an dem Luxus der Ausstattung leicht zu erkennen; aber nur wenige zeichnen sich durch Geschmack aus. In der Nähe der Piazza Lucina sah ich einen Balkon, der schön war: ganz aus weißen Azaleen gebildet. Ein freundlicher Römer, der mich bewundernd davorstehen sah, hatte die Liebenswürdigkeit, mir mitzuteilen, es wäre die Loggia der Fürstin Romanowska. Die Azaleen würden während der Dauer des Karnevals täglich erneuert und kämen direkt aus Nizza. Der höfliche Herr nannte mir auch den Preis, dessen Höhe auf ihn größeren Eindruck zu machen schien als die Anmut der Dekoration.

Jetzt kenne ich den Platz, wo während des ganzen Karnevals Karl Steffens stehen wird.

Peter Paul und Fräulein Friedrike bekümmern sich seit länger als zwanzig Jahren nicht mehr um den Karneval. Vor dreißig und vierzig Jahren konnte man ihn sich allenfalls noch ansehen. Besonders das Tanzen der Masken in den Osterien vor der Porta del Popolo und am Ponte Molle. Und schön waren damals noch am Abend die Moccoli: als wären alle Sterne vom Himmel herabgefallen und führten dort zwischen Dächern und Straßenpflaster einen Feuerregen auf. Das ist längst vorüber. Im modernen Rom ist der Karneval so gemein wie die ganze Schöpfung der modernen Barbaren. Von Romantik und Geist ist keine Spur mehr zu entdecken; es giebt nur noch Roheit und den schalen Witz alberner Pulcinells.

Auch ich will von dem lärmvollen Treiben möglichst wenig sehen, werde auf meiner schönen Höhe bleiben und arbeiten, arbeiten. Karl Steffens kommt täglich, nach mir und meiner Arbeit zu sehen. Sie entsteht unter seinem Einfluß, und ich bin noch einmal Schülerin geworden. Er hat eine große Kunst, zu lehren, und gewiß eine sehr kleine, zu lernen. Fräulein Friedrike lobt mich über die Puppen; doch will mich's bedünken, als ob Peter Paul leise seinen milden Kopf schüttelt. Und ich mache doch ungeahnte Fortschritte.

Hätte ich nur erst wieder etwas fertig, was ich nach München schicken könnte. Nicht um zu verkaufen, um Geld zu bekommen — ich habe noch Mammon genug — sondern um zu erfahren, wie meine neue Richtung dort drüben gefällt.

Ich fürchte, es dauert noch eine gute Weile, bis ich zu meinem Spediteur in der Via Condotti gehen und den Auftrag geben kann:

Ein Gemälde nach München. Per Eilgut.

Zwei- oder dreimal bin ich meinem Vorsatz dennoch untreu geworden — o Prisca Auzinger! — und bin nachmittags hinabgestiegen, um den römischen Karneval wenigstens etwas in der Nähe zu sehen; hatte jedoch keine Freude daran.

Eine Sache jedoch finde ich ganz allerliebst, und diese ist der Tanz der Modelle auf der Spanischen Treppe und der Terrasse vor dem Obelisken. Zum Gerassel der Tamburins tanzen sie den Saltarello, häufig auch Mädchen untereinander. Sie tanzen ganz anmutslos, aber es ist Stimmung darin; und in der Umgebung dieser schönsten Treppe, der üppigen Vegetation des kleinen Gärtleins, das an der Seite wie ein Geschmeide in das braune Gestein der Balustrade eingelassen ist, unter dem strahlenden Himmel in der schimmernden Luft — denn wir haben das schönste Wetter! — wirken die bunten, bewegten Gestalten, wie man es sich bei uns im Norden nicht vorstellen kann.

Gestern stand ich und schaute dem Tanz der Modelle zu, als unten auf dem Platz die Equipage der Fürstin Romanowska angefahren kam und gerade vor der Treppe hielt. Im Wagen saß nur die Fürstin, in einer ihrer weißen Toiletten, die ihr wunderbar stehen. Im Rücksitz befand sich ein großer, mit weißen Atlasschleifen und Azaleen geschmückter Korb, bis zum Rand mit Süßigkeiten gefüllt. Kaum gewahrten die Modelle die Equipage, als sie mitten im Tanze aufhörten und die Treppen hinabstürmten. Von allen Seiten kamen sie herbeigeeilt, was wunderhübsch aussah.

Der Schwarm umdrängte den Wagen, aus dem die Fürstin ihre Näschereien warf. Sie hatte dabei etwas so Bezauberndes, daß ich mich an ihrem Gesicht nicht satt sehen konnte und gar keinen Blick fand für die lustige Balgerei, die ringsherum entstand. Natürlich führte der hübsche Auftritt eine Menge Publikum herbei, darunter viele Masken und Pulcinells, die sich indessen in ziemlicher Entfernung hielten. Es fand sich wiederum ein höflicher Zuschauer, der mir berichtete, daß die Fürstin dieses Spiel vom ersten bis zum letzten Karnevalstage betreibe; und er erzählte mir bei dieser Gelegenheit ihre ganze Geschichte, wunderbar ausgeschmückt, aber ohne die geringste häßliche Randbemerkung und in heller Begeisterung über das Schicksal, welches aus einem so schönen Wesen eine so vornehme Dame gemacht hatte.

Heute sah ich sie dann im Korso in ihrer Loge unter den Zweigen der weißen Azaleen sitzen, in dem hellen, schneeigen Gewande, einen Strauß weißer Azaleen vor der Brust. Sie hatte heute jedoch ein ganz andres Gesicht als gestern nachmittag auf dem Spanischen Platz. Als ich sie heute ansah, vermochte ich mir gar nicht vorzustellen, daß sie gestern sogar gelächelt hätte. Auf den Mummenschanz, der unter ihr raste, warf sie keinen Blick, auch nicht, als ein Trupp junger Leute — ich glaube, es waren Studenten oder Künstler — ihrer Schönheit eine tumultuarische Ovation brachten. Unter ihrem Balkon entstand ein so lebhaftes Gedränge und Evvivarufen, als ob sie nicht die ehemalige Maria von Rocca, sondern die angebetete Königin Margherita wäre.

Auch Karl Steffens sah ich drüben stehen. Er war wieder sehr bleich.

*

Meinen jungen Siegfried sehe ich jetzt wenig. Er malt seine „Straße im modernen Rom“ und ist bei so viel Schmutz und Häßlichkeit jedenfalls glückselig. Seitdem Karl Steffens so entschieden mein Freund und Lehrer geworden ist, geht er mir, ich merke es gar wohl, ebenso geflissentlich aus dem Weg, wie anfangs ich ihm. Ich möchte wissen, warum er mich plötzlich so auffallend meidet. Eifersüchtig braucht er doch wahrhaftig nicht zu sein. Daß meinetwegen jemals ein Mann auf einen andern eifersüchtig werden könne, davor bewahrt mich in Gnaden mein Gesicht, welches in manchen Dingen wohl mein Schicksal sein wird. Es setzte mich daher etwas in Erstaunen, als er vor einigen Tagen, da ich vor meinem Studio an dem Torso einer antiken Jünglingsstatue malte — in neuer Manier, dritter

oder vierter Versuch —; plötzlich geradeswegs auf mich zukam, eine Weile mir zusah und mir dann sehr ruhig und ernsthaft — auch bei ihm eine neue Manier — ungefähr folgendes sagte:

„Verzeihen Sie einem Fremden —“ nun, gerade ein Fremder ist er mir nun doch nicht! —, „wenn er sich gestattet, Ihnen einen Rat zu erteilen. Aber ich meine es aufrichtig gut mit Ihnen. Sie besitzen etwas sehr Seltenes und sehr Kostbares, nämlich eine starke Individualität. Sie sind eine Persönlichkeit, und das nicht nur als Frau, sondern auch als Künstlerin. Aber Sie stehen momentan in Gefahr, und zwar in sehr großer: Ihre Individualität zu verlieren. Diese Studie mag technisch besser sein als Ihre übrigen Sachen, soviel ich davon sehen durfte. Aber diese Studie ist nicht mehr Sie selbst, sondern die Ihres Lehrers und Freundes Karl Steffens. Ich warne Sie und bitte nochmals sehr um Verzeihung.“

Dieses sagte er, als wäre er plötzlich gar nicht mehr mein junger Siegfried, sondern von Scheitel zur Sohle Arthur Freiherr von Schönaich. Er machte dazu auch ein ganz andres Gesicht. Dann verbeugte er sich und ließ mich stehen.

Was soll ich davon denken? Daß er ernstlich eifersüchtig auf Steffens ist? Das wäre eine ganz alberne Einbildung, die ich meines guten Glöckleins lieber Langen nun und nimmer zutraue und die einer gewissen Prisca Auzinger aus München ganz und gar unwürdig ist. Also Eifersucht ist es keinesfalls, vielmehr die aufrichtige Meinung eines treuen Freundes.

Ich bin sehr gerührt, sehr dankbar; aber — ich glaube dem Manne nicht. Denn ich meine Individualität verlieren? Weil ich lerne? Endlich in Wahrheit lerne? Und daß ich mit Vorteil lerne, hat der Mahner selbst zugegeben.

Ich sehe also wirklich nicht ein, worin für mich die große Gefahr liegen kann. Ja, wenn ich auch in meiner Kunst echt frauenzimmerlich wäre! Aber das soll ich ja gerade nicht sein, werde mich also meiner Haut zu wehren wissen.

Eines thut mir aufrichtig leid: daß ich bei ihm verloren habe. Denn das habe ich entschieden. Und ich bin Frauenzimmer genug, um mir darüber allerlei krause Gedanken zu machen.

XIX.

In der Galerie Romanowski.

Im Februar empfing Prisca einen Brief, darin ihr eine Offerte gemacht wurde. Das Schreiben war von einem römischen Kunsthändler aus der Via Condotti, der anfragte, ob das Fräulein für einen Preis, über den man sich verständigen würde, geneigt wäre, die „Salome“ von Botticelli in der Galerie Romanowska zu kopieren. Der Besteller, der sich im Ausland befinde, habe vom Fürsten die Erlaubnis erhalten, das berühmte Gemälde für sich kopieren zu lassen.

Priscas erster Gedanke war: du mußt in Rom also doch kopieren!... Jawohl, aber es war eine feste, sehr ehrenvolle Bestellung. So thöricht hatte sie's auch nicht gemeint, als sie sich damals von dem guten Geist ihres Lebens erbat, ihr Schicksal möge nicht sein, in Rom als Kopistin zu enden.

Wie war man gerade auf sie verfallen? Noch niemals war eine Kopie von ihr ausgestellt worden. Woher wußte der römische Kunsthändler ihren Namen und ihre Adresse?

Sollte jener fremde Besteller in München ihre „Römische Rosen mit Lorbeer“ gesehen haben? Da er sich nicht in Italien befand, so schien Prisca diese Erklärung nicht unmöglich zu sein. Aber auf jenes Bild hin eine Kopie von ihr zu wünschen, obenein die Kopie eines Botticelli!... Und daß es gerade ein Gemälde in der Galerie Romanowski war! Sie würde sich im Hause der Fürstin befinden, die schöne Frau vielleicht sehen, von ihr vielleicht sogar angesprochen werden.

Was würde Karl Steffens sagen, wenn er hörte, sie kopierte in der Galerie Romanowski! Selbst das würde ihn in Aufregung bringen.

Aber das war doch kein vernünftiger Grund, den Antrag abzulehnen. Dafür fand sich überhaupt kein Grund. Weshalb auch einen solchen suchen? Sie mußte annehmen und sich freuen, annehmen zu können. Beides that sie denn auch.

Fräulein Friedrike gab zu Ehren des großen Ereignisses einen feierlichen Theeabend mit Mandarinen, Biskuits, belegten Brötchen und Wein; doch blieb nach langer Unterredung mit Peter Paul der Vierte im Bunde ausgeschlossen. Es wäre nicht möglich gewesen, die wichtige Angelegenheit, die doch nach allen Seiten hin beleuchtet werden mußte, zu besprechen, ohne den Namen Romanowski zu nennen, was für das Zartgefühl der beiden alten Römer unmöglich gewesen wäre, so sehr sie auch derartige „Verirrungen“ beklagten und für „höchst sündhaft“ hielten. Aber Fräulein Friedrike sowohl wie Peter Paul gehörten zu den Seelen, die kein Kieselsteinchen aufheben, um damit den lieben Nächsten zu bewerfen, sondern beide entschuldigten auch das, was sie nicht zu verstehen vermochten. Der höchste Trumpf, den sie zur Verteidigung ihres Freundes Prisca gegenüber jedesmal ausspielten, war:

„Nun ja. Es ist recht schlimm. In Berlin oder München wäre eine solche Leidenschaft auch gar nicht zu entschuldigen. Dort wäre sie überhaupt gar nicht möglich. Aber in Rom; in Rom giebt es eben Frauen, wie es ähnliche auf der ganzen Welt nicht mehr giebt.“

Auch der versammelte Rat der drei kam zu dem Beschluß, Prisca müßte das Anerbieten annehmen. Signorina Rica, die während der ganzen dreißig in Rom verbrachten Jahre nicht eine Bestellung erhalten, freute sich über Priscas Glück, als wäre sie selbst aufgefordert worden, die „Salome“ des Botticelli in der Galerie Romanowski zu einem fabelhaften Preise zu kopieren.

Nachdem Priscas Angelegenheit abgesprochen, eröffnete Fräulein Friedrike ihrer jungen Freundin

mit feierlichem Gesicht: Peter Paul habe sein großes Bild für die Berliner Ausstellung angemeldet und die Antwort erhalten, es der Jury auf eigne Kosten und Gefahr zur Begutachtung einzusenden. Obgleich dies durchaus das herkömmliche Verfahren war, fühlte sich Fräulein Friedrike doch aufs tiefste beleidigt, daß Peter Pauls Werk überhaupt erst einer Jury vorgelegt werden müsse, nicht schon die bloße Anmeldung in Berlin als ein künstlerisches Ereignis aufgefaßt werde und die Jury für das Kolossalgemälde nicht sofort einen eignen Saal reserviert hätte. Doch sie tröstete sich und ihren Peter Paul:

„Sie sollen das Bild nur begutachten! Ich möchte nur heimlich dabei sein, um zu sehen, welche Augen die da drüben machen werden. Peter Paul wird ihnen zeigen, daß selbst heutzutage noch gut gemalt werden kann, allerdings nur in Rom und von einem dieser ‚Alten‘."

Später vertraute sie Prisca an:

„Jetzt muß Peter Pauls Bild einen Rahmen bekommen; ich fürchte, er wird entsetzlich teuer sein, denn das Bild ist wirklich sehr groß. Und der Rahmen muß schön sein, edel schön. Nicht wie man heutzutage Rahmen hat, daß eine ehrliche Künstlerseele sich schämen sollte. Wenn Sie mich nicht an Peter Paul verraten wollen, was bei Ihnen selbstverständlich ist, so mögen Sie denn wissen, daß ich für den Rahmen gespart habe, schon seit zehn Jahren. Selbstverständlich darf Peter Paul nichts davon ahnen, denn er ist in diesen Dingen so entsetzlich empfindlich. Ich habe mich mit dem Schreiner, bei dem er den Rahmen bestellte, heimlich in Verbindung gesetzt, und der Mann wird alles bestens besorgen. Stellen Sie sich meine Freude vor, als Peter Paul mir ganz glücklich erzählte, wie billig der Rahmen sei!

„Und dann der weite Transport . . .

„Aber da das Bild aufgerollt und der Rahmen auseinander genommen wird, so ist das gar nicht so schlimm. Denken Sie sich, wenn wir eine Kiste machen lassen müßten! Solche gewaltige Kiste wäre ja gar nicht durch die Tunnels gegangen.

„Er muß natürlich mit seinem Bild nach Berlin reisen. Und das ist für uns beide das schlimmste. Ich kann ihn nicht begleiten, denn so weit reichen meine Sparpfennige nicht. Und wie soll er da drüben ohne mich zurecht kommen? Nun, wenn er ohne sein Rom fertig wird, kann er, meine ich, auch ohne mich fertig werden. Und dann ist ja sein großes Bild bei ihm. Aber daß ich nicht miterlebe, wenn es ausgestellt ist, wenn die Leute davor stehen, wenn es die große goldene Medaille erhält, von der Nationalgalerie angekauft wird!

„Ich werde es aber hier miterleben, und dann, wissen Sie, dann nehmen wir uns einen Wagen und fahren hinaus nach Frascati, nur wir zwei! Denn Sie sollen dabei sein, und Frascati ist der rechte Ort, wo wir unser Glück feiern können."

Prisca wagte nicht, ihrer Freundin ins Gesicht zu sehen, das gewiß ganz verklärt war. Wie sollten die beiden alten Leute nur weiterleben können, wenn ihre große Hoffnung zerstört und tot war?

Aber hatte Prisca auf diese angstvolle Frage nicht schon einmal sich die Antwort gegeben: Durch die Liebe, die alles erduldet. Aber war Liebe so stark und machtvoll, daß sie auch Todeswunden heilen konnte?

Auch Todeswunden, Prisca Auzinger!

Den nächsten Tag begab sich Prisca zu Karl Steffens, um ihm den erhaltenen Auftrag mitzuteilen. Er bemerkte dazu nur:

„Daß Sie gerade in der Galerie Romanowski kopieren müssen!"

Nach einer Pause setzte er hinzu:

„Ich kann Sie leider dort nicht aufsuchen, um zu sehen, wie Sie mit dem Botticelli fertig werden. Nehmen Sie sich vor ihm nur in acht; es ist schwer, an ihn heranzukommen."

Damit wendete er sich ab und begab sich an seine Arbeit; eine Kopie der Medusa aus der Ludovisi nach einem Gipsabgusse.

Sehr erleichtert in ihrem Gemüt, machte sich Prisca auf den Weg zu dem Kunsthändler, der die Angelegenheit vermitteln sollte.

Es war letzter Karnevalstag und die Stadt voller Masken. In Schwärmen zogen sie aus dem Thor, um mit „wenig Witz und viel Behagen" entweder in den benachbarten Weinschänken oder auf freier Straße ihre Possen zu treiben. Ueber den Campagnolen, den Ritter, den Teufel und allenfalls einen Spanier brachte es die römische Volksphantasie selten. Der größten Vorliebe erfreute sich das weiße Pulcinellkostüm, häufig mit den einfachsten Mitteln zusammengestellt.

All das krause Wesen mochte denjenigen kindlich anmuten, der so glücklich war, noch Kindersinn im Herzen zu haben. Prisca stellte sich vor, wie einem zu Mute sein mochte, der eine schwere Sorge oder ein düstres Schicksal durch dieses thörichte Treiben tragen müßte, und pries ihren guten Stern, der sie heute einem Kunsthändler zuführte, obenein nicht als Bittende, sondern als Erwartete.

Der Kunsthändler, dieser große Mann, der so manches mühselige und beladene Künstlerherz entweder tröstend aufgerichtet oder — und das in den häufigsten Fällen — ungetröstet von sich gehen ließ, der zu den feinsten und verderblichsten seiner Rasse gehörte, empfing Prisca mit beängstigender Höflichkeit. Er bedauerte, nicht in der Lage zu sein, über den Herrn Besteller nähere Auskunft zu geben, informierte sie, daß sie die Arbeit jeden Tag beginnen könnte, in die Galerie ohne weiteres eingelassen werden würde, und nannte ihr als Honorar eine Summe, die ihr viel zu hoch erschien, um sie mit gutem Gewissen annehmen zu dürfen. Als sie dieses starke Bedenken ihrer Ehrlichkeit dem Herrn der Kunst

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

J. Schmitzberger

Hochwild.

berichtete, sah ihr dieser ganz verdutzt ins Gesicht, lächelte leicht und bemerkte dann nur, daß das Geld jederzeit zu ihrer Verfügung stände.

Am nächsten Morgen, Schlag zehn Uhr, stand Prisca vor dem pompösen Eingang der Villa Romanowski. Es war ein trüber Tag, und sie hatte ihren Münchner Regenmantel angezogen, jenen alten, mausgrauen Freund, der sie schon so oft gegen Nässe und Kälte geschützt hatte. Schön war dieser Lebensgefährte nicht, aber er war treu; darum schämte sie sich seiner nicht im mindesten, obgleich seine enganliegende Form ihrer langen Gestalt durchaus nicht zum Vorteil gereichte.

Trotz ihres neuen Reichtums hatte sie sich keinen Wagen gestattet, sondern war mit der Tram gefahren. Mit ihrem Malgerät schwer bepackt, in den grauen Regenmantel gehüllt, einen zwar anständigen, aber nichts weniger als eleganten grauen Filzhut auf dem blonden Kopf, stand sie jetzt vor dem hohen Gitterthor und zog schüchtern die Klingel, plötzlich von einem starken Herzklopfen befallen.

Während sie darauf wartete, daß die königliche Pforte aufsprang, schaute sie in den Park der Villa.

Ein breiter, mit feinem Sand bestreuter Weg wurde zu beiden Seiten von hohen Azaleen eingefaßt, aus deren Blütenmassen mächtige Pinien aufstiegen; Glycinien und gelbe und weiße Bansiarosen umrankten die hohen rötlichen Stämme. Alle Zweige der breiten Wipfel umwallte der Blumenwirrwarr, so daß über einer Blütenwildnis auf Porphyrsäulen ein Zaubergarten in der Luft sich auszubreiten schien.

Diese herrliche Allee führte auf das ziemlich entfernt liegende Haus, ein schönes Gebäude von solcher anmutigen Festlichkeit, daß der Name des Baumeisters Palladio hätte sein können.

Darauf erschien der Portier, ein junger Riese in der pompösen Romanowskischen Livree. Mit einem unbeschreiblichen Blick musterte der Weiß und Silbergraue das mißfarbige, schwer belastete junge Frauenzimmer, welches an ihn die Zumutung zu stellen schien, eingelassen zu werden.

Prisca nahm ihren Mut zusammen und nannte ihren Namen. Ueber diesen barbarischen Klang verfiel der Schimmernde in dumpfes Staunen, von dem er sich schließlich so weit erholte, daß er mit einem langsamen Schütteln seines Hauptes Prisca andeuten konnte: für solche Gestalten mit solchem Namen gäbe es hier keinen Eintritt. Aber jetzt wurde die Münchnerin böse und forderte von dem vornehmen Herrn rund heraus, ihr zu öffnen, da sie berechtigt wäre, in der Galerie zu malen.

Zaudernd wurde ihr aufgethan. Sogar das Thor der Villa Romanowski knarrte in seinen Angeln, gleichsam in unwilligem Befremden darüber, daß es einer solchen Gestalt sich aufthun mußte.

Wie verzaubert schritt Prisca durch die Pinienallee dem Hause zu. Die Wipfel überwölbten den Weg, einen blühenden Baldachin bildend. In der Nähe des Hauses begann eine dichte und hohe Hecke von Marschall Niel-Rosen, die einen grünen Rasenplatz umschloß. Antike Statuen und Marmorsitze waren ringsum aufgestellt.

Ein süßer Wohlgeruch schwebte über dem ganzen Ort, an dem kein andrer Laut zu vernehmen war als Amselgesang. Prisca begegnete keiner Menschenseele und wollte eben nach einem bescheidenen Seiteneingang suchen, als sie einen Geistlichen gewahrte, welcher, sein Brevier lesend, langsam durch eine Allee von Steineichen der Villa sich näherte. Prisca blieb stehen, um von dem Priester Bescheid zu erfragen, dessen schwarze Gestalt sich in dem fast nächtlich finsteren Laubgang seltsam feierlich, fast mystisch ausnahm.

Als dann der Geistliche in das volle Tageslicht trat, erkannte Prisca, daß er noch ein junger Mann war. Zugleich fiel ihr die fahle Blässe seines Gesichtes auf und der Ausdruck von Askese darin: sie hatte dem jugendlichen Antlitz ihren scharfen Stempel aufgedrückt, der es von allen Menschen schied und für Zeit und Ewigkeit einer überirdischen Macht zusprach, der jede Regung dieser Seele verfallen war.

Der junge Geistliche schien krank zu sein, ein Schwindsüchtiger, ein Verlorener.

Sein Anblick inmitten all dieser Pracht von südlicher Schönheit schnitt Prisca ins Herz. Dabei war er noch jung! Wie konnte ein Mensch noch so jung sein und dabei schon ein Antlitz haben, darauf kein Schimmer von Jugend mehr ruhte? Was mußte in einem jungen Gemüt vorgehen, bis die Züge so zum Ausdruck des Innern werden konnten? . . . Auch das war ein Mysterium.

Der Priester war so sehr in seine Andacht versunken, daß Prisca nicht wagte, ihn anzusprechen. Aber gerade da er an ihr vorbeikam, schlug er die Augen — die Augen eines Fanatikers — auf und sah sie.

Er blieb stehen, betrachtete die Fremde unverwandt und mochte erwarten, von ihr um ein Anliegen angegangen zu werden.

Prisca redete den geistlichen Herrn italienisch an, erbat sich seine Anweisung, wohin sie sich zu wenden hätte, um —

„Kommen Sie."

Er schritt ihr voraus der Villa zu. Er hatte ihr nicht italienisch, sondern französisch geantwortet. Aber wie kam es, daß er sich gleich dem Hause zuwendete? Sie hatte ihm noch gar nicht gesagt, was sie wünschte.

Er begann ein Gespräch, und Prisca mußte im stillen sein wundervolles Französisch bewundern. Er schien ein Pariser zu sein.

„Gefällt es Ihnen in Rom?"

„Ich bin hier sehr glücklich."

„Es ist eine eigentümliche Stadt. Sie sind doch katholisch?"

„Ja."

„Hörten Sie schon in San Carlo den Padre Filippo da Tivoli predigen?"

„Nein. Ich war noch niemals in San Carlo."

„Aber Sie besuchen doch täglich die Messe?"

„Nein."

„Dann thun Sie sehr unrecht. Es giebt nur eine Kirche, welche uns das Leben ertragen läßt, die katholische, und die strenge Ausübung ihrer heiligen Lehren."

„Dann bin ich wohl eine schlechte Christin?"

„Das scheint so. Aber Sie werden sich bessern. In Rom bessert sich der Mensch."

„Das hoffe ich."

Sie stand vor der Villa. Der Geistliche trat jedoch nicht ein, sondern that eine neue Frage:

„Kennen Sie die Principessa?"

„Ich sah die Fürstin im Korso. Sie ist herrlich schön."

Aus den düsteren Augen traf sie ein flammender Blick.

„Sie sehen nur das Irdische, das Vergängliche an ihr, wie so viele, wie alle. Ich bin der Beichtvater der Fürstin, und ich hoffe . . ."

Er sprach nicht aus, was er hoffte, das brauchte er auch nicht. Prisca las es in dem Blick, der von der schönen Erde fort nach dem Himmel sich richtete, und wiederum überlief sie ein Schauer, fast wie damals, als sie zum ersten Male die herrlich schöne Principessa Maria gesehen hatte, deren Seele dieser junge Asket von der Erde ab dem Himmel zuwenden wollte.

Dem Lakaien sagte der geistliche Herr, daß dies die Dame sei, welcher der Fürst gestattet hätte, in der Galerie zu kopieren, und daß man sie dorthin führen solle. Prisca erschien das Wesen des Dieners dem Priester gegenüber in einer Weise respektvoll und unterwürfig, als ob nicht Fürst Romanowski, sondern dieser junge, dem Tod verfallene Mann der Herr der Villa sei.

Bevor er sie verließ, wendete er sich noch einmal zu ihr.

„Ich hoffe, Sie werden in San Carlo den Padre Filippo predigen hören. Es ist gerade die rechte Zeit dafür: Fasten, Einkehr in seine sündige Seele, Reue, Buße, Läuterung. Ich hoffe, Ihnen wird Rom offenbart werden. Nicht jenes heidnische Rom der Kunst, sondern das ewige Rom der Kirche, der Fels Petri, den nichts zu erschüttern vermag, auch nicht diese neue Zeit, die an allem rüttelt, selbst an unserm Allerheiligsten... Sei der Geist der Kirche mit Ihnen."

Er grüßte Prisca mit der demütigen Gebärde eines Dieners des Herrn, die zugleich etwas von der stolzen Würde eines sehr vornehmen Mannes hatte, wenn auch nur in einer leisen, ganz leisen Schattierung. Dann wurde Prisca durch das prachtvolle Innere der Villa in jene Reihe von Gemächern geführt, welche nur bei festlichen Gelegenheiten geöffnet wurden und welche die kostbare Kunstsammlung enthielten.

Prisca war noch so intensiv mit der Gestalt des jungen Geistlichen beschäftigt, daß sie auf die herrlichen Räume und ihre Ausstattung kaum achtete. Sie konnte sogar nicht unterlassen, an den Lakaien über die eigentümliche Erscheinung einige Fragen zu stellen.

„Der geistliche Herr scheint kein Italiener zu sein?"

„Gewiß nicht."

„Ein Franzose?"

„Don Benedetto ist Pole."

„O, wirklich?"

„Don Benedetto ist ein Fürst Romanowski."

„Ein Verwandter des Fürsten?"

„Der Bruder Seiner Durchlaucht."

Prisca war ganz betroffen. Was für ein Schicksal mußte diesen jungen Menschen betroffen haben, welche Lebenstragödie!

Der Lakai war so gütig, seinen Bericht zu ergänzen:

„Don Benedetto ist sehr fromm. Das ganze Haus verehrt ihn hoch, besonders Ihre Durchlaucht. Er lebt wie ein Heiliger."

Prisca entfuhr der Ausruf: „Und der Aermste ist so jung!"

„Fünfundzwanzig Jahre."

„Dabei scheint er sehr krank zu sein."

„Von den Aerzten aufgegeben. Wir befürchteten schon mehrere Male das Ende, das ganze Haus war außer sich, besonders Ihre Durchlaucht."

„Schont er sich denn gar nicht?"

„O nein. Er ist sehr fromm. Immerfort betet er. Aber er thut Buße."

„Buße?"

„Ein Heiliger, sage ich Ihnen ... Wünscht die Dame noch etwas?"

„Nein. Ich danke Ihnen."

Prisca stand in der Galerie und sah sich darin um. Langsam ging sie durch die lange Reihe der Gemächer und betrachtete die Gemälde. Sie kam zu der „Salome" des Botticelli und blieb lange versunken davor stehen, bis ein Geräusch sie aus ihrem schweren Sinnen aufschreckte.

Hastig drehte sie sich um. Aber sie war mutterseelenallein. Nur die Werke unsterblicher Meister umgaben sie.

Seltsam! Ihr war gewesen, als hätte sie in dem Nebensaal das Rauschen eines Kleides vernommen.

Diesen ganzen ersten Tag kam sie nicht zum Malen, nicht einmal zu einem ersten Beginn. Botticellis Größe überwältigte sie, machte sie mutlos, ganz verzagt. Sie hielt sich die kräftigsten Sermone, donnerte gegen ihr Gewissen, sprach unumwunden einer gewissen jungen Dame ihre Verachtung über ein solches Benehmen aus — es wollte indessen nicht anschlagen. Immer von neuem rückte sie alles zurecht, bereitete sie vor, um wenigstens anzufangen.

Ihr Platz war vorzüglich, das Gemälde hatte die günstigste Beleuchtung, den Saal erfüllte eine behagliche Wärme. Dabei blieb sie

so köstlich ungestört. Verließ sie ihre Staffelei, um an eines der hohen Fenster zu treten, so konnte sie gerade ihren Liebling, den Soracte, sehen. Einsam wie ein großer Menschengeist, stieg der schönste aller Felsenberge über der erhabensten aller Landschaften auf, die selbst die Bauten des modernen Rom, welche auch hier einen häßlichen Vordergrund bildeten, nicht zu verunstalten vermochten. Schließlich gab Prisca das Malen für heute auf, stellte ihre noch jungfräulich weiße Leinwand schamhaft auf die verkehrte Seite, in der Hoffnung, daß keine Hand sie umwenden, kein Auge ihre schmachvolle Faulheit entdecken würde. In einer Vorhalle stieß sie auf ihren neuen Bekannten, den fast höflichen Lakaien, der sogar die Güte hatte, für sie die Thür zu öffnen. Auch der junge Riese, der jetzt mit einem gewaltigen, silberbeschlagenen Stock am Eingang dieses Paradieses als Cherub Wache hielt, zeigte gegen den grauen Regenmantel und den unmodernen Filzhut eine etwas bessere Manier.

Aber bereits der nächste Tag war bei weitem glücklicher. Prisca hatte sich schon am frühen Morgen mit großer Höflichkeit, aber auch ebenso großer Bestimmtheit angeredet: Heute, mein Fräulein, werden Sie die Güte haben, keine Geschichten zu machen, sondern sich verständig zu benehmen. Dieses Betragen wird von Ihnen erwartet. Richten Sie sich also gefälligst danach.'

Mit Höflichkeit kommt der Mensch stets weiter als mit Grobheit, und so ging es denn an diesem zweiten Tage wirklich recht gut mit der Arbeit vorwärts. Sandro Botticelli imponierte dem Fräulein Prisca Auzinger zwar noch immer gewaltig, doch hatte sie sich nun einmal vorgenommen, dem großen Mann mit Pinsel und Farbe zu Leibe zu gehen, und dieser mußte dem tapferen Angriff der energischen Münchnerin still halten.

Prisca befand sich gerade in bester Stimmung durch das Gelingen ihres Anfanges, als sie wiederum jenes Geräusch vernahm, wie von einem schleppenden Seidenkleid herrührend. Sie wendete sich rasch um und sah in einer weißen Morgentoilette die Fürstin Romanowska durch den Saal gehen, sehr langsam und wieder mit jenem sonderbaren Blick auf Prisca schauend, darin diese etwas Feindseliges zu lesen glaubte.

Prisca grüßte tief, erhielt ein kaum merkliches Nicken als Antwort, und die schöne Frau rauschte vorüber.

Aber plötzlich blieb sie stehen, schien zu zaudern, schien mit sich zu kämpfen und kam dann wieder zurück, langsam auf Prisca zu, welche fühlte, daß sie vor Erregung ganz bleich wurde.

Die Fürstin redete Prisca an. Sie sprach französisch.

„Ist der Fußboden Ihnen nicht zu kalt? Es ist Stein. Lassen Sie sich doch einen Teppich bringen."

Prisca versetzte etwas stammelnd: sie friere nicht im geringsten, hätte wundervoll warm und sei für die Erlaubnis, das herrliche Bild kopieren zu dürfen, überaus dankbar.

„Werden Sie lange damit zu thun haben?"

„Es ist sehr schwer. Hoffentlich störe ich nicht, wenn ich sehr oft wiederkomme."

„Kommen Sie nur."

„Durchlaucht sind sehr gütig."

„Sie sind Deutsche?"

„Ich bin aus München."

„Aus München . . . Und Sie sind ganz allein in Rom?"

„Meine Eltern sind tot."

„Ihre Eltern sind tot . . . Ihre beiden Eltern?"

„Ja, Durchlaucht."

Und Prisca fügte hinzu:

„Meine Mutter war Römerin."

„Wirklich?"

„Aber ich kannte sie nicht."

„Sie haben von Ihrer Mutter gar keine Erinnerung?"

„Gar keine. Ich besitze nicht einmal ihr Bild. Mein Vater, der ein Künstler war, vernichtete alle ihre Bilder."

„Weshalb that er das?"

„Er liebte meine Mutter sehr, gar zu sehr. Nach ihrem Tode war es ihm nicht mehr möglich, ihr Bild zu sehen. Er wollte sie nicht einmal mehr in seinem Besitz wissen. Aber für mich ist es sehr traurig."

„Sie lieben Ihre tote Mutter, die Sie gar nicht kennen?"

„Sie soll sehr schön gewesen sein, und . . . und mein Vater liebte sie leidenschaftlich."

„Das sagten Sie schon einmal. Adieu."

Damit ließ sie Prisca stehen.

In demselben Augenblick trat Don Benedetto in den Saal, der heute womöglich noch asketischer, noch leidender aussah.

Die Fürstin ging rasch auf ihn zu, und Prisca war's, als hörte sie dieselbe halblaut und hastig fragen: „Sind Sie zufrieden?"

Die Antwort vernahm sie nicht. Sie sah auch nicht den Blick der düsteren Augen, mit welchem er der schönen Frau erwiderte: Nein!

XX.

Don Benedetto.

Als Fürst Alexander vor vielen Jahren einen Winter in Rom zubrachte, nahm er seinen jüngsten Bruder Stefan mit. Der Knabe war zart und sollte dem nordischen Klima entrückt werden. Es war ein weiches, liebenswürdiges, aber sehr phantastisches Kind, der Liebling des ganzen Hauses, dessen Erziehung ein alter, frommer französischer Priester leitete. Besonders Fürst Alexander, der um volle fünfundzwanzig Jahre älter war, liebte seinen Bruder leidenschaftlich mit einer fast väterlichen Empfindung. Damals war er fest entschlossen, niemals zu heiraten, und er freute sich, daß der geliebte Knabe einstmals sein einziger Erbe sein würde. Uebrigens

wollten sich die Brüder so wenig wie möglich trennen.

In Rom sollte Prinz Stefan mehr seiner Gesundheit als seinen Studien leben. Fürst Alexander selbst leitete die Erziehung des überaus sensitiven Knaben, der ohne die besondere Billigung seines Bruders kein Buch in die Hand bekam, keine Ausfahrt und keinen Spaziergang unternehmen durfte. Außer jenem würdigen Geistlichen befand sich noch ein junger, sehr sorgsamer Arzt und ein dem Hause Romanowski mit Leib und Seele ergebener Kammerdiener um des Prinzen Person.

Die Seele voll hoher und heißer Erwartungen, kam Stefan nach Rom. Die Größe des antiken Rom bestand für ihn so wenig wie die Herrlichkeit der Renaissance. Rom galt ihm nur im christlichen Sinn als das Einzige und Ewige. Aber in diesem Gefühl begeisterte ihn die Vorstellung, in Rom zu sein, bis zur Ekstase.

Der Ort, wo die erste Christengemeinde gebetet und gelitten, wo die ersten Märtyrer gestorben waren, deuchte ihn beinahe so ehrwürdig, wie die Schollen des heiligen Landes selbst. Zu allen diesen geweihten Stätten zu pilgern, an allen Märtyrergräbern heiße Andacht zu halten, die Katakomben zu besuchen, die Stufen der heiligen Treppe zu küssen, an den Grüften der beiden großen Apostel zu knieen, erschien ihm als höchste irdische Glückseligkeit.

Der Arzt beobachtete den Prinzen, wurde besorgt und bat Fürst Alexander, den Aufenthalt in Rom möglichst abzukürzen und nach Cannes oder Palermo zu gehen. Der zarte Organismus des Prinzen könnte durch die Gewalt der römischen Eindrücke ernstlich Schaden leiden.

Sofort ließ Fürst Alexander eine Villa an der Riviera mieten. Bevor sie jedoch Rom verließen, wollte er seinem Bruder die feierlichsten und erhabensten Augenblicke gönnen, welche ein frommer Christ erleben kann: eine Audienz beim heiligen Vater.

Der Arzt hatte ernste Bedenken, doch der Fürst war von seinem Vorhaben nicht abzubringen, um so weniger, als Leo XIII. in seiner Teilnahme für die Romanowski bereits nach dem jungen Prinzen gefragt hatte.

Also wurde Stefan auf die große Stunde, die im Vatikan seiner harrte, vorbereitet und geriet schon in der Erwartung in eine Stimmung der Andacht und Ergriffenheit, als sollte er eine Weihe empfangen, die wie der heilige Geist über ihn sich ausgießen würde.

Den Tag vor der Audienz fastete der Knabe, und die ganze Nacht brachte er in heimlichem Gebet zu, damit er der bevorstehenden Heiligung würdig sein möge.

Als dann die schwache, lichte Gestalt des hehren Greises vor ihm stand, als das weiße Gewand, das einen bereits verklärten Leib zu umschimmern schien, erstrahlte, als er in das wachsbleiche leuchtende Antlitz schaute, dessen Züge nur Geist waren, Geist vom Geist Gottes — da wurde der Jüngling von einer Bewegung erfaßt, daß man ihn unter den segnenden Händen des heiligen Vaters fortnehmen und bewußtlos hinaustragen mußte.

Er erkrankte. Täglich schickte der Papst einen Kämmerer, um über den Zustand des Prinzen eingehenden Bericht zu erstatten, und er ließ dem Fürsten sagen, daß er für die Genesung seines Bruders bete.

Stefan genas und erklärte, der Welt entsagen und Priester werden zu wollen, in Rom zu bleiben und dort die Weihen zu empfangen. Von diesem Entschluß würde nichts ihn abbringen können.

Fürst Alexander war außer sich. Als guter Katholik vermochte er gegen das fromme Vorhaben nichts einzuwenden, als guter Bruder konnte er dasselbe nicht zugeben! Es war vorauszusehen, und der Arzt mußte dem beipflichten, daß die Askese, welcher der Prinz zweifellos verfallen würde, seine überempfindliche und zärtliche Natur vollends untergraben müßte.

So drang denn Fürst Alexander mit den liebevollsten Vorstellungen, den innigsten Bitten, schließlich mit leidenschaftlichem Flehen in seinen Bruder. Aber vergebens! Darauf machte er geltend: wenn er seiner brüderlichen Bitte nicht Gehör gäbe, so hätte er seinem brüderlichen Gebot Folge zu leisten.

Trotz der Schwäche des Rekonvalescenten befahl Fürst Alexander sogleich die Abreise. Auch das vergebens! Der Prinz weigerte sich, Lebensmittel zu sich zu nehmen, und drohte durch freiwilliges Hungern sich zu töten.

Es gab nur eine halb überirdische Macht, die den Jüngling von seinem Entschlusse abbringen konnte: der Papst! Fürst Alexander warf sich Leo XIII. zu Füßen und erbat sein direktes Einschreiten gegen die Wünsche seines Bruders. Der heilige Vater erklärte jedoch, solches nicht thun zu können, nicht thun zu wollen.

Um Prinz Stefan nicht Hungers sterben, nicht durch Selbstmord endigen zu lassen, mußte Fürst Alexander einwilligen.

Der Prinz trat in Rom in ein geistliches Seminar, das sich der besonderen Vorliebe des Papstes erfreute. Mit Leidenschaft gab sich der Jüngling dem Studium der Kirchenlehre hin und genoß vorahnend schon jetzt alle ekstatischen Wonnen, die ihm als Priester aus dem Dornenkranz Christi erblühen würden. Am liebsten wäre der Prinz in die Propaganda getreten, um sich ganz der Mission zu widmen, ein hoher Beruf, zu dem ihn jedoch seine immer zarter werdende Gesundheit untauglich machte. Als einem Prinzen Romanowski war ihm einstmals der Kardinalhut sicher, doch der Prinz erklärte schon jetzt, zeit seines Lebens ein einfacher Priester bleiben zu wollen. Da er sein Ideal eines Missionsgeistlichen nicht zu erfüllen vermochte, wäre er am liebsten der Hirt einer

Gemeinde von lauter Armen und Kranken geworden.

In Rom empfing er die ersten Weihen. Der heilige Vater selbst erteilte sie ihm in seiner Hauskapelle.

Fürst Alexander war bei der heiligen Handlung zugegen. Während der junge Diener des Herrn, der den schönen Namen Benedetto erhielt, sich in einem Zustand von Verzückung befand, war der Fürst in tiefer und schmerzlicher Bewegung. Er hatte Thränen in den Augen, die ersten seines Lebens.

Bald darauf kam das Ereignis seiner Vermählung. Don Benedetto war der einzige, dem Fürst Alexander vorher davon Mitteilung machte: an dem Tag vor seiner Abreise nach Paris. Der junge Priester umarmte ihn schweigend, lehnte jedoch ab, seine zukünftige Schwägerin zu sehen.

Diese Weigerung war der einzige Schatten, der damals auf des Fürsten Bräutigamsglück fiel.

Don Benedetto wußte es durchzusetzen, daß ihm ein Amt in einer kleinen Diözese in der Nähe von Rom übertragen wurde, wo er seiner Neigung, unter lauter Mühseligen und Beladenen zu wirken, ganz sich hingeben konnte. Drei volle Jahre hielt er an dieser trostlosen und öden Stätte aus, wo er sicher zu Grunde gegangen wäre, hätte nicht das Schicksal eine bedeutsame Wendung gebracht.

Ein typhöses Fieber befiel ihn. Und obzwar er mit seiner letzten Besinnung verbot, seine Erkrankung nach Rom zu berichten, geschah dies dennoch. Die Nachricht von Don Benedettos lebensgefährlichem Zustand traf in Rom gerade zu einer Zeit ein, wo Fürst Alexander nach dreijähriger Abwesenheit dort anlangte, um seine Frau in die große römische Welt einzuführen. Er eilte nach Tolfa, brachte seinen Bruder, sobald es anging, nach Rom und in die Villa, wo Don Benedetto nach langer Krankheit unter der sorgsamsten Pflege genas. Während dieser ganzen Zeit bekam er die Frau seines Bruders mit keinem Blicke zu sehen. Auch drückte er niemals diesen Wunsch aus, so ungeduldig Fürst Alexander darauf wartete.

Bereits konnte der Patient sein Bett verlassen, bereits sprach er von seiner baldigen Abreise, zurück in sein winterliches, trostloses Tolfa.

Fürst Alexander kannte seinen Bruder, wußte, daß dieser noch sterbend seinen Willen durchsetzen würde. Er würde ihn ziehen lassen müssen, um ihn vielleicht schon nach einigen Wochen als Leiche nach Rom zu führen. Aber auch jetzt noch immer nicht die Frage: wann kann ich deine Frau kennen lernen?

Nicht einmal ihren Namen nannte er, den aus höchster Rücksicht für diesen zärtlich geliebten Bruder auch der Fürst niemals vor ihm aussprach.

Die Zimmer Don Benedettos lagen im Erdgeschoß und führten auf eine Terrasse, von der aus man in den Park hinabgelangte. Ueber die flach geschnittenen breiten Wipfel der Steineichenallee hinweg fiel der Blick auf die trümmerbesäte Campagna und das Albanergebirge mit dem schirmenden Kranz seiner Städte. Der Gipfel des Monte Cavo mit Rocca di Papa und die Höhen von Tuskulum mit Frascati lagen dieser Terrasse gerade gegenüber.

Eines Vormittags fiel der Herbstsonnenschein so warm und wohlig durch die weitoffenen Thüren in das Krankenzimmer, daß eine Regung nach Daseinsfreude, ein Drang nach Leben den jungen Priester hinauslockte. Ohne nach einer Hilfe zu rufen, wankte er an seinem Stock hinaus, schlich wie auf verbotenen Wegen die Terrasse hinunter und in die Laubgänge des Parkes, deren schwarze Schatten ein Heer flimmernder Sonnenstrahlen wie Schwärme goldiger Schmetterlinge umgaukelten.

Das Leben war doch schön! Ach, es war viel zu schön, und eine Sünde war's, es zu lieben . . .

Plötzlich trat aus einem Seitengang — ihm eine hohe, weiße Frauengestalt entgegen. Wie eine Erscheinung stand sie in der Dämmerung der Steineichen, bewegungslos auf den jungen Priester schauend.

Dieser ging auf sie zu.

So lernte Don Benedetto die Frau seines Bruders kennen und — von seiner Abreise nach dem mörderischen Tolfa war niemals mehr die Rede.

Fürst Alexander war glückselig, seinen Bruder behalten und ihn bis zu seinem letzten Augenblick in Liebe und Sorge förmlich einhüllen zu dürfen. Letztere Absicht wurde ihm indessen mehr als erschwert.

Sobald Don Benedetto stillschweigend in sein längeres Verweilen gewilligt hatte, verließ er seine sonnige, schöne Wohnung und wählte sich selbst sein Zimmer. Das bescheidenste und unfrohste Gelaß im ganzen Hause, ein kleiner, nach Norden gelegener Raum mußte ihm überlassen werden, nur mit dem Notdürftigsten ausgestattet. Der Fürst machte den Versuch, den Steinboden mit einem Teppich zu belegen und einen etwas bequemeren Sessel einzuschmuggeln. Doch ließ Don Benedetto sogleich beides entfernen. Aus Furcht, ihn nach dem schrecklichen Tolfa zu verjagen, wagte der Fürst keine Widerrede, ja nicht einmal eine Bitte.

In der neuen römischen Zelle lebte Don Benedetto, wie er in seinem trostlosen Priesterhause gelebt hatte. Sobald er ausgehen konnte, suchte er sich seine Gemeinde von Elenden und Kranken zusammen, die er in einem der modernen römischen Quartiere nur zu zahlreich fand und die sich von Tag zu Tag vergrößerte. Don Benedetto predigte nicht Nächstenliebe, sondern er übte sie. Seine Worte bestanden in Werken. Der Fürst hatte ihm eine Summe zugestellt, die den Priester in den Stand setzte, wie der Almosenier eines Königs zu verfahren.

Seine Mahlzeiten ließ er sich mittags und abends auf sein Zimmer bringen. Sie durften nur aus Wein und Brot, aus Früchten und Gemüsen bestehen. Er genoß nur das Notwendigste und hielt häufig strenge Fasten.

In das Weltleben seines Bruders sich zu mischen und die Askese zu predigen, kam ihm nicht in den Sinn. Don Benedetto war immerhin ein Prinz Romanowski! Und als solcher kannte er die Pflichten, die dem Chef des Hauses gegen die Gesellschaft oblagen.

Als Fürst Alexander seinen ständigen Aufenthalt in Rom nahm, hatte er beabsichtigt, einen römischen Geistlichen, einen Kaplan seinem Hausstand einzuverleiben und wegen dieser wichtigen Persönlichkeit selbst im Vatikan Anfrage gehalten. Bevor dies geschah, erschien in der Villa der todkranke Benedetto. Er genaß, kehrte nicht nach Tolfa zurück. Nun übernahm, ebenso wortlos wie er geblieben war, Don Benedetto die Funktionen eines fürstlichen Hausgeistlichen. In der ersten Zeit verkehrte er mit seinem Bruder und dessen Frau fast nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei der Messe, der Abendandacht und — der Beichte.

Kurze Zeit, nachdem Don Benedetto sich dieser Art in der Villa Romanowski installiert hatte, wurden in München von priesterlicher Seite vorsichtige Erkundigungen nach einer gewissen Prisca Auzinger eingezogen, nach Rom berichtet und dort fortgesetzt.

Auch über den Bildhauer Karl Steffens informierte man sich.

Einmal jede Woche lag die Fürstin vor dem todkranken und todblassen jungen Priester auf den Knieen und flehte ihn an, ihr ihre Schuld zu vergeben, was im Namen Gottes zu thun Don Benedetto sich weigerte. Sie müßte denn ihre Schuld erst gesühnt haben.

Aber die Sühne, welche der Priester von der schönen Frau forderte, war für sie zu groß und schwer.

Bisweilen — allerdings sehr selten — nahm Don Benedetto an der Familientafel teil; jedoch nur, wenn kein einziger Gast anwesend war. Er rührte dann von den gastronomischen Kunstwerken des chef de cuisine — der, nebenbei gesagt, den Gehalt eines Ministers erhielt und allein für Trüffeln das Jahreseinkommen einer anständig lebenden Familie verbrauchte . . . keinen Bissen an, sondern es wurden ihm eigens seine nur in Wasser gesottenen Gemüse serviert. Erfuhr die Fürstin Maria, daß Don Benedetto zum Diner erscheinen würde, was ihr jedesmal gemeldet werden mußte, so trug sie stets ein hohes Kleid und legte nie Schmuck an, obgleich der Fürst seine schöne Frau auch dann gern festlich gekleidet sah, wenn sie allein speisten.

Der Platz der Fürstin an dem runden Familientisch war dem Fenster gegenüber, denn sie liebte es, beim Lunch auf die Landschaft hinaus zu sehen. Eines Tages, als die Winterluft so klar war, daß man in der Campagna jede Ruine, von Frascati jedes Haus deutlich erkennen konnte, fragte Don Benedetto seinen Bruder:

„Was ist dort über Frascati, gerade unter dem Gipfel von Tuskulum, für ein großes, leuchtendes Haus?"

„Die Villa Mondragone."

„Nicht doch."

„So ist es die Villa Falconieri."

„Ist dort nicht ein berühmter Cypressenteich?"

„Das kann ich dir wirklich nicht sagen, aber ich glaube, Maria weiß dort Bescheid." Und er wendete sich an seine Frau:

„Du warst gewiß oft in Frascati?"

„Ich war einmal dort."

„Kennst du die Villa Falconieri und den Teich?"

„Ja."

Dann sprach man von etwas anderm.

Als Don Benedetto das nächste Mal mit seinen Verwandten frühstückte, bemerkte er, daß die Fürstin ihren Platz gewechselt hatte. Sie konnte nun nicht mehr die Campagna sehen, nicht mehr die Villa Falconieri mit den schwarzen Schatten der Cypressen neben dem leuchtenden Hause. Und sie behielt fortan diesen Platz.

Ein andres Mal war die Rede von einem schönen und leichtfertigen Mädchen, dessen Seele Don Benedetto retten wollte. Fürst Alexander erkundigte sich nach den Verhältnissen des armen Geschöpfes. Der Priester berichtete darüber.

„Sie wurde bereits als ganz kleines Kind von ihrer Mutter verlassen. Die Schuld an den Verirrungen dieser Unglücklichen trifft in erster Linie diese unnatürliche Mutter. Denn außer unsrer heiligen Religion ist Mutterliebe diejenige segensvolle Kraft, die uns für das Gute und Reine im Leben erzieht. Ein Mädchen, dem eine fromme Mutter zur Seite steht, wird den Weg der Tugend schwerlich verlassen. Hätte jenes beklagenswerte Wesen nicht eine sündhafte, treulose Mutter besessen, so wäre sie jetzt vielleicht die tüchtige Frau eines ehrenwerten Mannes."

Fürst Alexander stimmte seinem Bruder mit Lebhaftigkeit bei; die Fürstin schwieg.

Am nächsten Vormittag, eine Stunde nach der Messe, welche niemand im Hause versäumte, pochte es leise an die Thür von Don Benedettos Zimmer, und auf des Priesters „Herein!" trat Fürstin Maria ein.

Der junge Geistliche grüßte stumm und holte für seine Schwägerin einen Sessel herbei. Aber sie blieb stehen. Don Benedetto sprach kein Wort und wartete auf ihre Anrede.

„Ich möchte Ihnen eine Bitte vortragen."

„Daß ich das Haus Ihres Gatten verlassen und nach Tolfa zurückkehren soll? . . . Ich werde jedoch bleiben. Sie wissen, warum."

„Um meine Seele zu retten."

„Ich muß sie retten. Es ist das meine Pflicht, nicht nur als Bruder, sondern auch als

Priester. Diese Pflicht werde ich erfüllen und danach aus dem Leben gehen. Denn nicht eher werde ich sterben, als bis ich diese Pflicht gegen Ihre schuldbeladene Seele und meinen Bruder erfüllt habe."

„Ich soll ihm alles sagen?"

„Sie sollen sühnen."

„Sie wissen, wie Ihr Bruder mich liebt."

„Sie sollen sühnen!"

„Das will ich. Aber ich will Ihren Bruder nicht unglücklich machen."

Aber zum dritten Male sprach der junge Priester sein erbarmungsloses: „Sie sollen sühnen!"

„Wie kann ich das, ohne den Fürsten unglücklich zu machen? Sie lieben ihn ja doch auch!"

„Bekennen Sie sich zu der Tochter, die Sie treulos und schändlich verließen. Nicht nur Ihrem Mann gegenüber, vor aller Welt bekennen Sie sich zu ihr."

„Lassen Sie mich eine Wallfahrt thun: zur allerheiligsten Mutter von Genazzano auf nackten Füßen."

„Die Mutter des Herrn wird Sie abweisen, solange Sie sich nicht zu Ihrem Kinde bekannten."

Die Fürstin erwiderte: „Ich kann nicht."

„Ihre Tochter hätte werden können, was jene andre Mutterlose geworden, und es wäre Ihre Schuld gewesen."

„Ich kann nicht, kann nicht!"

Don Benedetto fühlte sich an diesem Morgen besonders erschöpft und elend, so daß er, um nicht umzusinken, einen Halt an seinem Tische suchen mußte. Aber keine Miene verriet seinen Zustand, und er wendete seine brennenden Augen von der Fürstin nicht ab. Mit schwerem Atem sagte er:

„Ja, ich liebe meinen Bruder, ich leide um ihn. Ich leide, weil ich seine Leidenschaft für Sie erkannt habe und weil ich diese verdammen muß. Ich leide, weil Sie ihn täuschten. Anstatt ihm alles zu bekennen, waren Sie feige, betrogen Sie ihn. Das thaten Sie, die Sie ein stolzes Weib sein wollen."

Er sah, wie seine Worte sie gleich Dolchspitzen trafen, wie sie ein Stöhnen erstickte, wie sie litt: so grausam fast, wie er selbst. Es that ihm wohl, sie so blutig leiden zu sehen. Ihr Leiden würde dieser Sünderin zur Besserung und Läuterung dienen, würde sie zur Buße und Sühne führen, sie Gott in die Arme werfen, den sie verlassen hatte, als sie ihr Kind verließ.

Sie war gekommen, um Don Benedetto eine Bitte vorzutragen. Das that sie jetzt mit leiser Stimme und demütig gesenktem Blick.

„Sie erzählten uns gestern von jenem Mädchen. Ich möchte Ihnen gern helfen."

„Helfen, wobei?"

„Die Aermste von ihrer Umgebung zu befreien."

„Und dabei wollen Sie mir helfen?"

„Ich bitte Sie darum."

„An der Fremden möchten Sie sühnen, was Sie an der eignen Tochter verübten."

Die Fürstin stammelte:

„Ich war so jung, so kindisch jung, haben Sie doch Erbarmen mit mir!"

„Sühnen Sie an Ihrer eignen Tochter."

Da brach es aus ihr heraus: „Ich würde mich vor meiner eignen Tochter zu Tode schämen müssen. Ueberdies hält sie mich für längst gestorben ... Don Benedetto, gestatten Sie mir, die Fremde in mein Haus zu nehmen."

„Nein!"

*

Sandro Botticelli machte Prisca schwer zu schaffen. Dem ersten guten Anfang folgten viele Tage neuer Mutlosigkeit, neuer höflicher Selbstgespräche und nicht immer neues Gelingen.

Zu verschiedenen Malen vernahm Prisca hinter sich jenes knisternde Rauschen eines schleppenden Seidengewandes, und jedesmal empfand sie sogleich eine heftige, ihr immer unerklärlicher werdende Erregung. Sie trat dann von ihrer Staffelei zurück und grüßte die Fürstin ehrfurchtsvoll.

Bisweilen ging diese, ohne sie eines Blickes zu würdigen, mit einem leichten Nicken vorüber; bisweilen blieb sie stehen und sprach Prisca an. Diese überkam dabei stets das Gefühl: es kostet ihr starke Ueberwindung, dich anzureden. Aber warum thut sie's dann? Sie kann dich nicht ausstehen. Wahrscheinlich bist du ihr zu häßlich, und sehr schöne Menschen können sehr häßliche Leute nicht leiden. Sie brauchte dich ja aber gar nicht anzureden, wenn du ihr so widerwärtig bist.

Prisca fiel auf, daß die Fürstin nie ihre Kopie betrachtete, und daß in ihrem ganzen Wesen etwas lag, als ob sie mit ihrem flüchtigen Gruß und ihrer kurzen Anrede eine Pflicht erfülle. So sehr sie die schöne Frau bewunderte, erwachte doch zuletzt mehr und mehr ein stolzer Trotz in ihr, so daß sie der Fürstin nur das Notwendigste erwiderte und sich jedesmal zwingen mußte, das Wenige möglichst gelassen zu sagen.

Groß war ihr Erstaunen, als eines Tages die Fürstin ihr den Vorschlag machte, während der Dauer ihrer Arbeit in der Villa zu wohnen. Sie hätte erfahren, wie weit ihr Weg täglich sei; das Wetter sei im März meist sehr schlecht. Es würde sie freuen, wenn die Künstlerin das Anerbieten annehme, sie solle durchaus ungestört bleiben.

Dankend lehnte Prisca ab. Aber sie zerbrach sich vergeblich nach einer Erklärung den Kopf. Schließlich kam sie zu dem Schluß, daß es nur eine Laune der Fürstin sei. Diese Damen der großen Welt waren sicher schrecklich kapriziös! Die majestätische Art der Fürstin Maria hatte Prisca bisher ganz vergessen machen, daß sie nicht immer eine große Dame gewesen.

Als Fräulein Friederike von dem Anerbieten erfuhr, geriet sie in hochgradige Erregung.

„Und Sie lehnten ab? Aber um Gottes willen, weshalb denn nur? In einer römischen Villa wohnen zu können, das ist ja geradezu unsagbar. Sie hätten sicher die gesamte römische Aristokratie kennen gelernt, alle diese Herzoginnen

und Prinzessinnen, die von den alten Römern abstammen, wissen Sie, von den ganz alten. Und solches Glück lassen Sie sich entgehen? Was wird Peter Paul dazu sagen? Sie sind aber auch wirklich ein schwer zu verstehendes Geschöpf."

Prisca behauptete lachend, das normalste, nüchternste, uninteressanteste Wesen unter der Sonne zu sein. Sie passe in die Villa Romanowski so wenig, wie die alte Schwabinger Dorfkirche in eine Großstadt und ihre liebe Signorina Rica nach Berlin unter die Linden. Letzteres war das größte Kompliment, welches ein Mensch dem guten Fräulein Rieckchen sagen konnte, was die listige Prisca sehr wohl wußte. Ihre Freundin strahlte denn auch sofort über das ganze Gesicht und erklärte: Prisca verstünde sie vollkommen.

Die beiden Frauen kamen überein, Karl Steffens von der Einladung nichts zu sagen; ferner daß Fräulein Friederike an einem der nächsten Vormittage in die Villa kommen solle, um Priscas Kopie zu begutachten.

„Meinen Pompadour nehme ich lieber nicht mit. Denn es ist das nun einmal meine schlechte Eigenschaft: wenn ich in einer der Villen bin und die schönen Blumen sehe, um die kein Mensch sich kümmert, und wenn ich dann meinen lieben, großen Pompadour bei mir habe, stehle ich in Gottes Namen Blumen, so viel ich nur kann. Aber verlassen Sie sich darauf, in die Villa Romanowski komme ich ohne meine Diebstasche. Ich werde Sie doch nicht kompromittieren!"

Sie hielt denn auch Wort und erschien, von dem fast höflichen Lakaien geführt, ohne ihre geliebte, umfangreiche Begleiterin in der Galerie. Aber sie war so erregt, daß sie anfänglich Priscas Bild gar nicht beachtete.

„Stellen Sie sich vor, daß der Portier mich gar nicht hineinlassen wollte. Und die Römer sind doch sonst die höflichsten Leute von der Welt!" (Das war eine jener zarten Illusionen, an welcher Signorina Rica trotz aller bösen Enttäuschungen mit rührender Beharrlichkeit festhielt.) „Und dieser ist noch dazu ein solch schöner Mensch, daß ich ihn beinahe gefragt hätte, ob er mir nicht Modell stehen würde. Später war er freilich gleich sehr artig ... Sie werden sich nicht denken können, wer mich hereinließ. Raten Sie einmal."

Prisca riet auf den Fürsten.

„Bewahre! Niemand anders als Ihr interessanter junger Geistlicher. Was für ein Kopf! Aber so bleich! Der arme junge Mensch kann ja keine Woche mehr leben. Ich erzählte ihm, daß ich in Rom katholisch geworden sei, und er meinte auch, in Rom müßte man katholisch werden. Auch von Ihnen sprach er, und wie leid es ihm thäte, daß Sie nicht besonders fromm wären. Natürlich verteidigte ich Sie. Er meinte, Sie müßten einen großen, großen Schmerz erfahren, dann würden Sie gewiß das Heil finden. Aber so sehr ich Ihnen gönnen würde, auch im Glauben ganz glücklich zu sein, so wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen, daß dieser große Schmerz Ihnen erspart bleiben möge. Wir Künstler machen genug durch, wovon niemand etwas ahnt ... Aber das Wichtigste habe ich ja ganz vergessen. Was sagen Sie dazu, daß Don Benedetto Karl Steffens kennt? Nicht persönlich zwar, aber sonst sehr genau. Ist das nicht merkwürdig?"

„Sollte vielleicht die Fürstin von Steffens gesprochen haben?"

„Das gerade wäre das Merkwürdige. Und wenn man bedenkt, daß Don Benedetto der Beichtvater der Fürstin ist ..."

„Was könnte sie ihm über Karl Steffens zu beichten haben? Nach so vielen Jahren. Daß er sie unsinnig liebt, ist ja doch nicht ihre Schuld."

„Ach, lieber Gott, nein! Sie war ja doch immer kalt gegen ihn, wenn sie ihn auch damals in seiner schweren Krankheit wie eine barmherzige Schwester gepflegt hat."

„Was sagte Ihnen denn Don Benedetto über Steffens?"

„Stellen Sie sich vor, er sprach von der ‚Tochter der Semiramis'."

„Wie seltsam."

„Nicht wahr?"

„Und was sagte er über das Werk?"

„Warum Steffens die Gruppe noch nie ausgestellt hätte? Es solle ein Meisterwerk sein und der Künstler könne damit sein Glück machen. Es sei ein Unrecht, ein solches Werk nicht auszustellen."

„Das sagte Ihnen Don Benedetto, der Bruder des Fürsten Romanowski?"

„Das sagte er."

„Und Sie?"

„Natürlich verteidigte ich Karl Steffens. Er sei solche feine Natur, durch und durch Gentleman. Und da die ‚Tochter der Semiramis' nun doch einmal nach einem Modell gemacht worden sei, welches ... Aber der seltsame Mensch blieb dabei, Steffens müsse sein Werk ausstellen."

„Das verstehe ich nicht."

„Zuletzt sagte ich ihm ..."

„Nun?"

„Wenn die Fürstin selbst Steffens die Erlaubnis erteilen würde, wäre er vielleicht dahin zu bringen. Aber auch gewiß nur dann. War das nicht kühn von mir?"

„Sehr kühn. Don Benedetto erwiderte natürlich, daran wäre nicht zu denken."

„Das meinte er durchaus nicht."

„Wie?"

„Er sagte wörtlich: ‚Sie haben recht. Die Fürstin muß selbst dem Künstler die Erlaubnis geben.'"

„Das thut sie niemals."

„Dasselbe sagte ich Don Benedetto; er aber meinte ..."

„Was, was?"

„Vielleicht thut sie's doch ... Aber nun will ich mir endlich Ihr Bild ansehen ... Sehr gut! Ganz vorzüglich! Ich gratuliere Ihnen. Wie wird Peter Paul sich freuen!" (Fortsetzung folgt.)

Chinesische Musikinstrumente.

Die chinesischen Musikinstrumente werden in zwei verschiedene Kategorien eingeteilt, erstens diejenigen, welche bei feierlichen Gelegenheiten gespielt werden und deshalb geheiligt sind, zweitens die allgemein und zur Volksmusik gebräuchlich sind.

Fig. 1.

Um dieselben mit der poetischen Auffassung der Chinesen in Einklang zu bringen, soll hier die Klassifizierung, die sie angenommen haben, citiert werden.

Der Chinese sagt, daß die Musik an und für sich nichts sei und dieselbe erst durch die harmonische Vereinigung des Himmels, der Erde und des Menschen zum Ausdruck kommt. Ihre zahlreichen Vergleiche über die Musik gehen von diesem Prinzip aus.

Wenn die Chinesen die Existenz von gewissen Aehnlichkeiten oder Verwandtschaften zwischen Musik und Schöpfung herleiten, wenn sie die Idee ihres Systems in Naturerscheinungen begründen, wenn ihre Entdeckung in den zwölf Monaten und den fünf Planeten die Basis für ihre zwölf lus und fünf Noten ist, schließlich wenn sie „shên li“ oder den geistigen Urstoff der Musik von himmlischen Regionen herleiten, ist es augenscheinlich, daß sie die Instrumente, welche Ch'i-shu oder körperlichen Urstoff darstellen, mit dem natürlichen Erzeugnis der Erde begründen. Der Chinese stellt aus diesem Grunde die Mitwirkung der Natur für die Erzeugnisse von acht Arten von Instrumenten dar, übereinstimmend mit den acht Symbolen „pa-kua“ von Fu-Hsi, welcher behauptet, daß es der Ausdruck aller Veränderungen im Weltall sei.

Hier die Tabelle der Klangkörper mit den Symbolen, vom Standpunkt des Kompasses, der Jahreszeiten und den Instrumenten, welche mit ihnen korrespondieren:

Klangvolle Körper.	Kuas oder Fu-Hsis Symbole.	Vom Standpunkt des Kompasses.	Jahreszeiten.	Instrumente.
1. Stein.	Ch'ien	NW.	Herbst-Winter.	Stein Glocken.
2. Metall.	Tui	W.	Herbst.	Glockenspiel.
3. Seide.	Li	S.	Sommer.	Die Laute.
4. Bambus.	Chên	O.	Frühjahr.	Die Flöte.
5. Holz.	Hsün	SO.	Frühsommer.	Tiger Büchse.
6. Fell.	K'an	N.	Winter.	Die Trommel.
7. Kürbis.	Kên	NO.	Frühlings-Anf.	Rohr Orgel.
8. Erde.	K'un	SW.	Spätsommer.	Porzellan.

Die zwölf abgebildeten Instrumente sind teils religiöse, teils populäre des chinesischen Volkes.

Yüeh-ch'in oder Mondguitarre (Fig. 1), so genannt, weil der Körper des Instrumentes dem Vollmond gleicht, doch giebt es auch solche, deren Körper achteckig ist. Die vier Saiten sind in Quinten gestimmt und öfter aus Kupfer als aus Seide. Dieses Instrument wird mit der P'i-pa oder San-hsien zusammen zur Begleitung von Liedern genommen.

Hu-ch'in oder Violine (Fig. 2) ist cylinderförmig und hohl, das obere Ende ist mit Schlangenhaut



Fig. 2.

überzogen. Der Körper hat die Form eines langen Armes, welcher mit Saiten aus gedrehter Seide bespannt ist. Die erste und dritte Saite sind auf C, die zweite und vierte auf G gestimmt. Der Unterkörper ist manchmal aus rundem Bambus, Holz oder Kupfer.

Der Lo oder Gong (Fig. 3) hat die Gestalt einer flachen Schüssel oder eines chinesischen Strohhutes mit einem breiten Rand. Derselbe hat verschiedene Größen von 2 Zoll bis 2 Fuß im Durchmesser. Die Benutzung dieses lärmenden Instrumentes ist sehr allgemein. Bei dem Thor des Yamens kündigt er den Besuch an, in der Armee giebt er das Signal zum Rückzug, bei feierlichen Umzügen soll er die bösen Geister vertreiben, an Bord eines Schiffes zeigt er die Abfahrt an, bei Mondfinsternissen soll der Himmel erschreckt werden, damit er den Mond nicht verschluckt, bei Liedern markiert er den Takt. Die Zuckerverkäufer in den Straßen verkünden ihre Gegenwart mit einem kleinen Gong, und ein großer giebt die Annäherung des Distriktsvorstandes mit seinem Gefolge an. In den buddhistischen Tempeln werden die Götter aus ihrem Schlaf durch Schlagen des Gong geweckt.

Shun (Fig. 4) ist die litterarische Benennung eines Instrumentes, das die Form eines Mörsers hat. Der populäre Name ist Ch'eng. Es wird mit Holzstäben geschlagen und mißt 1—3 Fuß in der Höhe und 9½ Zoll im Durchschnitt.



Fig. 3.

Der Mu-yü oder Holzfisch (Fig. 5) ist aus einem ausgehöhlten Holzblock, in der Form gleicht er einem Hirnschädel, der, mit Gold oder Rot übermalt, bis zu 1 Fuß im Umfang hat. Derselbe wird von den Priestern benutzt, wenn sie von Thor zu Thor die Hersagung ihrer Gebete beginnen, oder sonst bei religiösen Zeremonien verwendet.

Der Pang-ku (Fig. 6) ist eine kleine halbflache Trommel, deren Körper aus Holz, die Spitze desselben mit Fell überzogen und der Boden hohl ist. Der Umfang des Kopfes ist ungefähr 6 Zoll. Dieselbe ruht auf einem Dreifuß. Er dient hauptsächlich in öffentlichen Konzerten dazu, das Zeitmaß



Fig. 4.

anzugeben, und außerdem zur Begleitung von Liedern und Balladen.

La-pa (Fig. 7) ist eine lange Trompete mit einem Cylinder ähnlich dem Hao-tung, dem Chatzozerah der Hebräer oder der Tuba bei den Römern. Es enthält vier Töne: C, G, C, E und ist zur Militärmusik verwendbar, wird aber auch von den Messerschleifern benutzt, um in den Straßen ihre Gegenwart bekannt zu geben. Es giebt noch eine andre Art von La-pa, welche „schief gebaut“ ist, und deshalb wird es dann „Cha-chiao“ genannt, das in verschiedenen Größen bei Hochzeitsumzügen gebräuchlich ist.

Bei den konfuzianischen Zeremonien werden sechs Shêng (Fig. 8), und zwar drei an der West- und drei an der Ostseite der Halle, gespielt. Es werden dieselben Noten wie bei Ti-tzu oder Flöte benutzt. Im Orchester wird der Shêng jedoch nicht verwendet und nur ausnahmsweise bei Hochzeits- oder Begräbnisfeierlichkeiten gebraucht.

Sheng (Fig. 9) gilt den Chinesen als Symbol des „Fêng-huang“ oder des Vogels Phönix. Der Körper dieses Windinstrumentes ist aus Kürbis, einfachem Holz oder Bambus. Die Röhren haben fünf verschiedene Längen und sind so gestellt, daß sie einem





Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.



Fig. 8.



Fig. 9.



Fig. 10.



Fig. 11.



Fig. 12.

Vogel ähnlich sind, die Mittelröhre ist die längste, die Röhren haben elf Töne und sind stets aus Bambus, der untere Körper ist aus Kürbis oder Holz. Das Instrument ist sehr alt und soll einer Tradition nach von der Kaiserin Fuh-hi erfunden sein. Dasselbe zeugt von Genius und Talent der alten Chinesen für die Musik.

Po oder Cymbal (Fig. 10) stammt vermutlich aus Indien und ist mit dem hebräischen Metzelloth zu vergleichen. Es wird meistens bei Theatervorstellungen gebraucht. Nach einem Befehl, Vers und so weiter geben die Cymbals 10 oder 15 Töne in schneller Reihenfolge, und wenn der Hauptdarsteller im Falsett spricht, imitieren sie leise rhythmisch die Deklamation.

Die P'i-pa oder Ballonguitarre (Fig. 11) ist ungefähr 3 Fuß lang, im Körperumfang 1 Fuß. Dieselbe hat vier Saiten aus Seide, welche die vier Jahreszeiten vorstellen. Diese Allegorie läßt vermuten, daß die P'i-pa ein Instrument ältesten Ursprungs ist.

Eine zweite Art P'i-pa oder Ballonguitarre (Fig. 12), welche im Süden zur Begleitung von Balladen und Liedern benutzt wird. Trotzdem es ein populäres Instrument ist, wird dasselbe zu religiösen Zeremonien nicht verwendet; es wird meistens von Blinden gespielt.

Louise Schuller.



Technische Probleme.

Seitdem es gelungen ist, die Gesetze, welche die Welt der Körper regieren, zu ermitteln, ist auch ihre Verwendung zum Nutzen des Menschengeschlechtes ein bewußtes Streben genialer Männer geworden. Das „Erfinden" wurde damit vom Zufälligen und Wunderbaren entkleidet und zu einem Berufe gemacht. Die technischen Fortschritte der neueren Zeit, die dem modernen Leben ein so eigenartiges Gepräge verliehen haben, sind in der That nur eine notwendige Folge unsrer Kenntnisse von dem „Geregelten" in der Welt.

Schon in der Frühzeit der Kultur veranlaßte das Herrengefühl in der Menschenbrust das Individuum zur Nachahmung von Thätigkeiten und zur Erzeugung von Erscheinungen, für die ihm die Natur nicht besondere Organe oder Fähigkeiten verliehen hat. Der Mensch lernte vom Fische das Schwimmen und durch den Blitz wahrscheinlich die Wohlthat des Feuers kennen. Aber sehr früh erkannte er auch die Grenzen seiner Macht. Vergebens hat er es zum Beispiel versucht, es dem Vogel gleich zu thun und sich in die Lüfte zu erheben. So treffen wir bereits den Menschen bei seinem ersten Auftreten in der Weltgeschichte im Kampfe mit der Natur um die Lösung eines großen Problems.

Um die „Kunst zu fliegen" haben sich alle Generationen bis auf die neueste Zeit bemüht, und auch jetzt noch ist man, wie die Versuche von Santos-Dumont in Paris kürzlich zeigten, weit von der Lösung des ältesten „technischen Problems" entfernt.

Auf zwei sehr verschiedenen Wegen hat man versucht, sich das Luftmeer zu erobern. Am ältesten sind die Versuche, den Ballon lenkbar zu gestalten und ihn auch gegen den Wind nach beliebiger Richtung zu führen. Wirkliche Erfolge, soweit sie überhaupt zu erlangen sind, haben nur die französischen Offiziere Renard und Krebs und der österreichische Mechaniker Schwarz erzielt. Renard und Krebs gaben ihrem Luftballon zuerst Zigarrenform und veranlaßten dadurch, daß er verhältnismäßig leicht im stande war, auch einen größeren Luftwiderstand zu überwinden. Ihr Ballon „La France" wurde durch einen Elektromotor von 9 Pferdestärken, der wiederum seine Energie durch eine galvanische Batterie empfing, betrieben. Mit ihm vermochten die Erfinder zum erstenmal bei ruhigem Wetter eine elliptische Bahn zurückzulegen und mit einer Geschwindigkeit von 20 Kilometern in der Stunde willkürlich nach dem Orte zurückzukehren, von dem sie abgefahren waren. Auch bei einer Windgeschwindigkeit von 5 Metern gelangten sie zum gleichen Resultate. Dennoch erklärte damals bereits Krebs, daß es ausgeschlossen sei, mit einem Ballon jemals größere Windbewegungen zu überwinden. Das Problem zu fliegen kann so niemals gelöst werden! Einen ganz eigenartigen Fortschritt erzielte Schwarz in neuerer Zeit dadurch, daß er den Ballon aus dünnen Aluminiumblättern herstellte und ihn, die Gondel und den Bewegungsapparat in starre Verbindung miteinander setzte. Beim ersten Versuche gelang es ohne weiteres, gegen einen Wind von 7 Metern Geschwindigkeit zu fahren.

Viel größere Aussicht auf Erfolg scheint der „Dynamische Flug" zu haben, die Methode, welche das Fliegen der Vögel nachahmt. Mehr als alle Theorien sprechen dafür die Erfolge des Ingenieurs Lilienthal, wenngleich er bei der praktischen Verfolgung seines Problems den Tod fand. Er hatte seine Fliege- und Schwebeversuche allein auf das Studium des Vogelfluges, besonders des Segelfluges der großen Vögel, aufgebaut. Während fast eines Jahrzehnts hat er es erreicht, allein durch die Kraft seines Armes und auf Grund der Tragfähigkeit des Windes sich mittels besonderer Segelflugapparate über die Lüfte erheben zu lassen und durch willkürliche Aenderung seines Schwerpunktes sich in der Luft zu heben und zu senken. Lilienthal erklärte auf Grund seiner reichen Erfahrungen, daß es nur in dieser praktischen Weise gelingen könne, die Gesetze des Fliegens zu ermitteln. Er forderte die Jugend auf, sich diesem Sport zu widmen, durch dessen Ausbildung es allein gelingen könnte, dem Menschen ein neues Organ zu verleihen. Lilienthal ist der einzige Mensch gewesen, von dem man sagen kann, daß er geflogen sei! Die Versuche aller seiner Rivalen, auch die von Langley in Amerika und von Maxim, können damit nicht in die Schranken treten, obgleich sie mit sehr großen und komplizierten Maschinenkombinationen gearbeitet haben.

Die Flugmaschine Maxims, des berühmten Erfinders der Schnellfeuerkanone, verfügte zum Beispiel über 363 Pferdestärken und hatte mit Bemannung und Ausrüstung ein Gewicht von 3600 Kilogramm. In der That gelang es, die

Maschine durch ihren Antrieb für einen Augenblick in die Luft zu erheben, dann aber versagte der kostbare Apparat und zerschellte.

Ein ebenso schwieriges, aber durchaus neues Problem stellen die Unterseeboote dar. Man beabsichtigt, mit ihnen die riesigen Panzerschiffe zu vernichten, indem man, ungesehen vom Feinde, unterhalb des Wassers aus großer Nähe ihnen Torpedos lanziert. Auch die Minensperren der Kriegshäfen sollen durch die Unterseeboote untersucht und gegebenenfalls unschädlich gemacht werden.

Ein modernes Unterseeboot stellt einen Komplex von allen möglichen technischen Vorrichtungen dar. Die neuesten Formen sind von den Amerikanern geschaffen worden. Schon ihr Bewegungsmechanismus allein ist äußerst verwickelt. Während der Fahrt auf der Oberfläche des Wassers empfängt die Schraube ihren Antrieb von einem Benzinmotor. Unter Wasser wirkt dagegen ein Elektromotor, der von einer Accumulatorenbatterie gespeist wird. Die Accumulatoren erhalten ihre Ladung wiederum während der Oberflächenfahrt, indem der Benzinmotor eine Dynamomaschine in Antrieb versetzt. Die übrigen Mechanismen, besonders die Vorrichtung zum Schleudern der Torpedos, wirken durch komprimierte Luft. Die Hebung und Senkung des Bootes geschieht durch Vermehrung oder Verminderung von Wasserballast. Sehr wesentlich sind die Ventilations- und Lufterneuerungsvorrichtungen, die ein Unterseeboot enthält. Sauerstoff muß der Mannschaft fortwährend zugeführt werden, und es ist dafür Sorge zu tragen, daß die schlechte Luft das Boot verläßt. Alle diese Thätigkeiten vollziehen sich in einem Raume von 9 Metern Länge und 3 Metern Durchmesser. Aber damit noch nicht genug; die Unterseeboote sind auch noch mit feinen physikalischen Beobachtungsapparaten ausgestattet, damit der Führer sich unter Wasser zu orientieren vermag. Besonders in Frankreich hat man sich seit vielen Jahren mit dem Bau von Unterseebooten bemüht. Der „Gustave Zédé", der „Gymnote„ und noch andre berühmte Boote erscheinen alljährlich mehrere Male in den Zeitungen unter begeisterter Schilderung ihres Baues und ihrer Leistungen. Einer nüchternen Kritik dürften jedoch diese Hymnen nicht stichhalten. Die Unterseebote bewegen sich vorläufig noch viel zu langsam, um wirklich Brauchbares leisten zu können. England und Deutschland haben diesem Treiben bisher recht kühl zugeschaut. Die Seele aller modernen Vorrichtungen, durch die Bewegung oder eine andre Form der Arbeit geleistet werden kann, wird durch den „Motor" dargestellt. Die meisten Flug- oder Schwimmapparate und die geliebten und zugleich gehaßten Automobile empfangen von ihm ihren Antrieb. Man verlangt von einem guten Motor, daß er bei möglichst kleinem Gewicht möglichst viel Arbeit leistet. In der That ist die Kunst in dieser Sache schon sehr weit vorgeschritten. Man baut jetzt Benzinmotoren, die auf 6 Kilogramm Eigengewicht je eine Pferdekraft zu entwickeln vermögen. Aber Benzin ist ein gefährlicher Körper, und sein Geruch macht ihn nicht zu einem angenehmen Kameraden. Man sehnt sich daher nach einem leichten elektrischen Kraftquell, nach dem „idealen Accumulator". Edison will diesen leichten elektrischen Kraftspender erfunden haben. Sein Apparat setzt sich aus Nickel und Eisen zusammen und soll bei gleichem Gewicht eine etwa viermal so große Leistung als der altbekannte Bleiaccumulator zulassen.

Die Menge der technischen Probleme, welche die allerneueste Zeit gestellt hat, ist außerordentlich groß. Ihnen allen haftet gemeinschaftlich das Gute an, daß sie aus bestimmten neuerkannten physikalischen Erscheinungsgruppen herausgewachsen sind. Vor allem ist es die Elektricität, die hier eine Rolle spielt. Mittels sogenannten Drehstroms vermag man zum Beispiel durch dünne Drähte gewaltige Kraftmengen nach gewünschten Orten zu übersenden. Es hat sich dadurch die Möglichkeit ergeben, Fahrgeschwindigkeiten von 200 Kilometern und mehr in der Stunde zu erzielen.

Das alles übertrifft wiederum der an das Wunderbare streifende Erscheinungskreis, den die Entdeckungen von Heinrich Hertz erschlossen. Die „elektrischen Wellen", welche eine Telegraphie und Telephonie ohne Draht, also ohne jeden materiellen Träger, ermöglichen, dürften es auch zulassen – wenn man Tesla folgen darf —, die enge Erdsphäre zu sprengen und der Menschheit das Reich der Sterne zu eröffnen.

Franz Bendt.



Wilhelm Raabe.

„Laß sie alt werden, die Welt, was kümmert's mich!" also sagt Raabes prächtig-wunderlicher Meister Autor — in seiner Art nur einer von vielen bei Raabe —, und sagt damit etwas — wie bei Raabe immer —, was der Dichter selbst meint. Nun ist er alt geworden und feierte seinen Siebzigsten — da kümmern wir uns, wie das so üblich und geziemend ist, um ihn. Und merkwürdigerweise um das bei ihm, was dem Menschen in so hohen Jahren schon ein Erkleckliches abhanden gekommen zu sein pflegt, was wir aber bei dieser menschlichen Ausnahmeerscheinung „Dichter" nun gerade erst recht suchen, weil es ihm als solchem ein Recht auf seinen Siebzigsten gewissermaßen erst giebt: die Jugend! Wenn wir dem Alten nun seine eignen Worte und seine eigne Meinung, als zu ganz besonderem Recht, jetzt so gewissermaßen zurückgeben und mit einem besonderen Nachdruck quasi sagen lassen, so mögen seine Schelmenaugen schon ein wenig glänzen und zwinkern, denn einmal beweist's ihm, daß wir gefunden haben, was wir suchten, und zum andern ist's unsre nachträgliche Gratulation zu seinem siebzigsten Geburtstage, die wir nun einmal mit nichts Besserem — und auch mit nichts besserem Eignen — vorzubringen wüßten.

Und vom alten Sessel neben der langen Bücherreihe mit den alten schweinsledernen Folianten und wahrhaftigen und wunderlichen Chroniken gleichermaßen wird sich einer erheben und sein Stulpkäppchen rücken und erst noch einen verträumten Blick zum Fenster hinaus thun, wo die Landschaft

sonnig hingebreitet liegt und so deutsch wie in Alfred Rethels Türmerbild, und dieser eine wird nach kurzem Besinnen ganz wie sein alter unruhiger Schulmeister Michel Haas sagen: „Respondebam: Ja!“

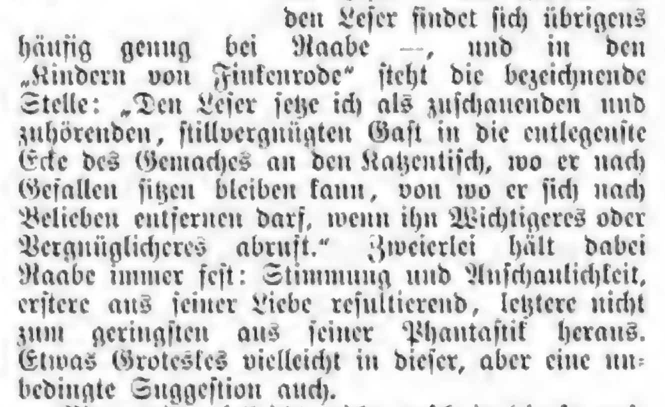
Und dann werden wir gleich und genau wissen, wen wir vor uns haben, und daß er ganz so ist, wie wir ihn vor uns haben. Es ist der so echt und innerlichst deutsche, treuherzige, schalkhafte, ein wenig wunderliche, behagliche, phantastisch und wirklich Welt und Menschen betrachtende Chronist und Dichter Wilhelm Raabe, der am 8. September Anno 1831 das Licht der Welt erblickt hat, erst Buchhändler werden sollte, seinen Tanten und Basen aber davonlief und Philosophie studierte, für die Menschheit ein verlorener Sohn und Dichter wurde, in Berlin und Stuttgart lebte und jetzt in der Hauptstadt seines engeren Vaterlandes, in Braunschweig, die Lorbeeren seines Alters und seiner Dichterherrlichkeit pflückt und die Welt belächelt. Es sind lange nicht genug Leute, die ihn kennen, obschon er eine ganze Unmenge sonderlicher Leute, wie sie der deutsche Norden oder Süden genugsam, wenn auch nicht zu Dutzenden gerade, hervorbringt, treulichst verbildlicht hat und nun schon an die fünfzig Jahre lang Geschichten über sie schreibt, von denen einige zum Allerbesten gehören, was die deutsche Litteratur aufzuweisen hat.



Wilhelm Raabe.

Es ist eine etwas wunderliche Welt, in die man bei Raabe eintritt, ganz eine Welt für sich, und besonders wenn man sie auf ihre Einzelzüge und Stimmungen hin ansieht, und am Ende doch eine so wahre und wirkliche Welt, als sei der Dichter nicht siebzig, sondern dreißig und sei in der Schule des Realismus gesessen gewesen. Er war aber eigentlich in keiner gesessen, außer in denen, wo er seine Wissensschätze aus alten und neuen Büchern gesammelt, um die Weisheit mit ihr zu durchsetzen, die er in der Schule des Lebens gelernt. Und die war auch für ihn von strenger Zucht und Unerbittlichkeit. Er war von jeher einer für sich, aus der Verwandtschaft der Jean Paul und Dickens, und in der Art, wie er seine Persönlichkeit wertete und zu wahren wußte, beweist er, daß auch ein Tröpflein von dem Blute des Altmeisters Goethe in seinen Adern fließt.

Raabe ist, und das muß als erstes von ihm gesagt werden, ein betrachtender Dichter, die Betrachtung ist seine eigentliche Art, in ihr fühlt er sich am wohlsten. Sein Wesen drückt sich am direktesten in ihr aus. Die Betrachtung hat immer sich selbst zum Zweck. Und sie hat den, der sie anstellt, zum Ziel. Sie ist also durchaus und in erster Linie subjektiv. Aber sie muß dabei mit der Wirklichkeit rechnen, um sich selbst zu befriedigen. Sie muß ihren Halt in der Wirklichkeit bewahren. So stellt sie nicht objektiv dar, sie beleuchtet auf ihre eigne Weise. Sie sieht die Welt je nach der vorherrschenden inneren Stimmung, sie sieht die Menschen mehr reflektiert, wie jener Schuster im „Hungerpastor“ im Glanz seiner Schusterkugel. Und so sind Neigung und Abneigung sehr beeinflußt durch ihr Aeußeres, ihr Trum und Tran, durch Mondschein und Regenwetter, durch Enge und Winkeligkeit, durch Weite und Wechsel. Denn immer spricht das Herz mit. Und ebenso sieht sie die Menschen: sie muß sich die Menschen sehr nahe besehen, sie muß sie „zu sich“ sehen gewissermaßen. Sie muß deshalb etwas in ihnen entdecken für sich, das sie anzieht, ob im Zuneigenden oder Abstoßenden. Und sie hat auch darin das besondere künstlerische Mittel der Uebertreibung. Nicht nur in der Entdeckung des Besonderen und darin wieder in der Liebe zum Sonderling findet das seine Erklärung, sie verfährt ähnlich wie der Karikaturist, sie übertreibt einzelne Züge, sie macht direkt unmöglich und unwahr; aber sie giebt dennoch zuletzt ein wahres, ein eindringliches und oft geradezu überwältigendes Bild. Sehen wir uns die Schilderung eines Juristen daraufhin an: „Ein Herr saß hinter dem Tisch und erhob sich bei dem Gruß aus seinem Sessel, wuchs lang, lang, immer länger, dünn, schwarz, schattenhaft empor und stand zuletzt lang, dünn, schwarz, zugeknöpft bis an die Halsbinde, hinter seinen Akten da, gleich einem Pfahl mit der Warnungstafel: ‚An diesem Orte darf nicht gelacht werden!‘“ So denkt diese betrachtende Dichtungsart gewissermaßen immer an den Leser — die Anrede an den Leser findet sich übrigens häufig genug bei Raabe —, und in den „Kindern von Finkenrode“ steht die bezeichnende Stelle: „Den Leser setze ich als zuschauenden und zuhörenden, stillvergnügten Gast in die entlegenste Ecke des Gemaches an den Katzentisch, wo er nach Gefallen sitzen bleiben kann, von wo er sich nach Belieben entfernen darf, wenn ihn Wichtigeres oder Vergnüglicheres abruft.“ Zweierlei hält dabei Raabe immer fest: Stimmung und Anschaulichkeit, erstere aus seiner Liebe resultierend, letztere nicht zum geringsten aus seiner Phantastik heraus. Etwas Groteskes vielleicht in dieser, aber eine unbedingte Suggestion auch.



Man tritt vielleicht nicht rasch in die so aufgethane Welt ein; aber wenn man einmal in ihr ist, verliert man nicht wieder heraus und sehnt sich, herausgetreten, gern nach ihr zurück. Es geht ähnlich wie beim Märchen. Und wie da gewinnt man den freudigen Glauben an sie, an die Menschen und übrigen Dinge, an die Vorgänge und all ihre Naivitäten und Wunderlichkeiten. Ja, man trägt etwas aus ihr ins wirkliche Leben geradezu und sieht Welt und Dinge durch die Augen des Dichters an.

Und noch etwas gut Deutsches ist in dieser

Welt, so ein frischer, derber, gefühlswarmer, nie sentimentaler Idealismus, der freilich einer ist, der sich nicht an blöde und abgethane Ideale hängt, nicht Phantomen nachjagt, sondern die Welt mit mutigen Augen ansieht und im Grunde nichts weiter wieder ist als die Liebe zu ihr und dem Leben. Nicht ohne eine gewisse Träumerei freilich, nicht ohne verhaltene Wehmut. Es ist eine Liebe, die das Leben auf eine schönere Möglichkeit hin gewißlich auch ansieht, mit halbem Kindervertrauen, aber doch mit dem stets wachen Bewußtsein des Notwendigen und Wirklichen, und die sich so vor dem Wolkenkuckucksheim bewahrt. Nie aber, darf man von ihr sagen, liegt in der Erkenntnis ihrer Unmöglichkeit der bittere Schmerz völliger Enttäuschung; aber, wie gesagt, die verhaltene Wehmut eines tiefen Gemütes liegt in ihr. Und so führt uns auch diese Seite der Raabeschen Kunst zurück zur Subjektivität seiner Betrachtungsweise und erklärt die wunderliche Mischung von Phantastik und Wirklichkeitssinn.

Zugleich aber liegt auch eine Zusammenfassung und Weite in dieser Methode. Denn während der reine Wirklichkeitsdichter streng naturalistischer Observanz nie über die Enge des Winkels, den er gerade ins Auge gefaßt hat, hinauskommt, führt dieser Dichter gewissermaßen die Weite in die Enge zu einem Ueberblick, die Welt in die Nähe, um so dem Umfassenden, das in seinem Sinn liegt und zu dem zu kommen allemal seine Absicht ist, eine Darstellung zu geben. Nicht Abbild ist seine so geschaffene Welt, sondern der Reflex einer inneren Spiegelung. Nicht immer war der Spiegel plan — aber das ändert ja nichts.

Dem Dichter selbst ist auf diese Art die Möglichkeit gegeben, alles von sich und außerhalb seines Ichs zu stellen. Denn seine Erlebnisse sind es immer im Grunde. Er mikroskopiert freilich nicht, er ordnet höchstens. Und wie er sich auf diese Art seine Erlebnisse verschnörkeln und zurichten kann, belächelt er sein Leid und seine Leidenschaft. Daraus erklärt sich denn auch die besondere Lust, auf die schon hingewiesen worden, in seinen Personen immer sich selbst sprechen zu lassen und das so weit oft zu treiben, daß sie nicht nur völlig über ihre Bildung und Fähigkeit hinauswachsen, sondern sich auch nicht selten in langatmigen Reden verlieren. Raabe ist also — Ueberwinder! Das Leben zwang ihn, über die Phrase: „Mein Haus ist meine Burg“ hinauszukommen. Es gab ihm die Freudigkeit und den Genuß ihrer Wahrheit nicht; so wußte er sich zu trösten und sogar wohl zu fühlen in der andern, die er sich selbst erfand: „Mein Luftschloß ist mein Haus,“ wenngleich das auch für ihn „manchmal eine mit der Angst der Verzweiflung im Herzen festgehaltene Ueberzeugung“ gewesen sein mag; denn zu den Satten und Uebersütterten hat Raabe nie gehört, wie das bei einem deutschen Dichter beinahe zur Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit geworden. Und so findet er zurück und redet mit seinem biederen Schwaben Christoph Pechlin: „Die reinen Blicke ins Leben muß man sich bewahren, nachher führt man alles durch, kommt kühl a' und läßt sich seine Medaille vom Preisrichter von der Tribüne 'runter reiche.“ Das ist der Idealismus der Wirklichkeit und Selbstzucht. Er schließt nicht ein, sich dem Philister auf Gnade und Ungnade zu ergeben, im Gegenteil, und er giebt überall — erzieherische Werte!

Wie alle Ueberwinder, denen das Leben wenig erfüllte, und die sich früh von dem abkehren mußten, was die Welt sonst erstrebenswert hält, ist auch Raabe gleich von Anfang seines Auftretens an älter als seine Jahre. Den Männerhunger, der „um das Licht bluten muß“, wie „das Herz der Frauen um die Liebe“, hatte er früh, und auch von ihm gilt, daß es das Schicksal nicht anders machte mit ihm wie mit so manchem andern: „Es gab ihm sein Teil Freude in der Hoffnung und versagte ihm die Erfüllung, welche von der Hoffnung doch stets allzu weit überflogen wird.“ Dabei wird der Mensch stark und alt. Und gleich als Alter erzählte Raabe seine erste Geschichte, die „Chronik der Sperlingsgasse“, die noch sehr stark in „Gefühlsergüssen und Phantasmagorien“ verläuft, — „ich schreibe, wie das Alter schwatzt,“ — und mit dem deutlichen Ausdruck der Ueberwindung heißt's einmal: „Ich bin alt und müde; es ist die Zeit, wo die Erinnerung an die Stelle der Hoffnung tritt.“ So hat er sich gewissermaßen seinen Schutz und Mantel geschaffen, um seine Liebe zu bewahren, die ja dann in Leid und unerfüllbarer Sehnsucht immer tiefer wird und größer, so daß sie in dieser ihr Glück zu finden weiß: „Es ist ein wundersam Ding um des Menschen Seele, und des Menschen Herz kann sehr oft darüber am glücklichsten sein, wenn es sich recht sehnt.“ Aus einer solchen Stärke und Elasticität — ich vermeide hier absichtlich das Wort Philosophie, weil es allzu grob und deutlich die Gehirnarbeit und das damit verbundene Künstliche der Zusammenfügung ausdrückt — ist denn auch Raabe der Humor erwachsen, auf den hin er oft und einseitig genug bei unsern zünftigen Litterarhistorikern rubriziert wird. Humorist ist Raabe, aber aus einem tiefen Ernst. Als ernster Lebensbetrachter und Zusammenfüger, als einer, der überall den Sinn des Lebens fühlt, einen höheren Sinn und sein Gutes und seine Absicht, der das Kleine liebt und Nahe, weil er zugleich auch über das Kleine und Nahe hinwegsehen kann und weil er alles einzufügen weiß in den großen Kreis der Bestimmung, in der das Leben siegt und jubiliert und immer recht hat. So kann er auch einmal „humoristisch“ schreiben, wie „Keltische Knochen“ etwa, nie wird er Spaßmacher und Witzbold. Den Ernst und die Tragik des Lebens sucht er auf, aus dem Traurigen findet er heraus, wenn er freilich auch, wie in „Schüdderump“, den Totenkarren „mitten im fröhlichen Behagen des Daseins, im Kreise der Freunde, einsam am warmen Ofen in der Winternacht, auf der Höhe des Gelages, unter den Kränzen der Hochzeitsfeier, im Theater, am Wirtstisch oder im tiefen, traumlosen Schlafen“ hört. Ja sogar das darf er, sich die Sonderlinge und Originale des Lebens aussuchen und sie noch dazu in eine humoristische Beleuchtung rücken, alles Wunderliche und Individuelle aufs äußerste in ihnen hervorkehren, wir fühlen immer den tiefen Ernst, der dahinter steckt; ja geradezu ein wenig nasführen darf er uns, wir lassen's uns ruhig gefallen und haben um so größere Freude an den Wunnigel und Grünebaum und Brüggemann und Kunemund, Hans Unwirrsch und Michel Haas und Dr. Schnarrwergk und den Basen und Tanten all, wie sie nun heißen mögen, und wir sehen bald sogar nicht mehr die Ausnahmen und Originale in ihnen, sondern typische Vertreter ihrer Art, zu denen sie in

uns wachsen. Raabe ist im weiteren der geborene Chronist. Seine Kompositionsart, sein Stil, das Bildfeste im einzelnen, die Weitschweifigkeit und Meditation daneben, seine Fehler und Tugenden gewissermaßen, seine Manier in einigem sogar, es liegt in seiner hervorragenden Begabung für die chronistische Darstellung begründet. Die Art der Personeneinführung, das Krause und Springende, die Verschnörkelung, es rührt all daher. Als Chronist der „Sperlingsgasse" fing Raabe an, als Chronist von „Unseres Herrgotts Kanzlei" erreichte er in diesem Gebiet seiner Kunst das Höchste. Im Mittelalter ist er ganz zu Hause, gleich den Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts nennt er sich Corvinus — hat auch noch sonst eine besondere Vorliebe für das Latein —, kennt und liebt die alten Bücher und Pergamente und führt dann, wenn er genug in sie gelauscht und selbst zur Feder greift, die alte Zeit so treu und echt, so wenig verputzt, so lebendig und wahr herauf, daß er auch im dichterischen Sinne ein Historiograph genannt werden darf, der nichts mit den Machern und Nachdichtern „historischer" Romane gemein hat, die sich nur in der Theatergarderobe umgesehen haben, um verkleiden zu können. Raabes sämtliche historische Erzählungen, von der größten bis zum kleinsten „alten Manuskript", sind Musterstücke an Treue und Echtheit der äußeren Schilderung und der inneren Vorgänge, der Menschen und des Zeitgeistes, und sie sind überall mit der gleichen Liebe und dem gleichen Respekt vor dem Vergangenen behandelt. Was freilich ihre Verbreitung anbelangt, so haben ihm die Butzenscheibler den Rang abgelaufen. Von den Raabeschen Büchern hat nur der „Hungerpastor" eine höhere Auflage erlebt — allerdings dieses Buch die neunte erst — und neben ihm dürften „Wunnigel", „Lar", „Schüdderump", „Alte Nester", „Horacker", „Apotheker zum wilden Mann", „Pechlin", „Abu Telfan", „Das Odfeld" und „Ein Frühling" die beliebtesten sein; keines von ihnen ist über die dritte Auflage hinausgekommen. Und dabei ist's die Frage, ob wir einen feineren Schilderer kleinstädtischen Lebens, einen liebevolleren Darsteller kleiner Leute, einen humorvolleren Betrachter und Befreier haben, der zugleich auch ein so feiner Stilist in altertümlicher und moderner Sprache wäre, eine solche Intimität der Stimmung hervorzaubern könnte und so derb und schalkhaft die Wahrheit zu sagen wüßte, und den man auch in seinen Fehlern und Schwächen gern haben muß, weil er eben, immer sich selbst getreu, eine kernechte, kerndeutsche Persönlichkeit bleibt. Da nun Wilhelm Raabe noch nicht allgemein genug bekannt geworden, so ist es höchste Zeit, daß er es werde, und in diesem Sinne kann ihm das deutsche Volk nachträglich das schönste Geburtstagsgeschenk darbringen. Es wäre freilich weniger ein Geschenk als die Abtragung einer Schuld. Aber in solcher bleibt das Publikum wirklichen Dichtern gegenüber immer.

Wilhelm Holzamer.



Die Ueberschienung der Hohen Tauern.

(Mit sieben Abbildungen.)

Man hielt ehedem die berühmten Alpenstraßen für Riesenwerke menschlicher Kunst und Kraft im Kampf mit den Hindernissen, welche die Natur bietet. Heute sind es die Alpenbahnen, die Bewunderung erregen. Sie sind nicht nur in technischer Hinsicht kühner angelegt, sondern vermitteln auch ein wechselreicheres Naturpanorama als die Alpenstraßen.

Vor Zeiten war die Gotthardstraße der berühmteste und bequemste Alpenübergang zwischen Norden und dem Mittelmeere, dann folgten die unter Napoleon erbaute prachtvolle Simplonstraße, die unter Franz II. hergestellte Kunststraße über das Stilfser Joch und endlich die Fahrstraße über den Bernhardin. Sie alle galten als Weltwunder, und man sprach von einem Riesenverkehr, weil jährlich 16000 Reisende und 9000 Pferde die Gotthardstraße benutzten. Was bedeuten diese gegenüber dem heutigen Verkehr auf der Gotthard- und der Simplonbahn! Auf der allerdings mit vielen andern Linien vereinigten Simplonbahn werden jährlich über 14 Millionen Franken und auf der Gotthardbahn 7 Millionen Franken aus dem Personenverkehr allein vereinnahmt. Und weil Zeit Geld ist und die Eisenbahnen besser und rascher befördern, wurden die Alpenstraßen depossediert, sie dienen nur noch dem Lokalverkehr. Die herrlichen Galerien dieser Kunststraßen, die via mala der Splügenstraße sind verödet und bereits zu Denkmälern einer älteren Kulturzeit geworden. All diese Straßen haben nun ihre Rivalen, die Eisenbahnen, an ihrer Seite.

In die Reihe der großartigen Alpenbahnen fügt sich eine neue, die Tauernbahn, ein, deren Bau eben in Angriff genommen wurde. Sie ist, da eine Alpenstraße über die Tauern nicht existiert, überhaupt die erste bequeme Verbindung zwischen Westösterreich und dem Mittelmeere, zwischen Salzburg und Triest. Die Gegend, welche man auf der 77 Kilometer langen Tauernstrecke, an die sich dann die Karawankenbahn und die Wocheinerbahn angliedern, durchfliegen wird, gehört zu den schönsten der deutschen Alpen. Aber so reizend sich auch die Landschaft repräsentiert, so ruhig und unbelebt erscheint die Gegend, etwa die von Gastein ausgenommen.

Es ist das Bild aller Gebirgsgegenden, die weitab von modernen Verkehrsmitteln dürftig dastehen. Ihre Welt bedeuten die schneeschimmernden Hochalpen, die tiefen Waldthäler mit rauschenden Waldbächen, die Wasserfälle und die Sennhütten. Die Gasteiner Thalbewohner sind, zum Unterschiede von andern Gebirgsbewohnern, freundlich und entgegenkommend, der rohen Rauflust ganz abgeneigt. Es klingt aber wie ein Märchen, wenn man liest, daß Gastein einst ein reicher Handelsort gewesen, der seine Banquiers, seinen ausgebreiteten Handel mit Italien hatte, denn heute erinnert nichts mehr daran. Die primitiven, winzigen Goldwerke bei Böckstein und in der Rauris lassen wohl vermuten,


Eingang ins Anlaufthal.

daß einst viel Bergbau betrieben wurde, allein für einen Welthandel fehlen außer den Spuren einer über die Tauern führenden Römerstraße alle sonstigen Beweise im ganzen Thale.


Gastein, Ausblick von der Schreckbrücke.

Das so hohe, unwirtbare Alpenjoch zwischen Kärnten und Salzburg macht jeden größeren Verkehr unmöglich, und wenn etwa das Getreide von Oberkärnten in den Pinzgau oder Pongau zu bringen ist, dann bedarf es großer Umständlichkeiten und Anstrengungen, um den Tauernübergang zu erzwingen. Einige Vierlinge Korn (ein Vierling ungefähr ein Hektoliter) werden auf das Saumpferd gelegt und so die Tauern erklommen. Der Weg führt von Mallnitz durch einige Schluchten und Abgründe, und wehe, wenn plötzlich Nebel oder Gewitterstürme eintreten, das Lasttier verliert die Sicherheit und stürzt in den Abgrund. Im strengen Winter werden auf der Höhe die Tiere entlastet, die Getreidesäcke auf die mitgebrachten Baumäste gelegt und auf abschüssigem Boden losgelassen, worauf das Getreide blitzesschnell in die Tiefe rollt. Nun werden die Saumtiere mit einem Begleiter heimwärts geschickt, während die Bauern rittlings auf dem letzten Getreidesack in die Tiefe fahren. Von der Thalsohle bis Böckstein werden dann die Säcke geschleift oder gar getragen, eine harte Arbeit, wenn die grimmige Kälte des Winters von den Gletschern herabweht.

Bei Schwarzbach St. Veit, ungefähr 65 Kilometer südlich von Salzburg, nimmt die Tauernbahn ihren Anfang. In horizontaler Linie grenzt da auf eine Länge von 130 Kilometern die Kette der Hohen Tauern nach dem Norden ab, in welche sich herrliche Hochthäler einfügen. Aus allen diesen Thälern, wie Groß-, Arl-, Gasteiner-, Naßfelder-, Anlauf-,



Gasteiner Thal.

Rauriser-, Fuscher-, Kapruner-, Stubacher-, Felberthal und Krimmlerthal strömen schäumende Flüsse mit tosenden Wasserfällen. Das schönste dieser Hochthäler, das Gasteiner Thal, wurde zur Zufahrt zum Tauerndurchbruche gewählt. Bald hinter Loibhorn, bevor die Gasteiner Ache aus der Schlucht kommt, um mehr links in die Salzach zu münden, wird für die Erbauer der Tauernbahn der Kampf mit den Elementen angehen. Tunnels werden auf Tunnels folgen, und Brücken und Viadukte werden mithelfen müssen, um die Fahrt zu ermöglichen. Immer steiler, immer höher ragen die Felsen an beiden Seiten der Ache. Hoch oben erstreckt sich die nach Gastein führende Kunststraße, während tief unten die Bahn dem Klammpasse die Trace wird abringen müssen. Die Arbeit wird schwierig sein; die Felsen sowohl wie die Wasser werden dem Eindringling, der Schienenstraße, gewaltigen Widerstand leisten.

Diese Klammschlucht bildet den schönsten, imposantesten Teil des Gasteiner Bahnbettes, denn die großen Kaskaden in Lend und Gastein und der Bärenfall im Naßfeldthale sind ganz merkwürdige Naturerscheinungen. Da imponiert die tosende Wassermenge, in der Klamm aber der Aufbau der überhängenden Felsen, die voneinander nur durch die schäumende, schmale Silberflut der Ache getrennt sind.

Schon in drei Jahren wird die Lokomotive durch diese Klamm brausen und die Kranken von der wohl interessanten, aber immerhin mühsamen Wagenfahrt nach Bad Gastein befreien. Denn die Fahrt nach den Gasteiner Bädern ist heute eine Leistung. Man muß in der Regel in Lend übernachten und kann erst am nächsten Morgen die Wagenfahrt antreten. Selbst für den greisen Kaiser Wilhelm konnte es nicht bequemer eingerichtet werden. Auch er mußte wiederholt, wenn er nicht schon früher von Berlin aus die Fahrt unterbrochen hatte, in Lend im Eckzimmer des Gasthofes Straubinger übernachten und konnte erst nächsten Tag nach Bad Gastein weiterreisen.

Früher mochte es sehr schwierig gewesen sein, die Gasteiner Thermalquellen aufzusuchen. Die Römer hatten noch gute Gebirgsstraßen, als sie Noricum besaßen. Diese Straßen verfielen aber, und neue wurden nicht erbaut. Für Gastein wird die Tauernbahn große Vorteile bieten. In nicht geahnter Weise wird sich die Frequenz steigern, da es kein Tourist unterlassen dürfte, von der Hauptlinie Wörgl-Salzburg nach dem schönsten Alpenorte Oesterreichs einen Abstecher zu machen, der geringe Zeit und wenig Geld erfordert.

Der Bau einer Lokalbahn nach Gastein war schon längst projektiert und nur aufgeschoben, weil die Ausführung der Tauernbahn schon seit langem auf dem Programm stand, deren Glied eben die Gasteiner Strecke ist. Das Projekt der Tauernbahn rührt aus den achtziger Jahren her und wurde ursprünglich von der Südbahngesellschaft studiert. Die Regierung fand daher gutes Material vor. Die Baukosten der 77 Kilometer langen Strecke sind auf 56 Millionen Kronen, die Bauzeit für die ganze Tauernbahn auf 7½ Jahre veranschlagt.



Ankogel, vom Seebachthal.



Pass-Klamm.

Wer von München oder Salzburg nach Triest fahren wird, kann auf der Tauernroute die imposanteste Romantik unsrer Alpenwelt im Fluge kennen lernen. Von Gastein über Böckstein nach Mallnitz wird die Eisenbahnfahrt kaum mehr als eine Stunde erfordern. Früher hat die Fahrt zehnmal so lange gedauert, und selbst auf dem kürzesten Touristenwege durch das Naßfeld konnte der Weg Gastein-Mallnitz nicht rascher als auf den großen Umwegen mittels Eisenbahn und Wagen zurückgelegt werden. Immer im Hochthale ist der Tauernbahn der Weg zugewiesen, die Berge werden einfach durchbrochen, und wer die Höhen durchwandern und bewundern will, wird von den unten liegenden Stationen Böckstein und Mallnitz die Bergspitzen besteigen können.

Von Gastein weiter bleibt die tosende Ache stets Begleiterin der Eisenbahn, denn erst bei Böckstein lenkt die Bahn in das Anlaufthal ein, sofort in den großen Tauerntunnel eintretend. Dieser Bergdurchbruch ist der Clou des Tauernbahnbaues. Der Hauptstock der Tauern wird unter dem Gamskarl in einer Länge von 7470 Metern bis zu einer Seehöhe von 1225 Metern durchbrochen.

Wir nehmen vorher noch Abschied von Böckstein, dessen auf einem Hügel erbaute Rotundenkirche schon von weitem sichtbar ist, von dem grünsaftigen, wasserreichen Gasteiner Thale, von Wasserfällen und rauschenden Bächen, ja selbst vom Kronlande Salzburg und kriechen in die Finsternis des großen Tunnels, um in Kärnten, vor Mallnitz, einem andern Alpencharakter gegenüberzustehen. Von der ruhig friedlichen Fahrt, welche von Dorf Gastein bis Böckstein stattgefunden, tritt die Eisenbahn in den Kampf mit Felsen, Gräben und Sturzbächen ein und wird von Brücke zu Brücke, von Viadukten in Tunnels gejagt. Die Trace von Mallnitz bis Penk wird eine Musterausstellung von Kunstobjekten werden, so nahe gruppiert und so zahlreich werden auf kaum 20 Kilometer 18 Tunnels und 14 Viadukte folgen. Am Semmering weist die ganze Strecke Gloggnitz-Mürzzuschlag in der Länge von 55 Kilometern zusammen nicht so viele Tunnels auf wie die winzige Strecke Mallnitz-Penk.

Böckstein und Mallnitz werden die Eisenbahnstationen für die Tauerntouristen sein, beide werden so ziemlich gleichbedeutend, aber speziell für die höheren Tauernspitzen Mallnitz etwas geeigneter sein. Denn rechts und links von Mallnitz sind die hohen Spitzen der Tauern gelegen, die Auswahl ist groß, und die geringe Fährlichkeit der Bergsteigungen zu Hochtouren einladend.

Von Mallnitz wird der Ankogl leicht in sechs Stunden erstiegen. Und was ist der Ankogl gegen die vielen wallfahrtsmäßig bestiegenen Alpenspitzen, die zehn Stunden und noch mehr Fußwanderung erheischen? Der Ankogl beherrscht die nächstgelegenen Tauerngletscher im Westen, ferner alle östlich gelegenen Ausläufer der Tauern, das schöne Sembachthal bis zur Drau, die Julischen Alpen, endlich das herrlich gelegene Anlaufthal. Die große Tauernkette erhebt sich also zwischen Böckstein und Mallnitz über den Tunnel. Hohe, schwer ersteigbare Bergeshöhen werden durchfahren, von welchen die Gamskarlspitze die lohnendste sein soll. Ohne Steigeisen und Seil giebt's da kein Bergsteigen. Im Gasteiner Thale allein schimmern uns bei fünfzehn Gletscher entgegen, deren Höhe zwischen 2500 bis 3000 Meter schwankt. Der Ankogl — 3252 Meter hoch — galt lange Zeit für unersteiglich, bis ihn ein Böcksteiner Bauer erklomm. Bis zum Glockner, der weit westlich liegt, ist keine höhere Tauernspitze in der Nähe.

Mallnitz wird, wie gesagt, ein guter Mittel-



Groppenstein bei Obervellach.



Obervellach.

punkt für Hochtouren werden. Auch der Sonnblick, wo die höchstgelegene meteorologische Beobachtungsstation des Kontinents untergebracht ist, der Woigsten, die Niederen Tauern, die Hohen Tauern, der sehr lohnende Geiselkopf, die Gamskarlspitze und viele andre Höhen werden von da aus am bequemsten zu erreichen sein. Mit präziser Regelmäßigkeit gruppieren sich die Gletscher um den Tauernstock, von denen dann den grünen Hochthälern entlang nach Nord und Süd die Bergrücken auslaufen, die herrlichsten Kulissen im Panorama bildend.

Von Mallnitz wird die Bahn durch das Mallnitzthal und, bei Groppenstein einbiegend, durch das reiche Möllthal hinabführen, das wieder viele schöne Seitenthäler und herrliche Partien hat. Dort, wo sie ins Möllthal einbiegt, liegt die alte Burg Groppenstein, den Eingang des Mallnitzthales bewachend. Hoch oben auf einem Glimmerschieferfelsen thront diese Feste, deren Gründung im Dunkel liegt. Von den hohen Zinnen der Burg ist eine schöne Aussicht, aber noch prächtiger wird diese etwas nördlicher vom Schlosse. Da braust der Mallnitzbach in großen Abstürzen auf schwarzes Gestein herab, den sogenannten Zechnerfall bildend. Von hohen Alpen, von den südlichen Ausläufern der Tauern begrenzt, wird die Tauernbahn auf abschüssigen Pfaden in großen Kehrschleifen über Obervellach, Penk, Kolbnitz, Möllbrücken ins Trauthal führen, um sich der Pusterthalbahn bei Möllbrücken oder Spittal anzuschließen. So weit das Auge reicht, wird die Alpennatur wieder lieblicher, nicht mehr so ernst düster wie um die Hohen Tauern herum.

Wer noch weiterfahren wird gegen Villach und in die Wochein und, noch südlicher, den Isonzo entlang, der kann auf den neu zu erbauenden Alpenbahnen stets kontrastierende Bilder zu Gesicht bekommen, wie sie in solcher Gruppierung nur selten vorkommen.

Es bedurfte jahrzehntelangen Wartens, bis das Projekt des Tauernbahnbaues zur Verwirklichung gelangte. Dank der Energie des österreichischen Eisenbahnministers, Freiherrn von Wittek, erhalten nun die österreichischen Alpenländer die längst gewünschten Eisenbahnen, deren Bau unter der Leitung des Sektionschefs Wurmb nach allen Richtungen bereits in Angriff genommen wurde.

Unter all diesen Alpenbahnen wird die Tauernlinie die großartigste Alpenscenerie bieten. Das ist aber auch alles, was die Tauernbahn von der Gegend profitieren wird. Denn hier ist wenig Verkehr, und ein weit ausgedehntes Alpengebiet wird erst durch die Tauernbahn Kultur bekommen. Wenn nicht der große Transitverkehr zwischen Süddeutschland und Triest auch diese Bahn beleben würde, dann könnten kaum die Betriebsauslagen gedeckt, geschweige denn die Baukosten der Tauernstrecke verzinst werden.

Dr. Max Reinitz.



Phot. Elisabeth König, Halle a. S.

Das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. in Halle.

Das neue Kaiser Wilhelm-Denkmal in Halle an der Saale.

Die Stadt Halle a. d. S. rüstete sich, am 26. August zur Enthüllung des neuen Kaiser Wilhelm-Denkmals das deutsche Kaiserpaar in ihren Mauern zu begrüßen, doch wurde durch das Ableben der Kaiserin Friedrich dieser Plan vereitelt. Am genannten Tage wurde nun auf kaiserlichen Wunsch das Denkmal in aller Stille enthüllt. Auf hohem Sockel erhebt sich die Reiterstatue Kaiser Wilhelms I., zu beiden Seiten die Standbilder Bismarcks und Moltkes. Am Postament befindet sich eine allegorische Sandsteingruppe: zwei Rheintöchter überreichen Siegfried Krone und Reichsschwert. Das Denkmal selbst ist ein Werk des Professors Peter Breuer, den imposanten Architekturbau hat Professor Bruno Schmitz geschaffen.

Das Blinkfeuer von Brüsterort.

Von

Johannes Richard zur Megede.

(Schluß.)

XI.

Dühling schlief traumlos und lang.

Ein Junge mit einem Bleistiftbrief weckte ihn. Sie schrieb, daß er nicht kommen solle. Der verstauchte Knöchel sei geschwollen, und der Badearzt habe das bekannte, bedenkliche Gesicht gemacht und Bettruhe verordnet — eins, zwei, drei Tage.

„Der Mensch ist wahnsinnig! Drei Tage ruhig liegen wie eine schwer Kranke, jetzt, wo ich so gesund, ach, so gesund bin! Natürlich kann ich gehen, ich könnte fliegen ... Ich bin ja so glücklich! ... Ach Du lieber, lieber Georg ... Und zur Kokette bilde ich mich auch aus auf meine alten Tage. Ich habe nämlich dem jungen, harmlosen Menschen so verführerisch zugelächelt, daß er sich erweichen ließ. Also ein Tag! Das mußte ich allerdings fest versprechen. Und keine großen Spaziergänge mehr, höchstens ein dolce far niente im Zauberwald. Du wirst also Deine erwünschte Einsamkeit heute benutzen, uns einen verschwiegenen Platz zu suchen, wo ich Deine Hand halten kann, ohne neidische Blicke zu wecken, und Dich immer ansehen, ohne daß die Leute sagen könnten: ‚Wie glänzen doch auf einmal der Frau die ausdruckslosen Augen!' Ich küsse Dich, Georg, viele, viele Male."

Dühling las den Brief noch schlaftrunken. Aber er stand sofort auf. Er war ja wieder so jung, so jung! ... Den Kaffee trank er auf seinem Zimmer und schlich dann mit Diebesschritt durch den Korridor unten und hinaus.

Er wollte keine bekannten Gesichter sehen.

Ueber Nacht war der Herbst zurückgekommen. Der scharfe, kalte Wind zauste das Birkengestrüpp und bog die jungen Kiefern. Auf dem Strandweg wirbelten gelbe Blätter, Sandwolken stoben. Die Brandung grollte herauf in eigentümlich hellen, kurzen Schlägen. Der Kellner Karl kämpfte an den Gartentischen mit den bunten Decken, der Wind schlug ihm eine ums Ohr und verhüllte ihn phantastisch.

Dühling ging sofort in den Wald hinein. Die Luft war hier so kühl, so jung, das Heidekraut flüsterte, die Stämme klagten. Am Himmel jagten die scharf umrissenen Herbstwolken. Der Zauberwald war heute leer. Niemand hätte sie beide gestört. Aber Dühling suchte doch liebevoll-gewissenhaft nach einem einsamen Platz. Am Dünenhang fand er ihn endlich, zwischen wogendem Gebüsch hinter einer Wacholderinsel. Er setzte sich hin. Unten zwischen dem gepeitschten, klagenden Grün rollten die schmutzigbraunen Wogenberge mit zerrissenen Schaumkämmen und schrieen in unverständlicher Wut.

Heute fühlte sich Dühling zum erstenmal seit Jahren wieder Mann und frei. Er blickte in seine Zukunft. Und sie strahlte in einer gesunden, ruhigen Helle. Das thatenlose Hindämmern von einst wurde ihm leid. Er sehnte sich auf einmal nach Arbeit, Beruf, nach einem Ziel ... ‚Wenn er wieder aktiv geworden wäre?' Leute mit seiner Konduite nimmt man gern zurück. Aber das ging doch nicht. Mit der geschiedenen Frau eines Kameraden, — das Wispern hört ja nie auf. Und dann ... In diesem Rock hatte er seinen schwersten Traum geträumt, war schlapp geworden, ein Träumer, fast ein Weib. Das Kleid wieder anziehen, das ihn wie ein Nessushemd gebrannt? Um Gottes willen nicht! Das hieße ein neues Leben leichtfertig in ein altes Bett zurückleiten. Jede Welle flüstert da Erinnerung, jeder Baum des Ufers, jeder Grashalm ... Dühling sah nachdenklich auf den Sand, auf dem er saß; jene zahllosen, winzigen Wellen, die im Wind sich hoben, im Winde wandern, jene heimlich rieselnde Flut von Atomen, — ein Spiel der Natur und ein Spiegel des Lebens. Sind wir nicht alle das willenlose Sandkorn, das der Wind hebt, der Wind begräbt? Jeder denkt so einmal, in der Wüste, am Meer. Die unverstandene Weite, die starre Unendlichkeit rings und alles Menschliche schrumpft zu einem Sandkorn zusammen ... Heute kam dieser Vergleich Dühling nur flüchtig. Er dachte gleich wieder vernünftig, daß man etwas thun müsse hier, daß das Leben dem Leben gehört, die That der That. Er ging alle die Berufe durch, die dem Manne auf der Höhe der Kraft noch offen stehen. Er dachte hin und her. Aber erst, als er zufällig einmal zurückblickte, wo hinter der dunklen Wacholderinsel die gelbe, tote Stoppel sich im scharfen Herbstlicht dehnte, kam ihm das Selbstverständliche. Landwirt! Das lag ja so nahe. Den alten Heimatboden furchen, ihn pflegen, hätscheln, bis das goldene Halmenmeer entsprießt, im ernsten Kampf mit tückischen Naturgewalten wieder Mann werden, Herr, fest wachsend an der lieben Scholle, kein Fremder hier mehr, sondern ein Freund. Und wenn er früher immer die Heimat nur in dem sanften Grau des Alters, der Einsamkeit gesehen, malte sie sich ihm heute jung, kraftvoll, sie zog ihn wie Leben zum Leben.

Am Mittag war Dühling schweigsam, sah kaum auf. Er hatte gar keine Lust, zu erzählen, wie voll ihm das Herz. Die Frau des Hauses



Georges Haquette

Rückkehr vom Fischfang.


LIBRARY

fragte, ob er sich nicht wohl fühle — man servierte gerade sein Leibgericht — und er aß davon fast nichts. Er gab nur eine ausweichende Antwort, weil er nicht lügen wollte; und den Mangel an Appetit mit dem köstlichen Rieseln der Gesundheit zu erklären, dem wohligen Gefühl, endlich wieder den festen Grund unter dem Fuß zu spüren, — welche Thorheit!

Am Abend schlich er noch einmal in die Nähe der abgelegenen Villa und sah das Licht in ihrem Zimmer froh und friedlich leuchten.

Den Morgen war er schon früh auf. Der Wind blies schärfer. Dühling sah von seinem Fenster über dem vielfarbigen, rauschenden Blättermeer hinweg die See schimmern, graugrün, mit zahllosen weißen Tupfen wie schwimmende Möwen und darüber hinzuckend grelle, scharfe Reflexe, die kalt blitzenden Lichtpfade der aufgewühlten Flut. Er eilte sich bei der Toilette. Er wollte rasch unten seinen Kaffee trinken, weil er sich nach dem starken, kühlen Wind da draußen sehnte und nach ihr.

Auf der Treppe begegnete ihm die Dame des Hauses. Sie rief ihm gleich verständnisvoll lächelnd zu: „Frau von Westrem ist auch da!... Sie hat übrigens Unglück gehabt und sich den Fuß verstaucht. Sie geht noch recht unsicher ... Aber wie die junge Frau heute aussieht, wirklich zum Verlieben! In den acht Tagen, wo ich sie nicht gesehen habe, ist eine Aenderung vorgegangen! Früher hatte sie doch so etwas matte, cachierte Augen. Und jetzt? — So ein klarer, leuchtender Blick! Es ist uns allen aufgefallen ... Ihre hübsche Freundin ist auch da, Herr Rittmeister, und hat schon nach Ihnen gefragt ... Wer einmal hier war, den zieht's immer wieder her. Die Herrschaften sitzen in der Veranda."

Dühling schlenderte gemächlich durchs Eßzimmer. Der Frühstückstisch wurde dort bereits gedeckt, — die appetitlichen Flundern, der Fleischsalat, inmitten einer verschwenderischen Fülle von lockend marmorierter Wurst und stumpfweißen Eiern. Die Gesellschaftsdame, deren unentwegte Liebenswürdigkeit gegenüber tausend berechtigten und unberechtigten Wünschen Dühling immer bewundert hatte, ordnete die Schüsseln. Auch sie lächelte wissend und hob geheimnisvoll den Finger: „Frau Baronin ist da — und so reizend und liebenswürdig!"

Dühling blieb stehen und sagte etwas geringschätzig: „Ich dachte, sie wäre schon weg. Na, um so besser!"

„Ach, Herr Rittmeister, thun Sie nur nicht so!"

Dühling drohte freundlich: „Und der Doktor juris," — er hätte beinahe gesagt der Gnom, — „gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein!"

Das nicht mehr junge, aber noch immer recht hübsche Mädchen, errötete darauf, und die Augen funkelten feindlich, aber im Herzen that ihr die Anspielung auf den etwas faden Kurmacher doch wohl.

Dühling trat in die Veranda. Esther saß, ihm den Rücken zugekehrt, doch die hübsche Enthusiastin nickte freundlich grüßend. Frau von Westrem that, als wenn sie das nicht bemerke, und sprach ruhig weiter: „Liebe Melitta, ich finde den Herbst an der Küste weder grau noch kalt, sondern wunderschön." Aber sie fühlte doch seine Nähe. Der schlanke Nacken beugte sich tiefer, die weiße Haut zuckte.

„Also Parole: Wunderschön!" sagte Dühling plötzlich, das letzte Wort wiederholend, mit der billigen Ironie des Gesellschaftsmenschen. Nach einer halben Höflichkeitsverbeugung gegen die Fremden am Tisch, drückte er den beiden Damen die Hand, der Geliebten mit dem verstohlenen Freimaurerdruck des Glückes, über den sie mit einem Lächeln quittiert. „Ja, der Herbst ist wirklich wunderschön!"

Das junge Mädchen war heute etwas geknickt. Der heiße Sommer in der Stadt, eine schlimme Erfahrung? „Frau von Westrem predigt mir seit einer halben Stunde Lebensfreude. Aber wenn man sie nun nicht hat ..."

„Wer sie ehrlich sucht, liebe Melitta, der wird sie schon finden."

„Ach, gnädige Frau," opponierte die andre pessimistisch, „das können Sie wohl sagen! Wem der Strand so gut bekommen ist wie Ihnen augenscheinlich! ... Ich komme mir überflüssig vor. Der Herbst hier sagt mir dasselbe. Ich werde doch noch Gouvernante oder lerne Schreibmaschine ... Nein, Gouvernante allerdings, — ewig würdig und geheimnisvoll, nein! ... Jedenfalls aber werde ich etwas thun. Die faden Gesellschaften haben gar keinen Sinn," schloß sie trotzig.

Frau von Westrem zog das Mädchen freundlich zu sich herüber und flüsterte der Unzufriedenen ins Ohr: „Feuer gefangen? ... Aber Sie sind ja noch so jung! Und die kleine Enttäuschung bewahrt sie vielleicht vor der großen ... Jedoch was es auch sei, vergessen Sie das nie: Wollen, nur Wollen! Das Glück folgt nur dem, der es zwingt ... Ich weiß das aus meinem Leben auch."

Das Mädchen blickte darauf etwas unsicher erst auf die Frau, dann auf den Mann. Dem halben Backfisch dämmerte die Ahnung eines großen, sündigen Glückes. Doch sie schüttelte abwehrend den Kopf. So weit war sie noch nicht! Und sie rückte instinktiv von der Frau zurück. Die gleichgültige Sicherheit, mit der Frau von Westrem sich jetzt an Dühling wandte, machte sie wieder wankend: „Ich habe nämlich den Brief bekommen; Sie wissen ja, ich sprach Ihnen davon und habe ihn wieder und immer wieder gelesen. Es stand alles drin, was ich wollte, alles."

Dühling nickte nur höflich und strich sich den Schnurrbart.

„Von Ihrem Herrn Gemahl?" fragte das junge Mädchen.

„Von wem sonst, liebe Melitta?"

Da beruhigten sich die Zweifel.

Die beiden blieben noch eine Weile sitzen in dem liebenswürdig gleichgültigen Gespräch oberflächlich Bekannter. Alle Fremden am Tisch waren gut orientiert und fühlten sich darum enttäuscht. Sie waren erst in den letzten Tagen gekommen, dem Seegang zuliebe, dem Herbststurm. Ein liebenswürdiges Ehepaar aus Königsberg, das seine große Dogge rührend verwöhnte. Eine Familie mit Töchtern: er ein alter, freundlicher Graukopf, mehr Vater als Gatte, sie noch immer hübsch, ein etwas massives Gesicht, weiß und klar vom konsequenten Seifegebrauch. Sie hatte die harten Augen und das straff gescheitelte Haar einer gesunden Egoistin und Mutter. Die Töchter: beautés de diable. Die Aeltere blaßblond mit leeren, fragenden Augen, durch einen Baronvetter zu bürgerlichem blasé angekränkelt. Die Jüngere schlank, schwarz, eine eigensinnige Mulattenstirn über zwei schönen Augen. Sie wußten augenscheinlich, daß sie Geld hatten und die Wahl. Sie saßen über Bücher gebeugt. Sie sahen nicht auf, aber sie hörten alles. Jedoch zwei Schauspieler, die so lange in der großen Welt gelebt wie Dühling und die Frau verrieten sich heute am wenigsten. Sie hatten die Maske aufgesetzt, und sie stand ihnen zu Gesicht. Es war ihnen eine heimliche, sündige Wonne, kalt zu scheinen, wo sie glühten. Kein Wort, kein Blick, die verraten konnten, nur zuweilen das feine Lächeln, das verstohlene Blinken. Es ist so schön, inmitten Neugieriger zu lächeln, zu lügen und dabei eigentlich nichts zu fühlen als das Rieseln des Glückes, das Prickeln des Fiebers, das heiß von dem Kleidersaum der Frau zu dem Mann hinüberzuckt.

Als Dühling die zweite Tasse Kaffee ausgetrunken, wandte er sich an seine junge Freundin und fragte en passant: „Gehen Sie jetzt mit an den Strand?“

Das Mädchen sagte nein. Es war nicht Mißtrauen, es war die Stimmung, die lieber allein auf die See schaut.

„Und Sie, gnädige Frau?“ fragte er höflich. „Natürlich ein Korb!“

Aber Frau von Westrem lachte harmlos. „O nein, im Gegenteil, ich würde Sie sonst aufgefordert haben. Und wenn man so lange beisammen war und sich wahrscheinlich so bald trennt!“

Dühling ging, Mäntel und Plaids zu holen. Als er zurückkam, verstummte jäh eine flüsternde Unterhaltung, und die Gesellschaftsdame, die jetzt an seinem Platz saß, lächelte ihm besonders liebenswürdig zu. Doch seine hübsche Nachbarin grüßte ihn nur steif zum Abschied. Draußen am Gartenthor erwartete ihn Esther. Das geflüsterte, heiße: „Wie geht's dir, Georg?“

„Wie immer, wenn du bei mir bist, Schatz. Aber dir?“

„O, ich kann fliegen!“ Aber sie ging doch nur mühsam, er fühlte den Zwang. Und sie schien ihm reizender, weil sie schwach war. Auf dem Strandwege kein Mensch, nur geknickte Zweige, wirbelnde Blätter. Hüben und drüben der wild jauchzende Herbst.

„Die mögen jetzt nett über uns klatschen!“

„Mögen sie, Georg! Ich habe nun gerade genug an dem Versteckenspielen. Erst empfand ich den verbotenen Reiz auch. Dann aber kam ich mir ärmlich vor, so arm wie die andern, und ich bin doch reich!“

„Ich habe dich nie so lieb gehabt, Esther, als in der halben Stunde, wo ich's mir nicht merken lassen durfte.“

„Ihr Männer liebt doch das Heimliche mehr als wir ... Ich ginge jetzt am liebsten zurück und sagte den Leuten laut: ‚Meine Herrschaften, Sie haben ganz recht, ich sündigte schon lange, nur mit dem einen Unterschiede, daß Sie es sämtlich aus Vergnügen thun würden, während ich es thun mußte aus einem unentrinnbaren Trieb.‘ Sie würden mich allerdings nicht verstehen. Ehebruch ist ihnen Ehebruch. Nur um das junge Mädel thut's mir leid. Sie ist ein glaubensfrohes, liebes Ding und gerade jetzt vielleicht krank an der ersten unverstandenen Regung des Herzens. Sie sah in mich immer wie in einen goldnen Spiegel. Nun werden sie ihr alles erzählen, was wahr, was wahr sein könnte und was nicht wahr. Sie wird mich natürlich verteidigen und glaubt's natürlich doch. Sie wird sich schließlich einbilden, daß Jugend, Eleganz, Reichtum für eine Frau weiter nichts bedeuten als ein bequemeres Kostüm für die Hölle. Und wenn der Mädchenargwohn vorhin in meinen Augen recht gelesen hat, ist diese Hölle voll heißer, sündiger Freuden. Was bei mir alles vorherging, ahnt sie's? Sie begreift's vielleicht nie ... Sie hätte heute nicht kommen sollen! Junge, enthusiastische Menschen verdirbt man so leicht. Das möchte ich nicht.“ Sie war stehen geblieben und sog gierig die reine, schöne Luft ein.

„Siehst du, Esther, das ist der Herbst, die unerbittliche Frische und Klarheit, die auch der Natur die bunten Fetzen wegreißt. Jetzt, wo ich draußen bin, habe ich dasselbe Gefühl wie du. Die kleinen Sünden gedeihen doch am besten im Haus, im engen Raum. Sie sind häßlich ... Und ich freue mich doch, daß wir so gleich fühlen.“

Sie lächelte. „Gleich fühlen? Wenn ich das nicht so genau gewußt hätte, fast instinktiv, ich hätte dich nie geliebt! Es ist doch nicht die Larve irgend welcher Art, es ist der gleiche Mensch, den man liebt!“

Sie bogen in einen Seitenpfad. Als sie in dem Buschwald sich sicher und allein fühlten, legte er den Arm um ihre Taille. Sie ließ es gern geschehen. „Gehst du so besser, Esther?“

„Ich bild's mir wenigstens ein.“

„Sieh mich doch an!“ Sie that's. „Du hast auf einmal ganz blasse Augen ... Du zitterst? ... Thu' ich dir weh?“

„Ach, sie werden schon wieder leuchten! ... Weißt du, deine körperliche Nähe ist für mich

Fieber, Rausch. Ich gehöre mir nicht mehr selbst . . . Ich habe das Schreckliche empfunden damals, als ich mit dir tanzte. Ich hätte dich wegstoßen mögen. Es war so ein dummes Gefühl . . ."

Sie gingen schweigend auf heimlichen Wegen bis zu ihrem Platz. Er breitete seine Reisedecke auf den Sand. Sie ließ sich sofort hingleiten. Aber als er die Liegende umarmen wollte, wehrte sie ab, mit toten Augen, der Atem schwer. „Hast du solche Angst vor mir, Esther?"

Sie schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. Und langsam legte sie dann den zitternden Arm um seinen Nacken und zog den Mann an sich. Und als die Lippen sich berührten — sie hatte im letzten Moment die Augen geschlossen —, zuckte sie zusammen und umschlang ihn und drückte ihn an sich mit einer unverständlichen Kraft. Er, gefangen von der Macht des Gefühls, hingerissen von der unbesieglichen Jugend, murmelte, selbst atemlos: „Womit habe ich so viel Liebe verdient? Mädchen, was bist du jung!"

Die schmalen, dürstenden Lippen lächelten. Und den heißen Hauch an seiner Wange, flüsterte sie leidenschaftlich: „Mädchen! Ja, ja . . . Ich bin's beinah'. Seit dem Tage, wo ich abgerechnet mit ihm, hat er mich nicht mehr anrühren dürfen. Ich liebte dich. Ob's kam oder nicht, ich wollte nichts mehr verschwenden, alles aufsparen für dich, was ich an Jugend, Kraft und Gefühl noch besaß. Der Mann, der mich einmal umarmte, sollte nie ahnen, daß mich schon ein andrer Mann umarmt . . . Und dann, was ich neulich sagte von Kindern. Es ist nicht wahr! . . . Sich lieben und keine Kinder haben wollen, wie scheußlich! . . . Aber nicht von ihm, nicht von ihm! . . . Ich hätte sie nie lieben können. Ich hätte immer in ihnen den Vater gesehen. Und wenn sie gewesen wären wie ich, so wären sie unglückselig gewesen, sie hätten ihren eignen Vater hassen müssen . . ."

Sie ließ seinen Hals los und sank zurück. Er beugte sich über sie und bedeckte sie mit Küssen, die Hände, das Kleid . . . Unten tobte die See und warf ihre schmutzigen Wellenberge weiß gischtend mit dumpfem Wutgeheul auf den Strand und riß sie wieder zischend zurück, daß der aufgewühlte Sand in seltsamen Wellen das Ufer bedeckte.

Esther von Westrem richtete sich auf: „Genug! Wir müssen vernünftig sein."

Doch er fühlte erwachend die nüchterne Wahrheit, die jedem Rausch folgt. „Ja, vernünftig! So sagen wir immer, wenn wir mit den Gefühlen zu Ende sind."

„Der Rausch kann doch nicht ewig dauern! Vielleicht würdest du auch seiner eher überdrüssig als ich . . . Meine Liebe bleibt." Sie strich ihm über die Stirne, weich, mütterlich, wie es nur Frauen verstehen. „Ich denke, es muß mit unsrer Liebe sein wie mit dem Blinkfeuer. Einmal leuchtet's, einmal glimmt's, aber es erlischt erst mit uns selbst."

„Du liebe Esther!"

Sie lächelten sich zu und drückten sich die Hand. Dann blickten sie stumm aufs Meer. Jetzt auf einmal hörten sie das mächtige Tosen, spürten den Sturm, der die Büsche bog. Die Frau nestelte ein dünnes Paket aus der Tasche. Briefe! Sie hielt sie ihm hin.

Dühling erkannte sofort die sorglos eitlen Schriftzüge des schönen Westrem, die großen Striche und die weichen Bogen. „Soll ich wirklich lesen?"

„Du mußt. Ich habe keine Geheimnisse vor dir, ich will keine vor dir haben. Und ich möchte dir vor allem zeigen, daß ich ehrlich auch ihm gegenüber gewesen bin. Die Trennung kann ihm nicht unerwartet kommen. Es geht zwar stufenweise, aber das Ende ist ganz klar."

Dühling las. Der ganze glücklich selbstbewußte beau trat ihm hier entgegen — der Mann, der die kälter und kälter werdenden Briefe der Frau nicht verstand, weil er sich keiner Schuld bewußt war, weil er sie auf seine Weise liebte. Und daß eine dem schönen Westrem davonlaufen könne? Dann mußte sie notwendig krank sein! Und doch that Dühling dieser Blinde leid mit seinem eitlen Nichtverstehen, den thörichten Bitten, sie möge doch nach Berlin kommen oder er zu ihr, sich aussprechen, er erwarte nur ihre Befehle, und dann für die kranken Nerven etwas Ernstliches thun. Der letzte Brief freilich — er mußte die Antwort auf etwas eisig Bestimmtes sein — war gedrückt, feige, neben der Angst vor dem Skandal auch ein ratloses, thörichtes Flehen.

Dühling gab die Briefe zurück.

„Er thut dir leid, Georg?"

„Ja."

„Mir nicht. Reue und Mitleid — da sind die harten Grenzen meiner Natur. Ich reiße mich schwer los. Doch ist's einmal geschehen, dann bin ich auch fertig mit den Menschen und den Dingen. Frauen wie ich, die einen einzigen leidenschaftlich lieben, sind immer im gewissen Sinne herzenskalt. Gönne du ihm auch nicht mehr, als er verdient! Er ist viel zu eitel, um wirklich unglücklich sein zu können. Er findet sicher und bald eine andre, die besser zu ihm paßt. Zu ihm passen ja so viele!"

Dühling antwortete zögernd: „Du hast recht. Es ist wohl der Kamerad, den man nicht gern betrügt; es ist auch das Wehrlose. Ich hab's ihm gegenüber so leicht gehabt! . . . Ach, Esther, du giebst in allem so ganz, daß es mich fast verwirrt . . . Verdiene ich dich auch wirklich?"

Sie lächelte ungläubig. „Du giebst doch, was du hast!"

„Gewiß, Esther. Aber ist's auch genug? Ich fühle deinen Zauber immer, aber . . ."

Sie hielt ihm scherzend den Mund zu. „Nicht weiter! . . . Georg, du giebst mir ja so viel — du weißt's nur nicht."

Er faßte die schmale, energische Hand und küßte sie viele Male. Und sie lächelte glücklich, und er lächelte wieder.

Durch das Sturmeswehen klangen Stimmen. Die beiden standen hastig auf. Er nahm das Plaid, sie strich sich das Kleid zurecht. Es waren Passanten, Mädchen in Strandhüten, die der See zujauchzten und mit dem Winde liefen. Aber die Liebenden fühlten sich doch geniert. Sie versuchten jetzt wie zwei vernünftige Leute spazieren zu gehen. Auf der Strandhöhe entlang, wo an lichten Stellen das graugrüne Gras in langen Wellen wogte und der Wind die Gehenden fast von der Düne wehte, zu den tiefen Kesseln, die überall in die Küste eingesprengt sind, buschbewachsen, malerisch, die jähen Sandhügel nachrieselnd, unter seltsam geformte Kegel wie Riesenspielzeug. Sie gingen langsam auf und ab, besprachen die Zukunft, die häßliche Scheidung, das Jahr des Wartens danach. O, es hatte noch lange Wege bis zum ganzen Glück! Esther war ganz wohlgemut. Die Zeit fliegt ja. Und auch, wenn man sich anstandshalber nicht sieht, die zärtlichen Briefe, das tägliche Zusammensein im Geiste.

„Und dir muß es doch viel schwerer werden, Esther! Ich habe meinen neuen Beruf, ich muß mich einarbeiten. Du bleibst allein mit deinen Gedanken."

„Sorg dich nicht um mich!" antwortete sie froh. „Ich könnte für dich in die Wüste gehen, ich könnte für dich geliebte Kinder opfern. Medea! ... Ich wär's im stande ... Ich könnte auch betteln für dich. Und das muß doch so schwer sein!"

Er mußte sie immer ansehen. Sie schien ihm die verkörperte That, die verkörperte Jugend. Keine Reue, kein Mitleid! ... Dann dachte er auch vernünftig an die großen Sorgen, an die vielen Unannehmlichkeiten, die scharfen Dornen und spitzen Steine auf jedem ungewöhnlichen Lebenswege. „Ich wollte, Esther, wir heirateten morgen! ... Möchtest du das nicht auch?"

Sie sah ihn hell an. „Wärst du dann glücklicher? Wo wir lieben, opfern wir uns gern. Ich brauche keinen Priester, keine Sanktion. Protestantin müßte ich ja so wie so werden ... Gut, entflieh mit mir auf der Stelle!"

„Ich nehme dich beim Wort, Esther!" antwortete er rasch.

Darauf schüttelte sie den Kopf. „Nein, lieber doch nicht! Lieber ehrlich warten! ... Kein Schmutz, wo er nicht unbedingt nötig ist. Er bleibt. Ich möchte ihn dir und unsern Kindern ersparen ... Du verstehst? Es ist nicht für mich. Ich bin nicht feige. Es ist nur, weil ich dich liebe." Wieder der warme, tiefe Ton, die schönen Gedanken einer schwachen und doch starken Frau.

Er war stehen geblieben. „Weißt du, was ich im Augenblick möchte?"

„Was?"

„Ich möchte hier vor dir niederknieen und deinen Fuß küssen. Denn die Heilige bist du!"

Am Kesselrande drüben winkten Taschentücher. Es war die Pension. Das junge Mädchen stand abseits und sah auf die See.

„Siehst du, wie das Gift schon wirkt, Georg?"

„Es scheint."

„Wir könnten hinüber zu ihnen gehen. Es sieht besser aus. Aber mir ist's nur wegen des Mädchens."

Sie winkten zurück, die andern kamen ihnen entgegen. Unterwegs berieten sie noch hastig.

„Hast du ihm schon geschrieben, Esther?"

„Ja, gestern, vom Bett aus."

„Und welche Rolle spiel' ich dabei?"

„Vorläufig gar keine. Auf dich käme er auch nie. Man könnte ihm alles mit Daten belegen, und er würde nur lächeln. Er ist ja in der That so viel hübscher als du und hat noch kein einziges graues Haar. Bei ihm kann's eben nur der Leutnant sein ... Du bleibst ein Schemen bis zu unserm Hochzeitstag. Und dann wird er sich wohl längst mit einer andern getröstet haben."

„Es ist mir auch lieber so."

„Uebrigens, Georg, zu Hause liegt vielleicht schon das Telegramm. Ich habe ihn um eine Zusammenkunft ersucht, in Königsberg oder Berlin, in einem Hotel natürlich, nicht in seiner Wohnung."

„Arme Esther, was wird das schwer für dich sein!"

„Aber es muß sein! Und was sein muß, thu ich gern bald."

Im Schwarm mit den andern trotteten sie dann heim. Dühlings Freundin fehlte. Ganz unten am Strandweg passierten eben zwei Herren, der eine groß und blond.

„Ihr Herr Gemahl, Frau Baronin!" rief eine vielleicht mit Absicht kurzsichtige Dame.

Dühling preßte die Zähne etwas zusammen und sagte nichts. Esther aber lächelte unbefangen. „Das wäre allerdings eine Ueberraschung!"

Der Alarm erwies sich zum großen Bedauern aller Unbeteiligten als blind. Während die Pension über merkwürdige Aehnlichkeiten debattierte, blieben die beiden wie aus Zufall etwas zurück.

„Wenn er es nun gewesen wäre, Esther?"

„Dann wäre er es eben gewesen!"

„Und wenn er alles gewußt hätte?"

Sie lächelte kalt. „Eine echte Frau hat immer Waffen. Weißt du, in jeder Ehe giebt's irgend einen dunklen Punkt. Und wenn man rücksichtslos oder zur rechten Zeit an den tippt, kann der Mann weiter nichts thun, als schweigen und gehen. Freiwillig gebrauche ich so häßliche Waffen nie, aber ich hätte sie gebraucht! ... Jetzt thut's mir fast leid, daß er's nicht war."

Der Sturm wehte mit unverminderter Kraft. Doch den beiden waren es Tage voll Frieden und Glück. Esthers Fuß wollte noch nicht zu weiten Spaziergängen taugen, sie trieben sich also in Strandnähe herum, wo genug Ruhebänke waren. Der Herbst zeigte noch einmal seine ganze wilde Schönheit. Die kahle, weite, gelbe Ebene mit starren Wäldern, jagenden Wolken. Darüber eine blutige Sonne, die Schatten scharf

und grell, das Licht erbarmungslos klar. Nichts mehr von der milden Dämmerung des Sommers, den weichen Schatten! Jeder Baum, jedes Haus erschien wie ausgeschnitten, umheult vom Sturm, der die Stoppel fegte, die Stämme bog. Und die See. Bis zum fernen Horizont das rastlose Auf und Nieder der weißen Wellenkämme in einer lehmigen, kochenden Flut. Die ganze geschwungene Küste, von Rantum bis Brüsterort, ein weißer, breiter, zuckender Brandungsgürtel, der den Sand aufwühlte, Tangmassen ans Ufer schleuderte, wieder fortriß und schwarzes Holz bald friedlich auf langen, braunen Wogenbergen schaukelte, bald im weißen Sturz zur brodelnden Tiefe zog. Der arme, weiße, tote Strand duldete stumm, was ihm die übermütige Siegerin aufbürdete und gleich wieder nahm — Tang, Holz, Sandberge. Das ganze Ufer glich einem Chaos, so willkürlich waren die Trümmer geschichtet. In ausgerissenen Betten rieselten die Brandungswasser wieder murmelnd zurück. Es war, als wenn die See mit hohlem Geheul die Wehrlose noch verspottete! Und an dem Dünenhange klammerte sich angstvoll das struppige Gras, die Büsche auf der Höhe drückten sich furchtsam, der Hochwald stämmte sich trotzig, seine Vorhut sank schon klagend zur Tiefe.

Die beiden saßen auf einem Dünenvorsprung. Sie freuten sich der wilden Zerstörung, des mächtigen Lebens. Solch Bild giebt Kraft ... Was der Ort noch an Badegästen hatte, war unten am Strand, — wehende Kleider, in die Stirn gedrückte Hüte, vom Sturm ersticktes Jauchzen, wenn eine Welle jäh aufs Land schlug. Und eine schielende Sonne lag tückisch über dem Meer, zog die Linien schärfer. Vorn der breite, weiße Brandungsgürtel, dann stumpfes Braun, dann helles Grün, bis sich weiter hinaus Gischt und Wogen zu einem trüben, öligen Grau mengten, in dem der Wellensturz auf und nieder zuckte, während winzige, hüpfende Punkte den äußersten Horizont säumten. Was hier machtvolle Zerstörung, schien dort frohes Spiel.

Die beiden schauten schweigend und unverwandt.

Zwischen den Wacholderbüschchen tauchte eine Postmütze auf. Ein Telegramm. Sie riß es sofort auf, während er den Mann bezahlte. Dann gab sie's ihm.

„Brief erst heute erhalten, weil drei Tage in Graditz dienstlich abwesend. Morgen den ganzen Tag im Savoy-Hotel."

„Du fährst heute?"

„Ja. Mit dem Nachtcourier."

Er ging unruhig auf und ab. „Du glaubst gar nicht, Esther, was ich dich die drei Tage vermissen werde."

Sie trat zu ihm und drückte seine Hand. „Du lieber Georg!"

„Es trifft sich auch sonst dumm ... Wenn du doch erst wieder da wärst!"

„Das heißt?"

„Daß ich an sie sofort geschrieben habe, wie es meine Pflicht war. Heute oder morgen kann die Antwort da sein. Es wird nicht viel drin stehen, sie ist auch keine Natur, die sich ausgiebt. Aber ich möchte den Brief doch am liebsten an deiner Seite lesen."

„Also ich bleibe," sagte sie kurz.

Er ging auf und ab, sah auf die See ... „Nein, du reisest unbedingt," sagte er endlich. „Es sind Nerven, weiter nichts ... Bist du mir etwa böse, Esther?"

„Wie sollt' ich! Du willst sie eben nicht verlassen, wie sie dich verließ ..."

„Sie verließ mich nicht!"

„Sie verließ dich doch!"

„Was weißt du, Esther?"

„Nichts, was du nicht auch wissen könntest!"

Er machte mit der Hand eine unentschlossene Bewegung. Dann sagte er mit müdem Ernst: „Soll sie auch in unserm neuen Leben der dunkle Punkt sein? Ich habe sie heiß geliebt, dich liebe ich jetzt. Aber ich kann drei Jahre meines Lebens nicht ungeschehen machen. Das will ich nicht und das darf ich nicht! Und wenn morgen so ein fader Glückwunsch so recht aus Herzensgrunde käme, dann ginge etwas in mir kaput."

„Du würdest auch darüber wegkommen müssen, Georg."

„Ich würde nicht darüber wegkommen!" sagte er heftig.

„Dann bitte Gott, daß sie dir nie mehr schreiben möge."

„Du hast etwas gegen sie, Esther ... Es ist, weiß Gott, nicht nur die Frau, es ist der Glaube, die Idee, an der ich nicht irre werden möchte!"

„Lieber Georg, ich habe nichts gegen die Frau, als was ich naturgemäß gegen eine Frau haben muß, die derselbe Mann geliebt hat, der mich jetzt liebt ... Ich verstehe nur ihr Pflichtgefühl nicht ... Aber jedem sagt's ja was andres ... Und sie wird dich wohl auf ihre Weise herzlich gern gehabt haben."

„Wann reisest du?"

„Der Zug geht um sechs ... Also ich soll?"

„Du mußt!" Mit etwas gezwungener Fröhlichkeit fügte er hinzu: „Es ist wieder mal ein letzter Tag. Es waren eigentlich alles letzte Tage, solange wir hier sind, — ein Wort, und sie wären es gewesen, und sie waren es schließlich doch nicht ... Von heute wenigstens wissen wir genau, daß es unser letzter Tag nicht sein kann."

„Und wenn er's doch wäre?"

„Du solltest nicht spotten, Esther! Uebrigens, hast du viel zu packen?"

„Fünf Minuten. Ich nehme nichts mit als ein Plaid und eine Handtasche."

Er sah nach der See ... Also noch zwei Stunden für uns ... Und nun schleppe ich dich zum Abschied auf all den lieben Plätzen herum, wo wir in den letzten Tagen gesessen haben und wo wir so glücklich gewesen sind." Er streichelte ihr zärtlich die Hand.

„Ach ja, so glücklich!“ wiederholte sie.

„Und nun mußt du mir auch noch erzählen, wie's eigentlich kam, Esther!“

„Fang du an, Georg!“

„Ja, weißt du, Esther ... Es kam so langsam und kam doch plötzlich. Zuletzt war es ein Strom, der viel stärker war als ich ... Aber sag, Schatz, was liebst du an mir? Warum liebst du mich überhaupt?“

Sie lächelte. „Das ist doch so einfach, Georg; du hast mich die Liebe gelehrt. Darin liegt alles ... Ich könnte dir beim besten Willen nicht sagen, was ich an dir besonders liebe oder was ich nicht mag. Ich liebe dich eben, ich habe dich wahrscheinlich immer geliebt, schon lange, ehe ich dich kannte. Das ist ein Mysterium. Der Strom ist plötzlich da und überflutet uns ... Warum mußte gerade in dem Moment der Schleier von meinen Augen fallen, wo du einer andern Frau die Hand küßtest? Warum mußte ich von demselben Rosenstrauch dieselbe weiße Rose pflücken? ... Der andre war mit dem Moment tot für mich. Ich konnte ihm nicht helfen ... Und ich habe doch so ehrlich gekämpft. Ich habe mir den ganzen Wahnsinn meiner Neigung klar gemacht, die ganze Schwere meiner Schuld ... Da mögen andre wohl sagen: ich liebe den Mann, weil er hübsch ist, weil er gut ist, weil er klug ist oder auch umgekehrt, weil er häßlich, weil er dumm, weil er schlecht. Man kann einen Verbrecher genau so heiß lieben wie einen Heiligen. Das ist ja alles ganz gleichgültig. Es ist der eine Moment, der eine Blick, das eine Wort — der Kitt ist da und bindet für ewig. Man kann sich nicht mehr losreißen! Man verkümmert entweder in schwächlicher Moral oder man wird glücklich in mutiger Sünde ... Wer eben für mich kein Gold hat, für den habe ich auch keins. Ich liebe. Mögen alle andern mit Recht warnen, beschwören, flehen. Ich liebe dich! ... Das ist der gerade Weg jeden großen Gefühls. Nur daß man ihn nicht geht, tausend Umwege macht und doch unfehlbar auf ihn zurückkommt ... Du, Georg, bist eben der einzige Mann auf der Welt, der das Stück Gold hat, das ich gebrauche ... Je mehr man grübelt, je mehr verstrickt man sich. Und als ich dich wiedersah, wiedersah durch einen dummen Zufall ...“ Sie überlegte. „Ja, da sprach doch etwas Aeußerliches mit! Es war der weiße Schnurrbart, das graue Haar. Das mag bei euch Familieneigentümlichkeit sein. Du bestätigst es mir vielleicht selbst. Ich glaub's doch nicht! ... Ich habe dich noch kohlschwarz gekannt, äußerlich sicher zehn Jahre jünger, und ich sagte mir beim ersten Sehen sofort: Wer an einem großen Gefühl so sichtbar krankt, der muß auch eines großen Gefühls wert sein. Und große Gefühle werden noch immer große Herzen finden, dazu giebt's, Gott sei Dank, auch bei uns noch Vollblut genug!“

„Esther, ich wollte doch, ich wäre jünger! Ich liebe dich von ganzem Herzen. Ich habe auch noch genug, aber ich hatte einmal mehr ... Es wird mir immer klarer, daß ich für dich nie zu viel haben kann. Und wenn ich je zu der Ueberzeugung komme, daß ich dir nur noch was Halbes bieten kann, und wenn uns beiden das Herz drüber bräche, den Schimpf thät' ich dir nicht an, mit etwas Halbem etwas Ganzes narren zu wollen. Dazu ist das Leben zu lang. Die Lüge käme doch einmal zu Tage. Und vor dir stehen zu sollen und zu sagen: verzeih dem weichherzigen Lügner! Nein und nie! — Ich ginge lieber, ich ginge ohne Abschied, denn die schwerste Wunde ist noch immer besser als die weißeste Salbe.“

„Lieber Georg,“ sagte sie weich, „drei Jahre jünger! ... War da schon der Moment gekommen? Ich weiß es nicht, ich glaub's auch nicht. Die andre mußte erst zwischen uns treten, vielleicht brauchen wir beide die Qualen, den Zweifel, um uns überhaupt wirklich finden zu können. Denn es giebt eine Bestimmung, die will zwar den ehrlichen Kampf, aber sie führt uns doch sanft auf vorgeschriebene Wege. Und wir können nichts andres thun, als unsre Leiden und unsre Freuden verkürzen oder verlängern ... Und bilde dir nicht etwa ein, daß ich dich hier wiedersehen und sagen: nun will ich einen Liebeskranken mit neuer Liebe heilen — eins war! Dazu bin ich nicht barmherzige Schwester genug. Im Gegenteil, erst habe ich dich gemieden, instinktiv, dann habe ich dich geflissentlich gesucht, das Phantom zu zerstören, dem ich nachjagte ... Fast wär's geglückt! Aber als ich wußte, daß du es doch warst, den ich suchte, und der immer bei mir war ... ja, Georg, da bin ich schwach und willenlos geworden wie andre Frauen und habe bei der Vorsehung gebettelt. Ja, ja, gebettelt! Es paßt allerdings nicht zu mir — aber ich that's doch ... Und es muß einen Gott geben, der uns führt, denn gerade an dem Tage, wo ich am kleinmütigsten war, ward ich erhört ... Küsse mich!“ fuhr sie leidenschaftlich fort, „küsse mich! Es kann uns jeder sehen. Vielleicht gerade darum. Ich gehöre dir schon heut allein — mögen's alle wissen ... Ich habe auf einmal die Empfindung, als wenn ich jeden Augenblick noch nützen müßte, weil er nie mehr zurückkehrt.“ Er küßte sie. Sie hielten sich lange und fest umschlungen. Aber kein Späherblick zuckte zu den beiden herauf. Dann suchten sie noch einmal all die lieben Plätze. Es war ein frohes Abschiednehmen. Der kurzen Trennung folgte ja das lange Wiedersehen. So flossen die Stunden im schönen Wahn.

Als sie sich endlich losriß, rieselte die kalte graue Herbstdämmerung auf die Düne nieder. Esther ging rasch und allein zu ihrer Villa hinunter.

Georg sah ihr voll Liebe nach. Noch einmal sah er ganz die schlanke Gestalt mit dem leuchtenden Haar — zum letzten Male winkte die weiße Hand. Dann war sie im Thal verschwunden. Dühling ging langsam zurück zu der verschwiegenen Stelle, wo sie am ersten Liebesmorgen geruht.

Die Wogen hoben ihre weißen Totenhäupter gespenstischer, und der Sturm orgelte unheimlich tief. Doch das Blinkfeuer leuchtete hell und glückverheißend von seinem düsteren Bollwerk. Dem Manne fiel es ein, daß sie undankbar von dem Lichte keinen Abschied genommen. Er nickte ihm statt ihrer den Abschiedsgruß.

Im Weggehen wollte er noch von dem Gebüsch, unter dem sie geruht, einen Zweig haschen; er haschte ihn auch. Es war ein dürrer Zweig.

XII.

Nach Mitternacht legte sich der Sturm. Dühling erwachte von der plötzlichen Ruhe und horchte. Nur von fern klang noch das dumpfe Aufschlagen der Brandung — so ein schwerer, unheimlicher Ton. Er ging ans Fenster. Der Himmel war klar, und der unbewegte Zauberwald schwamm im weißen Mondlicht. Von der See her zuckten die Wogenkämme undeutlich auf und nieder. Er dachte an Esther. Wo war sie wohl jetzt? Er sah die Schlaflose, wie sie im Gang am Fenster des sausenden Zuges lehnte und sehnsüchtig den fliehenden Osten suchte. Das zärtliche Beschützergefühl erwachte. Wenn er doch bei ihr hätte sein können, auch ungesehen! Es war ihm wider die Natur, daß eine geliebte Frau dem schwersten Schritt ihres Lebens allein entgegenfahren mußte. Er berechnete die Stunden, bis sie zurück sein konnte. Sie kam ja so sicher zurück! Aber schlafen konnte er nicht mehr. Die Empfindung irgend eines ungeahnten, unentrinnbaren Unglücks ließ ihn nicht. Es war eine dumpfe Empfindung; sie war grundlos, und doch scheuchte sie die Vernunft nicht. Schließlich ärgerte er sich über solch unbotmäßige Nerven.

Aber als er nach einem kurzen bleiernen Morgenschlaf wie zerschlagen erwachte, vermißte er das wilde Klagen des Windes. Der monotone Wogenschlag allein hatte für ihn etwas Schweres, so was vom Schicksal ... Andre Laute! — Menschenstimmen — irgend etwas! Heute suchte er das flache Pensionsgespräch, das er sonst mied. Unten im Eßzimmer standen junge Mädchen um eine kleine freundliche Dame, die den Aufhorchenden das Schicksal aus der Hand las.

„Die Lebenslinie ist bei Ihnen allen recht hübsch lang, meine Damen. Sie sind ja auch so jung! ... Frau von Westrem habe ich übrigens auch mal in Königsberg das Horoskop gestellt: die Lebenslinie ist bei der erstaunlich kurz. Als wenn sie jeden Tag, heute oder morgen sterben könnte. Ich hab's ihr natürlich nicht gesagt. Sonst hat sie eine fabelhaft interessante Hand." ... Als sie Dühling erblickte, verstummte sie plötzlich und schlug dann lachend die jungen Hände weg, die sich ihr neugierig entgegenstreckten. „Ach, meine Damen, das ist ja alles Unsinn! Man muß um Gottes willen nicht an diese Wissenschaft glauben." ...

Dühling trat in den Kreis. „Soll ich vielleicht auch wahrsagen, Herr Rittmeister?" fragte sie liebenswürdig.

Dühling hielt ihr die Hand hin — eine schlanke, weiße Aristokratenhand, auf die er ein wenig eitel war.

Sie las. „O Herr Rittmeister, Sie werden uralt werden! Die Lebenslinie hört bei Ihnen überhaupt gar nicht auf. Und nachdem Sie Schweres erlebt haben, werden Sie gar nichts mehr erleben. Das verläuft bei Ihnen alles so ruhig! ... Und das trifft ein, Herr von Dühling, passen Sie auf!" schloß sie gutherzig.

Dühling dankte. Diese Zukunft war ganz nach seinem Geschmack. Den Vormittag blieb er mit der Jugend zusammen. Seine hübsche Freundin mied ihn zwar scheu, aber sie brachte ihm doch noch einen letzten Gruß von Esther, die sie auf der Bahn getroffen. Es war ein harmlos vergnügter Vormittag. Nach elf Uhr kam der Briefbote. Die Gesellschaftsdame breitete die Post auf einer Tischecke aus. „Für Sie, Herr Rittmeister, ist heute ausnahmsweise viel. Drei Briefe!" Sie reichte ihm sie liebenswürdig und dienstbereit wie immer.

Dühling sah nur den ersten und öffnete ihn sofort. Es war ihre Hand. Drei flüchtige Zeilen im Wartesaal noch rasch hingeworfen — aber es lag soviel Wärme drin, soviel mutiger Glaube. Wieder fiel ihm die scharfe, freie Linienführung auf. Keine Furcht, keine Reue! Die Schrift war wie sie selbst. Dann griff er zu den beiden andern. Ein schwarz geränderter Brief und ein rosa Billet. Er zuckte leicht zusammen. Er öffnete sie nicht, obgleich er die Schrift so gut kannte — die glatte, hübsche Schrift einer viel korrespondierenden Frau. Der schwarz geränderte hatte viele Irrfahrten gemacht, bis er in das abgelegene Seebad gelangte. Das rosa Couvert trug die richtige Adresse und war erst einen Tag alt.

Dühling stand sofort auf und ging mit den beiden Briefen in der Hand hinaus. Er spürte ein merkwürdiges Zusammenziehen in der Herzgegend. Erst jetzt hatte er sein Schicksal in der Hand — er wußte das genau ... Er zog im Korridor langsam seinen Mantel an, setzte vor dem Spiegel die Strandmütze auf — er that das alles wie sonst, nur mit einem gewissen Ernst.

Er ging den Strandweg entlang. Der kühle Septembertag machte ihn leicht frösteln. Der Herbst hatte die Bäume nun genug gezaust und zeigte ein ruhiges, nüchternes Gesicht. Dühling setzte sich auf eine Bank, den Blick nach der See. Er sah die Brandung nicht — er sah in sich hinein. Er wußte, was in dem Brief stand. Der Trauerrand sagte ihm alles. Die Excellenz war tot, die junge Witwe frei. Sie schrieb: hier hast du mich — endlich bin ich dein! ... Sie konnte ja gar nicht anders schreiben ... Und alles kam zu spät. Bestimmung! Jetzt konnte er nicht mehr zurück und wollte auch nicht mehr zurück. Er hielt, was er hatte. Und doch that es ihm furchtbar weh ... Wenn sie ihm doch nur einmal gesagt hätte: „warte auf mich," er hätte gewiß keine andre Frau wieder gesucht. Wo

er fühlte, war er auch treu. Statt dessen immer nur das flehende: ‚Vergessen Sie mich! — Leben Sie wieder! — Sie sind ja frei!‘ Es war die rührende Angst einer Frau vor sich selbst, einer Frau, die so fein geartet war, daß sie lieber tödlich litt als einen wertlosen Schwur brach. Eine Märtyrerin der Pflicht, eine Heilige ... Nun kam die mit geöffneten Armen, und er mußte sie wegschicken. Sie hatten beide keine Schuld. Und doch würde eine Frau nie begreifen, daß er sich, mutlos geworden, in die Arme einer andern flüchten konnte, von der Liebe zur Liebe. Der Trauerbrief konnte noch nicht die Antwort auf seine Beichte sein — der Poststempel datierte eine Woche zurück — die war das rosa Billet, der eisige Glückwunsch eines qualvoll zuckenden, aber stolzen Herzens ... Er hätte die Worte sagen können, die in den beiden Briefen standen — er kannte die Frau ja besser als sich ... Und dennoch zauderte er noch immer mit dem Lesen. Es war nicht Schwäche. Er wollte nur mit Herz und Kopf sich erst ganz klar werden. Und beide sagten ihm auch: „Halte, was du hast!“

Endlich brach er das Siegel.

„Mein Freund!

Dieser Trauerrand sagt Ihnen wohl, welchen Verlust ich beklage. Mein Mann ist schon seit Wochen tot, wie Sie vielleicht aus den Zeitungen wissen. Und ich habe lange, lange gezögert, ob ich Ihnen überhaupt etwas andres schicken sollte als die gedruckte Anzeige. Aber ich bin Ihnen doch wohl eine Beichte schuldig ... Wissen Sie, warum ich über ein Jahr lang schwieg? — Jetzt ahnen Sie es wahrscheinlich. Ich wollte Sie schonend wie die beste Schwester auf das vorbereiten, was ich heute sagen muß. Mein Freund, ich habe Sie noch heute sehr lieb; aber Sie sind meinem Herzen nie etwas andres gewesen, als was Sie jetzt noch sind: der liebste Freund ...

Verurteilen Sie mich deswegen nicht, belächeln Sie mich auch nicht, weil das Interesse für mich längst vorbei ist. Ich habe Ihnen zwar niemals direkt gesagt, daß ich Sie wieder liebte, wie Sie mich liebten, aber ich habe Sie doch getäuscht, geflissentlich getäuscht zuletzt, weil mich der Strom Ihres Gefühls vielleicht etwas mitriß und mehr noch, weil ich wußte, daß Sie die Wahrheit nicht ertragen hätten damals. Mein Freund, es war die Lüge eines guten Herzens, die mir dennoch viele Qualen bereitet hat und die ich mit tausend Thränen wohl nun genug gebüßt habe ... Solange er lebte, durfte ich Sie in dem schönen Wahn lassen. Bestärkt habe ich Sie ja nie darin! Und wenn ich Ihnen auf Ihr Drängen schrieb, daß Sie mir lieber wären wie einst, so wissen Sie nun, daß ich gewiß nicht log. Mein Gefühl für Sie bleibt dasselbe — die uneigennützigste, reinste Freundschaft für ein ganzes Leben! ... Sind Sie damit zufrieden? Ich denke, Sie könnten, Sie müßten es sein! Vielleicht scheint es Ihnen zu viel, Sie haben mich vergessen und verstehen eine Treue nicht mehr, die unentwegt auch dann noch weiter giebt, wo sie nicht verlangt wird ... Oder Sie überschütten mit bitterm Hohn eine Unglückliche, die kein andres Unrecht begangen, als Ihr bestes Gefühl zu wecken. Ich sehe den scharfen, bösen Zug um Ihre Mundwinkel zittern. Er hat mir manchmal wehe gethan, doch ich wußte ja, daß er ein gutes Herz nur scheinbar verdunkelte ... O, Sie sind nicht tot oder vergessen, wie Sie vielleicht wähnen!

Während ich schreibe, sehe ich Sie so deutlich vor mir: das immer etwas hochmütige Gesicht, die weichen Augen, Haare und Schnurrbart so unheimlich brünett wie bei Südländern. Sie sahen immer viel jünger aus als Sie waren, und ich erinnere mich genau des verwunderten Ausrufs einer Bekannten: ‚Seit wann werden Unterleutnants Brigadeadjutanten!‘ ... Sie müssen noch eben so jung aussehen wie damals, Sie können sich gar nicht verändert haben, während an einer Frau drei Jahre Seelenqual nie unbemerkt vorübergehen.

Ich denke an die unzähligen Freundlichkeiten, die Sie mir erwiesen, ich muß aufstehen, die wohlverwahrte Rose zu holen von unserm letzten Fest. Ich lege sie neben mich, ich spüre den Duft, als wäre sie erst heute gepflückt ... Ja, ich danke Ihnen von Herzen noch einmal für alles! Sie sehen, ich schwelge förmlich in traurig-schönen Erinnerungen. Vielleicht floß auch damals mir unbewußt ein andres Gefühl mit, und Sie sahen es und nennen mich jetzt flatterhaft und treulos. Wenn je eine sündige Regung für Sie mein Herz durchbebte, sie ist dahin. Und nur die Reue blieb, jemals einem lieben Menschen so wehe gethan zu haben.

Wir waren in diesem Sommer an der Nordsee. Auf dem Molo stand ein Leuchtturm mit einem sogenannten Blinkfeuer. Ich sah es gern und dachte dabei viel an Sie. Das feige, rote Glimmen kam mir so vor wie die heimliche Sünde, und ich war jedesmal froh, wenn das große helle Licht wieder flutete. Für Sie, mein Freund, glimmt nichts mehr heimlich, es leuchtet alles nur rein und offen ... Verstehen Sie mich auch? Wollen Sie mich auch verstehen? ... Mein Mann ist tot, und alle mögen denken, daß ich ihn betrog, während ich nur mich selbst betrog. Klatschereien sind mir gleichgültig. Aber, ob Sie mich nun vergessen haben oder nicht — ich muß Ihnen doch angesichts dieses Toten sagen, daß ich eine andre war, als ich schien: eine Bessere. Also keinen Groll! Ich hege ja auch keinen. Thäten Sie es aber dennoch, so wäre es Ihrer nicht würdig und trübte das Bild in meinem Herzen. Aber auch dann will ich's tragen und Ihnen so herzlich zurufen wie damals: Auf Wiedersehen in besseren Tagen! Ihre treue Maria.

P. S. Wünschen Sie es durchaus, so schreiben Sie mir zuweilen. Aber nicht oft und nicht in dem Ton, der mein Gefühl verletzt. Verzeihen Sie! Aber es war in Ihren Briefen immer etwas, vor dem ich instinktiv zurückzuckte. Das

darf nicht sein! Das entwürdigt, was ich für Sie empfinde, jetzt, wo ich frei bin, erst recht... Ich schicke den Brief an Ihr altes Regiment. Ich weiß nicht, wo Sie sind. Herr von Westrem, der nach Ihnen unser Adjutant war und ein mir besonders sympathischer Mensch, weil er so viel Gutes von Ihnen erzählte — leider der Gatte einer maßlos hochmütigen und herzenskalten Frau, wie das beim Millionenadel für chic gilt; wegen ihres unglaublichen Benehmens mußte auch der sonst sehr fähige Offizier abgelöst werden — also Westrem meinte im Frühjahr, daß Sie in Algier oder Marokko reisten. Hoffentlich treffen Sie diese Zeilen in bester Gesundheit."

Dühling las den Brief zu Ende und öffnete sofort den zweiten.

„Mein lieber Herr von Dühling!

Viele, viele herzliche Glückwünsche! Ihr Brief verletzte mich nicht — sind Sie doch glücklich! Sie haben den schwersten Alp von meiner Brust genommen. Ich antworte mit wendender Post. Und was ich von der Frau geschrieben habe, vergessen Sie es, bitte, bitte! Ich freue mich so herzlich, ihr unrecht gethan zu haben! Meine Freundschaft für Sie bleibt natürlich unberührt. Was ich gebe, gebe ich ganz. Noch einmal viel Glück und abermals viel Glück!

Stets
Ihre Maria von ...."

Es waren zwei liebe, gute Briefe. Keine barmherzige Schwester hätte schonender sein können. Ein Feingefühl, eine Zartheit! Wer sie las, mußte den Mann um solches Freundesherz beneiden.

Georg von Dühling fühlte wohl ähnlich, denn er faltete die Briefe sorgsam zusammen und barg sie in einer Brusttasche. Aber er sagte doch gleich darauf mit hartem, häßlichem Lächeln: „Also darum Räuber und Mörder — wenigstens in der Phantasie!" Er stand langsam auf und reckte sich, dann sah er gleichgültig aufs Meer. Eine mißfarbene, ölige Flut, lange Wellen mit stumpfem Glanz; der Leuchtturm auf seinem Vorgebirge ein graues, hageres Gespenst. Der Mann nickte: „Ja, ja, höhne nur noch! Du bist ausgelöscht, und ich brauche dein Licht auch nicht mehr!"

Leute kamen, die kleine Dame, die ihm geweissagt hatte, darunter. Er ging mit stummem, höflichem Gruß an ihr vorüber. Sie sah ihm verwundert nach. Er fühlte das und versuchte rascher, elastischer zu schreiten, doch die Füße wollten nicht. Er ging wie ein alter Mann. Und wenn er sich selbst hätte sehen können mit dem weißen Haar, dem scheuen Blick! Was Jahre vergebens unterminiert hatten, sank in einer kurzen halben Stunde zusammen. Georg von Dühling war wirklich alt! ... Als auf dem Strandwege wieder Leute kamen, bog er sofort in den Zauberwald ein. Derselbe Pfad, den sie gestern gegangen, an dem Kessel vorbei, wo bei jedem Tritt die Sandkörner rieselten, an der Bank vorbei, wo sie zuletzt gesessen, bis zu dem Platz zwischen Feld und Busch, wo sie am ersten Morgen liebend geruht.

Dort blieb er stehen. „Ich sie verhöhnen?" murmelte er achselzuckend. „Du lieber Gott! Was hat sie denn gethan? Nichts, als was vernünftig und gut war... Der uneigennützigste Freund! ... Wie hübsch das klingt! ... Hm ... hm ... Freilich, das habe ich nie für sie gefühlt, nie gewollt, das konnte, das mußte sie wissen. Ein wenig weniger Feingefühl und ein wenig mehr Mut! ... Ja, ja, Maria! Das wäre hübscher gewesen und hätte dir den schweren Brief erspart. Aber sie konnte sicher nicht anders ... Ich werde mich wohl absonderlich benommen haben, albern, winselnd, wie ein kranker Köter. — Da blieb also nichts andres übrig als das Mitleid ... Mitleid von Frauen! Ich habe das immer so sehr geliebt ..." Er schüttelte sich in Ekel. „Ich fühle einen Brechreiz, wenn ich daran denke. Mitleid von der Frau!" Er hielt wieder inne und starrte auf den Boden. Nur nicht ungerecht, Georg! Sie glaubte ja ihr Bestes gethan zu haben ... Und wenn ich sie sah, wie sie nicht war? ... Ja ... der andre ist immer unser Geschöpf, ist immer das, was wir in ihn hineintragen ... Aber sollte ich so blind gewesen sein, daß nur die reizende Gestalt, die weiche Stimme, das müde Lächeln mich verführten? Stattete ich nur einen hoffnungslos leeren Reliquienschrein mit dem Heiligsten, Besten aus — ein Verschwender ohnegleichen? Nein ... Es war wohl alles da, was ich suchte — nur leider nicht für mich... Aber daß ich's nicht merkte, daß dieser Brief noch nötig war ..."

Dühling war kein Poet. Aber das Meer war so nahe, und der Vergleich kam von selbst. Kann man der kleinen, im Sonnenlicht glitzernden Welle böse sein, die den angeschwemmten Blütenzweig lachend schaukelt, flüsternd kost? Die kleine, liebe Welle! Sie meint's ja genau so ehrlich wie die große Woge, die den thörichten, welkenden Blütenzweig aufs Ufer schleudert und einsam zurückrollt ins Meer.

Aber wie er sich so sah als das, was er war: ein armer, bethörter, verschwendender Thor, brannte ihn die Röte der Scham. Er warf sich unter dem Busch nieder: „Herr Gott, warum mußte es so kommen, warum muß ich so enden? Das Beste vergeudet um nichts, um eine billige Freundschaftsphrase! ... Denn der Brief ist dürr und vernünftig, ein Hohlspiegel, der klein und mißgestaltet das Große, Schöne zurückgiebt, das er nicht anders fassen kann! ..." Er war ungerecht, er wollte es sein. Das letzte Aufbäumen seiner Persönlichkeit, das letzte Aufflackern eines großen Gefühls ... Die Scham, so klein bewertet zu sein mit seinem besten Golde! ... Er wollte der Frau sofort schreiben, seine Briefe zurückverlangen, die ihr nichts andres sein konnten als peinlich, zudringlich, eine schmutzig heiße Flut, vor der man den Kleidersaum hebt. Der Freundesbrief in seiner Tasche sengte ihm die Haut ... Eine Heilige angebetet, die nur vernünftig war, einen Feuerstrom verschwendet an einen glatten

Block! ... Was war er der Frau, was mußte er ihr immer gewesen sein? — Ein Wahnsinniger, den man beizeiten abschiebt, weil man seine Tobsucht fürchtet, ein Tier, das man streichelt, damit es nicht beißt ... Und Dühling lachte laut auf, um dann wieder achselzuckend zu denken: ‚Du bist noch immer der Narr!' — Er wußte ja so genau, daß jeder Brief nach der quälenden Lektüre verbrannt war, weil er kompromittieren konnte, weil er wirklich häßlich war, und daß sie nur die welke Rose behalten, weil die nichts sagte — aus einer gewissen Frauensentimentalität heraus, einem gewissen Mitleid ... „O Georg, so tief bist du 'runtergekommen — und das erkennen erst als alter Kerl, wo es kein Zurück mehr giebt!"

Er dachte kaum an die andre, die Bessere, die Stärkere, die ihn wieder jung gemacht, die ihm neues Leben eingehaucht. Wie einem Sterbenden, so zog ihm noch einmal alles vorüber, was er für die erste gefühlt, gelitten. O, die drei Jahre waren schrecklich lang! Die alte Wunde riß noch einmal ganz, ein unreiner Strom ergoß sich — Blut, Eiter, ätzendes Gift. Der alte Mensch biß sich die Lippen blutig, weil er das Brennen kaum ertragen konnte. Er konnte nicht verstehen, daß man an solchen Enttäuschungen nicht stirbt. Nein, er starb nicht! Die Wunde zuckte, schloß sich — sie schloß sich über einem leeren Raum.

Er mochte Stunden im Kampf auf derselben Stelle gelegen haben, wo er einst so glücklich gewesen war. Als er aufstand war er ruhig, fast kalt. Der Krater war ausgebrannt, der Lavastrom versiegt. Der Mann sah wieder ganz klar, was ihm noch zu thun übrig blieb. Er würde noch heute an Esther schreiben, noch heute abreisen. — Es war kein Undank, kein Verrat. Es war der einzige Weg, die einzige Pflicht. Er mußte so gut, was er verließ — die letzte Jugend, die letzte Hoffnung, sich selbst. Der Schiffbrüchige stieß dennoch entschlossen die Planke zurück, die sich ihm bot. Vorhin im letzten Moment des Ringens, da, wo er das Zucken der Wunde am brennendsten spürte, hatte sie ihm allein vorgeschwebt, die heiße Heilige, die sündigt, weil sie liebt. Er hatte sie erkannt, er hatte zu ihr gefleht. Sie hatte sich liebend zu ihm geneigt, im Leuchten ihrer Augen wollte die alte Kraft erwachen. Es war, als wenn eine starke, schöne Hand die Wundränder zusammenpreßte, er fühlte die heilende Nähe, das Fächeln des Glücks ... Die Wunde schloß sich auch, er wurde geheilt — aber um welchen Preis!

Er ging ruhig nach Hause und schrieb sofort seinen Brief.

„Meine liebe, liebe Esther!

Noch einmal fliehe ich zu Dir.

Anbei die zwei Briefe von der andern. Lies sie zuerst! — Du wirst diese letzte Indiskretion nicht ungeheuerlich finden. Es gilt ja nur der Sache, nicht der Person. Es ist die Quittung über ein sinnlos verschwendetes Vermögen. Eine Heilige überreicht sie mir — sanft, liebevoll. Sie hat keine Ahnung, daß ich damit entmündigt bin, auf das karge Jahrgeld gesetzt, von dem der Durchschnitt vielleicht noch sehr gut lebt, von dem ich aber gerade noch vegetieren kann. Lies und versteh!

Ich reise noch heute ab, und wir sehen uns nie wieder. Es war also doch unser letzter Tag ... Was mir dabei durch die Seele geht, verstehst du allein. Der Fall war zu tief, als daß ich mich noch einmal erheben könnte. Ich will auch nicht mehr — ich bin müde, alt. Ich habe an der Riesenenttäuschung genug, als daß ich noch stufenweise all die kleinen erleben möchte ... Sie konnte mir alles schreiben — das nicht! Der Bettler sieht sein ärmlich Bild darin zu klar. Eine Welt voll Gefühl für eine dürre, unanfechtbare Phrase! Wer mehr daraus lesen will, der muß eben weniger dabei fühlen. Ich grolle ihr nicht etwa. Sie kann doch nicht geben, was sie für mich nicht hat. Ich bedaure sie mehr — denn so liebenswürdig korrekte Naturen sind doch keines starken Gefühls fähig. Sie finden schon das warme Kaminfeuer, an dessen milder Flamme sie das Leben hindämmern, freundlich gebend, freundlich empfangend. Temperierte Gefühle sind ja die Garantie des Glücks. — Aber seit gestern habe ich ein Grauen vor diesen temperierten Gefühlen! Sie mögen ja das Beste für den Durchschnitt sein, zu dem ich auch heute noch nicht gehöre.

Wenn ein Mann von einem hohen Turm plötzlich herunterstürzt, wird er nicht gleich seelenvergnügt weiterlaufen, so weiche Teppiche auch unten für ihn ausgebreitet sind. Er bricht sich das Genick oder bleibt zeitlebens Krüppel. Den letzteren Vorzug habe ich. Und den kümmerlichen Rest von einem ganzen Menschen möchte ich Dir nicht anbieten. Ich könnte es — und das Mittelmaß wird meinen Eigensinn unbegreiflich finden — aber ich will's nicht, ich will's um Deinetwillen nicht, Esther. Nur um Deinetwillen! Dem siechen, alten Menschen läge es wohl nahe, das müde Haupt in Deinen weichen Schoß zu betten und zu sagen: ‚Heile mich!' Der Rekonvalescent aus schwerer Krankheit nahm den heißen Lebenstrank gern, den Du ihm botest — der Krüppel müßte sich an ihm verbrennen. Ich will Dir den Krüppel aber nicht zumuten. Darum gehe ich, ohne die wiedergesehen zu haben, nach der ich mich doch allein sehne. Ich fürchte meine Schwäche und Dein Mitleid. Nichts Halbes! Nicht wahr? Der alte Pakt besteht noch und soll bestehen. Was ich auch rette, was auch wiederkommt, nach gestern wird es nie genug sein, um auch Dir genug zu thun. Mein Leben dünkte mich ein großer Roman, und es war nur eine kleine Novelle.

Aber was ich Dir noch sagen muß, geliebte Frau: wo alles um mich sank, Dein Bild blieb unberührt. Du bist im Grunde doch das einzig große Gefühl meines Lebens. Heute, wo ich Dich nicht mehr habe, fühle ich das stärker als gestern,

wo ich Dich noch besaß. Ich verwechselte nur die Personen und gab einer Maske, was ich dem Menschen, einer Freundin, was ich der Geliebten hätte geben sollen ... Daß ich gehe, zeigt nur, wie hoch Du stehst! Zu einer gleichgültigen Frau könnte ich auch heute noch fliehen — zu einer geliebten nicht.

Ich werde nicht etwa einen Verzweiflungsschritt thun, das muß man aus der jungen Kraft der Empörung heraus thun, nicht aus der müden Erkenntnis eines verfehlten Lebens.

Ich weiß nicht, was Du thun wirst. Oder weiß ich es doch? ... Aber thue, was Dir gut scheint — gleichgültig, was. Ich sage nicht: Lebe! Ich sage nicht: Stirb! — Aber Dein Schicksal ist das meine, und wir werden uns immer verstehen. Lebend oder tot wird Dein schönes, blasses Haupt der heiße Heiligenschein umflammen. Die tiefe Glut läßt mich wieder den Gott ahnen, den ich der andern wegen leichtfertig verließ. Ich küsse noch einmal Deine schmalen, stolzen Lippen.

Leb wohl, Esther, leb wohl — und vergiß mich nicht!

Georg.

P. S. Verbrenne die beiden Briefe sofort! ... Auch keinen Groll für sie! Sie verdient ihn nicht. Sie hat es in ihrer Weise ja herzensgut mit mir gemeint. Es war eben nur das vernünftigere Genre, die andre Gesichtswelt."

*

Dühling siegelte den Brief, ohne ihn noch einmal durchzulesen, und brachte ihn selbst nach der abgelegenen Villa. Dann depeschierte er an seinen Gutsinspektor wegen eines Wagens zum Nachtzuge, packte sorgsam und verabschiedete sich liebenswürdig von allen Menschen der Pension. Sie lächelten und wünschten ihm Glück. Er fuhr ja doch einer angebeteten Frau entgegen!

Als er um sechs Uhr abends, vom Schriftsteller begleitet, nach der Bahn ging, wunderte er sich, daß der so schweigsam neben ihm her trottete. Nur zum Abschied sagte er: „Leben Sie wohl, Herr von Dühling ... Nun weiß ich auch, wie mein Roman enden muß: Litauen und Herbst."

Dühling lächelte müde: „Sie könnten recht haben. Aber schreiben Sie lieber eine Novelle."

In dem schmalen Rauchcoupé saß der Gnom. Es war wie eine letzte Ironie des Schicksals. Er und der fade Bursche reisten zugleich ab. Doch die Gesellschaft irritierte ihn nicht. Er grüßte höflich, und der Gnom dankte verwundert. Dühling blieb an dem offenen Fenster stehen. Er sah noch einmal fern das graue, kalte Meer schadenfroh gleißen, von einem frostigen Abendrot überhaucht. Er stand und schaute, bis das Samland in Dämmerung versank. Dann setzte er sich und versuchte zu schlafen — er schlief auch.

Als um Mitternacht an der kleinen Station der alte Kutscher die Tressenmütze lüftete, sagte Dühling freundlich: „Nun bleiben wir wirklich im Lande, Friedrich, und bauen unsern Kohl, wie der selige Herr auch."

Der alte Mann lächelte, die Jucker zogen an. Die weite litauische Ebene that sich auf. Melancholische Weiden, herbstlicher Wald. Es wehte eisig. Der Majoratsherr auf Berten wickelte sich in seine Reisedecke, und während auf holprigen Lehmwegen die Tiere schnaubend heimwärts drängten, dachte er immerfort: ‚Ob sie mich wohl verstehen wird?'

*

Und sie verstand so gut!

Am nächsten Mittag war sie gekommen, von der schwersten Sorge frei. Ihr Mann willigte in die Scheidung. Und den Vorwand für das Gesetz wollte sie schon finden. Sie war sofort nach ihrer Villa gegangen, mit einem Umweg über die Düne, weil sie den Geliebten ja doch treffen mußte, und sie war etwas verwundert, als sie ihn nicht traf.

Zu Hause fand sie den Brief. Sie las und saß wie erstarrt. Plötzlich sprang sie auf: „Das kann nicht sein! Ich will ihm nach, ich muß ihn finden!" Das war aber nur ein Moment. Nachdem sie noch einmal sorgfältig gelesen, sagte sie ruhig: „Ich wußte es ja. Sie hat ihn nie geliebt! Auch er hat recht, er konnte gar nicht anders handeln ... Er hat mich gewiß geliebt — und blieb der vornehme Mensch, der er immer war. Aber ich weiß auch, was ich zu thun habe. Nur nicht den Tag überleben!" — Wem die Sonne einmal so hell geleuchtet wie ihr, der verträgt ein ewiges Grau nicht mehr. Sie überlegte nicht lange, sie schwankte nicht, der Entschluß zum Tode war unentrinnbar. Nur das Wie. — Es durfte kein häßlicher Selbstmord sein — ein unglücklicher Zufall, ein fataler Sturz ... Wo ein Wille ist, ist ja auch ein Weg. Noch im Mantel, den Reisehut auf dem Kopf, schrieb sie ihm die paar aufklärenden Zeilen, daß sie ihn immer geliebt habe und lieben werde, daß sie wahllos treu sei auch jetzt. „Und darum gehe ich, Geliebter, ich bin unnütz hier. Du hast recht in allem. Ich danke Dir ... Ich werde Dich auch da drüben nicht vergessen! ... Adieu."

Sie trug den Brief selbst zur Post. Im Dorfe begegnete ihr das junge Mädchen, Dühlings Freundin. Sie gingen eine Strecke zusammen: „Sie sind nicht mehr wie sonst, Fräulein Melitta."

„Ja, gnädige Frau." Sie wurde rot und druckste über einer Antwort. Endlich sagte sie fast hart: „Es schickt sich zwar nicht für mich, und die Frage ist mir schrecklich — aber ist es wahr, daß Sie mit Herrn von Dühling ein Verhältnis haben?"

„Wer sagt Ihnen das?"

„Es sagen's alle."

Die Frau sah ruhig lächelnd in das etwas empörte braune Auge. „Liebe Melitta, da müßte ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen, die Sie kaum verstehen würden. Das aber kann ich Ihnen getrost versichern, daß, wenn man nicht häßlichere



Frl. Gertrud Kleinhempel.

Besuchskleid von Prof. K. Gross.

Straßenkleid von [illegible]



Theekleid (Seitenansicht).

Moderne Pariser Strassentoilette.

Theekleid von Rudolf und Fia Wille.

Zum Artikel: Die „neue Frau" und das „neue Weib", Seite 303.

Sünden auf dem Gewissen hat, man noch immer selig wird. Es kommt im Leben nicht darauf an, was man thut, sondern wie man's thut. Und wer immer er selbst bleibt, der verliert sich nie."

„Gnädige Frau, Sie sind auf einmal so feierlich," sagte das junge Mädchen etwas betreten. „Ich würde auch nicht etwas so Unpassendes gefragt haben, wenn's nicht überall gesprochen würde, und wenn ich Sie nicht immer so verehrt hätte... Sind Sie mir auch nicht böse?"

„Liebes Kind... Sie waren ja nur ehrlich..."

Sie waren zu den Teichlinden gekommen. Das Laub gelb, das Wasser kaltblau.

„Wo wollten Sie eigentlich hin, Melitta?"

„Ich wollte eigentlich nach der See. Es ist nicht besonders windig, aber eine mächtige Brandung seit heute früh."

Die Frau sagte darauf langsam: „Man könnte auch noch mal baden."

„Aber es ist doch so spät im Jahre."

„Und ich werde doch baden."

„Dann werde ich Sie oben auf der Düne erwarten, gnädige Frau."

„Ja, warten Sie nur!"

Sie gingen nach der Düne. An der Treppe des Damenbades trennten sie sich. Esther drückte dem jungen Mädchen noch einmal die Hand: „Also vergessen Sie nicht: sich selbst treu bleiben — das ist im Glück wie im Unglück der ganze Witz."

„O gnädige Frau, davon müssen wir nachher noch sprechen!"

„Vielleicht."

Es war ein kalt grämlicher Tag. Der Strand stumpf gelb, die Badebuden trist, die Wogen rollten lang und schwer über die schwarzen Pfähle des Bades. Dahinter lag eine Sandbank. Eine riesige Brandung bäumte da weiß auf.

„Aber heute dürfen Frau Baronin nicht so weit raus — die See zieht unheimlich," meinte gutmütig die Wartefrau.

„O, lassen Sie nur, ich weiß schon Bescheid."

„Und warum gehen Frau Baronin immer mit dem Armband ins Wasser? Man verliert's so leicht."

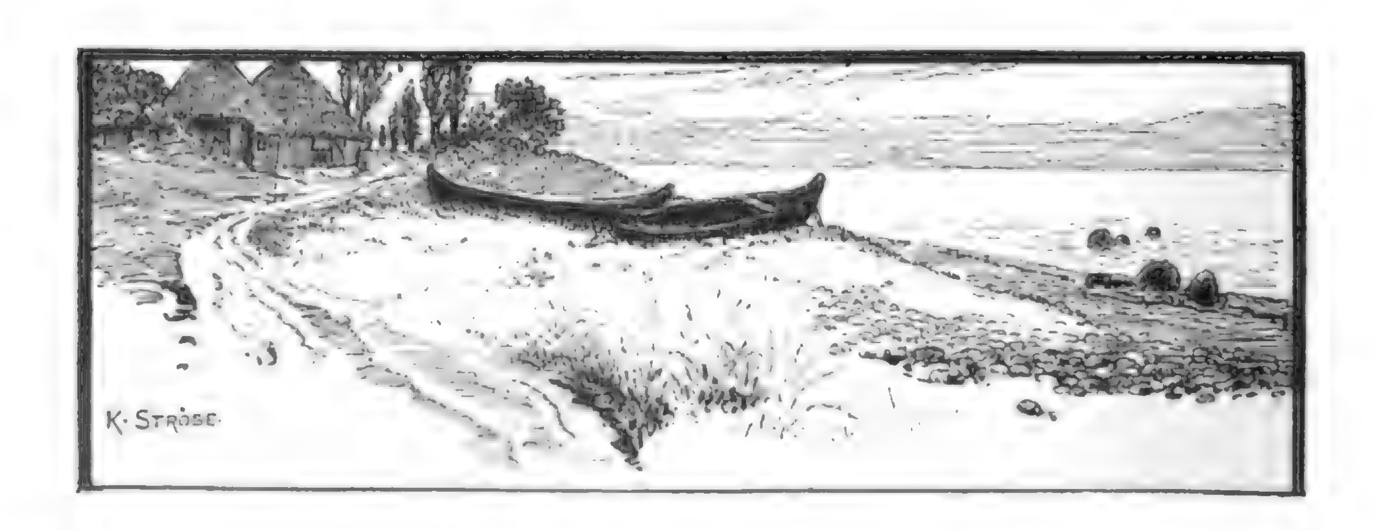
„O nein! Solange ich lebe, bleibt es an meinem Arm."

Und sie ging schlank und weiß, mit ihrem anmutigen, wiegenden Schritt über den Strand in die See. Sie schauerte leicht — das Wasser war so kalt. Aber sie überwand das schnell und ging weiter, immer weiter, von den Wogen bald gedrängt, bald gezogen — dem Brandungsgürtel zu... Jetzt ein Schrei vom Ufer — noch einer — der wütende Wassersturz erstickte sie. Esther von Westrem schloß im Augenblick die Hände über dem Kopf und tauchte in den Gischt. Jetzt war sie allein, gerettet. Es gab kein Zurück. Sie fühlte noch, wie oben die Brandung gewaltig riß und unten die See heimtückisch zog. Sie versuchte instinktiv zu schwimmen. Aber eine Woge hatte sie schon gefaßt, hob sie empor, schleuderte sie hinab; sie trieb willenlos wie das Stück Holz, das neben ihr tanzte... Wohl rang sie — es schien ihr immer das beste, im Kampfe unterzugehen. Dann zuckten die Lichter vor ihren Augen. Eine Woge schlug ihr über den Kopf — eine zweite — eine dritte. Die Besinnung begann ihr zu schwinden. Noch einmal hob die Woge sie hoch empor, noch einmal leuchtete das rote Haar, streckte sich wie hilfesuchend der schlanke Arm mit dem Amulett. Darauf sank sie jäh. Mit dem letzten Blick hatte sie das Blinkfeuer von Brüsterort gesucht, und nur der graue Turm starrte sie leblos an. Da schloß sie die Augen — und war frei.

Am Strand lief die Wartefrau mit gerungenen Händen auf und ab: „Ach Gott, ach Gott... Warum mußte sie auch... Aber sie war ja immer so..." Auch das junge Mädchen kam, des Wartens müde, endlich herunter. Die Wogen rollten, die Brandung schäumte, aber das Meer gab nicht einmal die Tote zurück.

Es war ein so großes Unglück, daß selbst die Verleumdung verstummte. Bis zum Abend wallten die Scharen der Neugierigen. Sie wollten alle die interessante Stelle sehen.

Und das Blinkfeuer flammte und glimmte auf seinem düstern Bollwerk. Es war das alte trügerische Leuchten.



Die „neue Frau" und das „neue Weib".

Von

Luise Schulze-Brück.

Große Umwälzungen auf allen Gebieten der Kunst, des Kunstgewerbes und des Kunsthandwerks vollziehen sich zurzeit. Alles, was uns jahrzehntelang als schön, als künstlerisch galt, wird verworfen, alle unsre Begriffe von Stil, Geschmack und sogar Komfort werden umgestürzt. Unsre Häuser- und Zimmereinrichtungen, unsre Bücher und Bilder, die Musik, die wir hören, die Theaterstücke, die wir sehen, alles ist in einem neuen Stil geschaffen. Und so unaufhaltsam dringt dies hundertgestaltige Neue auf uns ein, daß wir unsre liebe Not haben, unsre Sinne dem allen anzupassen. Tagtäglich müssen wir irgend einem uns liebgewordenen alten Begriff entsagen und versuchen, uns für das, was uns statt dessen gegeben wird, zu erwärmen, seine Schönheit oder Zweckmäßigkeit zu erkennen, unsre Persönlichkeit, unsre Lebensführung der neuen Zeit, dem neuen Geschmack anzubequemen.

Langsam nur und dem heftigsten Widerstande begegnend, entstand diese Bewegung: heute aber sind wir mitten darin und vermögen sie nicht mehr aufzuhalten, so lebhaft dies auch von den immer noch sehr zahlreichen Gegnern der „Moderne" versucht wird. Ob die „Moderne" nicht nur ein luftiges Kartenhaus weniger Jahre sein wird, läßt sich heut noch nicht beurteilen, aber entziehen können wir uns ihrem Eindringen nicht mehr. Der einzelne kann höchstens abwartend das Gute nehmen, das sie uns bietet, und sich den Auswüchsen verschließen, das Häßliche ablehnen ...

Zurzeit beginnt ein heftiger Kampf sich um ein Gebiet zu entspinnen, das sich in den letzten Jahrzehnten allem Stil, aller Kunst sehr ferngehalten hat — die Frauenmode. Das ist sehr natürlich und durchaus keine neue Erscheinung. Stets war der Anzug der Frau der Ausdruck des Stilgefühls ihrer Zeit. Die Renaissancefrauen und Rokokodämchen brachten in ihrer Erscheinung sehr lebendig und anschaulich den ganzen Geist ihrer Epoche zum Ausdruck. Das hat sich erst in dem verflossenen Jahrhundert geändert, als die Mode zu einem alljährlich wechselnden, nichtssagenden und nichtsbedeutenden Aufputz des weiblichen Körpers mit gleichgültigen Stoffen, Verzierungen, Verunstaltungen wurde. Vielleicht aber war diese „Mode" des verflossenen Jahrhunderts in mehr als einer Hinsicht auch ein treuliches Abbild der Zwischenepoche, auf welche jetzt ein so kräftiger neuer Aufschwung folgt.

Die heutige Reformbewegung der Frauenmode bestätigt in ganz besonderer Weise die Erfahrung, daß die Tracht der Frau der Spiegel der Zeit ist. Diese Reformbewegung ist nämlich eine doppelte, und jede dieser beiden Bestrebungen ist in ihren Wegen und ihrem Ziele scharf und deutlich von der andern unterschieden. Die eine ist die Reform des neuen Stils, die andre die der neuen — Frau.

Allerdings möchte auch der neue Stil eine „neue Frau" schaffen, oder besser gesagt ein „neues Weib". Unter diesem „neuen Weib" verstehen die fanatischen Jünger der Moderne einen Abklatsch oder vielleicht auch das Urbild jener Frauengestalten, welche uns auf modernen Bildern und in modernen Büchern entgegentreten. Nein, nicht entgegentreten, sondern entgegenschweben, -gleiten oder -wallen. Ein überfeinertes Geschöpf, ein überzartes und überschlankes, in seinen Gefühlen, Empfindungen und Handlungen unergründliches, rätselhaftes Etwas, das dem Manne in hundert verschiedenen Gewand- und Gefühlsfarben entgegenschillert, eine Heldin jener Werke, die sich auf Hunderten von Seiten mit den innersten, verschleiertsten und geheimnisvollsten Regungen dieser Frauenseelen befassen. Und dieses „neue Weib" soll nun auch in seinem Aeußeren die Signatur des „neuen Stils" tragen. Es soll sein höchster, feinster Ausdruck sein oder vielmehr werden.

Wenn sich erst das Entwicklungschaos, das Suchen und Versuchen, in dem wir heute mitten drin stecken, ein wenig geklärt hat, wenn wir aus den Suchenden einmal erst die mit Bewußtsein nach einem klaren Ziel Strebenden geworden sind, dann wird auch dies „neue Weib" ein andres sein, als es jetzt ist. Die Versuche, dies neue Weib seiner würdig zu bekleiden, sind bis jetzt nur Versuche geblieben, weil man eben das Richtige noch nicht gefunden hat, noch nicht finden konnte, aus Gründen, die später dargelegt werden sollen.

Aber dies „neue Weib", die Vertreterin des neuen Stils, ist beileibe nicht die „neue Frau". Die neue Frau schwebt, gleitet und wallt nicht! Sie ist nicht überschlank und rätselhaft. Sie verliert sich nicht in die labyrinthischen Gänge mystischer Geheimnisse und versenkt sich nicht in



Modernes Pariser Theekleid.

Selbstanalysierungen und -Bespiegelungen. Sie geht mit raschem, festem und energischem Schritte in das Leben hinein. Sie ist klar, stark und einfach. Sie schaut mit hellem, aufmerksamem und durchdringendem Auge um sich und löst alle mystischen Rätsel mit praktischem Verstande und scharfer Logik auf. Sie arbeitet, sie studiert, sie hilft am großen Werke des Kampfes der Frau um ihre Daseins- und Gleichberechtigung mit. Von dieser neuen „Frau“ gehen jene Reformbestrebungen aus, die der gerade Gegensatz sind zu denen des neuen Stils oder des neuen „Weibes“. Und es wird täglich interessanter, zu sehen, wie diese beiden Strömungen sich bekämpfen, wie sie einander abstoßen und in ihren Zielen immer weiter auseinander geraten. Das Feldgeschrei der neuen Frau ist das „Reformkostüm“, das des neuen Weibes das Künstlerkleid. Die neue Frau sucht für ihre Zwecke das Praktische, das neue Weib das Schöne. Mitten zwischen den beiden streitenden Parteien aber steht abwartend und neugierig die große Schar jener Frauen, die das nur Praktische für sich aus Schönheitsgründen nicht acceptieren wollen und das nur Künstlerische aus praktischen Gründen nicht acceptieren können. Sie warten auf die Verschmelzung der Widerstrebenden, Kämpfenden. Und es mehren sich die Anzeichen, daß wir bald eine dritte Bewegung haben werden, die von jeder der beiden andern das Gute und Schöne nimmt, um darauf eine Mode oder vielmehr eine Frauentracht zu schaffen, die zugleich praktisch und schön ist, die den Zwecken des täglichen Lebens dient und doch das schönheitsdurstige Auge erfreut. Die heutige Tagesmode zeigt übrigens sehr deutlich diese beiden Strömungen, wenn auch wie in einem schlechten Spiegel verzerrt und karikiert. Da ist zunächst für praktische Zwecke das Sport- oder englische Kleid. In diesem Kleid kommt das Bestreben der Frau zum Ausdruck, dem Manne ähnlich zu sehen. Hemdbluse, Jackett, Hut und Schlips ähneln der Männerkleidung. Außerdem aber, und das wirkt karikiert, will die Frau auch in der Figur dem Manne ähnlich sehen. Die gewölbten Hüften sind verschwunden, oft genug künstlich durch Korsett und Bandagenvorrichtungen unsichtbar gemacht, die Hemdbluse und das lose Jackett verbergen die Form des Oberkörpers und lassen ihn flach und reizlos erscheinen. Nur auf die enge Taille verzichtet die Frau auch im Sportkleide nur selten, und so entsteht eine Entstellung der ursprünglichen Form des Frauenkörpers, die uns nur durch die langsame Gewöhnung des Auges an diese Mißgestalt erträglich erscheint.



Theaterkleid ([illegible]).



Theaterkleid von Rudolf und Fia Wille.

Der Gegensatz zu diesem Sportkleid ist die Luxustoilette. Allerdings, die schmale Hüftform hat die Frau auch hier, dafür aber legt sich die Bekleidung des Oberkörpers so eng und faltenlos an die Formen an und zeigt sie so vollkommen, daß ein Mehr nach dieser Richtung hin gar nicht zu erreichen ist. Außerdem entfalten diese Toiletten einen wahrhaft verschwenderischen Luxus, eine Ueberfülle von teuren Stoffen, die über- und aufeinander gehäuft werden, als könnte man nicht Kostbares genug zusammenbringen. „Sezessionistisch“ sollen diese Kleider wirken durch den Faltenwurf der Schleppe, durch allerhand Ornamentmotive oder Blumenmusterungen, die ihnen aufgenäht, gestickt, gekurbelt werden. Aber diese Verzierungen wirken schlecht, weil sie etwas rein Aeußerliches sind, verkehrt empfunden, falsch angewendet sind.

Wie brennend diese Frage geworden ist, das beweisen die vielen Ausstellungen von Kostümen, die in der letzten Zeit stattgefunden haben. Die vorjährige Ausstellung in Crefeld ist noch in aller Erinnerung. Sie brachte unter anderm Kleider von van de Velde und A. Mohrbutter. Ihr folgten kleine, aber interessante Ausstellungen in Berlin und im Frühling dieses Jahres die Kostüm-Sonderausstellung auf der Dresdener Kunstausstellung, die von dem Verein für Reformkleidung angeregt und veranstaltet wurde.

Aber alle diese Ausstellungen bringen zunächst wenig praktische Ergebnisse. Die Künstler ebenso wie die begeisterten Anhänger des Reformkleides, die ihre Ideen in den Dienst der Sache stellten, haben alle vergessen, was ihnen doch sonst stets gegenwärtig ist, daß man nämlich einen neuen Stil, vor allem aber einen neuen Stil für Frauen, nicht urplötzlich, wie aus der Pistole geschossen, schaffen kann. Sie haben vergessen, daß die Mode, die sie verdrängen wollen, eine mächtige Herrscherin

ist, eine allmächtige, der sich bis jetzt die meisten Frauen bedingungslos unterwarfen; daß seit vielen hundert Jahren für die Frauen gewisse Gesetze der Mode existieren, die vielleicht verwerflich, sinnlos, unschön sind, die aber nun einmal bestehen und von den Frauen heilig gehalten werden.

Seit Hunderten von Jahren spielt der Schnürleib seine — wir geben es zu, gefährliche — Rolle bei der Frauentracht. Und nun hat sich das Auge so sehr an die schlanke Form der Frauen„taille" gewöhnt, daß die Forderung dieser schlanken Taille als erstes Gesetz der Eleganz gilt. Wenn nun plötzlich dieses erste Gesetz, das sich durch alle sonst kaleidoskopisch wechselnden Trachten und Moden zu behaupten wußte, umgestoßen werden soll, bei den Künstlern aus ästhetischen, bei den Anhängern des Reformkleides aus hygienischen und praktischen Rücksichten, dann ist zu befürchten, daß die ganze Reformbewegung an dieser Forderung scheitern wird.

Außerdem bringen die Künstler, in dem Bestreben, das Frauenkleid stilvoll zu gestalten, allermeistens eine viel zu aufdringliche persönliche Note in jedes der von ihnen erdachten Kostüme hinein, wozu dann wieder die Forderung eines der hervorragendsten „Neuen" — van de Veldes — nach einer völligen Uniformierung des Kleides, wenigstens des Festkleides der Frauen, in einem ebenso krassen als unerklärlichen Widerspruche steht.

Die Anhänger des Reformkleides, des rein praktischen Reformkleides, die dem ungeheuerlichen Luxus steuern und die Frauenkleidung bequem und gesundheitsgemäß gestalten wollen, rechnen wiederum zu wenig mit dem Bestreben der Frau, schön zu sein, durch den Schmuck ihres Aeußeren zu gefallen, die Aufmerksamkeit der Männer, den Neid der Frauen zu erregen.

Diese Mängel springen sogar dem oberflächlichen Beschauer ins Auge. Die van de Veldeschen und Mohrbutterschen Kleider, die Kleider für das „neue Weib" sind noch in jedermanns Erinnerung. Man fragte sich vergebens, wo das Schöne sei in diesen sackartigen Gewändern, welche die Formen verhüllten und entstellten, während die Ornamentierung wiederum allzu aufdringlich die Gliederung des Körpers heraushob. Wir glauben kaum, daß diese Gewänder die Frauen für die künstlerische Ausgestaltung der Mode erwärmen konnten.

Ganz andre Wege wiederum gingen die Schöpfer der zurzeit in Dresden gezeigten Modellkleider für praktische Reform, der Kleider für die „moderne Frau". Mit geringen Ausnahmen leiden alle diese Kleider an einem Mangel. Sie sind unsäglich nüchtern und schwerfällig, einzelne sogar direkt unschön. Sie machen der herrschenden Mode, den herrschenden allgemeinen Schönheitsbegriffen so sehr wenig Zugeständnisse, daß eine Frau, die diese Kleider tragen wollte, schon sehr mutig und — sehr wenig eitel sein müßte. Und es ist nicht einzusehen, warum die „neue Frau", wenn sie auch in ihrem Streben nach Gleichstellung und Gleichberechtigung mit dem Manne naturgemäß den Sinn für bloße Aeußerlichkeiten nicht in dem Maße pflegen kann wie die Durchschnittsfrau, ihr Aeußeres vernachlässigen oder absichtlich entstellen sollte! Das wäre eine bedauerliche Wirkung der Frauenemanzipation.

Diese krassen Unterscheidungen von der Tagesmode sind, wie schon erwähnt, das größte Hindernis zur allgemeinen Durchführung einer Reform. Es ist um so bedauerlicher, daß die in Frage kommenden Schöpfer dieser Modelle sich nicht zu größeren Konzessionen herbeigelassen haben, da sie dies sehr gut gekonnt hätten, ohne ihre künstlerischen und praktisch-hygienischen Ziele zu verleugnen. Das Korsett, die Wespentaille ist das erste und Haupthindernis. Die praktisch-hygienischen Reformler verlangen außerdem noch, daß die gesamte



Modernes Pariser Empfangskleid.

Kleidung der Frau von der Schulter getragen werde, um die Hüften zu entlasten. Ob diese Forderung vom rein gesundheitlichen Standpunkt ganz richtig ist? Die Hüften der Frau sind doch in normalen Fällen stärker gebaut als die Schultern der Frau! Daß eine leichte Unterkleidung, die nicht unverständig fest auf den Hüften befestigt wird, schädlich wirken soll, ist doch kaum denkbar, abgesehen davon, daß der Oberkörper der Frau seiner besonderen Gestaltung wegen die kompliziertesten Vorrichtungen zum Befestigen der Unterkleider nötig macht. Daß übrigens auch der Oberkörper der Frau eines gewissen Haltes bedarf, beweisen doch die so hochgepriesenen Griechinnen und Römerinnen, die ihren Oberkörper mit Binden umwickelten. Ein leichter, der Körperform vorgepaßter, den Busen stützender Gürtel oder ein Leibchen ist für die Frau, besonders die Kulturfrau, die bis zum heutigen Tag ein Korsett trug, nicht nur unschädlich, sondern eine direkte Notwendigkeit. Das Ablegen einer solchen Stütze als Vorbedingung der Reform zu machen, heißt zugleich diese Reform unmöglich machen.

Mit dem Korsett soll natürlich auch die äußere Form der Wespentaille fallen. Das ist künstlerisch durchaus richtig. Aber ist es deshalb nötig, das

neue Gewand gleich zu einem Sack zu gestalten? Die Linie des Frauenkörpers vom Arm bis zum Gürtel ist keineswegs eine vollkommen gerade. Wäre sie es, dann wäre die Sackform berechtigt. Aber es giebt gar keine normale Frau, die nicht in dem sogenannten „Taillenschluß" schmäler wäre als in den Schultern, respektive unter dem Arm. Sogar die so zum Ueberdruß oft citierte Venus von Milo hat diese leise Einbiegung, ohne die sie gar nicht zu denken ist. Warum also soll das verbesserte Kleid der Frau, das ideale wie das praktische, diese Einbiegung nicht markieren?

Gewiß wird immer jene Kleidung die schönste sein, welche den Körper gefällig umhüllt, ohne ihn zu entstellen. Daß das Kleid auch die Bewegung nicht verhindert, ist die unumgängliche praktische Forderung. Was haben uns nun die Künstler gegeben als Kleidung für das „neue Weib" und was die Reformler für die „neue Frau"? Van de Velde und seine Nachtreter suchten für die ihnen gestellte Aufgabe nur eine Lösung, die nämlich, eine möglichst große Fläche zur Anbringung von modernen Ornamenten zu gewinnen. Solche günstigen Flächen aber giebt es genug an Wänden, Schränken, Kissen und Decken. Aber der lebendige, bewegliche Frauenleib ist doch etwas ganz andres als ein totes, starres Dekorationsstück! All diesen Künstlerkleidern aber war vor allem eines anzusehen: daß sie von Männern entworfen waren. Es fehlt ihnen eben ganz und gar die Rücksicht auf Bedürfnis und Schönheitsgefühl der Frau, die notwendige Anlehnung an die Tagesmode.

Hocherfreulich ist es nun, daß sich in letzter Zeit in Berlin eine Wendung zum Bessern angebahnt hat. Junge Künstler und Künstlerinnen der modernen Richtung bemühen sich zunächst, das Künstlerkleid so auszugestalten, daß es in deutlicher Anlehnung an die Mode und mit nur diskreter Betonung des Ungewöhnlichen, Neuen sich langsam seinen Weg bahnen kann. Allerdings zunächst nur als Gesellschaftsgewand. Das Straßenkleid muß einstweilen noch der Schneiderkunst und -gunst überlassen bleiben. Aber Theekleider in reizvollem Faltenfluß aus schönfarbigen Stoffen, reich und doch diskret mit Verzierungen besetzt, die sich dem Körper nicht aufdrängen, sondern anschmiegen, Theaterkleider in einfacher und doch reizender Ausführung, an denen das moderne Ornament nur eine unaufdringliche Rolle spielt, können wir unsern Leserinnen heute vorführen. Die Form dieser Kleider, die Farbenstellung und die Anordnung der Verzierungen, sowie die Ornamente selbst sind das Werk eines Hand in Hand schaffenden jungen Künstlerehepaares, Rudolf und Fia Wille's in Steglitz-Berlin.

Hier haben wir also das annähernd moderne Gewand in künstlerischer Ausführung. Leider können die Abbildungen nur eine entfernte Vorstellung geben von der verblüffenden Anmut, dem bestrickenden Reiz dieser Farben und Formen.

Das Theaterkleid ist außerordentlich zart und matt in der Farbengebung. Es ist aus steingrauem leichten Tuch gefertigt. Das Untergewand, welches eine lose Prinzeßform zeigt, ist insofern auch praktisch unanfechtbar, als es von den Schultern durch ein Leibchen getragen wird, die Hüften also nicht belastet. Mit großem Geschick ist es so gearbeitet, daß jede Bewegung die Körperformen leise, aber doch vollkommen genügend zur Geltung bringt. Die aus gleichfarbigem Sammet aufgelegten Ornamente sind mit Seidenstickerei aufgearbeitet und als reizvoller Abschluß des Kleidersaumes gedacht, so daß sie durchaus unaufdringlich und modern wirken, nicht als Ornament an sich, sondern als Zier des Gewandes. Der lose Bolero, der sich sehr glücklich der herrschenden Mode anpaßt, zeigt eine reiche Applikationsstickerei in Steingrau und Hellblau, sowie ganz wenig Hellgrün mit sehr diskreter Goldverzierung über einem Chemisett aus hellblauem Taffet, das in Fältchen gesteppt ist. Sehr hübsch ist auch der Aermel mit seinem modernen Unterärmel und der Sammetstulpe. Dies Kleid wird bei keinem Beschauer den Eindruck des gewollt Künstlerischen hervorbringen, noch scheint es in auffallender Weise von der heutigen Mode abzuweichen. Aber es ist hygienisch unanfechtbar, wenn man von der Schleppe absieht, die aber als Gesellschaftstracht immer im Schwunge bleiben wird; es ist künstlerisch stilvoll, es hat keinen aufdringlichen Ton.

Sehr reich und elegant ist das Prinzeßkleid, das als Theekleid gedacht ist. Es ist aus hellgrauem Tuch und zartfarbener opalisierender Seide zusammengestellt. Diese letztere ist durchaus in kleine Fältchen abgesteppt und wird von dem serpentinartigen Rockansatz begrenzt, von dem nach vorn ein Streifen hochläuft und unter einem sehr kurzen Bolero endigt. Auf der Schleppe legt sich das Tuch in ausgeschnittenen Formen über die Seide und wird durch Ornamente in bläulich-grünlicher Stickerei festgehalten und reich verziert. Köstliche Orchideensträuße in bunten Farben sind dem Kleide appliziert und wiederum leicht mit Goldfaden verziert. Auch hier ist der Aermel wieder sehr schön ausgebildet, auch hier wirkt das Ganze, wenn auch sehr reich und stilvoll, doch durchaus unauffällig. Vor allem aber ist hier die unangenehme Anhäufung von einem Dutzend kostbarer Stoffe, Spitzen, Besätze vermieden, welche das Signum der heutigen Pariser Mode ist, die sich gar nicht genug thun kann an verwirrenden, sinnlosen Zusammenstellungen aller möglichen Gegensätze. Diese beiden Kleider weisen sehr deutlich den Weg, den eine erfolgreiche Reformbestrebung zu gehen hat. Sie sind praktisch gedacht, künstlerisch verziert, schneidertechnisch vollendet gearbeitet. Diese drei Punkte sind es, die alle Reformler im Auge behalten müssen. Eins ohne das andre wird niemals zum Ziele führen. Der Künstler, die Frau und der Schneider müssen sich zu gleichen Teilen bethätigen, wenn die so heiß erstrebte Reform Boden gewinnen soll. Künstler, Frau und Schneider müßten aber auch viel mehr mitwirken an den rein praktischen Reformkleidern. Die Frauen, die sie für ihre Zwecke erdachten, haben das Beste gewollt, aber sie haben es mit Aufgebung des Schönen gesucht. Das darf nicht sein. Auch die arbeitende Frau, die neue Frau soll schön sein, weiblich geschmückt. Und deshalb müssen die beiden, jetzt so bewußt auseinanderstrebenden Ströme sich nähern. Mit ein klein wenig Anpassungsvermögen und gutem Willen ist da schon viel gethan. Es ist nicht so schwer, die praktische Frauenkleidung künstlerisch schön zu gestalten, es müssen sich dazu nur die rechten Leute finden. Rudolf und Fia Wille sind auf dem besten Wege. Man wird noch viel von ihnen zu erwarten haben. Andre werden

sich anschließen, die gebahnten Pfade nachgehen, und langsam, aber sicher wird die Kleidung der Frau sich dem neuen Stil des neuen Jahrhunderts anpassen.

Eine ganz hervorragende volkswirtschaftliche Bedeutung wird dieser Reform zukommen. Ungezählte Tausende gehen heut noch aus unserm Lande nach Paris für Modeartikel. Die Franzosen, die es verstehen, durch täglich wechselnde launische Modeschöpfungen das Verlangen nach „Nouveautés" stets von neuem anzufachen, entziehen dem deutschen Volke kolossale Summen. Aber wir brauchen die Franzosen nicht mehr. Hier ist der Anfang gemacht zu einem nationalen Stil der Frauenkleidung. Es ist auch wirklich an der Zeit, daß die Frauen sich ihrer Eigenart erinnern oder — in diesem Falle richtiger — eine Eigenart gewinnen. Es ist außerordentlich beschämend für uns, von dem Geschmack und der Laune eines fremden Volkes so abhängig zu sein, wie wir es in Modedingen sind.

Ueberall, auf allen Gebieten regt sich in Deutschland frisches, selbständiges Schaffen, der Deutsche ist heut nirgends und in nichts abhängig von fremden Völkern, nur die deutschen Frauen hängen sklavisch an französischer Mode. Das wird anders werden, wenn erst der rechte Weg gefunden ist, wenn das Frauenkleid nicht mehr nur „modern" ist oder nur „praktisch", sondern „modern-künstlerisch", wenn nationale Eigenart und nationaler Stil im Kleide der Frau zum Ausdruck gelangen. Vielleicht werden sich dann auch das „neue Weib" und die „neue Frau" einander ein wenig mehr genähert haben. Heute stehen sie sich noch schroff genug gegenüber in ihren Zielen und in ihrem Wesen. Auch hier muß die Zeit ihren alles besiegenden Einfluß geltend machen, ebenso wie bei der Reform der Kleidung. So schnell, wie manche Optimisten es träumen, wird diese Reform nicht kommen; aber auch nicht so langsam, wie die Pessimisten annehmen. Die Frau von heut ist längst nicht mehr die gedankenlose Nachbeterin früherer Zeit. Sie muß nur aufmerksam gemacht werden auf das Bessere, Richtigere, und es muß ihr langsam und aus sich heraus die richtige Erkenntnis kommen. Diese Erkenntnis zu wecken, zu fördern und in die richtigen Bahnen zu lenken, muß das erste Bestreben der Reformler sein. Erreicht wird dies Ziel aber, wenn recht viele feinfühlige, künstlerisch veranlagte und technisch unterrichtete Männer und Frauen ihre Kraft der Idee widmen. Es giebt heute eine große Zahl von Künstlern, die mit heißem Bemühen sich die Aufgabe stellen, unsre Umgebung, unsre Möbel und Gebrauchsgegenstände künstlerisch auszugestalten. Ist nicht die Kleidung der Frau dieses heißen Bemühens ebenso wert? Doppelt und dreifach wert, wenn man bedenkt, daß gerade dadurch die Frau vor allem dazu erzogen wird, das wirklich Schöne sehen, unterscheiden, schätzen zu lernen, eine ganze Menge falscher Begriffe abzulegen, die ihr durch die heutige Mode anerzogen sind.

Hier liegt zugleich Anfang und Ziel der Reformbewegung, ihre innere Notwendigkeit und die Gewißheit des endlichen Erfolges.

Berlin am Wasser.

(Mit sechs Abbildungen.)

Die schläfrig dahinfließende, wasserarme und vielverspottete Spree ist weit besser als ihr Ruf und zählt zweifellos zu den verkannten Größen. Gewiß, sie sieht recht unbedeutend aus, die gute Spree, aber wer sich einmal etwas eingehender mit ihr beschäftigt, der erfährt, daß sie nicht nur für die deutsche Reichshauptstadt, sondern auch für den gesamten deutschen Handelsverkehr eine Macht bedeutet. Zwar ist sie nur ein Nebenflüßchen eines Nebenflusses, aber was die Schiffahrt betrifft, so kann sie sich mit den stolzesten Strömen des europäischen Kontinents messen. Schon im Jahre 1892 trafen in Berlin 120003 Schiffe mit 4231727 Tonnen Ladung ein, aber seitdem ist durch Tieferlegung des Flußbettes innerhalb des Weichbildes der Stadt den Schiffen der Durchgangsverkehr zwischen Elbe und Oder ermöglicht worden, und so erreichten die in Berlin eintreffenden Frachtgüter im Jahre 1895 bereits die Zahl 5134365.

Jedenfalls ist der Fluß für die Versorgung der Reichshauptstadt von ungeheurer Bedeutung. Ermöglichen doch heut die Wasserstraßen, welche Elbe und Oder mit der Spree verbinden, selbst die Herbeischaffung großer Mengen solcher Erzeugnisse, die



Neu-Kölln am Wasser.



Dampferstation Jannowitzbrücke.

im Inlande nicht hervorgebracht werden, wie Kaffee und andre Kolonialwaren, Farbhölzer, Baumwolle und so weiter, aber selbst Steinkohlen werden trotz der gewaltigen Konkurrenz Oberschlesiens und Westfalens noch immer in großen Mengen aus England auf dem billigen Seewege nach Stettin und von hier aus weiter auf den engen Wasserstraßen nach der schier unersättlichen Millionenstadt befördert. Allerdings sind diese bis zum äußersten Rand mit Obst, Ziegelsteinen, Kalk, Zementtonnen, Säcken oder Kisten angefüllten Schiffe von äußerster Nüchternheit, von wahrhaft nackter Prosa, aber sie erfüllen recht und schlecht ihre Aufgabe wie treue Lasttiere, welche stumpf und mechanisch ihre Bürde schleppen.

Von Südosten kommend, tritt der Fluß breit und behäbig in das Stadtgebiet ein und wendet sich zunächst in nordwestlicher Richtung nach dem Innern des dichtbevölkerten Industrieviertels. Nur bis zur Jannowitzbrücke wird die obere Spree mit Personendampfschiffen befahren, und diese Station ist der Ausgangspunkt jener schmucken Vergnügungsdampfer, welche an heiteren Sommertagen nach den östlichen Vororten Stralau, Treptow, Eierhaus, Grünau und so weiter die erholungsbedürftigen Städter hinaustragen. Aber auch nach Orten an der Unterspree und Havel, und zwar von Station Bellevue im Nordwesten der Stadt ausgehend, fahren die freundlichen Dampfer der Gesellschaft „Stern“. Daß sich diese Spreefahrten einer großen Beliebtheit erfreuen, beweist die Thatsache, daß jährlich an 500 000 Personen auf diesen kleinen Dampfschiffen befördert werden.

Bei einer solchen Spreefahrt durch den Osten der Stadt — denn die anmutige märkische Landschaft, der im Liede gefeierte „grüne Strand der Spree“, enthüllt sich erst unweit Treptow unserm Auge — sehen wir die Weltstadt gleichsam von ihrer Kehrseite, und das ist gerade keinanmutiges Stück Berlin. Die Ufer sind mit hohen, grauen Hinterhäusern, mit weit ausgedehnten, geschwärzten Fabriken, mit öden, trostlosen Speichern, elenden Schuppen, Mörtelwerken, Holz- und Steinlagerstätten, Wäschetrockenplätzen und vielem undefinierbaren Gerümpel besetzt. Viele Gebäude dieser gewerblichen Anlagen treten hier hart an den Uferrand heran, da sie des wohlfeilen Wassers für ihre Betriebe bedürfen, wie Färbereien, Wäschereien, Thonwarenfabriken und so weiter: andre,



Mühlendamm.

weil sie sich zur Beförderung ihrer Produkte des billigen Wasserweges bedienen wollen. Nein, es ist wahrlich kein sehr anmutiges Bild, das wir hier schauen, aber es ist ein gut Stück des thätigen, des gewerblichen Berlin, wie es sich im engen Anschluß an die Wasserstraße entwickelt hat, und darum verdient es hier unsre Beachtung.

Wir folgen weiter dem Laufe der Spree stromabwärts bis zur Waisenbrücke. Jenseits derselben bildet der Fluß ein breites Becken und teilt sich dann in zwei parallele Arme, welche sich erst im Zentrum wieder vereinigen und das als „Museumsinsel“ bekannte Stadtgebiet umschließen. Es ist das jener bevorzugte Stadtteil, welcher einige der hervorragendsten Bauten, das Königliche Schloß, den Dom, die Nationalgalerie, das Alte und Neue Museum und andre Baudenkmale aufweist. Uns interessiert aber hier vorzüglich der obere Spreearm, welcher der Staatsregierung und den guten Vätern der Reichshauptstadt schon recht viel Kummer bereitete; denn die Regelung dieses Spreearmes hat nicht nur ungeheure Summen verschlungen, sondern auch zu den heftigsten Interessenkämpfen geführt.

Wir müssen hier ein wenig rückwärts schauen. Bis in die neueste Zeit, da die Kanalisation von Berlin allen obwaltenden Mißständen ein Ziel setzte, mußte die Spree sämtliche Straßen- und Schmutzwasser der großen Stadt und ihrer Umgebung, also im Laufe von Jahrhunderten ungeheure Mengen schwerer Sinkstoffe aufnehmen, welche sich hauptsächlich in dem flacheren Bett der Unterspree ablagerten. Ungeachtet der in neuerer Zeit ausgeführten Baggerungen hatte sich nun allmählich das Flußbett im Nordwesten der Stadt bis nach Spandau hin so angehöht, daß die Fahrtiefe bei geringem Wasserstand kaum noch einen Meter betrug, also überhaupt nicht mehr passierbar war. Je mehr nun die wirtschaftliche Bedeutung Berlins wuchs und je dichter die nach dem Strom entwässernden Quartiere bevölkert wurden, um so nachteiliger wirkten diese Mißstände. Die Verunreinigung der Wasserläufe wurde nun zwar durch die Kanalisation beseitigt, aber eine Erleichterung für den Schiffahrtsverkehr wurde erst



Das städtische Sparkassengebäude und die Schleuse (ehemaliges Mühlengebäude).



Partie am Humboldthafen.

durch den Ausbau der die Reichshauptstadt mit der Elbe und dem oberen Lauf der Oder verbindenden Wasserstraßen geschaffen. Nachdem so der Staat einer Regulierung des Flusses die Wege geebnet, ging man endlich daran, die Spree im Weichbilde der Stadt und jenseits derselben bis Spandau hin zweckentsprechend zu regulieren, insbesondere das Flußbett zu vertiefen und mit den nötigen Stau- und Schleusenanlagen zu versehen.

Die Durchführung dieses Projektes führte im Herzen Berlins zu einer völligen Umwälzung und Neugestaltung des Mühlendamms und des benachbarten Stadtgebiets, das heißt eines Bodens, auf dem sich ein Stück denkwürdiger Entwicklungsgeschichte der Stadt abgespielt hat. Der beste Teil des alten Berlin, ein Bild malerischen Reizes, sank in den Staub, und an seine Stelle traten für den Land- und Wasserverkehr gleich bedeutsame Bauanlagen, wenn sie auch keineswegs allen billigen Wünschen entsprechen. Insbesondere haben die geringen Höhen der Brückenbögen zu heftigen Fehden zwischen den Schiffahrtsinteressenten und der Stadtgemeinde geführt, Fehden, die auch bis heute noch nicht beigelegt worden sind. Vielleicht wird erst die Ausführung des geplanten Großschiffahrtweges Stettin-Berlin hier Wandel schaffen

und die endgültige Versöhnung herbeiführen. So verschwanden die altersgrauen Mühlendamm-kolonnaden, die auch ein Stück Geschichte zu erzählen wissen, sowie eine lange Reihe merkwürdiger, in den Fluß gebauter Baracken; diese mittelalterlichen Pfahlbauten wurden kurzerhand als Verkehrshindernisse beseitigt, denn die Gegenwart forderte dringend ihr Recht. Selbst das denkwürdige Barockhaus des „Münzjuden" Ephraim an der Ecke der Poststraße, zu welchem Friedrich der Große acht den Balkon tragende Monolithen, die aus dem zerstörten gräflich Brühlschen Schlosse zu Pförten herrührten, beigesteuert haben soll, wurde bei dieser Gelegenheit modernisiert, manches herrlichen Schmuckes beraubt und in ein nüchternes Verwaltungsgebäude der Stadt Berlin verwandelt.



An der Moltkebrücke (Humboldthafen).

Allenfalls hat noch die Fischerbrücke und die Friedrichsgracht hier etwas von dem Zauber des alten Berlin bewahrt. Aber auch sie werden vielleicht bald den Forderungen der neuen Zeit Rechnung tragen müssen.

Jenseits der Museumsinsel bei der Weidendammer Brücke beginnt dann wieder, in der Richtung nach Spandau und Potsdam, die Personendampfschiffahrt auf dem Flusse, der nun, von vielen Brücken und den Stadtbahnbögen überspannt, westlich nach dem Tiergarten, dann an dem Stadtteil Moabit und der rapide angewachsenen Nachbarstadt Charlottenburg vorüberfließt und endlich bei Spandau in die Havel mündet.

Von den verschiedenen Abzweigungen der Spree ist der zur Entlastung des Spreelaufes dienende Berlin-Spandauer Schiffahrtskanal für den Handel von besonderer Wichtigkeit. Er verläßt bei der schönen Alsenbrücke die Spree, bildet bald darauf den Humboldthafen, wendet sich nordwestlich zum Nordhafen, verläßt dann das Weichbild der Stadt und mündet unweit Spandau in die Havel.

Am Humboldthafen spielt sich ein Stück weltstädtischen Verkehrs ab, das noch unser besonderes Interesse verdient. Eine große Zahl von Lastschiffen harrt hier beständig der Zollabfertigung, welche am benachbarten Packhof erfolgt, und das lebhaft bewegte Bild des Ladens und Löschens der Fracht lockt stets eine große Zahl von Zuschauern herbei. Wer aber eine ungefähre Vorstellung gewinnen will, welch ungeheure Mengen von Baustoffen in Berlin täglich verarbeitet werden, der muß auch dem Nordhafen einen Besuch abstatten. Viele Millionen von Backsteinen und entsprechende Mengen von Sand, Kies, Kalk werden hier Tag für Tag ans Land geschafft, und wenn zum Beginn des Winters der Schluß der Schiffahrt bevorsteht, dann entwickeln die Schiffer eine doppelt fieberhafte Thätigkeit; dann gilt es, die Lagerplätze der Materialhändler auch für die ganze Winterszeit zu versorgen.

Die umfangreichen Anlagen des Packhofes zwischen der Spree und dem Lehrter Güterbahnhof dienen der Zollabfertigung sämtlicher zu Wasser oder per Eisenbahn einlaufender zollpflichtiger Güter und müssen deshalb zeitweilig große Warenmengen aufnehmen. Sie umfassen weite Ladeplätze, ein Lagerhaus von ungewöhnlichen Dimensionen und die umfangreichen Verwaltungsgebäude. Den wichtigsten Faktor bildet das Lagerhaus mit seinen imposanten Flügelbauten, die an der Spree und dem Lehrter Güterbahnhof den betreffenden Wasser- und Eisenbahnstraßen parallel laufen.

Die Quaianlagen sind nicht sehr umfangreich; sie erstrecken sich westwärts von der Moltkebrücke auf eine Länge von circa 500 Metern. Das östliche circa 180 Meter lange Gebiet dient für die Zollabfertigung der Freiladegüter, während das an den Eisenbahngeleisen verbleibende kleinere Terrain hauptsächlich für den direkten Umschlag zollfreier Güter benutzt wird.

Es ist fürwahr ein Vergnügen, den Arbeitern beim Laden und Löschen der Frachtschiffe oder bei der Bewältigung schwerer Eisenbahngüter zuzusehen. In der Regel ist einem der Leute das Kommando übertragen, und sobald dasselbe ertönt, geht alles ruhig, automatisch und scheinbar völlig mühelos von statten. Die Kräne drehen sich auf Kommando nach der Seite, von welcher die Last zu holen ist, dann senken sich die beweglichen Rollen des Flaschenzuges mit dem Plungerkolben; die Last wird durch einen schnellen, geschickten Handgriff eines Arbeiters an den Haken aufgehängt oder sonst in geeigneter Weise befestigt, und sofort geht der Plungerkolben wieder in die Höhe, um die Fässer, Säcke, Kisten an dem Punkte niederzulassen, für welchen sie bestimmt sind. Fred Hood.

Experimente.

Novelle von **Ernst Wichert.**

Vor einer Reihe von Jahren, erzählte Frau v. B., besaßen wir eine sehr schöne und geräumige Villa am Starnberger See. Wir waren schon damals „alte Leute“, hatten keine Kinder und liebten eine muntere Geselligkeit, die wir uns aufs angenehmste dadurch verschafften, daß wir im Sommer entferntere Verwandte und gute Freunde, am liebsten darunter die genußfrische weibliche Jugend, zu längerem oder kürzerem Aufenthalt einluden. So war meist das Haus bis in den Spätherbst hinein von Gästen besetzt, die sich stets bei uns sehr wohl zu fühlen versicherten, da wir ihnen, wenn wir auch nicht besonderes Amüsement zu bieten hatten, doch alle Freiheit ließen, nach eignem Behagen der Tage froh zu werden, und von ihnen nicht mehr verlangten, als in die Unterhaltung gezogen zu werden, soweit es jedem zu jeder Zeit genehm war. Vielleicht weil man das wußte, waren Onkel und Tante, wie wir allgemein genannt wurden, meist mehr in Anspruch genommen, als ihrem Ruhebedürfnis zuträglich sein konnte.

Die Männer sind von ihrer geschäftlichen Thätigkeit gewöhnlich schwerer abkömmlich als die Frauen von ihrer Wirtschaft, und die jungen Herren mögen in den Ferien ihre Freiheit nicht gern beschränken lassen. So kam es denn, daß das weibliche Element meist überwog. Oefters kam jedoch für den Abend oder für den ganzen Tag und ein Stück Nacht aus München munterer Besuch von jungen Künstlern, deren Bekanntschaft wir dort im Winter gemacht hatten, und die ohne weitere Anfrage oder Meldung gute Freunde einführen durften. Es kam wohl auch vor, daß der eine und andre eine Woche und länger blieb, wenn gerade ein Fremdenlogis frei war. Man spazierte auf den Anhöhen herum, ruderte auf dem Wasser in den stets bereiten Booten, lagerte sich auf den Grasplätzen im Garten unter den alten Linden und Walnußbäumen, vergnügte sich mit Gesellschaftsspielen, musizierte und tanzte. Es war immer, namentlich bei dem jüngeren Volk, lauter Jubel, wenn die Münchener Maler, schon von weitem an einer improvisierten Fahne kenntlich, anrückten.

In einem Jahre hatten wir die junge Nichte meines Mannes für längere Zeit bei uns. Seine jüngere Schwester, deren künstlerische Neigungen sie ursprünglich auf einen ganz andern Lebensweg zu drängen schienen — man behauptete noch viel später, sie schriftstellere anonym — hatte einen sehr reichen Gutsbesitzer von ältestem Adel, Majoratsherrn in Oesterreich, geheiratet und ihm außer einem Sohn und Stammhalter drei Töchter geschenkt, von denen Irene die jüngste war. Er trennte sich ungern von seinen Gütern und betrieb die Landwirtschaft, alter Tradition gemäß, so patriarchalisch, wie es die neueren Staatseinrichtungen irgend zuließen. Um die Erziehung der Töchter, die er doch sehr liebte, kümmerte er sich wenig; um so mehr war die feingeistige Mutter darauf bedacht, sie etwas mehr von der Welt sehen zu lassen als den Gutssitz und seine ländliche Umgebung, brachte sie in Pensionen mit guten Unterrichtsanstalten und verschickte sie, als sie erwachsen waren, gern an auswärtige Verwandte, unter deren Schutz sie sich vielseitiger bilden konnten. So haben wir denn nun die Freude gehabt, die kaum siebzehnjährige Jüngste schon einen Teil des Winters in unserm Stadthause beherbergen zu dürfen, und es war so sehr ihr Wunsch gewesen, uns auch an den Starnberger See zu begleiten, daß die Eltern unsrer mit der ihrigen vereinigten dringenden Bitte, uns das liebe Kind auch für den Sommer zu belassen, willig nachgaben.

Irene war wirklich ein liebes Kind und uns rasch ans Herz gewachsen. Ich darf sagen, sie ersetzte uns die eigne Tochter, die wir lange recht schmerzlich vermißt hatten. Es lag in ihrem ruhigen Wesen etwas Festes, Gediegenes, jederzeit Verläßliches, eine stille Heiterkeit und kluge Bedächtigkeit. Nichts that sie übereilt, und an allem, was sie that, nahm sie doch innerlich lebhaften Anteil. Ueberhaupt war sie regeren Geistes und wärmerer Empfindungen fähiger, als man ihr's bei oberflächlicher Bekanntschaft zutrauen mochte, und wer, wie ich, ihre Freundin war — trotz der Verschiedenheit des Alters wirklich ihre Freundin —, konnte sogar mitunter einen recht leidenschaftlichen Eifer für Bestrebungen erkennen, die einige Mühe verursachten. In München war ihr eine ganz neue Welt aufgegangen. Hier erst kam ihr die Ahnung, daß die Kunst etwas für sich sei und ohne eine volle Hingabe ebensowenig genossen als geübt werden könne. Sie besuchte fast täglich die Museen, jede Ausstellung der Kunsthandlungen, erfreute sich an schöner Konzertmusik und konnte sich uns nicht dankbar genug bezeigen, wenn wir sie in die Oper führten. Sie sprach wenig über das, was sie gesehen und gehört hatte, immer erst wenn sie des Eindrucks ganz sicher war, und dann doch mit bescheidenster Zurückhaltung eines Urteils. Sie führte aber, wie ich wußte, ein Tagebuch und suchte sich von dem Neuen, was auf sie einstürmte, Rechenschaft zu geben. Alle kunstgeschichtlichen Werke, die sie in meines Mannes Bibliothek vorfand, zog sie zu Rate und vertiefte sich selbst in die schwierigeren mit erstaunlicher Ausdauer. Nach Monaten sagte sie, es fange an, ihr ein wenig zu dämmern; sie komme sich

schon nicht mehr ganz so dumm vor. Aber wieder nach einer Weile gestand sie mir mit komischer Verzweiflung, sie habe sich geirrt, der Weg werde immer dunkler, je mehr Lampen sie anstecke. Ich tröstete, die Augen müßten sich an das neue Licht gewöhnen, und freute mich über ihre Ehrlichkeit. Sie selbst versuchte sich in der Kunstübung nicht weiter. „Wie kann man nur an dergleichen kindischen Bemühungen noch Vergnügen haben," meinte sie, „wenn man die Meisterarbeit verstehen lernen will?"

Draußen auf dem Lande herrschte ein leichterer Ton, in den auch Irene einstimmte. Unter den Malern, die sich bei uns einfanden, waren einige sehr hübsche und gewandte, zu allen Tollheiten aufgelegte junge Leute, die einem für die Kunst enthusiasmierten siebzehnjährigen Herzen wohl gefährlich werden konnten. Irene wurde bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet: sie war von den Damen, die zurzeit unsre Gäste waren, nicht nur die jüngste, sondern auch die schönste, in den Künstleraugen gewiß, denn ihr Gesicht und auch die schlanke Figur hatten etwas Präraffaelitisches, wofür man damals schwärmte. Zwar glaubte ich mich auf ihre Verständigkeit durchaus verlassen zu können, war mir aber zugleich doch auch meiner Verantwortlichkeit für die Schutzbefohlene zu wohl bewußt, um mich nicht zur Vorsorge zu mahnen. Es mußte, wenn irgend möglich, verhindert werden, daß sich zwischen den gefährlichen Schwerenötern und Irene ein zu freier Verkehr bildete.

Nun befand sich unter dem Völkchen auch ein junger Bildhauer, dessen Vater ein wohlhabender Bauer im Oberbayrischen war. Er sah recht gut aus, wenn auch nicht besonders intelligent, hatte eine hohe Figur und breite Schultern, hielt sich aber selten recht gerade und wußte auch mit seinen langen Armen und knochigen Händen außerhalb des Ateliers nichts anzufangen. Da er den Kopf in der Verlegenheit, wenn er angeredet wurde, zu senken liebte, fiel gewöhnlich ein Büschel des kräftigen braunlockigen Haars auf die Stirn herab, die so noch niedriger erschien, als sie war. Er galt seinen Kameraden für ungewöhnlich talentvoll und in Zukunft vielversprechend; deshalb hatten sie sich auch freundlich seiner angenommen und ihn bei uns eingeführt, nicht ohne ihm vorher einige Lektionen über das Verhalten in der Gesellschaft erteilt zu haben, wie sie freimütig erzählten. Augenscheinlich gab Toni — ich will ihn nur beim Vornamen nennen — sich auch alle Mühe, nicht anzustoßen, aber seine Sprache klang breit, wenn er sich auch gewählt ausdrückte, und seine Manieren behielten etwas Bäuerisches, wie aufmerksam er sich auch selbst beobachten mochte.

Dieser junge Mann schien mir der ungefährlichste von allen und auch absolut ganz ungefährlich für ein hochgeborenes Fräulein von siebzehn Jahren. Es kam also darauf an, Irene auf ihn abzulenken, so daß sie sich vorwiegend mit ihm beschäftigte, und dazu fand meine weibliche Schlauheit leicht einen Weg, indem sie auf ihr gutes Herz spekulierte.

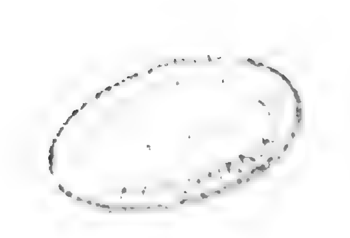
„Es ist unsre Pflicht, liebes Kind", sagte ich ihr vertraulich, „unsern Gästen den Aufenthalt bei uns möglichst angenehm zu machen. Das hat nun im allgemeinen keine Schwierigkeit, denn die meisten sorgen schon für sich selbst und sind so angenehme Gesellschafter, daß die Damen ihnen allseits gern entgegenkommen. Zu denen gehört nun aber unser Bildhauer nicht. Er ist gewiß ein braver Mensch und tüchtiger Künstler, läßt es auch an liebenswürdiger Bemühung nicht fehlen, etwas zur Unterhaltung beizutragen und sich für jedes freundliche Wort dankbar zu beweisen — seine Unbeholfenheit erschwert es ihm aber doch sehr, mit den andern gleichen Schritt zu halten, und so sehe ich ihn oft mit übereinandergeschlagenen Armen allein stehen oder bei dem Gespräch unbeteiligt, weil sich eben niemand um den noch immer etwas bäuerischen Gesellen bekümmert. Ich weiß nicht, ob er selbst da etwas vermißt, bilde mir aber ein, daß ich mitunter auf seinem Gesicht einen traurigen Zug bemerke, als bedauerte er, keine bessere Erziehung genossen zu haben. Du bist ein gutes Mädchen, und ich wende mich gewiß nicht vergeblich an dich mit der Bitte, du möchtest dich seiner gütig ein bißchen annehmen und ihn in die Gesellschaft mehr hineinziehen. Es mag ja kein Vergnügen sein, einen Bären tanzen zu lehren, aber mir würde ein Gefallen damit geschehen, wenn unser liebes Haustöchterchen seine Kräfte an ihm versuchte. Ich stelle dir da eine Aufgabe, mit der ich keine andre von unsern Damen betrauen könnte. Das bedenke und sei mir nicht böse."

Irene ging sofort bereitwilligst auf meine Wünsche ein. Sie versicherte, der arme Mensch, der doch für seine mangelhafte gesellschaftliche Erziehung nichts könne, habe ihr auch öfters schon leid gethan, und sie würde gewiß schon unaufgefordert sich mehr mit ihm beschäftigt haben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, damit aufzufallen. Wisse sie nun, daß sie ein mir wohlgefälliges Werk thue, so solle es ihr ganz gleichgültig sein, wenn man über ihre Menschenfreundlichkeit spotte. „Von jetzt ab gehört er mir," fügte sie gutgelaunt hinzu.

Und sie hielt Wort. Von jetzt ab hatte sich der Bildhauer über geringere Beachtung nicht mehr zu beklagen. Er wurde von ihr begrüßt, als ob sein Kommen uns ganz besonders angenehm sein müßte, munter nach allem ausgefragt, was er in seinem Atelier und sonst getrieben hatte, den andern Hausgenossen und Gästen zugeführt und ihnen nicht eher überlassen, bis ein Gespräch eingeleitet war, sofort aufgesucht, wenn er wieder allein stand, bei der Tafel gut plaziert und durch die Auszeichnung, die ihm seitens der Haustochter zu teil wurde, in die angenehme Lage gebracht, auch von der übrigen Gesellschaft mit Aufmerksamkeit behandelt zu werden. Die Veränderung, die sein ganzes äußeres Wesen dadurch erfuhr, war geradezu erstaunlich. Anfangs etwas mißtrauisch und verlegen tastend, ob man sich einen



Schiffspanzerblocks. (Text S. 341.)



Scherz mit ihm erlaube, fand er sich bald in die Rolle, deren er zu seiner Ueberraschung anscheinend ganz ernstlich gewürdigt wurde, und legte es nun sichtlich darauf an, seine Schüchternheit zu bezwingen, seine Ecken abzuschleifen und sich den Damen, besonders natürlich Irene, in jeder Weise gefällig zu zeigen. Tonis Haltung wurde aufrechter und freier, sein Gesicht erhielt einen frischeren Ausdruck, seine Augen gewannen mehr Leuchtkraft, und mitunter umspielte sogar ein schalkhaftes Lächeln die roten Lippen, wenn er sich beim Zuhören auf eine Antwort vorbereitete. Er fühlte sich jetzt, ohne daß doch seine Bescheidenheit nachließ. Er wechselte wohl noch immer leicht die Farbe, wenn ihm ein Eindruck unvermutet kam, aber er faßte sich schneller; es dauerte noch immer, wenn er zu sprechen anfing, eine Weile, bis er in das richtige Fahrwasser kam, aber er stotterte nicht mehr. Ich möchte behaupten, seine Kleider saßen ihm anders, obgleich es dieselben waren; er überraschte uns sogar durch Handschuhe, die ihm wirklich paßten.

Irene war sehr glücklich über ihre Verwandlungskünste und betrieb sie um so eifriger, so daß ich endlich warnen mußte, nicht zu viel zu thun. Er könnte eitel werden! „Ihr beurteilt ihn ganz unrichtig," sagte sie mir einmal, als wir vertraulich über ihn sprachen. „Er war gar nicht so ungelenk, als er schien, wagte nur nicht, von sich den rechten Gebrauch zu machen. Ich habe nichts in ihn hineingelegt, es war alles da, nur gebunden, wenn nicht gar eingeschnürt. Er sah sehr gut den Unterschied zwischen sich und andern, und nur weil er fürchtete, etwas Ungeschicktes zu thun, oder weil er zu wissen glaubte, daß man nun schon von ihm nur etwas Ungeschicktes erwarte, hielt er sich lieber ganz zurück, immer noch zufriedener damit, unbeachtet zu bleiben, als ausgelacht zu werden. So hat er mir's selbst erklärt. Er spricht sehr gut, wenn er wirklich etwas zu sagen hat, und man wundert sich immer von neuem, wie viel Kenntnisse und Beobachtungen er aufgehäuft hat; man muß ihm nur zeigen, daß man gern zuhört, sonst behält er's lieber für sich. Das ist sein Bauernstolz, sagte er, sich keinem aufzudrängen. Uebrigens hat er bei aller Bescheidenheit ein starkes Selbstbewußtsein als Künstler. Nicht daß er jetzt schon fertig zu sein meinte; aber er hat zu sich das gute Vertrauen, daß er einmal etwas nicht Gewöhnliches leisten wird. In seiner Familie war die Kunstübung stets zu Hause, und ein Onkel von ihm ist ein berühmter Bildschnitzer. Ich bin gegen ihn ganz dumm, lerne aber viel von ihm und muß ihm dafür dankbar sein. So gleicht sich's aus, was wir füreinander thun, und eitel zu werden, weil ich mich gern mit ihm beschäftige, hat er gar keine Veranlassung. Du glaubst nicht, wie unbedeutend ich mir gegen so ein Genie vorkomme."

Das war sicher so ihre ganz aufrichtige Meinung über sich und ihn. Es hätte aber doch wohl mit Wunderdingen zugehen müssen, wenn ein junger Mann, mochte er sich auch noch so sehr als Künstler fühlen, nicht wenigstens teilweise den Umstand, daß eine hübsche junge Dame sich um ihn bekümmerte, seiner persönlichen Anziehungskraft auf Rechnung gesetzt hätte. Ich täuschte mich darin sicher nicht, daß bald ein wärmeres Gefühl als das der Verehrung sich bei ihm zu regen begann und ihn bestimmte, nun auch seinerseits eine Annäherung zu suchen, die den Unterschied der gesellschaftlichen Stellung unbeachtet ließ. Er wäre ja auch ein rechter Stockfisch gewesen, wenn er sich in den guten Engel, der ihn so freundlich leitete, nicht ein bißchen ganz menschlich verliebt hätte, und ich nahm es ihm daher gar nicht übel, daß er mitunter recht schwärmerisch zu ihr hinübersah, bei der Begrüßung ihre Hand ein paar Sekunden länger als notwendig in der seinen behielt, eine Blume von der Farbe ihrer Bandschleifen ins Knopfloch steckte und nach einem Spaziergang durch den am See gelegenen Garten bei Sonnenuntergang oder Mondschein mit rotem Kopf zurückkam. Das war wohl nicht gefährlich für ihn, und für Irene gewiß nicht, sollte es ihr auch nicht unbemerkt bleiben und ein wenig schmeicheln. Ich hielt es für selbstverständlich, daß ihr der Gedanke ganz fern lag und niemals nahe kommen könnte, dieser Bauernsohn dürfe ihrem Herzen etwas bedeuten. Die geborene Aristokratin verleugnet sich nicht.

Nach einiger Zeit fragte Irene mich, ob ich wohl erlauben möchte, daß Herr Toni eine Büste von ihr modelliere. Er habe sie sehr darum gebeten, ihm zu sitzen. Sie habe gemeint, ihr Gesicht eigne sich gar nicht zur plastischen Darstellung, er aber habe dies eifrig bestritten und auf eine Probe gedrungen. Es solle eine aus unsrer kleinen Gesellschaft gezogene Jury demnächst darüber entscheiden, ob das Werk eines Gipsabgusses würdig sei. „Wäre das," sagte sie lachend, „so habe ich ihm versprochen, in die Lotterie zu setzen und mich, wenn ich gewinne, für dich, mein bestes Tantchen, in Marmor aushauen zu lassen."

So spaßhaft sie die Sache nahm, hatte ich gar kein Arg dabei und gab gern meine Erlaubnis. Ich räumte sogar einen gut beleuchteten Gartenpavillon zum Atelier ein und versprach, dort solle einmal die Marmorbüste ihren Platz erhalten. Und mehr noch: da er doch nur vormittags ungestört arbeiten konnte und es ihn sehr versäumte, wenn er von München dazu herüberkam, lud ich ihn ein, für eine Woche ganz nach der Villa überzusiedeln und so lange unser Logiergast zu sein. Dabei konnte sich niemand etwas denken, der von künstlerischer Arbeit einen Begriff hatte, und in dieser Lage befand sich ja unsre ganze Gesellschaft.

Irene war sehr glücklich und küßte mir zehnmal die Hände. Nun Toni sich so ungestört seinem Werk hingeben könne, werde sie gewiß sehr schön werden, meinte sie. „Das heißt," fügte sie kichernd hinzu, „ich habe mir's ernstlich verbeten, daß er von der Natur auch nur um ein kleines

abweicht und mich zu verbessern bemüht ist. Unter schön verstehe ich gut. Und er ist auch ein viel zu ernster Künstler, um sich auf solche Retouche einzulassen. Die Form thut's freilich nicht allein, äußerte er, man muß auch versuchen, den geistigen Ausdruck hereinzubringen, der immer von innen kommt und nur als ein Innerliches angeschaut werden kann. So ist die photographische Genauigkeit nichts und die lebendige Gestaltung alles. Hat er da nicht recht?"

Die Sitzungen dauerten meist stundenlang und schienen Irene gar nicht zu ermüden. Manchmal konnte ich, wenn ich im Pavillon meinen Besuch machte und das Frühstück zutrug, kaum einen Fortschritt der Arbeit erkennen, nachdem die Figur einmal in den Grundzügen festgelegt war. „O, es fehlt noch alles Wesentliche," versicherte er dann, „ich taste so herum und treffe das Richtige nicht gleich. Oft wische ich am andern Tage aus, was ich am vorigen hinzugebracht habe. Es genügt mir noch immer nicht." Irene war ehrlich genug, einzugestehen, daß sie auch oft miteinander plauderten und die Arbeit darüber vergessen werde.

Die Woche ging vorüber, ohne daß die Thonbüste fertig war. Ich gab einen, den zweiten und den dritten Tag zu. Es schien mir, daß noch eben so viele Wochen würden vergehen können und doch von Toni nicht die Meldung zu erwarten wäre, es sei die letzte Sitzung gewesen. Zudem kam mir das Benehmen beider in der jüngsten Zeit sehr verändert vor. Ich hätte mir manchmal einbilden können, daß sie miteinander böse wären, so trotzig-finster sah er und so verlegen-melancholisch sah sie aus, wenn ich mich, was nun öfter geschah, im Pavillon blicken ließ oder sie von dort zum Mittagessen kamen. Anfangs hörte ich sie schon von weitem in lebhafter Unterhaltung und mit hellem Lachen durch den Garten gehen; jetzt schienen sie sich am liebsten schweigend zu verhalten und das Lachen ganz verlernt zu haben. So auch bei Tisch. Toni war meist bleich und ging wieder so gebückt wie früher; Irene wechselte oft ohne jeden ersichtlichen Grund die Farbe und mußte angestoßen werden, wenn man bemerkt sein wollte. „Ja, was ist denn das?" dachte ich. Es wird Zeit, diesem Zusammensein unter vier Augen ein Ende zu machen. Ich fragte also gar nicht weiter, sondern erklärte, am nächsten Tage werde die Jury in ihr Amt treten. Toni nickte düster, und Irene hatte Thränen in den Augen.

An diesem letzten Vormittag dauerte die Sitzung nur eine Stunde. Irene kam allein zurück und begab sich sogleich in ihr Zimmer, Toni räumte den Pavillon auf und bereitete die Besichtigung vor. Die Hilfe eines Dieners lehnte er ab; er selbst aber trug aus dem Garten ein schweres Postament herein, von dem er die Figur abgehoben hatte, und dann auch Topfgewächse, die er sorglich auswählte, ließ sich zuletzt einen Teppich geben und verschwand damit. So arbeitete er bei geschlossener Thür bis zum Mittag.

Ich hatte unsre Münchener Freunde wissen lassen, was bevorstand, das Ereignis wurde mit komischer Wichtigkeit behandelt; man scherzte und lachte über die Vorschläge, die gemacht wurden, die Feierlichkeit zu erhöhen. Die Maler stellten aus Tüchern turbanartige Mützen und aus Papier breite Krausen her, mit denen die Mitglieder der Jury ausstaffiert werden sollten. Blumensträuße wurden an Gartenstäbe gebunden, die als Marschallstäbe zu dienen hatten. In geordnetem Zuge gingen wir nach dem Pavillon. Als wir eintraten, sahen wir vor der Seitenwand, auf die das Fensterlicht fiel, aus dem Teppich und den Topfgewächsen eine Nische hergestellt, in welcher die Büste auf dem Postament stand. Ein lautes „Ah!" der Bewunderung wurde von allen Seiten hörbar und setzte sich fort, sobald neue Paare eintraten. In der That war das Köpfchen erstaunlich fein modelliert, die Aehnlichkeit sprechend und doch über das schöne Gesicht ein Hauch von Poesie ausgegossen, der die Wirklichkeit adelte. Man konnte sich nicht genug thun in Lobeserhebungen, die jedoch der abgewendet zur Seite stehende Bildhauer kaum zu beachten schien. Man sah sich nach Irene um; sie war im Hause zurückgeblieben. Natürlich erklärte die Jury einstimmig das Werk für wohlgelungen und der Erhaltung wert. Die Korona klatschte Beifall. Lange konnten wir uns von dem Pavillon nicht trennen.

Irene ließ sich nun zwar in der Gesellschaft blicken und nahm Gratulationen in Empfang, verschwand aber bald. Sie flüsterte mir zu, sie habe Kopfweh und müsse allein sein. Toni hatte sich, wie ich hörte, eine große Weinkiste aus dem Keller bringen lassen und war damit beschäftigt, das wieder in nasse Tücher geschlagene Modell zu verpacken. Er wollte es gleich mitnehmen, sobald das Schiff käme, hatte er gesagt; die Kiste solle nach der Ladebrücke getragen werden. In der That verabschiedete er sich von uns zur angegebenen Zeit, ohne am Abendessen teilzunehmen. Er müsse den Transport beaufsichtigen, versicherte er, damit die Kiste auf dem Schiff und der Bahn gut behandelt und dann noch denselben Abend nach seinem Atelier gebracht werde. Er bemühte sich heiter zu erscheinen, fiel aber immer rasch wieder in einen frostigen Ton und dankte mir auch etwas bärbeißig für alle Freundlichkeit, die ich ihm erwiesen und für die er mir sein Leben lang dankbar bleibe. Als ich ihn bat, sich bald wieder bei uns sehen zu lassen, warf er achselzuckend den Kopf auf und wendete sich schweigend ab. Sein „Adieu!" klang wie ein Seufzer aus schwerer Brust.

Da war also etwas nicht in Ordnung. Was hatte ich angerichtet mit meiner klugen Vorsicht? Irene sollte vor der Gefahr bewahrt werden, Feuer zu fangen, und gerade der sorgsam gewählte Ableiter erwies sich als das Zündholz, das nicht nur selbst in Brand geriet, sondern ihn auch mitteilte. Offenbar standen bereits beide Herzen lichterloh in Flammen und konnte gar nicht schnell

genug ein kalter Wasserstrahl dazwischenfahren und sie auslöschen. Noch denselben Abend, nachdem die Gäste uns verlassen hatten, ging ich zu Irene hinauf, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen und je nach Umständen zu handeln.

Sie lag mit aufgelöstem Haar auf dem Sofa und hatte, wie ich trotz der verschleierten Lampe bemerken konnte, rotverweinte Augen. — „Nun, wie geht es dir denn?" fragte ich, die Hand auf ihre heiße Stirn legend.

„Ach, Tantchen — mir ist zum Sterben zu Mut," seufzte sie.

„Also der Kopfschmerz noch nicht vorüber?"

„Wenn das alles wäre! Aber morgen wird's nun ebenso sein — und alle Tage ebenso . . ."

„Hör mal, Kindchen," sagte ich nun erregt, „das gefällt mir gar nicht. Was hat's denn gegeben? Der Toni hat sich auch so sonderbar verabschiedet und mit einem kläglichen Seufzer empfohlen. Ich will nicht fürchten —"

Irene stand auf und fiel mir um den Hals. „Ach, Tantchen," schluchzte sie, „es ist ein Unglück, ein schweres Unglück!"

„Was denn?" fragte ich bestürzt.

„Wir beide lieben einander, der Toni und ich."

„Und das habt ihr euch wohl gar gestanden?"

„Ja — es kam so, wir wußten selbst nicht wie — obgleich es eigentlich gar nicht nötig gewesen wäre, da wir längst im Herzen einig waren. Aber das nun vom andern bestätigt zu hören, welche Seligkeit! Und seine Küsse —"

„Unglückskind!" rief ich. „So weit ist's gekommen? Seid ihr denn ganz von Sinnen gewesen? Bedenke doch: er und du! Daraus kann ja im Leben nichts werden."

Sie weinte heftiger und zitterte am ganzen Leibe. „So verständig sind wir doch schon selbst, liebstes Tantchen," sagte sie, immer bemüht, die Thränen zu trocknen, die doch unaufhaltsam rannen, „so verständig sind wir doch schon selbst, einzusehen, daß daraus nichts werden kann, und wir haben's auch so besprochen. Er ist ja ein Bauernsohn und wird zwar einmal ein großer Künstler und vielleicht Professor werden, hat doch aber zur Zeit nichts, als was sein Vater ihm giebt, und muß noch lange lernen und kann es gar nicht wagen, mich, ein geborenes Freifräulein, durch ein Versprechen binden zu wollen. Das sind seine eignen Worte. Und ich —! Ein so junges Ding von siebzehn Jahren — ganz abhängig von den Meinigen, jetzt von meinem Vater und später von meinem Bruder — nicht einmal reich — und wirklich ein geborenes Freifräulein — ach Gott, ach Gott! das ist ja alles nicht fortzuleugnen und steht zwischen uns wie eine riesige Wand. Deshalb ist es ja so ein entsetzliches Unglück, daß wir einander lieben. Ach Gott, der arme, arme Toni —! Und ein bißchen zu bedauern bin ich doch auch."

Sie lehnte sich an meine Brust und schluchzte wieder recht jämmerlich. Sie that mir sehr leid, aber ich mußte doch in mich hinein lächeln über diese wunderliche Mischung von altkluger Verständigkeit und idealistischer Schwärmerei. — „Ja, wenn ihr das alles wußtet," konnte ich mich doch nicht enthalten einzuwenden, „warum habt ihr's denn so weit kommen lassen? Das war namentlich von deiner Seite recht unvorsichtig, liebes Kind."

Irene richtete sich auf und maß mich mit einem stolzen Blick. „Als ob das in irgend eines Menschen Gewalt steht," sagte sie, „ein solches Gefühl zu beherrschen und ihm willkürlich Schranken zu setzen! Das ist's ja, daß man gar nicht stark sein will und gar keine Bedenken achtet, bis der große Augenblick da ist, der uns selig macht. So hab' ich's an mir erfahren, und Toni ist es ebenso ergangen. Hinterher freilich kommt die Vernunft, und dann ist's zu spät. Aber wie jämmerlich müßte man sich fühlen, wenn sie zur rechten Zeit gekommen wäre! Ich bereue nichts, und Toni bereut auch nichts."

„Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wie ihr euch die Sache in Zukunft denkt," bemerkte ich etwas kleinlaut.

„Wir haben Abschied voneinander genommen," antwortete sie, „als ob wir uns nie wiedersehen werden. Toni wollte nicht, daß ich mich bände. Er ist ein so ehrenhafter Mensch! Wir werden auch keine Briefe wechseln, weil's doch nur heimlich geschehen könnte. Die Hoffnung geben wir nicht auf, daß das Schicksal es gut mit uns meinen wird, gewiß nicht! Aber wir wollen geduldig warten, bis das geschieht. Was könnte ich auch andres thun? Und er? — Nun, er will fleißig sein und sich in seiner Kunst vervollkommnen und versuchen, ein Meister zu werden, der viele Meister überragt. Dann fragt man wohl nicht danach, ob er in einer Bauernstube das Licht der Welt erblickt hat, oder rechnet es ihm gar zu besonderem Verdienst an, daß er's trotzdem so weit brachte."

„Auch deine Eltern?" warf ich mit scharfer Betonung ein. Sie schwieg betroffen, und ich fuhr milder und ihr die Wangen streichelnd fort: „Mein liebes Kind, was der jugendliche Unverstand nun einmal verbrochen hat, ist nicht mehr zu ändern. Ich will dich mit Vorwürfen verschonen, da ich ja auch sehe, daß du selbst schon vernünftige Entschlüsse gefaßt hast. Gehe nun aber auch noch einen Schritt weiter und mache dir's klar, daß die Hoffnung, der du dich jetzt sehr begreiflich hingiebst, trügen muß. Die Verhältnisse sind zu verschieden. Es wird dir ja einen großen Schmerz bereiten, deiner ersten Liebe zu entsagen; je schneller du dich jedoch überzeugst, daß dies eine Notwendigkeit ist, um so mehr wird er an Heftigkeit abnehmen. Das ist eine Mahnung, die heute vielleicht noch zu früh kommt, aber ich kann dir für dein Vertrauen gar nicht besser danken, als indem ich dir gleich ganz offen meine Meinung sage. Und nun weine nicht mehr und verschlafe deinen Kummer."

Sie weinte nicht mehr, erwiderte aber auch meine Küsse und Liebkosungen nicht, sondern schien

wie erstarrt zu sein. Ich erwartete, daß sie sich am andern Tage nochmals gründlicher aussprechen werde. Das geschah doch nicht. Es war, als ob zwischen uns gar keine Aussprache stattgefunden hätte. Und so blieb es auch weiter; von Toni war gar keine Rede mehr. Er ließ sich auch bei uns nicht wieder sehen. Ich meinte, er würde wenigstens die Gipsbüste selbst überbringen; aber nach einigen Wochen langte eine Kiste an, die sie enthielt, und es fehlte jedes Begleitschreiben. Irene, die sich zum erstenmal wieder sehr erregt zeigte, bat mich, sie allein im Pavillon auspacken zu dürfen, in dem das Postament noch stehen geblieben war. Viele Stunden blieb sie fort, und dann sagte sie: „Behalte das als ein Andenken von mir und gönne ihm da den Platz — ich will mich nicht wieder sehen."

Sie betrat auch wirklich den Pavillon nicht mehr. Nach kurzer Zeit reiste sie in ihre Heimat zurück. —

In den nächsten Jahren wechselten wir Briefe, aber durchaus nicht so häufig, als ich's bei unserm freundschaftlichen Verhältnis vorausgesetzt hatte, und auch nicht so intim. Irene schrieb immer warm und zärtlich, oft zwei und drei Bogen, aber von dem, was so recht eigentlich ihr kleines Herz anging, stand nichts darin. Nicht ein einziges Mal nannte sie den Bildhauer oder erinnerte sie auch nur an die Zeit, in die ihr Erlebnis fiel. Ich hätte mir leicht einreden können, daß sie zu der Einsicht gekommen wäre, die ganze dumme Geschichte würde am besten begraben und vergessen; leider kannte ich sie nur zu gut, um mir nicht doch einwenden zu müssen, daß sie mit mir nur Verstecken spiele und sicher mein Vertrauen für die Mitteilung andrer Herzensangelegenheiten in Anspruch nehmen würde, wenn sie sich frei fühlte. Ich mochte aber noch so verständliche, wenn auch zarte Andeutungen machen, sie blieb jede Antwort schuldig, und das gerade mußte mir bedenklich scheinen. Ihre Schwestern verlobten und verheirateten sich, die eine an einen hohen Beamten der Statthalterschaft, die andre an einen Reiteroffizier aus einer der ersten Familien des Landes. Ich konnte nicht zweifeln, daß es auch ihr an passenden Anträgen nicht fehlte, aber sie schrieb davon gar nichts, als wäre so etwas nicht der Rede wert oder als scheute sie sich, mir den wahren Grund der Abweisung zu nennen. Toni ließ sich hin und wieder bei uns blicken, wenn wir uns in der Stadt aufhielten, vielleicht mehr, um einer Anstandspflicht zu genügen, als weil es ihn zu uns zog, vielleicht auch in der Hoffnung, gelegentlich von Irene etwas zu erfahren, nach der er sich doch nie erkundigte, was ich ihm hoch anrechnete. Er bewies auch sonst bei aller bäurischen Unbeholfenheit, die jetzt wieder sehr merklich wurde, viel natürliches Taktgefühl und sogar zarte Rücksichtnahme. Brauchte er nicht zu sprechen, so sprach er sicher nicht; er war aber oft auch ein sehr zerstreuter Zuhörer. Ich konnte es immer seinen Augen ansehen, ob seine Gedanken abschweiften. Wohin, das ließ sich nicht erraten. Er arbeitete sehr fleißig und erhielt für eine Gruppe, in der eine weibliche Figur leise an Irene erinnerte, den Italienpreis. Fast zwei Jahre verlebte Toni nun in Rom. Dann kam er wieder, schon ein sehr namhafter Künstler, und besuchte uns auch. Sein melancholisches Wesen mußte mir auffallen. „Soll man nicht traurig werden," äußerte er sich ablenkend, „wenn man erkennt, wie weit ab man von den Meisterleistungen der Alten ist? Ich muß sie mir erst wieder aus dem Sinn bringen, um den Mut zu eignen Schöpfungen zu gewinnen. Den jugendlichen Leichtsinn, mich gleich an das Höchste zu wagen, habe ich nicht mehr; ich werde mich bemühen müssen, langsam aufzusteigen, um nur erst wieder so hoch zu kommen, als ein glücklicher Wahn mich gehoben hatte." Das letzte klang etwas mysteriös, und ich hütete mich wohl auszusprechen, welche Deutung ich ihm gab.

Im vierten Sommer nach Irenes Abreise überraschte uns ihr Vater, der Majoratsherr, durch seinen Besuch. Ich hatte ihn früher wohl ein paarmal gesehen, kannte ihn aber doch nur sehr oberflächlich, da er schwer aus sich herausging und mit Recht für ungesellig galt. Ich wußte, daß er ganz Landwirt war und sich ungern von seinem Stammsitz entfernte. Um so mehr wunderte es mich, daß er sich, noch dazu im Sommer, von Hause getrennt hatte. Er sprach erst von einer Badekur in Kissingen, die ihm sehr nützlich sein könnte, aber ich merkte bald, daß sie doch nur vorgegeben war, da er nicht einmal sicher schien, für welches Uebel er eigentlich Heilung erwartete. In seiner geraden und etwas polternden Weise sagte er denn auch endlich: „Ich will Ihnen nur gestehen, verehrte Frau Schwägerin, daß ich Irenes wegen zu Ihnen komme. Sie ist von jeher mein Liebling gewesen und nur noch allein zu Hause, das hübscheste, liebenswürdigste und klügste von meinen Mädels, und gleichwohl nichts als ein Häufchen Unglück. Am liebsten hockt sie auf ihrem Zimmer, liest allerhand Bücher aus der alten Schloßbibliothek, die einmal ihre Ur-Urgroßmütter unterhalten haben mögen, oder träumt zum Fenster hinaus. Manchmal spricht sie den Tag über keine drei Worte, und es setzt mich schon gar nicht mehr in Erstaunen, wenn sie plötzlich ohne jeden erkennbaren Grund die Augen voll Thränen hat. Regelmäßig hab' ich meine Frau mit den Töchtern im Winter nach Wien geschickt, und es hat ihnen da an Vergnüglichkeiten aller Art wahrlich nicht gefehlt. Die beiden älteren haben sich denn auch trefflich amüsiert und gar nicht genug von Ball, Theater und Konzert bekommen können; Irene hat das alles so ohne rechte Beteiligung mitgemacht und im letzten Winter ganz gestreikt. Ihre Schwestern haben geheiratet, und sie hätte vor ihnen unter der Haube sein können, aber Grafen und Barone haben sich umsonst um sie bemüht. Und da wir ihr nun eindringliche Vorstellungen machten —

was denken Sie, was sie geantwortet hat? Sie warte auf einen, den sie liebe; und wenn der nicht komme, so wolle sie lieber in's Kloster gehen und Nonne werden. Irene Nonne! — ich bitte Sie, Frau Schwägerin. Sie hat gar keine Anlage zur Frömmigkeit, ist freidenkend und besucht nicht einmal die Kirche öfter, als es die Anstandspflicht erfordert. Wie kann sie eine Nonne werden, ohne sich fürs ganze Leben unglücklich zu machen? Und ich will auch mit dem Kloster nichts zu thun haben. Hat man eine Tochter darin, so soll man selbst ein heiliger Mann werden und mit Stiftungen nicht sparen; das Geld läßt sich aber heutzutage nützlicher anwenden, wenn man es nicht in die tote Hand legt. Ich bin dem Kinde gut, sehr gut, und will nicht, daß es seinen Eltern künftig zur Last legt, sein Wohl schlecht bedacht zu haben. Was ist das mit dem, den Irene zu lieben behauptet und auf den sie warten will? Wir wissen nichts von ihm und müssen glauben, daß hier am Starnberger See vor vier Jahren etwas gespielt hat, denn so lange reicht das sonderbare Wesen des Mädchens zurück. Wissen Sie etwas, Frau Schwägerin, so würde ich Ihnen herzlich dankbar sein, wenn Sie mich auf die richtige Fährte brächten. Ich will wahrhaftig nur Irenes Glück."

Das alles kam mir überraschend und auch wieder nicht. Das letzte Ansinnen glaubte ich ablehnen zu müssen. Wüßte ich etwas, so könnte ich es doch nur durch Irene selbst erfahren haben. Ihr Vertrauen zu täuschen, könnte ich mich auch in diesem außerordentlichen Falle nicht entschließen.

„Sie dürfen über diesen Punkt ganz beruhigt sein, verehrte Frau Schwägerin," erwiderte er. „Ich habe natürlich Irene scharf zugesetzt, daß sie ein Geständnis machen solle, und da hat sie mich schließlich ganz ausdrücklich an die Tante verwiesen. Deshalb eben bin ich zu Ihnen gekommen."

Das war etwas andres. Ich führte ihn also zunächst nach dem Pavillon und zeigte ihm die Büste. — „Wie finden Sie dieses Werk?" fragte ich. Er staunte es an, als ob er einen Geist gesehen hätte, und ließ sich dann, nachdem er sich in das Unerwartete gefunden, sehr lobend über die Arbeit aus. Ich sprach nun von dem jungen Bildhauer und erzählte nach und nach, wie alles gekommen sei und ganz verständig geendet hätte. „Ganz verständig!" rief er. „Ja, da traue nur einmal einer dem jungen Volk. Ich hoffe, daß es bei Ihrem Toni geheißen hat: aus den Augen, aus dem Sinn. Künstler haben ein leichtes Gemüt. Bei dem Fräulein sitzt das natürlich fester, ist doch aber dummes Zeug. Aufrichtig gesagt, ich freue mich, daß es so absolut dummes Zeug ist. Dagegen wird sich ja unschwer etwas ausrichten lassen. Meinen Sie nicht auch?"

Ich war nicht ganz so zuversichtlich. Habe sich das dumme Zeug einmal so tief eingenistet, wie ich jetzt zu meinem Schrecken erfahre, so werde man's mit Vernunftgründen oder Spott schwerlich austreiben können. Mein Schwager wünschte nun, erst einmal den jungen Mann kennen zu lernen. Ob ich ihm dazu nicht behilflich sein könne? Das Einfachste sei, meinte ich, er suche ihn in seinem Atelier auf. Das wollte er doch nicht; es komme ihm zu absichtlich vor. Ich erbot mich nun, den Bildhauer mit andern Hausfreunden zu Ehren des Besuchs einzuladen, womit er ganz einverstanden war.

Toni kam. Ich hatte ihn nicht wissen lassen, wen er finden würde, und erschreckte ihn nun offenbar bei der Vorstellung. Mein Schwager sagte ihm, daß er durch die Büste seiner Tochter aufs angenehmste überrascht worden sei, und gab sich auch sonst mit ihm viel freundliche Mühe. Sei es nun aber, daß Toni sich unsicher fühlte, weil er nicht wußte, wie weit etwa der Freiherr sonst unterrichtet sei, oder daß es ihm unlieb war, an eine Thorheit des Herzens erinnert zu werden, jedenfalls benahm er sich noch ungeschickter als gewöhnlich, gab verdrießliche Antworten und ließ sich auch den ganzen Abend aus seiner Ecke nicht herausziehen. Ich wunderte mich nicht, daß mein Schwager sich dann sehr ungünstig über ihn äußerte. „Ein ganz hübscher Mensch," sagte er, „aber ein rechter Püffel. Ich begreife nicht, wie Irene sich in den hat verlieben können."

Zwei Tage lang überlegte er, was zu thun sei. Dabei schien er mir immer vergnügter zu werden, und endlich setzte er sich mit der Zigarre auf den Balkon zu mir und kramte seine Weisheit aus. „Ich hab's nun, liebe Schwägerin," versicherte er, mit den kleinen Augen blinzelnd, „die Sache ist durchaus nicht dazu angethan, ernst genommen zu werden. Als das passierte, war Irene sehr jung, noch ein halbes Kind. Da erklärt sich's, daß sie dem jungen Künstler, der ihr doch wohl ungewöhnlich interessant erscheinen konnte und sich um sie mehr als ein andrer bemühte, gleich ihre Neigung zuwendete. Deshalb will ich sie gar nicht schelten. Vielleicht wäre der kleine Roman rasch beendet gewesen, wenn sie sich nur noch ein paar Wochen Zeit gelassen hätte, den Gegenstand ihrer kindlichen Schwärmerei zu beobachten und sich ihres übereilten Geständnisses zu schämen. Nun brach sie in einem Uebermaß von Verständigkeit, das doch für die junge Dame, als die sie sich fühlte, recht bezeichnend ist, sogleich ab und trennte sich von dem Manne, der sie eben erst durch eine Liebeserklärung beglückt hatte, in der Absicht, ihn nicht wiederzusehen, bis er um ihre Hand anzuhalten wagen könne, ihm aber so lange ihre Neigung zu bewahren. So blieb er also für ihr Gefühl gleichsam auf demselben Punkt stehen, auf dem sie von ihm Abschied genommen hatte, unveränderlich und unverschiebbar. Es wurde für sie zu einer fixen Idee, daß sie diesen Menschen, den sie geistig vor Augen hatte und dessen Worte sie immer zu hören glaubte, wie sie damals gesprochen waren, liebte und keinen andern lieben könnte. Bei ihrem schon krankhaften Eigensinn wird sie an dieser Vor-

stellung festhalten und sich immer ausschließlicher in sie versenken, solange sie keine Möglichkeit hat, sie erfahrungsmäßig zu berichtigen. Nun sind aber Jahre vergangen, gerade diejenigen Jahre, in denen die weibliche Entwicklung die stärksten Fortschritte zu machen pflegt. Irene ist in Wirklichkeit eine ganz andre geworden, hat in der großen Welt gelebt, ist bei Hof eingeführt, hat nur mit Personen ihres Standes und ihrer Bildung verkehrt, weiß ihre Schwestern in die ersten Familien des Landes verheiratet und steht unter dem Einfluß von Anschauungen, die ganz von selbst auch die ihrigen werden mußten, so wenig sie es wird zugeben wollen. Der Bildhauer wieder ist zwar auch vier Jahre älter geworden, aber doch immer ungefähr in denselben Verhältnissen geblieben, in demselben Umgangskreise mit Künstlern festgehalten worden und, wenn ich nicht sehr irre, damals sogar persönlich liebenswürdiger gewesen als jetzt. Sicher war der Eindruck des kleinen Erlebnisses auf den Mann nicht entfernt so stark als auf den weiblichen Teil. Offenbar hat er sich sehr rasch überzeugt, daß es ja eine bare Tollheit sein würde, eine so aussichtslose Sache ernst zu nehmen und sich damit das Leben zu verkümmern. So sind beide in Wirklichkeit weit auseinandergekommen."

Der alte Herr machte endlich eine Pause und setzte seine Zigarre wieder in Brand, die während dieser langen Rede ausgegangen war, nicht ohne von Zeit zu Zeit zu mir hinüberzublicken und sich der Wirkung zu versichern. — „Und was schließen Sie nun aus alledem?" fragte ich, noch keineswegs mit mir über seine Meinung einig.

„Daß wir gar nichts Klügeres thun können," antwortete er, die dichten Augenbrauen schlau in die Höhe ziehend, „als die beiden möglichst bald einmal wieder zusammenzubringen."

„Ah!" rief ich verwundert. „Das überrascht mich wirklich. Ich bin begierig —"

„Liebste Frau Schwägerin," fiel er eifrig ein, „das Mittel verspricht den besten Erfolg. Denken Sie doch nur, daß sie einander vier Jahre lang nicht gesehen haben und sich ganz verändert wiederfinden. Jeder phantastische Ausputz fällt fort. Sie haben sich, so nahe sie auch einander traten, doch nur sehr obenhin kennen gelernt und sind sich nicht nur fremd geworden, sondern müssen einander auch durch die Erinnerung an eine jugendliche Uebereilung genieren. Es ist verzeihlich, wenn ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, noch dazu ein heißblütiger Künstler, sich einem kaum dem Backfischalter entwachsenen Fräulein gegenüber eine Dreistigkeit erlaubt, deren er sich nicht einmal voll bewußt wird, aber sehr unwahrscheinlich, daß ebenderselbe, nachdem er reif geworden und sich ein Stück Welt angesehen, zu der vornehmen jungen Dame anders als mit respektvollen Blicken aufzuschauen wagt, — wenn er sich überhaupt um sie kümmert. Und die jetzt sehr verwöhnte Irene müßte ja gar keine Augen haben, wenn sie in diesem plumpen Gesellen ihr Traumbild noch wiedererkennen sollte. Und bedenken Sie gütigst auch dies: sobald ich ernst widerspreche und sogar Zwang zu gebrauchen drohe, verstärke ich nur den Trotz, der durchaus die Einbildung festhalten will und sie immer mehr idealisiert. Wenn ich die Schranken weit öffne, um den beiden Gelegenheit zur Begegnung zu schaffen, gebe ich ihnen die Freiheit, einander zu sehen, wie sie in Wirklichkeit sind. Und die natürliche Folge? Erst Ueberraschung, dann Enttäuschung, endlich Berichtigung der Wertschätzung nach den realen Unterlagen und entweder gänzlicher Rückzug oder gesellschaftlicher Verkehr in den üblichen Formen, die zu nichts verbinden. Nur so kann Irene wirklich von innen her gesunden."

Diese Gründe ließen sich nicht widerlegen, meine Zustimmung glaubte ich doch vorsichtig zurückhalten zu müssen. Es bleibe immer ein gewagtes Experiment, meinte ich, und ein andres, ebensogut motiviertes, sei schon verunglückt. Da mein Schwager aber nur um so eifriger seinen Plan verteidigte, erkundigte ich mich nur noch, wie er sich die Ausführung denke. „Das ist ganz einfach," antwortete er. „Ich habe in meinem Park einen kleinen Tempel von schönem roten Sandstein und schlesischem Marmor, den meine Eltern zum Andenken an ihre silberne Hochzeit errichten ließen. Er ist nie ganz fertig geworden, denn es sollte innen über den acht Säulen ein Fries, einen Hochzeitszug darstellend, ausgemeißelt werden, wozu es aber nicht gekommen ist, da meine Mutter starb und mein Vater seitdem nur noch Gedanken für ihr Grabdenkmal hatte. Nun kann ich Ihren Toni mit dem Werk beauftragen und ihn zu mir einladen, da es ja nur an Ort und Stelle auszuführen möglich ist. Das hat auch wegen der Wahl des Künstlers gar nichts Auffallendes, da ich den Mann ja bei Ihnen persönlich kennen gelernt habe, nachdem er mir schon durch die Büste meiner Tochter bestens empfohlen war. Daß ich von seinen Heimlichkeiten etwas weiß, ahnt er natürlich nicht, so daß er also annehmen muß, ich habe es lediglich mit dem Künstler zu thun; und ebenso wird auch Irene sich bei meiner Einladung nichts andres denken können, als was in der Sache selbst liegt. Denn wenn sie auch vermuten muß, daß ich durch Sie über das Vorkommnis unterrichtet bin, so kann sie doch daraus, daß ich nur den Künstler im Auge habe, leicht erkennen, wie wenig Gewicht ich ihrer Verirrung beilege. Das weitere findet sich dann ganz von selbst." —

Gesagt, gethan. Mein Schwager suchte Toni in seinem Atelier auf und fand ihn, obgleich er eben mit einem andern Werk beschäftigt war, sehr geneigt, auf seine Wünsche einzugehen. Der alte Herr war mit dem Resultat sehr zufrieden. „Da sehen Sie," sagte er zu mir, „wie recht ich gehabt habe. Diese schnelle Bereitwilligkeit erklärt sich doch nur daraus, daß er ganz unbefangen ist und die Aussicht auf ein Zusammentreffen mit Irene ganz unberücksichtigt läßt oder wenigstens

nicht als ein Hindernis empfindet.“ — „Ja, ist er denn gleich einverstanden gewesen?“ fragte ich, doch etwas verwundert. — „Sie kennen ja seine püffelige Manier,“ erwiderte er lachend, „und seine Maulfaulheit. Natürlich sagte er, nachdem er mich angehört hatte, eine ganze Weile gar nichts und kaute dazu die Lippen. Dann aber wurde es mir gewiß, daß er lediglich überlegt hatte, ob er den Auftrag übernehmen könne, denn nun brummte er: ‚Na, das wird sich ja machen lassen, wenn wir über den Preis einig werden; es fehlt mir jetzt gerade an lohnender Arbeit nicht.‘ — Ich bitte Sie, liebe Schwägerin, an ein vorteilhaftes Geschäft denkt doch ein Verliebter gewiß zuletzt! Uebrigens wurde er dann ganz menschlich und zeigte mir seine Studien und die Gipsabgüsse von Figuren, die er auf Bestellung ausgeführt hatte, gab dazu auch ganz geläufige Erklärungen. Hören Sie mal, er kann was, darüber ist kein Zweifel! Nachher aßen wir zusammen Mittag, und dabei hat er sich ganz vertraulich über allerhand Dinge geäußert, die ihm im Kopf herumgehen. Aber von Irene ist kein Wort gesprochen worden. Im ganzen hat er mir viel besser gefallen als bei der ersten Vorstellung.“

Bald darauf reiste er ab und nahm Toni gleich mit. Er sollte die Maße feststellen und im Schloß die Zeichnungen anfertigen, deren Wirkung dann sofort erprobt werden könnte. Man würde weiter sehen, ob sich die Ausführung anzuschließen hätte oder für einen zweiten Besuch zu verschieben wäre, wenn sie zu lange Zeit in Anspruch nehme. Nach vierzehn Tagen erhielt ich einen Brief von Irene, der mir viel zu denken gab. Einen ganz überschwenglich glücklichen Brief! Endlich lebe sie wieder. Schneller, als sie erwarten durfte, scheine sich ihre Hoffnung erfüllen zu wollen. Wie gut ihr Vater sei, daß er an diese Ueberraschung für sie gedacht habe. Stundenlang leiste sie Toni bei seiner Arbeit Gesellschaft, die den erfreulichsten Fortgang habe. Der Fries müsse nach der Zeichnung ganz entzückend werden und verspreche den kleinen Tempel zu einer berühmten Sehenswürdigkeit zu machen. Toni sei in seiner Gesinnung ganz unverändert, noch immer der liebe, kluge, treuherzige, wahrhaftige, ein wenig unbeholfene und ungeschickte, aber deshalb nicht weniger liebenswürdige Mensch. Und nun auch ein anerkannter Künstler! Sie könne mir nicht genug dafür danken, daß ich ihren Papa mit ihm bekannt gemacht und zu dieser Einladung bestimmt habe. Nun könne noch alles gut werden!

Ach, wie schlecht kannte der liebe Schwager sein Töchterchen! Und wie sehr hatte er sich in dem Bildhauer getäuscht! Ich sah nun schon ganz klar. Die Katastrophe konnte nicht lange ausbleiben. Und sie kam noch schneller, als ich voraussetzte. Kaum zwei weitere Wochen waren hingegangen, als ich eines Tages von meiner Veranda aus auf dem nach der Landungsstelle einbiegenden Dampfboot zwei Passagiere bemerkte, die mir bekannt erschienen, einen starken Herrn mit kleinem Filzhut und Gemsbart und eine schlanke junge Dame. Richtig, es war mein Schwager, der mir Irene zuführte. Ich hatte meine Nichte, die übrigens ganz vergnügt aussah, kaum flüchtig begrüßt, als er mich schon in ein andres Zimmer zog und die Thür hinter sich schloß. „Ich bitte Sie, liebste Schwägerin,“ sagte er im Jammerton, sich doch mehr und mehr erhitzend, „behalten Sie dieses ungeratene Kind in Ihrem Gewahrsam, bis die Luft bei mir wieder rein ist. Ach, bin ich tief eingesunken! Mein bestes Viergespann zieht mich nicht heraus. Dieser verdammte Thonkneter — und dieses Unglücksmädel! Können Sie sich das denken? Gerade das Umgekehrte von dem traf ein, was ich erwartet hatte, was vernünftigerweise eintreffen mußte. Ganz so wenig hatte er in diesen vier Jahren Irene vergessen und aufgegeben, als Irene ihn. Gar keine Scheu hatte er vor dem gnädigen Fräulein, und das gnädige Fräulein, das nun einmal den Narren an diesem ungeschlachten Bauernsprößling gefressen hat, machte es ihm auch leicht genug, jeden Respekt an den Nagel zu hängen. Was soll ich Ihnen sagen? Eines Abends kamen die beiden Hand in Hand in mein Zimmer und erzählten, daß sie sich miteinander ganz richtig verlobt hätten. Ich solle meinen Segen dazu geben. Ich war wie aus den Wolken gefallen, ganz starr vor Staunen und wundere mich, daß mich nicht auf der Stelle der Schlag getroffen hat. — ‚Aber das kann dich doch unmöglich überraschen, Papa; du wußtest ja doch —‘ flötete Irene. ‚Den Teufel wußte ich!‘ schrie ich sie an, daß sie gleich drei Schritte zurückwich. — Sie können sich ja ungefähr vorstellen, daß ich mich nicht gerade zart äußerte — das ist gegen alle menschliche Voraussicht! ‚Es wird nichts draus, durchaus nicht.‘ Und so weiter. Was sollte ich nun thun? Das Fräulein einsperren konnte ich doch nicht, ohne das ganze Schloß zu alarmieren; schritt ich aber nicht ein, so steckten die beiden immer wieder zusammen und befestigten sich in ihrem Bündnis gegen mich nur noch mehr. Meine Frau, die ein sehr mitleidiges Herz hat, war schon halb gewonnen, glaube ich. So machte ich denn schnellen Prozeß und brachte Irene zu Ihnen in Sicherheit; mag der Bildhauer nun ungestört seine Arbeit fortsetzen.“

Ich übergab ihn meinem guten Mann zur Beruhigung und führte erst einmal mein Nichtchen nach dem Zimmer hinauf, in dem sie logieren sollte. Irene war, wie ich mich überzeugte, nicht mehr die präraffaelitische Schönheit von damals, aber nach meinem Geschmack gewiß nicht zu ihrem Nachteil verändert; ich konnte begreifen, daß Tonis Künstlerauge an diesen volleren Formen erst recht Gefallen gefunden hatte. — „Was hast du denn angegeben, Unglückskind?“ fragte ich, mich zu einem strengen Ton zwingend, „dein Vater ist so sehr erzürnt.“ — „Ich verstehe ihn gar nicht,“ antwortete sie mit einer wahren Unschuldsmiene. „Er hat doch von dir erfahren, was vorgegangen war, und gleichwohl Toni sehr freundlich auf-

gesucht, ihn mit sich genommen und mir unter einem durchsichtigen Vorwand gleichsam selbst zugeführt. Daraus konnte ich mir doch gar keinen andern Vers machen, als daß er mir nicht böse sei und sich mit meiner Wahl zufrieden geben wollte, so wenig sie sonst auch seinen Wünschen entsprechen mochte. Und Toni hat die Sache auch ganz ebenso aufgefaßt. Worüber ist der Papa denn jetzt so aufgebracht?" — „Aber er wollte dir ja gerade beweisen, daß du in einem Irrtum befangen gewesen seiest," sagte ich, nur mit Mühe das Lachen verbeißend, „und Toni längst zur Vernunft gekommen sei." — „Das war dann doch ein doppelter Irrtum von ihm selbst," meinte sie, „ein mir ganz unverständlicher Irrtum. Nein, ich glaube nicht daran. Er hat sicher vorhergesehen, was kommen würde, und will sich nun nur noch ein bißchen bitten lassen." — „Nimm ihn doch ganz ernst," riet ich, „er ist wirklich sehr böse und wird nie seine Einwilligung geben." — „Dann laufe ich fort," rief sie vereifert, „und thue, was ich nicht lassen kann. Er soll mich auch ernst nehmen. Ins Kloster gehe ich nicht, denn nun weiß ich, daß Toni nie aufgehört hat, mich zu lieben, und ohne mich nicht leben kann. Ach, Tantchen," schmeichelte sie, „verdiene dir doch einen Gotteslohn um uns und bringe den Papa zur Einsicht, daß wir zu einander gehören und daß er sich selbst unglücklich macht, wenn er sein Kind seinem Herzen entfremdet. Ich will ja von der Familie nichts und bin ganz zufrieden, eine Künstlerfrau zu werden. Nur der Eltern Liebe möchte ich ungern missen."

Ich konnte ihr kein Versprechen geben. Aber am andern Tage, als ich mit dem Alten im Gartensaal saß und eine Weile seine nun etwas milderen Zornreden angehört hatte, erlaubte ich mir die Bemerkung: „Lieber Herr Schwager, Sie haben sich nun doch einmal verspekuliert und thäten vielleicht wirklich am besten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen." — „Was — was — was?" fuhr er auf, „ich sollte —" — „Hübsch bedenken," fuhr ich fort, „daß es mit dieser Trennung der Liebenden doch nicht gethan ist. Das bringt sie nicht auseinander. Irene scheint mir einen sehr eigensinnigen Kopf zu haben, und ehe Sie Ihren Liebling verlieren, möchte doch vielleicht zu fragen sein, ob es Ihnen nicht ein geringerer Kummer wäre, zwei Menschen trotz schwerwiegender Bedenken glücklich zu machen." — „Meinen Liebling," brummte er, „jawohl, meinen Liebling, und darum eben . . . Nein, es ist eine Unmöglichkeit! Sie dürfen sich nicht wiedersehen!"

Irene stand auf dem Balkon, zu dem vom Saal eine Glasthür führte. Ich hörte das Dampfboot vorüberrattern. Plötzlich sprang sie auf einen Stuhl und schwenkte mit den lebhaftesten Bewegungen ihr Taschentuch, immer nickend. „Er kommt, er kommt!" rief sie. Ich trat hinaus. „Wer kommt?" — „Der Toni natürlich!" sagte sie, als ob darüber gar kein Zweifel sein könnte. „Ich wußte ja, daß er's ohne mich zu Hause nicht aushielte."

Mein Schwager hatte verstanden, was gesprochen wurde. Er rannte wild im Saal herum und fuhr von Zeit zu Zeit mit allen zehn Fingern durch sein struppiges graues Haar. Der lange Toni war's wirklich. „Sie dürfen mir das nicht übelnehmen, Herr Baron," sagte er, „daß ich die Arbeit abbreche; ich habe jetzt ja doch gar keine Ruhe und Neigung, einen Hochzeitszug zu modellieren oder aus Stein zu hauen, da mir eher nach einem Sarggeleite zu Mut ist. Bleiben Sie bei Ihrem Wort, so wird's überhaupt nicht fertig. Ich hoffe aber, Sie haben das letzte noch nicht gesprochen. Hören Sie mich gütig und ruhig an."

Der alte Herr hörte ihn nicht gütig und ruhig an, sondern polterte und schnaubte und rief einmal über das andre: „Es ist unmöglich — es ist rein unmöglich!" Nach und nach wurde er aber doch zahmer und gegen Vorstellungen nachgiebiger. Und als dann Irene, nachdem sie reichliche Thränen vergossen hatte, ihm um den Hals fiel und mit Küssen den Mund zu schließen suchte, wenn er wieder auf seiner hartnäckigen Abweisung bestehen wollte, ihm die schönsten Schmeichelnamen gab und ihn mit herzlichen Bitten bestürmte, wurde er weich, reichte Toni die Hand und sagte ganz außer Fassung: „Es ist das dümmste dumme Zeug, das ich noch je erlebt habe. Kein Mensch wird's glauben oder für möglich halten. Die Welt steht auf dem Kopf."

„Es braucht's ja niemand zu wissen, der Aergernis daran nimmt," meinte Irene. „Ich bleibe bei Tantchen, wenn sie mich behalten will, wir heiraten dann ganz still, und ich verschwinde — in der Kunst, in der mein Mann hoffentlich bald zum hohen Adel gehört." Sie hing sich an Tonis Arm.

„Aber erst wird der Hochzeitszug fertig gestellt," erklärte Toni. „Jetzt hab' ich einen rechten Drang, daran zu arbeiten, und weißt du: das Hochzeitspaar sind wir selbst. Das ist Künstlerfreiheit. So haben wir auch unsern Hochzeitszug, und in der Kunst wird man ihn zu schätzen wissen."

Es wurde ein sehr froher Tag. —

Hier könnte meine Geschichte nun zu Ende sein — wenn sie's nur wäre; aber so leicht, als es den Anschein hat, wurde den Liebenden ihre Vereinigung doch nicht. Das Hindernis kam von einer Seite, auf der es niemand vermutet hätte.

Toni reiste zunächst in seine Heimat ab, um seinen Eltern von dem frohen Ereignis Kenntnis zu geben. Nach einigen Tagen kam er sehr niedergeschlagen wieder. Sein alter Vater hatte von der Verlobung mit dem hochgeborenen Fräulein durchaus nichts wissen wollen. — „Aber weshalb denn?" — Toni zog die Schulter: „Die vornehme Schwiegertochter paßt ihm nicht — und er macht sich auch meinetwegen ganz unnütze Sorgen. Kurz, er will nicht Ja und Amen sagen, und was er nicht will, das bringen ihm zehn Pferde nicht hinein. Er hat einen so harten Kopf wie irgend ein Bauer in den bayrischen Bergen."

Irene nahm die Sache leicht und erkundigte sich, ob er denn durchaus seines Vaters Konsens

zur Heirat brauche. „Ich weiß nicht,“ antwortete Toni, „wie's damit nach dem Gesetz steht und was es für Folgen hat, wenn ich darin ohne des Vaters Zustimmung oder gar gegen seinen Willen handle. Aber ich möcht' mich auch ohnedies ihm ungern so gegenüberstellen. Er ist mein Vater und hat mir, solang ich lebe, nur Gutes gethan und meint's auch jetzt gut mit mir. Es muß ihn schwer kränken, wenn ich mich von ihm lossage, und er würd's als einen Schimpf betrachten, den ich ihm und der ganzen Familie anthue. Das beschwert mich sehr, da ich ihn lieb habe.“

„Meinem Vater ist's auch gegen den Strich gegangen,“ bemerkte Irene, „und er hat doch nachgegeben. Ich denke, er hatte einen begreiflicheren Grund zum Widerspruch.“

Toni lächelte. „Einen begreiflicheren? Das eine und das andre ist Vorurteil, nur aus sich selbst begreiflich. Ja, der richtige Edelmann und der richtige Bauer auf ihrer Scholle haben viel Aehnliches in ihren Anschauungen, aber der Bauer ist noch dickköpfiger als der Edelmann. So leicht fällt mein Vater nicht um.“ Er seufzte, und ich merkte, daß ihm dieser Zwischenfall sehr nahe ging.

„Wir wollen doch sehen,“ sagte Irene etwas übermütig.

Sie bettelte so lange, bis ich ihr versprach, sie auf einer Fahrt nach dem Bauernhof zu begleiten. Da Toni sie ihren Eltern nicht zubringen könne, wolle sie sich ihnen erst einmal allein vorstellen, erklärte sie; sie dürften sie doch nicht abweisen, ohne sie zu kennen. Toni brauche davon nichts zu wissen.

Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Tölz und von da mit einem Wägelchen seitab in die Berge. Nicht allzuweit. Der Hof lag auf einer sanften Anhöhe, fernher im Thal sichtbar: ein großes Haus mit breitausladendem Dach, unten Stein, oben Holz, mit kleinen, dicht aneinandergesetzten viereckigen Fenstern auf der durch allerhand Schnitzwerk und Heiligenmalerei verzierten Giebelseite, mit Außentreppen und Galerien an den Querwänden; die Stallungen teils im unteren Geschoß, teils in Anbauten; uralte Linden mit geklammertem Geäste darüber hinragend. Auf der duftigen Wiese am Wege weidete prachtvolles Vieh, und über den Zaun des Roßgartens blickte eine kräftig gebaute und doch edel geformte Stute mit ihren Fohlen uns neugierig an. Wir fuhren durch das Gatter auf den mit großen Steinen gepflasterten Hof. Der Bauer selbst kam in ledernen Kniehosen und Hemdärmeln aus dem Stall, eine Mistgabel in der braunen Hand, die kurze Pfeife im Munde, eine hohe Gestalt mit mächtigen Schultern, grauem, schlicht abfallendem, über der Stirn glatt fortgeschnittenem Haar und den Mund verschattendem Schnauzbart. Er erkundigte sich, uns mit den blaugrauen Augen prüfend, etwas barsch nach unserm Begehr. Ich nannte meinen Namen und den meiner Nichte. „Irene,“ sagte er in seiner Mundart, „ah so, ich weiß schon — das gnädige Fräulein, das meinen Toni heiraten will — ich weiß schon.“ Er half uns doch vom Wagen und leitete uns eine Treppe hinauf. Oben öffnete er die Thür nach der Wohnstube. Am Fenster saß eine alte Frau und spann. „Sieh, Mutter, wen ich dir da bring',“ sagte der Bauer, „das Fräulein Irene. Ist gar kein Wunder, daß die dem Toni in die Augen gestochen hat; hätt' sich aber nicht zu bemühen brauchen; was ich gesagt hab', hab' ich gesagt.“

Das klang nicht gerade versöhnlich. Aber Irene verlor den Mut nicht, reichte der alten Frau, die halb scheu, halb neugierig aufsah, die Hand und sprach auf sie in ihrem österreichischen Dialekt ein, der ihr ganz geläufig war. Das brachte sie merklich einander näher, wenn schon die Bäuerin auch jetzt immer nur mit wenigen Worten antwortete. Sie stand bald auf und deckte den Tisch. Wir mußten uns daran setzen, und Irene griff so munter zu, als ob sie drei Tage nichts gegessen gehabt hätte, was den Alten sehr zu gefallen schien. Nachdem sie sich dann den Mund gewischt und im Stuhl zurückgesetzt hatte, begann sie herausfordernd: „Und nun laßt einmal hören, Bauer und Bäuerin, was ihr eigentlich gegen mich einzuwenden habt!“

Die Frau lächelte verlegen, der Alte legte aber ihr gegenüber die Arme bis zum Ellbogen auf den Tisch und sagte sehr ernst: „Sonst nicht das allermindeste, außer daß so eine vornehme Dame für unsern Toni nicht paßt. Der Toni ist freilich jetzt ein Künstler und geht so gekleidet, daß er allenfalls wie ein Stadtherr ausschauen mag; er ist aber doch in einem Bauernhause zur Welt gekommen und in einem Bauernhause aufgewachsen und kommt nicht los von seiner Art, wie viel Müh' er sich auch geben möcht'. Und ich glaub' nicht einmal, daß er sich groß Müh' giebt, denn er hält was auf sich und will gerad' so sein, wie er ist. Jeder hat seinen Stolz, und der unsre ist, daß dieses Haus vor bald zweihundert Jahren von einem unsers Namens aufgerichtet ist, wie auf dem Querbalken über den Fenstern zu lesen steht, und daß hier schon vorher Bauern unsers Namens ihr freies Anwesen gehabt haben, soweit man in der Zeit zurückdenken kann. Und die Grenzen des Besitzes das Thal hinab bis zum Bach und am Berg hinauf sind immer dieselben geblieben. Kommt's also darauf an, so stehen wir in unsern Gedanken gegen keinen Edelmann zurück, mag sein Besitz auch viel größer und sein Haus ein Schloß sein. Aber die Gewohnheit ist eine andre, und da sind wir verschieden von Grund aus und können einander wohl gegenseitig achten — obgleich das den Herren auch meist nicht recht von Herzen kommt — aber nicht wie mit unsersgleichen verkehren. Drum giebt's allemal nichts Gutes, wenn zwei aus der Art schlagen und sich außen zu einander stellen, weil sie meinen, mit der Lieb sei's gethan. Denn das Jahr hat viel Tage und das Leben viel Jahre, und Eheleute müssen einander allezeit sicher sein. Das gnädige Fräulein

wird aber nicht vergessen können, wo seine Wiege gestanden hat, und der Bauernsohn wird's nimmer lernen, sich als Mann für was Geringeres zu achten und den Launen der Frau zu fügen. Da kann Zank und Hader nicht ausbleiben und das Glück nicht dauern. Daß verliebtes junges Volk so was nicht vorausbedenkt, ist nicht verwunderlich; deshalb sind wir alte Leute, daß wir bedächtig prüfen, was vernünftig ist und was nicht. Und so haben wir Toni unsre Antwort gegeben."

Irene suchte ihn zu widerlegen und meinte, wenn er im allgemeinen auch recht haben möchte, so könnten seine Gründe doch auf den besonderen Fall nicht passen. Er kenne sie eben noch nicht, sonst würde er gewiß anders sprechen. „Da hält sich jeder für ein ‚Ausnahm',“ entgegnete er kopfschüttelnd, „und kennt sich doch selbst nicht. Uebrigens — der Toni braucht uns ja nicht mehr und ist großjährig, zwingen können wir ihn nicht. Das freilich weiß er, daß er unser Sohn nicht mehr ist, wenn er zu den Herrschaften übergeht und seine Hochzeit ohne die Eltern feiert. So gnädigst geduldet zu werden, brächt' uns Unehre, und so gering denkt auch der Toni von uns nicht, daß er uns dies zumutete."

Dabei beruhigte sich jedoch Irene nicht. Gar keine Rede könne davon sein, daß sie nicht ihre lieben Schwiegereltern gerade so wie ihre eignen in Ehren halten und sich zu ihnen stellen würde, wenn ihre Verwandten sie ausschließen wollten. Es sei aber auch nicht daran zu denken, daß ihr Vater und ihre Mutter, wenn sie einmal Toni als Schwiegersohn angenommen hätten, je vergessen könnten, was Toni seinem Vater und seiner Mutter schuldig sei, und daß sie nun verschwägert wären und gute Freundschaft zu halten hätten. Sie bat und schmeichelte und gab den Alten so gute Worte, daß die Bäuerin, die sich in das Gespräch gar nicht einmischte, schon ganz vergnügt schmunzelte und der Bauer sich mehr und mehr in die Enge getrieben sah. Endlich sagte er nicht unfreundlich zu mir: „Das liebe Fräulein hat so eine Art, den Verständigsten zu einer Thorheit zu verleiten. Bei mir soll's doch nicht gelingen. Aber damit Sie sehen, daß ich mich nicht auf meinen Eigensinn steife, will ich Ihnen einen Vorschlag machen. In ein paar Stunden läßt sich so etwas nicht entscheiden und mit Reden und Gegenreden überhaupt nicht. Man muß mal eine Weil' miteinander leben, dann wird sich rasch zeigen, daß wir auf die Dauer gar nicht miteinander leben können. Ich lad' also das Fräulein Irene und die geehrten Eltern zu uns auf einige Wochen ein, und wenn die gnädige Frau auch unser Gast sein will, wird es uns lieb sein. Das Haus ist groß und hat viel leeres Gelaß, da haben wir eine Zeitlang alle Platz, und den Herrschaften wird's noch nicht einmal so eng sein als oft in den Sommerfrischen hier rundum im bayrischen Gebirge. Will sie aber auch gar nicht länger halten, als bis ich meiner Sach' ganz gewiß worden, daß sie mir Dank dafür sagen, nicht eingewilligt zu haben — das Fräulein Irene obenan."

‚O weh!' dachte ich, ‚noch ein Experiment, und diesmal vielleicht wirklich ein gefährliches.' Meinem Schwager konnte es schon ganz recht sein, wenn der alte Bauer ihm das Odium des Widerspruchs abnahm, und daß die beiden Familien, falls so etwas überhaupt in Frage kam, einander eher abstoßen als anziehen mußten, verstand sich von selbst. Ich äußerte mich aber nicht, sondern überließ es Irene zu antworten, die nachdenklich dasaß und von dem Vorschlage des Alten nicht sonderlich erbaut zu sein schien. „Was mich selbst betrifft," sagte sie doch ohne Zögern, „so geh' ich auf solchen Besuch gern ein, obgleich es bei mir einer Probe meiner Festigkeit wohl nicht bedürfte. Für meine Eltern kann ich die Einladung nicht so ohne weiteres annehmen, da ich ihre Meinung nicht kenne, überbringen will ich sie ihnen doch gern und ihre Zustimmung zu gewinnen bemüht sein. Was sich aber auch daraus ergebe, zwischen mir und Toni ändert sich nichts. Wenigstens von mir aus. Will er sein Wort zurückfordern, weil sein Vater halsstarrig und hartherzig ist, so mag er's vor sich verantworten."

Es wurde nicht weiter darüber gesprochen, und wir schieden ganz freundschaftlich. Die Bäuerin gab Irene einen Kuß, und der Bauer klopfte ihr auf die Schulter und sagte: „A brav's Mädel sein S' alleweil doch." —

Sie setzte ihr Stück bei den Eltern durch: der Besuch im Bauernhause wurde angekündigt und ausgeführt. Und da geschah nun, um's kurz zu machen, wieder das Unerwartete. Die beiden Väter verständigten sich miteinander zu ihrer eigensten Verwunderung sehr gut. Der Bauer fühlte sich ja auf seinem uralten Besitz als ein Freiherr, und mein Schwager war ganz der Mann, an seiner knorrigen Art und schroffen Denkweise Gefallen zu finden. Seinen Stand hielt der eine so hoch als der andre, und sie machten auch denselben Unterschied zwischen dem ältesten Sohn, der in alle Rechte und Pflichten des Besitzers einzutreten hatte, und den andern Kindern. Beide würden sie unerbittlich gewesen sein, wenn der Stammhalter eine Lebensgefährtin hätte wählen wollen, die der Tradition nicht genügte; aber daß eine Tochter von dem Stammbaum abfiel, hatte dem Freiherrn nicht viel zu bedeuten, und der jüngere Sohn des Bauers durfte auch etwas mehr Freiheit haben als sein Bruder, der den Hof übernahm. Dazu kam, daß beide leidenschaftliche und tüchtige Landwirte waren, und daß mein Schwager als Altösterreicher einen gemütlichen Ton mitbrachte, der jeder Derbheit des Bauers die Spitze abbrach, und der Bauer wieder dem vornehmen Herrn gegenüber, der nun einmal seinen Toni zum Schwiegersohn haben wollte und jetzt sein Gast war, sich gar nicht bedrückt fühlte. Irene ging dem Alten so geschickt um den Bart, daß er täglich mehr verliebt in sie wurde, was dann auch nicht wenig

dazu beitrug, ihn gegen den Freiherrn und seine Frau vertraulicher zu stimmen und in ihm die Vorstellung zu befestigen, daß er sich doch wohl geirrt haben möchte. Schwerer gelang es, bei viel mehr gutem Willen, den beiden Müttern, ein Verhältnis zu einander zu finden. Wenn aber auch die Unterhaltung oft stockte und meine Schwägerin mehr aus Neugierde als aus wirklichem Interesse der Bäuerin in die Wirtschaft nachging, so bekam sie doch allen Respekt vor deren Tüchtigkeit und Bravheit, so daß sie endlich auch ein Herz zu ihr faßte. Nach vierzehn Tagen war zwar kein Ausgleich erfolgt, wie unter gesellschaftlich Gleichgestellten, die einander kennen lernen, was ja auch unmöglich gewesen wäre, aber beide Teile waren sich doch so nahe getreten, daß Irene es wagen konnte, den Vater Tonis zu fragen, ob er noch auf seinem Widerspruch beharre und ihr das Tochterrecht verweigere. Der Alte wurde, was ihm gewiß im Leben selten vorgekommen war, ganz gerührt, faßte mit seinen beiden mächtigen Händen ihren Kopf, um sie an sich zu ziehen, und brummte: „Na, so Gott will, seht zu, wie ihr miteinander fertig werdet."

So waren denn alle klugen Experimente gründlich mißglückt. Im nächsten Frühjahr wurde die Hochzeit in unsrer Villa am Starnberger See gefeiert, und an der Tafel saßen zu Seiten des jungen Paares der Bauer in seiner Festtracht neben der Freifrau und die Bäuerin im Sonntagsstaat neben dem Freiherrn. Auch der Onkel Bildschnitzer und seine Frau waren eingeladen. Tonis Freunde kamen, auf meinen Wunsch, meist in Lodenjacken und Kniehosen, wie sie in den Bergen herumzustreifen pflegten, und zu jedem war ein munteres Dämchen gesetzt, das sich auf Künstlerart verstand. Zuletzt zogen wir alle, das volle Glas in der Hand, nach dem Pavillon, stellten uns um die Büste und leerten es auf das Wohl des jungen Paares, das dann bald abreiste.

Und Toni und Irene sind sehr glücklich geworden!



Auf dem Artillerieschulschiff „Mars".

Eine Marineskizze

von

A. Oskar Klaussmann.

(Aufnahmen von A. Renard in Kiel.)

Der leichte Nebel eines Maimorgens lagert über dem Kieler Hafen. Am südlichsten Ende des Kriegshafens, fast genau gegenüber der Barbarossabrücke, liegt an der roten Boje ein gewaltiges graues Schiff. Hoch ragt es mit seinem massigen Körper über das Wasser empor, und seine großen, in zwei Reihen übereinander angebrachten viereckigen Stückpforten, aus denen drohend die Mündungen gewaltiger Geschütze lugen, belehren uns, daß wir es nicht mit einem modernen Schlachtschiff zu thun haben. Dieses Schiff ist der „Mars", das Artillerieschulschiff, welches in den achtziger Jahren an Stelle des alten, von England angekauften „Renown" in Wilhelmshaven als Spezialschiff erbaut wurde und auf welchem Tausende von Offizieren, Fähnrichen, Offiziersaspiranten, Feuerwerksmaaten und Geschützführern ihre artilleristische Ausbildung erhalten haben. Der heutige Seeman auf dem Kriegsschiff ist nicht nur ein schiffahrtskundiger Mann, sondern auch Infanterist und in der Hauptsache Artillerist, und die artilleristische Leistung einer Flotte wird in den zukünftigen Seekriegen eine große Rolle spielen, von ihr wird es abhängen, ob Sieg oder Unglück sich an die Flotte knüpfen. Daß in der deutschen Flotte, an deren Vervollkommnung mit so viel Eifer und Gewissenhaftigkeit seit Jahrzehnten gearbeitet wird, auch die artilleristische Ausbildung eine außerordentliche Rolle spielt, ist begreiflich, und so ist der „Mars" wohl eine der Pflanzstätten für die Größe und die Weltmacht der deutschen Flotte gewesen und ist es noch heute. Noch ein zweites Schiff giebt es außer dem „Mars", das für die artilleristische Ausbildung der Flotte sorgt, nämlich die „Carola", neben ihr auch noch die „Olga". Dem Schulschiff „Mars" sind drei „Tender" zugeteilt, „Brummer", „Ulan" und „Hay", die gewissermaßen seine Adjutanten sind und für das große Schiff allerlei Dienste, wie Scheiben schleppen, Scheiben verankern und so weiter, leisten und die Verbindung zwischen dem „Mars" und dem Hafen herstellen, wenn sich das Artillerieschulschiff draußen in See zu Schießübungen befindet.

Nach acht Uhr morgens geht der „Mars" von der Boje, und in ruhiger Fahrt nimmt er seine Richtung nach der Föhrde hinaus. Die zweitausendpferdekräftige Maschine, die noch aus dem alten „Renown" stammt, läßt die Schraube nur 42 Umdrehungen in der Minute machen; trotzdem gleitet das Schiff ziemlich rasch vorwärts, und sein Gang ist so ruhig, daß man nur an der Verschiebung des Uferbildes merkt, daß man sich wirklich in Fahrt befindet. Von dem Aufbau auf dem hinteren Deck des Schiffes, von der Campanje aus, hat man einen weiten Ausblick über die ganze Oberfläche des Schiffes, und trotzdem der „Mars" nur eine Länge von 80 und eine Breite von 15 Metern hat, ist doch der Anblick für einen Laien ein geradezu überwältigender und im ersten Augenblick verwirrender.

Mit den im Hafen liegenden Kriegsschiffen, die der „Mars" passiert, wechselt er durch Hornsignale eingeleitete und abgeschlossene Begrüßungen. Bellevue mit seinen buchenbestandenen Hügeln ist zur Linken hinter uns zurückgeblieben, und vor uns breitet sich die Kieler Föhrde mit ihrer heute spiegelglatten Wasserfläche aus. Wir steigen von der



Musterung des Maschinenpersonals.

Campanje herunter auf das Oberdeck und von diesem wieder eine Treppe hinunter in die Batterie. Geschütze aller Größen und aller Arten sehen wir hier noch nach alter Manier an den Breitseiten aufgestellt. Von dem schwersten „Brummer“, der einen Riesenzuckerhut von Eisen hinausschleudert, bis zu dem modernen Maschinengewehr sind alle Kaliber und Systeme vertreten. Dazwischen stehen die zu Exerzierzwecken verwendeten, natürlich ungefüllten Granaten, die mit harmlosem Sand gefüllten Kartuschen. Zwischen den Geschützen, an der Decke der Batterie befestigt, hängen die zum Herunterklappen eingerichteten Tische und Bänke (Backen und Banken), an denen die Mannschaften ihre Mahlzeiten einnehmen. Auch auf dem Oberdeck stehen Geschütze verschiedenen Kalibers, und im Zwischendeck, das unter dem Batteriedeck liegt, finden wir die Handfeuerwaffen der Besatzung. Nicht weniger als 600 Menschen fahren augenblicklich auf dem „Mars“ in See hinaus. Darunter sind 348 Mann Besatzungs- und Maschinenpersonal, welche die Instandhaltung und Navigierung des Schiffes besorgen. Außerdem sind 72 Fähnriche an Bord zur Abhaltung eines dreimonatlichen Artilleriekursus, ferner 120 Geschützführeranwärter. Es sind dies ausnahmslos ältere Matrosen, welche in einem sechsmonatlichen Kursus befähigt werden sollen, auf den modernen Kriegsschiffen als Geschützführer zu dienen. Das Schiff steht unter dem Kommando des Kapitäns zur See Plachte, und es gehören zum Stabe: der erste Offizier, vier Kapitänleutnants und ein Oberleutnant zur See als Instrukteure und neun Oberleutnants zur See als Wachoffiziere und Kommandanten der Tender, vier Leutnants zur See, ferner der Arzt, der Zahlmeister, der Pfarrer und der Obermaschinist. Unter Führung des letzteren gehen wir hinunter zur Maschine und beobachten das exakte Funktionieren der horizontal gelagerten Trunkcylinder, der Pleuelstangen, die die Schrauben in stetiger Umdrehung halten und die mit Leichtigkeit die Umdrehungszahl verdoppeln könnten. Mit voller Kraft aber fährt man nur, wenn man sich zu großen Schießübungen wochenlang draußen in See befindet; man spart eben auch hier nach Möglichkeit Kohlen. Aus dem peinlich sauberen Raum der großen Maschine steigen wir hinunter bis vor die Kesselfeuer, wo indes, dank der Spezialeinrichtung des Schiffes, weder absonderliche Hitze noch schlechte Luft zu spüren ist. Bis hierher dringt die Helligkeit des Tages, und wo sie fehlt, ersetzen sie elektrische Glühlichter, für welche die Lichtmaschinen ununterbrochen Strom erzeugen. In den Kohlenbunkern allerdings, zu denen die Zugänge eng sind und in welchen man sich um die Kofferkessel herumwinden muß, sieht es nicht so behaglich und freundlich aus.

Um so größer ist der Gegensatz, wenn wir jetzt wieder zum Deck des Schiffes emporsteigen, und zwar zur Höhe der Kommandobrücke, die quer vorn über das Schiff geht. Welch ein köstliches Bild da vor uns, zu unsern Füßen! Der Nebel ist vollständig gewichen; auf der leicht gekräuselten Meeresfläche glitzern die Sonnenstrahlen. Zur Rechten ist das Land vollständig verschwunden, zur Linken winkt noch der Leuchtturm von Bülk herüber, um indes auch bald zurückzubleiben. Unendlich weit dehnt sich vor uns das offene Meer. Schon haben wir die melancholisch klagende Heulboje passiert, welche die Einfahrt in die Föhrde bezeichnet, und weiter geht es hinaus nach dem sogenannten „Stoller Grund“, wo wir die Tenderschiffe sichten, die schon am frühen Morgen hinausgegangen sind, um Scheiben zu verankern. Die Fähnriche an Bord sollen ihre erste Schießübung mit 8,7 Centimeter-Geschützen abhalten. Auf der sich kräuselnden, glitzernden Wasserfläche wird eine rote Flagge sichtbar. Sie schwimmt auf einer Boje und bezeichnet die Stelle, wo der „Mars“ zu Anker gehen soll. Sie befindet sich genau in der Mitte zwischen zwei Scheiben von 10 Meter Länge und 5 Meter Höhe, von denen jede 1000 Meter von der Boje entfernt ist. Es ist nicht leicht, ein großes Schiff an einer ganz bestimmten Stelle zum Stillstand zu bringen, und das Ankermanöver ist umständlich und erfordert einen geübten Blick. Der Kommandant des Schiffes übernimmt daher selbst den Befehl. Langsam schiebt sich das Schiff, mit seinem Bug sich bald nach Backbord, bald nach Steuerbord wendend, an die rechte Stelle.

„Stopp!“ befiehlt der Telegraph der Maschine.

„Aus der Kette!“ schallt das Kommando vom Backbord des Hinterschiffes her.

„Fallen, Anker!“ Kopfüber stürzt sich der Anker über Bord in die Tiefe, und donnernd rasselt die Kette aus der Backbordklüse ihm nach, bis sie von selbst zum Stillstand kommt.

„Wieviel Meter Kette?“

„Fünfzig Meter!“

„Noch zehn Meter nachstecken!“

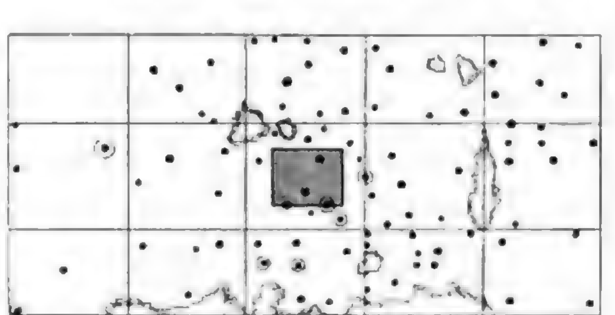
Wiederum rasselt donnernd die Kette hinaus, wenige Minuten später fällt am Bug des Schiffes der zweite Anker, und der „Mars“ liegt still und fest, als schwimme er nicht auf dem Wasser, sondern sei ein Haus auf festem Land.

„Die Feuer aufbänken,“ befiehlt der Kommandant.

Wenige Minuten später fällt von der Backbordseite des Oberdecks der erste Schuß auf die draußen verankerte Scheibe. Ein stoßartiges Bellen des Geschützes, ein heulendes Zischen und Sausen der Granate. Dann sieht man nach einigen Sekunden das Geschoß in die Scheibe einschlagen und explodieren.

„Treffer!“ ruft der beobachtende Offizier von der Back her und fügt nach kurzer Zeit hinzu: „Pfortenunterkante links!“

Die Scheibe besteht aus einem Holzgerüst, das auf einem kleinen Floß ruht. Dieses Gerüst ist mit Segeltuch überzogen. In der Mitte des Rechtecks ist in schwarzer Farbe ein kleines Rechteck aufgetragen, das die Stückpforte eines alten Kriegsschiffes darstellen soll, und diese schwarze Stückpforte bildet den eigentlichen Zielpunkt.

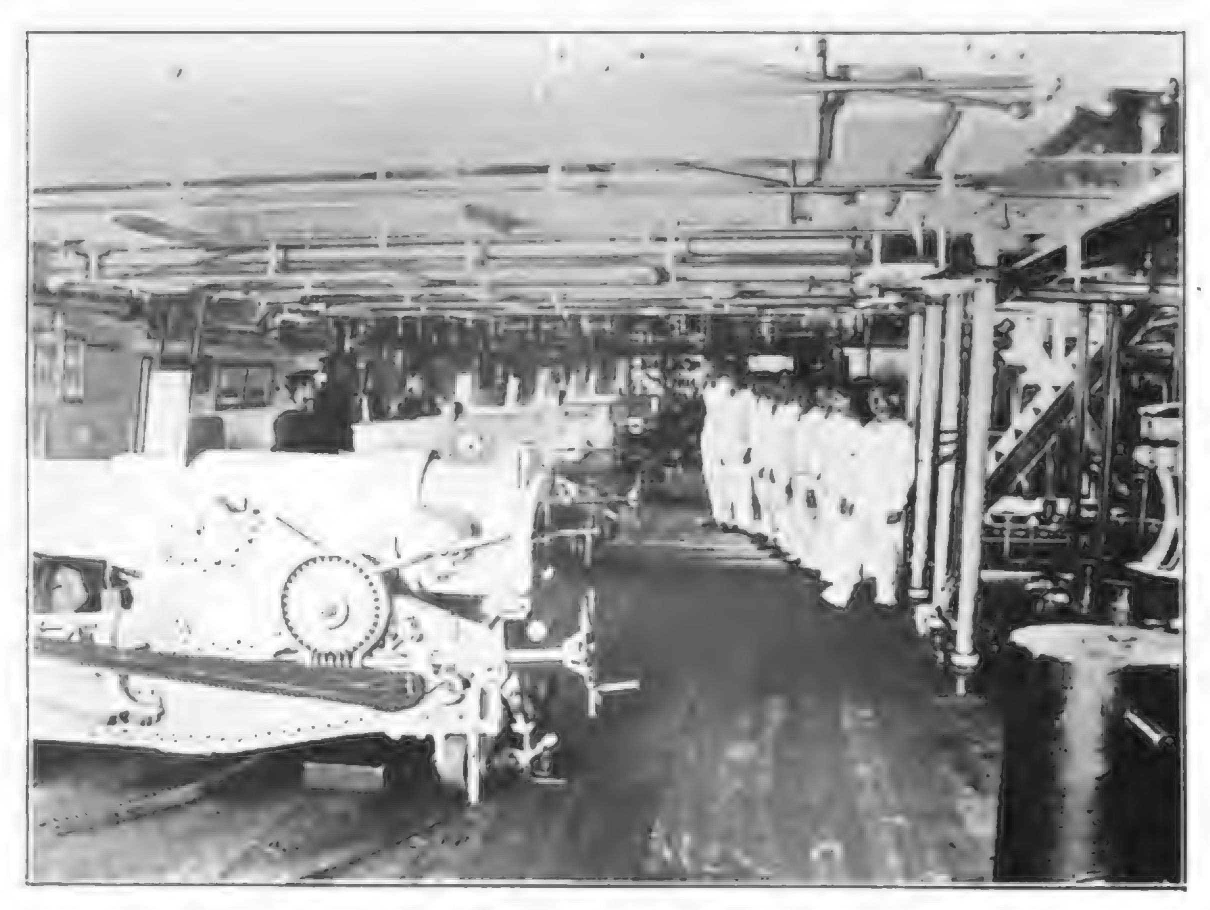


Scheibenbild mit Treffern.

Unmittelbar nachdem das Schiff zu Anker gegangen ist, sind die an den Seiten hängenden Boote niedergelassen worden, und Abteilungen von Matrosen üben in der Umgebung des Schiffes das Rudern. Ein einziger Gang über das Deck macht es dem Laien klar, welch ein kolossaler Betrieb an Bord des Fahrzeuges herrscht. Wo man hinblickt, sieht man Leute in Thätigkeit, und wie verschiedenartig ist diese! Da vorn, unterhalb der Kommandobrücke, rechts und links schießen die Fähnriche mit den Schnellladekanonen. Unmittelbar neben ihnen und hinter ihnen befindet sich die Schiffsküche, und hier werden von den Kochmaaten eifrig Kugeln geformt, allerdings nicht Kugeln zum Schießen, sondern harmlose Königsberger Klopse, die für das Mittagessen bestimmt sind. Es ist keine kleine Aufgabe, für ungefähr 600 Mann Königsberger Klopse mit Heringssauce und Kartoffeln herzustellen: denn diese giebt es zu Mittag. Hier befindet sich aber auch die Küche für den Kommandanten, für die Offiziere und für die Fähnriche, und so sehen wir unmittelbar neben den im ernsten Kriegsspiel sich übenden Fähnrichen die Kochmaaten bei ihrer harmlosen Arbeit. Oben auf der Kommandobrücke beschäftigt sich allerdings alles mit dem Scharfschießen. Der wachthabende Offizier (an der Schärpe kenntlich) lugt scharf aus, damit nicht vorüberkommende Schiffe in die Schußlinie geraten. Mit Doppelgläsern und Fernrohren wird die Scheibe beobachtet und jeder Schuß sorgfältig notiert. Dieses interessante Bild, das der Photograph für die Leser festgehalten hat, ist aber nur eines der hundertfach verschiedenen, denen wir bei unserm Gange durch das Schiff jetzt begegnen. Hier steht der Zimmermann mit seinem Maaten und bearbeitet mit Stemmeisen und Beil Holz; dort drüben putzen Leute Messingteile, die an den verschiedenen Stellen des Decks angebracht sind. Unterhalb der Campanje sind die 120 Geschütz-



Fähnriche beim Schiessen mit Schnellladekanonen



Instruktion in der Batterie.

führeranwärter angetreten, und der Kapitänleutnant, der gewissermaßen ihr Compagnieführer ist, fordert sie auf, ihm Mitteilungen darüber zu machen, ob in ihren Backschaften alles Nötige vorhanden ist, oder ob sie noch irgendwelche ihnen zukommende Dinge vermissen. Auf den Deckaufbauten wimmelt es von Menschen, welche „Tauwerk kleiden", das heißt dicke Taue mit dünnen Bindfaden am Ende umwickeln, und mit tausend andern Dingen beschäftigt sind.

Gehen wir hinab in die Batterie, so finden wir zwischen Geschützen die verschiedenen Instruktionsabteilungen, denen von den Maaten und Obermaaten die Konstruktion der Geschütze, die Treffähigkeit, die Theorie des Schießens erklärt wird. An andrer Stelle der Batterie wird mit den Geschützen exerziert. Unter dem fortwährenden Mahnen der Vorgesetzten hantieren die Mannschaften mit den schweren Kanonen, als sei es Spielwerk. Wie die Gummibälle springen sie neben den Geschützen herum, setzen sie die Hebel und Räder dieser Schießmaschinen in Bewegung, markieren sie mit blind geladenen Kartuschen und Exerziergranaten das Feuern.

Steigen wir tiefer hinab in das Zwischendeck, so stoßen wir überall auf Dienst und Arbeit. Am Schraubstock wird gefeilt und gehämmert, da wird gelocht und geschmiedet. Hier wird instruiert oder irgendwelche Reinigungsarbeit verrichtet, und überall die kontrollierenden, ermahnenden, belehrenden Unteroffiziere und Offiziere, und als eine Person, die bald etwas Unheimliches für den Laien wird, weil sie immer dort auftaucht, wo man sie am allerwenigsten vermutet, der erste Offizier, welcher den ganzen Riesenbetriebsapparat im Gange erhält. Wo er geht und steht, empfängt er Meldungen — es sind Hunderte den Tag —, und überall hat er etwas anzuordnen, etwas zu korrigieren, etwas zu monieren; denn es ist seine heilige Pflicht, beständig unzufrieden zu sein und überall die höchsten Leistungen zu verlangen. Wenn man ihm soeben tief unten im Zwischendeck begegnete, darf man nicht erstaunt sein, ihn schon wieder, wenn man heraufsteigt, dieselbe Treppe hinuntersteigen zu sehen. Er scheint über Flugmaschinen und Versenkungen zu verfügen, denn er ist im nächsten Augenblicke schon wieder auf der Kommandobrücke, er taucht wenige Minuten später in der Batterie auf, und dann sieht man ihn im Ausschnitt der Regeling, die zum Fallreep führt, stehen und hört, wie er den Maaten, welche die Ruderübungen der Mannschaften leiten, einige energische Worte zuruft.

Nach dem ersten chaotischen Eindruck aber wird auch dem Laien klar, was der Dienstbetrieb auf einem Schiff mit 600 Mann Besatzung heißt. Immer mehr sieht man ein, wie dieses Durcheinander der verschiedensten Beschäftigungen von einzelnen Personen und Gruppen nach einem einheitlichen Willen, nach einem System geschieht, und man fühlt sich angenehm überrascht, wenn man an einer allgemein zugänglichen Stelle des Schiffes gewissermaßen einen Stundenplan entdeckt, nach dem sich der Dienst an Bord täglich vollziehen soll. Hier ist fast für jeden Zeitraum von 10 Minuten angegeben, was zu geschehen hat, und dieser Stundenplan, die sogenannte „Dienstroutine", macht am besten klar, welche Arbeiten regelmäßig täglich an Bord verrichtet werden müssen. Die Dienstroutine, die auf fast allen Kriegsschiffen dieselbe ist und die auf dem „Mars" nur dadurch modifiziert wird, daß das Schiff eben ein Spezialschulschiff ist, lautet für den Vormittag:

„4 Uhr 10: Nachtwachmusterung, Balgen mit Wasser füllen, darauf sich waschen. 4 Uhr 50: Wecken des Bootsmanns, Feuerwerkers und Wachtmeisters und ihrer Maate, sowie der Sicherheitswache. 5 Uhr: Wecken und überall. 5 Uhr 5: Hängematten zurren und sodann Hängematten auf. 5 Uhr 10: sich waschen, Tagesanzug. 5 Uhr 30: Pfeifen und Lunten aus. 5 Uhr 40: Schiffsreinigung, darauf Decke aufklaren. 6 Uhr 40: Fähnriche zur See Hängematten zurren. 6 Uhr 45: Fähnriche zur See Hängematten auf. 6 Uhr 50: Backen und Banken. 7 Uhr: Frühstück, neue Sicherheitswache. 7 Uhr 20: Posten ablösen, Proviant empfangen. 7 Uhr 30: Kranke ins Lazarett. 7 Uhr 35: Pfeifen und Lunten aus. 7 Uhr 40: Decke aufklaren. 7 Uhr 45: neue Sicherheitswache, Boots- und Fallreepsgästemusterung, Wachwechsel. 7 Uhr 55: zur Flaggenparade. 8 Uhr: Flaggenparade. 8 Uhr 10: Geschütze reinigen. 8 Uhr 45: Handwaffen reinigen. 9 Uhr: Klarmachen zur Musterung. 9 Uhr 10: Musterung, im Anschluß daran spätestens 9 Uhr 30 zum Dienst. 11 Uhr 30: Klar Deck, Musterung des Maschinen- und Heizerpersonals. 11 Uhr 45: Backen und Banken. 12 Uhr: Mittag."

Es ist jetzt halb zehn, und unwillkürlich sieht man nach, was die Routine vorschreibt. Die sagt lakonisch: „Zum Dienst". Der Laie möchte aber natürlich wissen, wie die Dienstbestimmung lautet, und da der Kommandant des Schiffes sich zuvorkommend ganz und gar zur Verfügung des Gastes gestellt hat, ist es das beste, ihn in seinem Arbeitszimmer aufzusuchen und sich bei ihm Auskunft zu holen.

Der liebenswürdige Herr lächelt.

„Sie haben sich die Routine angesehen. Ja, Sie werden etwas erstaunt sein, wenn ich Ihnen sage, daß die Routine eigentlich dazu da ist, um nicht befolgt zu werden. Wir vermeiden es nach Möglichkeit, den Dienst einförmig und nach der Schablone zu gestalten. Wir durchbrechen die Routine, wenn es sein muß, zu jeder Stunde und lassen etwas andres ausführen als dasjenige, was vorgeschrieben ist, denn wir sind von Wind und Wetter, von Licht und Dunkelheit abhängig. Würde jetzt zum Beispiel Nebel aufkommen, so müßte ich natürlich sofort das Schießen einstellen, und es müßte dafür andrer Dienst eingeschoben werden. Ebenso müßte das Rudern draußen aufhören. Das Rudern war zum Beispiel auch gar nicht vorgesehen, aber als wir hinauskamen und der erste Offizier das gute Wetter und die ruhige See sah, befahl er sofort das Rudern, während wahrscheinlich ein andrer Dienst geplant war. Die Hauptaufgabe bei uns besteht darin, den Dienst möglichst vielseitig und interessant zu gestalten. Wir können das. Wir thun unser möglichstes, nicht nur den Offizier, sondern auch den Mann davon abzuhalten, in einen gewissen Schlendrian, in einen nach feststehenden Regeln durchgeführten Dienstbetrieb zu geraten. Wir geben uns andrerseits alle Mühe, die Leute, die speziell auf diesem Schiff hier schweren Dienst haben und mit wenigen Pausen vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt sind, berufsfreudig zu erhalten. Sie wissen es ja: wer seinen Dienst mit Freudigkeit thut, leistet doppelt so viel und lernt doppelt so viel als ein Mensch, der schablonenmäßig und nur dem Zwang gehorchend seine Obliegenheiten erfüllt. Wir thun alles mögliche, um jeden Augenblick Zeit auszunutzen; denn uns ist für die Kurse, die die verschiedenartigsten Leute hier an Bord durchzumachen haben, nur eine verhältnismäßig knappe Zeit zugemessen. Wir müssen darauf dringen, daß intensiv gearbeitet wird. Aber der erste Offizier sowohl wie ich stimmen darin überein, daß den Leuten für ihre außerordentliche Anstrengung auch etwas geboten werden muß, und bestände das selbst nur in einem guten Essen, in Landurlaub, sobald dies nur irgend



Blick über das Schiff von der Campanje aus.

möglich ist, und in Anerkennung ihrer Leistungen, durch welche die meisten Leute zu noch höherer Thätigkeit angespornt werden."

Selbst diese kurze Rede des Kommandanten ist durch wiederholte Meldungen, die ihm von Offizieren, Maaten und Mannschaften erstattet werden, unterbrochen worden. Ich begleite den Herrn hinaus auf die Kommandobrücke, wo er einen Augenblick dem Schießen der Fähnriche zusieht. Es wird ganz vortrefflich geschossen. Wie das Schlußresultat ergab, waren auf 1000 Meter Entfernung mit den 8,7 Centimeter-Granaten 91 Prozent Treffer erzielt. Auf dem Gang nach der Kommandobrücke kommen wir bei den lang aufgestellten Reihen des Maschinen- und Heizerpersonals vorbei, die zur Musterung um 11 Uhr 30 angetreten sind. Der Laie sei auf den Unterschied in der Fußbekleidung aufmerksam gemacht, der sich auf diesem Bilde kundgiebt. Das Heizer- und Maschinenpersonal trägt Schuhe, während sonst auf den andern Bildern, besonders bei den Deckbildern, die Mannschaften meist barfuß und mit aufgekrempten Hosen herumlaufen.

Allerdings da oben auf der Kommandobrücke bekommt man allein durch das Ohr einen kleinen Begriff von der Großartigkeit des allgemeinen Betriebes und der umfassenden Thätigkeit, die auf dem Schiffe herrscht. Das trifft ohne Unterbrechung unser Ohr:

„Heißen Sie das Signal dichter vor, damit es besser auswehen kann!"

„Melde das Maschinenpersonal gemustert!"

„Nehmen Sie mehr Abweichung nach links!"

Dazwischen krachen die Geschütze und heulen die Granaten, und von den Ausgucken her, wo die beobachtenden Offiziere und Deckoffiziere sitzen, kommt immer die erfreuliche Meldung:

„Treffer! Oberkante links!"

Plötzlich gellen die Pfeifen des Bootsmanns und seiner Maaten auf dem Deck, und man hört echoartig ihren Schall aus den unteren Decken heraufdringen. Es ist 11 Uhr 45; „Backen und Banken", das angenehmste, erfreulichste Signal für den deutschen Matrosen, der nun einmal ganz Heroisches im Essen leistet, worüber man sich nicht wundern kann, wenn man bedenkt, wie frühzeitig er auf die Beine gebracht wird, und wenn man an sich selbst erfährt, welche appetitschärfende Kraft die Seeluft hat. Nur noch im Schlafen leistet unser deutscher Matrose ähnlich Großartiges wie im Essen, wobei aber ausdrücklich erwähnt sei, daß er auch sonst in allen Zweigen des Dienstbetriebes ganz hervorragende Leistungen aufzuweisen hat. Nur wird das Essen und Schlafen mit der größten Liebe betrieben, und man behauptet in eingeweihten Kreisen, daß es Leute gebe, die lieber zwei Stunden länger schlafen als an Stelle dessen eine halbe Stunde Dienst thun.

Für den größten Teil der Mannschaften kommt jetzt die Mittagspause, die bis 1 Uhr 45 dauert. Nur die Fähnriche schießen weiter. Diese essen auch jetzt noch nicht, und ebenso haben Offiziere und Maaten teilweise noch Dienst, allerdings nur an einzelnen Stellen des Schiffes.

Der liebenswürdige Kommandant des Schiffes lädt den Gast ein, zu Tisch zu kommen, und in dem Heckzimmer der Campanje ist der Tisch für zwei Personen gedeckt, da der Kommandant stets allein speist und aus dienstlichen Gründen selbst von den Offizieren räumlich in jeder Beziehung getrennt ist. Er führt seinen eignen Tisch, er hat seinen eignen Koch. Nach dem Mittagessen schmeckt die Zigarre auf der schmalen Veranda, die halbkreisförmig das Heck des Schiffes umgiebt und auf welche man aus der als Speisezimmer benutzten Räumlichkeit der Kapitänskajüte heraustritt, ganz ausgezeichnet. Und welch eine köstliche Aussicht giebt es über die weite, im Sonnenschein glitzernde Meeresfläche! Von unten aus der Offiziersmesse dringt Klavierspiel, dringt Lachen und lebhafte Unterhaltung hervor.

„Ich möchte Sie bitten, den Herren unten in der Offiziersmesse einen Besuch zu machen!" sagt der Kommandant, und wenige Minuten später sitzt der Gast unten in der Offiziersmesse, die auf diesem Schiffe so hübsch eingerichtet ist, daß man im Notfalle hundert Personen an den Tischen plazieren könnte. Welch eine Veränderung im ganzen Ton und im Verkehr der Offiziere untereinander da unten in der Offiziersmesse gegen den Dienst vorher auf Deck! Ist dieser liebenswürdige und lachende Korvettenkapitän wirklich der so ernst dreinblickende und nie zufriedene erste Offizier, den man überall oben an Deck antreibend, anfeuernd und monierend gesehen hat? Welch ein humoristischer und anregender Ton herrscht in der Unterhaltung, und wie interessant ist es für den Laien, um sich herum aus den Bemerkungen zu hören, wie weit diese Herren, die jetzt beim Nachtisch sitzen, ihre Zigaretten rauchen und ihr Glas Wein trinken, in der Welt herumgekommen sind. Ohne alle Mache, so natürlich klingt es ringsherum:

„Als ich in Konstantinopel am Typhus lag —"

„Erinnerst du dich, als wir damals in Finschhafen auf Neuguinea einfuhren —"

„Warst du damals in Samoa dabei, als wir —"

„Ich erinnere mich der Angelegenheit, sie wurde damals erzählt, als wir auf westamerikanischer Station waren."

Aber auch hier in der Offiziersmesse ist der arme erste Offizier nicht vom Dienst befreit. Die Thür steht nicht still; es giebt sie ein Maat, ein Posten, ein Läufer dem andern in die Hand, und immer wieder wird dem ersten Offizier etwas gemeldet, sein Rat eingeholt, wird von ihm ein Befehl, eine Anordnung erwartet.

Die Freizeit ist nur zu rasch verflogen; um 1 Uhr 45 pfeifen die Bootsmannsmaaten schon wieder und „singen" das Kommando aus: „Pfeifen und Lunten aus! Decke fegen!" Und gleich darauf kommt das Kommando: „Divisionsdienst, Musterung und Instruktion." Unterdessen hat das Schießen der Fähnriche ununterbrochen weiter gedauert. Sie haben abteilungsweise rasch gegessen und dann wieder den schönen Tag und die gute Fernsicht benutzt, um ununterbrochen Schuß auf Schuß hinauszujagen. Wo man auch im Schiff sich befindet, hört man das Dröhnen der kleinen Geschütze, die allerdings hierher nur so klingen, als würde eine große Glasthür heftig zugeschlagen.

Um drei Uhr wird der Dienst plötzlich in den verschiedenen Decken abgebrochen, und es wird etwas Neues befohlen. „Segeln!" lautet der Befehl des ersten Offiziers. Es hat sich nämlich ein recht frischer Wind aufgemacht, und die vorher so ruhige See beginnt sich stark zu kräuseln. Im Nu sind die Boote wieder von Deck heruntergefiert, die Mastbäume und Segel gesetzt, und in weiten



Die Rossebändiger vor dem Parlamentsgebäude in Wien. (Text S. 331.)



Der Tafelaufsatz für König Eduard von England: Blumenbehälter.

Kreisen segeln die Mannschaften um das Heck des Schiffes herum, scharf beobachtet vom ersten Offizier, der mit dem Glas vom oberen Fallreeppodest her jedes einzelne Boot verfolgt. Trotzdem eine ganze Menge von Leuten mit dem Segeln beschäftigt ist, sind doch wieder Batterie, Oberdeck und Zwischendeck, sowie die Aufbauten auf Deck von arbeitenden, instruierenden und exerzierenden Mannschaften besetzt. Es ist ganz derselbe lebhafte Dienstbetrieb wie Vormittag. Der erste Offizier wandelt treppauf, treppab, Meldungen machend und Meldungen empfangend, und hin und wieder schreitet der Kapitän, der Kommandant des Schiffes, langsam über die Decke, bleibt hier und dort stehen, hört einen Augenblick zu, beobachtet und geht weiter, ohne ein Wort zu äußern. Der Kapitän selbst tadelt nicht, er mischt sich nicht in den kleinen Dienstbetrieb hinein. Hat er etwas zu monieren, so läßt er den ersten Offizier kommen und teilt ihm mit, was er geändert wünscht oder was ihm mißfallen hat. Der Kommandant ist eine Person, die über den Kleinigkeiten des Dienstes steht. Er ist viel zu erhaben, um sich mit kleinlichem Tadel abzugeben. Wollte er selbst in die Einzelheiten des Dienstbetriebes eingreifen, dann würde nicht mehr die furchtbare Wirkung bei Mannschaften und Maaten erzielt werden, welche die Drohung hervorbringt: „Ich werde Sie dem Kommandanten zum Rapport stellen!" Nur wenn der erste Offizier mit Sündern an Deck nicht mehr auszukommen weiß, dann erst bringt er sie vor den Kommandanten, damit dieser tadelt und bestraft. Den ihm mittags um zwölf Uhr auf dem Achterdeck vom ersten Offizier vorgeführten „Verbrecher" muß der Kapitän strafen. Dann giebt es nicht nur kräftige Wischer und Ermahnungen, sondern Arreststrafen ohne Gnade und Erbarmen. Sonst schwebt der Kapitän gewissermaßen als Geist über den Wassern, und damit seine erhabene und über allen andern Vorgesetzten stehende Stellung auch äußerlich gekennzeichnet ist, wohnt er allein, ißt er allein, hält er sich mit geringen Ausnahmen selbst von den Offizieren entfernt, und nur der erste Offizier, selbst ein Stabsoffizier, steht mit dem Kapitän anders als die andern Offiziere an Bord. Der erste Offizier ist der Vermittler für alle Wünsche und Anliegen, die Offiziere und Mannschaften an den Kommandanten haben. Er unterstützt den Kommandanten, und dieser wiederum schätzt ihn als seine beste Hilfskraft und billigt, wenn es irgend geht, alle Anordnungen dieses über alle Maßen belasteten ersten Offiziers, dessen Stellung an



Der Tafelaufsatz für König Eduard von England: Blumenbehälter.

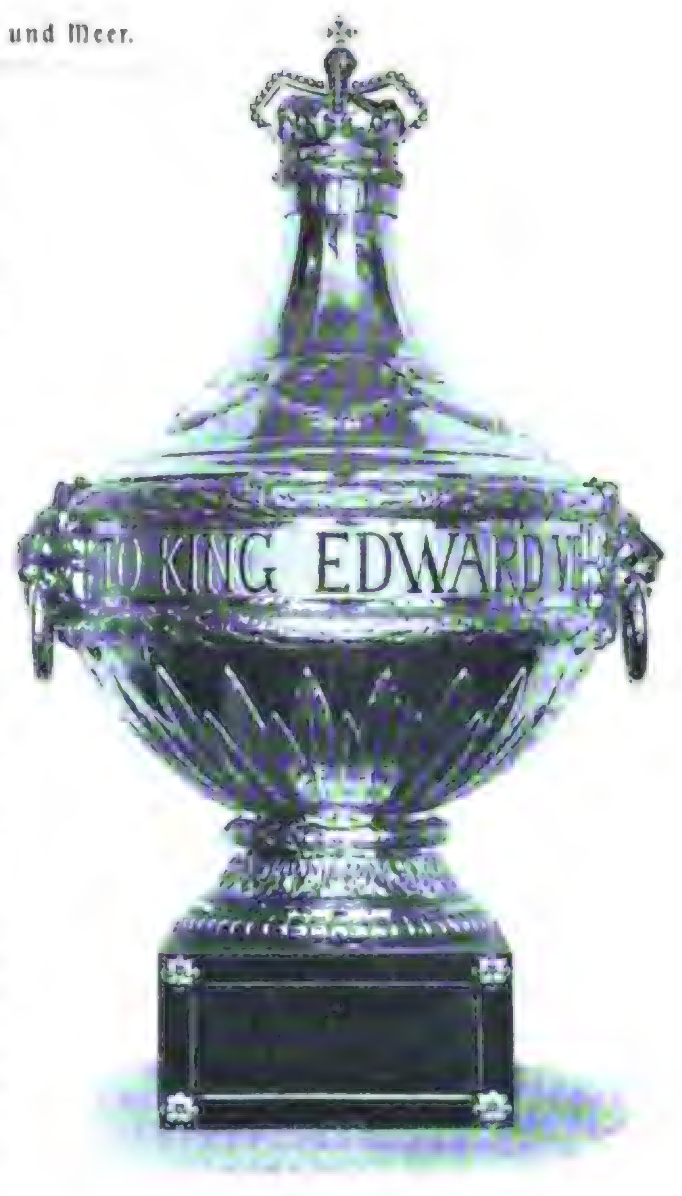
Bord in der Landarmee keine Analogie findet. Wenn man sich aber ungefähr denkt, daß ein Major in der Landarmee den Dienst übernehmen müßte, den zwölf Feldwebel bei zwölf verschiedenen Compagnien täglich auszuüben haben, daß er gleichzeitig noch den Dienst der zwölf Kapitäne des Regiments zu verrichten hätte, dann weiß man ungefähr, welches die Anforderungen sind, die täglich an einen ersten Offizier an Bord eines großen Schiffes gestellt werden.

Der Tafelaufsatz für König Eduard von England.

Als Kaiser Wilhelm II. beim Hinscheiden seiner Großmutter und bei der Thronbesteigung seines Oheims in England weilte, kam ihm der Gedanke, dem König Eduard ein festliches Andenken an jenen wichtigen Abschnitt seines Lebens zu weihen. Der grundlegende Entwurf ist unsers Wissens schon während jenes Aufenthalts entstanden. Nach seiner Rückkehr berief der Kaiser Herrn Otto Rohloff zu sich, der wiederholt treffliche Arbeiten des Kunstgewerbes in Edelmetall für ihn ausgeführt hat. In wiederholten längeren Konferenzen, so zum Beispiel auch in Homburg, wurde die Gestaltung des Werkes bis ins einzelne durchberaten, und als König Eduard unlängst in Deutschland weilte, um seiner vielbetrauerten Schwester, der Kaiserin Friedrich, die letzte Ehre zu erweisen, konnte der Kaiser beim Abschiede auf Schloß Wilhelmshöhe seinem Oheim die vollendete Arbeit als Gastgeschenk überreichen. Das Ganze gruppiert sich um ein prunkvolles Mittelstück von 1 Meter Höhe und 0,70 Meter Durchmesser. Es ist ein flaschenartiger, dickbauchiger Aufsatz aus getriebenem, teilweise vergoldetem Silber, der auf einem kleinen Holzsockel ruht. Der Fuß ist mit Akanthus, die Flächen sind mit Lorbeerblättern und Gehängen ornamentiert. Das breite Band, das sich in der Mitte zwischen einem Festonrahmen entlang zieht, trägt in großen Buchstaben die Widmung:

Emperor William II.
To King Edward VII.

Die Griffe an den Seiten werden von Löwenköpfen gehalten. Oben bildet eine Königskrone den Abschluß. Außer dem mittleren Hauptstück gehören zu dem Ganzen noch dreißig kleine Blumenbehälter aus vergoldeter Bronze. Sie haben die Form von Balustraden, hinter denen die Farbenpracht der Blumen das Auge erfreut. Auf den Eckpfeilern erheben sich schlanke, kunstvolle Vasen; die Mittelkartuschen zeigen abwechselnd das von Lorbeer umrankte Monogramm König Eduards mit der Krone und sein Wappen, dessen Schild den Wahlspruch enthält: „Honny soit qui mal y pense.“ Die beiden Schildhalter, der Löwe und das Pferd, stehen auf einem Bande mit der Inschrift: „Dieu et mon droit.“ Die einzelnen Blumenkörbe sind mannigfaltig in der Form wie in der ornamentalen Durchbildung. Das Ganze ist in der Erfindung von eignem Reiz und in der Ziselierarbeit geradezu wundervoll. Es ist eine neue großartige Probe für die Leistungsfähigkeit des deutschen Kunstgewerbes, das sein Aufblühen nicht zum wenigsten der Anregung einer Frau verdankt, die dem Kaiser sowohl wie dem König Eduard herzlich nahe stand: der Kaiserin Friedrich.



Mittelstück.

Die Rossebändiger vor dem Parlamentsgebäude in Wien.

(Siehe die Abbildung Seite 329.)

Das Aeußere des von Theophil Hansen geschaffenen Wiener Reichsratsgebäudes hat durch die in den letzten Tagen aufgestellten vier Rossebändiger, von denen wir zwei Gegenstücke bildende Gruppen wiedergeben, eine neue künstlerische Zier erhalten. Die Figuren haben eine Höhe von drei Metern und stehen auf ebenso hohen Steinpostamenten, welche die große Auffahrtsrampe des Monumentalbaues an ihrem unteren Ausgang flankieren.

Arbeiten des Bildhauers Joseph Lax und in der k. k. Kunsterzgießerei in Bronze gegossen, dürften die Rossebändiger zu einem neuen Wahrzeichen der Wiener Ringstraße werden. Nachdem die acht Marmorstandbilder griechischer und römischer Staatsmänner und Geschichtschreiber schon seit dem Vorjahre auf ihren Sockeln längs der beiden Rampenflügel thronen, bedarf es bloß der Fertigstellung des monumentalen Minerva-Brunnens, eines Werkes von Professor Kundmann und andern Wiener Künstlern, um die äußere figurale Ausschmückung des herrlichen Parlamentsgebäudes, die über eine Million Kronen kostet, als völlig abgeschlossen anzusehen.

Rudolf Virchow.

Der 13. Oktober dieses Jahres bringt die merkwürdige Erscheinung, daß ein prononcierter Parteimann, der im politischen Leben zarte Rücksicht nie gekannt, vielmehr die Gegner stets mit den schärfsten Waffen bekämpft hat, von Angehörigen aller Parteien, auch derjenigen, denen er am schroffsten gegenübersteht, aufrichtige Huldigung entgegennimmt. Allerdings gilt sie, abgesehen von dem enger begrenzten Kreise der Gesinnungsgenossen, nicht dem Politiker, sondern dem großen Gelehrten, dem unermüdlichen Forscher, der um die Wissenschaft, um das Wohl der Menschheit sich unvergängliche Verdienste erworben hat. Zu Schievelbein in Pommern am 13. Oktober 1821 geboren, bezog Rudolf Virchow mit achtzehn Jahren das militärärztliche Bildungsinstitut in Berlin, promovierte vier Jahre darauf und trat als Unterarzt in die Charité ein, wo er 1843 zum Prosektor ernannt wurde. Schon in den ersten Jahren dieser Thätigkeit erregte er durch wissenschaftliche Arbeiten Aufsehen; 1847 begründete er, nachdem er sich als Privatdozent an der Universität habilitiert hatte, zusammen mit Benno Reinhardt das „Archiv für pathologische Anatomie, Physiologie und klinische Medizin“, das für die Entwicklung der deutschen Heilkunde, wie für die medizinische Publizistik maßgebend wurde und die Reform der pathologischen und therapeutischen Anschauungen anbahnte. Im Februar 1848 wurde Virchow nach Oberschlesien geschickt, um die ausgebrochene Hungertyphusepidemie zu studieren, und sein Bericht beleuchtete grell die vorhandenen Mißstände. Hierdurch kam er in Berührung mit der demokratischen Partei und wurde Mitbegründer des Berliner Bezirksvereins Friedrich-Wilhelmstadt, der ihn als Vertreter in den Zentralbezirksverein entsandte. Auch zum Abgeordneten für die preußische Nationalversammlung wollte man ihn wählen, mußte jedoch darauf verzichten, weil er noch nicht das vorgeschriebene Minimalalter von dreißig Jahren hatte. In den politischen Vereinen entwickelte er dagegen eine eifrige Thätigkeit, war Mitglied des Zentralwahlkomitees und präsidierte insbesondere den stürmischen Versammlungen des dritten Berliner Wahlkreises. Selbstverständlich stieß er damit bei der Regierung an und wurde zu Ostern 1849 seiner Stelle als Prosektor der Charité enthoben, jedoch auf die Vorstellung der Berliner ärztlichen Vereine wieder eingesetzt, wenn auch widerruflich und unter Verlust der freien Station. Unter diesen Umständen nahm Virchow einen Ruf als Professor der pathologischen Anatomie nach der Universität Würzburg an, und hier begann seine folgenreiche Wirksamkeit als Universitätslehrer. Würzburg wurde die eigentliche Wiege seines Ruhmes, und hierher strömten aus aller Herren Ländern die Jünger Aeskulaps. Der junge Gelehrte hatte die Kühnheit, mit dem weiteren Ausbau der Schwann-Schleidenschen Zellentheorie dem bisher als Fürsten der medizinischen Wissenschaft geehrten Rokitanski den Fehdehandschuh hinzuwerfen, und er behielt den Sieg. Schon vor dem Abschluß dieser Forschungen wurde er, 1856, nach Berlin zurückgerufen, und hier veröffentlichte er 1858 sein weltberühmtes Werk: „Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre.“ Haben die hierin niedergelegten Grundsätze im Laufe der Jahre auch manche Ergänzung oder Einschränkung erfahren, so ist das Werk doch die Grundlage der modernen Medizin geworden, auf welcher die heutige Heilkunde fußt. Außer der Professur war Virchow die Leitung des pathologischen Instituts übertragen, dessen Umbildung ganz nach seinen Angaben erfolgte. Bald nach seiner Rückkehr wurde er in die Berliner Stadtverordnetenversammlung gewählt, und hier ward er die treibende Kraft aller Bestrebungen zur Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse. Hatte er doch von Beginn seiner Laufbahn an sein Augenmerk nicht bloß auf die Heilung der Schäden, sondern auch auf die Prophylaxis, die Vorbeugung, gerichtet. Virchow gab den Anstoß zu einer völlig neuen Entwicklung des Krankenhausbauwesens, und das von Berlin gegebene Beispiel fand Nachahmung in allen andern Großstädten; auch an der Durchführung der Kanalisation, ohne die man sich Berlin heute kaum denken kann, an den für die Hygiene so ungeheuer wichtigen Wasserzufuhranlagen hatte er seinen ruhmreichen Anteil. Wenn Berlin sich heute als eine der gesundesten Großstädte der Welt repräsentiert, so ist das zu nicht geringem Teile Virchow zu danken, der bei allen die sanitären Verhältnisse berührenden Fragen im Rate der Stadtväter entweder die Initiative ergriff oder seine Autorität in die Wagschale warf. Unvergessen ist auch seine Thätigkeit in Zeiten der Gefahr. Der unerbittliche Gegner der Regierung wandelte sich in den eifrigen Helfer, welcher die Hospitalzüge für die verwundeten und kranken Krieger befrachtete, an Ort und Stelle führte und sie, gefüllt mit Leidenden, nach der Heimat zurückleitete. Endlich sei noch Virchows eifriger Thätigkeit in den fachwissenschaftlichen und gelehrten Gesellschaften gedacht. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen“, könnte man hier sagen, denn welche dieser Gesellschaften hätte er nicht mit begründen helfen, oder welcher gehörte er wenigstens nicht als eifriger Förderer an? Sein Werk ist vor allem die Anthropologische Gesellschaft, welche für Deutschland sozusagen einen neuen Zweig des Wissens erschloß und um so größere Bedeutung erhielt, als sie in den Kreis ihrer Bestrebungen nicht bloß die gelehrten Fachleute, sondern auch die gebildeten Laien hineinzog. Ferner gehörte Virchow zu den Begründern des Märkischen Provinzialmuseums, wo jetzt die wichtigen Funde vergangener Zeiten vor der Zerstreuung gesichert sind, und des Trachtenmuseums, das die letzten Reste ursprünglichen Volkstums uns aufbewahrt. Und wenn wir noch zweifeln sollten, daß auch die Seele des kritischen, strengen Forschers den poetischen Regungen zugänglich ist, so sei nur auf die enge Verbindung Virchows mit Heinrich Schliemann, dem Entdecker der versunkenen homerischen Welt, hingewiesen. Nicht verschwiegen soll werden, daß Virchow hin und wieder auch Mißgriffe beging. Doch wie er auch in einzelnen Fällen geirrt haben möge, sein Gesamtruhm als ernster, gewissenhafter, die Wahrheit suchender und für sie kämpfender Forscher wird dadurch nicht verdunkelt, unanfechtbar bleibt sein Ruhm als Reformator der medizinischen Wissenschaft.

Fr. Colberg.



Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph, Berlin.

Rudolf Virchow.

Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Von dem an dieser Stelle vor etwa Jahresfrist angezeigten Werke „Hessisches Trachtenbuch" von Ferdinand Justi liegt nunmehr die zweite Lieferung vor (Marburg, N. G. Elwertsche Buchhandlung). Dieselbe bewährt die von uns bei der Anfangslieferung hervorgehobenen Vorzüge, sie bringt auf acht in Farbendruck gehaltenen Foliotafeln Faksimilereproduktionen von Aquarellen, auf denen uns Trachten und einzelne Trachtenstücke aus den Gemeinden Steinperf, Breidenbach, Breidenstein, Wolzhausen und Dautphe im Gebiete der oberen Lahn vorgeführt werden, und hält dabei das Verfahren ein, daß nichts wiedergegeben wird, was nicht gewissermaßen als dokumentarisch beglaubigt erscheint. Als Träger der Kostüme treten uns wirkliche Persönlichkeiten entgegen, und die einzelnen Trachtenstücke sind so abgebildet, daß ihre Herstellungsweise genau erkennbar wird und sie als unmittelbare Vorlagen für Nachbildungen dienen können. Besonders wertvoll sind in dem vorliegenden Hefte die von Professor Justi gegebenen litterarischen Erläuterungen zu den Trachtenbildern, nicht nur, weil sie den einzelnen Fall erklären, sondern weil sie uns, was bisher in wissenschaftlicher Weise noch nicht genügend geschehen war, Aufschluß über das Wesen und die Entstehung der Volkstracht überhaupt geben. Schon in dem Texte der vorhergehenden Lieferung war der Satz ausgesprochen und begründet worden, daß die Bauerntracht nichts weiter ist als die zu irgend einer Zeit stehen gebliebene allgemeine Mode, die sich nur dadurch von der städtischen entfernt, daß sie den Anforderungen der ländlichen Arbeit entsprechend verändert ist. Die Mode, so führte der kundige Forscher aus, wird fest und bildet sich zur Volkstracht. Diesen Gedanken legt er nun, weiter ins einzelne gehend, näher dar. Der Vorgang, durch welchen die Volkstracht entsteht, sagt er, wiederholt sich fortwährend, wenn auch weniger auffallend, vor unsern Augen; das weit verbreitete Bestreben des Mannes, mehr zu scheinen, als er ist, und der Trieb des Weibes, zu gefallen und sich auszuzeichnen (les filles d'Ève adorent la parure), führen zur Nachahmung der äußeren Erscheinung der Reichen und Hochstehenden; diesen wird ihre oder ihres Kleiderkünstlers Erfindung durch die sklavische oder ungeschickte Kopie verleidet und durch eine neue ersetzt, welcher eine abermalige Nachahmung wegen beschränkter Mittel nicht sogleich folgen kann; so bleibt die Mode der weniger bemittelten Stände oder kleineren Städte, welche selten Gelegenheit haben, hochmoderne Kostüme zu sehen, stufenweise zurück, sie wird altmodisch, bis sie eine so von der modischen verschiedene Erscheinung angenommen hat, daß ein Zusammenhang zwischen beiden nicht mehr zu erkennen ist. Dieses Zurückbleiben wird, von andern Verhältnissen abgesehen, sehr unterstützt durch die Dauerhaftigkeit der auf dem Lande verwendeten Stoffe, welche die Vererbung des Kleidungsstückes auf mehrere Generationen gestatten. Wenn die Mode noch dazu Veränderungen der ganzen Anordnung der Kleidung, wie die Trennung des Mieders vom Rock, eintreten läßt, oder der Kopfbedeckung eine von der bisherigen verschiedene Grundform als Haube, Hut oder Barett giebt, so tritt die nicht moderne Kleidung in deutlichen Gegensatz zur modischen und kennzeichnet sich als Volkstracht. Die große Mannigfaltigkeit der Volkstrachten rührt daher, daß einzelne Bestandteile der modischen Kleidung sich zu verschiedenen Zeiten in der Volkstracht befestigt oder sich länger als andre behauptet haben; manche Volkstrachten sind dann auch selbständig weiter gebildet und zuweilen zu grotesken Erscheinungen geworden, andre haben von Zeit zu Zeit Bestandteile aus der neuen Mode in die Tracht eingeführt, ohne daß dadurch der allgemeine Charakter der Volkstracht, nämlich die augenfällige Verschiedenheit von der städtischen Kleidung, beeinträchtigt wäre. Hierzu kommt noch die Nötigung, die ganze Kleidung beim Uebergang von der Stadt aufs Land für die ländliche Bevölkerung geeignet zu gestalten, ähnlich wie die Uniform der Soldaten durch eine Umgestaltung der Herrentracht nach den Bedürfnissen des Kriegsdienstes entstanden ist und sich in selbständiger Entwicklung immer weiter von der Zivilkleidung entfernt hat; die Männer können keine eng anschließenden Pantalons gebrauchen, die Frauen keine auf der Erde schleppende Röcke. Diese Zusammenziehung der Volkstracht aus zeitlich verschiedenen Teilen in Verbindung mit den für die ländlichen Verhältnisse erforderlichen Veränderungen erklärt die Thatsache, daß die ländliche niemals ein genaues Vorbild in der modischen Kleidung hat; nur der jetzt ausgestorbene Bauer mit kurzen Hosen und Schnallenschuhen, sowie langer Weste und Kirchenrock war ein ins Bäurische übertragener Stadtherr aus der Zeit vor der Revolution, doch selbst hier war der mächtige Bauernhut bereits ein Jahrhundert älter als sein verzärtelter Nachkomme, der zierliche, unter dem Arm getragene Dreispitz.

So ist es denn nach Professor Justi Aufgabe der wissenschaftlichen Trachtenkunde, das Alter und die Herkunft der einzelnen Teile der volkstümlichen Kleidung zu bestimmen. Da die richtige Erkenntnis hier wie überall nicht dem flüchtigen Blick, sondern

erst der genauen Bekanntschaft mit den Einzelheiten zu glücken pflegt, so ist es wichtig, eine ins einzelne gehende Anschauung von allen Perioden der Entwicklung der Volkstracht zu gewinnen und die Beschreibung so ausführlich zu geben, daß nach dem Verschwinden eines Kleidungsstücks oder nach dem leider unabwendbaren Untergang einer Tracht deren Wiederherstellung im Bilde ermöglicht wird.

Nach diesen Grundsätzen ist das „Hessische Trachtenbuch" nicht nur in seinem bildlichen, sondern auch in seinem litterarisch-erläuternden Teile durchgeführt. Welch eine Fülle von reicher Belehrung aus dem letzteren zu ziehen und was für einen Genuß seine Lektüre dem Leser, nicht minder aber auch der hier hervorragend in Betracht kommenden Leserin zu gewähren vermag, könnte durch einen summarischen Ueberblick über seinen Inhalt kaum annähernd angedeutet werden. Das Werk muß für sich selbst sprechen. Nur zweier Einzelheiten sei gedacht, weil sie ein höchst bezeichnendes Streiflicht auf die historischen Momente bei der allmählichen Herausbildung der Volkstracht werfen. Auf Seite 24 seiner Erläuterungen gedenkt der Verfasser einer eigentümlichen Kopfbedeckung, die im alten hessischen Persgau im sogenannten Obergericht Breidenbach von den Frauen und Mädchen getragen wird. Es ist dies die sogenannte „Mitsche", das heißt eine zur Bergung der in runder Windung auf dem Kopfe getragenen Zöpfe bestimmte, aus steifem Papier angefertigte und mit schwarzem Tuch überzogene, für den Hinterkopf ausgeschnittene kegelförmige Röhre, deren unterer oder vorderer Rand in halbkreisförmigem Bogen über den Haarwurzeln herläuft. Der Ausschnitt reicht nahezu an den unteren Rand des kreisförmigen, unmerklich abgeplatteten und nur wenig gegen die Achse der Röhre geneigt liegenden Bodens. Ueber den Ohren ist die durch den Ausschnitt entstandene Ecke etwas nach unten verlängert und trägt die langen, schwarzseidenen Bindebänder, welche man meist ungebunden herabhängen läßt. Ein breites schwarzes, gemustertes oder gewässertes Seidenband begrenzt den Rand über der Stirn und umsäumt auch die Ecken über den Ohren und den Steg unter dem Boden, der so schmal ist, daß das Band hier ins Innere der Mütze umgeschlagen werden muß. Zwischen der Stirn und der Mütze quellen die blonden und braunen Stirnlöckchen hervor. Diese eigentümliche und durch ihre Einfachheit altertümlich anmutende Mütze findet man häufig auf flandrischen und brabantischen Gemälden, niemals auf deutschen. Durch starke Erhöhung entstand aus ihr die burgundische Mütze oder der Hennin. Die brabantische Mütze, die im eigentlichen Deutschland nicht nachweisbar ist, verschwindet auch in ihrer Heimat mit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Wie hat sich nun die eigenartige Kopfbedeckung in eine deutsche Volkstracht verirrt? Genau vermögen wir diese Frage nicht zu beantworten, doch liegt eine Vermutung vor, die nicht weit vom Richtigen abirren dürfte. Die brabantische Mütze dürfte nach Hessen übertragen worden sein, als die Herzogin Sophia mit ihrem Sohn Heinrich im Jahre 1248 dorthin kam. Da mit dem Auftreten des brabantischen Fürstenhauses in Hessen eine neue Epoche begann und eine der bekanntesten Thaten Sophias die durch Waffengewalt erzwungene Unterwerfung der Dynasten des hessischen Hinterlandes war, so darf man annehmen, daß die Frauen des Landes in Bewunderung der heldenmütigen Herzogin, der Tochter der heiligen Elisabeth, sich nach ihrem Vorbild gekleidet haben, und daß wenigstens die Kopfbedeckung in jenem entlegenen Gau bis heute im Gebrauch geblieben ist.

Eine nicht minder originelle Kopfbedeckung wie die „Mitsche" wird in einem andern Teile des alten Persgaus, im sogenannten Untergericht Breidenbach, getragen, das „Stülpchen", das den mehr elliptisch als rund hinten aufgesteckten Zopf bedeckt. Es besteht aus einer ziemlich wagrecht am Hinterkopf sitzenden, etwa 13 Centimeter hohen Röhre, die unten für den Hinterkopf ausgeschnitten ist, an den Seiten Ohrlappen bildend, an deren Enden kleine Schluppen für das Durchziehen der schmalen Bindebändel befestigt sind. Die Röhre wird durch ein 6 Centimeter breites schwarzes Wollband eingefaßt, welches auch die eckigen Ohrlappen bedeckt und um den eckigen Ausschnitt herumläuft. Den Boden der Mütze bildet eine flache Scheibe, die so hergestellt wird, daß ein Stück Leinen, dessen Umfang um etwa 3 Centimeter die Röhre rings überragt, zunächst bestickt, dann an das für die Röhre bestimmte Stück ringsum überwendlich angenäht wird, wobei kleine Falten sich ergeben und der Boden bauschig herabhängt. Darauf wird durch Einspannen einer Pappe mittels eines Instruments, des sogenannten Stülpchenstocks, der Röhre sowohl wie dem Deckel die Form gegeben, wobei sich namentlich der letztere, durch ein Stärkebad versteift, als flache runde Scheibe spannt und die Stickerei das richtige geometrische Verhältnis gewinnt. Die auf dem Scheitel zusammengefügte Röhre von steifem Papier bildet hier einen unmerklichen Grat, dem oben an dem vorragenden Rand ein ganz stumpfer Spitzbogen entspricht, während der untere Scheibenrand unmerklich abgeplattet ist. Die Röhre oder das Vorderstück und der Boden sind durchaus mit roter Wolle bestickt, doch nur bei den Mädchen, bei den Weibern ist das Stülpchen meist von weißem, mit dicht zusammenstehenden blau-violetten Blümchen bedeckten Zeuge gefertigt; beim schwarzen Traueranzuge und in der Kirche ist es weiß. Nach den gotischen Mustern der Stickerei muß das Stülpchen, dessen Eigenart darin besteht, daß es den Uebergang von der Mütze zur Haube darstellt, sehr alt sein, gleichwohl hat sich nicht ermitteln lassen, wann und durch welche Veranlassung es Eingang in die hessische Tracht gefunden hat. Es ist offenbar einst Bestandteil der vornehmen Tracht gewesen und dürfte vom Auslande nach Deutschland gelangt sein. Professor Justi ist in der Lage, die folgenden Anhaltspunkte zu geben: Wenn man die Form vor der Versteifung durch den Stülpchenstock ins Auge faßt, gleicht das Stülpchen der Haube der Frauen auf dem Marmorrelief der Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund am Kenotaph des Kaisers in der Hofkirche zu Innsbruck, einem Werke Alexander Colins nach Vorlagen Florian Abels († 1565). Auf einer Vermählung der Jungfrau Maria im Museum zu Neapel, die dem Francesco Zagarelli, genannt Cotiglia (1505 bis 1527 nachweisbar), zugeschrieben wird, tragen Maria und die heilige Lucia Hauben, die hinten am Kopf sitzen, und deren runder gesteifter Boden noch etwas weiter als der des hessischen Stülpchens rings über dem schmalen Vorderstück hervorragt,

so daß man auf den ersten Blick die Scheibe für einen Heiligenschein zu halten versucht ist. Auf dem Blatt „Die Greffinn“ in Holbeins Totentanz trägt die Dienerin deutlich das hessische Stülpchen, nur ist nicht zu erkennen, ob es wie das der Bäuerinnen gesteift und bunt benäht ist. Die gesteifte Form bemerkt man auf dem Ursulaschrein im Johannishospital zu Brügge von Hans Memling († 1494). Auch auf dem Kopf einer vornehmen Engländerin (16. Jahrhundert, Fr. v. Lipperheide, Blätter für Kostümkunde, Bl. 25) sieht man die röhrenförmige Mütze mit vorspringendem Rand des Deckels. Auf dem 1527 gemalten Bildnisse der Magdalena Neudorffer in der Kasseler Galerie (Nr. 8) ist die scharfe Trennung von Boden und Vorderteil durch einen gemeinsamen weißen Ueberzug ausgeglichen: statt des schwarzen Besatzbandes der Bäuerinnen bedeckt hier eine hellgoldbraune Borte den vorderen Rand; ähnlich läuft eine schmale Borte über das Vorderteil auf einem Gemälde der altkölnischen Schule (um 1500) im Kölner Wallraf-Richartz-Museum (Nr. 1123). Im Schloß Eltz sitzt die Mütze am Hinterkopf eines Leuchterweibchens auf einem Hirschgeweih vom Jahre 1681.

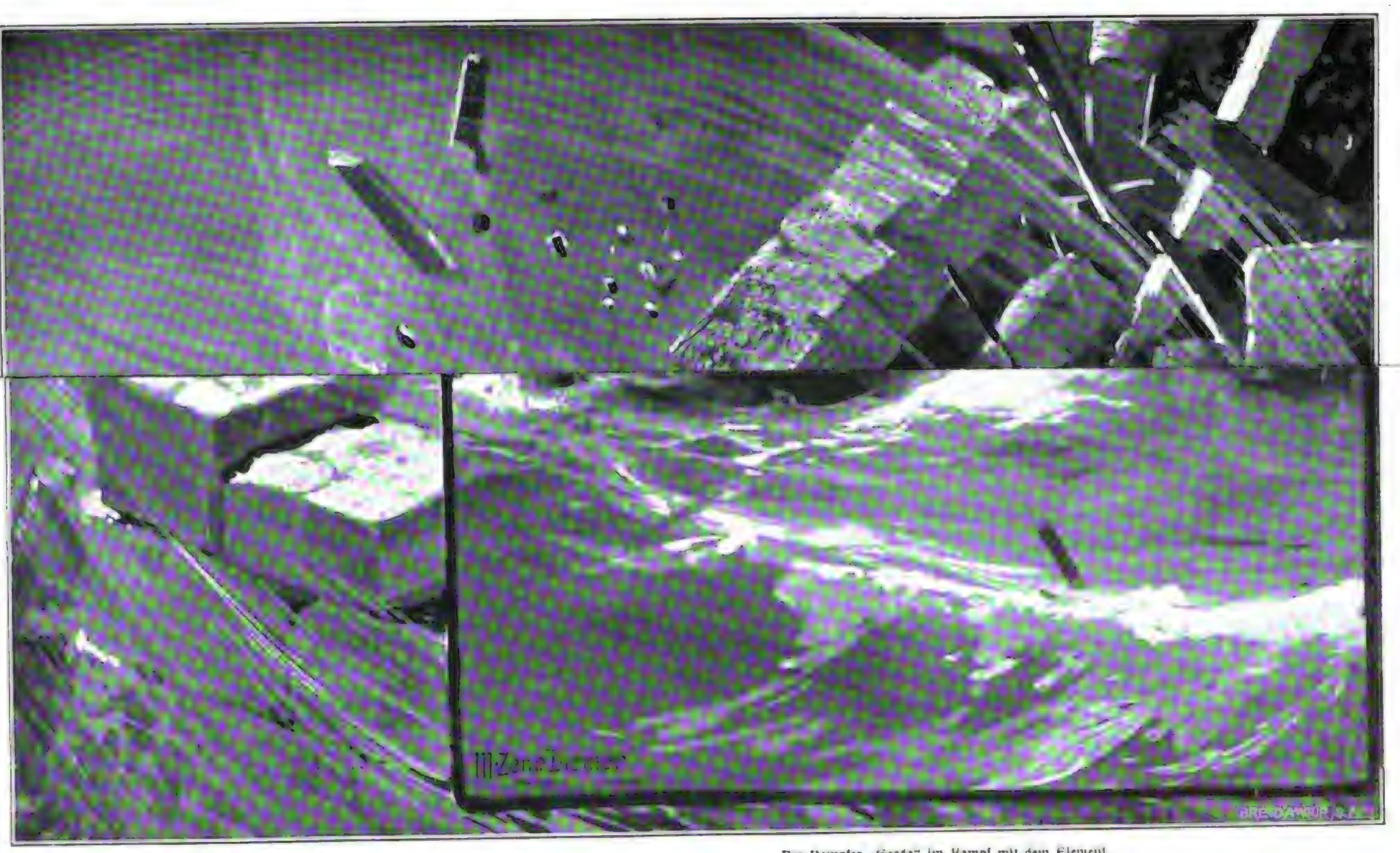
Aus diesen Beispielen mag man ersehen, in welch gründlicher, auch für die Kultur- und Kunstgeschichte fruchtbaren Weise Professor Justi seine Kostümstudien betreibt. Wir können lediglich den früher geäußerten Wunsch wiederholen, daß das „Hessische Trachtenbuch“ vorbildlich für ähnliche, die Volkstracht in andern Gegenden Deutschlands behandelnde Werke werden möge. Darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß die Volkstracht auf dem Aussterbeetat steht, und daß alle Versuche, ihr Dasein künstlich zu verlängern oder ihr gar neues Leben einzuflößen, nur mit einem Mißerfolg enden können. Es ist daher von höchster Wichtigkeit, daß alles das, was heute noch vorhanden ist und was sich in Ueberresten aus früherer Zeit bis auf unsre Tage erhalten hat, gesammelt und mit der von Professor Justi in seinem Trachtenbuch bewährten wissenschaftlichen und künstlerischen Gewissenhaftigkeit registriert wird.

*

Wilhelm Spohr hat in der jüngsten Zeit seine verdienstvollen Multatuli-Publikationen um zwei weitere hochinteressante Werke bereichert, um die Uebertragungen des Schauspiels „Die Fürstenschule“ und des Romans „Die Abenteuer des jungen Walther“. Ueber letzteres Werk, von dem einstweilen nur der erste Band vorliegt, ein andermal; für jetzt einige Worte über das Schauspiel „Die Fürstenschule“. Der Herausgeber hat geglaubt, in einem Nachwort zu seiner Uebersetzung Stellung zu einigen abfälligen Aeußerungen der Kritik nehmen zu sollen. Unsrer Ansicht nach ohne zwingenden Grund: das Werk kann einer schärferen Anfechtung stand halten, als sie ihm von gewisser Seite zu teil geworden ist, es steht für sich selbst und wird sich mit seinem glänzenden Gedankengehalt behaupten, solange ein solcher überhaupt einen Einfluß auszuüben vermag. Die Einwände, die man gegen das Werk erheben kann, treffen lediglich Aeußerlichkeiten, die gegen seinen Kern und eigentlichen Gehalt gar nicht in Betracht kommen können, wie die etwas gar zu starke Idealität einzelner Gestalten und die heute als antiquiert empfundene Form des Intriguenstücks, in der es gehalten ist. Was letzteren Punkt anlangt, so darf man nicht vergessen, daß die „Fürstenschule“, die uns in ihrem deutschen Gewande als eine Neuheit entgegentritt, bereits ein Alter von dreißig Jahren hinter sich hat. Das Werk entstand zwischen den Jahren 1870 und 1872 in Wiesbaden, als der Dichter in freiwilliger Verbannung von seinem Vaterlande in Deutschland lebte. Die etwas stark ideale Veranlagung einzelner Gestalten hängt mit der idealen Grundlage des Werks zusammen, das als ein Ideendrama unsrer Teilnahme nicht sowohl durch die materiellen Vorgänge, die es behandelt, als durch den ihm innewohnenden geistigen Gehalt erregen will. Die „Fürstenschule“ ist eine bittere Satire gegen das Schranzentum, das an Fürstenhöfen in rücksichtsloser Weise seine selbstischen Zwecke verfolgt, unbekümmert um das Elend, das es dadurch anrichtet, eine Satire allerdings, die bei aller Schärfe das ridendo castigare mores nicht aus den Augen läßt und in ihrem Kampfe als innigen Verbündeten den Humor zur Seite hat. Wie sicher übrigens der Verfasser den Boden der Bühne beherrscht und wie realistisch er im einzelnen das Bühnenbild auszugestalten weiß, zeigte eine ganze Reihe von Scenen — und hierher ist vor allem der ganze zweite Akt zu rechnen —, die nicht anders als drastisch im besten Sinne des Wortes wirken können. Es wäre überhaupt ein Fehler, wenn man glauben wollte, das Werk sei von seinem Urheber als Buchdrama beabsichtigt worden; das Gegenteil ist der Fall, Multatuli hat die „Fürstenschule“ direkt für die Bühne bestimmt, und merkwürdigerweise hat sie in seinem Heimatlande, trotzdem, daß man dort sonst alles gethan, um ihn systematisch totzuschweigen, auf dieser sofort Boden gefaßt und sich bis auf den heutigen Tag auf ihr als festes Repertoirestück behauptet. In Deutschland ist übrigens das Werk in der Spohrschen Uebersetzung auch bereits auf das Theater gelangt, und zwar gleich mit so glänzendem Erfolge, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß es hier bald allgemeine Verbreitung finden wird. Einen wesentlichen Dienst wird hierbei die Spohrsche Uebersetzung leisten, die in fließender Verssprache gehalten ist und — das Beste, was man über eine Uebersetzung sagen kann — vollständig den Eindruck eines Originalwerks macht.

*

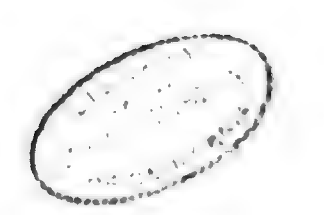
Seit Altmeister Uhland an das heranwachsende Geschlecht die nachsichtig-milden Worte gerichtet: „Singe, wem Gesang gegeben — In dem deutschen Dichterwald“, ist von dieser seiner Aufforderung recht ausgiebig Gebrauch gemacht worden, aber es war nicht immer Freude, nicht immer Leben, wenn es von „allen Zweigen“ schallte. Die Entscheidung darüber, wem eigentlich „Gesang gegeben“, wurde meist allzu individuell getroffen. Um so erfreulicher, wenn einem einmal ein Poetengemüt begegnet, das so überzeugend anmutet, daß man es nicht lange um seine Legitimation zu befragen braucht. Ein derartiges Gemüt ist Rudolf Presber, der soeben unter dem Titel „Aus dem Lande der Liebe“ ein Bändchen Gedichte veröffentlicht hat (Berlin, Dr. Eysler & Comp.). Der junge Dichter ist auf litterarischem Gebiete kein Neuling mehr, er hat sich mit mehreren dramatischen Werken den Boden der Bühne erobert und ist mit denselben Dichter „von Cottas Gnaden“ geworden, er ist erfolgreich als Erzähler aufgetreten



Einsturz der Zitronenkulturen. Der Dampfer „Garda" im Kampf mit dem Element.

Der Wirbelsturm bei Maderno am Gardasee am 26. August 1901. (Text S. 341.)

Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.



und behauptet zurzeit unter den kritischen Essayisten der deutschen Reichshauptstadt eine hervorragende Stelle. Als Lyriker eröffnet er unserm Blick keine neuen Horizonte und regt er unser Empfinden nicht in seinen tiefsten Tiefen auf, aber er bringt uns als solcher Eigenschaften entgegen, die wir bei den meisten seiner gleichzeitigen Dichtergenossen vermissen: jugendliche Frische, leichten, liebenswürdigen Humor und, was wir am höchsten schätzen, Grundehrlichkeit in der Wiedergabe seiner Gefühle. In der ganzen Reihe der kleinen Dichtungen, die das Bändchen enthält, wird kein falscher Ton und kein unreiner Accord angeschlagen; der Dichter singt, wie es so viele andre vor ihm gethan, von Jugend, Wein und Liebe, er führt uns in die Tage seiner Kindheit zurück und kündet uns von seinen Fahrten in fremden Ländern, er kämpft gegen Perückentum und Philistergeist, aber nie wird er sich ungetreu, nie posiert er.

Eines müssen sie mir lassen:
Daß ich nie auf deutschen Gassen
Stengelgläsern, roten Wangen,
Altem Wein und jungem Mund
Grämlich aus dem Weg gegangen,
Wo 'ne lust'ge Schenke stund!

Eines müssen sie mir lassen,
Daß ich nie auf deutschen Gassen
Als ein öder Renommiste
Zog in Bacchus' sel'ger Schar,
Daß ich stets nur trank und küßte,
Weil mein Herz so fröhlich war.

Das ist die Grundnote, die durch alle Gedichte hindurchklingt, mögen sie ernster oder heiterer gestimmt sein. Sancta juventus betitelt der Dichter den ersten Abschnitt seiner Liedersammlung, aber er hätte diesen Titel getrost der ganzen Sammlung voranstellen können, denn die „heilige Jugend“ ist es, aus der er seine dichterische Kraft schöpft, und die ihm das Merkmal seiner poetischen Eigenart ausdrückt, eine Eigenart, die er auch dann nicht verleugnet, wenn er seine eignen Gedanken andern Personen in den Mund legt, wie dem alten Mönch von Sorrent, wenn er diesen zu seiner Weisheit letztem Schluß kommen läßt:

Alte Weisheit wollt' ich künden:
Alles dies ist Schall und Rauch.
Ach, die Welt ist voller Sünden —
Aber voller Schönheit auch!

Sehr hübsch singt der Dichter in dem schönen Gedichte „Abschied vom Jahrhundert“ über das ihm beschiedene Schicksal:

Und was ich auch an Leid erfahre,
Mir ist das Horoskop gestellt:
Mich bracht' im Kranz der sechz'ger Jahre
Das beste Weinjahr auf die Welt.
Und mögen's andre anders lesen
Und schelten mir mein keckes Spiel,
Ich wahre meinem Werk und Wesen
Das Licht, das auf die Wiege fiel.

Daß dem Sohne des gesegneten Weinjahres 1868 rheinisches Blut in den Adern rollt, brauchte er uns kaum ausdrücklich zu erklären, denn die Vorliebe für das Land seiner Väter bricht überall in seinen Dichtungen hervor, nicht minder die Erinnerung an seine eigne „heilige Jugend“ und das Glück des heimischen Herdes.

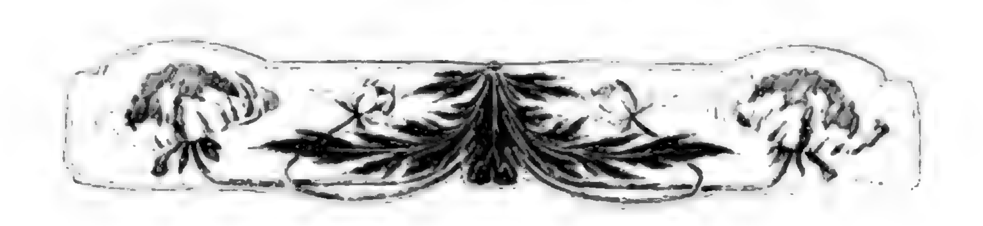
Ihr mögt mich schelten, mögt mich tadeln,
Ich weiß, ich hab' so viel versäumt —
Das ist der Duft von Tannennadeln,
Der wieder durch die Seele träumt...
Das sind die Lichter, sind die Lieder,
Das ist der weiße Flockenfall;
Und auch das Glöckchen hör' ich wieder,
Den Silberklöppel im Krystall.

so heißt es in einem seiner „Weihnachtslieder“, und ein andermal nicht minder schön und innig in einem nach der ersten Verszeile benannten Gedichte:

Saß heute lang im Kinderzimmer —
Draußen starb der Wintertag,
Und des Abends roter Schimmer
Auf verschneiten Aesten lag.
Und die Wanduhr tickt im Stübchen;
Am Kamine hell und warm
Saß das Mädchen mit dem Bübchen,
Märchen lesend, Arm in Arm.

Daß der Dichter, der diese Verse geschrieben, kein Pessimist ist, liegt auf der Hand, daß ihm aber das Herz auf dem rechten Fleck sitzt und er, wenn es not thut, ein kräftiges, männliches Wort zu sagen hat, beweist er in mehr als einer seiner Dichtungen, so in den Strophen „Und was die Leute sagen“, von denen nur die letzte mitgeteilt sei:

Trag einsam durchs Gebirge hin
Im Schweiße deine Bürde,
Doch wirf den geilen Schwätzern hin
Nicht deine Menschenwürde!
Und finden sie dich krank und wund,
Und wollen sie dich schlachten —
Du sollst sie höhnen mit dem Mund
Und mit dem Blick verachten;
Und sollst als deines Lebens Ruhm
In bess're Welten tragen:
Daß du verlacht ihr Narrentum
Und was die „Leute“ sagen!





Prinz Herrmann von Sachsen-Weimar.

In Berchtesgaden, wo er Erholung suchte, verschied kurz nach der Vollendung seines sechsundsiebzigsten Lebensjahres Prinz Herrmann von Sachsen-Weimar, Gemahl der 1898 verstorbenen Prinzessin Auguste von Württemberg, und durch seinen jahrzehntelangen Aufenthalt in diesem Lande innig mit demselben verwachsen. Als zweiter Sohn des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar am 4. August 1825 zu Schloß Altenstein im Herzogtum Meiningen geboren, trat er mit achtzehn Jahren in das württembergische Heer ein und durchmaß rasch die militärischen Rangstufen. Ende der fünfziger Jahre war der Prinz Oberst und Kommandant der Leibgarde zu Pferde, später Kommandeur des 2. Reiterregiments. Im Jahre 1862 wurde er Generalmajor und Kommandant der württembergischen Reiterdivision, 1865 trat er, da ein weiteres Vorrücken bei den damaligen Verhältnissen des Truppenkörpers ausgeschlossen erschien, aus dem Dienst und wurde als Generalleutnant à la suite der Reiterei gestellt. Im Jahre 1879 wurde er zum General der Kavallerie ernannt, und am 30. September 1894 beging er sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum. Am 17. Juni 1851 vermählte sich der Prinz mit der erwähnten Prinzessin Auguste von Württemberg, der jüngsten Tochter des Königs Wilhelm I. In rastloser Thätigkeit hat der Prinz seine ganze Schaffenskraft in den Dienst des württembergischen Königshauses und des württembergischen Volkes gestellt. Gemeinnützige Unternehmungen aller Art, patriotische, künstlerische und wohlthätige Vereine erfuhren durch ihn eifrige Förderung. Am populärsten wohl ist er geworden als Ehrenpräsident des württembergischen Kriegerbundes, der unter seiner Leitung zu hoher Entwicklung gedieh. Und wie er hier segensreich wirkte, vor allem auch durch die persönliche Fühlung, in welcher er mit den einzelnen Vereinen blieb, so war er auch die Seele des Samariterwesens vom Roten Kreuz, sowie des württembergischen Landesvereins der Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden. Auch die Vorstandschaft des Vereins für Förderung der Kunst lag in den Händen des Prinzen, der damit den Traditionen seines Hauses treu blieb, bei welchem ja seit den Tagen Goethes und Schillers Künste und Wissenschaften stets gepflegt wurden. Sein warmes Interesse für die Industrie bekundete der Prinz als Protektor des Vereins für Handelsgeographie und des Exportmusterlagers in Stuttgart, wie durch zahlreiche Besuche in gewerblichen Etablissements des württembergischen Landes. Nicht minder verdient machte sich Prinz Weimar, wie man ihn kurzweg in Württemberg nannte, um die Entwicklung des Sports in Deutschland. Er war Präsident der internationalen Sportvereinigung in Baden-Baden, die alljährlich die berühmten Rennen bei Iffezheim veranstaltet, und eines der wichtigsten Rennen war nach ihm benannt. Als der Prinz seinen siebzigsten Geburtstag feierte, veranstaltete die Stadt Baden-Baden ihm ein glänzendes Fest und ernannte ihn zum Ehrenbürger. Fünf Kinder trauern an der Bahre des volkstümlichen Prinzen: Prinzessin Pauline, geboren 25. Juli 1852, vermählt mit dem inzwischen verstorbenen Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar; Prinz Wilhelm, geboren 31. Dezember 1853, preußischer Major à la suite der Armee, vermählt mit der Prinzessin Gerta zu Ysenburg und Büdingen (aus dieser Ehe sind die Prinzen Herrmann und Albert, sowie die Prinzessin Sofia hervorgegangen); Prinz Bernhard, geboren 10. Oktober 1855, preußischer Major à la suite; Prinz Ernst, geboren 9. August 1859, Dr. juris, Kommandeur des Dragonerregiments Nr. 25; Prinzessin Olga, geboren 8. September 1869. Außerdem hinterläßt der Prinz noch einen älteren Bruder, Eduard, geboren am 11. Oktober 1823 zu Bushy-Park bei

Aufn. von Hofphot. Brandseph, Stuttgart.

Prinz Herrmann von Sachsen-Weimar.

London, der großbritannischer Feldmarschall und Oberst des 1. Regiments Life Guards ist. Seit 1851 ist Prinz Eduard morganatisch vermählt mit Lady Augusta Gordon-Lennox aus dem Hause der Herzoge von Richmond. Der Großherzog von Sachsen-Weimar verlieh derselben den Titel einer Gräfin von Dornburg; in England führt sie den Titel Princess Edward of Saxe-Weimar.

William Mac Kinley.

Dem anarchistischen Wahnwitz ist abermals ein Staatsoberhaupt zum Opfer gefallen: in Buffalo erlag am 14. September William Mac Kinley, der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, den Verletzungen, die ein ruchloser Mörder ihm zugefügt. Am 28. Juni 1844 zu Niles im Staate Ohio geboren, ließ Mac Kinley, nachdem er den Bürgerkrieg im Heere der Nordstaaten mitgemacht hatte und zum Major aufgerückt war, sich in seinem Heimatstaate als Rechtsanwalt nieder und beteiligte sich alsbald eifrig am politischen Leben. Von der republikanischen Partei wurde er 1877 in den Kongreß gewählt, in dem er 17 Jahre später die nach ihm benannte Hochschutzzoll-Bill durchsetzte. Bei der Präsidentenwahl 1896 wurde er als Kandidat der Republikaner gegen den demokratischen Kandidaten Bryan erwählt, den er auch bei der Neuwahl im vergangenen Jahre mit ansehnlicher Mehrheit schlug. Mit seiner Amtsführung ist eine folgenschwere Wendung in der Politik der Vereinigten Staaten verknüpft; ein Werkzeug der großen Trusts, der rücksichtslosen Kapitalistenvereinigungen, die ihm zur Präsidentschaft verhalfen, leitete er jene Weltmachtpolitik ein, die zum Kriege mit Spanien führte und die Annexion der alten spanisch-westindischen Kolonien zur Folge hatte.


William Mac Kinley.

Generalstabsarzt Dr. Alwin von Coler.

Im Alter von siebzig Jahren verschied in Berlin der Leiter des preußischen Sanitätscorps, Generalstabsarzt Professor Dr. Alwin von Coler. Zu Gröningen im Kreise Halberstadt am 15. März 1831 geboren, studierte er auf dem Friedrich Wilhelms-Institut in Berlin und wurde 1863 Stabsarzt. Infolge der hervorragenden Thätigkeit, die er in den Feldzügen von 1864 und 1866 entwickelte, wurde er in den preußischen Medizinalstab kommandiert und 1868, bei Gründung der Medizinalabteilung im Kriegsministerium, zum Dezernenten derselben ernannt. Seit 1874 Generalarzt, wurde er 1885 Abteilungschef in der Medizinalabteilung, bis ihm schließlich vier Jahre später die höchste militärische Charge als Arzt übertragen wurde. Am 12. Dezember 1889 wurde er zum Generalstabsarzt der Armee, zum Chef des Sanitätscorps und der Medizinalabteilung im Kriegsministerium ernannt. Gleichzeitig wurde er mit dem Direktorat über die militärärztlichen Bildungsanstalten betraut. So wurde er unter anderm Vorsitzender der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen. Im Jahre 1892 erfolgte auf Vorschlag der Berliner Universität auch seine Ernennung zum ordentlichen Honorarprofessor. Wenn gegenwärtig das preußische Militärsanitätswesen eine Organisationshöhe erlangt hat wie kaum ein andres in den großen europäischen Armeen, so ist das in erster Linie dem unermüdlichen Eifer Colers zuzuschreiben, der keinen höheren Ehrgeiz hatte, als das ihm unterstellte Sanitätsoffiziercorps mit einem Geiste echter Wissenschaftlichkeit zu erfüllen. Die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten, die unter Colers Förderung, zum großen Teil unter seiner unmittelbaren Anregung, aus der militärärztlichen Abteilung des Kriegsministeriums hervorgegangen sind und Fragen der medizinischen Statistik, des Krankenhauswesens, der Ernährung und Bekleidung, der Verhütung ansteckender Krankheiten innerhalb des Armeeverbandes behandeln, ist ungemein groß. Coler selbst war von der idealen Bedeutung der Wissenschaft so tief durchdrungen, wie nur ein theoretischer Forscher es sein kann. Sein ganzes Leben hindurch ist er auch mit der Wissenschaft und ihren Vertretern in der engsten Fühlung geblieben. Sein höchster Stolz bestand darin, unter den Männern der Wissenschaft für einen wissenschaftlich gebildeten Arzt zu gelten. So selbstbewußt auch immer er seinen Rang als Generalleutnant einnahm — er erblickte darin vornehmlich eine dem Arzte zuerteilte äußere Ehrenbezeigung —, der Honorarprofessor, zu welchem er unmittelbar nach seiner Berufung an die Spitze des Militärmedizinalwesens ernannt wurde, blieb ihm ein noch höher zu veranschlagender Titel. Coler legte eben einen ungemeinen Wert auf diesen persönlichen Zusammenhang mit dem Universitätslehrkörper. Seine letzte große Freude bereitete ihm zu seinem siebzigsten Geburtstage am 15. März dieses Jahres eine Anzahl von angesehenen Militärärzten durch die Begründung einer seinen Namen tragenden Sammlung fachwissenschaftlicher Schriften.


Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.
Generalstabsarzt Dr. Alwin von Coler.





Die Negerstatue vor dem Afrikahaus in Hamburg.

Eugen Jettel.

Im Kreise der „Jung-Wiener“, welche vor bald drei Jahren ihre erste Bilderschau veranstalteten, befand sich auch der nach mehr als fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit aus Paris heimgekehrte Landschaftsmaler Eugen Jettel. Nicht als ob seine Malweise einen sogenannten modernen Zug aufwiese, denn Jettels Bilder sind in der im besten Sinne des Wortes alten Landschaftsmanier gehalten; sie bilden längst schon die Zierde vieler Privatgalerien und mancher öffentlichen Sammlung. Jettel stand im Begriff, als Begleiter des Erzherzogs Karl Stefan in dessen Jacht eine Fahrt längs der italienischen Küste nach Sizilien zu machen, als ihn in Triest der Tod ereilte. Der Künstler war am 20. März 1845 zu Johnsdorf in Mähren geboren, studierte in Wien unter dem Landschafter Albert Zimmermann und später an der Pariser Akademie. Jettels Bilder, in denen Teiche, Wassertümpel mit Enten, Torfstraßen, auch holländische Windmühlen oft wiederkehrende Motive bilden, sind in einer ganz charakteristischen Weise gemalt, so daß selbst Laien an der feinen harmonischen Abstimmung der Töne, sowie namentlich an dem eigentümlichen, leichten grauen Dunstschleier, der über allen seinen Landschaften lagert, den Meister sofort wieder erkennen. Sein schönes Gemälde „Hintersee im Nebel“ ist eine Perle der Wiener akademischen Galerie, und von den zahlreichen in Privatbesitz befindlichen Werken Jettels seien erwähnt „Gebirgswald“ und die gelegentlich einer mit dem Grafen Traun nach Dieppe unternommenen Reise entstandenen Gemälde „An der Küste von Dieppe“ und „Viehweide am Wasser“.



Eugen Jettel.

Das Afrikahaus in Hamburg.

Eine Sehenswürdigkeit der Stadt Hamburg ist das in der Gr. Reichenstraße vom Rathausbaumeister Hauers im Auftrage der Firma C. Woermann und der deutschen Ostafrikalinie erbaute Afrikahaus. Die Fassade des Vordergebäudes ist zwar nur schlicht, aber durch den Thorbogen gewahrt man an der Front des Hintergebäudes zwei mächtige erzene Elefanten, die den Eingang zum Hofhause flankieren, während über ihnen auf der Wand des Gebäudes ein prächtiges Kunstwerk aus buntem Mosaik emporsteigt: eine riesige Palme, exotische Tiere und Früchte, dazwischen ein Spruchband mit dem Gründungs- und Jubiläumsjahre der Firma. Neuerdings erhielt das Afrikahaus auch an der Straßenfront, unmittelbar neben dem Haupteingange, einen hervorragend künstlerischen Schmuck: einen erzenen Neger in Ueberlebensgröße. Es ist eine prächtige, muskulöse Gestalt, ein kriegerischer Afrikaner; seine sehnigen Glieder strotzen von Kraft. Die Rechte hält den Speer, die Linke ruht in dem großen Schilde. In der Haltung des Körpers, dem selbstbewußten Tragen des Kopfes liegt eine eigentümliche, wilde Schönheit. Das Ebenmaß des Leibes, der nur den wallenden Hüftenschurz trägt, ist herrlich; das dunkle Metall läßt den Neger in voller Natürlichkeit erscheinen. Von besonderem Reiz aber ist der Kopf des Afrikaners, ein Meisterstück bildnerischer Kunst. Diesen Kopf hat der Schöpfer der prächtigen Statue, der Bildhauer Walther Sintenis in Dresden, nach dem Neger Bruce aus Togo geformt, der als Führer von Eingeborenen von der Berliner Kolonialausstellung und andern Schaustellungen her bekannt ist.



Front des Af

Das Scheffel-Denkmal in Säkkingen.

An der Stätte, wo Viktor von Scheffels dichterisches Erdenwallen begann, wo er in seinen Mußestunden — versah er doch in Säkkingen ein Jahr lang den Referendarposten am dortigen Amtsgericht — zum lauschigen Waldsee pilgerte und den Rahmen zum „Trompeter" schuf, tritt zu den mannigfach schon vorhandenen Zeichen der Verehrung, die man dem Dichter zollt, ein neues. Umgeben vom Grün des Waldes, umrauscht von dessen Wipfeln, ist ein Denkmal erstanden, welches das dankbare Säkkingen seinem Sänger zu Ruhm und Ehr' erbaut: auf hohem Piedestal erblicken wir Scheffels markante Gestalt, den Dichter, nicht den allzeit fröhlich dahinwandernden Gesellen, wie ihn zum Beispiel das Denkmal vor dem Heidelberger Schloß wiedergiebt; zu seinen Füßen läßt der „Trompeter" seine Weisen ertönen, und plätschernd rieselt eine lauschige Quelle darnieder — ein Bild, wie geschaffen, uns in Waldeseinsamkeit und Waldesschönheit den schwärmerischen Verehrer der Natur in seiner ganzen poesievollen Kraft vor Augen zu führen. Entwurf und Ausführung des Denkmals rühren von dem Münchener Bildhauer Johann Wilhelm Menges her.



ntergebäudes.



Zu unsern Bildern.



Im Hüttenwerk.

Eine der ältesten und bedeutendsten Eisenhütten Deutschlands ist das Stahlwerk der Dillinger Hüttenwerke im Regierungsbezirk Trier. Auf Anregung des Generals von Stosch, der während der Jahre 1872 bis 1883 Chef der deutschen Admiralität war, nahm die Hütte die Anfertigung von Panzerplatten in Angriff, worin sie seitdem Bedeutendes leistet. Der Künstler giebt uns einen fesselnden Einblick in den großartigen Betrieb. Im Hintergrunde des Bildes gewahren wir eine Reihe großer Stahlschmelzöfen, die eben ihren Inhalt eingeschmolzen haben, der nun in die große, mit feuerfesten Steinen ausgemauerte Stahlpfanne gelaufen ist, welche den Mittelpunkt des Bildes darstellt. Durch die Oeffnung im Boden der Pfanne läuft das etwa 2000 Grad Celsius heiße Metall zunächst in eine Zwischenrinne und aus dieser in eine eiserne Form, welche in einer verdeckten Grube aufgestellt ist und von der nur ein kurzes Stück über den Rand der „Gießgrube" hinausragt. Markige Gestalten rühren mit großen Haken in der eisernen Form, um den einfließenden Stahl zu verteilen. Gegen die Strahlen der Hitze und gegen die nach allen Seiten sprühenden Funken sind die Leute durch große Schürzen und Gesichtsmasken oder Hüte geschützt. Der aus der Form aufsteigende blendend gelbe Rauch beleuchtet das Ganze auf das intensivste, so daß die um die Form herumstehenden Gestalten wie in Feuer getaucht erscheinen. Rechts neben der Form steht der den Guß leitende Ingenieur, vor dessen Augen



Das Scheffel-Denkmal in Säkkingen.

ein junger Arbeiter eine Probe des flüssigen Stahls in eine kleinere Probeform gießt. Die mehr links im Vordergrund stehende Gruppe zeigt einen Schmied und einen Zuschläger, welche von den langen Rührstangen die anhaftenden Stahlklumpen schlagen. Der ganze in unserm Bilde dargestellte Vorgang dauert ungefähr 20 Minuten, erfordert aber die äußerste körperliche und Nervenanstrengung sowohl der Arbeiter als auch der Vorgesetzten. Das Gewicht des fertigen Blocks beträgt 50 000 Kilogramm; derselbe ist 2 Meter breit, fast 1 Meter dick und 2 bis 3 Meter lang. Der Block wird nach dem Abkühlen von seiner eisernen Hülle befreit und dann noch warm in einen Schweißofen gebracht, der ihn zum Auswalzen auf die vorgeschriebene Breite, Länge und Dicke erglüht.

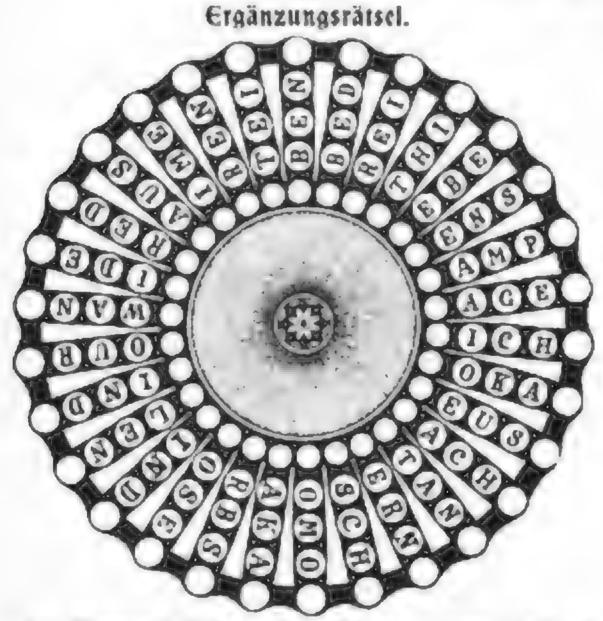
Der Wirbelsturm bei Maderno am Gardasee.

Am Nachmittag des 26. August ging über den südlichen Teil des Gardasees nach vorhergegangener tropischer Hitze ein schweres Gewitter nieder, das einen jener Wirbelstürme mit sich brachte, wie sie zuweilen dort auftreten und die Bewohner in Angst und Schrecken

versetzen. Eine schwarze Wolke senkte sich auf den See herab und riß in tollem Wirbel die schaumgepeitschten Wassermassen mehrere hundert Meter in die Höhe. Dann wanderte die verderbenbringende Säule im Sturmschritt dem Ufer zu und zerstörte bei Maderno mehrere Zitronenhäuser; mehr als 150 hohe Pfeiler wurden zertrümmert. Der kleine Dampfer „Garda“ lag bei Herannahen des Unwetters vor Maderno. Der Kapitän ließ sofort Volldampf geben und suchte offene See zu gewinnen, was ihm auch gelang. Doch kam der Dampfer trotzdem in den Bereich des Wirbelwindes und galt minutenlang für verloren. Indessen bestand er siegreich den Kampf mit Wind und Wellen und kehrte mit nur geringen Havarien an Deck zurück.

Für müssige Stunden.

Ergänzungsrätsel.



Die Wortbruchstücke der obenstehenden Figur sind durch Hinzufügung der fehlenden Anfangs- und Endbuchstaben zu sinnrichtigen Bezeichnungen zu ergänzen. Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Anfangs- und Endbuchstaben rechts herum je ein Sprichwort.

Silbenrätsel.

Das erste haben alle wir,
Obgleich's nicht immer eine Zier.
Doch kann man's außerdem auch sein
Im Staat, im Haus und im Verein.
Die zweite Silbe zeigt sodann,
Wer eins daheim zu sein hat, an;
Sofern sie nicht, Gott sei's geklagt,
Verleugnet, was ihr Sinn besagt.
Wer eins und zwei zusammen nennt,
Gewiß des Ganzen Deutung kennt,
Und stellt — doch in verschiednem Sinn —
Als eins es über andre hin.
Hier dient es nun dem Vaterland
Mit Leib und Leben, Kopf und Hand:
Dem Herrn zur Ehre, dem zuvor
Es Treue und Gehorsam schwor.
Doch steigt ihr in der Dichtung Reich,
So findet ihr's auch da sogleich,
Wo es mit kühner Geisteskraft
Im Dienst des Höchsten ringt und schafft,
Zwar unter anderem Panier,
Doch eins von vielen ist's auch hier. G. A. T.

Worträtsel.

Mit mir wird oft zu tragen
Recht schwer dir das Geschick,
Doch denk, nach trüben Tagen
Kommt auch ein Sonnenblick.
Siehst du in mir dann funkeln
Geschmeid' und Edelstein,
Erhöhen, nicht verdunkeln
Werd' ich des Kleinods Schein. R. H.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2:

Des Bilderrätsels: Ein Häuschen von Lindenholz und ein Knecht von Eichenholz machen ein gutes Haus.
Des Silbenrätsels: Burschenschaft.
Des Worträtsels: Eitel.
Des Rätsels: Reis.
Des Silbenrätsels: Schönthan.
Des Umstellrätsels: Polenta, Erlkönig, Rosenstrauch, Astronomie, Sachsenspiegel, Pampeluna, Eichenlaub, Reiselust, Adelaide, Apfelwein, Deutschland, Andalusien, Singapore, Thorwaldsen, Radolin, Argonauten.

PER ASPERA AD ASTRA.

Des Worträtsels: Jockey — Jokai.
Des Silbenrätsels: Scharade.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. III.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Monte Carlo am 23. Februar 1901.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: Karl Schlechter (Wien).
Schwarz: Isidor Gunsberg (London).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	23. h4—h5	Lc8—d7
2. c2—c4	**c7—c6**	24. h5×g6	h7×g6
3. Sb1—c3	e7—e6	25. De1—f2	Ld7—e8
4. Sg1—f3	Lf8—d6¹)	26. Tg3—h3	b7—b6
5. e2—e4!	d5×e4	27. Df2—h4	Te7—f7
6. Sc3×e4	Ld6—e7	28. d4—d5!⁷)	e6×d5
7. Lf1—d3	Sg8—f6	29. c4×d5	c6×d5⁸)
8. 0—0	Sf6×e4	30. Sd3—f2	Ta8—d8
9. Ld3×e4	Sb8—d7	31. Sf2—g4	Td8—d6⁹)
10. Dd1—e2	Sd7—f6	32. Lc2—b3	Le8—c6
11. Le4—c2	0—0	33. Td1—d3	Dc7—d8
12. Lc1—d2	Tf8—e8²)	34. f4—f5!¹⁰)	g6—g5
13. Ta1—d1	g7—g6³)	35. Dh4—h5	Lc6—e8
14. Ld2—c3	Le7—f8	36. Sg4—e3	Tf7—d7
15. Sf3—e5	Lf8—g7	37. Se3×d5!!¹¹)	Td6×d5¹²)
16. f2—f4	Sf6—d7	38. Td3×d5	Le8—f7¹³)
17. Tf1—f3	Sd7—f8	39. Td5×d7¹⁴)	Dd8×d7
18. Tf3—g3	Dd8—e7⁴)	40. Th3—d3!	Lf7×b3
19. a2—a3	a7—a5?⁵)	41. Td3×d7	Sf8×d7
20. De2—e1!	De7—c7⁶)	42. Dh5—e8†	Sd7—f8
21. h2—h4!	f7—f6	43. De8—c6	Sf8—h7
22. Se5—d3	Te8—e7	44. a3—a4	Aufgegeben.

¹) Die „Petersburger Zeitung“ enthält hier den Zug a7—a6; für den Fortgang der Partie erweisen sich beide Lesarten als ziemlich gleichwertig. Nach den Untersuchungen von Dr. S. Tarrasch und S. Alapin ist hier d5×e4 für Schwarz durchaus ungefährlich.

²) Schwarz ist in der Entwicklung sehr behindert. In Betracht kam vielleicht Dd8—c7 nebst Le7—d6 und (falls g2—g3) b7—b6 etc.

³) Die Postierung des Läufers auf g7 nimmt sehr viel Zeit in Anspruch, die Weiß bestens ausnutzt.

⁴) Die Dame sollte lieber sofort nach c7 gehen.

⁵) Auf diesen Zug, der dem schwarzen Spiel neue Schwächen schafft, hatte Weiß gerechnet. f7—f6 nebst b7—b6 verdiente den Vorzug.

⁶) Weiß hat damit die schwarze Dame abgelenkt und kann nun den h-Bauern zum Angriff vorschicken.

⁷) Durch dieses wohlberechnete Bauernopfer erhalten beide weiße Läufer starke Angriffslinien; auch wird der schwarze Bauer, der auf d5 zu stehen kommt, schwach und ist allen Angriffen ausgesetzt.

⁸) Bei e6—e5 30. Lc2—b3 Dc7—d6 31. Sd3—f2 wird der Bd5 sehr stark, da f6—f5 wegen 32. Dh4—h8† Lg7×h8 33. Th3×h8 (matt!) nicht angeht.

⁹) Auf Dc7×f4 entscheidet 32. Td1—f1. 31. . . . . d5—d4 hätte 32. Lc2—b3 d4×c3 33. Td1×d8 c3×b2 (auf Dc7×d8 dieselbe Fortsetzung) 34. Sg4—h6† Lg7×h6 35. Dh4×h6 c2—c1D† 36. Kg1—h2 zur Folge, wobei das schwarze Spiel trotz der beiden Damen rettungslos ist.

¹⁰) Weiß führt den Angriff ganz vorzüglich. Nimmt Schwarz den Bauern, so folgt 34. Td3—g3 f5×g4 35. Tg3×g4 mit der entscheidenden Mattdrohung auf h8.

¹¹) Die „Deutsche Schachzeitung“ erklärt diesen Zug für „hübsch, aber naheliegend“; Mieses im „Weltspiegel“ bezeichnet ihn als „ein prachtvolles Damenopfer, welches diese Partie zu einer der glänzendsten des Turniers macht“. Jedenfalls bricht hiernach — wie die „Petersburger Zeitung“ schreibt — das schwarze Spiel wie ein Kartenhaus zusammen.

¹²) Auf Le8×h5 folgt 38. Sd5×f6†† Kg8—h8 39. Th3×h5† Lg7—h6! 40. Th5×h6† Kh8—g7 41. Sf6—e8††! Kg7×h6 42. Td3—h3 (matt). Falls 37. . . . . Le8—f7, so 38. Sd5×f6† Td6×f6 (oder Lg7—f6 39. Dh5—h8†!) 39. Lb3×f7† Tf6×f7 40. Dh5—h8†.

¹³) Bei Td7×d5 39. Lb3×d5† Dd8×d5 40. Dh5×e8 Dd5×f5 41. Th3—f3 kann Schwarz sich auch nicht mehr lange halten.

¹⁴) Das Einfachste und Stärkste war hier 39. Dh5×f7†, womit Weiß im glatten Mehrbesitz eines Turmes verbleibt.

Liebesgaben im Kriege.

Eine Erinnerung aus dem Chinafeldzuge.

Von

Adolf Lindemann.

Welcher Kriegsveteran aus dem großen Kriege von 1870/71 kennt nicht die Liebesgaben, die von patriotischen Gebern überreichlich flossen und den tapferen Soldaten die Strapazen des Feldzuges erleichterten. Daß allerdings bei manchen Gaben die gute That höher zu schätzen war wie die Gaben selbst, das haben unsre Krieger auch erfahren. Wir erinnern nur an die famosen „Vorpostenzigarren“, die so genannt wurden, weil sie qualmten wie Fabrikschlote und außerdem auch ein recht zweifelhaftes Aroma ausströmten.

Daß die schöne Sitte der Liebesgaben auch in unsrer Zeit nicht ausgestorben ist, beweist aufs glänzendste der Feldzug in China. Da wurden allerhand Nahrungsmittel und Getränke, sowie Kleidungsstücke hingesandt, und unsre Chinakämpfer wußten die vielen Aufmerksamkeiten wohl zu würdigen. Die nachstehende kleine Skizze möge beweisen, mit welchem Jubel und mit welcher Freude jedesmal eine solche Sendung aufgenommen wurde.

Man war auf dem Marsche nach Paotingfu, ein beschwerliches Stück Arbeit, und Hunger und Durst waren häufige Gäste. Ein Trost war es immer, wenn Nachrichten aus der Heimat kamen, Briefe von zu Haus oder gar nützliche Sendungen für den Magen. Die Magenfrage war überhaupt ein schwieriges Problem, wohl ebenso verwickelt wie die Verhandlungen mit China selbst. Die Kost behagte wenig, und mancher hätte oft gern sein ganzes Hab und Gut für eine Flasche Bier oder ein ordentliches Wurstbrot hingegeben.

„Kinder, heute giebt's ein Fest, heute giebt es Kaffee und Kuchen!“ rief Kamerad Holtegel, ein Hannoveraner, und hüpfte vor Freuden wie ein kleines Kind um den Kreis rauchender und plaudernder Mannschaften des Ostasiatischen Reiterregiments herum.

„Ja, was ist denn los? Wir haben heute doch keinen Festtag, und einen Sieg haben wir doch auch nicht erfochten; die Langzöpfe lassen sich ja überhaupt nicht sehen,“ entgegnete Hans Hartmann, der als Einjähriger bei den Dragonern gestanden und bei der Eskadron der Doktor genannt wurde.

„Wir haben eine Sendung aus der Heimat bekommen, über 60 Kisten sind bei unserm Detachement verteilt worden. Der Wachtmeister sagt, heute nachmittag gäbe es Kaffee und Kuchen, mehr weiß ich auch nicht,“ antwortete Holtegel.

Den Soldaten schien diese Mitteilung etwas zweifelhaft. Holtegel freute sich immer mehr, als die Sache wert war, vorläufig wollte man sich nicht allzu früh freuen.

„Des is Sie ja ganz uhnmechlich, wie gennen se von derheeme Kuchen schicken, der wird Sie ja unnerwechs drocken,“ meinte Paul Kleinhempel, ein biederer sächsischer Karabinier.

„Holtegel is 'n Quasselkopp!“ warf ein mit Spreewasser getaufter Reiter dazwischen.

„Ihr werdet ja sehen, was kommt: ich kann nicht mehr erzählen, als ich gehört habe,“ verteidigte sich der Hannoveraner.

Allen Zweifeln machte beim Appell der Wachtmeister ein Ende. Er teilte mit, daß von einem gütigen Spender aus Deutschland eine Sendung feinsten Backwerks eingetroffen sei und heute nachmittag an die Mannschaften verteilt werden würde. Da gleichzeitig eine Sendung Kaffee eingetroffen sei, so habe der Herr Rittmeister den Wunsch ausgesprochen, daß der heutige Nachmittag, der dienstfrei sei, entsprechend gefeiert würde.

„Der freundliche Spender soll leben!“ rief der Doktor nach dem Appell und schwang fröhlich seine Mütze.

„Heernse, das is 'ne verninftige Idee von unserm Landsmann, das gann nur e Sachse gewesen sein, Herrjemerschnee! Gaffee un Kuchen! De Idee is Sie eenfach großart'ch!“ Unser Dresdener machte vor Vergnügen einen Kopfsprung.

„Gloob man nich, dat Ihr Sachsen arleene so helle seid. Der det scheene Knabberwerk schickt, is allemal een Berliner,“ replizierte unser Spreeathener.

„Ihr seid alle auf dem Holzwege,“ entgegnete Holtegel. „Diesmal weiß ich es ganz genau, es ist ein Landsmann von mir, ein Hannoveraner.“

„Dös mag a schön's G'schlamperl sein, was ihr Mußpreißen da herg'schickt hobt,“ meinte ein vierschrötiges Münchener Kind'l Namens Hobl.

„Du, des laß gut sein, bei euch Briedern in Bayern giebt's echal nix Gescheiteres als eiere Bräzeln. Wenn die hierher geschickt wirden, da gennte man die Boxer 'n dhalergroßes Loch in'n Gopp schmeißen un eiern Bräzeln thäte das nischt, sie bliewen ganz. Da bleim wir liewer bei unsern Dräsener Streiselkuchen.“

So ging der Streit noch eine Zeitlang weiter. Es war ein harmloses Vergnügen, im Grunde hielten sie alle doch fest zusammen, und der Sachse ließ sich des Bayern Bier schmecken, und der Berliner aß gern die hannoverschen Würste. —

Eine langgedeckte Tafel, an welcher es äußerst lustig herging, war im Freien aufgestellt. Die Mannschaften der an dem Streifzug nach Paotingfu beteiligten Eskadron des Ostasiatischen Reiterregiments hatten an der Tafel Platz genommen und ließen sich den dampfenden Mokka wohl schmecken. Noch mehr aber das goldgelbe Gebäck, welches unsre Chinakämpfer mit sichtlichem Wohlbehagen in den Kaffee tunkten. Sie brauchten nicht sparsam damit umzugehen, denn die auf dem Tische stehenden großen blauen Dosen waren noch fest gefüllt.

„Heernse, da is Sie selbst unser Dräsener Streiselkuchen nischt dagechen!“ meinte Kleinhempel und langte aus der Dose wohl zum dutzendsten Male einen der Butterzwiebäcke heraus.

„Da hobt ihr Preißen halt a mal was G'scheit's fertig gebracht,“ lobte der Bayer, der sonst ungern seinen norddeutschen Landsleuten Komplimente machte.

Der Doktor schlug mit dem Kaffeelöffel an seine Tasse und bat um einen Augenblick Gehör.

„Kameraden,“ begann er, „einen solch vergnügten Nachmittag haben wir lange nicht gehabt, und so vortrefflich hat es uns in diesem Boxerlande lange nicht geschmeckt, denn dieses prächtige Backwerk, diese Butterzwiebäcke, sind einfach ausgezeichnet. Und ob wir nun Bayern, Sachsen oder Preußen sind, wir müssen alle gestehen, unser Landsmann aus Celle, dem wir dieses Vergnügen verdanken, hat sich unsre dauernde Sympathie erworben. Um dieser nun geeigneten Ausdruck zu geben, fordere ich euch auf, eure Tassen zu erheben und mit mir einzustimmen: „Herr Harry Truller in Celle, der gütige Spender, er lebe hoch, hoch, hoch!“

Jubelnd wurde das Hoch aufgenommen und begeistert erwidert. Die Stimmung wurde eine noch gehobenere, als Holtegel den Vorschlag machte, die den Zwiebackdosen beigegebenen Pappdeckel als Feldpostkarten nach der Celler Zwiebackfabrik zu schicken.

Der Doktor schrieb folgenden Gruß:

„Mäuse, Ratten — hol's der Teufel —
Ißt der Chinamann,
Deutsche Kost rührt er ohn' Zweifel
Nie und nimmer an.

Eins nur ihnen konvenierte,
Den bezopften Herrn,
Der Chinese acceptierte
Ihren Zwiebach gern.

Wir gewährten, ohne Gnade,
Dies Ersuchen nicht,
Denn Ihr Zwiebach viel zu schade
Für den Boxer ist.“

Beifällig wurden die Verse entgegengenommen und fanden bald eifrige Nachahmung, wenn auch in weniger gelungener Weise. Der Sachse schrieb auf seinen Pappdeckel folgenden Vers, den er ebenfalls zur Verlesung brachte:

Grüße aus der weidsten Ferne
Sendet Kleinhempel aus Berne,
Gaffee drink'n mer Sachsen gerne
Und ich finde ohn' Laderne,
Daß Ihr Zwiebach — ausgezeichnet is!“

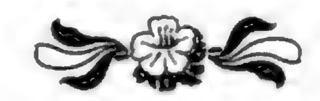
„Dös letzte reimt sich doch nöt,“ rief der Münchener, als der Sachse geendet.

„Herrjeses, dös macht doch nischt! Ich habe Sie nämlich auf Laderne geenen bassenden Reim nich gewußt, wissen Se,“ entschuldigte sich Kleinhempel.

Lachend ließ man diese Entschuldigung gelten, und man wandte sich dem Berliner zu, der einige Klapphornverse vom Stapel ließ:

„Die Bayrischen Knödel,
Der Kaffee in Sachsen,
Den Berlinern ihr Weißbier,
Sie sind all' nicht gewachsen
Dem Zwiebach aus Celle, —
Wer's nich gloobt, verhau' ick uff der Stelle!“

So brachte jeder seine mehr oder minder gut gelungenen Poems auf die Pappteller, die als Feldpostkarten versendet wurden und richtig an ihrem Bestimmungsort in Celle ankamen, wo sie dem Empfänger sicher ebensoviel Vergnügen gemacht haben, wie vielleicht die zahlreichen Anerkennungsschreiben, die ihm von Fürstenhöfen über seinen Viktoria-Zwiebach zugegangen sind, und er wird es sicher nicht bereut haben, die 200 Dosen Viktoria-Zwiebach an unsre braven Chinakrieger geschickt zu haben.



Briefmappe.

☞ Freunde unsers Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer" in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunige Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

Friedrich K. in St. Ihre Hoffnung, daß wir „neben der reichen Prosa auch ein Stückchen Poësie gern genehmigen", täuscht Sie nicht. Hier die schönsten Strophen Ihres Gedichtes

Abendfriede.

Holder, süßer Abendfriede
Weht geheimnisvoll um mich her,
Außer einem Abendliede
Ist alles ruhig, still umher.

Doch des Liedes Strofen klingen
Mächtig in die Luft hinaus,
Auf der Töne Götterschwingen,
Auf des Abendwindes Saus.

Freudig überall verkündend:
Abendfriede, Abendruh!
Aller Mühen uns entbindend,
Süßen Trost uns hauchend zu.

Ruhe! Ruhe! wie erbaulich
Ist doch dieses Wort für dich
Menschenkind, und wie so traulich
Ruft es komm, und stärke dich.

O. M. in S. Auf Gutachten in so verwickelten Rechtsstreitigkeiten können wir uns nicht einlassen. Sie müssen sich unbedingt an einen Anwalt wenden.

R. Sch. in W. Verbindlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit, aber wir können nicht nochmals auf die Sache zurückkommen.

Hertha in O. Wir werden gern prüfen, doch müssen Sie eine Weile Geduld haben.

Mina und Lina. Recht hübsch für den Hausgebrauch, aber doch nicht druckreif.

A. v. N. in K. Der Alexander Newskij-Orden wurde von Peter dem Großen gestiftet. Der Orden hat seinen Namen nach dem russischen Nationalhelden Alexander, Sohn des Großfürsten Jaroslaw von Nowgorod, der 1240 die Schweden an der Newa besiegte (daher der Beiname Newskij). Alexander folgte 1247 seinem Vater als Fürst von Nowgorod und 1252 seinem Bruder Andreas als Großfürst von Wladimir. Am 14. November 1263 gestorben, wurde er später heilig gesprochen.

Gertrud W. in G. Die Beantwortung kann nicht immer so schnell erfolgen, als es den Auskunft Heischenden erwünscht ist. Die Herstellung unsers Blattes geschieht nicht von heut auf morgen, und speziell in Ihrem Fall mußten wir doch erst Erkundigungen einziehen.

M. E. A. in W. Auf die Prüfung einer ganzen Gedichtsammlung können wir uns nicht einlassen, doch mögen Sie einige Proben einsenden. Große Aussicht auf Annahme ist bei der Fülle unsrer Vorräte allerdings nicht vorhanden.

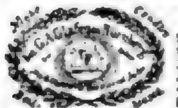
Oskar A. in A., Abonnentin in R. B., W. M. und G. H. in Berlin, R. v. N. in H., K. R. und W. Z. in Wien, M. P. in K., W. H. in T., E. B. in L., H. v. P. in S., A. L. in München. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.













Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.


Schreiber, chm.

Dolce far niente. Neapolitanisches Strassenbild.

Nach einer Momentaufnahme.



Römisches Fieber.

Roman
von
Richard Voss.

(Fortsetzung.)

XXI.

Aus Priscas Tagebuch.

Rom, im März.

Mein gutes Glöcklein läutet fort und fort in jammervollen Tönen von Schwabing über die Alpen herüber nach Rom. Das wäre ja nun so weit ganz gut, und ich bin glücklich, die lieben Heimatsklänge zu hören. Aber jedes dieser Sturm- und Notgeläute kostet dem armen Glöcklein doppeltes Porto, denn um auf mein Gemüt möglichst starken Eindruck zu machen, schreibt sie mit ihren mächtigsten, herzoglichsten Lettern, so daß bisweilen auf einer einzigen Seite nur wenige Sätze Platz finden. Ich bin überzeugt, daß sie, um ihr Stimmlein so häufig schallen lassen zu können, ihre tägliche Portion Rindfleisch noch verkleinert hat, und daß ihr Schwabinger Fleischlieferant nächstens Bankrott machen wird.

Und was bimmelt sie wohl so kläglich zu mir herüber? Es ist nicht zu glauben!

Mein junger Siegfried sei sterblich in mich verliebt und ich in ihn. Der eklige Karl Steffens werde mich heiraten und noch einmal mein Unglück sein; dieses letztere sei übrigens schon fix und fertig, denn mein Unglück sei Rom.

Trotzdem in Rom der heilige Vater wohne, müsse das eine durchaus unchristliche Stadt sein, was sich nur dadurch erklären lasse, daß der heilige Vater zu Rom eben gefangen sitze. Nicht einmal Fräulein Friedrike und der prächtige Peter Paul flößen meiner kleinen Hofdame Zutrauen ein: denn wenn es mit den beiden seine Richtigkeit hätte, müßten sie längst ein Paar christlicher Eheleute geworden sein.

Und alle diese Klagelieder haben den Refrain: Komm zurück! Zurück zu dem alten behaglichen München, zurück zu der guten Schwabinger Dorfkirche, zurück in das hübsche Idyllenhäuschen, zurück zu deiner getreuen Hofdame, den prachtvollen herzoglichen japanischen Theeservicen und den höchst eigenhändig unterschriebenen Porträts Ihrer Hoheiten. Liebe, liebe Lange, komm zurück — zurück!

Zurück aus Rom? Jetzt schon zurück? Ich kam ja kaum an! Jetzt muß ich alle römischen Frühlingswonnen genießen, muß den römischen Sommerzauber erleben und dann nochmals die bittere römische Winterkälte erleiden.

Fror ich denn wirklich so erbärmlich? Ich glaub's gar nicht! Ich glaube, Signorina Rica hat sehr recht: wie kann man in Rom frieren? Mein gutes Glöcklein, ich fürchte, du wirst läuten und läuten, locken und locken, und Fräulein Prisca Auzinger wird bleiben und bleiben; noch manchen Frühling und manchen Winter, den ich gar nicht kalt finden werde.

Was will eigentlich die treue Freundin dort drüben? Schon wieder mahnen, immer noch warnen? Wovor? Mache ich hier nicht Fortschritte? ... Nur Fortschritte? Das hieße das Kind beim falschen Namen nennen. Lerne ich hier nicht erst richtig sehen, also erst richtig malen? Mein Blick öffnet sich mehr und mehr, mein Pinsel wird freier und kühner. Malte ich schon früher gar nicht wie ein Frauenzimmer, so male ich jetzt jedenfalls wie ein Jüngling, aus dem, von Karl Steffens geleitet, noch einmal ein Mann werden kann, und zwar ein ganz tüchtiger Mann.

Also ruhig, sei doch ruhig, getreue ängstliche Seele dort drüben.

*

Etwas andres macht mich unruhig. Das Glöcklein läutet nicht einen einzigen, auch noch so leisen Ton von meinem Bild, welches in einer der letzten Wochen im Kunstverein ausgestellt ward, und das viel, viel besser ausfiel als meine sofort verkauften, entsetzlich banalen und sehr mittelmäßig gemalten „Römische Rosen mit Lorbeer“. Dieses Bild habe ich also nicht verkauft; vielleicht gerade deshalb nicht, weil es besser ist? Das meint wenigstens Steffens, und ich glaube, er hat recht.

Es ist herrlich, sich das mit ruhigem Künstlergewissen sagen zu können, mag dann das Bild auch zehnmal nicht verkauft sein. Und beinahe ebenso herrlich ist ein andres Gefühl: ich brauche auf den Verkauf meines neuen und besseren Bildes nicht angstvoll zu warten, sondern kann ruhig weiter malen, ein noch besseres, wenn vielleicht auch unverkäufliches Bild. Denn erstens habe ich noch immer Geld, und zweitens liegt ein ganzes Kapital für mich bei dem römischen Kunsthändler in der Via Condotti bereit und kann mir jeden Augenblick bar ausbezahlt werden.

Jeden Augenblick kannst du für deine ehrliche Arbeit dein Geld erhalten ... Ob das Leben schön sein kann!? Schön ist es allein durch erfolgreiche — nein, allein schon durch unsre ehrliche Arbeit! Oft muß ich denken, daß, um ein Frauenleben schön, groß und reich zu gestalten, es jenes andern Glückes, das doch eigentlich den Hauptinhalt eines Frauendaseins ausmachen soll, gar nicht erst bedarf. Ich für meine Person reife

mit wahrer Wonne zur alten Jungfer heran. Und wenn ich bedenke, daß ich mein ehrwürdiges Alter wahrscheinlich in Rom erreichen werde, in Rom, das für alle alten Jungfern, die noch allerlei sentimentale Bedürfnisse haben, das Dorado ist, so sehe ich meinen ersten grauen Haaren mit noch größerer Ruhe entgegen. Das gute Glöcklein mag richtig ahnen: Rom wird auch mein Schicksal und zugleich mein Seelenbräutigam sein. Aber dennoch werde ich nicht zu jenen Existenzen gehören, die hier Schiffbruch erleiden.

*

Jeden Vormittag arbeite ich in der Villa vor Porta Pia, jeden Nachmittag in meinem Atelier, und fast täglich kommt Steffens, um nach meiner Arbeit zu sehen — wohlverstanden: nach meiner Arbeit und nicht etwa nach meiner Person.

In diesen vielen Lehr- und Lernstunden, die wir miteinander haben, ist er wirklich recht menschlich. Bisweilen geht er förmlich aus sich heraus und spricht von sich selbst, von seinen Plänen und Entwürfen, die er alle, alle ausführen würde, wenn er — ja, wenn er ein andrer Mensch und Künstler wäre, als er ist. Mir gegenüber macht er gar kein Hehl daraus, wie er selbst es als Jammer und Schande empfindet, daß er sein Dasein sich so verpfuschen ließ! Er bestätigt einfach diese Thatsache, die nun einmal da ist und mit der gerechnet werden muß. Will ich mich damit nicht zufrieden geben, mich dagegen auflehnen, so zuckt er die Achseln. Ich sehe, daß er unausgesetzt leidet und zwar viel weniger durch seine unselige Leidenschaft, als vielmehr um sein verlorenes besseres Ich: um den toten Künstler in sich! Sein Leiden, welches, glaube ich, größer ist, als meine Phantasie es sich ausmalen kann, entwaffnet meinen ganzen Zorn; und wenn ich mir vorstelle, welche Größe noch immer in manchen seiner Pläne steckt — und er plant unausgesetzt — wenn ich denken muß, er wäre vielleicht doch noch zu retten, so überkommt mich ein blutiges Mitleid, das stärker ist als jede andre Empfindung.

Von der Fürstin reden wir niemals. Ich bin jedoch überzeugt, daß er, so oft er bei mir ist, daran denkt: heute war sie in ihrer Nähe! Daß er, vielleicht sich selbst unbewußt, deshalb jetzt täglich zu mir kommt und ich, seitdem ich die „Salome" zu kopieren begann, eine besondere Anziehungskraft für seine Phantasie besitze. Sehr schmeichelhaft für mich ist das gerade nicht, aber Eitelkeit war nie meine Schwäche.

Einmal sprach ich mit Steffens sehr eingehend über die beiden alten Römer und über die schreckliche Enttäuschung, die nicht ausbleiben kann. Ich bat ihn — da er die guten Menschen ja auch lieb hat —, zu überlegen, wie man da helfen, sie auf den Schlag vorbereiten könnte. Wir sollten die beiden alten Leute wenigstens auf die Möglichkeit hinweisen, daß die Jury das Bild nicht acceptiert, die Nationalgalerie es nicht ankauft. Schon vor Jahren hat Steffens versucht, die Katastrophe abzuwenden; jetzt teilt er meine Sorge und wird überlegen, wie weit eine Vorbereitung möglich ist. Diese warme Teilnahme an dem tragischen Schicksal jener armen, ausgezeichneten Menschen, die für ihn durch Feuer und Wasser gingen, ist zwar selbstverständlich, freut mich aber dennoch, denn ich hatte ihn stark im Verdacht, ewig nur mit seinem eignen Geschick beschäftigt zu sein. Wie gern bitte ich ihm im stillen mein Unrecht ab. Es ist ja überhaupt so schön, Unrecht zu haben, und nicht die Menschen, die wir hochhalten und für die wir Teilnahme empfinden, wie ich sie für diese gebrochene Künstlerseele nun einmal fühlen muß.

Ich wollte, ich wäre seine Schwester! Dann würde ich mir wohl zutrauen, ihm zu helfen. Auch solche Liebe ist stark, und jede starke Liebe kann Wunder vollbringen.

*

Ich verliere mich in Grübeleien, aus welchem Grunde Don Benedetto eine Ausstellung der „Tochter der Semiramis" wünschen könnte. Und so dringlich wünschen! Der Fürst würde über die Sache doch sicher außer sich geraten, und sein Bruder wünscht sie — dieser Bruder! Ganz Rom würde in Bewegung kommen, um die „Tochter der Semiramis", um die Fürstin Romanowska zu sehen; Steffens würde über Nacht ein bekannter, ein berühmter Mann werden. Berühmt durch solch unvornehmes Mittel, wie Sensation das ist, oder berühmt durch sein Werk? Das wäre die Frage. Und eine zweite, noch wichtigere Frage wäre: wie der plötzliche Ruhm auf Steffens wirken würde? Vielleicht so gewaltig, daß er mit einem Schlage aus seinem ganzen Jammer, seiner ganzen Schwäche herauskäme, vielleicht aber auch . . .

Ich wage keine Antwort zu geben.

Aber alle diese Betrachtungen sind ja Phantasien! Steffens wird sich nie dazu entschließen, das Werk auszustellen, er wird sich nicht einmal aufraffen, das in einem andern Lande zu thun. Ueberdies wird ihm die Fürstin nie und nimmer dazu ihre Genehmigung erteilen. Sie kann es gar nicht, allein schon ihres Mannes wegen. Die ganze Sache ist ebenso hoffnungslos, wie das Interesse Don Benedettos daran rätselhaft bleibt.

*

Ich kann mich täuschen, aber in der Villa Romanowski scheint etwas vorzugehen und zwar zwischen den beiden Ehegatten. Die Fürstin ist unheimlich hoheitsvoll, und der Fürst, dem ich bisweilen begegne, und der stets sehr chevaleresk den Hut vor mir zieht, sieht aus, als litte er im geheimen. Es liegt jedoch in meiner Art, mir derartige interessante Dinge zusammen zu fabulieren. Jedenfalls liebt der Fürst seine schöne Frau, wie — wie Steffens sie geliebt hat oder noch liebt. Wenn er nun doch nicht glücklich wäre? Nicht ganz so glücklich . . .

Ich fabuliere schon wieder.

Fräulein Friedrike will gehört haben — und sie hört alles, was in Rom geschieht —, daß in der Villa Romanowski ein Frühlingsfest in antikem

Kostüm geplant sei. Es soll im Park stattfinden, und alle Gäste müssen antik gekleidet erscheinen.

Alle vornehmen Römerinnen in antiken Gewändern, schön wie die meisten sind mit ihrer königlichen Grandezza — es muß einen unerhörten Anblick geben! Die Schönste und Königlichste wird zweifellos die Wirtin sein.

Ich möchte mich in einem Gebüsch verstecken, denn so etwas kann ich ja nie wieder erleben! Fräulein Friedrike ist schon jetzt eitel Ekstase und auf alle ihre schönen Römerinnen, die auf dem Fest erscheinen werden, so stolz, als ob sie der Himmel auf ihre Fürbitte hin so herrlich erschaffen hätte.

Steffens sprach mit ihr über Peter Pauls großes Bild und seine Berliner Reise. Sie verstand gar nicht, was er meinte, glaubt an einen Riesenerfolg so fest wie an das Evangelium und ließ ihren Liebling, das große Genie, zum ersten Male glänzend abfallen. Seitdem ist sie so traurig über seinen Unglauben an Peter Paul, als ob er die Herrlichkeit Roms geleugnet hätte.

Nein! Wir können den Armen nicht helfen.

Checco wird frech. Der Bursche gestattet sich, über den jungen Siegfried unverschämte Bemerkungen zu machen; vielmehr über seine neue gewaltige Leinwand und sein neues abscheuliches Motiv: eine Straße im modernen Rom.

Wenn ich darüber empört bin, so bin eben ich das: des Malers Landsmännin, Kollegin und schließlich doch auch gute Freundin. Und ich bin es, weil er viel, sehr viel Talent hat und sein großes Talent so schmachvoll mißbraucht. Wie kann ein Mensch so aussehen, so viel Talent haben und derartige Süjets malen? Aber daß der junge Frascataner solche Bemerkungen macht, ist unerträglich, und ich habe es mir mit den stärksten italienischen Ausdrücken, die mir zu Gebot stehen, ein für allemal verbeten. Er war denn auch sehr verblüfft und ist jetzt ganz still. Uebrigens gehen wir beide — ich meine den Baron Schönaich und meine Wenigkeit — uns einander aufs ängstlichste aus dem Weg; und das ist für beide Teile sehr angenehm. Denn wir haben uns ja doch nichts zu sagen.

Aber er thut mir leid.

*

Peter Pauls großes Bild geht fort; die Arbeit eines ganzen Menschenlebens tritt ihre Reise an! Ich bin so traurig, so traurig.

Fräulein Friedrike und ich waren bei dem Verpacken zugegen. Mir schien es ein Begräbnis und die leere Stelle in dem großen Raum ganz totenhaft öde. Als die Leute den gewaltigen Packen hinaustrugen, fuhr Peter Pauls alte Verlobte mit ihrer Hand heimlich über die Bretter, darin die Leinwand eingeschient war, als liebkoste sie einen teuern Menschen. Diese leise, zärtliche Berührung der welken, zitternden Frauenhand hatte etwas so unaussprechlich Rührendes, daß mir die Thränen in die Augen traten. Wir gingen auch auf den Bahnhof, um das Bild zugleich mit dem großen, in Stücke zerlegten Rahmen, der durchaus römisch sein sollte, zu expedieren. Ich hätte Peter Pauls Werk am liebsten einen mit Lorbeer umwundenen Cypressenzweig auf die Reise mitgegeben. In einigen Wochen wird er seinem Bild folgen, und Fräulein Friedrike trifft schon jetzt für ihn Vorbereitungen, als müßte sie ihn zu einer Nordpolexpedition ausrüsten. Sie kauft die wärmsten Kleidungsstücke ein, die in Rom zu haben sind; denn sie behauptet steif und fest, „dort drüben" könne noch im Mai tiefer Winter sein. Peter Paul glaubt, was sie glaubt. Sie arbeitet heimlich an einer Strickerei aus mausgrauer Wolle, die Steffens für einen endlos langen Shawl ansieht, den sich Peter Paul in dem schrecklichen Klima dort drüben um den Hals schlingen soll. Aber uns beiden fällt nicht ein, über die heimliche Arbeit zu lächeln; im Gegenteil, wir erzählen uns diese lustigen Dinge ganz ernsthaft.

In diesem, durch das unabwendbare Geschick zweier guter Menschen getrübten Frühjahr hatte ich eine große Freude: Steffens versprach mir, einen seiner Entwürfe auszuführen. Ich bilde mir nicht ein, ich sei daran schuld, oder er thue es gar um meinetwillen; ich bin nur glücklich darüber, daß er es thut, daß er sich endlich, endlich aufrafft. Denn seit vielen Jahren, seit der Vermählung des Fürsten Romanowski, hat er thatsächlich nur jene Kopien nach berühmten Mustern gemacht, die er nicht einmal als seine Arbeiten anerkennen darf, sondern die er vergraben lassen muß, damit sie, „echt" erscheinend, ihren Käufer täuschen.

Meine Freude über diesen Arbeitsanfang meines Lehrers und Freundes — denn beides ist er mir im vollsten Maße — ist so groß, daß ich leichtsinniges Geschöpf verschiedene kleine Kümmernisse vollkommen verschmerze. Zu diesen gehört auch ein Brief aus dem Idyllenhäuschen. Das gute Glöcklein schrieb mir endlich sehr kläglich über mein Bild. Es gefällt ihr nicht, und es gefällt niemand, wäre auch wirklich nicht verkauft. Ich werde jedoch in der allernächsten Zeit ein drittes römisches Bild nach München schicken, das vielleicht auch keiner Seele gefällt, also vielleicht auch nicht gekauft wird, das aber trotzdem ein gutes, ein recht gutes Bild ist, denn Steffens sagt es.

Inzwischen werde ich mich wohl entschließen müssen, dem Herrn in der Via Condotti einen Besuch abzustatten und höflichst um eine kleine Barauszahlung zu bitten. Gott sei Lob und Dank, daß das Geld ehrlich verdient ist, denn meine Kopie verspricht, trotz strenger Selbstkritik, ein ehrliches Stück Arbeit zu werden. Für später sorge ich mich nicht, nicht im geringsten! Ich habe meine Jugend und meine Jugendkraft, habe mein Talent und meine Arbeitslust, habe meinen fröhlichen Mut und bin — last not least! — in Rom, wo ein bißchen Hunger, den Erfahrungen andrer Leute zufolge, gar nicht weh thun soll. Es wäre indessen gut, wenn ich aus Vorsicht meinen Appetit, der noch immer brutal gesund ist, etwas mäßigen könnte, nur etwas.

Dr. Krüger. Graf v. Zeppelin. Graf Lerchenfeld. v. Xylander.
Landmann.
v. Schlez. v. Bötticher. Fürst Bismarck.



Graf Moltke Dr. v. Kulmiz Baumbach-Altenburg. v. Flügge. Leuschner. Graf v. Mol
v. Geßler. v. Wedell-Piesdorf. Reich. Dr. v. Gräveniz. v. Colmar-Meienburg. Römer. Fr

Sitzung des Deutschen Reich

Nach dem Gemälde von Erns

v. Unruhe-Bomst. Knack. v. Levetzow
Graf v. Hohenthal u. Bergen. Dr. Meyer Jena. v. Bennigsen. Dr. Reichensperger Frhr. von und zu Franckenstein.
Dr. Heerwart. v. Kramm-Burgdorf. Meyer-Bremen. Dr. v. Marquardsen.
Woermann. Feustel. Dr. Trecholer. Dr. Windthorst.



h. Geiger. Holtzmann. Dr. Hammacher. v. d. Osten. v. Kościelski Graf v. Preysing.
v. Maltzahn Menzer. v. Tiede-Barby. v. Schliedmann. Buhl aum. Dr. v. Gneist

stags am 6. Februar 1888.

t Henseler. (Text S. 385.)

Als Fräulein Friedrike erfuhr, Steffens arbeite wieder für sich selbst — ich mußte es der guten Seele doch gleich sagen, um ihr eine Freude zu machen —, was that sie da wohl? Sie fiel mir um den Hals, dankte mir, benahm sich nicht anders, als wäre unsers Freundes endliches Auferstehen aus seiner langen, langen Apathie mein Verdienst. Ich protestierte denn auch energisch und wurde schließlich, da sie bei ihrer Behauptung blieb, ganz böse. Ich kann es nun einmal nicht ausstehen, wenn man mich überschätzt. Es hat etwas Demütigendes, denn man muß sich bei dem Enthusiasmus der andern sagen: du bist ja gar nicht so! Wenn sie wüßten, wie du im Grunde bist! Ganz anders, als sie glauben. Lange nicht so gut, so tüchtig.

Wie oft habe ich mich im Idyllenhäuschen bitter schämen müssen, wenn das Glöcklein anfing, ihre Ruhmeshymne über mich zu bimmeln. Und nun gar hier, in Rom, auf meinem Lorbeerhügel vor der Porta del Popolo, angesichts der ewigen Stadt, wo dieses Schamgefühl, aus großer Selbsterkenntnis herrührend, noch zehnmal unerträglicher ist. Am schlimmsten aber will es mir scheinen, wenn ich denken müßte, daß Steffnes im Bunde der dritte sein könnte. Das Glöcklein, die beiden alten Römer — denn sie sind eines — und Karl Steffens über mich sich Illusionen machend, diese Vorstellung quält mich!

*

Ostern! Mein erstes Ostern in Rom! Es hilft mir nichts, ich muß mich in diesen Ostertagen Fräulein Friedrike mit Leib und Seele übergeben. Ihr Enthusiasmus grünt und blüht wie eine deutsche Osterpalme. Wenn sie das hörte! Ich ziehe sie aber doch den römischen vor. Denn die römischen Osterpalmen bestehen entweder aus einem häßlich geflochtenen und gefärbten Palmenblatt aus Bordighera oder aus einem silbergrauen Oelzweig, der ein gar feierliches Symbol ist, aber doch nichts von Auferstehung und Frühling hat, nichts Sprießendes, nichts Hoffnungsvolles.

Am grünen Donnerstag wurden sämtliche Glocken Roms gebunden, und während der ganzen Dauer der Passion blieb es feierlich stumm in den Lüften, die eherne Himmelsstimme sprach nicht zu den Herzen der Gläubigen, solange der Gottessohn litt.

Fräulein Friedrike begann mit mir eine endlose Wallfahrt von Kirche zu Kirche, um das Grab des Herrn zu schauen. Ach, und Schaustellungen waren es! Um geschaut zu werden, lag der göttliche Leib aufgebahrt, und um zu schauen, strömte die Menge herbei. Vor mancher Gruftkapelle mußte ich mir gewaltsam in Erinnerung rufen, wo ich mich befand; in Rom! Ich litt unter dem häßlichen Theaterpomp, der sich vor mir entfaltete.

Aber in Santa Maria Maggiore und im Lateran hörten wir schöne Musik. Wie aus dem geöffneten Himmel drangen süße Knabenstimmen herab und lösten mir die Seele. Hätte ich nur so recht einsam lauschen können und in einem gotischen Dom, den mystische Dämmerung erfüllt. In der prachtvollsten Basilika Roms, in San Paolo fuori le Mura, packte mich Heimweh nach der Frauenkirche in München.

In einem Kirchlein am Korso erlebten wir am Samstagabend eine Auferstehungsfeier, die sehr lieblich war. Ein Schwarm weißer Tauben wurde am Grabe des Heilands unter Orgelklang, Trompetengeschmetter und Chorgesang losgelassen. Alle Fenster waren geöffnet, bald fanden die Vögel den Ausgang und flatterten wie lichte Gottesgedanken zu einem goldigen Abendhimmel empor.

Als dann die Osterglocken anhuben zu tönen und zu dröhnen, als eine mächtige Schallwoge über die Stadt hinflutete, selbst die Lüfte Stimmen empfangen zu haben schienen, um der Menschheit die Himmelsbotschaft zu künden: „Auferstanden von den Toten!“ da stimmte ich aus vollem Herzen meiner begeisterten Führerin bei:

Solche Ostern kann man nur in Rom erleben!

Ostersonntag dagegen entrann ich Fräulein Friedrike, die mich in den Sankt Peter schleppen wollte. Ich that ihrer guten Seele mit meiner Flucht gewiß bitter weh; aber ich mußte der meinen Folge leisten, die nun einmal in Gottes Namen ihre eignen Bedürfnisse hat und gar an solchem Tage.

Ich ging wieder hinaus vor Porta San Sebastiano, wollte die Appische Straße hinaufschlendern, wo möglich bis zum Casale rotondo; aber als ich das Grabmal der Cecilia Metella vor mir sah, fiel mir ein, daß ganz in der Nähe die Calixtus-Katakomben sein müßten, die ich noch nicht kannte.

Das war auch eine Osterfeier, hinabzusteigen in die unterirdischen Grüfte, aus denen sich der lebendige Glaube wie eine Lerche emporschwang mit einem Jubelgesang.

Die Stelle, wo der Eingang zu dieser unermeßlichen Totenstadt liegt, war an diesem Morgen ein einziges Blütenland. So weit die Steppe zu übersehen war, schimmerte sie weiß von Margueriten, so daß die Ruinen des alten Rom sich aus einem märchenhaften Schneegefilde zu erheben schienen. Aber zu meinem Leidwesen fand ich die Katakomben geschlossen.

Sehr enttäuscht wollte ich umkehren, als von dem Eingang her ein alter Geistlicher auf mich zukam. Ich klagte dem frommen Mann meine Not. Der Priester sagte freundlich:

„Ich will Ihnen helfen, liebe Tochter, denn ich kann Sie hinabführen. Ich wurde heute hierher bestellt, weil eine vornehme Dame die Katakomben sehen wollte. Sie befindet sich mit dem geistlichen Herrn, der mich begleitet, bereits unten, und mich schickte man fort. Wenn wir uns etwas zurückhalten, so bekommen uns die beiden gar nicht zu Gesicht. Nur muß ich bitten, nicht laut zu reden.“

Was konnte ich mir Besseres wünschen, als stumm und fast einsam jene schauervollen heiligen Stätten besuchen zu dürfen?

Ich bekam ein brennendes Licht, mein Begleiter nahm gleichfalls ein solches, und wir stiegen hinab, schweigend und leise, wie auf verbotenen Wegen. Ich werde den Gang durch diese Grüfte nie vergessen.

Stollen neben Stollen, Gruft neben Gruft, Völkerschaften von Toten! Darunter Bischöfe und Päpste, Märtyrer und Heilige. Mein Gefährte hob bisweilen schweigend seine Kerze, um schweigend ein Grab zu beleuchten mit den symbolischen Zeichen der Taube, des Lammes oder des guten Hirten. Und er und ich unter diesen Legionen von Gestorbenen die einzigen Lebenden!

Nein! Nicht die einzigen ...

Plötzlich vernahmen wir dicht neben uns einen tiefen, jammervollen Seufzer. Es klang wie aus einer der Grüfte dringend, von denen viele geöffnet waren und nur noch die Gerippe bargen; es klang wie ein Laut aus Geistermund.

In demselben Augenblick sah ich sie.

Sie befand sich in einem Gewölbe, auf das unser Gräbergang mündete. Vor einer der Grüfte, davor einige Kerzen brannten, lag sie auf den Knieen: sie, Maria! Sie, die Fürstin Romanowska! Sie war in tiefe Trauer gekleidet und trug statt des Hutes einen schwarzen Schleier, als ginge sie in den Vatikan zur Audienz beim heiligen Vater.

Don Benedetto stand neben ihr. Er beugte sich tief zu ihr herab, sprach leise in sie hinein. Sie regte sich nicht, aber wieder stöhnte sie jammervoll auf, so daß ich fast laut aufgeschrieen hätte.

Im nächsten Augenblick trat ich zurück und eilte hinweg, von meinem geistlichen Führer gefolgt.

Die beiden hatten uns nicht gesehen; aber ich wollte sogleich hinauf und hinaus.

Ich muß sehr bleich ausgesehen haben, denn der gute Priester fragte mich besorgt, ob ich unwohl geworden wäre. Ich konnte es nicht leugnen und gestand, daß mich der Anblick der so inbrünstig betenden Dame erschreckt hätte. Er antwortete:

„Die Arme! Sie thut am Grabe der heiligen Cäcilia Pönitenz. Die Madonna mag wissen, für welche Sünde. Und sie ist gewiß eine Prinzessin oder Herzogin. Es giebt auf Erden eben viel Elend und Schuld."

Ich dankte dem frommen Mann herzlich und gab ihm ein Almosen für seine Armen ... Draußen lag der leuchtende Blütenschnee über der Erde, welche die ungeheure Totenstadt barg. Die Frühlingssonne schien, und Scharen von Lerchen schwangen sich empor mit Jubelgesang.

Als ich mich wieder auf der Via Appia befand, begegnete mir die leere Equipage der Fürstin. Langsam kam sie von der Gräberstraße zurück, die Fürstin und ihren Beichtvater erwartend. Der Lakai ging neben dem Wagen her, erkannte mich und grüßte.

‚Die Arme! Sie thut Pönitenz; die Madonna mag wissen, für welche Sünde.'

Für eine Sünde, um die Don Benedetto weiß! Und wie jammervoll sie stöhnte.

Tags zuvor hatte ich eine andre Osterbegegnung gehabt, an die ich jetzt immerfort denken muß. Es war in jener kleinen Kirche am Korso, ehe unter Orgelklängen, Trompetenschmettern und Jubelchor der Taubenschwarm aus dem Grabe des Herrn sich emporschwang.

An einem Seitenaltar sah ich eine dunkel gekleidete Frauengestalt. Sie lag auf den Steinboden hingestreckt und hatte ihr Gesicht auf die Stufe des Altars gepreßt, darauf das Holzbild der Schmerzensreichen stand, von Kopf bis zu Füßen in schwarze Schleier gewickelt. Nur das ewige Lämplein brannte vor der Mutter des Herrn.

Die dunkle Kapelle, die um den gekreuzigten Sohn trauernde Gottesmutter, die hingesunkene Beterin, das fahle Dämmerlicht zogen mich mächtig an, so daß ich dastand und das Bild vor mir im Geist auf die Leinwand brachte. Die Beterin lag ohne einen Laut zu thun, ohne eine Bewegung zu machen. Nur bisweilen zuckte ihr Leib zusammen, als würde er von ihrer heißen Andacht wie mit Rutenhieben gegeißelt. Dann flogen die Tauben auf, dann erbrauste das Halleluja, dann erhob sich die Hingesunkene.

Ich sah ihr grade ins Gesicht.

„Fanny!"

Sie erschrak, begann heftig zu zittern, warf mir einen flehenden Blick zu, schüttelte schweigend den Kopf, ging an mir vorüber nach dem Ausgang. Ich folgte ihr und holte sie auf der Straße ein.

An ihrer Seite gehend, sagte ich leise:

„Habe vor mir nur keine Furcht, Fanny. Ich will dich ja nicht anklagen und deine Richterin sein. Du brauchst dich auch nicht zu verteidigen, nur höre mich an."

Sie antwortete nicht, machte aber auch keinen Versuch, von mir fortzukommen. Ich sprach weiter.

„Du hast meinen Brief nicht erwidert ... Sage nichts, du sollst dich nicht entschuldigen, nur mich anhören, um deiner Eltern willen, höre mich an!"

Da stieß sie mit rauher Stimme hervor:

„Ich kann ihnen nicht helfen, wie mir niemand helfen kann. Also geh, laß mich, verachte mich."

Ich begann wieder:

„Du bist in Verzweiflung, und ich lasse dich nicht. Ich will versuchen, dich aus jenem Hause, von jenen Menschen zu befreien, denn dann wäre dir geholfen."

„Es ist zu spät. Laß mich."

„Wir sind alte Freundinnen, Fanny, Kinderfreundinnen. An unsre gute reine Kinderzeit denke. Erlaube einer Jugendfreundin, dir zu helfen."

„Zu spät!"

„Ich gehe mit dir, jetzt gleich! Ich spreche mit deiner Herrschaft, ich fürchte mich gar nicht, auch nicht vor jenem Herrn, dem famosen

Cavaliere. Ich packe deine Sachen, nehme dich mit mir fort, in meine Wohnung, liebe Fanny. Du bleibst bei mir, einige Tage, einige Wochen, so lange du willst, bis du dich vollkommen erholt hast, dann erlaubst du mir, für dich ein Billet zu lösen, und bis Pfingsten bist du wieder zu Hause. Denke doch: zu Hause! Wieder in München, wieder bei deinen Eltern."

„Zu spät!"

„Nein, Fanny, nein! Es ist nie zu spät, besser und stärker zu werden."

Da sagte sie mir's denn:

„Ich liebe ihn zu sehr. Jawohl, ich liebe diesen Menschen, diesen Schuft, diesen Teufel. Er kann mit mir machen, was er will. In seinem eignen Hause, unter den Augen seiner Kinder. Ich bin so schlecht, so schändlich, so verworfen; aber — ich liebe ihn, ich liebe ihn! Und wenn er mich fortjagt, hinaus auf die Straße, so komme ich zu ihm zurück, wenn er mich wieder aufnimmt. Laß mich, verachte mich, vergiß mich. Du mußt einsehen, daß es zu spät ist."

Ach, ich mußte es einsehen.

Sie warf mir einen Abschiedsblick zu, der in meiner Seele haften wird. Ich hatte bis dahin nicht gewußt, was Verzweiflung sei, jetzt wußte ich es.

Aber dennoch und dennoch — selbst der armen Fanny letzter verzweifelter Blick hat auf mich nicht den Eindruck gemacht, wie am Ostersonntag in den Calixtus-Katakomben jenes jammervolle Stöhnen der Büßerin.

Ist ihre Schuld denn wirklich so groß?

XXII.

Das Gartenfest.

In der Kolonie lebten die Künstler bereits seit Wochen im Freien, das heiterste Sommerdasein führend.

Die milde Wärme des Frühlings war der Zauber, der die römische Existenz mit einem Schlage zu einer wahrhaft elysäischen machte. Laurustinus und Lorbeer waren verblüht, und verblüht waren Glycinien und Banksiarosen; aber andre Rosen durchglühten die dunklen Büsche, und andre Blumen wucherten überall in einer Fülle ohne Ende. Der prächtige Akanthus trieb seine unscheinbaren Dolden, der Hügel strahlte von goldigem Ginster und den gelben Blumen des wilden Fenchels, der mit seinem schimmernden Blattwerk ganze Abhänge versilberte.

Abends saßen die Freunde vor dem Atelier der guten Signorina Rica. Unter ihnen lag das von Lichtern funkelnde Rom, wo es bereits anfing, heiß und schwül zu werden; von der Via Flaminia her drang gedämpft der Lärm der Vorstadt herauf, bisweilen der Klang einer Guitarre und ein volkstümlicher melancholischer Gesang. Man blieb bis spät in die Nacht hinein beisammen, aß Erdbeeren vom Nemisee und saftige japanische Mispeln, welche Leckerbissen der eine oder der andre mitgebracht hatte, und verlebte behagliche Stunden.

Ungefähr eine Woche nach Ostern erhielt Prisca eine große gedruckte Karte, auf welcher le Prince Alexandre Romanowski und la Princesse Maria Romanowska sich die Ehre gaben, Mademoiselle Auzinger zu ihrem Gartenfest einzuladen. Dasselbe sollte am ersten Mai stattfinden, und die Gäste wurden ersucht, in antikem Kostüm zu erscheinen.

Prisca las die Einladung, wunderte sich sehr und freute sich ebensosehr. Es war liebenswürdig von den Herrschaften, an sie gedacht zu haben, wo sie obendrein wahrhaftig nicht geschaffen war, das Fest, welches die sämtlichen aristokratischen Schönheiten Roms und der Fremdenkolonie vereinigte, durch ihre Person zu schmücken, selbst wenn sie sich auch in ein Kostüm steckte, oder besser gesagt, sich darin versteckte. Natürlich würde sie dankend ablehnen, aber ihre Freude hatte sie doch gehabt.

Spät abends trug sie diese Freude frisch aus dem Herzen hinüber zu Fräulein Friederike, wo nur Peter Paul anwesend war, der in nächster Zeit nach Berlin reisen sollte.

Als die beiden alten Römer von der Einladung hörten, gerieten sie sogleich in Ekstase. Fräulein Friedrike rief:

„Ablehnen wollen Sie? Aber Kind, das wäre ja geradezu eine Versündigung, gar nicht davon zu reden, daß es undankbar aussehen müßte. Eine solche Einladung ablehnen? Daraus wird nichts, das erlauben wir nicht. Gleich morgen werden Sie der Fürstin schreiben, daß Sie dankend annehmen. Selbstredend! Vielleicht können Sie es ihr morgen persönlich sagen. Jetzt wollen wir aber gleich beraten, in welchem Kostüm Sie gehen werden. Es muß natürlich ungeheuer echt sein. Dafür lassen Sie nur uns sorgen."

Prisca versuchte lachend gegen die Liebestyrannei der Freunde sich aufzulehnen, wurde jedoch scharf abgewiesen.

„Sie wollen mich doch nicht ernstlich böse machen und Peter Paul betrüben, der schon so bald nach Berlin reist, wo er ganz bestimmt frieren wird. Ich weiß recht gut, und Peter Paul weiß es auch, warum Sie so eigensinnig sind. Es ist pure Eitelkeit! Denn kommen Sie uns gefälligst nicht damit, daß es sich nicht schicken würde, allein auf das Fest zu gehen. Erstens sind Sie nicht nur eine selbständige junge Dame, sondern auch eine Künstlerin, und zweitens besuchen Sie ein römisches Fest, was etwas ganz andres ist als eine Münchner oder gar Berliner Festivität. Dort drüben kann sich allerdings ein junges Mädchen nicht allein über die Straße wagen, ohne eine Brutalität zu riskieren."

„Prisca rief ganz entsetzt: „Ich wäre eitel? Ich!"

„Jawohl, Sie, mein Fräulein. Wir beide wissen nämlich ganz genau, was Sie von sich halten."



Ein Sonntagskind. Nach dem Gemälde von Rudolf Eichstädt.

„Also wissen Sie auch, daß ich mich häßlich finde?“

„Aus purer Eitelkeit.“

„Das nennen Sie eitel?“

„Sie thun sich nämlich schrecklich viel darauf zu gute, sich einzubilden: ich kenne mich! Ich weiß genau, daß ich häßlich bin und sage es mir ins Gesicht hinein, was von mir doch eine große Heldenthat ist ... Sie sind aber ganz und gar nicht häßlich. Fragen Sie nur Peter Paul.“

Peter Paul sagte Prisca natürlich genau dasselbe, und Fräulein Friederike fuhr erbarmungslos fort:

„Sie mit Ihrer prachtvollen Gestalt ... Bitte, seien Sie ganz still! Ihre Gestalt ist prachtvoll, wenn auch noch etwas zu mager, doch das giebt sich. Und Sie mit Ihrem herrlichen Haar! Und vor allem mit Ihren echt römischen Augen! Und dann wollen Sie mit Gewalt häßlich aussehen? Seien Sie so stolz, wie Sie wollen, aber das Frühlingsfest in der Villa Romanowski werden Sie jedenfalls besuchen, und Sie werden in Ihrem Kostüm einfach pompös aussehen.“

Prisca war übers ganze Gesicht rot geworden, lachte herzlich und ergab sich schließlich in den Willen ihrer freundschaftlichen Despoten. Jetzt wurde das Kostüm beraten, das Peter Paul sogleich entwerfen wollte. Es mußte sehr, aber sehr echt sein und durfte nur wenig, sehr wenig kosten. Darüber waren alle drei einig.

Später erschien Steffens. Da Prisca nun einmal schwach gewesen war und nachgegeben hatte, besaß sie jetzt wenigstens den Mut, dem Freunde die Sache mitzuteilen. Zu aller Erstaunen blieb er sehr gelassen und war ganz der Meinung der beiden Alten: Prisca müsse jedenfalls hingehen. Der schwierigen Kostümfrage nahm er sich voll Eifer an, und im gemeinsamen Rate wurde beschlossen, einen schön fallenden, weichen Stoff von indigoblauer Farbe zu wählen. Das Zeug sollte in reichem Faltenwurf an Prisca selbst drapiert und mehrfach mit einer starken Schnur von tiefem Violett gegürtet werden. In dem aufgelösten Haar einen dichten, völlig blattlosen Kranz von großen blaßlila Malven, sonst keinen Schmuck, nicht das kleinste Stück falschen Geschmeides. Steffens selbst wollte den Stoff aussuchen, die Farbentöne abstimmen und beim Drapieren helfen. Er schien sich darauf zu freuen, so daß die vier in bester Stimmung sich trennten.

Beim Abschied konnte Fräulein Friederike nicht unterlassen, Prisca zu umarmen und ihr zuzuflüstern:

„Sie werden wunderschön aussehen!“

Der nächste Tag sollte Priscas letzter Arbeitstag in der Villa Romanowski sein. Sie hatte immer von neuem eine Unfertigkeit, einen Mangel entdeckt, und sie wollte doch ihr Allerbestes leisten. Aber sie übertrieb ihre Ehrlichkeit und Aengstlichkeit mehr zum Schaden als zum Nutzen des Bildes. Zu ihrer Ueberraschung fiel ihr der Gedanke ganz schwer, nicht mehr durch die hohe Pforte, die ihr jetzt sogar mit einer — allerdings etwas herablassenden Verneigung aufgethan ward, in das stille Paradies des Gartens einzugehen, nicht mehr in den edlen Räumen in Gegenwart so vieler Unsterblichen zu verweilen und nicht mehr jenem geheimnisvollen Zauber verfallen zu sollen, der für sie begann, sobald sie hinter sich das Rauschen des schleppenden Seidenkleides vernahm. Diesen ganzen letzten Vormittag stand sie ziemlich unthätig hinter ihrer Staffelei, horchte und wartete. Die Stunden verrannen indessen, ohne daß die Fürstin erschienen wäre.

Als es Zeit wurde, die Galerie zu verlassen, packte Prisca ihre Malsachen zusammen, warf noch einen letzten Blick auf das, ach so unerreichbare Original ihrer Kopie und ging dann, um den ihr bekannten Lakaien aufzusuchen, der ihr einen Wagen besorgen sollte, denn sie wollte das Gemälde mit sich nehmen und es sofort abliefern. Von der Fürstin dachte sie sich schriftlich zu verabschieden, zugleich ihren Dank für die gewährte Gastfreundschaft in der Galerie und für die Einladung zum Gartenfest auszusprechen. Aber der Lakai sagte ihr, die Frau Fürstin habe befohlen, die Dame, sobald diese mit dem Bild fertig sei, bei ihr zu melden.

Seit jenem Ostermorgen hatte sie die schöne und — wie ihr jetzt scheinen mußte — schuldbeladene und unglückliche Frau nicht mehr zu Gesicht bekommen. Im Geist immer noch jenes jammervolle Stöhnen hörend, war sie fast voller Furcht, ihr gegenüber zu treten, so sehnlich sie auch den ganzen Vormittag darauf gewartet hatte. Daß der Zufall sie in ein Geheimnis eingeweiht, von dem vielleicht nicht einmal der Fürst wußte, erweckte in ihr eine eigentümliche Empfindung.

Der Lakai kam zurück mit der Meldung, daß die Fürstin Prisca empfangen wolle. Sie war nicht ganz wohl und befand sich in ihrem Schlafzimmer. Sie lag im Morgenanzug auf einem Diwan, sah in der That leidend aus, hatte schwarz umrandete Augen, was ihrem Blick etwas Müdes und Apathisches gab, und einen starren Zug um den Mund, der Prisca fremd war. Bei ihrem Eintritt blieb sie liegen, mit einer matten Handbewegung auf einen Sessel deutend, der in ihrer Nähe stand.

„Sie sind mit Ihrer Arbeit fertig?“

„Ich liefere sie heute noch ab und danke Durchlaucht vielmals.“

„Sie haben mir nichts zu danken.“

„Durchlaucht waren sehr gütig gegen mich.“

„O nicht doch. Ich konnte nichts für Sie thun. Mein Anerbieten, während Ihrer Arbeit in der Villa zu wohnen, schlugen sie aus.“

Prisca lächelte.

„Ich darf mich nicht verwöhnen, und nichts verwöhnt mehr als Schönheit. Ich würde hier in Schönheit geschwelgt haben und hätte hernach vielleicht doch etwas zu starke Sehnsucht empfunden.“

„Aber es geht Ihnen doch gut?"

„Es geht mir herrlich."

„Werden Sie noch lange in Rom bleiben?"

„Hoffentlich noch sehr lange, am liebsten mein Leben lang."

„Ihr ganzes Leben . . ."

Die Fürstin sah so ermüdet und angegriffen aus, daß Prisca sich erhob, um sich zu verabschieden.

„Bleiben Sie nur. Sie stören mich gar nicht. Sie haben solche angenehme Stimme."

Prisca errötete vor Freude und setzte sich wieder.

Die Fürstin schloß die Augen und fragte:

„Also an Ihre Mutter haben Sie gar keine Erinnerung?"

„Gar keine. Sie starb bald nach meiner Geburt."

„Bald nach Ihrer Geburt . . . Und der frühe Tod Ihrer Mutter brach Ihrem Vater das Herz?"

„Er blieb leben; aber . . . Ja, Durchlaucht, ihr Tod brach sein Herz."

„Sagten Sie mir nicht, daß er Sie lehrte, Ihre Mutter hoch zu verehren?"

„Wie eine Heilige."

Wieder derselbe jammervolle Seufzer, den Prisca aus diesem schönen und stolzen Mund schon einmal vernommen hatte. Jetzt klang er freilich wie erstickt. Aber Prisca hatte ihn doch gehört und mußte sich Gewalt anthun, es sich nicht merken zu lassen.

Der Fürstin Teilnahme an ihrem Schicksal war plötzlich erloschen. Sie fragte nichts mehr, und als Prisca bald darauf aufstand, wurde sie nicht länger zurückgehalten. Die Fürstin sah so elend aus, daß Prisca über die freundliche Einladung zum Gartenfest nur einige Worte äußerte, die gar nicht gehört zu werden schienen. Auch reichte ihr die Dame beim Abschied nicht die Hand.

Das war nicht besonders gütig; aber vor dem Thore der Villa hielt statt des Vetturins eine fürstliche Equipage, darin alle ihre Sachen bereits untergebracht waren. Neben dem Bild lag ein großer Strauß herrlicher weißer Rosen. Ihre Durchlaucht hatten den Wagen und den Rosenstrauß für die Dame befohlen.

Beim Wegfahren wurde Prisca von dem Riesen in Weiß und Silbergrau tief gegrüßt.

Der Kunsthändler hatte das Bild in Empfang genommen, es flüchtig betrachtet, einige höfliche Worte darüber gesagt und es sogleich fortstellen lassen, während er ihr den Rest des hohen, viel zu hohen Honorars überreichte. Zaudernd nahm Prisca das Geld, aber — sie nahm es. Welches Glück, daß sie so ehrlich und fleißig gearbeitet hatte!

Die große Persönlichkeit teilte ihr dann noch mit, daß das Bild umgehend an den Besteller abgehen würde. Der generöse Unbekannte befand sich noch immer im Ausland und wünschte durchaus nicht genannt zu werden, was Prisca unangenehm war. Sie hatte gehofft, zu erfahren, für wen sie gearbeitet, wer sie dafür so übermäßig honorierte. —

Das Kostümfest in der Villa Romanowski beherrschte inzwischen das Interesse der römischen und internationalen Gesellschaft und wurde lebhafter debattiert als die Rennen bei den Campanelle, die Kriegslage in Afrika und der bedenkliche Gesundheitszustand des Papstes. Die lange Liste der Eingeladenen mußte täglich verlängert werden. Aus Paris, Wien und London, aus Kairo und von der Riviera wurden Gäste erwartet, es hieß sogar, daß Damen der weißen Partei sich im geheimen eifrig um Zutritt bemühten; sie würden, um unerkannt zu bleiben, natürlich tiefverschleiert erscheinen.

Alle römischen Künstler waren beschäftigt, entwarfen Kostüme, zeichneten Schmuckgegenstände, setzten sich mit Stofflieferanten und Juwelieren in Verbindung, als ob sie Kaufhäuser gründen wollten. Vor dem Palast Borghese warteten stundenlang die Equipagen der vornehmsten Damen und größten Schönheiten, um mit dem allgemeinen Liebling der großen Welt, dem Commendatore Mario di Mariano, wegen ihres Kostüms Beratungen zu halten. Hocharistokratische Römerinnen, die außer ihrem Gebetbuch und einem französischen Roman in ihrem ganzen Leben noch kein Buch zur Hand genommen hatten, studierten Kostümwerke, und die nämlichen Damen, von denen bekannt war, daß sie weder eine der römischen Galerien noch die Statuensammlung im Vatikan und auf dem Kapitol je besucht hatten, erschienen plötzlich in den Museen, um den Antiken ihren Faltenwurf abzusehen. Gewisse Statuen, wie die Agrippina, die schlafende Ariadne und die Pudicitia wurden von der eleganten Damenwelt förmlich umlagert. Wäre die einfache Draperie richtig nachzumachen nur nicht so verzweifelt schwer gewesen!

Als was diese oder jene berühmte Schönheit wohl erscheinen würde, bildete einen unendlichen Gesprächsstoff. Besonders erregt ward die Debatte, wenn das Kostüm der Fürstin Romanowska in Frage kam, das tiefes Geheimnis war. Einige wollten wissen, sie werde ihre Gäste als Kleopatra empfangen, andre hatten gehört, Siemiradzki kleide sie an, wieder andre, sie werde in Gold und Juwelen förmlich eingehüllt sein, sonst nur mit florartigem Stoff angethan, und die Boshaften fügten hinzu: endlich werden wir die Tochter der Semiramis zu sehen bekommen.

Auch Karl Steffens, wie alle übrigen einheimischen und fremden Künstler, erhielt eine Einladung. Natürlich konnte er nicht annehmen. Aber Priscas junger Siegfried ging. Das hatte er ihr zwar nicht gesagt, denn die beiden machten stets die mühsamsten Umwege, um einander nicht begegnen und anreden zu müssen. Der Knabe Checco hatte es Prisca verraten und zugleich die Meinung abgegeben, daß der bel biondo auf dem Fest der Schönste sein würde. Dabei so wundervoll groß! Gerade so groß wie die Signorina,

über deren vermutliches Aussehen im Kostüm er im übrigen entschieden geringere Erwartungen hegte als die alte Idealistin, Signorina Rica.

Richtig! Signorina Rica . . .

Sie besuchte ebenfalls das Fest! Als römische Matrone, von Kopf bis zu Füßen in graue Gewebe gehüllt. Das erste Ballkleid aus rosigem Tarlatan hatte seinerzeit die junge hübsche Geheimratstochter nicht so beglückt wie jetzt das graue wollene Gewand, das sie in helles Entzücken versetzte. Ihre sonnige Vorfreude wurde nur dadurch getrübt, daß Peter Paul nicht als altrömischer Senator erscheinen konnte, denn er mußte schon vorher die Berliner Reise antreten. Uebrigens hätte Peter Paul seine wallenden Künstlerlocken zum Opfer bringen müssen. Denn die alten Römer trugen das Haupthaar kurz geschoren, und Peter Paul wäre unter allen Umständen nie anders als „echt“ erschienen, selbst um den Preis dieses Abzeichens seines stolzen Berufes.

Die Freunde überlegten, ob er die Reise nicht aufschieben könnte. Aber mit geschorenem Haar nach Berlin zu kommen und einer gestrengen Jury, einem kunstverständigen Publikum und der Nationalgalerie in solch verstümmelter Gestalt als der Maler des großen Bildes sich vorzustellen — nein, es ging wirklich nicht. Berlin rettete also Peter Pauls ehrwürdige Locken.

Steffens hielt Wort und sorgte für Priscas Kostüm, dessen drei Farben: Tiefblau, ein ganz dunkles und ein ganz lichtes Violett, prächtig zusammen stimmten. Nun Fräulein Friederike sie begleitete, freute sich auch Prisca, ihren glücklichen Stern preisend, der sie das überhaupt erste Fest ihres Lebens in Rom feiern ließ und in einer so außergewöhnlich künstlerischen Weise.

Ehe der glänzende Tag erschien, kam eine gar trübe Stunde: Peter Pauls Abreise! Fräulein Friedrike packte für ihn ein und vergaß nichts, was den Reisenden im kalten Norden vor dem Erfrieren schützen konnte, das wärmste Unterzeug, die wärmsten Socken, eine Magenbinde aus Flanell, eine Flasche Cognac und als Krönung all dieser Mittel gegen Tod durch Erkältung der eigenhändig gestrickte, lange und breite Shawl aus stärkster Wolle! Diesen grauen Gegenstand bereits in Bozen anzulegen, mußte der Aermste feierlich geloben. Für die Eiseskälte auf dem Brennerpaß erhielt er noch eine extra Reisedecke aufgeladen.

Wenn Peter Paul damals gedacht hätte, als er vor vierzig Jahren mit der Post über den Brenner fuhr und in dem berühmten Wirtshaus zum Elefanten in Brixen übernachtete, wenn er damals gedacht hätte, daß er dereinst mit dieser ekligen Eisenbahn zurückfahren würde! Es war nur wenigstens gut, daß er schnell hinüberkam und ebenso schnell wieder hier sein konnte!

Den letzten Abend verbrachten die vier Freunde vor Priscas Atelier. Prisca hatte für ein kleines Festmahl gesorgt und — nach Checcos Rezept — Risotto al sugo zubereitet, dem aus der Trattorie ein am Spieß gebratenes fettes Zicklein folgte. Checco hatte dringend zu Hühnern geraten, sein Vorschlag war jedoch abgelehnt worden, und schließlich hatte er das Zicklein unter der Bedingung acceptiert, daß es sehr fett und sehr groß sein müßte, wo möglich kein Zicklein, sondern eine Ziege. Er hatte den Braten persönlich besorgt, genau besichtigt und so lange mit der Wirtin sich herumgezankt, bis das Zicklein ganz nach seinem Wunsch ausfiel. Auch hoffte er stark auf die Abschiedsstimmung, die den Appetit gewiß beeinträchtigen würde. Der Knabe Checco kannte seine „Tedeschi“.

„Den Wein werden sie aber bis auf den letzten Tropfen austrinken,“ schloß er, etwas weniger freudig, seine Betrachtung, des Dursts gedenkend, den auch Karl Steffens mit seinen Landsleuten teilte.

Priscas Risotto war sublim, das Zicklein köstlich gebraten, und Checcos Hoffnung wurde zum Glück für seinen Glauben an die Güte der Menschheit nicht getäuscht: der Appetit der vier war miserabel! Leider entwickelte Signor Carlo einen selbst für ihn ausgezeichneten Durst, der den Weinvorrat vertilgte. Es war noch dazu Chianti gewesen!

Zur Bahn begleitete den Abreisenden Fräulein Friederike allein. Prisca hatte den ganzen Tag nur den einen Gedanken: wie wird er zurückkehren?

Daran dachte auch Fräulein Friederike, und sie tröstete sich in ihrer betrübten Stimmung immer von neuem mit der leuchtenden Vorstellung dieser Rückkehr als preisgekrönter Triumphator. Als sie vom Bahnhof kam, begab sie sich direkt zu Prisca, um ihr zu erzählen, wie sie sich unterwegs den Empfang bei der Rückkehr Peter Pauls ausgedacht hätte. Es mußte sehr feierlich werden.

Für die Gäste des Gartenfestes war die Erwägung beruhigend, daß man zu dieser Jahreszeit sich in Rom nicht zu sorgen brauchte: wird das Wetter auch schön sein? Im Mai war es eben schön! Selbst das ängstlichste Gemüt brauchte keinen Regenhimmel, kein aufziehendes Gewitter, keinen Hagelschlag zu fürchten. Niemand kümmerte sich um den Barometer, was dem Leben ein wundervolles Gefühl von Ruhe und Sicherheit gab. Mochte es in der Welt zugehen, wie es wollte — in Rom blieb das Wetter schön!

Und schön, sommerlich leuchtend und sommerlich warm war es auch an diesem ersten Mai. Um sechs Uhr sollte das Fest beginnen, um bis tief in die Nacht hinein zu dauern. Fackeln und Pechfeuer würden Garten und Park erleuchten, überdies war gerade Vollmond. Auf einer Wiese fanden hellenische Spiele statt, auf der Terrasse und den Rasenplätzen vor dem Hause waren Speisebetten aufgestellt. Wer also ganz „altrömisch“ sein wollte, der konnte nach der Antike soupieren. Für die weniger hellenisch Gesinnten

gab es ein Büffett in der Villa. So lautete in großen Umrissen das Programm.

Schon mittags begann auf dem Hügel vor der Porta del Popolo das Kostümieren, denn Fräulein Friederike wollte sowohl an Priscas jungem Leibe wie an ihrem eignen Gewande jede Falte antik haben, und: „Ums Himmels willen kein Unterkleid! Nicht einen einzigen Rock! Nur Tricots. Die Alten trugen nicht einmal das. Aber — Tricots müssen wir nehmen.“

Nachdem dies geschehen und die Sandalen angelegt worden, wurde Prisca in den indigoblauen Stoff gehüllt. Jetzt war der Anstand gewahrt, und jetzt wurde Steffens gerufen, unter dessen artistischer Leitung Fräulein Friederike eine Stunde und länger an Priscas schlanker, hoher Gestalt drapierte, steckte und nähte, mühsam Vollbrachtes wieder aufriß, um von neuem zu drapieren, zu nähen, zu stecken, bis der Meister und sie selbst ihr Werk loben konnten. Nach diesem schwierigen kam der erfreuliche Teil der Arbeit: Priscas prächtiges Haar wurde aufgelöst, wie ein goldiger Mantel um sie gebreitet und der blaß violette Malvenkranz aufgesetzt. Fräulein Friederike schrie laut auf, so wunderschön fand sie die „garstige“ Prisca. Steffens sagte kein Wort, aber er betrachtete die feierlich Geschmückte mit einem langen, staunenden Blick, als wäre sie ihm eine Fremde geworden.

Als Prisca sich endlich im Spiegel ansah, wurde sie ganz bleich, so betroffen machte sie ihr eigner Anblick. Gleich darauf faßte sie sich, schob alles auf das prachtvolle Indigoblau und den poetischen Malvenkranz. Aber — hätte ihr Vater sie heute sehen können!

Natürlich hatten sich sämtliche Modelle der Kolonie versammelt, um die Kostümierten zu sehen. Der Knabe Checco war stolz auf seine Signorina, die auch den Beifall der andern fand. Auch Fräulein Friederike als würdige Matrone wurde mit jubelnden Evvivas begrüßt, welche Huldigung sie sich mit wahrhaft antiker Ruhe gefallen ließ. Sie hätte die Mutter der Gracchen vorstellen können, wenn auch — wie sie Prisca später eingestand — ihre großartige Haltung etwas gezwungen war und sie sich ohne Untergewänder trotz des dicken Wollstoffes, der sie vom Scheitel bis zur Sohle umwallte, fast zu Tode schämte. Aber:

„Ich konnte doch unmöglich anders gehen als in Tricots! Es wäre doch sonst gar zu unecht gewesen! Welch Glück, daß ich den allerdicksten Stoff genommen hatte und mein Kostüm ein Mantelgewand war. Meinen Schleier hätte ich am liebsten vors Gesicht gezogen, so schämte ich mich. Auch daß Peter Paul mich nicht sah, war mir lieb, es wäre mir gar zu genierlich gewesen.“

Etwas schwer fiel es ihr, den Pompadour zu Hause zu lassen.

Priscas jungen Siegfried bekam kein Auge zu sehen. Aber Checco erzählte Wunderdinge von seinem Kostüm: nichts als Fell und so was!

Auch auf dem Wege zur Villa erregte Prisca Aufsehen. Viele Leute blieben stehen, einige Herren riefen ihr mit echt römischer Gentilezza Komplimente in den Wagen, und ihr Haar erregte sogar das laute Entzücken der Frauen. Prisca empfand, was je zu fühlen sie nicht für möglich gehalten hatte, aber banale Eitelkeit war es nicht. Es war ein heißes, unnennbares Gefühl von stiller Ergriffenheit, eine fast feierliche Lebensfreude: sie war wirklich nicht häßlich!

Ihr erster Gedanke bei dieser ihr so ganz fremden Empfindung hatte ihrem Vater gegolten — sonderbar, daß sie gleich darauf eines andern Mannes gedenken mußte, der aussah, wie sie sich ihren Vater vorstellte, als er jung und mit ihrer schönen Mutter strahlend glücklich gewesen. Denn — so recht wie ein Siegfried — wie ein Sieger des Lebens mußte Josef Auzinger einmal ausgesehen haben.

Schöne Knaben empfingen die Gäste am Eingang, der in einen Triumphbogen umgewandelt war. Eine Architektur aus lauter Rosen wuchs aus dem Boden. Die Knaben trugen vergoldete Körbe mit Kränzen und bunten oder goldnen Bändern. Jeder Gast, der unbekränzt kam, erhielt ein Gewinde oder ein Stirnband.

Eine Schar von Haussklaven und Freigelassenen jeden Alters und aller Nationen erwartete die Geladenen, die auf einer festlichen Bahn in die Gärten geführt wurden. Der Weg war mit Goldsand und Rosen bestreut, und zu beiden Seiten erhoben sich hohe vergoldete Stäbe, durch Rosenketten miteinander verbunden.

Viele der vornehmen Römerinnen kamen in Sänften, von einem Schwarm von Sklavinnen, Freigelassenen und Klienten begleitet.

Einige Ritter und Vertreter der altrömischen Jugend erschienen sogar in der Biga, dem altrömischen Zweigespann. Jede besonders prachtvolle Erscheinung, jede Schönheit wurde von dem Publikum, das die Straße vor der Villa anfüllte, mit brausendem Jubel begrüßt, und der prachtvollen Erscheinungen, der strahlenden Schönheiten waren eine solche Menge, daß der Jubel nie aufhörte.

Auf dem Festplatz, einer Wiese, die ein bunter Rand von feuerfarbenen Lilien einfaßte, wurden die Gäste von dem Dominus und der Domina bewillkommt. Diese letztere trug ein schleppendes Mantelkleid aus dunkler, fast schwärzlicher Purpurwolle und um die Stirn einen Kranz weißer Tazetten. Unter- und Obergewand waren mit großen Rubinen umsäumt.

Zunächst waren alle von der Erscheinung der Wirtin enttäuscht, dann ebenso entzückt; nie war die schöne Frau so schön gewesen! Aber man hatte etwas unerhört Glanzvolles erwartet und sah sich plötzlich dieser fast düsteren Majestät gegenüber.

Als Prisca die Fürstin von fern begrüßte, traf sie ein fragender Blick, der ihr sagte, daß sie nicht erkannt worden war. Plötzlich ging der zerstreute und gleichgültige Ausdruck in Ueber-

raschung und Staunen über, aber ebenso plötzlich wendete sie sich ab, um einer englischen Königstochter entgegen zu gehen. Während des ganzen Verlaufs des Festes fand Prisca dann keine Gelegenheit mehr, sich der Purpurgekleideten zu nähern.

Was doch Farbe und Faltenwurf ausmachten! Alle diese edlen Menschengestalten gekleidet, wie auf dem nämlichen Boden ihre Vorfahren einstmals gekleidet waren! Und das antike Rom wie in Abgründe versunken, wie unter Aschenregen begraben!

Und die Farben, die lebensfreudigen leuchtenden Farben! Rot, Gelb, Blau, Violett in allen Tönen unter diesem Himmel, in dieser Luft, auf diesen Blumenwiesen, diesen Blütendickichten, in diesen Laubgängen . . .

Prisca ging umher wie im Traum, wie in stiller Verzückung. Daß die Menschen so schön sein konnten, daß die Welt so schön war! Sie wurde oft angesprochen, man sagte ihr freundliche und anmutige Dinge; sie antwortete nur mit einem strahlenden Blick, einem glanzvollen Lächeln. Sie mußte an alle die Gebilde denken, von denen ihr armer Vater ihr so oft vorphantasiert hatte, die er in seiner Seele getragen, aber niemals auf der Leinwand hatte verkörpern können. Hier waren jene Visionen eines Künstlergeistes leuchtende Wirklichkeit geworden.

Das gute Fräulein Friederike hielt sich dicht an Priscas Seite und würde sich im siebenten Himmel befunden haben, wenn auch Peter Paul die Herrlichkeit hätte sehen können. Aber auch so war sie noch selig genug und hörte nicht auf zu staunen und vor Entzücken laut zu stöhnen, wenn die Worte nicht mehr ausreichten. Prisca erwiderte auf alles: „Ich höre Ihnen gar nicht zu, aber sprechen Sie nur, sprechen Sie nur! Es ist zu schön, ich bin zu glücklich!"

Sie begegneten dem jungen Siegfried. Er war als Germane gekommen, hatte den Pelz eines mächtigen Bären umgeworfen, die Stirn festlich mit Eichenlaub bekränzt. Er überragte alle um Hauptеslänge, und die zierlichen Römer wichen ihm schier erschrocken aus. Dafür schauten alle Frauen auf ihn. Aber er ging dahin, als schritte er durch einen deutschen Urwald, ebenso unbekümmert um die einen, welche ihn mit Mißtrauen, als um die andern, die ihn mit unverhohlener Bewunderung ansahen. Als er die beiden bekannten Frauen erblickte, schien er unentschlossen, ob er sich ihnen anschließen und sie als ihr Ritter begleiten solle oder nicht. Er sah Prisca an, die ihn mit ihrem glücklichen Lächeln, ihren strahlenden Augen stumm grüßte. Ohne den Gruß zu erwidern, ging er vorüber.

Fräulein Friederike war empört: „Da sehen Sie es wieder! Auf der ganzen weiten Welt kann nur ein Deutscher sich so barbarisch benehmen. Wie wundervoll höflich sind dagegen diese Römer! Und sie kennen uns nicht einmal. Ich versichere Sie, manchmal schäme ich mich, von dort drüben zu sein. Wir sind doch zu grobe Leute!"

Prisca antwortete nicht. Ihr Lächeln war seit der Begegnung wo möglich noch glücklicher, ihr Blick noch glänzender geworden. Jetzt wußte sie's: er war eifersüchtig, er hatte sie gern, er! Wenn Prisca, dank Karl Steffens, jetzt auch beinahe schon wie ein Mann malte, so war sie doch im Herzen ganz ein Frauenzimmer geblieben — dem Himmel sei Dank! Wie es erst sein mußte, alle diese Herrlichkeiten zu erleben und dabei zu wissen, daß man heimlich gern gehabt, heimlich geliebt wird, vielleicht leidenschaftlich geliebt — Prisca wagte nicht, diesen Gedanken auszudenken.

Dann ging die Sonne unter, und nun erst war es recht eigentlich eine Herrlichkeit ohnegleichen. Gelbe und purpurne Himmelsgluten die Rasenplätze überschwemmend, Blumen und Dickichte durchfunkelnd, in die düstern Steineichenwölbungen eindringend und darin wie ein blutiges Flammenspiel gaukelnd! Und all der Glanz ausgegossen über das bunte Gewühl der schönen Kinder der Welt und der festlichen Lebensfreude.

Den bekränzten Germanen erblickten die beiden Frauen nicht wieder. Aber als die Gluten des Sonnenuntergangs verblaßten, als in dem schnell hereinbrechenden Zwielicht auch die Menschen im Garten großen, märchenhaften Blumen glichen, da sah Prisca einen andern Bekannten, Don Benedetto.

Als wäre er heimlich herbeigeschlichen, stand er plötzlich in dem mächtigen Schatten eines Lorbeerganges und spähte hinüber nach diesem Bacchanal des Lebens, schaute regungslos auf eine hohe Frauengestalt, die sich mit der Miene eines Marmorbildes huldigen ließ. Der junge Priester war so versunken in Anschauen, daß er Prisca, die dicht an ihm vorbeiging, gar nicht bemerkte. Sie sah in sein Gesicht und mußte gewaltsam einen Aufschrei ersticken. Nie, niemals hatte sie einen solchen Ausdruck von Leiden und Qual, von Verlangen und Sehnsucht gesehen. Es war wie das Antlitz eines in ewiger Nacht Lebenden, der den Tag sucht, eines Sterbenden, vor dem das wonnigste Dasein ausgebreitet liegt, und der seine ewige Seligkeit hingeben würde für eine Stunde des Glücks. Auch das wußte sie plötzlich: dieser junge, dem Tod verfallene Mann liebte die Fürstin, die schöne Frau seines Bruders!

XXIII.

Karl Steffens stellt aus.

Es war stärker als er und — auch Karl Steffens besuchte das Gartenfest der Romanowski. Um nicht erkannt zu werden, kam er erst nach Anbruch der Dunkelheit. Ueberdies hatte er sich einen Bart angeklebt, und der tief herabfallende Helmschirm eines attischen Kriegers verdeckte einen Teil seines Gesichts.

Die Pechpfannen wurden entzündet, und die als Haussklaven kostümierten Diener brachten brennende Fackeln, die sie an hohen blumenumwundenen Haltern befestigten. Dann fanden auf der Wiese „hellenische Spiele“ statt, bei denen die Blüte der vornehmen römischen Jugend den Speer und den Diskus warf. Ein Tanz von Bacchanten bildete den Schluß des laut bejubelten Schauspiels, welchem beim Glanz des über den Albanerbergen aufgehenden Vollmonds das Symposion folgte.

Es war nach dem Mahl, daß Steffens die Fürstin sah, seit jener andern Vollmondnacht unter den Cypressen der Villa Falconieri zum erstenmal ganz ohne Zeugen. Er befand sich allein an einer einsamen Stelle und plötzlich sah er sie langsam daherkommen, gerade auf ihn zu. Und nirgends ein Mensch, nur er und sie! Da packte es ihn wie ein Dämon.

Er riß sich den Bart von den Wangen, den Helm vom Kopf und trat ihr in den Weg. Sie erkannte ihn sogleich und wich ihm nicht aus. Sie blieb sogar stehen und redete ihn an.

„Wir sahen uns lange nicht. Wie geht's Ihnen?“

Sie sprach, wie eine große Dame mit jemand spricht, den sie anreden und gegen den sie höflich sein muß. Daß sie ihn jeden Nachmittag bei der Korsofahrt gesehen, ignorierte sie in souveräner Weise. Und daß diese Frau, die ganz Würde und Hoheit war, jemals nicht Weltdame und Fürstin gewesen, schien Steffens in diesem Augenblick ein bloßes Hirngespinst zu sein, eine seiner vielen unsinnigen Phantasien.

Aber wunderbar, wie gelassen er blieb, mit welcher Ruhe er der schönen Frau erwidern konnte: „Wir sahen uns lange nicht.“

„Und wie geht es Ihnen?“ wiederholte sie ihre Frage.

„Gut. Ich danke Ihnen.“

„Arbeiten Sie?“

„Ich begann eine Arbeit.“

„Warum hört man niemals von Ihnen? Sie müssen doch längst ein berühmter Mann sein?“

„Das bin ich eben nicht.“

„Ich hielt Sie für genial.“

„O, Durchlaucht hielten mich für genial?“

„Und kein Mensch weiß etwas von Ihnen?“

„Ich bedaure, Durchlaucht so schwer enttäuscht zu haben.“

„Das haben Sie in der That. Stellen Sie doch endlich einmal aus.“

„Vielleicht thue ich das, wenn die Arbeit, die ich eben begonnen habe, fertig ist.“

„Wollen Sie so lange warten? Stellen Sie früher aus. Jetzt gleich.“

„Jetzt gleich?“

„Jetzt sind noch die Fremden in Rom.“

„Ich habe nichts, was ich ausstellen könnte.“

Einen Augenblick schwieg die Fürstin, zauderte sie; nur einen Augenblick.

„Stellen Sie doch Ihre Gruppe aus, die ‚Tochter der Semiramis‘.“

„Durchlaucht raten mir, sie auszustellen?“

„Gewiß.“

„Durchlaucht würden mir die Ausstellung der Gruppe nicht verbieten?“

„Ich habe nicht das Recht, Ihnen etwas zu verbieten. Die Gruppe ist Ihr Werk.“

„Vielleicht verbiete ich die Ausstellung mir selbst.“

„So scheint es. Sonst würden Sie längst ausgestellt haben, würden längst ein berühmter Mann sein. Bitte, verbieten Sie sich so etwas nicht mehr.“

„Darum bitten mich Durchlaucht?“

„Wie Sie hörten.“

„In Rom soll ich ausstellen?“

„Gerade in Rom. Ich wünsche es sehr.“

„Das sagen Sie, wo Sie doch wissen . . .“

Mit einer leisen Gebärde der Ungeduld unterbrach sie ihn:

„Ich wiederhole Ihnen: ich wünsche, daß Sie meinetwillen keine Rücksicht nehmen. Ich wünsche, daß Sie die Gruppe ausstellen, und das gleich.“

„Fürstin!“

„Leben Sie wohl.“

Sie grüßte vornehm und setzte ihren Weg fort, um nach wenigen Schritten von neuem umringt zu sein und sich huldigen zu lassen.

Am Morgen nach dem Fest erhielt Prisca durch ein Modell einen Gruß von Steffens und die Botschaft: er wäre bereits in aller Frühe zu Fuß über Tivoli nach Subiaco, komme jedoch in einigen Tagen zurück. Daß auch er in der Villa Romanowski gewesen, hatte selbst der junge Frascataner nicht ausspioniert.

Nach sechs Tagen kehrte Steffens wieder, sonnverbrannt und mit einer Frische in seinem Wesen, die ihn förmlich verjüngte. Man sagte ihm, ein junger Geistlicher hätte ihn sprechen wollen, er wäre schon zweimal dagewesen und würde heute Nachmittag wiederkommen.

Als er von einem vergeblichen Gang hinüber zu Prisca, die mit Fräulein Friedrike ausgegangen war, zurückkehrte, fand er vor der Hausthür den geistlichen Herrn seiner wartend.

Steffens hätte den Priester am liebsten gar nicht eintreten lassen, sondern ihn draußen abgefertigt. Aber sein Kopf interessierte ihn sogleich. Es hätte sich ein herrlicher heiliger Antonius von Padua daraus machen lassen: ein Antonius nach langer, schwerer Pönitenz, in einer der grausamen Buße folgenden Verzückung, ein heiliger Antonius in tiefster Ermattung, der in der nächsten Stunde sterben konnte, um sodann von Engelscharen emporgehoben zu werden.

Der Aermste mußte das Fieber haben! Aus Furcht, der Kranke könnte vor seiner Thür zusammenbrechen, ließ Steffens ihn eintreten und brachte ihm einen Stuhl, den einzigen, etwas bequemen, den er besaß. Auch fragte er, ob er ihm eine Stärkung bringen dürfe. Er hätte Marsala im Hause, oder Wermut mit Chinin

wäre dem geistlichen Herrn vielleicht lieber? Der heilsame Trank könnte sogleich beschafft werden.

„Weil ich etwas bleich aussehe? Mir ist durchaus wohl. Ich danke Ihnen.“

Dabei sah er Steffens steif ins Gesicht.

Also das war der Mann, den sie — — Er hatte es freilich schwer genug büßen müssen. Büßen? Was für eine Buße war das, und wofür büßte dieser Mensch? Seine, Benedettos Buße war eine ganz andre. Sie währte Tag und Nacht und hatte begonnen in dem Augenblick, da er sie zum ersten Male gesehen. Und nicht einmal, daß seine Hand die ihre berührt, während sie sich von diesem Menschen hatte küssen lassen. Aber auch sie würde die Schuld büßen.

Er hatte sie vorbereitet, die Buße auf sich zu nehmen; ganz allmählich, langsam, langsam. Mit Kleinem hatte er begonnen, dann Größeres verlangend, bis er endlich das Größte von ihr würde fordern können. Wie er diese stolze, schuldbeladene Seele gedemütigt, wie er über sie Gewalt gewonnen hatte!

Um sie seinem Willen unterthan zu machen, hatte er so lange gelebt — todkrank wie er war. Nun sie ihm unterthan geworden, durfte er sterben; sein Lebenswerk war gethan.

„Sie wünschen von mir?“

Zum zweitenmal mußte Steffens an den Priester, der abwesenden Geistes ihn anblickte, diese Frage thun. Erst jetzt gab er Antwort.

„Die Fürstin Romanowska sagte mir, sie hätte mit Ihnen gesprochen.“

„Worüber?“

„Ueber die Ausstellung Ihrer Gruppe.“

„Das sagte sie Ihnen?“

„Ich bin der Beichtvater der Fürstin.“

Ein langes Schweigen entstand. Steffens mußte sich fassen, bevor er den Priester wieder anzusehen vermochte. „Die Fürstin sprach allerdings mit mir über die Ausstellung des Werkes, aber —“

„Die Fürstin wünscht dieselbe dringend. Ich komme in ihrem Auftrag, um Ihnen ihren Wunsch zu wiederholen.“

„Wenn Sie mir nur erklären könnten . . . “

„Nichts. Ich sagte Ihnen ja, daß ich der Beichtvater Ihrer Durchlaucht sei.“

Wieder ein Schweigen. Dann erkundigte sich Steffens: „Weiß der Fürst von diesem Wunsch seiner Gemahlin?“

„Was kümmert Sie das? Oder sollten Sie etwa befürchten —“

Und unwillkürlich sah Don Benedetto auf des Künstlers verstümmelte rechte Hand. Steffens folgte dem Blick und erwiderte sehr ruhig: „Sie meinen, ich befürchte, der Fürst könnte mir nicht nur einen zweiten Finger, sondern gleich die ganze rechte Hand zu Schanden schießen?“

„Ich meine nichts. Ich frage Sie.“

„Nun denn, mich kümmert es nicht im mindesten, ob der Fürst den Wunsch seiner Frau kennt oder nicht. Der Wunsch der Fürstin ist mir genügend.“

„Also werden Sie ausstellen?“

Noch einmal brach Steffens in den Ruf aus: „Könnte ich mir die Sache nur erklären!“

„Werden Sie ausstellen?“

„Sind Sie beauftragt, meine Entscheidung einzuholen?“

„Meinen Auftrag habe ich ausgerichtet. Uebrigens würde die Fürstin Ihre Entscheidung ja wohl erfahren.“

„Ja.“

„Befindet sich die Gruppe hinter jenem Vorhang?“

„Wünschen Sie dieselbe zu sehen?“

„Nein, nein! O nein!“

Er wehrte angstvoll ab und erhob sich mit Anstrengung.

„Bleiben Sie doch. Wenn Sie die Gruppe nicht sehen wollen — sie soll Ihnen ein verschleiertes Bild bleiben. Sie müssen sich erst etwas erholen, bevor ich Sie fortlassen darf.“

„Ich sagte Ihnen schon, ich bin nicht krank. Leben Sie wohl, mein Herr.“

„Sie haben doch einen Wagen?“

„Ich kam zu Fuß.“

„Es ist heiß, und —“

„Ich danke. Der Herr sei mit Ihnen.“

Er ging davon. Steffens schrieb an Prisca ein kurzes Billet: Er hätte sie vorhin aufgesucht und nicht gefunden, er würde gegen Abend wiederkommen, da er etwas mit ihr zu besprechen hätte, nur mit ihr! Sie möchte ihn also erwarten. Nachdem er das Billet abgeschickt hatte, verschloß er seine Thür und zog den Vorhang auseinander . . .

Als Steffens später bei Prisca eintrat, sagte er ihr:

„Ich besuchte heimlich das Gartenfest, und ich denke, es war meine letzte Schwäche. Die Fürstin sprach mit mir. Ich hätte nicht für möglich gehalten, daß ich ihr gegenüber stehen, sie wieder hören und dabei so ruhig bleiben könnte; ich versichere Sie, ganz ruhig. Viele Jahre, die besten meines Lebens, war ich krank an meiner Leidenschaft für diese Frau. So schwer krank, daß auch der Künstler in mir nicht lebensfähig war — von dem Menschen rede ich nicht, auf den kommt es nicht an! Seit einiger Zeit arbeite ich wieder, ich arbeite nicht nur, sondern — was mehr ist — ich freue mich meiner Arbeit! Gehe ich abends zu Bett, so denke ich: morgen wirst du arbeiten — wäre es doch nur bald morgen! Und stehe ich früh auf, so denke ich: heute wirst du arbeiten. Wäre der Tag doch nur recht lang! Diese Arbeitslust, die mich wieder zu einem lebenden Wesen macht, und vor einigen Tagen meine große, innere Ruhe jener Frau gegenüber, sind sichere Anzeichen, daß ich endlich, endlich von meinem Wahnwitz genaß. Wahrscheinlich wird noch einmal die Zeit kommen, wo ich gar nicht mehr begreife, wie ich jemals krank sein konnte, und warum.

Prisca reichte ihm stumm die Hand, die Steffens, ebenfalls schweigend, einige Augenblicke in der seinen behielt. Dann fuhr er fort:

„Das Beschämende und Demütigende bei dieser guten Sache ist nur, daß ich sie nicht mir selbst verdanke, sondern einem andern. Meine Genesung verdanke ich Ihnen... Nein! Sie müssen mir gestatten, Ihnen das auszusprechen. Ich sage Ihnen ja nur das eine — heute nur das eine."

Er schwieg und sah Prisca, die bleich geworden war, fest in die Augen.

„Es geht von Ihnen solche Kraft und Ruhe aus, solche Lebensfreudigkeit und solcher Lebensmut. Sie sind herrlich gesund und teilen von Ihrer Gesundheit andern so verschwenderisch mit — namentlich Kranken. Ich glaube, ich sagte Ihnen das schon einmal, damals, als wir von dem Fest auf dem Aventin nach Hause gingen. Aber da ich in Ihrer gesegneten Gegenwart immer von neuem das nämliche empfinde, so muß ich es Ihnen noch einmal sagen. Und ich muß Ihnen sagen, daß ich, als die Fürstin mit mir sprach, plötzlich an Sie dachte, und das mit solcher Stärke, als ob Sie neben mir ständen, mir durch Ihre bloße Gegenwart die friedliche Ruhe gebend, mit der die Tragödie meines Lebens jetzt abschloß."

Endlich konnte Prisca reden. Aber sie that es mit Anstrengung.

„Nein, nein. Sie überschätzen mich und meinen Einfluß auf Sie. Allen Menschen gegenüber habe ich nur meinen guten Willen. Und das ist so wenig. Ich schäme mich oft, wenn ich sehe, wie man mich überschätzt. Sie wurden durch sich selbst gesund, und jetzt wird es schön für Sie werden! Sie werden arbeiten, werden glücklich sein durch Ihre Freude an der Arbeit, gar nicht davon zu reden, wie Schönes Sie schaffen werden. Sie können sich nicht vorstellen, wie ich mich freue! Aber danken dürfen Sie mir nie wieder, wo Sie doch recht gut wissen, wie dankbar ich Ihnen sein muß."

„Dafür, daß Sie mit meiner Hilfe unverkäufliche Bilder malen?"

Prisca lachte. Es war ihr altes sonniges Lachen, bei dem man unwillkürlich an Feld und Wiese, an leuchtenden Himmel, Lerchengesang und weiten Horizont erinnert wurde.

„Darum sind meine Bilder doch gut. Vielmehr, sie sind besser als früher."

„Trotzdem giebt es einen Menschen, der Sie vor mir gewarnt hat."

Prisca wollte hell auflachen, aber sie vermochte es nicht. Sie ward plötzlich ernst, traurig. Leise sagte sie: „Er meinte es gut mit mir."

„Sie hätten vielleicht besser gethan, auf ihn zu hören."

„Ich hörte auf Sie," lautete die einfache Erwiderung.

Steffens stand auf und ging langsam durch das Atelier. Es wurde dunkel, aber er bat Prisca, kein Licht anzuzünden. Sie saß stumm an dem breiten Fenster, blickte hinaus in die purpurnen Schatten und wartete geduldig, was er ihr noch zu sagen habe. Wenn es nur nicht jenes — jenes eine war!

„Sie vertrauen mir," begann er nach einer Weile, „und wie sehr ich Ihnen vertraue, will ich Ihnen beweisen. Sie mögen darüber entscheiden, ob meine Gruppe ausgestellt werden soll oder nicht."

Ueberrascht wandte Prisca ihm ihr Gesicht zu; aber sie konnte seine Züge nicht mehr erkennen.

„Sie denken daran, die Gruppe auszustellen?"

Fast fröhlich rief er: „Sehen Sie jetzt, daß ich gesund bin? . . . Ja, ich denke daran. Aber Sie sollen entscheiden."

„Wie kann, wie darf ich das?"

„Wenn ich Sie darum bitte!"

„Und wo wollen Sie ausstellen? Zuerst in München oder in Berlin?"

„Zuerst hier."

Prisca that einen leisen Ausruf. Sie wiederholte mechanisch:

„Zuerst in Rom . . . Aber in Rom lebt die Fürstin Romanowska."

„Nun ja."

„Aus Rücksicht für die Fürstin stellten Sie Ihre Gruppe bisher nicht aus."

„Diese Rücksicht fällt jetzt fort."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Die Fürstin selbst wünscht die Ausstellung."

„Sie sprach mit Ihnen darüber?"

„Sie teilte mir ihren Wunsch mit."

Prisca war ganz verstört. Also doch! Also hatte es der Priester doch erreicht! Aber was bezweckte er damit? Eine Demütigung der stolzen Frau? Und daß sie selbst mit Steffens darüber gesprochen, ihm diesen Wunsch persönlich mitgeteilt hatte . . .

Sie fragte: „Verstehen Sie die Fürstin?"

„Nein. Oder vielleicht doch."

„Nun?"

„Sie wird darüber erhaben sein und wünscht das zu zeigen."

„Erhaben über alles Gerede?"

„Und über jede Erinnerung."

„Wenn Sie ausstellen, hier in Rom! Wenn Sie einen großen Erfolg haben, keinen Sensationserfolg . . ."

„Pfui!"

„Sondern einen echten künstlerischen Erfolg . . . "

„Es kann nur von einem solchen die Rede sein."

„Wie Sie jetzt sind, gesund und schaffensfreudig, wäre es für Sie ein großes Glück."

Steffens rief erregt:

„Wie ich jetzt, dank Ihnen, geworden bin, ist ein großer künstlerischer Erfolg für mich eine Daseinsfrage. Früher fragte ich nicht danach, aber jetzt. Ich bekenne Ihnen — aber nur

Ihnen allein — jetzt lechze ich nach einem großen Erfolg. Und ich muß ihn hier haben, wo ich meine tiefe Niederlage erlitten … Liebe Freundin, dieser Erfolg, den ich bestimmt durch mein Werk zu erringen hoffe, ist für mich eine innere Notwendigkeit. Verstehen Sie mich wohl, eine Notwendigkeit."

Prisca verstand ihn. Sie sagte daher: „Also müssen Sie Ihr Werk ausstellen."

Steffens rief: „Sie haben entschieden."

„Entschieden hatten Sie schon selbst. Aber ich bin gern bereit, für diese Entscheidung die Verantwortung auf mich zu nehmen."

„Das sieht Ihnen gleich. Ihnen traue ich alles zu, was gut und stark ist."

„Sie überschätzen mich schon wieder. Aber jetzt wollen wir vor allem zu Fräulein Friederike hinüber, ihr alles zu erzählen. Sie hat diese Freude redlich um Sie verdient, tausendmal mehr als ich."

*

Es wurde die Ausstellung der „Tochter der Semiramis" von Karl Steffens angekündigt. Sie sollte noch im Mai stattfinden in einem für diesen Zweck gut geeigneten Raum an der Piazza del Popolo. Der Eintritt sollte frei sein, und nach einer Ausstellung von nur einer Woche das Werk ins Ausland geschickt werden, zunächst nach München.

Die römische Gesellschaft besaß glücklich wieder einen neuen sensationellen Stoff, der sehr bald in den Salons andre Sensationen von der Tagesordnung verdrängte. Manche der vornehmen Fremden, die orientiert waren, schoben deshalb ihre Abreise auf. Jede Miene der Fürstin Romanowska wurde streng kontrolliert, doch jede Miene war kühl und hoheitsvoll. Sie zeigte sich genau so viel wie immer, erschien bei sämtlichen Gardenparties und Picknicks, wurde jeden Nachmittag bei der Korsofahrt gesehen und wohnte den Rennen bei. Selbst die kühnste Phantasie sämtlicher heimlichen und öffentlichen Freunde des Skandals konnte nicht ergründen, was in dem Gemüt dieser Frau vorging. Viele behaupteten sogar, sie wüßte von der Ausstellung überhaupt nichts.

Aber der Fürst? Auch sein Gesicht wurde scharf beobachtet; aber auch dieses verriet nicht das mindeste; auch er enttäuschte die allgemeine Erwartung. Es kam vor, daß man in irgend einem Salon, im Café Aragno oder im Klub über die Sache sprach, gerade wenn der Fürst eintrat. Das Gespräch brach dann bei seinem Erscheinen plötzlich ab, doch ließ sich nicht einmal konstatieren, ob er die jäh entstandene Pause bemerkte. Jedenfalls beachtete er sie nicht.

Was bedeutete das? Alle Welt erinnerte sich der Geschichte jenes famosen Duells im Hain der Egeria, und alle Welt war überzeugt, daß wieder etwas Famoses geschehen würde. Aber was, was?

Steffens erhielt von dem Fürsten in französischer Sprache folgendes Billet:

„Mein Herr! Sollten Sie bei Ihrem Vorhaben beharren und Ihre Gruppe wirklich ausstellen, so werde ich Sie nicht niederschießen wie einen tollen Hund. Ich werde Sie leben lassen, Ihnen jedoch den Denkzettel erteilen, der Ihnen gebührt. Hüten Sie sich. Gewarnt sind Sie."

Wäre Steffens noch irgendwie schwankend gewesen, so würde dieses Billet seinen Entschluß unwiderruflich gemacht haben. Niemand sollte ihn für feig halten dürfen, am wenigsten dieser Fürst Romanowski! Rücksicht hatte er geübt, davon war er nun nachdrücklich entbunden worden, und zwar von derjenigen Person, der er einzig und allein diese Rücksicht schuldig zu sein glaubte.

Natürlich erfuhr weder Prisca noch Fräulein Friederike ein Wort von dem fürstlichen Schreiben. Worin die Gefahr bestand, vor der er gewarnt worden, ahnte Steffens nicht; aber gerade das Unbekannte und Geheimnisvolle versetzte ihn in eine Erregung, daß er die Stunden zählte, die bis zur Eröffnung seiner Ausstellung noch verfließen mußten.

Am fünfundzwanzigsten Mai fand diese statt; der Künstler war dabei nicht anwesend. Jedes äußere Mittel, den Eindruck der Gruppe wirkungsvoll zu machen, war verschmäht worden. Sie stand inmitten eines großen, vollkommen leeren Gartenhauses, das sein Licht nur durch die geöffnete Thür empfing. Die Wände waren weiß getüncht. Ein älterer Herr, der in seinem langen schwarzen Gehrock sehr würdig aussah, vertrat den Künstler und erteilte etwaigen Fragestellern die Auskunft, daß die Gruppe unverkäuflich sei.

Als gegen elf Uhr Prisca und Fräulein Friederike kamen, mußten sie des Andrangs wegen eine Weile auf dem Hof warten, ehe sie eintreten konnten. Sie blieben ziemlich lange, weniger um das ihnen bekannte Kunstwerk zu betrachten, als vielmehr um die Haltung des Publikums zu beobachten, und beide Frauen empfingen den Eindruck, daß das Werk ihres Freundes eine starke Wirkung ausübte.

„Jetzt hat er gesiegt, jetzt liegt das Leben vor ihm, jetzt glaube ich an seinen neuen Menschen," flüsterte Fräulein Friederike fast schluchzend Prisca zu. Und triumphierend fügte sie bei:

„Ich habe es ja immer gesagt! Karl Steffens ist ein Genie, Karl Steffens dringt durch — gerade wie Peter Paul."

„Ja, ja! Jetzt ist er gerettet," erwiderte Prisca leise.

Auch sie fügte in Gedanken den Nachsatz hinzu: Und zwar gerettet durch sich selbst — Gott sei Dank!

Jeden Vormittag Schlag elf Uhr erschien im Café Aragno Fürst Romanowski, nahm stehend am Büffett ein Glas Marsala und einige Sandwiches, grüßte Bekannte und Freunde, plauderte mit diesem und jenem. Man trieb dabei Politik und kritisierte, was es im Klub- und Gesellschaftsleben gerade zu kritisieren gab. Auch an dem Vormittag des fünfundzwanzigsten Mai, an welchem

Steffens seine Ausstellung an der Piazza del Popolo eröffnete, Schlag elf, erschien am Büffett des Café Aragno der Fürst, elegant, liebenswürdig, graziös, wie immer, mit seiner weichen, liebkosenden Stimme Freunde und Bekannte begrüßend und in gewohnter leichter Art von diesem und jenem plaudernd.

Es konnte auffallen, daß an diesem Vormittag die Konversation in der Nähe des Fürsten etwas nervös geführt wurde. Alle, ausgenommen der Fürst selbst, sprachen lauter als sonst. Plötzlich trat eine seltsame Stille ein, in der jetzt nur die wohllautende Stimme des Fürsten vernommen ward. Am Büffett lehnend und behaglich sein Glas Marsala schlürfend, sagte er:

„Ein deutscher Künstler, ein gewisser Karl Steffens, stellt heute ein Bildwerk aus, die ‚Tochter der Semiramis'. Es soll ein hervorragendes Werk sein, das ich mir jedenfalls heute noch ansehen werde. Sollte jemand sich einfallen lassen, den Namen jenes Herrn mit demjenigen der Fürstin Romanowska in irgend welche Verbindung zu bringen oder nur in einem Atem zu nennen, so stehe ich dem Betreffenden zur Disposition . . . Auf Wiedersehen heute abend im Klub."

Er leerte sein Glas, zahlte, grüßte und ging. Auch nach seinem Fortgehen blieb es noch eine ganze Weile still, und als dann das Gespräch wieder aufgenommen wurde, berührte es die gewöhnlichen Themen: Politik, Theater, Skandale, aber des Skandals, der in aller Gedächtnis lebte, wurde mit keinem Worte gedacht.

Am Nachmittag desselben Tages hielt die fürstliche Equipage zur gewöhnlichen Zeit der Korsofahrt vor der Villa. Die Fürstin hatte zwar eine leichte Migräne, aber sie wollte trotzdem ausfahren, wie gewöhnlich in Begleitung ihres Mannes. Und auch durchaus wie alle Tage fuhr man zuerst auf den Pincio, wo die Militärmusik spielte und die Equipage auf der großen Terrasse Halt machte. Sie ward sofort umringt. Aber auch hier war heute die Unterhaltung in der Nähe des Fürsten etwas nervös, genau wie am Vormittag am Büffett des Café Aragno.

Nach dem kurzen Aufenthalt wurde die Fahrt fortgesetzt, in die Nähe der Villa Borghese, dann zurück über die Piazza del Popolo.

Dort befahl der Fürst, am ersten Hause links zu halten.

Der Wagen hielt, und der Fürst sagte zu seiner Frau:

„Es ist hier die Ausstellung eines gewissen Karl Steffens. Dich interessiert die Sache wohl nicht, aber ich möchte sie mir ansehen. In fünf Minuten bin ich zurück. Entschuldige so lange."

„Beeile dich nicht."

„In fünf Minuten!"

Viele gingen in das Haus, die Ausstellung zu besuchen; viele kannten die Equipage, sahen den Fürsten aussteigen und hineingehen. Die Fürstin blieb unbeweglich im Sitz zurückgelehnt und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes. Sie hatte nicht einmal einen Schleier vorgezogen! Einige Blumenverkäufer kamen, und sie kaufte ihnen sämtliche weiße Blumen ab; es gab übrigens nur noch weiße Rosen.

Dann lehnte sie sich wieder zurück und wartete.

Der Fürst betrat den Raum der Ausstellung, welcher gedrängt voll war. Aber ihm wurde sogleich Platz gemacht, er stand vor der Statue und betrachtete sie eingehend, wie ein Kenner, ein Kritiker das thut. Darauf ging er zu dem älteren würdigen Herrn im schwarzen Gehrock und sagte mit lauter Stimme:

„Können Sie mir den Preis nennen?"

„Verzeihung, Durchlaucht . . ."

„Sie kennen mich?"

„Fürst Romanowski."

„Ganz recht."

„Die Gruppe ist nicht verkäuflich, Durchlaucht."

Unbeirrt durch diese Antwort, zog der Fürst sein Portefeuille, dem er ein Papier entnahm. „Eine Anweisung auf zweimalhunderttausend Lire. Dafür wird die Gruppe gewiß verkäuflich sein. Jedenfalls kaufe ich sie."

„Verzeihung, Durchlaucht, aber wirklich . . ."

„Jedenfalls kaufe ich sie."

Und er reichte die Anweisung hin. Der würdige Herr war so verwirrt, daß er das Papier nahm und nur murmelte:

„Zweimalhunderttausend Lire!"

„Und nun geben Sie acht, was ich mit meinem Eigentum mache."

Wieder nur die überwältigende Zahl:

„Zweimalhunderttausend Lire . . ."

„Sie hörten, mit meinem Eigentum."

Ruhig trat der Fürst wieder zu der Marmorgruppe, griff in die Brusttasche, zog einen Revolver hervor, erhob blitzschnell die Waffe nach dem Haupte der Tochter der Semiramis, und ehe jemand ihm in den Arm fallen konnte, schoß er seine Kugeln ab.

Das wunderschöne, einem andern herrlichen Gesicht so ähnliche Antlitz der jungen Königin war zerschmettert.

Die Fürstin hatte nicht fünf Minuten gewartet, als ihr Gatte zurückkehrte, in den Wagen stieg und die Fahrt fortgesetzt wurde.

Durch den Korso zur Piazza di Venezia, von dort zur Piazza di Spagna und dann noch einmal die ganze Tour: über den Pincio und die Piazza del Popolo, wo vor dem Hause, darin die Ausstellung des deutschen Künstlers war, ein Zusammenlauf stattfand, nach dessen Ursache die Herrschaften im Wagen nicht fragten.

Wie der Fürst vormittags seinen Freunden versprochen hatte, erschien er abends im Klub, wo es auffallend leer blieb. Die wenigen, welche sich einfanden, waren gegen den Fürsten sehr höflich.

XXIV.

Eine Familientragödie.

Es war am Abend des Tages, an dem die Ausstellung der „Tochter der Semiramis" polizeilich geschlossen wurde, als der würdige Römer, der die Besucher empfangen und dem der Fürst die „Kaufsumme" eingehändigt hatte, den Besuch eines Unbekannten erhielt.

Die Magd meldete einen Priester, mit dem Bemerken, der geistliche Herr wünschte den Herrn Kavaliere — denn auch dieser ehrenwerte Mann war römischer Ritter — dringlich zu sprechen. Er wurde in den Salon geführt, jenen in allen Farben des Regenbogens prangenden Raum, den in Rom jede sich selbst respektierende, also bei sich empfangende Familie aufzuweisen hat.

Beim Eintritt des Kavaliere erhob sich der Fremde mit sichtlicher Mühe von seinem Stuhl: „Entschuldigen Sie, daß ich mich setzte. Aber ich fühle mich etwas angegriffen."

Er nahm auch sofort wieder Platz, sank in den Sessel zurück.

„Womit kann ich dienen?"

„Sie sind doch der Herr, der sich heute in der Ausstellung an der Piazza del Popolo befand?"

„Ich hatte die Ehre, den Künstler zu vertreten."

„Ich möchte Sie ersuchen, mich trotz der späten Stunde die Marmorgruppe sehen zu lassen."

„Unmöglich! Die Ausstellung wurde polizeilich geschlossen."

„So befinden Sie sich nicht mehr in dem Besitz des Schlüssels?"

„Der Schlüssel liegt auf der Präfektur. Erfuhren Sie nicht von der Sache?"

„Ich hörte davon."

„Ein herrliches, ein unsterbliches Werk! Und durch die Hand eines Barbaren zerstört."

„Ich bin der Bruder des Fürsten."

Nach einer Pause der Verlegenheit drückte der Kavaliere sein lebhaftes Bedauern aus, dem Bruder des Fürsten so freimütig seine Meinung geäußert zu haben.

„Der Herr Fürst ist ein Fremder! Und dann zweimalhunderttausend Lire! Der Herr Fürst hat bezahlt wie ein König. Daß der Künstler die Anweisung zerriß, ein fürstliches Vermögen sozusagen auf die Straße warf — was wollen Sie? Diese Künstler sind alle etwas verrückt. Besonders die Deutschen!"

„Ich wiederhole meine Bitte, mich trotz aller erschwerenden Umstände das Werk sehen zu lassen."

„Es wird kaum gehen."

„Aber es geht. Sie sind auf der Präfektur doch gewiß gut bekannt?"

„Ich habe dort einen Neffen."

„O dann! Nehmen Sie sogleich einen Wagen, fahren Sie zur Präfektur und bringen Sie den Schlüssel. Ich erwarte Sie hier . . . Sie werden Auslagen haben. Wollen Sie so gütig sein?"

Der Herr Kavaliere war so gütig, die hundert Lire in Gold für seine Auslagen zu nehmen, versicherte nochmals, daß es schwer, sehr schwer sein würde, den Schlüssel zu erhalten, daß er sich indessen — da er auf der Präfektur einen Neffen habe — einer schwachen Hoffnung hingebe, und daß der Fürst Romanowski ein außerordentlicher Herr wäre. Damit eilte er fort.

Nach einer kleinen Stunde war das schwierige Werk bestens besorgt, der Schlüssel in der Tasche des Herrn Kavaliere, der seinen Besucher auf demselben Platz fand, wo er ihn verlassen.

„Es hat Mühe gekostet, und nur durch meinen Neffen war es überhaupt möglich. Aber ich muß den Schlüssel noch heute wieder abliefern."

„Bis spätestens in einer Stunde bringe ich ihn zurück."

„Zurück? Ich begleite Sie ja."

„Geben Sie mir den Schlüssel. Ich kenne das Haus und möchte das Werk allein betrachten."

„Es ist schon Nacht. Sie werden nichts mehr sehen."

„Ich dachte daran und nahm Kerzen mit. Sie befinden sich in meinem Wagen."

„Aber . . ."

„Sie können unbesorgt sein. Forttragen kann ich die Statue nicht... Besten Dank. Also in einer Stunde."

Er erhob sich mit Anstrengung und wäre beinahe wieder zurückgesunken. Erschrocken sprang der Kavaliere dem Kranken bei, jedoch wurde seine Hilfe abgelehnt.

„Ich befinde mich heute nicht ganz wohl. Die frische Luft wird mir gut thun. Nochmals meinen besten Dank."

„Und, nicht wahr, die kleine Gefälligkeit bleibt unter uns?"

„Von mir wird niemand davon erfahren."

„Es könnte für meinen Neffen schlimme Folgen haben. Wenn Sie gestatten, macht mein Neffe Ihnen demnächst seinen Besuch."

„In der Villa Romanowski . . . Ich danke wirklich für Ihre Begleitung. Die Treppe ist sehr bequem. Auf Wiedersehen in einer Stunde."

Höchlichst verwundert über das Abenteuer begab sich der Herr Kavaliere in ein nahe gelegenes Café, um einige Gläser Wermut zu schlürfen; sie waren redlich verdient.

„Alle Fremden sind Narren," meditierte der ehrenwerte Mann. „Ein Narr ist auch dieser Herr, der sich mitten in der Nacht eine zertrümmerte Statue ansehen will. Und ein Narr ist der Fürst mit seinen zweimalhunderttausend Lire. Aber der größte Narr ist doch der Künstler, der die zweimalhunderttausend Lire auf die Straße wirft, dafür ist der Mann aber auch ein Deutscher!"

Die kühle Nachtluft that Don Benedetto wirklich wohl. Er erholte sich mehr und mehr — er wollte sich erholen, denn er wollte das zertrümmerte Marmorbild sehen! War es doch immer noch ihre Gestalt.

Der Kutscher hielt vor dem Hause an der Piazza del Popolo. Don Benedetto nahm das Paket, das auf dem Rücksitz lag, und hieß den Mann warten. Das Thor stand weit offen. Der Priester ging durch den Hof, der ganz einsam war, schloß das Gartenhaus auf und — wie eine himmlische Erscheinung leuchtete dem Eindringling durch die Dunkelheit das Marmorbild entgegen.

Ungeduldig wartete der Kavaliere auf die Rückkehr des Fremden. Eine Stunde war verstrichen, es verstrich eine zweite, fast eine dritte. Da wurde dem Kavaliere um seinen Schlüssel bange. In herzlich schlechter Stimmung verließ er zum drittenmal an diesem Abend seine Wohnung, um selber den Schlüssel zu holen.

Auf der Piazza del Popolo fand er vor dem Hause einen Wagen warten, dessen Kutscher fest eingeschlafen war. Es war sicher der Wagen des geistlichen Herrn, der sehr genaue Kunststudien machen mußte, und das überdies bei Kerzenlicht! Aber diese Fremden waren eben alle verrückt!

Bevor der Kavaliere den Kutscher weckte, begab er sich durch das Thor in den Hof. Die Thür des Gartenhauses war zu, doch entdeckte der Kavaliere durch die Spalten im Innern noch Licht. Er pochte leise, aber die Thür blieb geschlossen. Jetzt nannte er seinen Namen; aber die Thür blieb geschlossen. Er klopfte lauter: es wäre bald Mitternacht und er müsse den Schlüssel haben. Die Thür blieb geschlossen, innen regte sich nichts.

‚Er ist eingeschlafen,‘ dachte der Kavaliere und sah durch das Schlüsselloch. Nur der Leib des toten Jünglings, den helles Kerzenlicht beschien, war zu erkennen. Jetzt pochte er laut und lauter, jetzt rief er, jetzt bekam er Angst.

Er weckte den Kutscher, und beide pochten und riefen. Da alles still blieb, mußten sie die Stadtpolizei rufen, welche die Thür aufbrechen ließ.

Anscheinend tot lag Don Benedetto zu Füßen der Statue, vor der in silbernen Leuchtern zwei hohe Wachskerzen brannten. Er schwamm in Blut, Es netzte die Füße der Tochter der Semiramis. die nur noch mit der Pracht ihres Leibes in unversehrter Herrlichkeit auf die beiden stillen Gestalten ihrer Opfer herabstrahlte. Bei dem weichen Glanz der Wachskerzen schien dieser unirdisch schöne Leib ein gespenstisches Leben zu haben, indessen das Haupt — ein grausiger Anblick — zerschmettert war.

Der Priester wurde aufgehoben, aber keine Wunde war an ihm zu entdecken, und der herbeigerufene Arzt konstatierte einen Blutsturz. Er lebte noch, konnte jedoch nicht zum Bewußtsein gebracht werden. In diesem Zustand fuhr ihn der Arzt, von einem Polizisten begleitet, in die Villa Romanowski.

Noch acht Tage könnte er leben, aber schwerlich noch einmal zur Besinnung kommen, meinten die Aerzte. Sie bestimmten für die Pflege des Sterbenden zwei Schwestern vom sacré coeur. Der Fürst ließ die Barmherzigen indessen ihren Dienst gar nicht antreten; er allein wollte um den Todkranken sein, seinem Bruder die letzten Liebesdienste erweisen.

Mit geschlossenen Augen lag Don Benedetto auf seinem Lager. Seine Züge hatten einen Ausdruck, als befände er sich bereits jenseits von allem Guten und Bösen, als hätte er bereits das Leben nach blutigem Kampf bezwungen und empfände bereits alle Wonnen des Sieges und des Friedens. Der Allerbarmer Tod verwischte den grausamen Stempel, den das Leben auf dieses Menschenantlitz geprägt hatte. Im Tode wurde es wieder schön, im Tode noch einmal jung.

Das Fenster stand weit offen. Der goldene römische Sommertag strahlte in das Sterbezimmer, Tag für Tag gleich glanzvoll. Die Oleanderblüte duftete hinein, und bisweilen erklang der schluchzende Liebeslaut einer Nachtigall, die immer noch Lenz hatte.

Fürst Alexander wich nicht aus dem Zimmer. Das so wunderbar verwandelte Antlitz seines Bruders betrachtend, saß er und dachte, grübelte, konnte kein Ende finden zu denken und zu grübeln:

Was war es nur, das zwischen ihn und diese stille Gestalt getreten war, die nie wieder sich erheben würde, und die er so zärtlich geliebt hatte. Auf einmal war es da gewesen, gleichsam über Nacht. In sein Haus hatte das Gespenst sich geschlichen, in seine Ehe, in sein Herz. Plötzlich hatte er es in seinem Herzen gefühlt, und auf einmal war sein Glück zerstört, meuchlings gemordet von jenem rätselhaften, gespenstischen Etwas, dafür er keinen Namen fand.

Er hatte versucht, das Phantom zu verjagen; mit seinem maßlosen, unerbittlichen Willen hatte er vergeblich alle Kraft angestrengt. Mit dem finstern Schatten hatte er gerungen, als wäre jenes namenlose Etwas ein Mensch und sein Todfeind. Er hatte ihn packen wollen; aber immer wieder und wieder war ihm der Gegner gespenstisch entwichen.

Und — was war es nur?

Er liebte seine wunderschöne Frau. Er, der Mann der Erfahrung, der große Kenntnisreiche, der Titan des Lebensgenusses, liebte diese Frau in einer Weise, daß seine erste leidenschaftliche Jugendliebe dagegen ein blasses Gefühl gewesen. Und — was war es nur?

Jenes Gespenst war nicht zwischen ihn und seine Liebe getreten, wohl aber zwischen ihn und das Glück seiner Liebe; und einmal da, war es geblieben, dieses Unfaßbare und doch so Wirkliche. Wie mit Geisterhänden stieß es ihn von seinem schönen Weibe zurück. Was er seitdem gelitten hatte — welche Qualen!

Er starrte in das Antlitz des Sterbenden, als müßte ihm von dort die Lösung kommen. War es sein zärtlich geliebter Bruder gewesen, dieser reine und feine Geist, der sein Haus öde und sein Herz elend gemacht hätte? Konnte er es gewesen sein? Und wodurch nur? Wodurch?

Stundenlang saß der Fürst in dem von der Sonne durchfunkelten, von Oleanderblüten durchdufteten Gemach und starrte in das Antlitz des Sterbenden, als müßte und müßte dieses ihm Antwort geben.

Am dritten Tage seiner Ohnmacht schlug Don Benedetto die Augen auf.

„Stefan!"

Alle Zärtlichkeit für seinen Bruder, alle qualvolle Angst um diesen wie einen Sohn Geliebten lag in dem erstickten Aufschrei, mit dem der Fürst einen mit Namen rief, welcher der Welt bereits nicht mehr angehörte, seit dem Tage nicht mehr, da Stefan Romanowski die Weihe des Priesters empfing und Prinz Stefan starb — Don Benedetto lebte.

Noch einmal der angstvolle, zärtliche Ruf: „Stefan! Stefan!"

Die Augen des Sterbenden schauten auf den, der einen Gestorbenen rief, seine Lippen bewegten sich, aber er konnte nicht reden.

„Ich verstehe dich nicht. Bruder, mein Bruder, erkennst du mich? ... Ja! Und du verstehst mich? Bleibe ganz ruhig. Bewege nur die Lippen. Ich werde gewiß erraten können, was du wünschest ... Einen Priester? Nein, keinen Priester? Wozu auch? Du wirst dich wieder erholen, wirst leben, vielleicht noch einmal in Wirklichkeit leben! Bruder, mein Bruder!"

„Maria!"

Es war kein gesprochenes Wort, sondern ein Seufzer, ein Laut, aber der Fürst verstand den Namen.

„Willst du sie sehen?"

Seine Stimme bebte bei der Frage. Und es war doch kein unnatürlicher Wunsch, daß sein Bruder noch einmal die Frau zu sehen verlangte, für die er im Leben selten ein Wort gehabt hatte. Der Fürst hätte sich über diesen letzten Wunsch seines Bruders freuen sollen; statt dessen fühlte er wieder plötzlich jenes geheimnisvolle Etwas, das sich nicht fassen ließ.

Don Benedetto wünschte nicht, Maria zu sehen — noch nicht. Erst wenn es Zeit, wenn der letzte Augenblick gekommen war. Durch die Macht ihres Namens hatte er noch einmal aufleben wollen. Aber er wollte, daß der bleiche Mann, der an seinem Bette saß, zugleich mit ihrem Namen alles verstehen sollte. Denn jetzt keine Lüge mehr, weder vor Gott, noch vor den Menschen.

Der Fürst flößte ihm Wein ein; doch es war nicht dieser, der Don Benedetto die Kraft gab, zu reden; sondern das vollbrachte der Name Maria. Und er bekannte ...

Vor Don Benedettos letztem Lager stand der Fürst mit einem Gesicht, als wenn er der Sterbende wäre. Da ging die Thür auf, und die Fürstin kam herein. Wie durch eine überirdische Gewalt angezogen, näherte sie sich dem Bett, wo sie auf die Kniee sank, die Augen starr auf das Antlitz des Scheidenden gerichtet.

Dieser hob das Haupt und sagte mit klarer, lauter Stimme:

„Deine Seele gehört dem Himmel; du weißt, für welche Schuld. Büße sie! Du mußt büßen!"

Das waren Don Benedettos letzte Worte.

XXV.

Aus Priscas Tagebuch.

Rom, Anfang Juni.

Friederike und ich vergessen unsre Sorge um Peter Paul, der aus Berlin immer nichts von sich hören läßt, in unsrer Angst um den Zustand, in dem sich Steffens befindet. Wie konnte ich einen Augenblick glauben, daß er, falls er sein Werk zerstörte, damit zugleich auch seinen Dämon zerstören, sich davon befreien, Neues schaffen würde, Größeres. Jetzt hat eine ruchlose Hand das Marmorbild zertrümmert, und jetzt ist es, als hätten die Kugeln, die das Haupt seiner Statue zerschmetterten, ihn selbst getroffen und das tödlich.

Scheinbar ist er vollständig ruhig. Er hört jeden an, der voll wärmster Teilnahme zu ihm kommt und ihm sagt: „Die That ist barbarisch und das Unglück für Sie groß. Aber es ward ja nur der Kopf zerstört; Sie können Ihrer Statue einen andern Kopf geben und den Ansatz durch eine Perlenschnur verdecken. Sie werden um des zerstörten Kopfes willen doch nicht gleich das ganze Werk zu den Toten werfen!"

So sprechen alle, und er hört alle ruhig an.

Nein! Nicht alle sprechen so. Weder Friederike noch ich geben ihm diesen Rat, der ein Trost sein soll. Wir beide kennen die Geschichte dieses Werkes zu genau, um ihm diesen unkünstlerischen Rat zu erteilen. Wo sollte er auch ein zweites solches Antlitz finden?

Man muß seine „Tochter der Semiramis" eben gekannt haben, man muß ihr Urbild kennen, um zu wissen: ein zweites solches Antlitz findet sich nicht.

Daß ich nicht vergesse: auch ein dritter, der Baron Schönaich — wie fremd das klingt! — riet Steffens nicht zu solchem Verfahren. Er besuchte ihn sofort, blieb lange Zeit bei ihm, und die beiden so verschiedenen Naturen verstanden sich gleich. Wäre ich über dieses tragische Ereignis nicht so tief betrübt, so würde mich die gute Freundschaft der beiden sehr freuen; aber ich vermag nichts zu empfinden als Trauer und Mitleid — blutiges Mitleid!

Hat Steffens mir doch das Geständnis gemacht, wie sehr ein großer Erfolg ihm jetzt not thäte, gerade jetzt und gerade in Rom. Dieses leidenschaftliche seelische Bedürfnis nach einem künstlerischen Erfolg — dem ersten großen seines Lebens! — gab ja den Ausschlag dafür, seine Gruppe auszustellen. Auf diesen Erfolg bauten wir Freunde, baute der Künstler selbst sein ganzes neues Dasein.

Die That des Fürsten wird verdammt, aber doch nicht mit solcher allgemeinen Empörung, wie

sie verdient. Nur von deutscher Seite erfährt sie volle Verurteilung. Besonders mild gesinnt zeigen sich die Römer, was Friederike nicht zugeben will; und in der großen Welt sollen sich schon jetzt einige Stimmen erheben, die den Fürsten entschuldigen; immerhin hätte Mut dazu gehört ... Nein! Barbarei gehört dazu!

Dagegen soll allgemein eine feindselige Stimmung gegen die Fürstin entstanden sein und schnell um sich greifen. Ihr schiebt man die That des Fürsten zu, giebt man die Schuld an dem Tode Don Benedettos.

*

Mit Friederike wohnte ich heute einem ergreifenden Vorgang bei. In der schwarz ausgeschlagenen Kirche der Polen war Don Benedetto aufgebahrt. Der geschlossene Katafalk stand auf hohem Postament, so dicht mit weißen Rosen überschüttet, daß der Aufbau einem schneeigen Blumenhügel glich. Zwölf mächtige Wachskerzen brannten vor der Bahre, und Kapuziner lasen davor unausgesetzt Gebete ab.

Spät abends fand ein Totenamt statt, bei dem die kleine Kirche überfüllt war. Viele Herren und Damen der Aristokratie und der Fremdenkolonie waren anwesend. Auch der Fürst und die Fürstin.

Sie knieten beim Sarge; er auf der einen, sie auf der andern Seite. Ich weiß nicht, wie ich zu der tollen Phantasie kam; zwischen diesen beiden Lebenden stünde der Tote, ließe sie nicht zusammenkommen, während jeder der beiden Gatten nach dem andern die Arme ausstreckte, einsam und sehnsuchtsvoll. Aber wenn sie endlich, endlich sich zu fassen glaubten, so war es eine Leichenhand, die sie ergriffen hatten, und sie bebten zurück, von Grausen gepackt.

Ich stand dem Katafalk so nahe, daß ich die Gesichter der beiden deutlich sehen konnte. Sie hatten einen Ausdruck, der von etwas ganz anderm sprach als von Trauer und Gram, von etwas, das ich nicht zu enträtseln vermochte und das mir jene Phantasie eingab.

Als die Trauergesellschaft sich entfernte, trat keine der Damen zur Fürstin heran. Dann bot der Fürst seiner Frau den Arm und führte sie in die Sakristei. Wir blieben noch, um den Sarg aufheben und hinaustragen zu sehen. Bei Fackelbegleitung, unter Musikklängen begab sich der Zug nach dem Bahnhof. Der Fürst schritt hinter dem Sarge, den junge Priester trugen. Die Leiche wird nach Polen überführt, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden. Der Fürst begleitet seinen toten Bruder.

Steffens kommt täglich zu mir. Er sitzt dann da, sieht meiner Arbeit zu, stundenlang; aber er bleibt in sich versunken. Manchmal bittet er mich, zu reden: meine Stimme thue ihm wohl! Um ihm wohl zu thun, rede ich, so schwer es mir oft auch fällt. Ich habe ein gar zu trauriges Herz.

Baron Schönaich ist verlobt — wenigstens so gut wie verlobt, mit einer Cousine. Der Photographie nach, die Steffens kennt, soll sie als Frau ebenso schön sein wie er als Mann. Ich habe diese Nachricht nicht von ihm selbst, sah natürlich auch nicht das Bild; Steffens teilte mir die Neuigkeit mit. Er ist mit dem Baron ganz vertraut geworden und erfuhr es aus seinem eignen Munde. Er erzählte es ganz harmlos, wie man eine beliebige Neuigkeit erzählt; warum auch hätte er mir die Sache in andrer Weise mitteilen sollen?

Ich verstehe wirklich nicht, aus welchem Grunde ich mich über die Harmlosigkeit, mit der Steffens von der Verlobung seines neuen Freundes sprach, erstaune. Uebrigens freute sich Steffens darüber. Die beiden Brautleute gäben ein wundervolles Paar, als wären sie eigens vom Himmel füreinander geschaffen.

Auch ich freue mich. Heute habe ich vor Freude sogar etwas geweint. Vielleicht, daß die schöne Frau auf meinen jungen Siegfried — Gott sei Dank, daß ich ihm wieder diesen ihm zukommenden Namen gab! — einen solchen Einfluß ausübt, — ich meine auf seine Kunst — daß er es endlich sehen lernt: das Schöne auf der Welt, das ewig Heilige, ewig göttlich Schöne, welches nun einmal das Evangelium ist, das der Künstler verkündigen soll. Dieser Priester der Kunst hat sich schwer genug an seinem Gott versündigt, und keine Buße kann zu hart für ihn sein.

Aber mich freut, daß sie von einer jungen, schönen und geliebten Frau ausgehen soll; mich freut, daß er glücklich sein wird!

Uebrigens fügte ich ihm ein Unrecht zu, das ich ihm abbitten muß. Da seine Braut schön ist, sieht er also doch das Schöne, liebt er es also doch! Und zwar darf ich mein Unrecht ihm nicht nur bequemerweise in Gedanken abbitten, sondern muß das einmal mündlich thun, wie es einer ehrlichen Buße geziemt: Angesicht zu Angesicht. Hoffentlich geht er mir fortan nicht mehr so scheu aus dem Wege, so daß ich bald Gelegenheit habe, ihm meine Sünde zu bekennen. Er hat sich ja auch Steffens genähert, allerdings aus tiefer Teilnahme, die jetzt jeder mit dem armen Künstler haben muß.

Die Verlobung meines jungen Siegfried hat für mich das Gute, daß sie mir zu einem glorreichen Sieg über mein liebes Glöcklein verhilft. Denn: er sterblich verliebt — in mich! Auch mein gutes Glöcklein hat dem glücklichen Bräutigam etwas abzubitten, was sie allerdings im stillen besorgen muß.

Hoffentlich finde ich ein recht warmes Wort, wenn ich ihm von seiner Verlobung spreche. Ich wünsche, daß er empfindet, wie sehr ich mich über sein Glück freue. Meine Freude wird ihm zwar höchst gleichgültig sein, aber ich muß sie ihm doch zeigen.

Warum aber, um alles in der Welt, sollte es mir schwer werden, für ihn ein warmes Wort zu finden? Da es doch nicht nur von den Lippen,

sondern aus dem Herzen kommt, noch dazu aus vollstem Herzen.

Heute hätte ich Gelegenheit gehabt, den Bräutigam zu sehen und zu sprechen, und — ich ging ihm aus dem Weg!

Ich fühle mich nicht recht wohl und sah heute früh ganz bleich aus.

Ich sehe jetzt nämlich häufiger in den Spiegel als früher, wo ich mich sogar frisierte, ohne das unangenehme Glas zu benutzen, nur um mein Gesicht nicht sehen zu müssen. Und jetzt, seit dem Gartenfest ... Und doch ist es nicht Eitelkeit! Wenn ich mich jetzt häufiger im Spiegel sehe, geschieht es, um zu ergründen, was damals den Menschen eigentlich an mir gefallen konnte, und ich komme mehr und mehr dahinter, daß es nur mein aufgelöstes blondes Haar und der Malvenkranz war.

Jetzt ärgert es mich, daß ich ihm heute aus dem Weg ging. Ich hätte mich wohl zusammennehmen und mein kleines Unwohlsein bezwingen können. Wenn er es gemerkt hätte? Denn sicher weiß er, daß Steffens mir von seiner Verlobung erzählte, und muß mich für recht unfreundlich halten.

Endlich ein Brief von Peter Paul! Sein Bild blieb wochenlang an der Grenze liegen. Es ist ungewiß, ob es überhaupt noch von der Jury besichtigt werden kann. Friederike ist außer sich, und ich darf ihr nicht einmal sagen, welches Glück es wäre, wenn das Bild von der Jury gar nicht gesehen würde.

Peter Paul scheint sich dort drüben gar nicht mehr zurecht zu finden. Sein Brief ist eine einzige Elegie, eine Elegie auf Rom! Er fühlt sich an der Spree vollkommen hilflos und schreibt: selbst das moderne barbarisierte Rom wäre im Vergleich mit jener Stadt selbst für alte Römer ein Elysium. Man müßte erst aus Rom fort sein, um zu ahnen, was man selbst noch an diesem schimpfierten Rom besäße. Und nun gar Berlin!

Diese Lobreden über die ewige Herrlichkeit der ewigen Stadt sind meiner lieben Friederike ein kleiner Trost bei der Unbill, die Peter Pauls Bild widerfuhr, noch ehe es überhaupt dem Urteilsspruch der gestrengen Kunstrichter unterbreitet wurde. Aber Peter Pauls Bild nicht zu sehen, gehört eben zu jenen Dingen, die einfach unmöglich sind. Ist es erst einmal gesehen worden, dann — o dann ...

Friederike sprach mit mir über die Verlobung meines jungen Siegfried und hatte dabei eine seltsame Art, mich anzustarren. Ich bin sonst, was die anstarrenden Blicke der Leute betrifft, ganz und gar nicht mißtrauisch, obgleich schon mancher Blick, mit dem ich betrachtet wurde, sehr leserlich war. Nur gehören meine Freunde nicht zu „den Leuten", aber Friederikens Augen forschten gar zu eigentümlich fragend in meinem Gesicht. Als ich sehr ruhig blieb und nur sagte, wie sehr ich mich freute, wäre sie mir fast um den Hals gefallen.

Warum das? Und warum war sie so feierlich? Ich hätte sie gleich danach fragen sollen. Das wäre ehrlich gewesen, auch gehört es sich unter guten Freunden. Ich unterließ es und ärgere mich wieder einmal tüchtig über mich selbst; denn nachträglich davon zu sprechen hätte keinen Sinn.

Die Fürstin Romanowska befindet sich nicht in der Villa, sondern hat sich in ein Kloster begeben, darin sie als Braut des Fürsten kurze Zeit verweilte. Mich beschäftigt es sehr, aber Friederike findet nichts dabei; denn es käme häufig vor, daß vornehme Damen für einige Wochen in irgend ein Heiligtum sich zurückzögen, um in Weltabgeschiedenheit Andacht zu halten. Ich mußte denken: Und um Buße zu thun. Aber Buße wofür? Ich verstehe nicht, weshalb der Fürst mich mehr dauert als seine Frau. Dabei hasse und verachte ich diesen modernen Barbaren, der kalten Blutes ein Kunstwerk zerstören konnte. Es ist schlimmer als Totschlag.

Die Fürstin nach dem Tod Benedettos in einem Kloster!

Steffens will nichts davon hören, den Fürsten zu verklagen, und er thut recht. Sein Werk ist verdorben, was würde eine Klage nützen? Noch dazu bei einer römischen Justiz, deren mittelalterliche Zustände sogar Friederike einen Seufzer abnötigen. Der Fürst würde zu Schadenersatz verurteilt werden, und er hat ja das Kaufstück bereits vorher bar bezahlt!

Ich glaube, man denkt hier, Steffens würde nach der Rückkehr des Fürsten diesem eine Forderung zuschicken. Es scheint dies allgemein erwartet zu werden. Ich verstehe davon nichts; aber nach meiner Empfindung kann Steffens sich gar nicht blutiger, möchte ich sagen, an dem Fürsten rächen, als indem er ihn nicht fordert, nachdem er seine infame Geldanweisung zurückgesandt hat und von keiner Klage hören will. Vielleicht, daß viele ihn für feig halten werden. Mögen sie!

Er hat das unselige Bildnis, welches wirklich der Dämon dieses Künstlers ist, wieder in sein Atelier schaffen lassen, wo es nun an seinem alten Platz steht — wie verändert! Der rote Vorhang ist aber nicht mehr davorgezogen, so daß er jetzt den beständigen Anblick der Zerstörung vor sich hat. Auf ein Gemüt wie das seine muß das vernichtend wirken. Wenn, ach, wenn doch eine göttliche Hand nach ihm sich ausstrecken und ihn anrühren wollte, daß sein Geist aufstünde von den Toten und wandelte.

Heute passierte ich die Via Condotti und blieb vor dem Schaufenster des Kunsthändlers stehen. Da bemerkte ich in einem hinteren Raum ein Bild, das verkehrt gegen die Wand lehnte. Auf der Leinwand befand sich in roter Farbe ein Zeichen, daran ich sofort mein eignes Bild erkannte: es war meine Kopie der „Salome".

Ich ging hinein, wurde äußerst höflich begrüßt, und ehe ich ein Wort sagen konnte, begann der Herr:

„Ihre Kopie gefiel außerordentlich. Gerade heute wollte ich Ihnen mitteilen, daß derselbe



Besteller Sie ersucht, Marattos ‚Heiligen Benedikt‘ zu kopieren. Sie müßten sich dann allerdings für längere Zeit nach Brescia begeben, wo das Gemälde sich befindet. Die Bedingungen sind geradezu glänzend.“

Ich erwiderte:

„Uebermitteln Sie jener unbekannten Persönlichkeit meinen Dank mit dem Bemerken, ich würde die glänzenden Bedingungen keinesfalls acceptieren.“

„Sie lehnen ab? Ist das möglich?“

„Da Sie meine Kopie der ‚Salome‘ noch gar nicht einmal abschickten, so —“

Der Herr wußte sich jedoch ohne jede Verlegenheit herauszureden.

„Der Besteller Ihrer Kopie sah das Bild bei mir. Sie gefiel ihm, wie gesagt, ganz außerordentlich.“

„Also könnte ich mich bei dem Besteller für sein Interesse persönlich bedanken?“

„Er ist bereits wieder abgereist.“

„Ich bitte um die Adresse.“

„Gut, mein Fräulein. Ich werde schreiben und um Instruktion bitten. Einstweilen überlegen Sie sich das neue Anerbieten wohl noch einmal.“

„Einstweilen schlage ich es entschieden aus.“

„Verzeihen Sie, aber das wäre denn doch etwas unpraktisch.“

Ich ging. Was bedeutet das? Wer interessiert sich in solcher Weise für mich? Und warum ein Geheimnis daraus machen? Uebrigens sagte ich Friederike nichts von diesem Erlebnis. Es ist gar zu abenteuerlich.

Und daß so etwas gerade mir nüchternem Alltagsmenschen passiert! ...

Endlich sagte ich's ihm! Ich glaube, ich kann ruhig sein. Ich sprach ihm meine Freude so warm aus, wie ich sie fühle. Er schien nicht erwartet zu haben, daß ich mich über sein Glück so herzlich freuen könnte, und fertigte mich ziemlich kühl ab.

„Ich danke Ihnen. Es ist sehr freundlich, solchen Anteil an mir zu nehmen. Ich werde allerdings in der nächsten Zeit, wenn ich nach Deutschland zurückkehre ... Ich erzählte Steffens von einer jungen Cousine, und daß wir schon von Kindheit an Liebesleute wären... Sie brauchen Steffens nicht zu entschuldigen, ich habe ihn durchaus nicht gebeten, darüber zu schweigen. Leider ist's noch nicht so weit, wenigstens nicht bis zur offiziellen Verlobung. Aber ich bin Ihnen dankbar für Ihre Teilnahme.“

Und das ganz kühl, so ein wenig von oben herab, so ein wenig als norddeutscher Baron. Aber mir geschah schon sehr recht.

Nur um etwas zu sagen — denn ich schämte mich und bin gewiß vor Aerger ganz bleich geworden —, fragte ich:

„Sie sagten: wenn ich nach Deutschland zurückkehre ... Werden Sie denn bald fortgehen?“

„Ich denke ja.“

„Und Ihr Bild?“

„O, mein Bild, das Sie abscheulich fanden?“

„Sie können doch mit der ungeheuern Arbeit unmöglich so schnell fertig werden?“

„O nein. Dafür brauche ich vielleicht Jahre.“

„Nun also?“

„Ich male das Bild vielleicht gar nicht fertig.“

„Gar nicht fertig!“

„Darüber sind Sie erstaunt?“

„Sie schienen von Ihrem Motiv so erfüllt.“

„Ich war davon begeistert.“

„Und trotzdem wollen Sie —“

„Ich arbeite noch immer daran. Aber ich mache jetzt nur noch Studien. Die Aufgabe ist, wie gesagt, zu kolossal, um sie so vom Fleck weg lösen zu können. Ich bitte Sie nicht, sich meine Studien anzusehen; es würde Ihnen wohl nur unangenehm sein, denn Sie müßten mir doch wieder Ihren Abscheu ausdrücken.“

Was konnte ich darauf erwidern, wenn ich ehrlich bleiben wollte? Und allen Menschen gegenüber will ich ehrlich sein und gegen diesen besonders. Also schwieg ich.

Sonderbarerweise — ich finde, daß in meinem Leben nachgerade alles sonderbar wird — begann er plötzlich von Steffens zu sprechen. Er sagte wörtlich: „Diesem Mann that ich unrecht. Ich hielt ihn für einen Schwächling. Er ist jedoch etwas ganz andres! Er ist das Bedenklichste und zugleich Bedauernswerteste, was ein Mann überhaupt sein kann: er ist eine tragisch angelegte Natur. Und gar wenn ein solcher Mensch ein Künstlet ist, obendrein ein genialer Künstler! Man sagt von diesem und jenem: er ist zum Unglück geboren. Man sagt das so flüchtig hin wie eine Redensart, ohne sich dabei viel zu denken. Aber es giebt wirklich Menschen, die zum Unglück geboren sind, und Karl Steffens ist ein solcher Unglücklicher.“

Er sagte diese Dinge so ernsthaft, mit einem so starken Ausdruck von Teilnahme und Verständnis in seinen Augen — die übrigens einen gar schwermütigen Blick haben können — daß ich mich unwillkürlich gerührt fühlte. Ich dankte ihm für seine schöne Auffassung des Charakters meines armen Freundes, der so leicht falsch verstanden werden konnte. Er sah mich groß an.

„Dafür brauchen Sie mir wahrhaftig nicht zu danken! Für einen anständigen Menschen ist nichts so peinlich und demütigend, als erkennen zu müssen, daß man jemand unrecht gethan. Sehen Sie, Fräulein, ich bin eine sehr resolute Natur, die von solch sensitivem Empfinden, wie Steffens es hat, nicht viel weiß. Daher anfangs meine Ungerechtigkeit gegen ihn.“

Ich fühlte mich eingeschüchtert und schwieg. Steffens neuer Freund fuhr fort:

„Das ganze Drama seiner Leidenschaft zu jenem schönen Weibe ... Lieber Gott, so etwas versteht ein Mensch von meiner Robustheit einfach gar nicht! Ueberhaupt, Leidenschaft ... Wie kann ein Mann an einer Leidenschaft zu Grunde gehen? Sehen Sie, ein solcher Philister war ich.“

„Waren Sie?"

„Ja. Stellen Sie sich vor, daß ich jetzt manches begreife, was mir früher, noch bis vor ganz kurzem unbegreiflich war."

„Jetzt können Sie verstehen, was Leidenschaft ist?"

„Ich verstehe, daß Liebe zur Leidenschaft werden kann. Aber ich verstehe noch immer nicht, wie es möglich ist, sich davon zerstören zu lassen, das heißt: bei einem Karl Steffens verstehe ich das allerdings."

„Ich glaube, er ist mit dieser Leidenschaft fertig. Wenigstens war er auf dem besten Wege zur Genesung, und ohne diese Katastrophe —"

Er unterbrach mich.

„Ja, mein Fräulein, mit dieser Leidenschaft ist er fertig. Uebrigens muß ich Ihnen auch noch erklären, warum Ihr Freund mir so besonders antipathisch war. Er schien mir durch seine ganze Art, künstlerisch zu sehen — Sie wissen, wie sehr sie von der meinen verschieden ist —, auch auf Ihre Kunst höchst unglücklich zu wirken, und das brachte mich gegen ihn auf."

„Sie warnten mich damals vor ihm. Es war jedenfalls sehr freundlich von Ihnen."

„Zum Kuckuck mit meiner Freundlichkeit und Teilnahme! Ich sah ein großes Talent durch ein krankhaftes gewaltsam aus seinen Bahnen gerissen und hätte als Künstler ein Barbar sein müssen ... Doch für einen solchen halten Sie mich ja."

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen eine persönliche Teilnahme für mich zumutete."

Das war nun wieder einmal recht herzlich thöricht von mir! Es klang so kleinlich, fast wie empfindlich, und ich hasse nichts so sehr wie Empfindlichkeit. Es ist so entsetzlich frauenzimmerlich. In meiner Verwirrung und Scham — denn ich schämte mich furchtbar — fragte ich ihn: „Jetzt würden Sie mich vor seinem Einfluß nicht mehr warnen?"

„Jetzt nicht mehr."

„Seitdem Sie erkannten ..."

Aber wieder unterbrach er mich, sogar ziemlich erregt:

„Ja! Nun ja! Ich erkannte. Solche Erkenntnis ist sehr unbequem. Aber es hilft nichts, dagegen sich gewaltsam zu verschließen. Es wäre Schwäche und Feigheit, wäre genau dasselbe, was mir an Steffens so unangenehm war."

„Sie sehen ihn jetzt häufig?"

Ich wollte ihm durch diese Frage nur helfen, von einem Gegenstand loszukommen, der ihn sonderbar stark erregte.

„Ich sehe ihn, so oft ich kann."

Ich rief: „Sie werden ihm helfen, ihn aufrichten mit Ihrer Kraft."

„Ich?! Steffens zu helfen, ihn zu einem neuen Menschen zu machen, wie ich es nennen würde, vermag nur eine einzige Person. Allerdings bedürfte es für diese Rettungsthat — denn das wäre es — einer Heldenkraft. Aber die besitzen Sie ja."

„Ich?!"

„Auch ich, mein Fräulein, wünsche Ihnen Glück aus vollem Herzen. Sie nehmen eine schwere Mission auf sich; aber Ihre Mission ist schön, denn sie ist groß. Und Sie sind dafür geschaffen, eine solche Mission auf sich zu nehmen."

Er sagte diese sonderbaren Worte in tiefer Bewegung! Also glaubt er, daß ich Steffens liebe, daß ich ... Und dazu wünscht er mir Glück, er mir ... Und ehe ich ihm erwidern konnte, war er bereits fort.

Wie ist mir nur? Gott, mein Gott, wie ist mir nur? Eine Mission, sagte er ... Sie wäre schön und groß. Schwer wäre sie, aber schön und groß. Und ich wäre dazu geschaffen... Wofür? Um etwas zu nützen auf Erden!

*

Gestern habe ich mich in Frascati mit Karl Steffens verlobt.

Gott helfe mir und stärke mich, daß ich meine Mission auf Erden erfülle, daß ich einem andern Menschen nützen und helfen kann.

Ich bin ruhig genug, daß ich zu erzählen vermag, wie alles kam, daß ich mir darüber selbst Rechenschaft ablegen kann. Es kam schließlich ganz einfach, wie selbstverständlich, wie die Erfüllung einer inneren Notwendigkeit — um mit meinem Verlobten zu reden.

Vorige Woche schlug Steffens Friederike und mir einen Ausflug nach Frascati vor. Wir waren froh, ihn von seinem verstümmelten Werk fortzubekommen, doppelt froh, daß er selbst die Initiative ergriffen hatte, und wunderten uns nur über die Wahl von Frascati. Denn er war seit vielen Jahren nicht dort gewesen, nicht einmal in Grottaferrata oder Marino.

Zu Friederikens Leidwesen fuhren wir mit der Bahn, aber wenigstens mit dem ersten Zuge, so daß wir den ganzen Tag vor uns hatten und mit allem Behagen auf Tusculum im alten Theater frühstücken konnten.

Ich hatte die frühsommerliche Campagna noch nicht gesehen und lehnte, in einen Sommertagstraum versunken, aus dem Wagenfenster. Die Gemüsegärten und Felder waren von Hecken umzogen, an denen vor Blüten kein Blatt zu sehen war; Rosen, lauter Rosen! Dann begann die Campagna, einer jener Visionen gleichend, die ich mir von den Prairien machte, darin der alte, ewig junge Lederstrumpf seine Jagdgründe hatte. Aber hier umgaben die Blumenwildnisse das zertrümmerte alte Rom! Bogen der Wasserleitungen füllte riesiges Schilfrohr, und den Leib dieser Steinkolosse, die vom Gebirg her Rom zuzogen, vergoldete die Blüte des Fenchels. Weite Strecken flammte das Land rot von Mohn. Es war, als brächen Blutströme aus dem Boden, der einst das Lebensblut ganzer Völkerschaften getrunken hatte. Dann wiederum schneeweiße und goldgelbe Gefilde, wo silbergraue Rinder weideten, die gerade nur mit dem mächtig gehörnten Haupt aus dem Blütenschwall auftauchten. Dazu

schon frühmorgens in der Luft ein zarter Goldton, der das Sabinergebirge, auf dessen höchstem Gipfel noch Schnee lag, wie eine Fata Morgana erscheinen ließ.

Wenn ich jetzt die Augen schließe, so treten mir jene Landschaften, die ich an dem Morgen meines Verlobungstages sah, wie Bilder aus einer andern Welt vor die Seele. Seit jenem Morgen ist ja auch die Welt für mich eine andre geworden . . .

Der Bahnhof von Frascati liegt unterhalb einer hohen, steilen Böschung, die eine schöne Lauballee krönt. Hier setzten die holden Rosenwunder sich fort; nur daß hier breite Beete von blauen und weißen Lilien sie umrahmten. Dieser Bahnhof von Frascati ist wie die Pforte zu einem Ort, darüber in Blumenlettern geschrieben steht: Ihr, die ihr hier eingeht, lasset allen Kummer zurück.

Wir ließen unsern Kummer weit, weit zurück und wurden frohe Menschenkinder. Auch Friederike trotz ihrer Sehnsucht nach Peter Paul und ihrer Sorge um das noch immer unentschiedene Geschick des großen Bildes; auch Steffens, trotz des Gespenstes seiner Vergangenheit, das an der blumigen Scholle dieses Freudentempels kauerte, wurde froh. Und nun gar erst ich, nicht ahnend, daß an dieser sonnigen Stätte mein Leben sich entscheiden sollte.

Zunächst begaben wir uns auf den hübschen Platz vor der Kirche des heiteren Weinstädtchens, um unsre Einkäufe zu machen: Schinken und Mortadella, Brot, frisch gepflückte Feigen — die ersten des Jahres — und ein Körbchen voll Erdbeeren. Friederike erklärte uns: ein Picknick auf Tusculum sei eine Sache, wie man sie so schön an keinem andern Ort der Welt erleben könne.

Dann gingen wir. Vorerst gelangten wir auf einen kleinen häßlichen Platz, wo sich eine antike Grabruine befindet; ein Schusterlein betrieb in der ehemaligen Totenkammer sein pochendes Handwerk. Friederike deutete mit einer pathetischen Handbewegung auf ein Stück Mauer und erklärte in tragischem Ton: „Das Grabmal Luculls!"

Und die Gute war enttäuscht, weil mich diese Kunde nicht tief ergriff. Aber Steffens zeigte auf ein benachbartes Haus, das an einen schönen Garten stieß, und sagte so leise, daß nur ich es hören konnte:

„Dort lag ich damals krank, und Maria pflegte mich."

Ich sah ihn an und begegnete seinem Blick, der einen schönen, freundlichen Ausdruck hatte.

Nun führte unser Weg bergan, zwischen Mauern hin. Friederike überwand die Kränkung, die ich ihr zugefügt, machte den Führer und geriet mehr und mehr in Ekstase, obgleich wir noch immer einen miserabeln Weg zwischen abscheulichen Mauern emporstiegen.

„Prisca, dies ist die berühmte Villa Aldobrandini, auch Belvedere genannt. Im Park, hoch oben, ist eine Fontäne unter alten Ahornbäumen, an der sich Apollo und die Musen versammeln könnten. Aber Sie müssen herkommen und hier durch dieses Gitter sehen. Ist es nicht wundervoll? Im Vordergrund der antike Sarkophag und die Lichtung in den Steineichen und der Blick über die Oelwälder nach dem Sabinergebirge gerade auf die Villa Adriana und Tivoli! . . . Und sehen Sie doch nur! Dort ist ja die Villa Falconieri, und wo die Cypressen stehen —"

Sie brach mitten im Satz ab und ward ganz rot vor Verwirrung.

Steffens fuhr fort:

„Dort liegt der Teich, von dem Sie gewiß gehört haben. Unsern Rückweg wollen wir über Camaldoli und Villa Falconieri nehmen, und ich zeige Ihnen das stille Gewässer unter den ernsten, schwarzen Bäumen. Der Ort hat einen mächtigen Zauber."

Ich begegnete wieder seinen Augen. Dieses Mal nickte ich ihm zu. Ich glaube, ich lächelte dabei.

Ach, ich war so froh für ihn, so schwesterlich froh. Es war uns beiden lieb, daß Friederike vor lauter Entzücken nur sich selbst zu Worte kommen ließ, und ihre Begeisterung steigerte sich mit jedem Schritt, denn mit jedem Schritt wurde es wonniger. Das ist der einzig richtige Ausdruck für diese Landschaft.

„Liebe Prisca, das ist das berühmte —" — bei Friederike ist jeder römische Stein berühmt — „Kapuzinerkloster. Vom Garten aus soll man eine unerhörte Aussicht haben. Es ist ein wahrer Jammer, daß wir Frauen nicht hinein dürfen . . . Meine beste Prisca, jetzt müssen Sie voller Andacht sein, hier ist klassischer Boden. Denn hier ist der Eingang zu Ciceros Villa. Hier, gerade hier lag sein berühmtes tusculanisches Landhaus. Der Ausdruck: sein Tusculum haben, rührt von diesem historischen Landhaus her. Sie finden das im ‚Büchmann'. Und den Cicerone machen, leitet sich natürlich von Marcus Tullius Cicero ab. Nun, und dieser nämliche berühmte Cicero hatte hier seine Villa, eben sein Tusculum . . . Das Haus muß prachtvoll gewesen sein. Sehen Sie nur, dieses Stück Gebälk! Einfach prachtvoll, nicht wahr? Ja, diese Advokaten! Denn Cicero war Advokat, wie Sie ja wohl wissen werden . . . Welche Einsamkeit, welche Erhabenheit, nicht wahr, lieber Steffens? Stellen Sie sich vor, Prisca, in der heutigen Villa Tusculana wurde Lucian Bonaparte von Briganten überfallen, aber statt seiner ein Maler in die Abruzzen geschleppt. Washington Irving hat aus dem berühmten Ueberfall eine Novelle gemacht . . . Und das ist nun das sogenannte Zaubergärtchen. Doch einfach ein Zauber! Sie kennen ja Paul Heyses berühmte Novelle ‚Villa Falconieri'? Dieses Gärtchen kommt auch darin vor. Es ist doch zu interessant, das alles zu sehen . . . Jetzt werden wir bald auf Tusculum sein . . .



Das Thor der ewigen

Originalzeichnung



Sicherheit in Peking.

:n C. Wuttke.

Jawohl, ja! Alle diese Böschungen sind antike Ruinen, und die herrlichsten Marmorstücke liegen hier wie Kieselsteine herum . . . Prisca! Diese Wiese mit der einsamen Pinie! Doch der reine Böcklin! Und der Blick auf Rocca di Papa und den Monte Cavo. Seht, ach, seht doch nur! Ach, dieses Tusculum! Mit Peter Paul war ich mehr als hundertmal hier oben. Mein guter, armer Peter Paul dort drüben in dem gräßlichen Berlin!"

Ihre Wehmut machte sie etwas stiller, und erst als wir bei einem kleinen Pinienhain, der sogenannten Scuola di Cicero, die Höhe erreichten, brach ihr Enthusiasmus von neuem aus:

„Die Räume der Villa des Kaisers Tiberius. Doch einfach unerhört . . . Liebe Prisca, Sie müssen sich diese gewaltigen Trümmer genauer ansehen. Und der Blick hinunter: auf der einen Seite Frascati, die Campagna, Rom, auf der andern das öde Algidumthal. Hier ein Paradies, dort eine Wildnis. Nur hier können Sie solche Gegensätze finden . . . Gleich werden Sie das berühmte Gespensterhaus sehen, und dicht dabei ist das Theater. Es soll uralt sein. Denn Tusculum wurde vom Sohn des Odysseus und der Circe gegründet. Bitte, stellen Sie sich das einmal recht deutlich vor!"

Im Theater hielten wir eine köstliche Mahlzeit, bei der ein antiker Opferstein als Tisch diente. Den Schmuck unsers Symposions bildete roter Klee, der das ganze Halbrund des Theaters füllte, so daß es wie mit Purpur belegt erglühte. Das Summen der Insekten, der Lerchenjubel waren unsre Tafelmusik. Blickten wir um uns, so spielte uns die Weltgeschichte mit Zuhilfenahme unsrer Phantasie Komödie vor. Es war allerdings ein Trauerspiel.

Friederike hatte natürlich ihren treuen Gefährten, den Pompadour, bei sich. Er hatte unsre gesamten Vorräte geborgen, war jetzt leer und mußte — das gehörte sich nun einmal so — mit Frascataner Blumen gefüllt nach Hause gebracht werden. So kam's, daß, als wir zum Cypressenteich der Villa Falconieri gelangten, wir beide allein blieben.

Ich saß auf einem der Felsblöcke, die am Rand des stillen Gewässers liegen, und Welt und Leben versanken mir unter dem melancholischen Eindruck der Stätte. Es war freilich schön, aber von jener Schönheit, die traurig, tief traurig macht, denn sie erfüllt das Gemüt mit unendlicher Sehnsucht. Nicht mit Sehnsucht nach Glück. Nein, nein! Nicht nach selbstsüchtigem Menschenglück.

Sehnsucht nach dem Guten, dem Hohen, dem Höchsten! Sehnsucht nach Entsagung, nach Selbstverleugnung, Sehnsucht nach einem Etwas, das nicht von dieser Erde ist!

Da trat er neben mich, neigte sich zu mir herab und sagte leise:

„Sie haben durch Ihre lichte Gegenwart für mich diese Stätte von dem Dämon ihrer dunkeln Erinnerung gereinigt; Sie haben mein ganzes Leben mit einer Weihe erfüllt. Wollen Sie als mein guter Geist bei mir bleiben?"

Ich wendete mich nach ihm um, sah ihn an und antwortete:

„Ich will Ihr Weib sein."

XXVI.

Peter Paul kommt zurück.

Als Fräulein Friederike blumenbeladen an dem Teich der Villa Falconieri endlich erschien, traten ihr die Verlobten entgegen. Sie sagten es ihr gleich: Steffens mit dem Ausdruck eines Glückes, das, einmal errungen, nicht wieder genommen werden kann; Prisca wie jemand, der einen großen Entschluß gefaßt hat, dessen Erfüllung fortan das Leben ausmachen wird. Sie waren kein jubelndes Brautpaar, aber zwei Menschen, deren Seelen eine Weihe empfangen hatten.

Fräulein Friederike sagte kein Wort. Sie ließ ihren Pompadour fallen, setzte sich mitten auf den Weg und begann bitterlich zu weinen. Als Prisca sie wieder glücklich auf die Beine gebracht hatte, schluchzte sie, bald den einen, bald den andern umarmend:

„Und Peter Paul muß in Berlin sein! Habt euch nur um Gottes willen auch so lieb, wie wir uns lieb haben, werdet als Mann und Frau doch auch nur so glücklich, wie wir beide als alte ewige Brautleute sind. Kinder, ach Kinder, welche Freude habt ihr Peter Paul und mir heute gemacht. Und daß ihr euch gerade in Frascati verlobt habt, gerade in der Villa Falconieri — es ist zu nett von euch! Es ist überhaupt zu schön auf der Welt. Nur daß Peter Paul nicht mit dabei ist!"

Dann weinte sie wieder ein Stücklein, worauf sie von neuem in Entzücken geriet, bald Steffens, bald Prisca dankend, als hätten diese sich nur deshalb verlobt, um der guten Friederike und dem besten Peter Paul eine Freude zu machen und das Picknick auf Tusculum besonders herrlich zu beschließen. Dann schlug Fräulein Friederike vor, ein Verlobungsmahl zu halten, womit das Brautpaar einverstanden war. Steffens bestand darauf, dieses Festessen bei seiner ehemaligen Wirtin, jener vortrefflichen Sora Rosa, abzuhalten, die, wie er vernommen hatte, seit einigen Jahren in Frascati eine bescheidene kleine Trattorie hielt. Die gute Frau sollte erfahren, um was für ein Pranzo es sich handelte, das zusammenzustellen Fräulein Friederike sich vorbehielt. Sie verhieß ein Menu ganz à la Frascatana!

Bei der Popularität, deren sich Sora Rosa erfreute, war die Trattorie sofort erkundet. Von einem Schwarm von Gassenjungen begleitet — nach Fräulein Friederikens Erklärung bestand selbst dieses Gesindel in Italien aus raffaelischen Cherubim —, erreichte das Trio das volkstümliche

Speisehaus. Es lag in der Nähe des Marktplatzes, war eine Art von saubergehaltener Grotte, besaß jedoch eine kleine Pergola, die wie ein rebenumrankter Vogelkäfig über der alten braunen Stadtmauer hing und in der ein König hätte tafeln können, so majestätisch war der Blick aus der grünen Laube auf Land und Gebirge, auf Rom und die Meeresküste.

Sora Rosa erkannte den Signor Carlo sofort und begrüßte ihn mit einer Lebhaftigkeit und zugleich einer Anmut, wie sie nur den Kindern jenes glücklichen Südens zu Gebot steht. Dabei vermied sie mit dem Takt ihres Volkes jede Bemerkung über die Umstände, unter denen sich Steffens damals in ihrem Hause befunden, jede Frage, weshalb er sich so viele Jahre nicht hatte sehen lassen.

Sora Rosa war eine schöne Matrone, in deren braunem Gesicht die Augen von jugendlichem Feuer funkelten, mit schlicht gescheiteltem, dichtem grauen Haar, das prachtvoll gewesen sein mußte.

Sogleich ward die ganze Familie zusammengerufen, die drei Töchter: Cristina, Vittoria, Dionisia, der Ehemann der Aeltesten, Vicenzo, und deren Kinder. Es gab einen Aufstand, und es war eine Freude, als wäre ein verlorener Sohn zurückgekehrt. Und als die guten Leute gar erfuhren, daß eine Verlobung stattgefunden hatte, und daß in ihrer Pergola das Verlobungsmahl abgehalten werden sollte!

Wiederum hatte das triumphierende Fräulein Friederike recht.

„Meine teure Prisca, so etwas kannst du eben nur hier erleben! Denn ich nenne dich du, und Peter Paul muß dich auch duzen! Und wir wollen so fröhlich sein, als ob er bei uns wäre und euch seinen Segen gäbe.“

Dann bezwang sie ihre Rührung und entfernte sich, um mit Sora Rosa eine geheime Beratung zu halten, von der sie sehr befriedigt zurückkehrte.

„Diese Sora Rosa ist eine prachtvolle Person! Erster Gang: gnochi con salsa pomi d'oro. Zweiter Gang: capretto alla cacciatore; dritter Gang: piselli con precciutto; vierter Gang: pollo arrosto und als dolce gebackenen süßen ricotto, Früchte und Käse. Was sagt ihr dazu?“

Dann wurde in der Pergola von der gesamten Familie der Tisch gedeckt und von Fräulein Friederike mit Lorbeerzweigen und Rosen bestreut.

„Römische Rosen und Lorbeer, liebe Prisca, bester Steffens! Mögen sie durch euer junges Leben duften und glühen: ruhmvolle Künstlererfolge und leuchtendes Menschenglück! Und möchten der Rosen noch mehr als des Lorbeers sein! Denn Glück ist doch das Schönste im Leben, vielleicht auch das Höchste.“

Vielleicht auch das Seltenste, mußte Prisca denken. Wenn ich uns nur glücklich machen kann!

Dann ward alles sehr festlich. Himmel und Erde bedeckten sich mit Sonnenuntergangsgluten, denen veilchenblaue Dämmerung folgte. Dem Wogenschlag eines märchenhaften Ozeans entstieg der Soracte wie ein Zaubereiland; am Horizont flammten die Lichter Roms auf, und über dem Meere lag ein ganz unirdischer Glanz. Die Welt war so feierlich schön, daß Prisca nicht verstand, wie ein Menschenherz nicht sich selbst überreden, nicht aufgehen konnte in einem Gefühl, das größer war als das eigne Geschick. —

Von Peter Paul waren noch immer keine Nachrichten eingelaufen, die etwas Entscheidendes über das Schicksal des großen Bildes gebracht hätten. Jeden Vor- und Nachmittag, wenn die deutsche Post kommen mußte, stieg Fräulein Friederike im Sonnenbrand den Berg hinunter und erwartete bei der Porta del Popolo den Postboten. Diese Gänge hielt sie selbst vor Prisca so ängstlich verborgen, als befände sie sich in ihren alten Tagen auf heimlichen Liebeswegen.

Was in dreißig Jahren nicht geschehen war, das begab sich jetzt: Signorina Rica las deutsche Zeitungen. Es kostete sie einen Kampf, aber sie überwand ihren Widerwillen gegen das mit deutschen Worten bedruckte Papier und las. Auch das vollbrachte sie in tiefster Heimlichkeit. Zur Mittagsstunde, wo wenigstens keine Fremden, keine Deutschen das Café Aragno besuchten, erschien jetzt regelmäßig Tag für Tag in diesem berühmten römischen Lokal ein altmodisches ältliches Dämchen in hellem, großgeblumtem Sommerkleid mit einem gewaltigen schwarzen Pompadour, forderte eine „Bibita“ und das Berliner Tageblatt, das Italienische so sprechend, daß die Kellner auch ohne das Tagblatt und ohne den Pompadour — nur deutsche ältliche Damen führten diesen Artikel mit sich — beim ersten Ton die „Tedesca“ erkannten.

Mit der Limonade und dem Tageblatt setzte sich Fräulein Friederike in den einsamsten und hintersten Winkel und studierte die Berliner Kunstnachrichten, jeden Augenblick erwartend, den Namen Peter Paul Enderlins und die „Vision des Nero“ zu lesen — mit fetten Lettern gedruckt. Aber sie fand nichts. Tag für Tag ging sie dem Postboten bis zur Porta del Popolo entgegen; Mittag für Mittag saß sie im Café Aragno und las; aber von Peter Paul und seinem großen Bild las sie nichts. Am ersten Juli sollte die Ausstellung eröffnet werden. Bereits zählte man den zwanzigsten Juni, und immer noch blieb die Zeitung über das größte Kunstereignis des Jahres stumm.

Auch Priscas Sorge wuchs mit jedem Tage. Waren die Verlobten beisammen, so sprachen sie nicht von sich und der Zukunft, sondern von der Gegenwart und dem Schicksal der Freunde. Nur wenn man des Abends vor Friederikens Atelier sich vereinigte, machten sie Pläne, jedoch mehr um die Freundin von ihren schweren Gedanken abzuziehen.

Zum Herbst wollten sie heiraten: in Rom, und in Rom wollten sie bleiben; in der Kolonie

vor der Porta del Popolo, wo zum Winter eines der Häuschen frei ward. Doch behielt Steffens sein Atelier. Gegen Nahrungssorge würde die Arbeitslust beider sie schützen, denn arbeiten wollten sie, arbeiten! Ueberdies hatte die Ausstellung des einen einzigen Tages Steffens so bekannt gemacht, daß von Kunsthändlern und Liebhabern Anfragen einliefen. Er brauchte nur ein neues Werk zu schaffen, und es war so gut wie verkauft. Daß der Commendatore Mario di Mariano sich von neuem an Steffens gewendet und diesem nicht glänzende Anerbieten gemacht hatte, erfuhr nur Prisca. Keiner sprach es aus, aber beide dachten es: die dunkelste Zeit in Steffens Leben war jene Periode, in der er für den Namen und den Ruhm eines andern gearbeitet hatte.

Auch jetzt arbeiteten beide; Steffens voller Jugendkraft und Feuereifer an einem Prometheus, der das geraubte himmlische Feuer über seinem Haupte schwingt; Prisca dagegen mit einer ihr ganz fremden Unlust, die sie der beginnenden Hitze zuschrieb, ihrem Verlobten und Friederiken ängstlich zu verbergen suchte und gern sich selbst gegenüber abgeleugnet hätte. Steffens hatte ihr geraten, sich an die menschliche Gestalt zu wagen, und so malte sie denn einen weiblichen Akt. Ihr Modell war herrlich, aber die Arbeit fiel ihr schwer, schien über ihre Kräfte zu gehen; aber sie ließ nicht ab, sich stets von neuem zu versuchen. Dazu kam jene seltsame Erschlaffung.

Jedenfalls wirkte die Verlobung auf Steffens ganz anders als auf sie. Ihn belebte das Glück wie ein Wundermittel, während es ihr die Kraft entzog. Auch quälte es sie, daß sie in München noch immer nichts verkauft hatte, was sie ihrem Bräutigam verschwieg. Nicht aus gekränkter Künstlereitelkeit, sondern weil sie fürchtete, er möchte ihren Mißerfolg seinem Einfluß zuschreiben und unter ihrer Enttäuschung schwerer leiden als sie selbst. Was mochte Baron Arthur wohl gemeint haben, als er bei ihrem neulichen ernsthaften Gespräch äußerte: jetzt befürchte er von Steffens gewaltthätiger Persönlichkeit auf ihre Begabung keine verderbliche Wirkung mehr. Warum jetzt nicht mehr? ... Weil er erkannt hatte, daß sie Steffens liebte und weil es für die Frau eine natürliche Sache war, dem geliebten Mann sich anzuschmiegen und unterzuordnen? Aber auch in der Kunst? ... Das mußte Steffens neuer Freund wohl meinen, was von keinem allzugroßen Glauben an die freie künstlerische Persönlichkeit der Frau zeugte.

Steffens hatte ihm seine Verlobung mitgeteilt und er Prisca einige freundliche Worte geschrieben. Warum schrieb er wohl, da er sie doch täglich sprechen konnte?

Ungefähr eine Woche nach dem Picknick auf Tusculum kam Prisca eines Abends von Friederike zurück. Der Tag war ein glühend heißer gewesen, und trotz offener Fenster und Thüre wollte die Schwüle aus dem Zimmer nicht weichen. Prisca blieb daher noch im Garten, den Johanniswürmer in solcher Menge durchschwärmten, daß Büsche und Blumen in einem Regen von tanzenden Funken standen.

Da vernahm sie am Eingang des Gartens Schritte; sie klangen wie die eines sehr müden, sehr erschöpften Wanderers, schleichend und schleppend. Der späte Ankömmling bog von dem breiten Wege ab und kam den schmalen Gang zu ihrem Atelier herauf.

Wer konnte so spät zu ihr wollen? Und mit solchen schleichenden, schleppenden Schritten?

„Peter Paul!“

Sie rief seinen Namen und lief ihm entgegen. Fast wäre sie dem alten Mann um den Hals gefallen, denn sie wußte ja, was ihn so todmüde machte: die Trostlosigkeit! Der Glaube eines Lebens zerstört.

„Ach, Peter Paul! Lieber, lieber Peter Paul!“

Er stand vor ihr. Von dem Funkengewimmel ringsum fiel ein fahler Glanz auf sein Gesicht. Wie greisenhaft es war, und die Augen mit jenem Blick, den nur Menschen haben können, die eingingen durch das Thor des Schmerzes und jede Hoffnung hinter sich ließen.

Prisca fand keinen andern Gruß; sie sagte dieselben Worte immer wieder: „Lieber, lieber Peter Paul!“

Endlich sprach auch er das erste Wort:

„Friederike!“

Allen Kummer und Schmerz, alle Sorge und Liebe, alles, wofür es keinen Namen giebt, nannte der gebrochene Greis mit dem einzigen, mit erstickter Stimme gesprochenen Wort. Nur an sie hatte er gedacht, als er seinem Bilde nachzog, nur an sie, als er den Urteilsspruch der Jury vernahm, nur an sie, als er zu ihr zurückkehrte: mit solchen schleichenden, schleppenden Schritten, solchem müden, verödeten Herzen.

Hastig versetzte Prisca:

„Sie ist in ihrem Atelier und gewiß schon zu Bette. Kommen Sie herein und — nein, Sie sollen mir nichts erzählen. Ach, lieber, lieber Peter Paul, Sie brauchen mir nichts zu erzählen. Ausruhen sollen Sie sich bei mir, plaudern wollen wir zusammen! Von Friederike wollen wir sprechen und wie doch noch alles gut wird, wie man Sie einmal noch anerkennen wird, wie Sie wieder arbeiten werden. Ja, ja, ja, mein lieber, lieber Peter Paul. Und solange wir noch arbeiten, so lange leben wir auch, nicht vegetieren, nein, leben! ... Sehen Sie mich nicht so traurig an, schütteln Sie nicht so traurig den Kopf. Kommen Sie, kommen Sie!“

Sie umfaßte ihn, führte ihn in ihr Zimmer zu einem Sessel, darauf er niedersank. Dann schloß sie die Thür, aber das Fenster ließ sie offen, und sie zündete kein Licht an. Vor dem dunkeln Fenster webte die von Glühwürmern erfüllte Sommernacht einen Strahlenvorhang.

Dann erzählte der Heimgekehrte:

„Es war wohl für meine schwache Kraft eine zu gewaltige Aufgabe. Meine winzigen Heiligenbilder

hätte ich malen müssen, fleißig und tüchtig, und mich damit zufrieden geben; es können ja auch kleine Geister zu der großen Göttin beten und ihre Diener sein, wenn auch die letzten und unwürdigsten. Ich wollte aber die Hohepriesterschaft haben!

„Gleich, als es entschieden war, du wirst ein Künstler, nahm ich mir vor: du gehst nach Rom, und dort malst du ein Bild, welches dein Lebenswerk sein wird. Schon in Düsseldorf auf der Akademie dachte ich an nichts andres als an meinen römischen Aufenthalt und an mein römisches Bild. Ich kam nach Rom — und mich armseliges Zwerglein überkam der Geist Michelangelos — so glaubte ich damals. Denn heute weiß ich, was mich in Rom überkam: Größenwahn! ‚Auch du bist ein Auserwählter des Herrn.‘

„Ich begann also und malte. Sie wissen, wie lange das her ist. Niemand ließ ich mein Bild sehen. Wohl vom ersten Tag an hatte ich die geheime Angst, sie möchten in dem Titanenwerk den Zwerg erkennen. Mir selbst redete ich vor, ich wollte mich von niemand beeinflussen lassen. Nur hier konnte ich das durchführen, denn in Rom ist möglich, was sonst nirgends möglich ist. Ich glaube, auch darum liebe ich Rom so fanatisch. Der Mensch kann hier zum Narren werden, und die andern merken es gar nicht. Oder wenn sie es merken, so zucken sie die Achseln und lassen den Mann laufen. Mancher, der hier harmlos umhergeht, seines Lebens und der Sonne sich freut und sich bei gesunder Vernunft glaubt, würde wo anders in eine Irrenanstalt gesperrt werden.

„Friederike! Sie lebte mit mir in meinem Bilde, denn sie lebte in meiner fixen Idee. Ein Menschenalter lebte sie mit einem Irrsinnigen zusammen und merkte es nicht. Sie merkte es nicht, weil sie an mich glaubte, an mein großes Bild, an meine göttliche Berufung, an meine gesunde Vernunft. Und sie glaubte an mich, weil sie mich liebte. Als Sie damals das Bild sahen — Friederike ließ nicht ab, bis ich Sie einlud — welche Angst ich hatte, Sie würden den Narren erkennen... Sie blieben stumm. Friederike sagte mir, Ihr Schweigen sei tiefste Ergriffenheit gewesen, und was sie sagte, glaubte ich. Aber nicht Ergriffenheit war es, was Sie stumm machte, sondern Schreck, vielleicht sogar Mitleid. Heute weiß ich das. Dem Steffens traute ich nicht, den ließ ich nicht hinein, so sehr Friederike auch bat. Er hätte vor Schreck vielleicht nicht die Sprache verloren, und wenn er mich aufgeweckt hätte... Er machte so wie so Andeutungen, und ich wollte nichts hören. Kein Wort wollte ich hören vor der Entscheidung in Berlin, vor dem Urteilsspruch.

„Manchen Tag malte ich nur fünf Minuten an meinem großen Bilde, die übrige Zeit für den Broterwerb an meinen kleinen Heiligen. Aber oft that ich auch tagelang keinen Pinselstrich an meinem großen Werk, tagelang stand ich davor und betrachtete es; ja, und ... Schließlich glaubte ich doch daran, war ich doch darüber glücklich. Mein großes Bild, meine treue Friederike und mein herrliches Rom haben mich in meinem Leben so unendlich glücklich gemacht, daß es für mich keines weiteren Glückes bedurfte. Ich war über mein großes Bild oft so glücklich, daß ich es gar nicht fertig machen wollte, daß ich unglücklich wurde bei dem Gedanken, es müßte dereinst fertig werden, Friederikens wegen, die daran glaubte, darauf hoffte, dafür lebte. Endlich bekam ich's fertig und ging mit meinem Bild hinüber, wo mich die Menschen nicht verstanden, ebensowenig wie ich sie, wo ich die Welt nicht mehr kannte.

„Für jede Stunde Verzögerung dankte ich dem Himmel. Endlich traf mein Bild aber doch ein. Ich mußte es auspacken und in seinen Rahmen spannen lassen. Die Handwerker sahen mich dabei so sonderbar an. Aber als ich mein Bild wieder vor Augen hatte, da überkam mich die ganze Liebe zu meinem Werke, und alle Qualen, die es mich gekostet, waren niemals gewesen. Nur meine Liebe und mein Glück waren von allem zurückgeblieben. Dann kam mein Bild vor die Jury..."

Peter Pauls Stimme brach in einem leisen Stöhnen. Prisca ging zu ihm, faßte seine Hand und streichelte sie. Keines von beiden gewahrte dabei die dunkle Frauengestalt, die lauschend vor dem Fenster stand. Nach einem langen Schweigen erzählte Peter Paul weiter:

„Dann gelangte mein liebes Werk vor die Jury... Einige Tage darauf fahre ich mit der Trambahn. Mir gegenüber sitzen zwei Herren, die sich miteinander unterhalten. Sie sprechen von der Kunstausstellung. Ich hätte lieber nichts gehört, wäre am liebsten ausgestiegen, um nichts hören zu müssen. Solche Gespräche mitanzuhören, regt mich auf. Dann unterhalten sich die beiden Herrn über etwas sehr Lustiges. Sie lachen. Einige der übrigen Passagiere, die zuhören, werden angesteckt. Auch sie lachen. Und was ist die Ursache dieser Heiterkeit?

„Das riesengroße, ganz verrückte Bild eines alten, ganz verrückten deutschen Künstlers, der seit vierzig Jahren in Rom lebt, der vierzig Jahre an dem Bild gemalt hat. Die gesamte Jury hat über ihn gelacht und über Bild und Künstler sich belustigt. Es war darüber ein allgemeines Gaudium gewesen. Jetzt hatte ich's erfahren, so hatte ich's erfahren... Ich brauche Ihnen nicht leid zu thun.

„Mit allgemeiner Ablehnung erhielt ich dann mein Bild zurück. Ich ließ den Rahmen auseinanderlegen und die Leinwand in ein Magazin schaffen, in einen großen, leeren Raum, den ich für eine Woche mietete. Dann schloß ich mich mit meinem Bilde ein, betrachtete es noch ein letztes Mal, zerschnitt es dann in lauter kleine, kleine Stücke, die ich verbrannte. Und die Asche — ja, ach ja, und die Asche ... Die Asche

meines großen Bildes, die Asche meiner vierzigjährigen Lebensarbeit, meines vierzigjährigen Glückes sammelte ich und nahm sie mit mir nach Rom. Zu verrückt, nicht wahr? Gestern nacht kam ich an, und heute in aller Frühe, als über dem Albanergebirg die Sonne aufging, streute ich die Asche meines Künstlertums beim Ponte Molle in den Tiber! . . ."

„Du bist hier, Friederike! Du hast alles gehört? Ach, Friederike!"

Sie kam herein; ohne ein Wort zu sagen, ging sie zu ihm. Mit beiden Armen umfaßte sie den gebrochenen Mann, kniete neben ihm nieder, zog sein müdes Haupt an sich, mit einer stillen, stillen Bewegung, als bettete sie es zur Ruhe. Ihre Arme umschlossen den Beladenen fest, fest, und in ihrer Brust schlug ihr Herz mit der Zärtlichkeit und zugleich mit der Kraft und Liebesgewalt, welche Wunder vollbringt. Prisca war leise hinausgegangen. —

Früh am nächsten Morgen kam Fräulein Friederike zu Prisca. Sie hatte etwas Leuchtendes im Blick und war fast heiter.

„Um zur Trauung auf das deutsche Konsulat und zur Kirche zu gehen, sind wir doch schon zu alt. Es ist auch einerlei. Wer dreißig Jahr treulich Leid und Freud miteinander trug, der ist vor Gott längst ein christliches Ehepaar, und etwas andres, als treulich Leid und Freud miteinander zu tragen, haben wir niemals gewollt, hat uns auch niemand zugetraut, selbst als wir noch jünger waren. Aber wir wollen zusammenziehen, da Peter Paul sein großes Atelier ja nun nicht mehr braucht. Er wird in Frieden seine kleinen Heiligenbilder weiter malen; aber ich werde nicht weiter kopieren, denn das sehe ich jetzt auch ein! Ich werde fortan kaum etwas andres thun als für Peter Paul sorgen. Wir wollen nicht mehr in der Trattorie essen, es sind uns dort zu viele Menschen. Auch kommen immer mehr Fremde hin, die wir immer weniger vertragen. Vielleicht bin ich eine bessere Köchin als Künstlerin. Das werden wohl manche von uns Malerinnen von sich sagen können. Ich wünsche Ihnen nur, Sie möchten es einsehen, ehe es zu spät ist — wie bei mir.

„Peter Paul ist darum doch ein großer Künstler, und sein Werk war doch ein großes Kunstwerk. Hätte er es nur in Rom ausgestellt! Aber dort drüben — die Menschen dort drüben sind eben Barbaren. Wir beide werden immerfort von unserm großen Bilde reden wie von einem teuern Gestorbenen. Peter Paul muß wieder an sein großes Bild glauben, dafür laß nur mich sorgen! Und siehst du, liebes Kind, was sollten wir beide wohl anfangen, wenn wir jetzt nicht Rom hätten? Stelle dir vor, wir müßten mit unserm toten Werke im Herzen dort drüben leben! Erinnerst du dich noch jenes Abends, an dem dein Bräutigam so ganz unverständiger Weise über Rom herzog? Was sagte ich dir denn damals? Rom sei die Zufluchtsstätte der Mühseligen und Beladenen, ein Wallfahrtsort für traurige Seelen. Siehst du nun, wie recht ich hatte!

„Denke doch, was uns beiden hier in Rom immer noch bleibt! Die Sixtinische Kapelle und die Stanzen, das vatikanische und kapitolinische Museum, das ganze herrliche Rom, die erhabene Campagna. Wir sind trotz allem und allem zwei glückliche Menschen!"

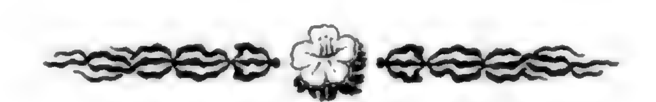
Einstweilen freilich war Peter Paul noch wie ein Mensch, der sich verirrt hat und nicht weiß, ob er sich jemals wieder zurechtfinden wird. Aber seine Gefährtin faßte ihn bei der Hand und leitete ihn, als wäre er ein Blinder. Aus ihrem Atelier waren sämtliche Beatrice Cenci und Fornarinen verschwunden, und es sah jetzt mit den großen Sträußen frischen Grüns, mit denen Prisca die kupfernen Wassergefäße und altertümlichen Krüge füllte, ganz behaglich aus.

Einstweilen war Peter Paul noch nicht fähig, seine Heiligenmalerei wieder aufzunehmen. Um ihn nun am Grübeln zu verhindern, mußte er schon in aller Frühe ausgehen, um die Signorina bei ihren täglichen Einkäufen zu begleiten, die der alten Römerin täglich von neuem eine freudige Aufregung gewährten. Aber sie wollte Peter Paul in die Geheimnisse des römischen Marktgehens einführen. Denn später sollte er, ganz nach römischer kleinbürgerlicher Hausherrenart, die Besorgungen allein machen.

Sobald des Nachmittags vom Meer her eine kühle Luft wehte, mußte Peter Paul mit Fräulein Friederike hinaus. Sie durchstreifte mit ihm Rom, als wäre er einer jener verachteten Neulinge, die von Rom nichts wissen. Der heißen Jahreszeit wegen mußten diese Exkursionen sich auf die Stadt selbst beschränken, und es war erstaunlich, wie viel noch nie Gesehenes, Herrliches auf diesen sommerlichen Nachmittagswanderungen die beiden entdeckten. Kamen sie des Abends heim, so hatten sie Prisca und Steffens so viele Wunderdinge zu berichten, daß Peter Paul — denn er mußte erzählen — gar nicht zu einem andern Gedanken kam, als an den über sein herrliches Rom.

So ward es, wie Fräulein Friederike gesagt hatte: die große römische Wunderquelle heilte allmählich auch dieses zu Tod verwundete Gemüt.

(Schluß folgt.)



Das Thor der ewigen Sicherheit in Peking.

(Zu dem Bilde Seite 372 und 373.)

Das mittlere der drei Thore an der Südfront des gewaltigen Mauergürtels, welcher die chinesische Hauptstadt umschließt, ist das „Jung-tien-men“, das heißt: „Thor der ewigen Sicherheit“. Ein gewaltiger Verkehr flutet durch dasselbe, von Taku-Tientsin her, den Hafenplätzen für Peking. Seit Eröffnung der Eisenbahn bildet das „Jung-tien-men“ fast ausschließlich den Handelsweg von und nach Europa. Der Bahnhof Wachiapu liegt drei Kilometer südlich vor diesem Thore. Eine elektrische Trambahnverbindung bis zum genannten Thor war zu Beginn der jüngsten Wirren im Bau, und wenn die Arbeiten auch durch die Kriegsereignisse unterbrochen wurden, so ist ihre endgültige Vollendung doch nur eine Frage der Zeit. Nur mit Mühe gelingt es uns, durch das unbeschreibliche Gedränge den ersten Thorbogen zu passieren. Zunächst kommen wir über die Brücke, welche den Wallgraben überspannt, der die Mauern von Peking ringsum begleitet — insgesamt 40 Kilometer lang. Ueber allen Stadtthoren erheben sich Verteidigungstürme, ähnlich wie auf unserm Bilde, nur verschieden in der Größe, je nach der ihnen beigemessenen strategischen Bedeutung. So zeigt eines der Nordthore vier Etagen mit je zwölf Fenstern (Schießscharten) auf allen vier Seiten. Die Wirkung ist überraschend malerisch und monumental zugleich. Auf das erste Thor folgt ein sehr geräumiger Festungshof, und durch einen zweiten Thorbau gelangt man in die „Chinesenstadt“ von Peking, welche von der Tataren- oder Mandschu-Stadt durch eine imposante Mauer mit Thoren, Türmen und Bastionen getrennt ist. In dieser ist das Tschien-men, das Frontthor (so genannt, weil es gegenüber dem Zugang zur verbotenen Stadt und den Bauten des Kaiserpalastes liegt), durch eine schnurgerade, fast drei Kilometer lange Straße mit dem Jung-tien-men verbunden. Unbeschreiblich ist die Spannung, mit welcher der europäische Reisende zum ersten Male Chinas Hauptstadt betritt. Zunächst erblickt das Auge zu beiden Seiten der Straße ein weites, ödes Terrain, von langen orangefarbigen Mauern eingeschlossen, hinter denen rechts der Tempel des Himmels, links der des Ackerbaues liegen.

Weiterhin gelangen wir in das bunte Volksgewühl der Tschien-men-Straße — wir sind mitten in spezifisch asiatischem Leben und Treiben. Die Fassaden der Häuser sind überreich und phantastisch in Holz geschnitzt, bemalt und teils vergoldet. Die merkwürdigen Embleme, Firmenschilder, Lampions, die vor den Häusern etablierten Buden und Zelte, wo Händler, Garküchen und Theehäuser auf der offenen Straße ihr Geschäft betreiben, das Gedränge der Karawanen, Reiter, der Karren und Lastträger und so weiter — alles eingehüllt in eine dichte Staub- und Dunstatmosphäre —, das giebt ein unbeschreiblich malerisches Bild. C. Wunke.



Die Elektricität in der Landwirtschaft.

(Mit sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.)

Von allen Berufsarten, soweit sie eine seßhafte Lebensweise, also eine höhere Kulturstufe voraussetzen, ist die Landwirtschaft die älteste. In ihrer geschichtlichen Entwicklung kommen daher die verschiedenen Stufen des technischen Könnens am deutlichsten zur Anschauung. Um so mehr, als das Hängen am Alten eine ausgeprägte Gewohnheit des Landmannes ist und sich eine jede Epoche an seinem Dasein am stärksten auslebt.

Neben der Tier- und Menschenkraft sind schon in sehr früher Zeit allbekannte Arbeitsmaschinen zur Ausführung ländlicher Arbeiten verwendet worden. Wir erinnern nur an die uralte Wind- und Wassermühle, die jetzt noch in ihrer modernen Form als Windrad und Turbine ihre Schuldigkeit thun. Die Mängel dieser Einrichtungen liegen darin, daß sie an einen bestimmten Ort gebannt und deshalb nur in beschränkter Weise fähig sind, den Landmann zu unterstützen. Die Arbeitsmaschine, die hier helfen soll, muß beweglich sein, um an jeder beliebigen Stelle ausgedehnter Landflächen eingreifen zu können. Die Erfindung der fahrbaren Lokomobile mußte daher für den landwirtschaftlichen Großbetrieb als ein sehr bemerkenswerter Fortschritt empfunden werden. Allerdings ist ihre Verwendung durch den Gebrauch von Kohle und Wasser, die überall zur Stelle geschafft werden müssen, erschwert und ihr verhältnismäßig großes Gewicht verhängnisvoll auf weichem Boden und hügeligem Gelände.

Von allen Energieformen, die der Mensch sich zu eigen gemacht hat, schmiegt sich die Elektricität am vollkommensten und am leichtesten den Forderungen an, die im Interesse der Arbeitsleistung in jeder Gestalt an sie gestellt wird. Dazu kommt, daß alle Kraftäußerungen, die in der weiten Welt zu Tage treten, in Elektricität verwandelt und diese wiederum mit Gedankenschnelle an jedem beliebigen Ort zur werkthätigen Leistung, zur Beleuchtung und dergleichen mehr übertragen werden kann. Diese wertvollen Tugenden machen die elektrischen Ströme sehr geeignet zur Verwendung in dem vielgestaltigen Arbeitskreise des Landmanns.

Es sind noch nicht vierzig Jahre verflossen, seitdem es dem genialen Werner von Siemens gelang, durch die Erfindung der Dynamomaschine elektrische Ströme auf billige Weise und von beliebiger Stärke zu erzeugen. Was Wunder, daß

der am Althergebrachten haftende Landwirt sich erst sehr allmählich in den Besitz der Arbeitsmethoden gesetzt hat, die der modernste Zweig der Technik schuf.

Der elektrische Quell, die Dynamomaschine, setzt sich aus einem festen und aus einem beweglichen Teile zusammen. Wird der bewegliche Teil, der sogenannte Anker, durch irgend eine Kraft, sei es durch eine Dampf- oder Gasmaschine, durch den Stoß des fließenden oder fallenden Wassers oder wohl gar durch den Wind, der über unserm Haupte dahinstreicht, bewegt, dann treten aus dem festen Teile der Dynamomaschine elektrische Ströme heraus, die durch dünne Drähte über beliebige Strecken geleitet werden können.

Leitet man wiederum den elektrischen Strom in die festen Teile einer zweiten Dynamomaschine, dann beginnt sich ihr Anker mit großer Kraft zu drehen und ist befähigt, Arbeitsmaschinen jeglicher Art in Betrieb zu setzen und im Betrieb zu erhalten. Die Maschine, die den Strom erzeugt, pflegt der Elektriker den Generator, und diejenige Maschine, die durch den Strom zur Arbeitsleistung veranlaßt wird, den Motor zu nennen. Von allen Kraftmaschinen, die die Technik geschaffen hat, ist der Elektromotor der einfachste. Er bedarf bei seiner Bethätigung keiner Aufsicht und kann ohne polizeiliche Erlaubnis an jedem beliebigen Ort Aufstellung finden. Nicht mit Unrecht hat man ihn als eine fast ideale Maschine bezeichnet.


Betrieb des ele[ktrischen ...]

Je nachdem man den elektrischen Strom in Lampen, in Heiz- und Kochaparate oder in mit Elektromotoren verknüpfte landwirtschaftliche Maschinen führt, ist man durch ihn befähigt, jeden Wunsch und jede Forderung zu erfüllen, die der Beruf und das Leben des Landmannes erheischen.

Innerhalb einer größeren Besitzung sind gegenwärtig alle Voraussetzungen für eine leichte und billige Einführung des elektrischen Betriebes erfüllt. Die bereits überall vorhandene Dampfkraft gestattet leicht den Zusatzgebrauch einer Dynamomaschine. Selbst in den Fällen, wo eine weitere Belastung der vorhandenen Dampfmaschine nicht mehr möglich und eine Erweiterung des Dampfbetriebes aus wirtschaftlichen Gründen nicht thunlich ist, kann der Betrieb der Dynamomaschine auf die Stunden beschränkt werden, wo die übrigen Arbeiten ruhen. Man vermag dann in Sammlerbatterien oder Accumulatoren den elektrischen Strom aufzuspeichern und zu bewahren.

Stehen dem Landmann gar ausreichende Wasserkräfte zur Verfügung, dann erhält er bei Einstellung zweckentsprechender Turbinen seinen Bedarf an Licht, Wärme und Arbeit vermittelst der elektrischen Kraftübertragung gleichsam als ein Geschenk der Natur in den Schoß geschüttet.


Elektrisch bewegter Bratspiess.



rischen Pfluges.

Die Mannigfaltigkeit in der Verwendung der elektrischen Ströme entscheidet jetzt fast immer bei Neueinrichtungen zu Gunsten des elektrischen Betriebes. Ist es doch zum Beispiel von außerordentlichem Vorteil, neben den Arbeitsmaschinen auch zugleich das nötige Licht zur Verfügung zu haben.

Bekanntlich pflegt man zwei Arten von elektrischen Lampen, die Bogenlampe und die Glühlampe, zu verwenden. Die erste mit ihren kolossalen Wirkungen von Leistungen bis zu 2000 Kerzen ist außerordentlich passend zur Beleuchtung ausgedehnter Höfe und Plätze, während die Glühlampe durch ihre große Feuersicherheit sich vorzüglich für den Gebrauch in Scheunen und ländlichen Arbeitsräumen aller Art eignet. Ihr verhältnismäßig höherer Preis wird durch eine nicht unbedeutende Erniedrigung der Feuerversicherungsprämie erfahrungsgemäß wieder ausgeglichen.

Auf einem Gute, auf dem der elektrische Betrieb Einführung gefunden hat, können mit wenigen einfachen Handgriffen Glüh- oder Bogenlampen in Thätigkeit gesetzt werden, welche die Arbeitsstätten besser und sicherer erhellen als Fackeln oder Windlichter. Zugleich erreicht auch der Gutsherr für seine Wohnräume — mit Bezug auf die Beleuchtung — einen Komfort, wie er sonst nur in den Großstädten zu erlangen ist.

Die schwersten Arbeiten, die in der Landwirtschaft auszuführen sind, besonders auf ergiebigem und fettem Boden, erfordert das Pflügen. Die große Verbreitung, welcher sich gegenwärtig der Dampfpflug erfreut, beweist deutlich, daß ein Bedürfnis nach einem Maschinenpfluge besteht. Die vielen Unbequemlichkeiten aber, die der Dampfpflug mit sich bringt, und seine verhältnismäßig großen Kosten haben schon vor etwa zwanzig Jahren Werner von Siemens zur Konstruktion eines elektrischen Pfluges für den Gebrauch in tropischen Ländern geführt. Ueberall, wo bei sehr ausgedehnten Ländereien Wasserkräfte zur Verfügung stehen, also Elektricität wohlfeil zu erzeugen ist, dürfte jetzt der elektrische Betrieb des Pflügens dringend zu empfehlen sein.

Die Anordnung des elektrisch betriebenen Pfluges kann schön an einem unsrer Bilder verfolgt werden. Der Pflug ist nach dem sogenannten Zweimaschinensystem eingerichtet. Man sieht zwei sogenannte Pflügewagen, welche Winden tragen, die durch Elektromotoren betrieben werden. Diese ziehen einen „mehrscharigen Kipppflug“ an einem Drahtseil zwischen sich hin und her und rücken selbst nach jedem Durchzug um die entsprechende Anzahl von Furchenbreiten vor. Das Bild zeigt zugleich die mit „Sporen“ versehenen Räder der Pflügewagen, welche die nötige Standfestigkeit gegen den Zug der Seile verleihen, und eine fahrbare, dem Wagen angehängte Kabeltrommel zum Mitführen des biegsamen Kabels,



Elektrisch betriebene Dreschmaschine mit fahrbarem elektrischen Motor.

das den Motor mit der nächsten festen Feldleitung verbindet, die den Strom spendet.

Wenn das elektrische Pflügen wegen der immerhin nicht unbeträchtlichen Anlagekosten bisher nur den erstklassigen Wirtschaften vorbehalten blieb, hat

dagegen der oben schon erwähnte Elektromotor für fast alle übrigen Arbeiten im Hause und auf dem Felde sich den Platz bereits erobert. Schon eine kleine vergleichende Preisberechnung der Arbeitskosten von Tier und Elektromotor zeigt die großen Vorteile der elektrisch betriebenen Maschine sehr klar. Die forcierte Leistung eines sehr schweren Pferdes während einer Stunde pflegt man nach dem Begründer der Dampftechnik, James Watt, als eine „Pferdekraftstunde“ zu bezeichnen. Der Erzeugungspreis einer solchen durch Pferde oder andres Zugvieh erfordert für deutsche Verhältnisse im Durchschnitt 40 bis 50 Pfennig, während die Kosten derselben Leistung, durch den Elektromotor ausgeführt, alles in allem nur 10 bis 15 Pfennig betragen.

Je nach der Art des Betriebes pflegt man den Elektromotor in verschiedener Weise mit der Arbeitsmaschine zu verknüpfen. Maschinen, die ohne Unterbrechung während langer Zeit, wie zum Beispiel ein Ventilator, zur Kühlung der Räume dienen, erhalten einen kleinen selbständigen Motor eingebaut. Für andre Zwecke ist es wiederum vorteilhaft, einen sogenannten Gruppenbetrieb einzurichten und mehrere Maschinen mit ein und demselben Motor durch Treibriemen zu verbinden. Als besonders vorteilhaft für ländliche Arbeiten hat sich endlich der bewegliche Elektromotor erwiesen, der, wie wir es schon beim elektrischen Pflügen erwähnten, nach jedem gewünschten Orte transportiert werden kann. Die große Leichtigkeit des Elektromotors macht ihn hierfür besonders geeignet.

Eine gute Vorstellung von der Brauchbarkeit fahrbarer Elektromotoren giebt unter anderm ihre Verwendung zum Antrieb von Schafscheren. Es würde gerade bei einer Arbeit, wie die Schafschur, die sich nur in großen Zwischenräumen wiederholt, höchst unvorteilhaft sein, einen Motor dauernd vorzusehen und am Orte der Schafschur einzubauen. Jetzt pflegt man den fahrbaren Motor an einem möglichst günstigen Orte auf dem Gutshofe aufzustellen und ihn durch Treibriemen mit den Bewegungsvorrichtungen, die zur Schur dienen, zu verknüpfen.



Schafscheren.

Eine klare Einsicht in die innere Einrichtung des fahrbaren Elektromotors erhält man durch das Bild, das den elektrischen Dreschbetrieb vor Augen führt. Die Seitenbretter sind hier fortgenommen, und man ist im stande, die einzelnen Teile leicht zu übersehen. Hauptsächlich sind es zwei Vorrichtungen, deren Bedeutung hervorgehoben werden mag: der Elektromotor, über dessen verlängerte Achse man sich den Treibriemen gelegt denken mag, und die mehr rechts stehende Trommel, die das Kabel trägt, das die Vorrichtung mit der Stromquelle verbindet.

Die neuere Dreschmaschine selbst, welche auf unserm Bilde zum Teil verdeckt ist, besteht aus

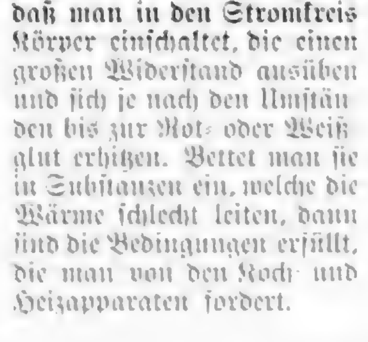


Elektrischer Dreschbetrieb.

einer an ihrem Rande mit Zapfen besetzten Trommel, die durch den Treibriemen eine sehr schnelle Rotation empfängt. Die Trommel wiederum befindet sich in einem Drahtkorbe. Das Getreide, das von oben auf die Trommel fällt, wird durch diese ausgedroschen. Zugleich veranlaßt die ingeniense Erfindung die Trennung der Körner vom Stroh und die Reinigung der Feldfrucht.

Die jetzigen hof- und hauswirtschaftlichen Maschinen eignen sich wegen ihrer andauernden Bethätigung im allgemeinen am besten für den Gruppenbetrieb. Zunächst mögen da einige Vorrichtungen aus der Milchwirtschaft erwähnt sein. Zentrifuge und Separator werden durch Gefäße dargestellt, welche sich mit sehr großer Geschwindigkeit um ihre Achse drehen. Im Separator trennen sich dadurch die verschiedenen Milchsorten voneinander, und ihre schädlichen Teile werden entfernt. Es können so in kurzer Zeit große Flüssigkeitsmengen zweckentsprechende Behandlung finden. Möge als günstig für den Gruppenbetrieb auch noch auf die Häckselschneidemaschinen, die Futterquetschen und Wasserpumpen hingewiesen werden, die wegen ihres verhältnismäßig großen Kraftbedarfes und der Länge der Dauer, während der sie sich bethätigen müssen, nicht gut durch Menschenhände bewegt werden können.

Wo der elektrische Betrieb erst einmal eingeführt ist, pflegt man sich seiner bald für alle möglichen Zwecke zu bedienen. Eine hübsche Anwendung finden wir unter anderm in dem elektrisch bewegten Bratspieße. Er leitet uns zugleich zu der neuesten Verwendung des elektrischen Stromes, zu den elektrischen Heiz- und Kochapparaten. In ihnen kommt es darauf an, die elektrische Energie in Wärme umzuwandeln. Man erzielt das gewöhnlich dadurch, daß man in den Stromkreis Körper einschaltet, die einen großen Widerstand ausüben und sich je nach den Umständen bis zur Rot- oder Weißglut erhitzen. Bettet man sie in Substanzen ein, welche die Wärme schlecht leiten, dann sind die Bedingungen erfüllt, die man von den Koch- und Heizapparaten fordert.





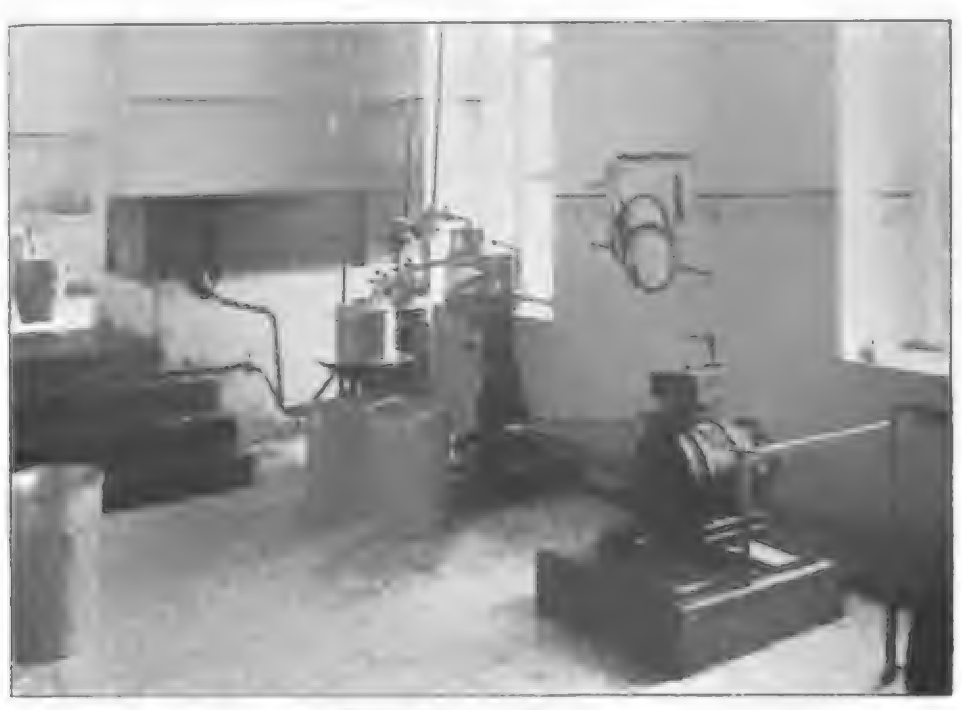
Elektrisch bewegte Zentrifuge.

Die Töpfe und Kannen der elektrischen Küche sind sämtlich doppelwandig. Ihr Zwischenraum ist mit Metallbändern aus Glanzsilber ausgefüllt, die man auf der Außenseite des inneren Topfes in eine besondere Emaille einzubrennen pflegt. Werden die Töpfe mittels beweglicher Leitungsschnüre an sogenannten „Wandschlußdosen" in derselben Weise wie Tischlampen in den Strom eingeschlossen, dann sind sie betriebsbereit und können ihre ersprießliche Thätigkeit beginnen. Durch einfache Stöpselung ist man im stande, je nach Wunsch ihnen vier verschiedene Hitzegrade zu erteilen. Nach denselben Prinzipien wurden mit Vorteil auch Zigarrenanzünder, Brennscherenwärmer, Bügeleisen, Kaffeemaschinen und Theekocher, aber auch heizbare Fußbänke und zierliche Oefen konstruiert. Die letzteren sind verhältnismäßig noch recht teuer. Ihr Vorteil besteht darin, daß sie mit einem Handgriff in und außer Thätigkeit gesetzt werden können, und daß jeder beliebige Wärmegrad einfach und sauber erreicht werden kann. Ihre Anwendung empfiehlt sich daher nur in den Fällen, in denen die Betriebskosten solchen Vorzügen gegenüber keine Rolle spielen.

Durch Wilhelm Siemens ist die Elektricität, besonders das elektrische Licht, noch in sehr glücklicher Weise auf die Kultur der Pflanzen in Anwendung gebracht worden.

Bekanntlich sind es die blauen Lichtstrahlen, denen die chemischen Eigenschaften zukommen, die beim Prozeß des Wachsens eine große Rolle spielen. Siemens setzte in seinen Gewächshäusern bei London Obstbäume und Sträucher Tag und Nacht der Einwirkung des blauen Bogenlichtes aus und erzielte dadurch Früchte von prachtvollem Geschmack und seltener Größe. Aber auch direkt hat man den Samen der Feldfrüchte der Einwirkung der elektrischen Ströme unterworfen und erfreuliche Resultate erhalten. Hier liegt ein Gebiet vor, das auf ein liebevolles Studium wartet und das dem Landwirt noch weite Perspektiven eröffnen dürfte.

In unsrer Darstellung haben wir bisher ländliche Wirtschaften in das Auge gefaßt, deren Grenzen nur Flächen von mittlerer Ausdehnung umschließen. Die modernen technischen Methoden eignen sich aber am besten für den Großbetrieb. Wir wollen daher auch solcher Einrichtungen gedenken, wo mehrere Güter gemeinsame Kraftstationen besitzen, oder wo wohl gar im Wege der Genossenschaftsbildung ein ganzer Kreis durch Ueberlandzentralen gemeinsam mit Strom versorgt wird. Um das zu ermöglichen, muß der technische Aufbau solcher Anlagen ein wenig verändert werden.



Elektrisch bewegter Separator.

Die elektrischen Ströme, von denen wir bisher handelten, fließen immer nach der gleichen Richtung wie die Ströme in unsern Telegraphen und Klingelapparaten. Sie werden deshalb als Gleichströme bezeichnet. Die Führung von Gleichstrom über weite Strecken hat sich aber als wirtschaftlich höchst unvorteilhaft erwiesen. Man bedient sich für solche Zwecke mit besserem Erfolg der verketteten Wechselströme oder des sogenannten Drehstromes. Man kann den Drehstrom unter hohem Druck — der Elektriker nennt das Spannung — durch dünne Drähte über sehr weite Strecken billig leiten und ihn dann, wenn er zur Bethätigung in entsprechende Vorrichtungen eintritt, durch verhältnismäßig einfache Apparate in Strom von geringer Spannung umwandeln. Das ist vor allem deshalb nötig, weil Ströme von hoher Spannung lebensgefährlich sind.

Die Apparate, mit denen man im stande ist, die Spannung eines Stromes zu verändern, nennt man Umformer oder Transformatoren. Für den landwirtschaftlichen Betrieb hat man feststehende und

bewegliche Transformatoren gebaut, um den Drehstrom, je nach Wunsch, mit feststehenden oder beweglichen landwirtschaftlichen Maschinen oder Lampen verknüpfen zu können.

Wenn in irgend einer verlorenen Ecke einer Provinz Wasserkräfte vorhanden sind, so kann man jetzt ihre Energie mit Hilfe der elektrischen Kraftübertragung durch Drehstrom über viele Kilometer fortleiten und sie im Interesse der landwirtschaftlichen Kultur über die ganze Provinz verteilen und auswerten. Damit hat die Technik ein langerstrebtes wirtschaftliches Problem seiner Lösung zugeführt.

Franz Bendt.



„Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt."

(Zu dem Bilde Seite 348 und 349.)

Der 6. Februar 1888 wird in der Geschichte des neuen Deutschen Reichs immer einer der denkwürdigsten Mark- und Merksteine bleiben und in der besonderen, nicht sehr erfreulichen Geschichte des deutschen Parlamentarismus ein Glanz- und Höhepunkt, einer jener lichten Augenblicke, wo der Patriotismus einmal die von den Fraktionen gezogenen Dämme durchbrach und die Vaterlandsliebe über die Parteipolitik siegte. Noch einmal faßte der gewaltige Mann, der die Geschicke Preußens und Deutschlands ein Vierteljahrhundert lang mit eiserner Faust gelenkt hatte, seine titanische Kraft zusammen, um auch das Widerstrebende unter die Macht seines Genius zu zwingen. Nur unter diese, nicht etwa unter die Macht seiner Beredsamkeit. Denn Fürst Bismarck ist niemals ein großer Redner gewesen; er hat weder durch Schönrednerei, durch die Kunst wohl abgerundeter Perioden und schönklingender Phrasen, noch durch volltönende, den Raum füllende Rhetorik gewirkt, um so mehr aber durch das, was er zu sagen hatte, und nach 1870 hing ganz Europa an seinem Munde. Das redselige Orakel an der Seine war verstummt. Das Schicksal Europas wurde in Berlin, in der Wilhelmsstraße gemacht.

Auch die große Rede, mit der Fürst Bismarck das Tüpfelchen auf das i setzte, um die neue Militärvorlage durchzubringen, wirkte nur durch die Wucht der Thatsachen, durch die mit erschreckender Klarheit ausgesprochene Warnung vor der Gefahr des Krieges mit zwei Fronten, vor dem nur eine schwere Rüstung schützen könnte. Immer näher rückten die Abgeordneten an den Tisch des Bundesrates an, von dem der Reichskanzler, oft stockend und zaudernd, seine gewichtigen Worte ertönen ließ. Immer mehr wirkte die überzeugende Kraft dieser schlecht gefügten, aber wohl durchdachten Sätze, und als am Ende des düsteren Bildes, das der Meister der Staatskunst von der Lage Deutschlands inmitten seiner in Waffen starrenden Nachbarn entwarf, das tröstende, befreiende, stolze und doch von tiefer Demut zeugende Wort erklang: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt," da brach ein Sturm des Beifalls aus, wie er seit den Tagen der Kriegserklärung Napoleons III. in einer deutschen parlamentarischen Körperschaft nicht erlebt worden war.

Es ist damals von berufenen und unberufenen Künstlern versucht worden, diesen Moment im Bilde festzuhalten; diese Versuche kamen aber über flüchtige Augenblicksillustrationen nicht hinaus. Eine des großen Augenblicks würdige Schilderung konnte nur allmählich aus langen Vorstudien heranreifen, und als die Frucht mühevoller Vorarbeiten stellt sich uns die erste, wahrhaft monumentale Veranschaulichung des Vorgangs dar, die wir dem Berliner Maler Ernst Henseler verdanken. Pathetische, wild erregte Scenen, wie sie in der französischen und italienischen Deputiertenkammer und neuerdings auch in den Sitzungen des österreichischen Reichsrats an der Tagesordnung sind, sind im deutschen Reichstag bisher noch nicht vorgekommen. So hat auch die gewaltige Rede Bismarcks seine Zuhörer nicht zu pathetischen Kundgebungen, zu heftigen Gestikulationen und Ausrufen hingerissen, sondern sie nur in der Tiefe des Gemüts erregt. An die äußerliche Schlichtheit des Vorgangs mußte sich der Künstler halten, wenn er nicht von der Wahrheit abweichen wollte. Desto größeres Gewicht hat er aber auf die Charakteristik der einzelnen Personen gelegt, auf ihre Aehnlichkeit mit der Natur, die bisweilen so frappant ist, daß ein intimer Kenner unsrer Parlamentarier selbst diejenigen erkennen wird, die dem Beschauer nur das mehr oder weniger dicht bewaldete Hinterhaupt zukehren.

Der Künstler hat ausgiebig Gelegenheit gehabt, das Material für diese unvergleichliche Galerie von Staatsmännern und Politikern zu sammeln. Ein begeisterter Verehrer des Fürsten Bismarck, hat er das Glück gehabt, den zwanglosen Vereinigungen der Minister, Diplomaten und Parlamentarier, den berühmten „Frühschoppen" beim Fürsten Bismarck beizuwohnen, und das Gewirr eines solchen fröhlichen Beisammenseins, in dem der Wirt immer der fröhlichste und liebenswürdigste war, hat er in dem „parlamentarischen Frühschoppen" bei Bismarck mit einer Lebendigkeit und Wahrheit geschildert, die sich mit gewissen ähnlichen Bildern Menzels selbst in der Mannigfaltigkeit des koloristischen Ausdrucks messen kann. Ein Meisterwerk intimer Stimmungsmalerei ist dagegen ein kleines Bild, das das Ende eines solchen Frühschoppens, Bismarck in einem Erker, in vertraulichem Gespräch mit Gneist und dem damaligen Finanzminister Scholz, darstellt.

Ernst Henseler, einer der vielseitigsten unter den Künstlern Berlins, dem kein Gebiet der Malerei fremd geblieben, ist als Sohn eines Landwirts in Wepritz bei Landsberg an der Warthe am 27. September 1852 geboren worden. Er sollte natürlich auch Landmann werden; aber sein künstlerischer Drang trug den Sieg über den väterlichen Beruf davon, ohne daß dieser darüber ganz vernachlässigt wurde. Nachdem Henseler von 1870 bis 1875 seine künstlerische Ausbildung in Berlin und besonders an der Kunstschule in Weimar genossen, wo besonders Karl Gussow, Brendel und Albert Baur auf ihn einwirkten, fand er bald den höchsten Reiz für seinen künstlerischen Darstellungstrieb in der Schilderung des märkischen Landlebens bei der harten Feldarbeit und bei der Ruhe, bei

fleißigem Tagewerk und dem behaglichen Frieden des häuslichen Lebens, und auf diesem Gebiet ist er ein Meister geworden, dem bisher niemand in der Schilderung des „zufriedenen" Agrariertums gleichgekommen ist. Neben der Idylle des Landlebens kommen oft auch kriegerische Töne in sein Schaffen. Seine Episoden aus dem Kriege von 1870/1871 gehören wegen der fast urkundlichen Genauigkeit in der Wiedergabe der einzelnen Gefechtsmomente nach dem Urteile militärischer Fachmänner zu den wertvollsten Erzeugnissen der modernen Kriegsmalerei, und in einem von starkem dramatischen Pathos erfüllten Bilde aus der Zeit der Kämpfe der Römer mit den Germanen, wo diese den Verfolgern über einen breiten Strom entkommen — „Die Freiheit gerettet!" — hat sich Henseler auch als Geschichtsmaler großen Stils bewährt.

Adolf Rosenberg.

Die Frau im Theater.

Schopenhauer, der alte, griesgrämige Junggeselle, hat in einer seiner bösen Stunden, wo er mit der Feder philosophierte, das weibliche Geschlecht das „unästhetische" genannt. Nicht nur jede künstlerische Befähigung, sondern auch jede ästhetische Einsicht spricht er ihm ab und beruft sich dabei auf Rousseau als seinen Eideshelfer, obwohl dessen Sonderlingsnatur in dieser Frage schwerlich eine höhere Kompetenz beanspruchen kann. Die reine Gefallsucht sei es allein, so meint der Frankfurter Weiberhasser, wenn die Frauen Sinn und Empfänglichkeit für die Kunst „affektieren und vorgeben". Er verhehlt auch den Grund dieses wenig erbaulichen Urteils nicht: die Damen haben ihn geärgert und zwar im Theater, wo vielleicht eine etwas zu bewegliche Zunge seine Andacht störte, und so schreibt der Philosoph zornentbrannt in sein Tagebuch zu Hause die niederschmetternden Sätze: „Wenn wirklich die Griechen die Weiber nicht ins Schauspiel gelassen haben, so thaten sie recht daran; wenigstens wird man in ihren Theatern doch etwas haben hören können. Für unsre Zeit würde es passend sein, dem taceat mulier in ecclesia ein taceat mulier in theatro hinzuzufügen oder zu substituieren und solches in großen Lettern auf den Theatervorhang zu setzen."

So originell der Vorschlag ist, für unsre Zeit würde ein Theaterdirektor es sicherlich nicht wagen, auf dem Vorhang seiner Bühne in großen Lettern das wenig freundliche Ersuchen anzubringen: „Es schweige die Frau im Theater!" denn er scheuchte sich damit die zahlreichsten und die anziehendsten Gäste aus seinem Musentempel. Man betrachte einmal das gewöhnliche Publikum unsrer Theater; in der Mehrzahl besteht es, selbst in der Theaterstadt Berlin, aus Damen. Es ist ja eine übliche Klage: die Männer haben keine Zeit für das Theater; entweder haben sie Geschäfte oder ihren Vereins- und Skatabend, und sie müssen schon mit besonderen litterarischen und musikalischen Neigungen behaftet sein, sollen sie sich zu der Würde eines sogenannten Theaterhabitués aufschwingen. Die Statistik über den Theaterbesuch beider Geschlechter würde jedenfalls die Behauptung Schopenhauers über den mangelnden ästhetischen Sinn der Frau sehr glänzend widerlegen, wenn es eben wirklich das Interesse für die Kunst ist, welches das schönere Geschlecht ins Theater führt. Isegrim Schopenhauer bestreitet das, er dachte dabei wohl an das Wort des alten römischen Poeten, daß die Frauen nicht in das Theater gehen, um zu sehen, sondern um gesehen zu werden, und er könnte sich dabei auch auf den schönen Vers des Goetheschen Theaterdirektors im „Faust" berufen: „Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten und spielen ohne Gage mit." Gewiß eine Wahrheit und sogar keine üble Wahrheit, immer angenehm und anmutig, wenn man sie im Theater bestätigt findet, und auf den Beweis derselben würden unsre männlichen Theaterhabitués sehr ungern verzichten. Ein Theater nur für Männer, ohne das Ewigweibliche vor und auf der Bühne, wäre heute ein Ding der Unmöglichkeit, und, fügen wir hinzu, ein Theater nur für Damen nicht minder, trotz all der modernen, streng geschlossenen Vereine der Studentinnen, Witwen und geschiedenen Frauen. Kein Geschlecht kann und wird im Theater auf die Anwesenheit des andern verzichten wollen, schon aus dem einfachen Grunde, weil das, was die Bühne beiden im Spiegel zeigt, eben das Bild ihres gemeinschaftlichen Zusammenlebens ist und seine tiefere Wirkung erst aus dem Zusammenklang der Empfindungen der männlichen und weiblichen Zuschauer gewinnt.

So war es immer, in allen Landen und zu allen Zeiten, auch bei den alten Griechen, die das Lob Schopenhauers sehr wenig verdienen. Es ist durchaus nicht uninteressant, die Frau im Theater bei unsern Kulturvölkern, wenn auch nur mit flüchtigem Streifblick, zu beobachten. Welche Rolle sie vor und auf der Bühne spielt, das ist am Ende ebenso bedeutsam in sozialer wie ästhetischer Beziehung. Schon von vornherein leuchtet ein, daß, je höher die gesellschaftliche Stellung der Frau im Sittenleben eines Volkes ist, desto stärker auch ihre Einwirkung auf die Bühne sein muß, zu der es sie — man kann das fast ein Naturgesetz nennen — immer mächtig hingezogen hat. Der Schauspielerstand des alten Griechenland, so hoch entwickelt er war, kannte keine Schauspielerinnen; alle weiblichen Rollen der Tragödien des Sophokles und Euripides — von den Werken der Komiker gar nicht zu reden — wurden von männlichen Darstellern ausgeführt. Im Theater fehlten die Frauen jedoch nicht, und wenn die stadtbekannten Schönheiten Athens, wie etwa die Freundinnen eines Perikles und Alkibiades, anmutig geschmückt in dem weiten Zuschauerraum sichtbar wurden, reckten alle Männer bewundernd ihre Hälse nach ihnen, so daß die schöne Melitta von dem attischen Witz den Beinamen des „Theaterrührlöffels" erhielt, weil ihr Erscheinen wie ein Rührlöffel im Kochtopf alles in Bewegung setzte. In den Komödien leisteten sich die Komiker gar verfängliche Spottreden an die Frauen. Die ganze soziale Stellung der Frau im griechischen Altertum zeigt sich hier in ihrer eigenartigen Beleuchtung. Wie die griechische Frau mit wenigen Ausnahmen keinen

Einfluß auf das gesellschaftliche Leben hatte, so blieb sie auch ohne Einwirkung auf die Bühnenkunst. Aber im Theater wollte auch der Mann und sie sich selbst nicht missen.

Um so bemerkenswerter ist, daß im alten Rom, wo der Schauspielerstand in sozialer Hinsicht viel tiefer stand als im alten Athen — er rekrutierte sich ursprünglich bekanntlich nur aus Sklaven —, das weibliche Geschlecht sich im kecken Wettbewerb neben das männliche auf die Bühne stellte. Schon zu Ciceros und noch mehr in der Kaiserzeit, als die Frauenrechte ihre höchste Erweiterung errungen und die Frau das gesellschaftliche Leben mehr oder minder bestimmte, wurden die weiblichen Rollen, sogar der Komödien eines Plautus und Terenz, von Künstlerinnen gegeben. Die alten Autoren klagen darüber; noch mehr sind sie erfüllt von satirischen Ausfällen auf das schöne Geschlecht im Zuschauerraum, das nicht mehr wie im alten Athen seine besonderen Plätze hat. Die Theater sind die Rendezvousorte der Liebenden; es ist Pflicht des römischen Bürgers, seinen Schatz in das Theater zu führen. Wer sich nach Liebe sehnt, der findet, wie Ovid es ausdrückt, im Theater „Stoff zu vorübergehendem Zeitvertreib und zu dauernder Liebe“. Die Vorstellungen in Anwesenheit des Kaisers boten ein Bild glänzenden Prunkes, wobei die Toiletten der Damen sich durch besonderen Luxus auszeichneten, genau so wie in unsrer modernen Zeit, wenn eine Galavorstellung im Hoftheater angezeigt ist. Wir finden Namen hervorragender Künstlerinnen angegeben, die vom Publikum und ihren Mäcenen gefeiert wurden; sie sind gleich hervorragend in der Tragödie, Komödie und der ausgelassenen Pantomime. Sogar der „Theatername“ ist von ihnen den Modernen schon vorweggenommen; Cicero erwähnt eine Volumnia, die sich als Schauspielerin Cythias nannte und zu ihrem besonderen Schützer seinen Gegner Antonius hatte. Den Theaterdamen sagte man — wie auch heute bisweilen noch und vielfach mit Unrecht — nicht gerade das Erbaulichste nach. Daß sie es aber verstanden, auch im bürgerlichen Leben Carriere zu machen, beweist das Beispiel jener Theodora, die als Gattin Justinians später mit ihm zusammen die Kaiserkrone von Byzanz trug. Gräfinnen und Baronessen sind unsre modernen Künstlerinnen vielfach geworden, aber bis zu einer Kaiserkrone hat es noch keine gebracht.

Man sieht an diesen kurzen Zügen aus den spätrömischen Jahrhunderten den innigen Zusammenhang des gesellschaftlichen Lebens mit der Bühnenwelt, der sozialen Stellung der Frau mit ihrem Platz im Theater. Für die Schauspielkunst selbst muß diese Beteiligung des weiblichen Geschlechtes — das können wir heute wohl sagen, ohne daß ein direktes Zeugnis darüber vielleicht vorliegen mag — nur ein Vorteil gewesen sein. Der Vorwurf der Unsittlichkeit aber, der gegen die römischen Theaterdamen erhoben wird, ist gewiß nur mit großer Einschränkung berechtigt; jedenfalls waren sie in moralischer Hinsicht nicht schlimmer als viele der hochgeborenen Patrizierfrauen, die zu recht skandalösen Prozessen Anlaß gaben. Niemals bestimmt die Bühne den ethischen Geist eines Zeitalters, sondern umgekehrt wird die Bühne nur der Spiegel dieses Geistes sein.

Mit dem Verfall der antiken Kultur verblich auch der holde und unholde Schein dieser raffinierten Theaterwelt. Nur langsam und spärlich entwickelten sich zunächst unter dem Einfluß der Kirche die Keime einer neuen Bühnenkunst. Auch hier erweitert sich das Reich Thaliens in demselben Maße, wie die gesellschaftliche Machtsphäre der Frau zunimmt. Allerdings stehen wir vor der Thatsache, daß die Blüte der dramatischen Poesie und der Schauspielkunst im Zeitalter der Königin Elisabeth von England anscheinend der Mitwirkung der Frau entbehrte. Die soziale Nichtachtung, gegen die der moderne Schauspielerstand sich bei seinem Emporkommen als Beruf zu wehren hatte, schloß die Frau von demselben aus. Shakespeares Bühne kannte nur Künstler, keine Künstlerinnen; seine lieblichsten und anmutigsten Frauengestalten wurden von jungen Männern verkörpert — ein für uns ungeheuerlicher Gedanke. Schauspielerinnen sah man in London erst unter Karl I. bei dem Gastspiel einer französischen Truppe; sie wurden ausgepfiffen, weil man es als unanständig empfand, daß Frauen im Theater auftraten. Trotzdem ist die Teilnahme des weiblichen Geschlechtes an der Bühne zu Shakespeares Zeit zweifellos ungemein stark gewesen und dementsprechend auch der indirekte Einfluß desselben. Wir können uns nicht vorstellen, daß Shakespeare die ganze Fülle der weiblichen Natur in so herrlichen, kaleidoskopischen Farben offenbaren konnte, wenn nicht Frauenhand und Frauenmund in seinem Leben gewaltet hätten. In die Londoner Theater strömten Bürgerfrauen und Hofdamen bisweilen in stärkerer Zahl als das männliche Geschlecht; wenn die Damen in ihren Logen Masken trugen, so thaten sie es nicht etwa aus Furcht, erkannt zu werden, sondern um ihren Teint vor der Nachmittagssonne bei dem dachlosen Theater zu schützen. Für das Interesse der aristokratischen Damen an Schauspiel und Schauspielern ist uns ein ergötzliches Zeugnis erhalten; der berühmte Clown William Kemp aus Shakespeares Truppe gestattete sich, einer Hofdame der Königin die Beschreibung seiner neuntägigen Tanztour von London nach Norwich zu widmen. Die Königin Elisabeth selbst besuchte die Theater nicht, aber sie ließ die Schauspieler zu sich kommen und bei Hofe spielen. Noch mehr: alle großen Hoffestlichkeiten trugen einen theatralischen Charakter, wobei vor allem das weibliche Geschlecht seiner Liebe zur Kunst folgen konnte. War ihm die öffentliche Bühne verschlossen, so hielt es sich in den Privatzirkeln schadlos, und die Gemahlin Jakobs I.' Anna von Dänemark, übertraf in der Veranstaltung derartiger pomphafter Unterhaltungen ihre Vorgängerin auf dem Thron noch bei weitem.

Nirgends kam der gesellschaftliche Einfluß der Frau zu größerer Bedeutung als in Frankreich, und hier nun betritt sie bei dem Aufkommen des Schauspielerberufes zugleich mit dem Mann die Bühne. Wie sie im Parkett das Richteramt ausübte, so wirkte sie auf den Brettern als Sängerin, Tragödin, Soubrette und Tänzerin. Kein Theater hat seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts so unter der Einwirkung der Frau gestanden wie das französische. So ist es denn auch die Französin, die geradezu ein neues dramatisches Genre geschaffen hat: das Lustspiel als Spiegelbild des neueren gesellschaftlichen Lebens. Sie hat es geschaffen nicht als Dichterin, sondern als Gebieterin der Gesellschaftssitten. Noch heute steht, wie man weiß, die Frau im Mittelpunkt der französischen

Komödie, sowohl als Theaterfigur wie als darstellende Künstlerin.

Gelehrte Litterarhistoriker äußern sich nicht gerade wohlwollend darüber, daß das Ewigweibliche auf den Kothurn und den Soccus gestiegen ist. Sie meinen, es habe weder sich noch dem Manne damit genützt und der Kunst auch nicht, da das rein ästhetische Interesse an der dramatischen Kunst dadurch getrübt worden sei. Ein Kathederurteil, aus der Luft der Studierstube geschöpft! Gerade die Anteilnahme der Frau an dem Theater hat den Stand der Schauspieler gesellschaftlich gehoben; solange der Schauspielerberuf nicht auf der sozialen Höhe stand, daß ein weibliches Wesen sich ihm widmen mochte, mußten anständige Elemente sich ihm fernhalten. Geben wir es nur zu: auch unser deutsches Theater verdankt dem Einfluß der Frauen viel, sogar sehr viel. Die ersten herumziehenden Schauspielertruppen des 17. Jahrhunderts kannten keine weiblichen Darsteller. Erst ein tüchtiger Mann, der Patriarch der deutschen Schauspielkunst, Magister Johannes Velten, wagte es, im Jahre 1865 die weiblichen Rollen von Frauen und Mädchen spielen zu lassen. Er war als Prinzipal der „Churfächsischen Komödiantengesellschaft“ in Dresden sozusagen der erste deutsche Hoftheaterdirektor und bewies noch auf andre Weise, daß er Geschmack besaß. Mit den Frauen kamen auch Werke von litterarischem Wert auf die weltbedeutenden Bretter, wo man vordem nur mit plumpen „Haupt- und Staatsaktionen“ und dem „Hanswurst“ die Menge angelockt hatte. Velten gab zum erstenmal die Dramen Corneilles und Molières in deutscher Prosa-Uebersetzung, zum ersten Male sah man „Hamlet“ und „Romeo und Julia“ im deutschen Gewande. So verknüpfte sich mit der Frau auf der Bühne zugleich ein leiser litterarischer Umschwung, und eine deutsche Frau war es, die diesen Umschwung einen Schritt weiter führte: Karoline Neuber, die berühmte Schauspielprinzipalin, die mit Gottsched zusammen auf der Leipziger Bühne 1737 den Hanswurst verbrannte, die zuerst deutsche Tragödien, nicht nur Uebersetzungen von Ausländern, sondern auch Arbeiten deutscher Autoren gab. Und nun beginnt der Einfluß der Frau auf das deutsche Theater immer stärker zu wachsen. Eine neue dramatische Litteratur kommt empor, und den neuen Weg zeigen wie Prophetinnen drei dramatische Frauengestalten: Lessings „Miß Sara Sampson“, „Emilia Galotti“ und „Minna von Barnhelm“. Auf dem Titelblatt des ersten deutschen Schauspiels, der ersten deutschen Tragödie und des ersten deutschen Lustspiels stehen drei weibliche Namen. Sie sind wie ein Programm: das weibliche Geschlecht weist die Bahn in das Reich der Leidenschaft, des Schmerzes und der Rührung, in die Welt des Humors und der schalkhaften Anmut. Die Frau ist die Patin des modernen deutschen Dramas.

Damit ist sie in den Mittelpunkt des Theaters gerückt. Wenn noch ein dunkler Schatten sozialer Nichtachtung auf der weiblichen Bühnenthätigkeit ruhte, die klassische Litteratur zerstreute ihn durch das ideale Licht ihrer Frauengestalten. Es konnte nicht mehr erniedrigend sein, auf der Bühne die höchsten weiblichen Tugenden zu verkörpern, in dem Glanz einer schönen Seele zu erstrahlen, mit dem Zauber edelster Empfindung auf die Herzen zu wirken. Gerade dieser ideale Charakter, den die weiblichen Rollen unsers klassischen Dramas tragen, gewann eine soziale Bedeutung für die Frau: er schuf ihrem Naturell, das so nahe mit Kunst verwandt ist, erst die volle Freiheit ihres Wirkens auf der Bühne. Dem weiblichen Talent war ein neuer Beruf gesichert und zwar ein Beruf, der die Fähigkeiten ihrer geistigen Veranlagung in der Oeffentlichkeit enthüllte und für sie Bewunderung weckte. Es ist der erste öffentliche Beruf, der für die Frau sichergestellt wurde; als Schauspielerin trat sie zuerst aus dem engen Bezirk des Hauses und seiner Pflichten. Und nachdem einmal der Bann gebrochen war, strömte ihr Talent in reicher Fülle dem neuen Wirkungskreise zu. Von der Unzelmann bis zu Charlotte Wolter und Klara Ziegler — welch eine Reihe glänzender Bühnensterne! Und diese alle in einem Jahrhundert, während in den langen Zeiträumen vorher kaum ein Einzelfall aus der Stille des Frauenlebens Beachtung findet.

So verschlingen sich gesellschaftliche, litterarische und soziale Fäden in dem Platz, den die Frau im Theater einnimmt. Sie wird Schmuck und Zier, wie vor so auch auf der Bühne; wie ihre Gegenwart der zuschauenden Gemeinde einen höheren, festlich-gesellschaftlichen Charakter verleiht, so knüpft auch ihr Einfluß auf der Scene alle dramatischen Vorgänge immer mehr in die festen Regeln des gesellschaftlichen Lebens, das sie beherrscht und bestimmt. Das moderne Gesellschaftsstück ist eine Sache, die den Alten und Shakespeare fremd und unbekannt war, denn es ist erst aus dem Geist der modernen Frau heraus entstanden, der Frau, die ihre Macht und ihre Gebundenheit spürt, die ihrer Macht wohl durch Mißbrauch spotten kann und über ihre Gebundenheit hinaus mit neuen Wünschen und Forderungen verlangt.

Wie groß der Einfluß und die Bedeutung des weiblichen Geschlechtes im Theater auch ist, unter diesem Gesichtspunkt erscheint ein Umstand doch besonders merkwürdig. Wir haben so viele talentvolle und begabte Schriftstellerinnen und Dichterinnen, noch mehr fast als gute dramatische Künstlerinnen, aber auffallend wenig weibliche Bühnenautoren. Daß dem weiblichen Geschlecht die Befähigung zum Bühnenstück nicht fehlt, beweist ein alle deutschen Theater einst beherrschender Name: Charlotte Birch-Pfeiffer. Wie viele Rollen und Werke — keine dichterisch bedeutsamen Arbeiten, aber immer ganz von dem Geist der Bühne erfüllt und ihren Bedürfnissen entsprechend — sind nicht aus dem flinken Geist und der noch flinkeren Hand dieser Frau hervorgegangen! Freilich legte ihr Beruf als Theaterdirektorin ihr das dramatische Schaffen nahe; Theaterdirektorinnen haben wir auch in unsern Tagen, und Frau Nuscha Butze vom „Neuen Theater“ in Berlin soll ja bisweilen nicht bloß den Rotstift zum Streichen, sondern auch die Feder zum Dramenschreiben benutzen. Aber einstweilen erschöpft sich der Kreis der modernen Bühnendichterinnen in wenig Namen. Frau Henles Lustspiel „Durch die Intendanz“ war eine Zeitlang ein beliebtes Repertoirestück unsrer Bühnen; in den letzten Jahren haben Elsa Bernstein (Ernst Rosmer) mit ihrer poetischen Dichtung „Die Königskinder“ und Frau Meyer-Förster mit dem Drama „Käthe“ auf der Bühne Erfolge errungen, und ihnen schließt sich die geniale Wiener Dichterin M. della Grazie mit ihren kühnen sozialen Dramen an.

Man kann versichert sein, daß es in der Folge bei den wenigen nicht bleiben wird. Die Frau, erst stumme Zuschauerin, dann Mundstück des Mannes im Theater, wird auch einmal in demselben ihre Stimme voll und laut erheben, dem griesgrämigen Frankfurter Philosophen und seiner Forderung: mulier taceat in theatro! zum Trotz. Den männlichen Autoren steht auch dieser litterarische Wettbewerb in unserm neuen Jahrhundert in seiner ganzen Stärke bevor. Kein Hohnwort der männlichen Kritik über die „dramatischen Strickstrümpfe“ wird das weibliche Talent davon zurückhalten, so wenig wie der „Blaustrumpf“ die epischen Phantasiekeime in der Seele einer Marie Ebner-Eschenbach erstickt hat. Der Einfluß der Frau im Theater ist zu groß, als daß nicht ihre Begabung sich auch auf diesem Gebiet entfalten sollte. Ob wir einmal einen weiblichen Shakespeare haben werden? Die theoretischen Psychologen werden aus der Natur des Weibes, aus seiner mehr nachempfindenden und mehr nachgestaltenden Art schließen, daß das ein für allemal unmöglich sei: die eigentlich schöpferische Thätigkeit — so behaupten sie — sei dem Weibe versagt; wenn es hoch käme, so liefe es auf einen weiblichen Sudermann hinaus. Ein dichterisches Frauengenie von der Bedeutung unsrer großen männlichen Geister ist allerdings in der ganzen Weltlitteratur nicht aufzuweisen. Die Frauen und mit ihnen die Männer werden jedenfalls zufrieden sein, wenn einmal eine Mutter dem männlichen Zukunftsdramatiker, der die Bühne und sein Volk wie ein zweiter Shakespeare beherrschen wird, den besten Teil ihrer weiblichen Gemütsveranlagung zum Erbe seines Genius giebt.

Hellmuth Mielke.

Das Aachener Stadttheater in seiner Neugestaltung.

Das Aachener Stadttheater, ein Bau aus der Schinkel-Periode, wird gegenwärtig nach den Plänen des bekannten Theaterbaumeisters H. Seeling-Berlin einer völligen Umgestaltung unterzogen. Im Zentrum der Stadt, an einem der verkehrsreichsten Punkte gelegen, sah der Bau in den letzten Jahren in seiner unmittelbaren Nähe Fassadenbauten entstehen, die in ihren mächtigen Dimensionen das Theater nahezu erdrückten. Es mußte daher etwas geschehen, um die Wirkung eines so wichtigen Gebäudes zu retten, und dies konnte nur durch eine entsprechende, mit der monumentalen Umgebung in Einklang stehende Umänderung der Außenarchitektur erreicht werden. Dieselbe wurde denn auch im vorigen Jahre in Angriff genommen, und der genannte Architekt hat die ihm übertragene Aufgabe in glücklicher Weise gelöst. Der schön gegliederte Ueberbau harmoniert vollkommen mit den älteren Bauteilen, an denen nichts geändert wurde. Auch im Innern haben durchgreifende Aenderungen stattgefunden, und es wurde hier eine den modernen Anforderungen mehr entsprechende Raumeinteilung vorgenommen. Die Baukosten belaufen sich auf mehr als 600 000 Mark.



Zeichnung von Herm. Siegfr. Rehm.

Das Aachener Stadttheater in seiner Neugestaltung.

Der Seehund.

Von **Adolf Schmitthenner.**

Birr!" sagte er und legte die Hand darauf. Daß er die Hand darauf legte, ist selbstverständlich, und birr statt mir zu sagen, entsprach seinem Charakter. Birr! war sein Wort.

So sagte er also „Birr!" und legte die Hand darauf.

Diesmal auf ein Fünfzigpfennigstück.

Der Vater hatte es stiftenderweise auf den Tisch gelegt, damit er und seine Geschwister den Seehund sähen.

Die Schwester wusch ihm Hände und Gesicht, unbesehen, denn es gehörte zu den festgesetzten Dingen, daß solches an ihm vollbracht wurde, ehe er in der Oeffentlichkeit erschien. Dann wanderten sie über den Marktplatz auf die Bude zu, die trübselig zwischen dem Armenhaus und der Gemeindewage stand.

„Gieb's dem Mann!" sagte die Schwester. Er verstand und überantwortete dem Mann das Fünfzigpfennigstück. Der Mann schaute auf die Gruppe, ließ seine Blicke auf ihm ruhen und sagte in vornehmer Lässigkeit: „Kinder unter fünf Jahren zahlen die Hälfte." Damit legte er ein Fünfpfennigstück auf das krüpplichte Tischchen, dessen einziger gesunder Fuß in der Ablaufrinne des Armenhauses stand. Die Schwester errötete respektvoll ob dieser freundlichen Behandlung; er aber sagte „Birr!" und legte die Hand darauf.

Er machte die Hand langsam zu einer Faust, und als er diese aufhob, war die Münze verschwunden. Er aber streckte aus der andern Faust einen Finger und deutete auf das Kramlädchen jenseits der Mühlbrücke, und er steuerte lächelnd darauf los, wie ein Mann, der befriedigt seinen Geschäften nachgeht. Die andern folgten, doch wandte sich die Schwester vorher an den Mann und sagte: „Entschuldigen Sie, wir kommen gleich wieder."

Vor der Thür des Kramladens ergriff der nächstältere Bruder seine Hand und wollte mit ihm eintreten, denn eine herauskommende Frau hatte offen gelassen. Er aber schüttelte mißbilligend den Kopf und schaute in die Höhe. Da zog der Bruder die Thür zu, daß es klingelte, dann öffnete er sie wieder, daß es noch einmal klingelte. Jetzt erst, da sein Kommen in ordnungsmäßiger Weise angekündigt war, trat er ein, und die andern kamen hintennach. Er beachtete die freundlich grüßende Witwe Böhm nicht, sondern deutete auf eine bestimmte Schublade; es war die dritte in der zweituntersten Reihe, von rechts nach links gerechnet.

„Für fünf Pfennig Bärendreck!" sagte der Bruder, nahm das Geldstück aus der sich willig öffnenden Faust und legte es auf den Ladentisch.

Mit dem phantasievollen Namen Bärendreck bezeichnet in Wetbachhausen der Bevölkerungsteil, der den Begriff Wohlleben mit drei bis fünf Schubladen der Witwe Böhm verknüpft, die harten, schwarzen Brocken eingekochten Süßholzsaftes, die sich in einer dieser Schubladen befanden.

Frau Böhm holte eine spannenlange Stange von der Dicke eines derben Daumens heraus und legte sie auf den Ladentisch. Dann ergriff sie das Hackmesser, an dessen Eisen noch einige Krümchen Kandiszucker hingen, und hieb die Stange in der Mitte durch. Die Schnittfläche war wundervoll glatt und spiegelblank. Das eine von den beiden Stücken legte sie in die Schublade zurück, das andre wickelte sie in Strohpapier, das, viereckig zugeschnitten, zur rechten Hand bereit lag. Bei all diesen Verrichtungen lächelte die Witwe Böhm, und die beiden Brüder schauten von dem Hackmesser nach ihren Lippen, ob da nicht auch die glänzenden Bröselchen Kandiszucker zu schauen seien.

Als die kunstgerecht zugewickelte Stange, an deren einem Ende ein gelbes Zipfelchen herausstand, auf die abgescheuerte Anrichte des Ladentisches zu liegen kam, sagte er: „Birr!" und legte die Hand darauf. Aber er reichte nur mit zwei Fingerchen bis hinauf; so konnte er die Stange nicht fassen, und sie fiel auf den Boden. Vertrauensvoll sah er zu, wie die Schwester den Erwerb aufhob, und er verließ befriedigt den Laden.

Die kleine Schar wandte sich jetzt der Linde zu, links von der Mühlbrücke. Auf dem breiten, gemauerten Gesims, das den Stamm wie ein Kranz umgab, wurden die Rechtsgeschäfte der Wetbachhäuser Kinder vorgenommen. Hier ging denn auch die Verteilung des Bärendrecks vor sich. Die Schwester vollzog sie mit Hilfe eines Taschenmessers und eines großen Steines und legte die fünf Stückchen in gleichen Abständen auf den Sims. Als der jüngste hatte er zuerst zu wählen. „Birr!" sagte er und legte die Hand auf das größte Stück, für die Schwester blieb das kleinste übrig.

„Jetzt müssen wir aber zum Seehund," sagte sie, „der Mann nimmt es uns sonst übel."

Jedes steckte sein Stück in den Mund, und als sie die Bude erreichten, hatten sich sämtliche Mundwinkel schön schwarzbraun gefärbt.

„Nicht wahr, es thut nichts, daß wir nicht gleich gekommen sind?" fragte die Schwester schüchtern den Mann. Dieser schüttelte gütig den Kopf und hob den Vorhang. Die Kinder traten ein.

In dem dämmerigen Raum war nichts zu sehen als eine Badewanne. Sie stand mitten auf dem schwarzen Erdboden und war fast bis

an den Rand mit Wasser gefüllt. In dieser Badewanne saß er, nämlich der Seehund. Die Kinder verteilten sich auf die verschiedenen Seiten der Wanne. Er sah ihm gerade ins Gesicht.

Jetzt trat der Mann heran und sprach:

„Der gemeine Seehund, auch Robbe genannt. Er hat die Form eines Kegels. Die Hinterfüße bilden ein Steuerruder. Mit den Vorderfüßen streichelt und putzt er sich. Aber er kann nur schlecht laufen. Das Weibchen bekommt nie mehr als ein Junges auf einmal, das es auf seinen Vorderpfoten trägt wie eine Mutter ihr Kind. Das Junge lernt bald alle Künste seiner Eltern. Dieses Exemplar ist einen halben Meter lang. Der Seehund nährt sich von Fischen und andern Meertieren. Auch Frösche verschmäht er nicht. Wollen die Herrschaften ein wenig zurücktreten, Sie werden sonst naß."

Als dieser Vortrag vollendet war, drehte sich der Seehund langsam um und bewegte das Wasser leise mit seinem Steuerruder. „Er" aber griff mit zwei Fingern der rechten Hand in den Mund, holte eine schwarze Masse heraus, näherte sich zutraulich der Badewanne und legte das Geschenk oben auf den Rand.

Im nächsten Augenblick schnellte der Seehund im Kreis umher, das Wasser schwappte hoch auf, an der Stelle, wo das Gastgeschenk lag, schlug es über den Rand und schwemmte die süße Gabe auf den Boden hinab und in den schwarzen Kot.

In tiefer Gemütsbewegung faßte er seine Schwester am Schurz und schüttelte ein Mal ums andre Mal den Kopf. Der Seehund aber legte seine Vorderpfoten auf den Rand, stieg mit dem halben Leib über das Wasser empor und schaute ihn aus treuherzigen Augen gefühlvoll an. Ein leises Zittern lief über seinen Körper; er trat einen Schritt zurück, wandte sich verlegen ab und verbarg sein verschämtes Köpfchen in dem Rock der Schwester. Diese beugte sich nieder und fragte: „Wollen wir heim?" Anstatt der Antwort schlang er seine Arme um ihr Kleid.

„Entschuldigen Sie, daß wir schon gehen," sagte die Schwester zu dem Mann. „Es war wunderschön, und Ihr Vortrag war so interessant! Wir blieben noch gerne länger, aber ich fürchte, er thut nicht mehr gut."

Die Kinder verließen die Bude und gingen über den Marktplatz nach Hause.

Daheim erzählten die Knaben, daß der Seehund sein Junges auf den Pfoten trage, und daß der Birrle, so hieß „er" in der Familie, dem Seehund seinen Bärendreck verehrt habe; die Schwester erzählte, wie der Mann so freundlich gewesen sei, und fragte den Vater: „Nicht wahr, das ist doch ein besserer Mensch?" Er aber war mauderig wie ein Vögelchen vor der Mause, wollte nicht essen und nicht spielen, und die Mutter argwöhnte, daß eine Krankheit in ihm stecke.

Um fünf Uhr pflegte er Schlaf zu kriegen, und da die Mutter um diese Stunde am wenigsten Zeit hatte, ihn zu Bett zu bringen, war sie gewohnt, ihn im Vorbeigehen auf das Sofa zu legen, wo er in der Regel alsbald einschlief. Die Kinder pflegten ihm dann Worte ins Ohr zu flüstern wie: „Schinken, — Wurst! Schinkenbrot mit wenig Brot und viel Schinken! Eine dicke Wurst!" Und sie zauberten dadurch ein holdes Lächeln auf sein Angesicht.

Aber diesmal war der Verlauf ganz anders. Die Mutter legte ihn auf das Sofa, drückte das Köpfchen in den gewohnten Winkel und einen Kuß auf das Köpfchen. Da spürte sie, wie unter ihrem Kuß seine Lippen bebten und ihm ein tiefer Seufzer aus dem Busen quoll.

„Was fehlt meinem Birrle?" fragte sie besorgt.

Es kam ein neuer Seufzer; der Mund verzog sich und that sich mächtig auf, und: „Seehund!" rief er im Ton des tiefsten Schmerzes.

Dann heulte er gesund und kraftvoll. Die Mutter merkte an Stärke und Tonfall, daß ihrem Birrle keine Krankheit drohe. Darum war sie nicht erschrocken. Aber sie war aufs höchste erstaunt.

„Kinder, Kinder," rief sie, „der Birrle hat ‚Seehund' gesagt!"

Die Kinder kamen herbei, und staunend umstanden sie das heulende Brüderchen. Das heulte und heulte und sah durch die strömenden Thränen eines nach dem andern jammervoll an. „Seehund . . . birr!" schluchzte er, die Kinder jubelten, und er verdoppelte sein Geheul. Die Mutter schickte die Kinder hinaus, nahm ihn auf den Schoß, denn sie hatte noch nie erlebt, daß sich eines ihrer Kinder in den Schlaf weinte, und holte die Arche Noäh herbei, um ihn auf andre Gedanken zu bringen.

Sie stellte zuerst die Familie unsers Ahnherrn auf und ließ dann den Zug der Tiere heranmarschieren. Leise weinend sah er zu. Als sie aber so unvorsichtig war, die Geschöpfe zu loben, sauste ein Faustschlag auf die Spitze des Zuges nieder, so daß dem Vater Noah das Genick gebrochen und einem braven Kamel alle vier Beine zermalmt wurden.

„Seehund!" schrie er aus Leibeskräften, und sein Geheul verdreifachte sich.

„Wir wollen den Seehund suchen," sagte die gute Mutter und wühlte mit der rechten Hand in dem Haufen der übereinander geschütteten Tiere.

Er hörte auf und sah mit Spannung zu.

„Da ist ein Seehund!" rief die Mutter und setzte eine von Noahs Tauben vor ihn auf den Tisch. Er schaute einen Augenblick hin, dann ergriff er die Taube und warf sie über den Tisch an die Wand, daß sie, zurückprallend, auf die Glasglocke der Lampe aufschlug. Dann griff er in den Haufen, faßte Japhet und sein Weib, die doch beide ganz unschuldig waren, und warf sie in das Waschbecken, das neben der Arche auf dem Tische stand.

Jetzt aber wurde die Mutter ernstlich böse.

Sie rettete zuerst unsre Erzeltern vor dem geschichtswidrigen Tod des Ertrinkens und stellte sie zum Trocknen auf den Kleiderschrank. Dann legte sie ihn auf ihren Schoß, und zwar so, daß er nach unten schaute, und ein helles Geklatsch gab Zeugnis von der strotzenden Fülle seiner Muskulatur.

Sein Zorn war gebrochen, aber sein Jammer wurde herzzerreißend. „Seehund, Seehund!" schluchzte er zwischen Geschrei und stiller fließenden Thränen. Da half sich die Mutter durch ein Mittel, das jede Pädagogik brandmarkt; sie vertröstete ihn: „Morgen gehen wir zum Seehund; wenn du ausgeschlafen hast, darfst du wieder zum Seehund."

Er sah die Mutter unter Thränen an. Die küßte ihm die Augen und wischte ihm das Näschen. Endlich beruhigte er sich, trank seine Milch und wurde zu Bett gebracht. Als die Mutter mit ihm gebetet hatte, setzte er auf ihr Amen ein vertrauensvolles „Seehund, birr!" und schloß die Augen. Es gab ihm noch einige Stöße vom Herzen herauf. Wie die Mutter zum drittenmal nach ihm sah, lag er in tiefem Schlaf.

Am andern Morgen stieß die Mutter den Fensterladen zurück, und der Tag quoll in die Stube. Der Birrle zog die Füßchen in die Höhe, das Körperchen kugelte auf die linke Seite, die Aermchen stemmten sich in das Kissen, dann richtete sich die Gestalt zu ganzer Lebensgröße auf, die großen runden Augen schauten der Mutter erwartungsvoll in das lachende Gesicht, und über die aufgeworfenen kirschroten Lippen kam der Morgengruß: „Seehund!"

Während er gewaschen und angezogen wurde, zeigten sich Arme und Beine merkwürdig willfährig, so daß die Mutter in der halben Zeit mit ihm fertig war. In musterhafter Bravheit verzehrte er, was ihm sein Löffelchen in den Mund führte. Dann band ihm die Schwester sein neues rotes Schürzchen um, strählte seine Haare und setzte ihm sein Käppchen auf. Er aber ging an den Kleiderrechen, packte sein seidenes Mäntelchen, sah die Schwester an und sagte: „Birr!"

„Mutter, darf der Birrle sein grünes Mäntelchen anziehen?"

„Was fällt dir ein!"

„Aber er möchte es so gerne haben!"

Die Mutter fürchtete eine zweite Auflage des gestrigen Geheuls. „Nun denn in Gottes Namen!"

So zog ihm denn die Schwester das grüne Mäntelchen an. Das war sein aller-allerbestes Staatskleid; er kam sich immer ganz ehrwürdig darinnen vor.

Sie stiegen miteinander die Treppe hinunter nach dem unteren Hausgang. Er strebte zur vorderen Hausthür hinaus. „Halt, Freund," sagte die Schwester, „hinten hinaus geht unser Weg!"

Da warf er einen vorwurfsvollen Blick die Stiege hinauf, machte sich los von seiner Schwester und legte die Händchen hinter seinem Rücken auseinander. So folgte er still und trotzig der vorausgehenden Schwester in das Höfchen hinter dem Haus.

In dem Höfchen war ein leerer Entenstall, ein leerer Schweinestall, ein leerer Holzschuppen und eine kahle Scheunenwand. Auf dem sauberen, sonnigen Pflaster lagen allerhand hölzerne und blecherne Geschirrchen. Hier war sein Vormittagsreich.

Die Schwester überzeugte sich, daß die Thür, die aus dem Höfchen auf die Gasse führte, geschlossen sei, und dachte, als sie nach dem Haus zurückkehrte: „Er sieht doch herzig aus in dem roten Schürzchen und grünen Mäntelchen!" „Gieb mir einen Kuß, Schatz!" sagte sie. Er aber drehte ihr den Rücken und schaute die leere Scheunenmauer an. Da holte sie sich ihren Kuß und eilte ins Haus zurück, um der Mutter bei der Morgenarbeit zu helfen.

Er stand eine Weile in der Mitte des Höfchens, dann setzte er sich auf die warmen Pflastersteine, griff nach einem Holztellerchen, legte es gleichgültig auf die Seite und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Und es kam des Nachbars schläfriger Hermann, um aus dem Keller, der an den Nachbar verpachtet war, einen Krug Birnenmost zum Zehnuhrbrot zu holen. Er ließ die Thür hinter sich sperrangelweit auf und verschwand im Keller. Da stand er auf, ging wie einer, der entschlossenen Sinnes ist, auf die offene Thür zu. „Seehund!" sagte er vor sich hin und verschwand auf die Gasse. Gleich darauf kam der Nachbarsohn aus dem Keller, schloß hinter sich zu, verließ den Hof, zog die Hofthür hinter sich in die Falle und ging schläfrig seines Weges.

Kurz vor zwölf Uhr wollte ihn seine Schwester holen, aber das Höfchen war leer. Weder die Mutter, noch der Vater, noch die Magd, noch die Brüder wußten etwas von ihm. Der Vater suchte im gegenüberliegenden Schloßgarten, die Brüder durchstöberten die Scheunen, die Höfe und die Ställe der Nachbarschaft, die Magd fragte in den Häusern hin und her, die Schwester durchkroch die Winkel hinter dem Marktplatz. Die Mutter blieb daheim, damit jemand da sei, wenn er selber zurückkehre oder ihn jemand brächte. Sie trug ihr schweres Herz treppauf treppab, stubenein stubenaus, schaute zu den Fenstern hinaus auf die Gassen und seufzte und flehte in jedem Winkel.

Der Marktplatz, die Hauptstraße, die Gassen waren menschenleer, denn die Leute von Wetbachhausen hatten rasch Mittag gemacht und waren wieder hinaus zur Heuet gegangen. Nur der blinde Eisenbärle stand auf dem Marktplatz an seinem gewohnten Eck.

Der Eisenbärle war ein steinalter Jude, der viele Jahre lang das alte Eisen in Wetbachhausen gesammelt und es in Sensenbach verkauft hatte. Er hieß Abraham Bär und wurde zum Unterschied von den andern Bären des Städtchens der Eisenbärle genannt. Jetzt war er blind, und

Im Herbst.

Originalzeichnung von G. H. Edwards.

solange der Tag schien, stand er an seiner Ecke, die er mit dem Rücken blank gescheuert hatte, und sonnte sich. Hut oder Mütze trug er nie. Seine schneeweißen Haare fielen ihm auf den ehrwürdigen schwarzen Rock, den er auch am Werktag trug, da ihm die reichen Glaubensgenossen von Wetbachhausen ihre abgelegten Sabbatröcke verehrten.

Er war ein guter Mensch und hatte alle Kinder lieb. Die Kinder pflegten ein Liedlein hinter ihm her zu singen, das fing an: „Eisenbärle kreideweiß!“ Die zweite Verszeile gab einen unreinen Reim auf diese erste und sprach einen wohl nicht ganz unbegründeten Verdacht aus gegen Eisenbärles Ehrenkrone, seine kreideweißen Haare. Aber der Eisenbärle nahm das Liedlein nicht übel, und es war auch gar nicht böse gemeint.

Das war der einzige Mensch gewesen, der auf dem Marktplatz gestanden hatte, als Birrle auszog, den Seehund zu suchen.

Birrles Schwester stand mit dem Eisenbärle auf sehr gutem Fuß. Sie hatten beide etwas miteinander erlebt, was ihnen tief zu Herzen gegangen war. Es war schon mehrere Jahre her. Sie hatte damals Besuch von einer Freundin aus der Stadt, und die beiden Mädchen lagen miteinander im offenen Fenster. Vor ihnen stand ein Glas voll Seifenwasser, denn sie hatten Seifenblasen zum Fenster hinaus geschickt und waren des Spiels müde geworden. Da kam der Eisenbärle den Bürgersteig daher. Er ging wie immer barhäuptig, mit vornübergebeugtem Kopf, dicht an den Häusern hin und tastete mit dem Stock nach der Rinne zur rechten Hand.

Eine Kinderschar zog hinter ihm her und sang: „Eisenbärle kreideweiß . . .“

„Du, dem schütten wir das Wasser auf den Kopf!“ sagte die böse Gefährtin, und ehe es die andre hatte wehren können, war der Unfug schon verübt. Die Thäterin fuhr vom Fenster zurück und versteckte sich unter dem Sims. Die Genossin aber sah, wie der Eisenbärle stehen blieb und mit seinen ausgelöschten Augen heraufschaute. Das ging ihr ins Herz. Im Nu stand sie unten und wischte ihm mit einem Handtuch das Wasser aus den Haaren und vom Rock und sagte ihm, was ihr gutes Herz ihr eingab. In dieser Stunde verlor sie eine Freundin und gewann einen Freund.

Auf diesen ihren alten Freund fielen ihre Blicke, als sie auf den Marktplatz zurückgekehrt war. Sie sprang zu ihm hin und fragte: „Eisenbärle, hast du mein kleines Brüderchen nicht fortgehen hören? Es ist aus unserm Höfchen entwischt, und wir wissen nicht, wohin. Er hat sein grünes Mäntelchen an. Ja so . . .“

Der Eisenbärle neigte sein Haupt und sagte: „Dein Brüderchen ist nicht dahin gegangen, und dein Brüderchen ist nicht dorthin gegangen. Es ist Schule gegangen.“

„Ach, was sollte es Schule gehen!“ rief das Mädchen und sah in die kurze Gasse hinein, die zur Synagoge führte. „Da müßten wir's schon lang wieder haben. Dort kann es ja nirgends hinaus. Du hast gewiß geschlafen, Eisenbärle. Weißt du, wo der Seehund hingegangen ist? Ich fürchte, er ist dem Seehund nachgezogen.“

„Der Mann mit dem Seehund ist zum Hinterstädtchen hinaus,“ antwortete der Eisenbärle.

„Danke!“ rief das Kind und sprang über die Mühlbrücke dem Roten Reisig zu.

„Er hat sein grünes Mäntelchen an!“ sagte sie sich zum Trost. Es war ihr, als könne ihrem Brüderchen nichts Böses widerfahren, wenn es sein grünes Mäntelchen anhabe.

„Sie ist ein gutes Kind!“ murmelte der Eisenbärle vor sich hin und wandelte langsam zur Schule.

Vor seiner Erblindung war er Synagogendiener gewesen. Er hatte das Gärtchen rings um die Schule angelegt, das den Abschluß der Sackgasse bildete. Ehe er zum Nachtmahl in das Judenhaus ging, das gerade an der Reihe war, saß er noch gern ein Weilchen auf der sonnigen Bank mitten im Schulgärtchen, roch den Jasmin, den er gepflanzt hatte, und hörte dem Pfeifen der Vögel zu.

So that er auch heute. Aber er mußte an das gute Kind denken und an dessen verloren gegangenes Brüderchen, und er hob das Gesicht und lauschte. —

Wie war es denn all die Weile her dem Birrle ergangen?

„Seehund!“ sagte er, als er in dem Gäßchen stand, und er ging seinem Näschen nach, bis er mitten im Judengärtchen angelangt war. Hier setzte er sich auf den Boden und spielte eine Weile mit den Kieseln und Blumen, bis ihn ein Bienchen vertrieb. Dann ging er um die Synagoge herum, bis sie hinter ihm lag, und stand zwischen dem weißen Gemäuer und dem lebendigen Hag. Da kam eine Katze hergejagt und sprang über die Hecke. Hinter ihr kam ein kläffender Köter daher. Der schaute den Hag hinauf, aber er war ihm zu hoch, dann suchte er ein Loch und fand endlich eins. Er drängte sich hindurch, und fröhlich bellte er einer Taubenschar nach, die er aufgescheucht hatte.

Der Birrle sah das Loch an, durch das der Spitz geschlüpft war, dann legte er sich auf den Bauch und machte es wie jener. Aber es ging mühsam und langsam, und als er sein Köpflein und die beiden Arme durchgezwängt hatte, war er müde geworden und schlief ein.

Ein roter Schneck fing an, unter seinem Hälslein durchzukriechen, ein Haselmäuschen schnüffelte in sein Oehrchen hinein, ein Falter sog an seinem Odem; und der Schneck kam wohlbehalten auf der andern Seite heraus. Da wachte Birrle auf, rieb sich die Augen und schaute nach rechts und nach links.

„Seehund!“ sagte er, kroch vollends zur Hecke hinaus, richtete sich auf und ging strebsam weiter quer über die Wiese auf den Mühlbach zu.

Als er das Wieschen durchwandelt hatte, stieg

er einen kurzen Rain hinab, schlüpfte durch ein Weidengebüsch und stand vor dem klaren, stillen Spiegel des Baches.

Das Wasser hatte sich hier tief in das weiche Ufer gefressen, und so war eine stille, grünüberhangene Bucht entstanden; anderthalb Klafter weiter rauschte die Strömung des Mühlbachs.

Als der Birrle am Rande des Wassers angekommen war, beugte er sich vor und schaute in den Spiegel. Da sah ihm ein Gesicht entgegen, das er schon gesehen hatte. „Seehund!?" rief er überrascht, halb freudig, halb fragend. Als sich aber das Bild freundlich zu ihm herneigte, war aller Zweifel vorbei. „Seehund birr!" rief er entzückt, beugte sich nieder, um seinen Freund zu streicheln, und fiel in den Bach.

Als er wieder auftauchte, hatte ihn das ziehende Wasser aus dem Gumpen hinaus in den freien Lauf geschoben, die Strömung faßte ihn und riß ihn gegen die Mühle zu. Das grüne Mäntelchen bauschte sich über ihm wie ein Segel, und als er unter dem schmalen Steg hindurchtrieb, verfing sich die wehende Seide in die Zähne des eisernen Rechens, der unter dem Stege angebracht war, damit er das weggeschwemmte Wiesenheu aufhalte. Der Rechen faßte das Mäntelchen unter den Aermchen und an der Brust und hielt es fest.

Das Seidenzeug war gut, und so hing er wie der Dieb am Galgen. Das Gesichtchen war über dem Wasser, aber die Gliederchen wurden vom rauschenden Bächlein überspült und geschwenkt, und wenn das grüne Mäntelchen unter der Last des zappelnden Bübleins schliß, dann trieb ihn die Strömung unter dem Rechen hindurch ins Verderben. Sein Zetergeschrei drang in kein menschliches Ohr. Bald wurde aus dem Geschrei ein leises Wimmern, und endlich verstummte das auch. Nur dann und wann, wenn eine hochaufspritzende Welle in seine Ohrmuschel schlug, oder wenn ein vorüberschwimmender Enterich nach seinem Fingerlein schnappte, wimmerte er wieder auf. So kam es, daß sein Vater ahnungslos um das Synagogengärtchen herumlief und, da die Welt dort ein Ende hat, wieder zum Gäßchen hinausging, während sein Söhnchen einige Schritte davon in Lebensgefahr schwebte.

Aber als der blinde Eisenbärle im selben Gärtchen auf seiner Bank saß und den Jasminduft roch und auf das Pfeifen der Vögel horchte, hob er mit einem Male sein Gesicht hoch und lauschte. Dann stand er auf, ging um die Synagoge herum in den hinteren Teil des Gärtchens und horchte über den Hag hinüber. Seine lichtlosen Augen wendeten sich nach dem Steg.

„Gott der Gerechte!" murmelte er vor sich hin und stützte die zitternden Hände auf seinen Stab.

Aber nur einen Augenblick hielt er still. Er wußte einen Schlupf, dort hinaus zu kommen: durch das Haus des jetzigen Synagogendieners. Der Mann war auf dem Handel, aber seine Tochter, die Sarah, mußte zu Hause sein. Machte sie nicht der Frau Aaron Meyer ein neues seidenes Kleid auf der Maschine?

Das Eisenbärle verließ das Gärtchen, tastete sich nach dem Nachbarhaus, die steinerne Treppe hinauf, in den Hausflur hinein. Die Stube war verschlossen, Daniel Hirsch war auf dem Handel. Aber oben rasselte die Maschine der Sarah. Sollte er hinauf und die Sarah holen? Aber die Treppe war steil, halsbrecherisch; einmal ist er hinaufgestiegen, vor sieben Jahren, und wie er halbwegs oben war, ist er hinuntergefallen. Zudem, was sollen die Weiber? Was können die Weiber? Sie können schreien, sonst nichts.

So ging er denn an der Stiege vorbei, die hintere Hausthür hinaus durch ein Höfchen und durch ein Gärtchen und durch ein Pförtchen der Stadtmauer auf die Wiese hinaus.

Als er draußen stand, fiel ihm ein, daß er ein alter, blinder, schwacher Mann sei. Sollte er nicht zurückgehen in das Städtchen und Hilfe holen? „Aber Gott hat mich nicht hergeführt, daß ich soll weglaufen, Gott hat mich hergeführt, daß ich soll retten."

Und er tastete sich mit seinem Stab über die Wiese dem Steg zu.

Jetzt ging es bergab. Er mußte sich niedersetzen und hinunterkriechen. „Sie ist ein gutes Kind, sie ist ein gutes Kind!" murmelte er, während ihn die Todesangst schüttelte. Jetzt hatte er wieder festen Boden. Er stand auf und tastete mit dem Stab. Dicht vor ihm ging es ins Wasser hinein. Wo war der Steg, oben oder unten? Er lauschte und hörte das Rauschen des Bachs weiter aufwärts, und von dorther klang jetzt wieder ein leises Gewimmer.

Vorsichtig ging er das Ufer entlang auf das Rauschen zu, indem er mit dem Stock jeden Schritt vortastete und sich des festen Bodens versicherte. Jetzt stieß er mit dem Stab an einen Stein, mit dem Fuß an eine Stufe. Hier ging es zum Steg hinauf.

Er kauerte nieder, legte den Stock in seinen Schoß und griff mit den Händen. Es waren eine, zwei, drei Stufen, und hier war das Brett.

Er richtete sich auf, setzte den Fuß auf die erste Stufe und zog den Körper nach. Ebenso auf die zweite, dann auf die dritte, und jetzt stand er oben auf dem Brett.

Er wußte, daß das Brett sehr schmal war. Als er noch sah, war er als ängstlicher Mann niemals darüber gegangen. Und jetzt sollte er sich darauf wagen, da er in der Finsternis ging und hier eine Tiefe und dort eine Tiefe brauste.

„Sie ist ein gutes Kind!"

Mit seinem getreuen Stock vorwärts fühlend und nach den beiden Rändern des Brettes tastend, schob er seine Füße langsam vor und kam so endlich bis nahe an das andre Ufer.

Da stand er still. Unmittelbar unter sich, ein klein wenig weiter zurück, hatte er's gehört, ein schwaches Aechzen.

Er drehte sich vorsichtig um und schob sich

ein wenig nach der Seite zurück, von der er gekommen war, dann ließ er sich in die Kniee nieder, legte seinen Stab zwischen die Beine und griff mit beiden Händen, rechts und links an dem Brette vorbei, hinunter in die Tiefe.

Da hörte er wieder das Gewimmer, gerade unter sich zur rechten Hand, aber weiter unten, als seine Finger reichen konnten. Darum legte er sich auf den Rücken, streckte sich aus, daß er der Länge nach auf dem Brette lag, schob sich links hinüber, damit er sich ungefährdet auf die rechte Seite legen könne, drehte sich langsam um, bis sein Rücken oben war, und streckte seinen linken Arm hinunter, so weit es ging.

„Was für ein feines Seidenzeug!“ murmelte er.

Jetzt hatte er das Mäntelchen gepackt, und jetzt griff er in einen Ruschelkopf, und jetzt faßte er ein Aermchen, und jetzt hielt er das Kind frei in der Luft, denn das Mäntelchen war völlig durchgeschlissen. Aber er konnte das Kind nicht zu sich auf das Brett lüpfen, dazu war sein Arm zu schwach. Er wollte die Kniee zur Brust ziehen und aufstehen und das Kind so zu sich aus der Tiefe nehmen, aber seine Kniee zitterten, und bei dem ersten Versuch, sich aufzurichten, glitten sie kraftlos zurück. Er griff mit der rechten Hand nach dem Stock, aber stieß mit dem Ellbogen an seinen getreuen Freund, und der fiel in den Bach.

Da blieb ihm denn nichts andres übrig, als um Hilfe zu schreien. Das that er denn auch erbärmlich genug, und Birrle stand ihm bei, so gut sein ausgeschrieenes Kehlchen es vermochte. Fräulein Sarah Hirsch hörte die Hilferufe nicht, denn sie nähte gerade eine Rüsche. Aber Birrles Vater hörte das klägliche Geschrei.

Auf seiner verzweiflungsvollen Suche war er seiner Tochter begegnet, die hatte ihm erzählt, der Eisenbärle habe gesagt, das Kind sei Schule gegangen. Darauf war er umgekehrt, war in das Städtchen zurück und in das Judengärtchen geeilt. Sein Töchterchen war ihm vorausgesprungen. Sie kam ihm mit dem Mützchen entgegen, das sie an der Hecke gefunden hatte, jetzt bemerkten sie auch das Loch, durch das der Birrle geschlüpft war, und im gleichen Augenblick hörten sie das Geschrei des Eisenbärle und das wohlbekannte Wimmern des verlorenen Kindes.

Ach, wie erschrak und wie jubelte ihnen das Herz, als sie, über die Wiese laufend, den Eisenbärle in seiner jammervollen Lage erschauten und gleich darauf auch das Kind, wie es über dem Wasser schwebte!

Der Vater sprang in den Bach, der über dem Steg nicht tief war, und nahm dem Eisenbärle sein Söhnchen aus der Hand. Er drückte es flugs an das Herz und reichte es seinem Töchterchen, dann half er dem alten Mann auf die Beine und führte den Zitternden über den Steg und in sein Stübchen beim Samuel Bär am alten Turm.

Der Birrle wurde daheim ausgezogen und untersucht vom Wirbel bis zur Sohle. Aber es fehlte ihm nichts, auch nicht das allergeringste. Ein Schühlein mit samt dem Strumpf war fort, und das grüne Mäntelchen war in zwei Teile gespalten wie der Mantel des heiligen Martinus.

Tiefe Atemzüge, häufige Seufzer und verdutzter Blick waren die einzigen Merkzeichen davon, daß etwas Außerordentliches mit ihm vorgegangen war, und da er sich an dem Rest des Tages überaus sanftmütig betrug, so erhoffte die Mutter von dem Ereignis einen günstigen Einfluß für seinen werdenden Charakter.

Als ihn die Mutter in tiefer Bewegung aus dem Abendbade nahm, hing sie die beiden Hälften des grünen Mäntelchens um das dralle nackte Körperlein. Es sollte sich noch einmal um die bewahrten Gliederchen schmiegen, um dann bei den Reliquien der Familie aufbewahrt zu werden. Die Mutter küßte ihr Birrle auf das gerettete Herzchen, auf das von dem Griff Eisenbärles aufgeschwollene Aermchen, und dann hob sie ihr Kerlchen hoch zum Spiegel empor, damit es sich noch einmal im grünen Mäntelchen schaue. Als er aber sein Bild im Spiegel erblickte, wandte er sein Auge voll Entsetzen weg und klammerte sich um der Mutter Hals.

„Was hast du denn, Liebling? Schau doch, wer ist denn das?“

Da warf er einen ängstlichen Blick nach dem Spiegel und hauchte: „Seehund!“

Die Mutter ahnte den Zusammenhang. Sie tanzte mit ihrem Kindchen im Schlafzimmer auf und nieder, damit es den Eindruck vergessen habe, wenn es sich zum Schlafen lege. Das war denn auch der Fall, und er überwand bald die Furcht vor sich selber, fing an, sich zuzulächeln, und endlich wagte er es auch, festgehalten von der Mutter und sich festklammernd an deren Hemdenpreis, sein Bild im Spiegel zu „eien“.

Und ein merkwürdiger Vorgang vollzog sich in seinem Innern. Das Bild von seiner eignen Persönlichkeit verschmolz mit dem Bilde des Seehunds zu einer Vorstellung, mit der er sich selber meinte, und zugleich ein erhabenes Wesen, das von ihm und mehr noch von andern Ehrfurcht erheischte. Wenn man ihn fragte: „Wer bist du?“ oder: „Wie heißest du?“, dann antwortete er voll Selbstgefühl: „Birr Seehund!“ — und wenn er etwas in Beschlag nahm und zum Zeichen dessen die Hand darauf legte, dann sagte er: „Seehund birr!“ das bedeutete: dies gehört dem Seehund, nämlich mir.

Auch der Eisenbärle nahm von jenem Abenteuer keinen Schaden. Er lebte noch siebzehn Jahre lang frisch und gesund und trug sich sogar noch einmal mit Freiersgedanken. Und warum denn nicht? Hieß er nicht Abraham wie sein großer Vorfahr?

Seine Heldenthat verbreitete einen sonnigen Glanz über den Rest seines Lebens. Er wurde verehrt und geliebt, und eine Weile hindurch verstummte sogar der Kindergesang: „Eisenbärle, kreideweiß ...“, weil die Sänger von Birrles Brüdern gehauen wurden. Aber das Eisenbärle



Aus der

Nach dem Gemälde v



nzosenzeit.

P. F. Messerschmitt.

sagte zu seiner Freundin: „Das andre ist mir lieber als das Wehgeschrei. Ich bin's gewöhnt; es thut mir wohl."

Da wurden Birrles Brüder und später auch der Birrle selbst die Vorsänger, und der Kantus erscholl mit ungeschwächter Kraft, bis der Eisenbärle, nahe an die Hundert alt, mit Tod abging.

Was dankbare Liebe für den blinden Juden erdenken konnte, ward ihm zu teil. Am wohlsten that ihm der Zuspruch seiner Freundin; besonders in den Tagen, wo ihm seine Glaubensgenossen abhold waren, in den Tagen seiner Freierei, war ihm ihr Trostwort eine gute Gabe. Und als endlich der Tod auch an ihn herankam, that es ihm sanft wie ein warmes Streicheln, wenn er zwischen den zitternden Stimmen seiner ehrwürdigen Brudersöhne und den Judenbässen seiner Schwesterenkel die milde Stimme seiner Freundin vernahm. Sie war schon Gattin und Mutter und kam von ihrem Landgut herüber, so oft sie konnte.

In seinen Fieberphantasien erlebte er noch einmal all das Grauen seiner großen Stunde, und es kam ihm vor, als ob er darinnen umgekommen wäre. Mit halb klagender, halb erhabener Stimme sang er vor sich hin:

„Ich bin hinuntergestiegen in die Fluten der Finsternis,
Ich habe das Kind gerettet aus dem Rachen des Todes;
Mein Tod war Simsons Tod.
Wie ein Held bin ich gestorben."

Da reichte ihm seine Freundin den Eierpunsch. Sie hob seinen Kopf mit dem Kissen in die Höhe und sagte: „Eisenbärle, trink einmal!"

Er schlürfte den süßen Trank, dann legte er seine Hand auf ihren braunen Scheitel und sagte: „Du bist ein gutes Kind!"

Seit Menschengedenken war keine solche Judenleiche wie die des Eisenbärle. Die Leiche des reichen Aaron Meyer war nichts dagegen. Von weitem kamen die Leute, um dem Patriarchen der Gegend das letzte Geleite zu geben. Seine Freundin ging mit den Judenweibern bis zum ersten fließenden Wasser, der Birrle aber, der von der Hochschule herübergekommen war, half den Judenmännern das Grab zuschütten droben auf dem Judenfriedhof im weiten, schweigenden Wald.

Er ist später ein braver Mann geworden, und seine Füße laufen noch rüstig in einer deutschen Stadt herum. Wenn er sich einem Fremden vorstellt, sagt er nicht mehr: „Birr Seehund!", aber wenn im Kampf des Lebens die tapfere Stimmung über ihn kommt, die der Deutsche sonst in die Worte kleidet: „Dies ist unser; so laß uns sagen, und so es behaupten!" sagt er heute noch: „Seehund birr!" und legt die Hand darauf.



Ein Vegetationsbild aus den Tropen.

Nennt man die schönsten der Wunderinseln unsers Planeten, so wird Ceylon stets in vorderster Reihe stehen. Das merkwürdigste an ihr ist zunächst ihre geologische Vergangenheit. Vor undenklichen Zeiten erfüllte den Indischen Ozean ein Kontinent, der in der Erdgeschichte als „Lemuria" bekannt ist. Ganz Südindien (Dekkan) mit Ceylon und den jetzt einsam aufragenden Inseln und Inselgruppen gehörten dazu, bis Madagascar hin. Gleich der sagenhaften „Atlantis" lebte es in den Vorstellungen der Einbildungskraft fort, welche dorthin, wo jetzt der Monsun die Tiefen des Meeres aufwühlt, ein irdisches Paradies verlegte. Als der Kontinent Lemuria stückweise in den Ozean versank, blieb das Hochland Dekkan unberührt von dieser Katastrophe. Aber das Meer durchbrach eine schmale, flache Stelle der Südspitze der Halbinsel und schuf auf diese Weise das Juwel Ceylon. Es wurde zur Insel, dann wieder zur Halbinsel und abermals zur Insel. Die Spuren dieses Ringens zeigen sich in der sogenannten „Adamsbrücke", die mit ihren Sandflächen, Untiefen und Klippen das Band zwischen dem Festlande und dem Eilande bildet. Auf dieser Brücke läßt eine uralte Ueberlieferung Adam hinwegschreiten und den „Samanella", das ist den Fels des Berggottes Saman, ersteigen, um von dort aus einen letzten Blick auf das verlorene Paradies zu werfen.

So meinen die Mohammedaner. Die Inder wissen nichts davon und lassen Buddha von jenem Bergesscheitel in die nebelhaften Fernen des Nirwana entschwinden. Noch sieht man auf der Höhe die Fußstapfe des Gottbegnadeten im Fels; sie ist über anderthalb Meter lang und heißt „Sripada", das ist „die Fußstapfe des Glücks". Mit dem Buddhakultus kamen ins Land der sagenhafte Widschaja und seine „Löwen", wie man die Gefährten und Krieger nannte. Daher der Sanskritname des Eilandes, Sinhala dwipa, Löweninsel. Bei den Arabern heißt sie Sailan, die Griechen und Römer nannten sie Taprobane.

Auch das sagenhafte „Ophir", wohin König Salomo seine Schiffe von Eziongeber aus entsandte, hat man zuzeiten nach Ceylon verlegt. Aber die begründete Mutmaßung, daß es sich in diesem Falle um das Land Sofala in Südafrika handeln könnte, da auf Ceylon kein Gold zu finden ist, hat das Bild verschoben. Was aber das Paradies anbetrifft, hatte Adam nicht nötig, übers Meer nach dem fernen Mesopotamien auszuschauen — es lag zu seinen Füßen. Mitten auf der Insel ragt der 2540 Meter hohe Pedrotalagella, und kaum 200 Meter niedriger ist der Berg des Adam. Jetzt wandern jährlich Tausende von Wallfahrern zum hohen Gipfel hinan und suchen den Geist Wischnus, der in Buddha sich inkarniert hatte.

Das ist in kurzen Zügen der kulturgeschichtliche Rahmen zu dieser Insel der Seligen. Der große Lustgarten der Tropen, ein wahrhaftiges Paradies ohne phantastische Zugaben. Wenn die alten atheniensischen Richter, von den Reizen der Phryne bezaubert, sich demütig vor solcher Schönheit beugten,

machen wir eine ähnliche Wahrnehmung mit der Löweninsel. Im Dienste der nüchternen Wissenschaft ergraute Gelehrte lassen der gefesselten Phantasie freien Lauf und schwelgen in dithyrambischen Ergüssen. Mit unwiderstehlicher Macht werden sie vom Tropenzauber ergriffen. Er umhüllt die Insel wie ein funkelnder Schleier, durchflochten von leuchtenden Juwelen. Er liegt auf den schweigenden Höhen mit ihren schwarzgrünen Wäldern, er steigt aus dem blendenden Meere und webt seine Märchen in die feuchten Dickichte. Hier träumt die Natur ihren Schönheitstraum, einen ewigen Frühling, der zu einer phantastischen Sommerpracht aufblüht und wieder in schwellendes Frühlingsahnen zurücksinkt — in Formen und Farben beständig wechselnd, duftend und blühend, im Dämmerlicht der wuchernden Dickichte prunkend oder in Blumenketten empor kletternd an den schlanken Stämmen, leuchtende Lianen, die der glühenden Sonne zustreben. Allenthalben ein dumpfes, heißes Drängen dem Lichte entgegen. Floras Kinder erwachen und sterben in geschwisterlicher Vereinigung.

Aber der ewige Frühling ist nicht allen diesen Kindern der Sonne beschieden. Die Talipotpalme kennt nur einen Frühling, der für sie die Sterbensstunde ist. Mitten aus den kurzen, zierlichen Wedeln steigt der Blütenschaft bis 10 Meter hoch empor, mit Tausenden weißer Blüten bedeckt. Die Dauer eines Menschenlebens war nötig, um diese Pracht zur vollen Entfaltung zu bringen — ein einmaliges Blühen beschert der schlanken Schönen das Ende. Als vornehmste in ihrer Schwestern Kreis hält sie sich meist abseits derselben. Zu Hainen verdichtet finden wir nur die Kokospalme mit ihren meist seitlich geneigten Stämmen, mächtigen Wedeln und großen Fruchtbündeln. Aus ihren zahlreichen langen Blütenrispen entwickeln sich hundert und mehr der großen Früchte, die an der Basis der Krone hängen. Die herrlichen Wedel erreichen mitunter eine Länge von mehr als drei Metern und beschatten die goldgelben Trauben der jungen Kokosnüsse. Sie beschatten zugleich die Hütten der Eingeborenen, und ringsum ist ein Ranken und Klettern von Lianen und Schmarotzern, die alle Lichtungen einnehmen und einen solchen Hain in ein immerwährendes Dunkel hüllen.

Neben der Talipotpalme und der Kokospalme kennt man auf Ceylon auch die Betelpalme (Catechupalme), deren kurzwedelige, buschige Kronen auf niedrigen, schlanken Stämmen ruhen; dann die Kitulpalme mit ihrem dichten Laubwerk und den schweren Trauben der Blütenbündel, und im Norden der Insel die Palmyrapalme, der datteltragende Baum Mesopotamiens. Von besonderem Reiz ist der „Baum des Reisenden“, die Fächerpalme Madagascars, jene merkwürdige „Ravenala“, an deren langen Stielen die ungeheuer großen, vom Winde zerschlitzten und zerfetzten Blätter hängen, ein bis zwei Dutzend an Zahl und in fächerförmiger Anordnung. Allen aber thut es die Latania commersonii L. zuvor, von der ein einziges Fächerblatt zwölf Quadratmeter Fläche und darüber einnimmt. Daneben sind nicht zu vergessen: der eigentümlich geformte Eriodendronbaum mit quirlförmigen


Orchidee (Cattleya Trianae).

Astetagen, Mango und Banane, der Riesenbambus und die Königspalme. Da ist auch Mimosa pudica — bei uns als „Schamhafte Sinnpflanze“ bekannt —, die charakteristischte unter jenen Pflanzen, die für Berührung oder Erschütterung reizbar sind. Wie man weiß, klappt die Mimosa pudica ihre Fiederchen zusammen und senkt die Blattstiele infolge des durch die Berührung hervorgerufenen Reizes. Die Ursache der Bewegung ist ein hochgradiger Spannungszustand in den Bewegungsorganen der Ober- und Unterseite des Blattstieles. Im reizbaren Zustande halten die Spannungen das Gleichgewicht. Uebrigens giebt es verwandte Arten, die gegen die Berührung unempfindlich sind, dagegen auf Lichteinwirkungen derart reagieren, daß sie bei abnehmender Intensität ihre Blätter entweder nach aufwärts oder nach abwärts zusammenklappen. Man bezeichnet diese Erscheinung als „Schlafbewegung“.

Eine phantastische Gesellschaft bilden die Individuen der mancherlei Straucharten. Sie alle prangen in grellen Blütenfarben vom Rosa bis zum Feuerrot mit allen Abstufungen des Grüns

ihrer Belaubung: Euphorbiaceen und Crotonarten, Poinsettia und Acalypha marginata. Um die Hütten schlingen sich die Passifloren und die üppigen Thunbergien und andre Blütenketten, die Veranden schwer überladend, die Dickichte durchwuchernd, grell leuchtend zwischen dem dunkeln Blattgewühl und in den dämmerigen Wölbungen der Laubkronen. Wahrhaft reizend sind die Blütenbestände der Latanien mit ihren feuerroten Büscheln und die gelben Trichterblumen, nicht zu gedenken der unzähligen andern Pflanzengeschlechter, deren Kennzeichnung nach Form und Farbe ein endloses Register füllen würde.

Eine beständige Treibhausluft brütet über diesem Tropengarten. In der Ebene, in den Gärten herrscht dumpfe Schwüle. Bleiern und regungslos hängen die schweren Wolken an den Gehängen des Gebirges. In solchen Erdstrichen geht die Arbeit schwer von der Hand. In paradiesischer Genügsamkeit verbringen die Bewohner ihr Dasein, zufrieden mit dem, was die Natur ihnen in die Hände legt. Ein traumverschlafenes Leben und Weben in Hütte und Busch, am Wasser und im Walde. Auf dem Wasser der Teiche schaukelt die Nelumbia mit Nymphäen andrer Art, indem sie nicht auf dem Spiegel schwimmt, sondern darüber aufragt: der Thron des Lotusgottes Veruna. Da und dort umschweben ihn schwarzflügelige Falter mit karmesinroten Flecken. Den wahren Tropenzauber aber versinnlichen die fliegenden Funken der Lampyriden, wenn sie in dunkler Nacht nach schwerem, kurzem Gußregen in Schwärmen die Schatten mit verschlungenen Feuerlinien durchziehen und einen so intensiven Lichtschimmer um sich verbreiten, daß die grellen Blüten an den Gebüschen sichtbar werden. Nach solcher Durchfeuchtung der Luft haucht die Datura ihren schweren Duft aus, vom Mondlicht beglänzt glimmen die Tautropfen auf den gelben Cassiablüten und auf den Guirlanden von Convolvulus.

Viel gepriesen sind die Reize des Thales von Kandy, der Hauptstadt im Innern der Insel. Dorthin führt die Eisenbahn — eine Lustfahrt, die niemand vergißt, der sie jemals gemacht hat. Es ist ein fortwährendes Schwelgen in all der wundersamen Pracht von Farben und Formen, die dem Auge entgegentreten. Auf dem Wege nach Kandy befindet sich der weltberühmte botanische Garten von Peradenya. Wozu diese Schöpfung? wird man fragen. Ist nicht die ganze Insel eine einzige, unendlich mannigfaltige, von überquellendem Leben strotzende pflanzliche Musterstätte der Natur? Nun, in Peradenya lernt man, was die ordnende Hand des Menschen zu stande bringt, wenn ihr die Natur ihre Mithilfe nicht versagt. Mit Staunen sieht der Besucher die Wunder der systematischen Auslese. Es ist die hohe Schule der tropischen Botanik: eine Versammlung von Baumriesen, wie man sie sonst nirgends auf Erden findet. Dies gilt besonders von den Palmen, die durch reichlich anderthalb hundert Arten vertreten sind; man sieht Ficusriesen, wie sie selbst die ausschweifendste Phantasie nicht zu gestalten vermöchte, Euphorbien von fabelhaften Dimensionen, Bambusschäfte von Kirchturmhöhe. Dazu die unglaublich mannigfaltigen Abstufungen des Grüns, unter dem das blaugrüne Kolorit der Sabalpalme besonders auffällig ist. Die Launen der schaffenden Natur haben dafür gesorgt, daß die botanischen Wunder zu Peradenya auch der Phantastik nicht entbehren. Da stehen sie, die gigantischen Kautschukbäume mit säulendicken Absenkern, die sich wieder dort festwurzeln, von wo



Blüte einer Kokosnusspalme (Cocos nucifera).


Trompetenblume (Datura suaveolens).

der Riese emporgewachsen, aus einem Boden, den mächtige, schlangenartige und zu Tage liegende Wurzeln durchfurchen, von einer Ausdehnung und Mächtigkeit, daß man glauben möchte, dieses merkwürdige Gewächs habe zwei Kronen: eine in den Lüften und eine in der Erde. Von dem mächtigen Blütenstamm der Talipotpalme war schon einmal die Rede, ebenso von der Kitulpalme. Zu Peradenya stehen die auserlesenen Individuen. Wer von tropischer Farbenfülle ein schlagendes Beispiel haben will, sehe sich die Blütenbüschel der Kitulpalme an — einen Meter lang bei einer Dicke von einem Drittelmeter — oder betrachte das Wunder des haushoch emporschießenden „Federbusches", der Tausende von weißen Blüten der Talipotpalme. Alsdann die berauschende Phantastik der Orchideen, die baumdicken Lianen, Bauhinia anguina, Roxb., die merkwürdigen, an Schnüren hängenden Früchte der Kigelia — lange graue Würste —, und was sonst noch in diesem irdischen Paradiese aus dem triebkräftigen Schoße der Erde sprießt: Giftbäume und Vanille, Kampferbäume und Riesenfarne, Malvaceen und die prachtvolle, weltberühmte Allee von Königspalmen.

Sinhala dwipa ist der große Blumengarten des Buddha. Unfern der Stätte der eben geschilderten Pflanzenwunder erhebt sich der berühmte Tempel des Sakjamuni, des Ur-Buddha. Daß die Insel


Mimosa pudica in unberührtem Zustande.


Mimosa pudica in berührtem Zustande.

der Blumen ihrem geistigen Heros Blumenopfer bringt, ist begreiflich. Aber die Pracht des Blumenmeeres, das den Altar des Gott-Menschen überladet, zu schildern, vermöchte die gewandteste Feder nicht.

Namen aufzuzählen, würde den Leser nichts nutzen. Er stelle sich im Geiste mitten in das Duftbad der Tuberosen, in die schneeige Fülle der Magnolienblüten und all der grellen Pracht der Mesuanen, Sonneratien, Plumerien — und er wird sich unversehens in das Märchen verstrickt sehen, das von jenem Fabelkönig Widschaja ausgeht, der vor undenklichen Zeiten aus diesem Boden die sonnige Traumwelt des Nirwana erstehen ließ.

Noch aber sind wir nicht zu Ende. Von der hochgelegenen alten Residenzstadt Kandy führt eine Zweiglinie nach der



Oelpalme (Corypha umbraculifera).

Gesundheitsstation Nuwera-Eliya am Fuße des Pedrotalagella, eine andre nordwärts bis Matalé. Nur wenige Stunden genügen, eine Höhendifferenz von fast anderthalb tausend Metern zu überwinden. Damit muß sich selbstverständlich auch das Vegetationsbild verändern.

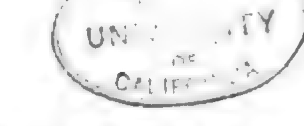
Mit der dumpfen Schwüle des Tieflandes verschwindet das üppige Pflanzenkleid. Reisfelder und Theekulturen, Kaffeebäume und Chinabäume, baumartige Farne vermitteln den Uebergang. An Stelle der Palmen treten Ailanthus und Akazien, an Stelle der Euphorbien blaugraue Eucalypten. Wo sich die Haine zu Wäldern verdichten, starrt eine blauschwarze Wand. Die an den Felsen kletternden, den Boden überwuchernden, die Stämme umschlingenden Gewächse mit



Fruchtverkäufer in Colombo.

Namen zu nennen, frommt dem Leser kaum. Dagegen sei er auf die haushohen Alpenrosengebüsche aufmerksam gemacht, von dunkelster Tönung des Laubes, auf den rotblühenden Rhododendron und das gelbblütige Hypericum und die mancherlei stacheligen und klebrigen Gewächse des ceylonischen Hochlandes.

Wir sind in 1900 Meter Seehöhe und haben den Garten Indiens zu Füßen. Unsre Umgebung aber erinnert uns an den Blütenflor der nordischen Heimat. Den Wechsel der Erscheinungen, zu dessen Vermittlung es auf dem Reisewege übers Meer vieler Wochen bedarf, bewirkt hier eine Eisenbahnfahrt von wenigen Stunden. Am Klubhause zu Nuwera-Eliya ranken die Kletterrosen, in den Blumenbeeten duften und blühen Levkojen und Reseda, Scarlet und Gladiolus. Um die hohen Gipfel lagern sich die schweren schwarzgrauen Wolken, die durch regelmäßige Regengüsse den Tropengarten des Tieflandes neu beleben und in der Kette blühenden Lebens keine Lücke dulden. S. L.



Rauchringe.

Eine weise Lebensregel giebt uns Fr. Bodenstedts Sinnspruch:

„Wer etwas freudig will genießen,
Muß halb dabei das Auge schließen.
Wenn der Havanna reiner Brand
Dir würzig Zung' und Nase prickelt,
So denk nicht an die schwarze Hand
Des Negers, der sie dir gewickelt."

Das ist zweifelsohne richtig, allein wenn wir auch solche unangenehm wirkenden Erinnerungen ausschließen, so regt an und für sich doch das Aufsteigen der wohlriechenden bläulichen Rauchringe zu allerhand Betrachtungen an. Das Rauchen befördert und beschleunigt erfahrungsgemäß den Fluß der Gedanken, und manche Schriftsteller und Denker bedürfen sogar bei ihrer Arbeit der Zigarre oder Pfeife als Erregungsmittel, ohne dessen Hilfe ihnen die Ideen leicht stocken. Es sei uns vergönnt, einzelne Erwägungen, welche die Wölkchen des „narkotischen Giftkrautes", wie Victor Hehn den Tabak nennt, uns eingaben, hier mitzuteilen, und zwar solche, die Bezug haben auf die physiologischen Wirkungen des Rauchens und seine Hygiene.

Die vierte Jahrhundertfeier der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus ist zugleich die der Entdeckung des Tabaks gewesen. Dieser war das erste Wiegenangebinde, das uns die Neue Welt bei ihrem Eintritt in unsern Kulturbereich zukommen ließ. Nachdem er einmal in Europa das Bürgerrecht erworben hatte, hielt er ungemein rasch seinen Siegeszug durch die drei alten Weltteile, und man hat es mit Recht als eine der größten kulturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten bezeichnet, daß dieses fremde Giftgewächs sich die ganze Menschheit unterwerfen und einen Aufwand von Hunderten von Millionen hervorrufen konnte, der, aufgehäuft oder zu produktiven Zwecken angewendet, alle Völker hätte wohlhabend machen können.

Von Anbeginn an rief der Tabakgenuß jedoch auch scharfen Widerspruch hervor; man predigte und eiferte dagegen, so daß sich die Staatsgewalt vielfach zu den strengsten Verboten veranlaßt sah. Trotz alledem nahm seine Verbreitung immer mehr zu; das Rauchen bildet gegenwärtig ein „internationales Laster", und der Tabak ist das einzige, allen Menschenrassen und allen gesellschaftlichen Ständen gemeinsame Genußmittel geworden. Auch die Aerzte und Gelehrten bemächtigten sich alsbald dieses „brennenden Gegenstandes", und man sollte meinen, daß sie bis zur Gegenwart Zeit genug gehabt hätten, um darüber ins klare zu kommen, ob der Tabak schädlich oder nützlich sei. Allein noch immer findet das Für ebenso seine Vertreter wie das Wider, und gehen die Meinungen auseinander.

Für das Schädliche des Tabakgenusses scheint von vornherein zu sprechen, daß dieses Kraut in ganz naher Verwandtschaft steht mit Belladonna, Bilsenkraut, Stechapfel und andern gefährlichen Giftpflanzen, und daß man aus seinen Blättern und Samen das narkotisch-scharfe Gift Nikotin herstellen kann, das selbst in kleinen Dosen fast auf der Stelle tötet. Die ersten Rauchversuche haben ja auch Erscheinungen zur Folge, die an die Wirkungen von Giften erinnern: Kopfschmerz, Erbrechen und Durchfall. Andrerseits aber wissen wir, daß der menschliche Körper sich allmählich und innerhalb gewisser Grenzen auch an Gifte, wie Morphium, Kokain und Alkohol, zu gewöhnen imstande ist, und wenn wir leidenschaftliche Raucher oft bis ins hohe Alter eine Unmenge von Tabak verbrauchen sehen, ohne daß sie schädliche Wirkungen davon wahrnehmen, so drängt sich uns die Vermutung auf, daß die Gewöhnung an diesen Genuß seine Schädlichkeit ganz aufheben oder sie doch stark abschwächen müsse, und das ist auch in der That der Fall.

Man könnte freilich auch annehmen, daß der Tabakrauch überhaupt nicht schädlich sei, indes haben die Versuche Zerlinskis doch nachgewiesen, daß er eine ganze Reihe von Giften enthält. Auch Bourrier, der Inspektor der Pariser Fleischereien, hat auf experimentellem Wege dargethan, daß Fleisch, welches dem Tabakrauch längere Zeit ausgesetzt bleibt, dadurch giftig und für den Genuß gefährlich wird. Besonders das Fleisch von frisch geschlachteten Tieren, und zwar zumal fettes Fleisch, nahm die giftigen Elemente aus dem Tabakrauch am schnellsten auf, desgleichen Hirn, Kalbsmilch, Leber und Herz, Nieren und Lunge. Auch Früchte, namentlich Erdbeeren, Himbeeren und Hülsenfrüchte, unterlagen schädlichen Veränderungen, wenn man Tabaksdampf auf sie einwirken ließ.

Der Tabak enthält neben dem flüchtigen Alkaloid Nikotin noch einen zweiten Giftstoff, das ätherische Oel Nikotianin oder Tabakskampfer; dann Eiweiß, einen kleberartigen Körper, Gummi, Harz, Cellulose, zwei organische Säuren, die Apfel- und die Zitronensäure, und Salze, in erster Linie Kali- und Natronsalze. Befragen wir aber die Chemiker weiter, woraus denn nun die Rauchringe bestehen, die wir so behaglich beim Tabakgenuß in die Luft zu blasen pflegen, so liegen zur Beantwortung unsrer Frage zahlreiche Untersuchungen vor, die freilich in manchen Einzelheiten voneinander abweichen. Für unsern Zweck

wird es genügen, auf die jüngst in der „Schweizer Wochenschrift für Pharmazie“ veröffentlichten neuen Untersuchungen des Chemikers W. Thoms hinzuweisen. Sein Zweck war, einmal den Gehalt des Rauchs und der Asche an Nikotin sowie an Basen und Säuren festzustellen, dann aber auch zu untersuchen, wieviel Nikotin im Zigarrenstummel zurückbleibt, und endlich nachzuweisen, ob Kohlenoxyd und andre, bisher nicht wahrgenommene Giftstoffe in den Rauchringen auffindbar seien. Die Asche stellt die Summe mineralischer Stoffe in der Zigarre dar, die bei dem Verbrennungsprozeß nicht verflüchtigt wurden. Sie bestehen der Hauptsache nach aus kohlensaurem Kalk, kohlensaurem Kali, phosphorsaurem Kalk und phosphorsaurer Magnesia, Chlorkali, kieselsauren Salzen und Kieselsäure selbst. Der Rauch wurde in Röhren, die Soda und Schwefelsäure enthielten, aufgefangen. Die Untersuchung ergab neben dem Vorhandensein von Wasserdampf und Kohlenstoff auch das von Nikotin, Ammoniak und von den aus der Zersetzung des Nikotins hervorgehenden sogenannten Pyridinbasen (Pikolin, Lutidin, Kollidin), deren physiologische Wirksamkeit jedoch bedeutend geringer ist als die des ursprünglichen Giftes. Zu diesen basischen Verbindungen kommen Kohlen- und Buttersäure, während Blausäure, von der man früher Spuren gefunden haben wollte, nicht wahrzunehmen war. Was nun das Nikotin, diese dem Tabak ganz eigentümliche Verbindung, betrifft, so muß zunächst konstatiert werden, daß sein Gehalt bei den verschiedenen Sorten ganz erheblich schwankt. Er beträgt beispielsweise — wenn der Tabak bei 100 Grad Celsius getrocknet wurde — bei reinen Havannamarken unter 2 Prozent, beim Pfälzer und Elsässer Tabak über 3, beim französischen 5 bis 8 Prozent, je nach dem Orte der Herkunft, und bei den bekannten Virginiazigarren fast 10 Prozent.

Nach Thoms' Ermittelungen gehen in den Rauch etwa drei Viertel von dem Nikotingehalt einer Zigarre über, wohingegen das letzte Viertel im Zigarrenstummel zurückbleibt. Während der Verbrennung verwandelt sich, wie schon bemerkt, das Nikotin zum Teil in Pyridin und verwandte chemische Stoffe. Außerdem bildet das giftige Kohlenoxyd einen nicht unbedeutenden Bestandteil des Rauches, der bei Zigarren 6,8 Prozent und beim Pfeifenrauch 2,5 Prozent beträgt. Endlich haben die neueren Untersuchungen noch einen früher unbeachtet gebliebenen öligen Stoff nicht basischen Charakters entdeckt, der sich im Verhältnis von 6 g auf 15000 g Tabak findet. Er ist von dunkler Färbung, balsamartig; sein Geruch erinnert an das Oel der Kamille. Ammoniak, das gleichfalls im Rauch vorhanden ist, wird wahrscheinlich durch die Gärung des Tabaks erzeugt. Vermischte man die Schwefelsäure, in die der Rauch hineingeleitet worden war, mit Aether, so bildete sich eine ungemein giftige Flüssigkeit von dunkler Farbe und betäubendem Geruch. Außerdem ließ sich eine Verbindung der Phenolgruppe herstellen, die kreosotähnlichen Geruch hat, Stickstoff und Schwefel enthält und Kopfschmerzen, Erbrechen und so weiter erzeugt. Aus diesen Untersuchungen scheint in Uebereinstimmung mit den früheren von Paschkin und andern Forschern hervorzugehen, daß die schädlichen Wirkungen des Tabakrauchs weniger auf das Nikotin als vielmehr auf das Kohlenoxyd und ganz besonders auf die darin enthaltenen giftigen, flüssigen Oele zurückzuführen sind.

Wohl jeder Raucher erprobte schon an sich selber, wie übel schlecht brennende Zigarren bekommen; es läßt sich daraus schließen, daß diese Giftstoffe bei schlechtem Brande sich besonders reichlich entwickeln. Will man eine solche fehlerhaft gewickelte Zigarre überhaupt rauchen, so helfe man nach, indem man nach entfernter Spitze inmitten der Schnittfläche eine starke Nadel vorsichtig, um das Deckblatt nicht zu beschädigen, hineinbohrt und dann wieder herauszieht, wodurch dem Rauch ein Weg gebahnt wird. Nebenbei bemerkt, soll man die Zigarrenspitze nie abbeißen, sondern stets abschneiden, und zwar nicht allzu sparsam. Auch rauche man nie eine Zigarre ganz zu Ende, denn je kürzer sie wird, desto schwerer und schädlicher wird sie auch.

Uebrigens weiß der erfahrene Raucher, daß die Bekömmlichkeit einer Zigarre noch von verschiedenen andern Ursachen abhängt. Feuchter Tabak bringt einen dichten, unangenehm scharfen Rauch hervor; man rauche deshalb nur Zigarren, die nötigenfalls an trockenen, jedoch nicht warmen Orten ausreichend abgelagert sind. Sogar bei feuchtem Wetter schmecken und bekommen gewisse Zigarren nicht; zumal feine Sorten können dem Kenner als eine Art Barometer dienen. Manche Zigarren, die im Freien gut vertragen werden, verursachen, im Zimmer geraucht, Unbehagen. Eine jede „Rauchrolle“ büßt endlich von ihrem Aroma ein, sobald die Asche unmittelbar vor der brennenden Stelle abfällt. Vielleicht kommt dies daher, weil die Asche eine Kruste bildet, die den Wohlgeruch nicht nach vorn hin entweichen läßt, so daß ihn der Raucher am Mundstück einsaugt; oder aber weil diese Kruste wie ein Filter wirkt, worin die äußere Luft viel von ihrer Feuchtigkeit verliert, so daß die Verbrennung sich regelmäßiger vollzieht und der Duft der inwendig trocken bleibenden Zigarre seine volle Reinheit bewahrt. Eine ausgegangene Zigarre, die längere Zeit kalt dagelegen hat, wieder anzuzünden, ist eine üble Art von Sparsamkeit, weil sie auf der Zunge beißt und übel riecht. Alles das spricht dafür, daß die Wirkung des Tabakrauches auf den Körper je nach Umständen eine ganz und gar verschiedenartige sein kann.

Wie Generalarzt z. D. Dr. H. Frölich in einer Abhandlung im „Zentralblatt für Gesundheitspflege“ hervorhebt, werden die bekannten Vergiftungserscheinungen, die den Anfänger bei seinen ersten Rauchversuchen befallen, für gewöhnlich nicht durch den auf dem Wege der Atmung in den Körper gelangenden Tabakrauch hervorgerufen. Die Tabakvergiftung wird auch keineswegs durch Erscheinungen an den Lungen (Atembeschwerden, Husten und dergleichen) gekennzeichnet, sondern sie vollzieht sich auf dem Wege der Verdauung. Die Verbrennungs- und Verkohlungserzeugnisse des Tabaks schlagen sich auf der Schleimhaut des Mundes, des Rachens, der Nase des Rauchers nieder und gelangen mit dem Speichel in den Magen. Man soll deswegen die Zigarren mit den Lippen und zwar möglichst trocken halten, nie aber mit den Zähnen, weil durch das Zerkauen viel mehr brenzliche Produkte hinuntergeschluckt werden; auch die Benutzung einer Spitze empfiehlt sich aus diesem Grunde, obwohl die echten Raucher meist nichts davon wissen mögen.

Wer nicht der leidigen Unsitte huldigt, den Rauch tief in die Lungen einzusaugen, wie das namentlich viele Zigarettenraucher thun, bei dem bleibt, wie Frölich weiterhin ausführt, der Tabak

in der Mund-, Nasen- und Rachenhöhle und kann sich hier überall niederschlagen. Durch Unvorsichtigkeit können auch wohl Bestandteile des feucht gewordenen Tabakrestes, zumal Blattteile, in die Mundhöhle gelangen; diese enthalten meist größere Mengen Giftstoff, weil der Rauch lange Zeit seinen Weg nach rückwärts durch den noch ungerauchten Tabak nahm und dabei von jenem dort ablagerte. Doch haben alle jene Stoffe auf den Schleimhäuten keine bleibende Stätte, sondern werden durch den infolge des Ammoniaks vermehrten Speichel mit der nächsten Nahrungsaufnahme in den Magen befördert. Es kann daher nicht ausbleiben, daß dieser in Mitleidenschaft gezogen wird, so daß unter Umständen ein chronischer Magenkatarrh sich entwickelt.

Ins Blut übergeführt, vermögen die im Tabakrauch enthaltenen Giftstoffe bei manchen Rauchern eine Reihe von Krankheitserscheinungen hervorzurufen (Schwindel, Schlaflosigkeit, Gedächtnisschwäche, Nebelsehen, Schwachsichtigkeit, Gemütsdruck und so weiter); eine mitunter vorkommende Erscheinung ist das sogenannte „Tabakherz“, woran auch der ermordete Präsident Mac Kinley gelitten hat, der täglich 18 bis 20 Cigarren rauchte. Mit Recht wies daher Sanitätsrat Dr. Fürst-Berlin auf dem jüngst in Hamburg abgehaltenen 73. Deutschen Naturforscher- und Aerztetag auf die chronischen Intoxikationen hin, die durch Mißbrauch eines so stark wirkenden Alkaloids, wie des Nikotins, hervorgerufen werden können. Auf der andern Seite giebt es indes auch genug Gewohnheitsraucher, die von jeder Störung ihres Allgemeinbefindens frei bleiben. Der echte Gewohnheitsraucher empfindet sogar Unbehagen, wenn er das geliebte Kraut entbehren muß, obschon das Rauchen an seinem Körper krankhafte Veränderungen hervorgerufen hat. Teilweise sind das allerdings rein örtliche Erscheinungen, wie die Verdickung der Schleimhäute der Lippen, der Mundhöhle und der Nase, wodurch sich die Verschlechterung des Geschmacks und Geruchs beim Rauchen erklärt. Mit dem eingeatmeten Luftstrom gelangen nun allerdings auch gewisse Rauchmengen in die Lungen, die dort gleichfalls die Schleimhäute reizen können, so daß ein gelinder Entzündungszustand eintritt, den der Auswurf bekundet. Bei dazu Veranlagten sind dann auch ernstere Folgekrankheiten nicht ausgeschlossen.

Der Tabakgenuß, zumal das übertriebene und das zu früh angefangene Rauchen vermag also zweifellos gesundheitsschädlich zu wirken; auf der andern Seite wirkt mäßiger Tabakgenuß aber auch wohlthätig in gewissen Beziehungen, in erster Linie auf das Gehirn und das ganze Nervensystem. Bismarck hob das Jules Favre gegenüber hervor, als dieser bei den Friedensverhandlungen als Nichtraucher eine ihm angebotene Havanna ablehnte. „Wenn man eine Unterhaltung beginnt,“ sagte der Eiserne Kanzler zu dem Franzosen, „die zuweilen zu Erörterungen führt, Heftigkeiten in der Sprache hervorruft, so ist es besser, wenn man beim Sprechen raucht. Wenn man raucht, sehen Sie, so lähmt die Zigarre, die man in der Hand hält und die in den Händen wirbelt, ein wenig die physischen Bewegungen. Moralisch, ohne uns in irgend einer Weise unsrer geistigen Fähigkeiten zu berauben, beruhigt sie uns. Die Zigarre ist eine Ablenkung; dieser blaue Rauch, der in Spiralen emporsteigt und dem man wider Willen mit den Augen folgt, erfreut Sie, macht Sie versöhnlicher.“

Maßhalten ist aber, wie nochmals betont sei, die erste Regel. Ferner rauche man nicht vor dem Frühstück bei nüchternem Magen und ebenso wenig bei körperlichen Anstrengungen. Verpönt sei das Rauchen durch die Lungen, und an Atem- oder Verdauungskrankheiten Leidende sollten überhaupt nicht rauchen. Wer dies alles beherzigt, wird bei der Betrachtung selbsterzeugter Rauchringe mit dem „lachenden Philosophen“ vergnüglich ausrufen können:

„Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht,
Der Rauch mir um die Nase zieht,
Da fang' ich an zu lachen,
Vergesse alles Leid geschwind
Und denk': wie Rauch vergänglich sind
Auch alle andern Sachen.“

Fr. Regensberg.

Herbst.

Nun schaukelt von des Lebens Baume
Blättlein um Blättlein still herab,
Und müd vom alten Glückestraume
Gräbt wieder sich ein Jahr sein Grab.

Ich hab' gesehn, wie aus der Hülle
Im Lenz die erste Knospe sprang,
Und wie der Frühlingsblumen Fülle
Sich breitete den Weg entlang, —

Und wie aus dunklen Heckenzweigen
Der Sommerrosen Pracht geglüht, —
Ach, — keine Knospe ward mein eigen, —
Und keine Ros' hat mir geblüht.

Nun gab der Herbst die reiche Spende
In vollen Früchten goldig-schwer! —
Ich falte stille meine Hände,
Denn meine Hände blieben leer.

Aug. H. Plinke.



Schmidtchen.

Novelle in Briefen. Von **Grete Olden.**

Charlottenburg, 19. März.

Liebste Marianne!

Darf man noch sentimental sein mit dreißig Jahren? Eine dumme Frage, nicht wahr? Denn ich zähle dreißig Jahre, zweiunddreißig Jahre sogar, und ich bin sentimental. Ihr habt mich in den acht Wochen, die ich bei euch verbracht habe, zu sehr verwöhnt. Du und Dein guter Fritz und eure musterhaften Dienstboten und eure amüsanten Freunde — und euer ganzes liebes, berauschendes Paris.

Ach, hätte ich mich niemals mit philosophischer Lektüre beschäftigt! Von selbst wäre ich nie auf den Unglücksgedanken gekommen: „Man muß aufhören, sich essen zu lassen, wenn man am besten schmeckt."

Denn es entstehen da die schwierigsten Fragen. Zum Beispiel: Wann schmeckt man am besten? Wem schmeckt man gut? Schmeckt man überhaupt gut? — und so weiter. Und was für Konflikte beschwört das Wort herauf! Es stachelt Dich an, Dich Deinen Mitmenschen in der allerappetitreizendsten Form zu präsentieren, und erreichst Du das, beißt wirklich einer an — dann mußt Du gleich wieder „aufhören, Dich essen zu lassen".

Ich habe nun den Eindruck, als ob mein diesmaliger Pariser Aufenthalt unter einem günstigen Stern gestanden hätte. Euer behagliches Haus, nette Bekanntschaften, interessante Theaterabende, ein paar gutsitzende Kleider ... Auch mit dem Französischen ging es recht leidlich, ich fing schon an, hie und da einen eignen Gedanken aussprechen zu können, war ganz nahe am Witzigsein ... Da muß mir in einer grüblerischen Stunde dieser Nietzschesche Imperativ ins Herz klingen — und da hast Du den eitlen Grund für meinen schnellen Abschied.

Ganz gegen meine Gewohnheit hab' ich die Blumen, die ich zur Abreise bekam, bis nach Berlin mitgenommen. Sie haben mir in dem engen Schlafcoupé Kopfschmerzen verursacht und erfüllen jetzt mein Zimmer mit einem matten Duft. Aber sie erinnern an liebe Menschen, an frohe Stunden, ich hab' noch nicht das Herz, sie hinaustragen zu lassen. Kurzum — ich hab' ein schweres Herz — eben, wie gesagt, sentimental ...

Hier hab' ich alles in schönster Ordnung vorgefunden.

Fräulein Gustava stand mit ihrem ewigen vergnügten Lächeln auf dem Bahnhof. Sie hat ihre freie Zeit benutzt, den hübschen Hut, den ich ihr zu Weihnachten geschenkt hatte, durch eine rote Seidenkokarde zu entstellen, ihr abgetragenes schwarzes Jäckchen mit grauem Wollkrimmer zu besetzen und sich das Pudern anzugewöhnen. Ihre lustige Stuppsnase ist jetzt von einer dichten Mehlschicht überzogen.

Ich erinnere mich noch eurer lächelnden Fragen: „Wer ist denn eigentlich dieses schillernde Juwel?"

Das treue Gustävchen ... Ja, seit Jahren bin ich immer wieder in Verlegenheit, unter welchem Titel ich sie präsentieren soll. Gesellschafterin? — Das stellte meiner Anspruchslosigkeit ein zu glänzendes Zeugnis aus. Sekretärin? — Ich bin froh, wenn ich eine Stunde damit ausfüllen kann, einer befreundeten Seele zu schreiben, und die paar geschäftlichen Briefe, die die Hinterlassenschaft meines Mannes noch manchmal erfordert, könnte ich ihr nie überlassen. Als „armes Tierchen" aber kann ich sie doch nicht gut vorstellen. Und sie ist wirklich nichts andres als das. Sie erscheint zwischen zehn und elf Uhr morgens mit den Allüren pünktlicher Dienstbarkeit und kehrt am Abend — wie nach vollbrachtem Tagwerk der Gerechte — zu ihrer alten Mutter zurück. Ihrer Gesellschaft bei Tisch dank' ich es, daß die Schüsseln nicht nahezu ebenso voll, wie sie hereinkommen, in die Küche zurückgehen, sie verkramt mir meine Bücher und Noten und bereitet mir nachmittags einen Thee, der entweder zu stark und zu kalt, oder zu dünn und zu heiß, oder zu stark und zu heiß, oder zu dünn und zu kalt, jedenfalls nie ein Normalthee ist.

Ich könnte ihre Leistungen füglich entbehren. Aber wo soll man ein zweites Haus finden, in dem ihre Gaben wieder so zur Geltung kämen wie bei mir?

Minna hatte, trotz meiner steten flehentlichen Bitten, eine Guirlande mit „Herzlich willkommen" an der Entreethür angebracht und einen mächtigen Kuchen zum Empfang gebacken. Sie geht auf meine Ernährungstheorie: „Viel Gemüse, viel Obst, wenig Fleisch, keine Suppe, keine Süßigkeiten" absolut nicht ein. „Essen gnädige Frau man, das macht nicht stark," damit unterwirft sie mich einer feeding cure. Sie hat natürlich „gründlich reingemacht". Ich wage gar nicht, meine Etageren mit dem Meißner anzusehen.

Draußen regnet es — ich kann nicht einmal meinen Spaziergang den Kurfürstendamm hinunter machen. Bei euch scheint gewiß die Sonne. Und ihr sitzt in eurem hellen Speisezimmer beim Frühstück. Nachher geht Dein Fritz in sein Bureau, und Du machst Besorgungen. Und zum Thee kommen die Durand oder Georges Benoit. Ach, denkt ein bißchen an mich, sprecht noch ein bißchen von mir!

Der interessante Spanier, den Du in der letzten Minute vor Abfahrt meines Zugs im Neben-

kompartiment entdeckt hattest, war, wie sich kurz nachher — infolge einer während des Diners im Speisewagen von ihm laut geführten Unterhaltung — ergab, ein Fabrikbesitzer aus Posen. Und er hatte an der Grenze einen wildbewegten Auftritt mit dem Zollbeamten wegen der Versteuerung eines Stückes Seidenstoff, das er zu einer Bluse für seine Frau als „Rest" gekauft hatte. Er glaubte, mit dem Zauberwort „Rest" die Zollfreiheit erwirken zu können und wandelte in tiefster Verstimmung in den Coupégängen umher, als ihm das nicht gelungen war.

Grüße alle lieben Freunde. Sage Deinem Mann noch herzlichen Dank für seine Freundlichkeit ... Dir kann ich nicht danken — nicht mit schönen Worten wenigstens. — Komm bald einmal zu mir nach Berlin, dann sollst Du sehen, wie gut ich es bei Dir gehabt habe. Es küßt Dich

Deine Hanna.

*

Charlottenburg, 22. März.

Liebste Marianne!

Als ich vorhin meine Schreibmappe aufräumte, kam mir das kleine Heft in die Hand, in das ich, mit von Dir oft neckend konstatierter Pedanterie, den Verlauf meiner Pariser Tage eingetragen habe.

Unwillkürlich mußte ich an meine hiesigen Diarien denken. In Paris heißt es oft viele Tage nacheinander: „Dejeuner — zu Haus. Diner — zu Haus. Abends — ruhig zu Haus." Hier in Berlin dagegen? „Zu Tisch bei Ollenbergs, dann Grünfeldkonzert, nachher in größerer Gesellschaft im Bristol." Oder „Vormittags Rendezvous mit den beiden Schneiders bei Keller und Reiner, Frühstück bei mir, five o'clock bei Frau Lenz, abends Deutsches Theater."

Aber das ewige „Zu Haus" in Paris — das war eben euer home mit all seinen feinen und vornehmen Anregungen. Und die ununterbrochene Kette von „Vergnügungen", die ich hier abhasple — die läßt mich müde und unzufrieden.

Ich kann mich noch gar nicht wieder in mein Alltagsleben zurückfinden. Du siehst, ich habe nicht einmal die Bestätigung meines ersten Briefes an Dich abgewartet, um Dir wieder zu schreiben. So ganz bin ich noch mit allen Gedanken bei euch. Schreib mir bald. Du thust damit einen wahren Freundschaftsdienst

Deiner armen Hanna.

*

Charlottenburg, 2. April.

Nein, Mariandel, ganz so dumm, wie Du meinst, bin ich doch nicht. So: immer nur die dupe. Wenn ich mich von Minna tyrannisieren lasse und Fräulein Gustava Klein mit Geduld ertrage, so weiß ich ganz gut, warum.

Minna hat mich lieb! Ganz richtig von Herzen lieb. Und ich weiß nicht viel Personen aufzuzählen, von denen ich das noch sagen könnte. Du — Du lebst ja so weit von hier. Und mein Bruder — der einzige mir nahestehende Mensch — ist nun seit siebzehn Jahren in Buenos Aires. Ich muß immer ein kleines, heimliches Register führen, um mich bei unserm Zusammentreffen in seinen Verhältnissen au fait zu zeigen. In seinem Landhaus scheinen die Menschenkinder wie tropische Blumen zu erwachsen und zu vergehen. „Unser lieber kleiner Ricardo, den wir im Herbst verloren haben ..." „Meine gute Mercedes hat mich im Mai mit einem prächtigen Zwillingspärchen beschenkt." Derartige Einschaltungen finden sich in allen Briefen, in allen Gesprächen. Bestehend im Wechsel bleibt nur die gute Mercedes, die es noch nie hat ermöglichen können, ihren Mann nach Europa zu begleiten, „Du begreifst, in ihrem Zustand ..." — und das unerschütterliche Vertrauen Edgars, „ganz zuversichtlich" im nächsten Jahr als Millionär in die Heimat zurückzukehren: „Dann bauen wir uns eine nette Villa am Rhein oder in Thüringen. Und das schönste Zimmer im ganzen Haus wird ein Gastzimmer für meine Hanna."

Und die Verwandten meines seligen Mannes — die glorreichen Wesenbergs? Er hat schon vor der Verheiratung nicht viel mit ihnen verkehrt — später nahezu gar nicht mehr. Du hast sie ja auch gesehen, damals bei seinem Begräbnis, mit ihren blankgebürsteten Cylindern, ihrem Geheimratslächeln und der feierlichen Ergriffenheit. Sie laden mich so ein- bis zweimal in jedem Jahr ein, ihre blassen Frauen mit den glattfrisierten Köpfen und den nicht gut soignierten Händen nennen mich „mein liebes Kind" und drücken mir zum Abschied einen Kuß auf die Stirn, der erst, wenn ich wieder in meinem gemütlichen Toilettezimmer das hochschließende dunkle Seidenkleid ablegen darf, ganz zerschmilzt. Und sie kennen nur ein Thema: die Familie Wesenberg. Das wird in allen Variationen durchgenommen. Und aus jeder klingt es mir entgegen: Du bist ihrer nicht würdig.

Dagegen Minna!

Wenn ich im Winter erfroren nach Hause komme und sie zieht mir die Stiefel aus und nimmt meinen Fuß in ihre roten warmen Hände und sieht zu mir auf: „Nee, aber auch so kalt" — dann liegt darin so viel zärtlicher Vorwurf für mich, die ich mich weigere, „orntliche" Wollstrümpfe zu tragen, und eine so ernste Anklage gegen den Schöpfer, der einen Winter gemacht hat, in dem *ihre* gnädige Frau frieren muß. — Und das leuchtende Grinsen, mit dem sie mir stets die Thür aufmacht ... Ach, es ist so gut, wenn man sicher weiß: es freut sich jemand über dein Heimkommen.

Gustävchen gar — die ist mir einfach unersetzlich. Wenn ich die mit ihrem hastigen Nichtsthun nicht um mich hätte, dann könnte ich mir ja niemals einreden, daß ich eigentlich eine zielbewußte, ein verständiges Leben führende Frau sei. Neben ihrer Selektabildung bin ich von profunder Gelehrsamkeit, neben ihren weiblichen Handarbeiten scheinen meine Zeichenversuche Hervorbringungen eines Genies.

Stelle dir vor, wenn ich einer wirklich

tüchtigen Person in die Hände gefallen wäre! Wo bliebe da mein bißchen Lebenslüge?

Und auch die öde Geselligkeit, über die ich mich stets beklage. Zwingt mich denn etwas, sie mitzumachen? Glaube mir, all die Menschen, die auf die Dauer irgend etwas gegen ihren Willen thun — ja, die wollen eben gegen ihren Willen leben ...

Ich fange an, Sommerreisepläne zu machen. Sage vorläufig jedem Menschen, daß ich an irgend einen einsamen Ort gehen werde, in ein ganz unwahrscheinliches Schweizerdorf oder noch unentdecktes englisches Seebad. Zum Schluß werde ich dann nach Kissingen und Norderney fahren — wie alle Jahre.

Gestern kündete uns Frau André-Scholl an, daß nur noch drei Sonnabende bei ihr stattfinden würden. Sie reist am ersten Mai nach Triest zu ihrer Tochter. Das wurde wie eine schreckensvolle Trauerbotschaft aufgenommen. Trotzdem die hellen Nachmittage draußen schon recht empfindlich mit dem schwerduftenden, rosigen Halbdunkel in den überfüllten, überheizten Zimmern kontrastieren. Trotzdem alle erdenklichen Salonsensationen fürs erste erschöpft scheinen.

Man hat an Frau André-Scholls offenen Sonnabenden einen Tenor entdeckt, eine spiritistische Sitzung abgehalten, in der man, nach allseitiger Versicherung, bis zu schwachen, aber unverkennbaren Lichterscheinungen gediehen war, einen jungen rumänischen Dichter in unverständlichem Französisch eine conférence über „Gerhart Hauptmann und Buddha" halten hören ... ein Kindermenuett ist getanzt worden, man munkelt von einer Ehescheidung, zu der der Keim im chinesischen Salon gelegt sein soll — und einmal ist die ganze Gesellschaft mit Magnesiumblitzlicht für eine illustrierte Wochenschrift photographiert worden. Frau André-Scholl kann also zufrieden sein.

In den acht Wochen meiner Abwesenheit haben sich natürlich wieder verschiedene fremde Elemente angegliedert. Eine portugiesische Familie, bestehend aus einer voluminösen Mutter mit leuchtenden pechschwarzen Augen, und drei ätherischen Töchtern mit verschleierten pechschwarzen Augen, ein livländischer Baron, der auf dem Auswärtigen Amt arbeitet, und verschiedene Jünglinge mit ängstlich hohen Kragen und breiten Krawatten, die in den Ecken Sandwiches konsumieren und bei genauerer Bekanntschaft in „außergewöhnlich begabte junge Maler" und „außergewöhnlich begabte junge Musiker" zerfallen.

Die außergewöhnlich begabten jungen Musiker haben alle eine hochdramatische, einaktige Oper gedichtet und komponiert, die in der nächsten Saison „bei Hochberg" aufgeführt wird. Die außergewöhnlich begabten jungen Maler veranstalten demnächst eine Sonderausstellung in einem demnächst neu zu eröffnenden Kunstsalon.

Ich ziehe die Maler vor. Die Musiker sind beim geringsten Anlaß bereit, „Bruchstücke zum besten zu geben ..."

Hast Du schon je darüber nachgedacht, warum grade die Komponisten so gern und dabei so ganz besonders schrecklich singen? Und weshalb sie darauf bestehen, bewegte Ensemblesätze durch zwei auf den Tasten herumrasende Hände, zwei den Boden stampfende Füße, wildes Lockenschütteln und eine Mischung von Indianergeheul und dem Trillern einer geborstenen Flöte zu veranschaulichen?

Unter den Malern ist übrigens ein netter und bescheidener junger Mann. Ein Herr Schmidt aus Weimar.

Du kennst meine alte Behauptung, daß alle Deutschen entweder aus Weimar sind, oder eine Zeitlang in Weimar gelebt haben, oder nächstens mal nach Weimar gehen wollen, oder zum allerwenigsten einen alten Onkel in Weimar haben. Ich, als zur zweiten Kategorie gehörig, beherrsche den Unterhaltungsstoff Weimar mit erstaunlicher Virtuosität. Ich bin stets im stande, vom Erklingen des Namens an fünfzehn bis zwanzig Minuten lang belehrend und unterhaltend über die Fürstengruft, Goethes Gartenhaus, die elektrische Straßenbahn, Euphrosyne, Raumers Konditorei am Markt, das Denkmal „Genio huius loci" und das Cranach- und Schillerhaus zu schwatzen.

Da der kleine blasse Herr Schmidt grade ziemlich vereinsamt auf einem unbequemen Taburett voltigierte, vergeblich um einen Vorwand bemüht, aufzustehen und sich unter das Treiben des Volks zu mischen, so winkte ich ihn zu mir, bat ihn, mir eine Tasse Thee zu holen, und da er dann wiederum keinen plausiblen Grund fand, von meiner Seite zu entschwinden, schlug ich, im Gefühl meiner Meisterschaft, breit und voll das Thema Weimar an. Aber siehe da, ich gedieh in der Ausführung nicht weit. Der kleine Herr Schmidt unterbrach eine meiner schönsten Satzperioden mit einem melancholischen „Ja, es ist ein entsetzliches Nest, ein stumpfsinniges Dorf, ein trister Weideplatz für zweibeiniges Hornvieh", und setzte dann mit erstaunlicher Wortgewandtheit auseinander, daß ein mehr als einjähriger Aufenthalt in Weimar ein uneinbringliches Manko in der geistigen Entwicklung zurücklassen müsse.

„Ja, aber Sie ...?"

„Ich — ich bin bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahr nicht aus Weimar herausgekommen. Besuchen Sie mich einmal in meinem Atelier — und Sie werden zugeben, daß ich meine Heimat richtig beurteile."

Beim Fortgehen fragte ich Madame André-Scholl: „Was malt der kleine Schmidt eigentlich?"

„Symbolische Darstellungen — Gestaltungen Nietzschescher Probleme. Er soll sehr talentvoll sein. Finden Sie nicht, daß er wie ein kranker assyrischer Königssohn aussieht?"

„So genau hab' ich mir das Miniaturmännchen nicht betrachtet."

Rätst Du mir, den pfauenblauen Seidenstoff, den wir im Louvre gekauft haben, zu einer Frühlingsbluse zu verwenden? Oder soll ich ihn zum Futter für das hellgraue Velvetjackett nehmen?



Die Neider.

Nach dem Gemälde von H. Weczerzick.

Den Plan, ihn zu einer Steppdecke zu benutzen, habe ich aufgeben müssen, dazu ist er zu wenig schmiegsam. Es küßt Dich Deine

Hanna.

*

Charlottenburg, 15. April.

Liebste Marianne!

Du hast ganz recht, man sieht sich eine pfaublaue Seidenbluse sehr schnell über, wohingegen als Futter . . .

Herr Schmidt sagte neulich auch: ich müsse eigentlich nur Weiß oder Schwarz — in seltenen Ausnahmefällen vielleicht Grau tragen.

Er hat mir nämlich einen Besuch gemacht, der kleine Schmidt.

Ich hatte ihm von meinem Hellen gesprochen, den wollte er gern sehen. Er stand lange still davor, dann sagte er aus tiefster Seele: „Höchst anständig, höchst anständig — und vollkommen unähnlich. Ja, wenn Sie so aussähen! . . . Aber famos gemacht."

Fräulein Gustävchen fand das unhöflich von einem so jungen Menschen. Mein Gott, muß man denn zu mir schon unbedingt höflich sein?

Wir haben jetzt schon sehr warme Tage, mittags blendenden Sonnenschein, abends bläulichen Nebel, der nach jungem Laub riecht. Ich mache viele und weite Spaziergänge, meistens allein. Bei Gustävchen hat sich eine neue liebenswürdige Eigenschaft herausgebildet: sie hat ein Hühnerauge und humpelt nach zehn Minuten jämmerlich neben mir her. Ich schicke sie dann in einem Taxameter nach Haus und fühle mich eigentlich behaglicher.

Manchmal trinke ich draußen in der Grunewaldkolonie in einer kleinen Konditorei eine Tasse Kaffee. Sehr groß und sehr schlecht. Die dicke Konditorsfrau scheint Mitleid mit meiner Einsamkeit zu haben. Sie zeichnet mich wenigstens immer durch eine kleine Ansprache aus. Und erzählt mir — immer mit den gleichen Worten —, daß vor nun beinahe einem Jahr die Kaiserin einen Dragant-Osterhasen bei ihr gekauft habe: „. . . Ich sehe draußen einen prachtvollen Wagen halten und denke doch nicht im Traum, daß mir das gilt, da tritt schon der Lakai in die Thür. Un sie sitzt im Wagen und zeigt mit dem Finger grade auf unser Schaufenster. Und ihr kleines Mädchen, die Prinzessin, war auch mit . . . Möchten Sie vielleicht noch ein bißchen Sahne? Die Spritzkuchen sind heute auch frisch."

Ich habe auf den Nibelungencyklus im Opernhaus abonniert. Ich geniere mich nicht, heute noch für Wagner zu schwärmen, und es ist auch recht angenehm, wenn man so vier sicher besetzte Abende vor sich hat. Grüße Georges Benoit sehr herzlich wieder. Ja, ich komme im nächsten Winter bestimmt nach Paris.

Deine Hanne.

*

Charlottenburg, 18. April.

Ach, liebste Marianne, was erlebt man für merkwürdige Ueberraschungen!

Das klingt vergnügt, nicht wahr?

Es handelt sich aber durchaus um nichts Vergnügliches.

Also gestern abend: Rheingold. Ich hatte nur mein schwarzes Spitzenkleid angezogen. Du weißt ja, daß wir hier pietätvoll genug sind, die Oper ohne Zwischenakt zu geben. Die Vorstellung ist daher auch schon vor zehn Uhr zu Ende. Was sich die Berliner Droschkenkutscher aber nicht merken wollen. „Wagner, das wird gegen zwölfe," das ist nun mal ihre Ansicht. Wir standen also, ein ratloses Menschenhäuflein, gegen zehn vor dem Opernhaus. Weit und breit kein Wagen zu erblicken. Als beherztes Weib fasse ich den Entschluß, bis zum nächsten Droschkenstandplatz zu Fuß zu gehen. Ich wandre eilig gegen die Behrenstraße zu, schräg über den Opernplatz. Es ist nicht sehr hell da, und ich schrak doch ein bißchen zusammen, als unvermutet dicht neben mir eine tiefe Männerstimme „guten Abend, gnädige Frau," sagte, beruhigte mich aber sofort, als ich den kleinen Schmidt erkannte, der in dem dämmerigen Laternenschein blasser, magerer und melancholischer als je aussah. Er schien nicht weiter überrascht, mich zu der Stunde so allein anzutreffen, fragte auch nicht etwa, ob mir seine Begleitung erwünscht wäre, sondern ging mit ruhiger Selbstverständlichkeit neben mir her.

Ein paar Minuten tiefes Schweigen, dann plötzlich:

„Haben Sie schon einmal längere Zeit im Gasthaus gegessen?"

Ich sah ihn verwundert an.

„Dann wissen Sie nicht, wie unerquicklich das Leben ist. Ich esse jetzt seit drei Jahren in Berliner Restaurants das Ein-Mark- oder Ein-Mark-fünfzig-Menü, höher hinauf reicht es bei meinen Erfolgen nicht. Morgens im Bett, wenn mir der Gedanke kommt, daß ich zwischen ein und fünf Uhr zu Mittag essen soll, möchte ich am liebsten gar nicht erst aufstehen. — Und haben Sie schon mal in einem möblierten Zimmer gewohnt? Mit Plüschsofa, Makartbouquet und ‚inklusivem Frühstück'? — Fahren Sie jemals in der Straßenbahn? Oder gar im Omnibus? Ahnen Sie, wie das ist, eine Schneiderrechnung haben? Oder sich die Stiefel vorschuhen zu lassen? Nein, von alledem wissen Sie nichts — und selbst wenn Sie einen Schimmer davon hätten, so würden Sie doch nicht verstehen, daß man keine anständige Arbeit liefern kann, solange man ‚Menü ißt', möbliert wohnt und Omnibus fährt. Damen haben keinen Gaumen und keinen Sinn für Komfort und keinen Abscheu vor engen Geldverhältnissen . . . Im Gegenteil, die Mehrzahl der Frauen fühlt sich geradezu unbehaglich, wenn sie in vornehmem Stil leben soll. Eine Bankdirektorin aus der Tiergartenstraße, von deren Mann ich einen kleinen Auftrag habe, überraschte ich neulich in ihrem Van de Veldeschen Speisesaal bei Bratwurst und Kartoffelpuree. ‚Nämlich mein Mann ist nach London gereist, und da mache ich immer

nicht so viel Umstände. Nehmen Sie nicht auch ein Stückchen Bratwurst? Das ist so was Gutes.' Der Mann machte in London mit einem Stahlkonsortium einen Abschluß für zehn Millionen..."

Wir waren indessen an verschiedenen Droschkenhalteplätzen vorbeigekommen.

„Und jetzt meinen Sie natürlich," sagte ich, „daß ich hier neben Ihnen hertripple und Ihre Verleumdungen anhöre, weil ich dabei zehn oder zwanzig oder gar dreißig Pfennig Taxameter spare?"

Er sah mich mit seinen tiefbraunen Augen ganz lang und ganz ernsthaft an. „Nein, mit Geld sind Sie nicht kleinlich . . ." sagte er dann, „bei Ihnen weiß ich überhaupt nicht genau — wo es steckt."

Wir schritten weiter.

Es war wunderbar milde Luft, ich hatte, wie gesagt, nur das schwarze Spitzenkleid an . . . was versäumte ich schon zu Haus? Wir gingen schweigend die Mohrenstraße hinunter. Unsre Schritte hallten durch den stillen Abend. Ich entdeckte mich dabei, daß ich mich unwillkürlich bemühte, mit ihm Takt zu halten.

Endlich kam mir dieses wortlose Nebeneinanderstapfen doch zu geistlos vor.

„Ich werde mir hier einen Wagen nehmen;" damit blieb ich stehen.

„Ach nein, thun Sie das nicht, bitte, thun Sie das nicht, Sie wissen nicht . . . Und es ist Ihnen sicher gut — so ein Abendspaziergang."

Nun sprach er hastig — allerlei gleichgültiges Zeug, so als ob ihm bange sei, daß eine Pause entstehen könnte.

Und ich bemerkte den langen Weg bis zur Hardenbergstraße kaum.

Vor meiner Hausthür sagte er dann ganz unvermittelt: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubt haben, mit Ihnen zu gehen. Gute Nacht." Er lüftete den Hut und schoß davon.

Nur ein paar Schritte — dann blieb er plötzlich stehen und kam zurück.

Ich war schon die Stufen zur Hausthür hinaufgestiegen und hatte die Glocke gezogen.

„Ich möchte Ihnen noch sagen, gnädige Frau, daß ich eigentlich mit einer verflucht andern Absicht ausgegangen war, als den galanten Ritter zu spielen. Wenn wir uns nicht ganz zufällig begegnet wären, und wenn Sie nicht eine so liebe, kindliche Stimme hätten und manchmal so aufmerksam schauen könnten, dann — dann . . ."

Das kam alles schnell und undeutlich heraus, so wie jemand spricht, den ein Frost schüttelt. Sein Gesicht war in einem nervösen Lächeln verzerrt. Ich glaube, ich sah Thränen in seinen Augen. Und plötzlich griff er nach der Brusttasche, holte einen Gegenstand hervor und drückte ihn mir in die Hand. „Nehmen Sie das. Es ist am Ende besser, wenn ich's heute nacht nicht in meiner Wohnung habe."

Dann wandte er sich und verschwand im Dunkeln.

Ich stand eine Minute ganz verständnislos. Gerade kam der Portier, um die Thür zu öffnen. Er trug eine Kerze, und bei deren Schein entdeckte ich zu meinem starren Schrecken, daß ich — einen Revolver in der Hand hielt.

Ich habe nicht aufgeschrieen. Herr Sabatzki hat aus meinem „Guten Abend" kein Zittern heraushören können. Aber daß ich mit meinen wankenden Knieen die Treppe hinaufgekommen bin, wundert mich noch jetzt. Ich hatte sogar die Geistesgegenwart, das Mordinstrument in meinem Pompadour zu verbergen, ehe ich an der Entreethür klingelte.

Aber die halbe Nacht habe ich wach gelegen, mich alle Viertelstunde aufgerichtet und mit angstvollen Augen nach dem Spiegelschrank geblickt, in dem ich das blitzende, unheimliche Ding untergebracht hatte.

Mit den ersten Sonnenstrahlen kam mir ein rettender Einfall, und schon vor sechs Uhr stand ich an dem Bett der ganz fassungslosen Minna.

„Sie müssen gleich diesen Brief in den Kasten tragen, damit er noch mit der ersten Post bestellt wird."

Dann kroch ich übermüdet und fröstelnd unter meine Decke und schlief fest bis gegen Mittag.

Was in meinem Brief gestanden hat, werde ich Dir erzählen, wenn ich seine Wirkung erlebt habe.

Deine Hanna.

*

19. April.

Ich muß Dir gleich berichten.

Sieh mal, mein Kind, ein bißchen kann man immer von sich auf andre schließen. In der Sorgennacht hatte ich versucht, mich in die Stimmung eines Menschen zu versetzen, der dieses Leben von sich werfen will. Und da habe ich mir gesagt, daß, wenn man einmal gar nichts mehr zu erwarten, gar nichts mehr zu erraten hat, man leicht zu einer Gleichgültigkeit kommen kann, die bis zum Weltverneinen geht. Gieb dem Menschen eine Hoffnung oder auch nur eine Neugierde, damit hältst du ihn fest.

Und da schrieb ich meinen Brief, der fast mehr Gedankenstriche, Punkte und Fragezeichen als Worte enthielt, und gab dem kleinen Schmidt für nachmittags fünf ein Rendezvous in Charlottenhof. Du erinnerst dich doch an das kleine Gartenrestaurant im Tiergarten?

Ich war schon um dreiviertel fünf Uhr am Platz und setzte mich so, daß ich den Eingang im Auge hatte.

Es war ziemlich trübe und ziemlich leer um mich.

Mechanisch hatte ich schon auf des Kellners Frage „Eine Tasse Kaffee?" mit „Ja" geantwortet, als ich an einem Baumstamm ein Plakat „Frischer Maitrank" entdeckte.

Da fiel mir ein, daß ich eigentlich ziemlich durstig vom schnellen Gehen und von der Erwartung war, und ich rief ihn zurück.

„Ich möchte lieber Maitrank haben."

„Flasche oder Glas?"

„— Flasche, bitte."

Mit gesteigerter Hochachtung setzte der Jüngling bald darauf eine grüne Flasche vor mich hin und — zwei Gläser.

Es steckt doch viel psychologischer Scharfsinn in den niederen Volksschichten.

Zwei Minuten vor fünf erschien der kleine Schmidt in einem gut sitzenden Frühlingspaletot und einem weichen Filzhut, dessen helle Farbe gut mit seinen dunkeln Locken kontrastierte.

Mit dem unbefangensten und fröhlichsten Gesicht der Welt kam er auf mich zu.

„Ich habe Sie doch nicht warten lassen?"

„Nein, ich war nur so unpünktlich, zu früh zu kommen."

„Sehr angenehmes Wetter, leider ein bißchen schwül, morgen wird es regnen."

Er hatte neben mir Platz genommen, goß sich verträumt ein, führte das Glas langsam zum Mund, nahm einen Schluck und schob es dann weit von sich.

„Extrakt ... Gemeiner Waldmeisterextrakt."

„Ja, so scheint es mir auch, davon bekommt man sicher Kopfschmerzen" — und dabei stürzte ich in meiner Nervosität schon ein drittes Glas hinunter.

Und dann unterhielten wir uns über alle möglichen Gleichgültigkeiten.

Es dämmerte stark, und es war ganz leer rings um uns, als wir endlich aufbrachen.

Er geleitete mich durch den Tiergarten nach Haus. Am Himmel stand eine schmale Mondsichel zwischen leichten weißen Wölkchen, hier und da ein leises Vogelzirpen, Froschquaken, in der Ferne das Klingeln einer Straßenbahn. Mir erschien es plötzlich wie eine unerhörte Vermessenheit, daß ich in das Schicksal des jungen Mannes, der da so ernsthaft neben mir herging, hatte eingreifen wollen. In das Schicksal eines Menschen, den ich so wenig kannte.

Und in demselben Augenblick geschah auch das, wovor ich mich die ganze Zeit gefürchtet hatte.

„Wollen Sie mir jetzt vielleicht sagen, gnädige Frau, welches die große, überraschende Neuigkeit ist, die Sie mir mitzuteilen haben?"

Den ganzen Tag über war mir immer wieder wie ein Stein die Sorge aufs Herz gefallen: was soll ich ihm eigentlich sagen? Was kann ich sagen, um meinem mysteriösen Gehaben eine Rechtfertigung zu schaffen? Aber leichtsinnig hatte ich mich immer wieder damit getröstet, daß mir schon im richtigen Augenblick das Richtige einfallen würde.

Erst in den letzten zehn Minuten war mir klar geworden, daß Herr Schmidt mit voller Berechtigung etwas wirklich Wichtiges von mir erwarten mußte.

Ich begann mit Einleitungen — wie alle, die da noch nicht wissen, wo sie hinaus wollen ...

„Es ist nicht leicht — das, was ich Ihnen zu sagen habe ... Versprechen Sie mir, daß Sie niemand etwas davon mitteilen ..."

Auf einmal hatt' ich's.

Noch ehe wir zum Tiergarten hinaus waren, hatte der kleine Schmidt erfahren, daß — daß eine Dame, nicht mehr ganz jung, aber auch durchaus nicht alt, nicht gerade reich, aber auch nicht arm, nicht gerade schön, aber von sehr sympathischem Aeußern — kurz, ein reizvolles Zwischenwesen — sich schon seit längerer Zeit lebhaft für ihn, den kleinen Schmidt, interessiere.

„Aber sie ist sehr schüchtern, die Dame, die mich in ihr Vertrauen gezogen hat, und außerdem, sie scheint zu fürchten, daß ... Gott, es ist ja eigentlich selbstverständlich, daß ein junger Mann wie Sie schon irgendwo attachiert ist ..."

Ach, Marianne, ich kam mir recht erbärmlich vor, als der arme, harmlose Schmidt neben mir stehen blieb und treuherzig beteuerte, daß von dergleichen absolut nicht die Rede sei.

„Ich bin nirgends gefesselt, niemand verpflichtet."

Im übrigen schien ihm, zu meiner Beruhigung, meine farblose Phantasiedame keinen besonderen Eindruck zu machen. Mein liebenswürdiges Anerbieten, ob ich „da nicht irgend etwas thun solle", wies er freundlich aber bestimmt zurück.

„Lassen wir dem lieben Wesen seine Illusionen. Ich wirke am günstigsten aus der Ferne."

Ich nahm ihn dann mit herauf zum Abendessen.

Gustävchen ließ im verlorenen Anschauen seiner ambrosischen Locken zweimal die Gabel unter den Tisch fallen und verschluckerte sich wiederholentlich. Minna stellte, nachdem sie Schmidt wehmütig von der Seite betrachtet hatte, eine Flasche Rotwein und eine Flasche Malzbier neben sein Couvert, brachte unaufgefordert von dem ausgesteinten Johannisbeerkompott und servierte zum Nachtisch mit geröteten Wangen eine völlig unerwartete Omelette soufflée.

Als Gustävchen erfuhr, daß Herr Schmidt beabsichtige, sie bis zur Haltestelle der Straßenbahn zu bringen, steckte sie sich ein Epheublatt und drei Veilchen in ihr Jackettknopfloch.

Nachdem Minna dann den beiden die Treppe hinunter geleuchtet hatte, pustete sie mit ernst bedächtigem Gesicht die Kerze aus und sagte dazu:

„Das is nun richtig so 'n junger Mann, den man alle Woche ein bis zweimal einladen sollte. Gott nee, dem bläst ja der Wind durch die Backen."

Von dem Revolver haben Schmidt und ich kein Wort gesprochen.

Beim Zubettgehen fiel mir erst ein, daß ich den Walkürenabend versäumt hatte.

*

Charlottenburg, 3. Mai.

Ja, liebste Marianne, was soll man immer schreiben? Der Frühling ist eine so ereignislose Zeit in der großen Stadt. Die Menschen sind

alle nur noch halb daheim, mit ihren Gedanken schon weit fort. Ich habe die Absicht, dieses Jahr länger als gewöhnlich in Berlin zu bleiben, das um diese Zeit eigentlich wunderhübsch ist. Zwischen den prunkvollen Steinfassaden wirken die frischgepflanzten Bäumchen mit dem blutarmen Laub so rührend. Ueber dem tiefdunkeln Wasser des Kanals schimmern die Kastanienblüten wie festliche Kerzen. Die Kinder kreischen vergnügt bei ihren einfältigen Spielen, und die blassen Großstadtmädchen mit den neuen Strohhüten und sehnsüchtigen Augen sind hübscher als sonst je. Am Potsdamerplatz werden so viel Maiblumen feilgeboten, daß dieser allertobendste, allerstaubigste Platz von Berlin ganz in ihren Duft gehüllt ist.

Deine Vermutungen über den kleinen Schmidt sind richtig. Wir sehen uns sehr häufig. Ich nenne ihn jetzt Schmidtchen, das paßt so gut zu seinem Duodezäußern.

Und Minnas Wunsch ist auch in Erfüllung gegangen. Er ißt schon seit längerer Zeit mehrmals wöchentlich bei uns, wird von jetzt an sogar täglicher Tischgast sein. Seine Blässe und Schmächtigkeit schienen mir doch besorgniserregend, und obgleich Fräulein Gustävchen heftig protestierte — sie meinte: „Er ist gewiß lange nicht mehr so schön, wenn er Fett ansetzt" —, habe ich doch Sanitätsrat Köhler seinetwegen befragt. Ohne Schmidtchens Wissen natürlich. Er nimmt's schwer übel, wenn man sich um seine Gesundheit kümmert.

Ich bin einfach eines Morgens zu Köhler hingefahren und habe ihn gebeten, einmal nach Tisch ganz zufällig bei mir hereinzuschneien, sich meinen nervösen Freund unauffällig zu betrachten und mir dann seine Diagnose zu sagen. Das hat er dann auch liebenswürdig ausgeführt.

Er ist sogar noch weiter gegangen.

„Maler sind Sie, Herr Schmidt? Und Zeichner? Und Gravierungen machen Sie auch? Da möchte ich Ihnen ein Tauschgeschäft vorschlagen: Wir planen zur goldenen Hochzeit eines berühmten Kollegen eine Adresse — soll mal ganz was Apartes und Neues werden — wenn Sie uns da nun einen Entwurf machten? Und als Gegenleistung setzte ich dafür das irdische Gehäuse Ihrer Künstlerseele ein bißchen in stand."

Das sagte er alles ganz lustig, aber doch ein kleines bißchen zu eindringlich und planvoll, daß man nicht den bitteren Ernst hinter seinen Worten gespürt hätte.

Schmidtchen verstand auch und war folgsam.

Köhler hat ihm nun ein festes Regime vorgeschrieben. Zu dem gehören drei Löffel Levico zu jedem Mittagessen. Das würde er ja nun stets vergessen, würde auch unter keiner Bedingung mit der Medizinflasche ins Gasthaus wandern. So haben wir denn zehn Flaschen arsenhaltiges Levico aus Vetriolo, mittelstarker Brunnen, gekauft — in diesen Mengen stellt sich die Flasche fünf Pfennig billiger —, und Gustävchen hat die Verantwortung dafür, daß pünktlich eingenommen wird.

Minna fährt jetzt jeden Morgen mit der Stadtbahn nach der Alexanderplatz-Markthalle. Sie hat — nachdem wir nun fünf Jahre in der Hardenbergstraße wohnen — plötzlich entdeckt, daß in dieser Stadtgegend weder ein gutes Stück Fleisch, noch junges Gemüse, noch frische Fische zu haben sind.

„Mit dem Zeug kann man doch einem kranken Menschen nicht auf die Beine helfen."

Sie setzt namentlich in die Heilwirkung des Spinat eine gewisse Zuversicht und entwickelt eine erstaunliche Phantasie, ihn uns in mannigfachen Gestalten einzuschmeicheln.

Du fragst mich, was ich von Schmidtchens Künstlerschaft halte. Ach, lieber Schatz, es waren schon triftige Gründe, die mich abhielten, Dir davon zu berichten.

Ich gebe ja von vornherein zu, daß ich nichts von Malerei verstehe, aber so viel . . .

Er hatte mich immer gebeten, mal in sein Atelier zu kommen. Unter den verschiedensten Vorwänden wurde es immer wieder verschoben. Ungünstiges Wetter, leichte Migräne, ein verknackster Fuß . . . Du weißt, ich habe oft — besonders bei Unglücksfällen — richtige Vorahnungen.

Wir gingen zu Fuß, wodurch eine Viertelstunde verloren wurde. Ich schenkte Fräulein Gustävchen noch ein paar Handschuhe — wieder zehn Minuten Aufschub! Und als wir dann doch in der Möckernstraße angelangt waren, hatte ich die Hausnummer vergessen.

Nicht so Fräulein Gustävchen.

„Hundertelf, gnädige Frau, ich weiß es ganz genau. Hundertelf, Hof links, vier Treppen, bei Frau Volke."

Einmal mußte es ja schließlich doch sein.

Weißt Du, Marianne, ich habe mal so was gehört, als ob es billige und teure Oelfarben gäbe — vielleicht ist Petersiliengrün und Violett besonders billig. Das wäre dann eine Erklärung dafür, daß ein veilchenblauer Wasserfall herniederstürzt, ein tanzender Löwe in saftig grünem Fell erscheint und die Antlitze Zarathustras und seiner Gefährten sich in beide Nuancen teilen.

Ich hatte mir unterwegs fest vorgenommen, unter jeder Bedingung begeistert zu sein. Ich sagte daher immer wieder: „Sehr fein, wirklich sehr fein."

Dann entdeckte ich in einer Ateliterecke eine große graue Katze mit drei himmlischen jungen Kätzchen. Das war gut.

Als Schmidtchen uns durch den dunkeln Korridor hinausgeleitete, wo es nach Kaffee und Bratkartoffeln roch und Frau Volke in gänzlich unmotivierter Weise mit einem schwindsüchtigen Flederwisch herumhantierte, war mir schwer und gequält ums Herz. Hinter der Monstrezarathustraleinwand hatte ich ein altes Sofa gesehen — eines der Ungetüme, die man Schlafsofa nennt

— und hinter einem imitierten Kelim, der sich ein bißchen verschoben hatte, eine eiserne Waschsäule.

Fräulein Gustävchen hatte den frohen Wagemut, auf dem Heimweg von einem „interessanten Milieu“ zu plappern. H.

*

Charlottenburg, 14. Mai.

Du bist ein Engel, Marianne, und Dein Einfall ist ein coup de genie. Nun mache ihn auch gleich zur That!

Ja, Du bist und bleibst feiner und feinfühliger als ich. Mir war wirklich nichts Besseres eingefallen, als Schmidtchen durch Hühnerbrust, Mehlspeisen und starken Wein das Gefühl verpflichtender Dankbarkeit abzuzwingen. Du denkst an seine Seele, an die Künstlerseele, die hinter all den grünen und violetten Emanationen steckt.

Also schick ihm den „Herrn, der so viel von seiner originellen Begabung gehört“ hat, und der ihm geben soll, wonach er dürstet — einen Auftrag. Aber wähle aus den Dir zur Verfügung stehenden Herren einen geschickten aus, der ein bißchen Atelierlatein kann.

Und er soll gleich hingehen.

Du hast ganz recht, ein oder zwei Hundertmarkscheine habe ich wohl jeden Monat übrig, und auf meinem Boden ist sehr viel Platz.

Ich habe auch sonst von Dir gelernt... Da Sanitätsrat Köhler verlangt hat, daß Schmidtchen täglich mindestens zwei Stunden in frischer Luft verbringen soll, mache ich jetzt methodische Spaziergänge, und Schmidtchen muß mir dabei Gesellschaft leisten. Ich empfinde eine Art Märtyrerwollust, wenn er verdrießlich neben mir hertrottet, etwas von „sinnloser Zeitvergeudung“ in seinen kleinen Schnurrbart brummt und selbst die Kutscher an der Ecke ihr Mißfallen an meiner neuen Lebensweise verletzend bekunden.

Fräulein Gustävchen, die sich durch ein glänzendes Hühneraugenmittel bis dicht an die Unbeweglichkeit kuriert hat, wollte die zwei Stunden frische Luft auf unserm Balkon arrangieren.

An einem nach ihrer Ansicht besonders linden Abend haben wir da gegessen — mit Pelzpelerinen und Reisedecken. Es wurde nachher sehr spät, denn wir mußten zwei Stunden lang Grog trinken, bis wir uns wieder erwärmt hatten.

So wird also wieder um die Mittagszeit ausgegangen, und Gustävchen benutzt ihr Alleinsein, um sinnige, kleine Ueberraschungen für den Abend vorzubereiten. Sie formt aus der Butter sezessionistische Arabesken, schreibt Dehmelsche Verse auf die Eierschalen oder überrascht uns durch abgetönte Beleuchtungseffekte, die sie mit Hilfe von japanischem Seidenpapier zu stande bringt.

Gesellschaften haben jetzt aufgehört. Auch in den Theatern giebt es kaum noch etwas. Berlin bereitet sich auf seinen Sommerschlaf vor. Desgleichen Deine

Hanna.

*

25. Mai.

Tausend, tausend Dank, meine Gute!

Gestern also kam Schmidtchen freudestrahlend zu mir. Dein Herr Rottenstein hat seine Sache ganz ausgezeichnet gemacht.

Wie ein bißchen Erfolg einen Menschen hebt und verschönt! Ich hatte mich übrigens umsonst darum geängstigt, Schmidtchen könnte irgendwie mißtrauisch werden. Er wiederholte mir mit überzeugtem Ernst die Phrase: „viel von der originellen Begabung gehört“. Er, der sonst so kühl und skeptisch ist, hat keinen Moment darüber nachgedacht, wie und wo man davon gehört haben könnte. Wie er sich ja auch damals gar nicht über eine ihn aus nebelhafter Ferne Anbetende gewundert hat. Sind es nicht vielleicht die feineren Menschen, die das Gute und Erfreuliche als selbstverständlich hinnehmen, die leicht glauben, daß sie liebenswert und bevorzugt sind?

Die erste Folge des vom Himmel gefallenen Glückes war, daß Schmidtchen ein bißchen unliebenswürdiger gegen mich wurde.

Er kündigte mir die Spaziergänge auf.

„Die Bummelei muß jetzt ein Ende haben!“ sagte er.

Ich telephonierte an Köhler. Der meinte aber, es komme bei dem Patienten nicht so genau darauf an, zu welcher Stunde er sich die nötige Bewegung mache. So habe ich es jetzt eingerichtet, daß wir gegen Abend spazieren gehen, und die Hauptmahlzeit auf sieben Uhr verschoben. Schmidtchen bleibt also die ganze Tageszeit zum Arbeiten.

Ich fürchte, er wird bei dieser Lebenseinteilung beängstigend produktiv werden. Der erste Entwurf steht schon bombenfest, wie er mir sagt.

Das Levico fängt an zu wirken. Schmidtchen ist entschieden nicht mehr so schmal und wächsern, manchmal kann er sogar schon ein ganz klein bißchen rosig aussehen. Wohingegen Gustävchens Wangen sichtbarlich erbleichen. Ihre Zerfahrenheit nimmt ungeheure Dimensionen an, und jeden Morgen erscheint sie mit einer andern phantastischen Frisur, die regelmäßig im Laufe des Tages zu dem gleichen erbärmlichen Häufchen zusammensinkt.

Du solltest die rührenden Unbeholfenheiten sehen, durch die sie es arrangiert, des Abends mit Schmidtchen zugleich fortzugehen. Sonst war sie immer um neun Uhr müde und dankbar, wenn sie heimgehen konnte, jetzt sitzt sie bis elf, zwölf Uhr und versucht durch das Vertilgen unzählbarer Tassen Thee eine Daseinsberechtigung vorzuspiegeln.

Wenn Schmidtchen sie bei ihrem Hinstarren ertappt, zuckt er mißbilligend die Achseln. Ganz deutlich: „Laß mich in Ruh'“. Dann schaut sie erschreckt und beschämt beiseite, und zwei Minuten später fängt sie bei seinen Fußspitzen wieder an und klettert langsam bis hinauf zu seinen Augen. Dann macht er ein wütendes Gesicht — und so fort. Wie zwei Automaten.

Auf dem Korridor verknippert sie sich regelmäßig den Schleier, die Hände zittern ihr. Und sie bringt es fertig, graziös aus der Thür und die Treppe hinunter zu schweben, wenn ihr auch vor Fußschmerzen die Thränen in den Augen stehen.

Ob wohl je ein Mann geahnt hat, wie viel dergleichen Opfer am Altar seines Lebens niedergelegt werden?

Dein Vorschlag, daß wir uns zum Herbst in St. Moritz treffen sollten, ist einfach begeisternd. Ich denke es auch ganz gewiß einrichten zu können und werde jedenfalls alle meine Pläne darauf zuspitzen. Ganz bestimmt kann man ja nie Monate vorher etwas abmachen.

Innigen Kuß von Deiner

Hanna.

*

3. Juni.

Liebe Marianne!

Veranlasse doch Deinen Herrn Rottenstein, zu Schmidtchen hinzugehen und unter irgend einem Vorwand auf baldige, auf sehr baldige Ablieferung des Bildes zu dringen.

Warum? Damit's überwunden ist.

Wir haben da irgend was falsch gemacht, oder Herr Rottenstein hat ein bißchen zu heftig geschwärmt. Jedenfalls: Schmidtchen reibt sich auf, um den Hoffnungen, die sein kunstverständiger Gönner in ihn setzt, zu entsprechen.

Nichts ist ihm tief und nichts einfach genug. Jeden Morgen macht er einen neuen Entwurf, jeden Abend stößt er ihn wieder um. „Für den Kunsthändler, da kann man machen, was einem gerade in den Sinn kommt, aber diesmal, wo einer da ist, der an einen glaubt — das darf man doch nicht zu Schanden werden lassen.“

Unser Spazierenlaufen hat gewiß gar keinen Sinn mehr, denn die Sorgen und Gedanken um das Bild laufen neben uns her.

Mir wird ganz angst, wenn ich Schmidtchens feuerglänzende Augen, seine hastigen, fahrigen Handbewegungen sehe. Jeder Gedanke, jeder Atemzug gehört der einen Aufgabe! Und wenn ich dann bedenke, daß hinter dem allen doch eigentlich ein Schwindel liegt, ein von mir angezettelter . . .

Also thu mir die Liebe, sorge, daß dieser Zustand baldmöglichst ein Ende nimmt. Ich fange auch schon an, nervös zu werden.

Eiligst Deine

Hanna.

*

Charlottenburg, 10. Juni.

Dir, Marianne, die immer meine liebste, meine einzig vertraute Seele war, Dir muß ich heute die Wahrheit sagen.

Du wirst sie längst ahnen.

Ich liebe diesen Mann. Mit einer sorgenvollen, quälenden, hoffnungslosen — alles in mir verjüngenden Liebe!

Ich wache des Morgens mit dem einzigen Gedanken auf: um so und so viel Uhr kommt er. Mein Abendgebet heißt: wenn ich ihn morgen nur sehe. Meine stete Furcht: daß er nur nichts merkt. Denn wenn er darüber lächeln würde . . . nein, nein, das will ich nicht denken.

Lange Zeit habe ich mir eingeredet, ich empfände Mitleid für ihn, mütterliche Besorgnis, habe mir weisgemacht, es amüsiere mich, Gustävchens verliebtes Gethue zu beobachten . . .

Aber wie darf man sich ein Mitleid erlauben für einen Mann, der so mit seiner Arbeit lebt, der so völlig in seiner Arbeit aufgehen kann! Muß nicht er vielmehr mit mitleidigem Lächeln auf ein Leben wie meines schauen?

Und Gustävchen? Ja, sie hat eine lächerliche kleine Nase, kurze Finger, dumme blaue Aeugelchen und die Grazie eines Provinzfriseurlehrlings — aber sie ist achtzehn Jahr. Sie sieht niemals besser aus, als wenn sie hastig, verweht, erhitzt von der Straße heraufkommt. Sie ist drollig, wenn sie laut lacht —, und wie sie noch rot werden kann, bis an den schlanken Hals hinunter!

Wie wunderlich ich mich wohl ausnehmen würde, wenn ich bei einem Spaziergang, so wie sie, mich nach den kleinen blassen Blumen bücken wollte oder beim Anblick eines sonnenbeschienenen Grunewaldsees mit gefalteten Händen und halb geöffnetem Munde dastände. Sie darf das alles noch. Ich fühle schmerzlich, wie gut sie mir oft gefällt, wie gut sie ihm gefallen muß.

Minna, meine Minna, für die ich immer die Allerschönste bin und bleibe, selbst sie sagte neulich: „Wenn Fräulein Gustava nicht arm wie eine Kirchenmaus wäre und fahrig wie ein junger Pudel und überhaupt . . . dann könnten sich die jungen Leute ganz gut heiraten. Da hätte die gnädige Frau gleich so etwas wie eine Familie.“

Natürlich wird Schmidtchen eines Tages heiraten, wenn auch nicht gerade Fräulein Gustava Klein. Am liebsten möchte ich eine Frau für ihn suchen. Klug und geduldig, lieb und ernst müßte sie sein, und müßte ihn sehr glücklich machen. Und doch nicht zu glücklich. Damit er mich nicht ganz vergäße.

Aber das hat ja noch Zeit. Ein paar Jahre kann ich ihn noch behalten — oder ein Jahr wenigstens. Ein Jahr noch! Dann will ich eine resignierte ältere Dame werden und mir irgend ein „höheres geistiges Interesse“ suchen. Ein einziges Jahr noch!

Deine Hanna.

*

15. Juni.

Liebste Marianne!

Unser Diplomatisieren fängt an, mich zu beunruhigen. Als wir gestern abend auf dem Balkon saßen und lange Zeit still der Musik, die vom Zoologischen Garten herübertönte, zugehört hatten, sagte Schmidtchen plötzlich in merkwürdig nachdenklichem Ton:

„Da war heute der Herr bei mir, der das Bild bestellt hat, und meinte, ich solle es jetzt

nur fertig machen. Es wäre doch schon sehr „nett", und so viel käme ja schließlich nicht darauf an. Er hätte einen Freund, der dann auch gern eine Skizze von mir haben möchte — wo es auch nicht so sehr darauf ankäme, was für eine es wäre. Merkwürdige Kunstfreunde!"

Bildete ich mir etwas ein, oder sah mich Schmidtchen dabei besonders aufmerksam an?

Ich will jedenfalls froh sein, wenn das Bild abgeholt und bezahlt ist. Veranlasse, daß es bald geschieht.

Deine guten, taktvollen Worte haben meinem Herzen wohl gethan. Du weißt so lieb, alles selbstverständlich zu finden. Und was für zarte, hübsche Gründe für meine Thorheiten Du heraussuchst! Ich kam mir so „vor mir selbst gerechtfertigt" vor, als ich Deinen Brief aus der Hand legte.

Ich danke Dir und bleibe immer Deine

Hanna.

*

Charlottenburg, 21. Juni.

Lies den einliegenden Brief von Schmidtchen. Ich bin im Innersten zerschlagen.

„Gnädige Frau!

Wenn ich Ihnen ganz einfach den Verlauf des heutigen Tages berichte, so werden Sie ohne weiteres verstehen, warum ich nicht gekommen bin, Sie zum Spaziergang abzuholen. Warum ich ein Zusammentreffen für die nächste Zeit überhaupt vermeiden will.

Gegen Mittag erschien in meinem Atelier ein Dienstmann, um laut Verabredung das von Herrn Rottenstein bestellte Bild abzuholen. Er übergab mir gegen Empfangsbescheinigung ein Couvert, in das die für meine Arbeit vereinbarte Summe eingeschlossen war, und ein zweites Couvert, das die Visitenkarte des Herrn Rottenstein mit einigen freundlichen Worten enthielt.

Alltäglicher Verlauf einer alltäglichen Angelegenheit.

Aber mir war nicht gut zu Sinn. Die alten Bedenken.

Am liebsten hätte ich den Mann, wie er mit meinem Bild unter dem Arm abging, noch zurückgerufen. Es schien mir doch so wenig von dem, was ich Herrn Rottenstein, was ich mir selbst versprechen zu können geglaubt hatte, zur Wahrheit geworden zu sein.

Schließlich aber: ich hatte eine bestellte Arbeit abgeliefert, man hatte mich bezahlt — was wollte ich eigentlich noch mehr!

Ich nahm den Brief und das Geld, um es wegzulegen.

Da ich bisher keine Veranlassung gehabt habe, mir eine feuersichre Kasse anzuschaffen, so enthält das verschließbare Schubfach in meinem Zeichentisch die wenigen Gegenstände, die ich Frau Volkes neugierigen Augen entziehen will: ein paar Aktstudien, das bißchen vorhandene Geld — Ihre Briefe.

Ihre Briefe, bei denen auch das „glückbringende" Stückchen Hufeisen lag, das Sie mir neulich in einem großen bläulichen Couvert schenkten.

Durch Zufall geriet das Couvert mit der Geldsendung auch gerade in diesen Winkel.

Es lag da dicht neben Ihrem Couvert mit dem porte-bonheur, und — es unterschied sich nicht im geringsten von ihm.

Da begriff ich auf einmal alles.

Aber ich wollte mir doch noch Gewißheit verschaffen.

Ich nahm meinen Hut und stürzte dem Dienstmann nach. An der Ecke holte ich ihn ein, gerade im Begriff, mit dem Bild in eine Droschke zu steigen. Ich nahm die nächste und folgte. An jeder Straßenecke noch habe ich gehofft, daß ich nicht den Weg fahren würde, den ich seit Monaten so oft und so gern gegangen bin. Aber nach zehn Minuten hielten die Wagen vor Ihrem Haus, der Dienstmann verschwand hinter der hohen Glasthür und kam nach kurzer Zeit zurück — ohne mein Bild.

Gnädige Frau, wenn Sie mir eines Tages gesagt hätten: „Ich weiß, daß Sie arm sind, ich möchte Ihnen helfen, ich will Ihnen Arbeit geben und Sie bezahlen" — dann hätte ich antworten können: „Ich danke Ihnen und nehme es an, oder: „Ich danke Ihnen — aber ich will keine Geschenke."

Aber was giebt einer unbeschäftigten Frau ein Recht, eigenmächtig das Schicksal eines Fremden zu spielen? Jemanden aus seinem dunklen Winkel herauszulocken, weil man sich langweilt allein im Sonnenschein?

Darf ich Sie bitten, mir mein Bild zurückzuschicken? Ich will versuchen, es zu meiner Zufriedenheit fertig zu machen.

Vielleicht werde ich Ihnen in einiger Zeit danken können für das Gute, das Sie mir zugedacht hatten.

Ihr

Ernst Schmidt."

Meine Hundertmarkscheine waren in dem Unglückscouvert beigeschlossen.

*

Charlottenburg, 27. Juni.

Nein, mein Herz, Du bist ganz schuldlos.

Hätte ich Dir nicht von Anfang an eine ganz falsche Vorstellung von Schmidtchen gegeben, so würdest Du wohl nie auf den Gedanken gekommen sein, daß man ihm auf eine so romantisch spielerische Art zu Hilfe kommen müßte.

Und Du würdest Dich nie durch eine läppische Unbedachtsamkeit verraten haben.

Nein, mich allein trifft die Schuld. Mit meinen eignen dummen Händen hab' ich mein Glück zerbrochen.

Und gutzumachen ist das nicht wieder — nie wieder.

Ich habe etwa zehn Briefe geschrieben und keinen einzigen abgeschickt. Sein Bild habe ich

ihm zurückgesandt — seitdem nichts wieder von ihm gehört und gesehen.

An einem Abend habe ich auf meinem Bett gesessen, den Revolver in der Hand, den er mir damals gegeben hat — aber ich entdeckte mich bald dabei, daß ich sehr, sehr vorsichtig mit ihm umging. Eigentlich war mir's wohl bloß um den leisen Schauer zu thun, den mir das kalte Metall in meiner zitternden Hand verursachte.

Meine Koffer stehen gepackt, ich treffe am ersten Juli in Kissingen mit meinem Bruder zusammen, der diesmal in Begleitung seiner ältesten Tochter kommt. Meine Schwägerin will aus „leicht begreiflichen Gründen" die Strapazen der langen Reise vermeiden. Wenn ich Edgar richtig verstehe, möchte er mir sein Kind für einige Zeit anvertrauen. Vielleicht entsteht mir da eine Freude, vielleicht kann ich Dir im nächsten Winter berichten, was für Erfolge ich mit meinem Nichtchen ernte. Ich sehe mich schon als besorgte Ballmutter. Ich höre schon die albernen Komplimente, die man jeder älteren Frau macht, wenn man sie neben einem so jungen Geschöpf sieht. „Schwestern . . ." Du lieber Gott!

Gustävchen, die die ersten acht Tage nach dem Bruch mit geschwollenen Augen und jämmerlich blaß umherging, ist für den Sommer zu einer Tante auf ein mecklenburgisches Dorf eingeladen. Der Förster dort ist Junggeselle und der Lehrer ein kinderreicher Witwer — wie die Tante als lockenden Wink in ihrem Einladungsbrief andeutet. Gustävchen hat mir in den letzten Tagen wiederholt vom „schweigenden Hochwald" gesprochen und liest Fröbel und Pestalozzi.

Ja, jung sein und vergessen können!

Deine arme alte

Hanna.



Aus dem Reich der Sterne.

Die funkelnden Lichtpunkte, welche man am nächtlichen Himmel erblickt, sind keineswegs die einzigen Gestalten, unter denen sich das Reich der fernen Weltkörper dem Menschen zeigt. Durch Anwendung großer Fernrohre hat man vielmehr gefunden, daß in den Tiefen des Weltraums noch eine ganz andre Klasse von Himmelskörpern vorhanden ist, welche sich uns in Gestalt von bleichen, verwaschenen und bisweilen recht seltsam gestalteten nebelförmigen Massen darstellt. Man hat sie deshalb Nebelflecke genannt. Der erste, welcher sich anhaltend und mit großem Erfolge ihrer Beobachtung widmete, war der berühmte Astronom Friedrich Wilhelm Herschel. Von 1779 ab hat er während 35 Jahren mit den größten damals vorhandenen Teleskopen die Welt der himmlischen Nebelflecke durchforscht und über 2000 Gebilde dieser Art entdeckt. In der ersten Zeit meinte er, diese Nebelflecke seien nichts andres als Haufen unermeßlich weit entfernter Sterne, die eben deshalb, selbst in seinen großen Teleskopen, nur verschwommen oder nebelig erschienen; allein am 6. Oktober 1784 traf er auf einen kleinen Stern, der ringsum von einem zarten Nebel umhüllt war, und in den nächsten Jahren fand er noch eine Anzahl ähnlicher Sterne. Es blieb nunmehr kein Zweifel, daß diese Sterne von einer wirklichen, matt leuchtenden, nebeligen Materie umhüllt waren. Herschel schloß daraus und aus andern Beobachtungen, daß auch die sternlosen Nebelflecke, welche er entdeckt hatte, aus wirklicher Nebelmaterie beständen, die außerordentlich fein und selbstleuchtend sein müsse. Dadurch kam er auf die Vorstellung, es könnten möglicherweise aus der Verdichtung dieser Nebel im Laufe unzähliger Jahrtausende Sterne entstehen, und diesen Gedanken verfolgte er nun mit unbeugsamer Konsequenz. Wie könnte es aber den Menschen möglich werden, die Richtigkeit dieser Vorstellung zu prüfen, da sich die Entwicklung der Nebelflecke zu Sternen unzweifelhaft über Zeiträume ausdehnt, neben denen die ganze Menschengeschichte auf eine Sekunde zusammenschrumpft? Herschel zeigte, daß es in der That möglich ist, unsre Erfahrung gewissermaßen auf eine unermeßliche Dauer auszudehnen, indem er die verschiedenen Gestalten der Nebelflecke als ebenso viele Stufen ihrer Entwicklung betrachtete. Er verglich den Weltraum mit einem Garten, in welchem Bäume des verschiedensten Alters nebeneinander stehen, und wo es deshalb für das Studium fast gleich ist, ob man nach und nach im Laufe der Zeit das Aussprossen, Blühen, Absterben der Pflanzen erlebt oder eine große Anzahl von Exemplaren aus jedem Zustande, den sie durchlaufen, gleichzeitig nebeneinander überschaut. Von diesem Gesichtspunkte aus hat Herschel mit großem Scharfblick verschiedene Hauptformen der kosmischen Nebelflecke unterschieden und sie als Stufen einer einzigen Bildungsreihe dargestellt. Letztere beginnt mit der Nebelmaterie in ihrer größten Feinheit und Formlosigkeit. Nebelflecke dieser Art sind so lichtschwach, daß sie sich in Herschels Teleskopen nur als leichte Trübung des Himmels zeigten, aber diese Nebel dehnen sich über große Räume hin aus, und ihre



Fig. 1. Ein Spiralnebel, von Rosse gezeichnet.

Menge überschreitet, wie Herschel sich ausdrückt, die Begriffe der Menschen. Auf einer zweiten Stufe treffen wir die Nebelflecke schon verdichtet, das heißt heller; auf ferneren Stufen sehen wir sie rundlich, in der Mitte heller, mit einem lichten Kern im Zentrum, oder fast wie kleine, scharfbegrenzte Scheiben. Diese letzteren nannte Herrschel „planetarische Nebel“ und glaubte, daß sie eine der jüngsten Vorstufen zukünftiger Sterne bildeten. Endlich fand er auch noch einige Nebel, bei denen ein leuchtender Kern von einer Art Lichtmähne umgeben ist, doch zeigten seine Teleskope diese Nebel nicht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit. Erst lange nach Herrschels Tode hat das von Lord Rosse zu Parsonstown in Irland aufgestellte Riesenteleskop diese Nebel genauer erkennen lassen, wobei sich herausstellte, daß sie eine spiralige Gestalt besitzen, weshalb sie Spiralnebel genannt wurden. Die Abbildung Fig. 1 giebt eine Vorstellung von dem Aussehen eines solchen Spiralnebels im Rosseschen Teleskop. Man sieht leuchtende Windungen einen zentralen Kern umgeben und einen zweiten Kern rechts davon. Um eine richtige Vorstellung zu gewinnen, darf man nicht vergessen, daß diese Windungen oder Spiralen viele Millionen Meilen lang sind, so daß unsre Erde daneben nur wie ein kleines Pünktchen erscheinen würde. Auch deutet schon das ganze Aussehen des Nebels darauf hin, daß darin mächtige Strömungen stattfinden, Bewegungen der nebeligen Materie, von denen sich indessen nicht entscheiden läßt, ob sie von dem Zentrum hinweg oder zu ihm hin gerichtet sind. Lord Rosse hat noch mehrere ähnliche Spiralnebel am Himmel aufgefunden, aber im ganzen blieb deren Zahl doch sehr gering. Erst die Ausbildung der Himmelsphotographie hat in den letzten Jahren unsre Kenntnisse von den Spiralnebeln merkwürdig erweitert, besonders durch Benutzung der mächtigen Instrumente der Lick-Sternwarte. Dort befindet sich unter andern ein gewaltiges Spiegelteleskop, welches für photographische Aufnahmen von Sternen und Nebelflecken alle andern Instrumente übertrifft, und Professor Keeler hat es benutzt, um die kosmischen Nebelflecke zu photographieren. Diese Aufnahmen sind sehr schwierig, weil sie mehrere Stunden lang dauern müssen und während dieser Zeit das Instrument genau der Bewegung des Himmels zu folgen hat, da sonst kein scharfes Bild auf der photographischen Platte erscheinen würde. Wie es möglich ist, dieses zu erreichen, mag später einmal erörtert werden; für unsre jetzige Betrachtung genügt es, zu erwähnen, daß Professor Keeler prächtige Photographien einer großen Anzahl von Nebelflecken erhielt, selbst von solchen, die so lichtschwach sind, daß sie selbst in den größten Fernrohren nur wie ein matter Hauch erscheinen. Bei genauer Besichtigung dieser Aufnahmen ergab sich nun das unerwartete Resultat, daß alle großen, länglichen Nebel von regelmäßiger Form, welche Herrschel entdeckt hatte, wirkliche Spiralnebel sind. Sie zeigen sich als dünne, flache Scheiben, die in den verschiedensten Richtungen gegen die Gesichtslinie stehen; bald zeigen sie sich schräg oder seitlich, in andern Fällen wenden sie uns die volle Fläche zu, bisweilen sehen wir sie auch nur von der Kante. Es kommen auch Spiralnebel mit zwei gekrümmten Armen, ähnlich dem Buchstaben S vor. Die Anzahl der im Weltraum vorhandenen Spiralnebel muß sehr groß sein; auf einer einzigen photographischen Platte, die mit dem oben erwähnten Teleskop exponiert wurde, fanden sich nicht weniger als fünf von ihnen und außerdem zwei, bei denen die Spiralform nicht sicher erkannt werden konnte. Auch andre Himmelsphotographen haben Spiralnebel entdeckt. Um dem Leser eine Vorstellung davon zu geben, wie sich die Photographie eines solchen Nebels darstellt, ist in Fig. 2 ein Spiralnebel genau so reproduziert, wie er sich auf der photographischen Platte zeigt. Bei genauer Betrachtung der Originalplatte sieht man, daß in den Windungen 14 oder 15 hellere Lichtknoten vorhanden sind, offenbar Stellen, an denen die nebelige Materie bereits mehr verdichtet ist. Man muß sich dabei immer wieder



Fig. 2. Ein Spiralnebel, von C. Roberts photographiert.

erinnern, daß dieses Nebelgebilde von ungeheurer Größe ist und einen Raum einnimmt, der den Raum unsers ganzen Sonnensystems sicherlich übertrifft. Die hellen Verdichtungen sind demnach gewaltige Nebelbälle, viel größer als unsre Sonne. Wenn später wiederum Aufnahmen dieses Nebels gemacht werden, so könnten sich im Fortlaufe der Zeiten möglicherweise Veränderungen im Aussehen und der Lage der hellen Spiralen zeigen, welche Andeutungen geben über die Entwicklung dieses Gebildes. Vielleicht entsteht daraus mit der Zeit eine Sterngruppe. Professor Keeler glaubt, daß die Spiralform der Nebel eine bestimmte Stufe der Entwicklung dieser Weltkörper bildet, und zwar eine solche, welche der Zusammenziehung der Nebelmassen eigentümlich ist. Dieser Schluß steht in Uebereinstimmung mit der Ansicht des großen Himmelsforschers Herschel, so daß wir also in der That in den Spiralnebeln eine der letzten Entwicklungsformen der chaotischen Materie vor uns sehen, die sich demnächst zu einem oder mehreren Sternen, das heißt leuchtenden Sonnen verdichten wird. Dieses „demnächst“ ist freilich im Sinne der Weltenbildung zu verstehen, bei der es sich um Millionen von Jahren handelt. K.

Der siebzigste Geburtstag.

Betrachtungen an meinem eignen.

Von **Julius Stettenheim.***)

Das Alter wird sehr geschätzt und gelobt. Ohne Zweifel gehörte auch ich zu seinen Schätzern und Lobern, denn auch ich bin einmal jung gewesen, sogar sehr jung. Es ist — und das ist das gelindeste Wort — höchst merkwürdig, daß das Alter immer nur von jungen Leuten gelobt wird, und es ist — und das ist wieder das gelindeste Wort — sonderbar, daß das Alter so selten oder so gar nicht den Alten gefällt. Höchstens gelangt es zu einem Achtungserfolg. Jeder hat das Recht, diese Worte pietätlos zu finden, aber die Wahrheit ist nun einmal häufig hart und ungemütlich wie eine Glocke, die das letzte Geleit giebt und nichts dafür kann.

Seit ich in die Jahre komme, habe ich viel Schönes und Tröstliches über das Alter hören müssen. Aber unter den Schön- und Trostrednern befand sich niemals ein Alter, niemals ein Grau- oder Weißhaariger. Das ist doch sehr verdächtig. Die Jungen sprechen eben vom Alter und vom grauen oder weißen Bart wie der Blinde von der Farbe. Sie haben keine Ahnung vom Alter, sie wollen sich nur einem Alten gegenüber angenehm machen, aber in ihrem ehrlichen Innern sagen sie: „Gott sei Lob und Dank, daß ich nicht selbst diese Last von Jahren auf dem Rücken habe!" Ich kann es nicht verhehlen, daß ich aus dem Schmeicheln des Alters immer etwas wie Schadenfreude heraushöre.

Aber auch das sogenannte beste Mannesalter, das noch vorhanden ist, wenn der kleine Zeiger der Lebensuhr auf fünfzig zeigt, kann berauschend liebenswürdig gegen den um zwanzig Jahre älteren Herrn sein. Häufig genug hört man den berauschend Liebenswürdigen sagen: „Ich wünsche mir, so rüstig zu sein, wie Sie es mit siebzig sind," oder: „Ach was, die Jahre! Sie sind nicht älter als ich." Aber wir dürfen überzeugt sein, daß der liebe Tröster schon an seinem vierzigsten Geburtstag sehr verstimmt von der Brutalität der Ziffer vierzig gesprochen hat. Genau wie ich, als ich am 2. November 1871 das einundvierzigste Jahr betrat, und ich gestehe offen ein, daß ich damals den Siebzigjährigen gleichfalls viel Tröstliches wohlgezielt an den Kopf warf. Den Siebzigjährigen gegenüber sind die Jüngeren allzumal Sünder. Wir, die wir vom siebzigsten Geburtstag erreicht werden, sehen mit weisen Augen und hören mit weisen Ohren, und wir haben die Empfindung, als müßten ehrliche Junge und Jüngere mit Gretchen sagen: „Man lobt euch halb mit Erbarmen."

Wir werden recht unehrlich behandelt, wir, die Siebzigjährigen!

Ich weiß nicht viel Schönes vom Alter zu sagen, obschon ich oft von einem schönen Alter sprechen höre. Daß es nicht vor Thorheit schützt, das ist doch gewiß nicht schön, denn die Thorheit, vor der das Alter nicht schützt, ist Thorheit, wie Selterser Wasser Champagner ist. Und dann hat das Alter noch eine andre unschöne Eigenschaft. In der Frauenwelt genießt der Siebzigjährige eines unbegrenzten Vertrauens, das sehr langweilig ist, und in der Gattenwelt sieht man ihn mit beschämender Seelenruhe an der Seite selbst der muntersten Gattinnen. Man hält ihn nicht für feuergefährlich, sondern für einen Unschädling. Er ist längst in den beleidigend harmlosen Onkelstand getreten. Vergißt er sich derart, daß er tanzt, so starrt man ihn wie einen Bären an, der zu dieser Kunst durch furchtbare Prügel ausgebildet worden sein müsse, und die Dame, mit der er sich in den Strudel gestürzt hat, entschuldigt sich nachher, so gut es gehen mag, bei ihren Freundinnen. Er gilt als Großpapa und hat vielleicht keinen Enkel! Als einmal ein Siebziger einen Walzer getanzt hatte und mit einem gewissen Stolz eine Dame fragte, was sie sich gedacht habe, als sie ihn eben wie einen jungen Leutnant dahintoben gesehen, antwortete sie: „Nun, ich dachte mir, ein Mann in Ihren Jahren gehöre um diese Zeit ins Bett." Alles in allem nennt man das ein schönes Alter.

Eine der haltbarsten und wohl auch schönsten Idyllen unsrer klassischen Litteratur ist „Der siebzigste Geburtstag" von Voß. Der Dichter stellt seinen Jubelgreis vor: auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens. Gewiß, ein rührender Anblick der Ehrwürdigkeit, so ein alter Herr in einem mit Schnitzwerk und braunnarbigem Juchten voll schwellender Haare gezierten Lehnstuhl sitzend. Aber wenn man diesen redlichen Tamm fragte, so würde er, da er eben redlich ist, gestehen, daß er doch vorzöge, seinen dreißigsten Geburtstag zu feiern, denn dann würde er nicht zur Seite des wärmenden Ofens sitzen, der ohnehin für einen Siebziger nie genug wärme, und die schwellenden Haare, von denen Voß singe, wären dann ein Schmuck seines Hauptes und nicht der des Lehnstuhls.

Eben ist der Titel Jubelgreis gefallen. Er ist dem siebzig Werdenden sicher, sicherer als irgend ein andrer in unserm titelreichen Vaterlande. Ist der alte Herr Schriftsteller, so gesellt sich in den meisten Fällen ein andrer Titel zum Jubelgreis: der greise Dichter. Aber dem Jubelgreis kann er absolut nicht ausweichen, einerlei, ob er Grund zum Jubeln habe oder nicht, oder gar nur zum Seufzen und Jammern über geistige und körperliche Leiden. Ist er gebrechlich, verkannt, trotz der angestrengtesten Arbeit und lebendigsten Produktionslust verschuldet, blickt er trostlos in die Zukunft, hat die neue Zeit ihn kaltgestellt, hat ihm die Gegenwart jede Illusion genommen und ist all sein Hoffen dahin: er wird zum Jubelgreis ernannt, und die Presse weist auf den greisen Dichter hin, wie er heute auf eine schöne Zeit zurückblickt, von aller Welt verehrt, noch rüstig schafft, ein Vorbild, reich belohnt als Liebling der gebildeten Kreise, auf einem Platz in der Litteratur, den ihm keiner streitig macht. Das liest der Gefeierte mit verdrießlichem Staunen, und in dieser Stimmung liest er auch die eintreffenden Telegramme, die ihm in Vers und Prosa ein aufmunterndes und zu nichts verpflichtendes: auf ins

*) Julius Stettenheim, der liebenswürdige Humorist, feierte am 2. November seinen siebzigsten Geburtstag. Wie er, noch der Vollkraft des Schaffens sich erfreuend, mit der heiteren Ruhe des Philosophen in dieses „Jubiläum" sich findet, werden seine Verehrer und Freunde mit Behagen lesen. D. Red.

Achtzigste, ins Hundertste! zurufen. Wie verschwenderisch die Gratulanten an diesem Tage mit solchen Barsummen (Zeit ist Geld!) um sich werfen, das spottet jeder Beschreibung. Man hat die Empfindung, die Verschwender müßten unter Kuratel gestellt werden. Die Geschichte vermag nur sehr wenige Jubelgreise namhaft zu machen, die es wirklich sind oder waren.

Allerdings sind auch die Gratulanten nicht zu beneiden. Sie sind ja freilich stets in einer wenig beneidenswerten Lage, aber als Glückwünschende an einem Siebzigsten sind sie geradezu zu bedauern. Sind sie älter als der Jubilar, so müssen sie, vielleicht sonst die ehrlichsten Menschen, seine Hände gegen ihre Ueberzeugung schütteln und dürfen nichts von dem verlauten lassen, was sie eigentlich sagen möchten. Sie möchten eigentlich sagen, daß der Siebzigste doch, unter uns gesagt, ein kritischer Tag, daß nun, um es ganz milde auszudrücken, der größte Teil des Lebens vorüber, und daß der Geburtstag vor einem halben Jahrhundert doch eigentlich der erfreulichere gewesen sei. Und nun schütteln sie die schon ganz lose baumelnden Hände des Jubilars immer heftiger und wünschen immer eindringlicher Glück, wohl wissend, daß der über und über Beglückwünschte glücklich wäre, wenn er mit einem seiner Söhne oder andern Jüngeren tauschen könnte, obschon er natürlich gute Miene zur bösen Gratulation machen und so thun muß, als rechne er seine grauen Haare zu denjenigen Dingen, von denen Goethe meint, man habe, was man in der Jugend wünscht, im Alter die Fülle. Ach, der Jubilar hat sich eigentlich in der Jugend etwas andres gewünscht, und häufig fehlt jetzt selbst seinen grauen oder weißen Haaren die Fülle.



Julius Stettenheim.

Ich will keinem die Freude, alt zu sein, verderben und will auch jedem glauben, daß diese Freude echt und unvermischt sei. Wenn mir ein junges Mädchen sagte, das Schönste an einem Ball sei das Ende, der Kehraus, das Heimgehen, so will ich es gern für durchaus aufrichtig und ehrlich halten, wenn ich auch nicht behaupten würde, ein lebenslustiges oder auch nur tanzlustiges Geschöpf vor mir zu haben. Wie dieses junge Mädchen denken wohl auch viele Menschen über das Leben, das sie, weil es nicht immer von der Sonne durchleuchtet und durchwärmt war, nicht noch einmal leben möchten, und dem sie das Schlimmste nachsagen, das Alter willkommen heißend, weil es der Qual ein Ende mache. An dieser Schwarzseherei hat aber nur dieses leidige, mit so vieler Feierlichkeit begrüßte Alter schuld. Vor einem halben Jahrhundert haben diese Virtuosen des Trübsalblasens viel amüsantere Melodien hören lassen; der junge Optimist Posa ruft noch, zum Tode gehend: „Das Leben ist doch schön!“ Karl von Holtei, damals älter als das Jahrhundert geworden, schrieb mir am 2. Oktober 1871: „Ich werde täglich schwächer, kränklicher, arbeitsmüder und — nicht zu vergessen — dümmer. Was ich in Gedankenlosigkeit leiste, ist enorm.“ Und wie schöne Lieder hat derselbe Holtei in seiner Jugend gedichtet, und wie bezaubernd schrieb er! O, über den Bazillus des Alters! Wie konnte uns der junge Geibel begeistern, und wie viele Klagen ließ er mich hören, als ich im Jahre 1866 neben ihm im Lübecker Ratskeller saß und den fünfzig Jahre alt gewordenen Dichter selbst nicht der süffigste Rotwein aufzuheitern vermochte. Wir alle kannten Heinrich Laube als einen nicht zu ermüdenden Lebemann, wie wir ihn als hervorragenden Schriftsteller kannten, und als ich ihn etwa ein Jahr vor seinem Tode in Karlsbad in den Posthof führte, wie viele der härtesten Worte hat er da gefunden, um seinem Alter grollend die Wahrheit zu sagen! Um sie drucken lassen zu können, brauchte ich viele Gedankenstriche.

Es giebt glückliche Siebzigjährige, an denen der verderbliche Tigerzahn der Zeit noch so viel übrig gelassen hat, daß sie nicht nur wohlerhalten sind, sondern das Lob, das man ihrem Aussehen, ihrer Haltung, ihrem ganzen Wesen spricht, nicht als fades Kompliment zu empfinden, die ihnen zugeschüttelte Gratulation nicht als landläufige Redensart anzuhören brauchen. Aber selbst für diese begnadeten Naturen ist es gefährlich, sich als jünger zu gebärden, als sie sind. Jede Aeußerung der Lebenskraft und Lebenslust setzt sie dem diskreten oder dem ungezogen lauten Spott aus, man glaubt sie ihnen einfach nicht, und sei ihre Freude am Lebensgenuß eine noch so natürliche und ehrliche. Ein Alter erscheint immer als kindisch und sei er noch so männlich. Ich möchte nicht hören, was man selbst über Goethe sprach, als er mit seinem ewig jungen Herzen die holde Ulrike anbetete. Und wem, von der Jahre Last bedrückt, sollte nicht bange werden bei dem Gedanken, das Herz könne einen Augenblick vergessen, daß es genau so alt sei wie der Mensch, in dem es schlägt? Der Alte hat sich sorgfältig zu bewachen. Schon das ist höchst peinlich. Was man dem lächerlichsten jungen Mann vielleicht verzeiht oder ihm gar als

eine berechtigte Eigentümlichkeit zugesteht, findet man bei einem dem Jubilarschicksal Verfallenen unpassend, wenn nicht gar komisch, und so kämen wir zu dem trostlosen Schluß: nicht den Jüngling, den Alten ziert Bescheidenheit.

Aber das Alter hat auch eine Eigenschaft, welche es niemals ablegen wird, ablegen kann, welche ihm aber als die allerunangenehmste nachzutragen ist: das Alter hat das Leben hinter sich, hat es durchgelebt und nicht mehr zu leben. Die Jugend, welche das Leben vor sich hat, wird nie begreifen, wie viel sie versäumt und wie viel das Alter versäumt hat, wenn es zur Seite des wärmenden Ofens darüber nachdenkt, wie wenig ihm das Leben von dem gebracht hat, was sich die Jugend von ihm versprach. Die Jugend lebt von Erwartung, das Alter von Erinnerung, die Jugend schwelgt in Hoffnung, das Alter muß sich mit Erfahrung begnügen. Die Jugend ist das Glück, man braucht es ihr nicht zu wünschen, dem Alter wünscht man Glück, aber es käme zu spät. Immer und immer ist die Jugend im Vorteil. Bismarck hat wieder einmal recht: die ersten Siebzig sind die besten.



Afghanistan.

Am 3. Oktober ist in Kabul, der „lieblichsten Stadt auf dem Erdenrund", wie Sultan Baber sie einst bezeichnete, der Emir Abdurrahman Khan verschieden, und als legitimer Erbe bestieg sein erstgeborener Sohn Habib Ullah, das ist „der Gottgeliebte", den Thron. Er ist zu Samarkand 1872 geboren und war noch ein Kind, als sein Vater in den Kampf gegen Ejub Khan zog und der Thronerbe die Last der Repräsentation auf sich nehmen mußte. Sieben Jahre später (1888), als es galt, einen Prätendenten niederzuwerfen, wiederholte sich dieser Fall, und der erst sechzehnjährige Prinz soll besonderen Mut gelegentlich einer Militärrebellion an den Tag gelegt haben. Abdurrahman schätzte den Erben seiner Macht sehr, und er war unablässig bemüht, dessen Ansehen zu heben, seinen Einfluß auf sämtliche Glieder des Fürstenhauses zu festigen und damit den in Afghanistan seit Jahrzehnten chronischen Thronstreitigkeiten einen Riegel vorzuschieben. War doch der verstorbene Emir selber aus solchen Stürmen als Sieger hervorgegangen, die durch geraume Zeit das Land unterwühlten, die Herrschergewalt erschütterten und die Einmischung der benachbarten Großmächte, Rußland und England, hervorriefen.



Emir Abdurrahman Khan.

Die Afghanen, nach Herkunft und Sprache dem arisch-indischen Stamme zunächststehend, überragen an kriegerischer Kraft und Ausdauer alle Völker Mittelasiens; sie sind Sunniten, und ihren Eifer als solche haben sie vor alters namentlich im Niederschlachten der indischen Götzendiener gezeigt. Noch bei Panipat (nördlich von Delhi) schlachteten die Durani im Jahre 1760 erbarmungslos die gold- und perlengeschmückten Mahratten. Noch früher (etwa ein Jahrzehnt) hatte Sultan Mahmud von Ghasna sich in die Rolle eines thatkräftigen Eroberers gefunden und das persische Safidenreich in Trümmer geschlagen. Mit etwa 20000 Reitern rückte er gegen die feige Hofstadt Ispahan, schlug und zerstreute mit leichter Mühe — dank der Kopflosigkeit des in seinem Harem verbliebenen Schahs — das mehr als doppelt so starke Perserheer und belagerte die ungeheure Stadt, „welche zu umreiten ein Reiter zwei Tage nötig hat". Wohl wäre das hungernde Volk trotz aller angeborenen Feigheit am Ende bereit gewesen, sich auf den Feind zu stürzen, der an Zahl so weit zurückstand, aber der Hof hatte nicht den Mut, die Erlaubnis zu geben. Es folgte eine Not, schlimmer als die von Jerusalem während der römischen Belagerung durch Titus. Die Afghanen aber hieben alles nieder, was aus den Mauern zu entkommen suchte. Endlich zog Schah Hussein in das Lager seines brutalen Siegers und überreichte ihm den vom eignen Turban — die Lammfellmütze ist eine Einführung der jetzigen turkmenischen Dynastie der Kadjaren — genommenen königlichen Federbusch mit den Worten: „Herrsche in Frieden!" Trotz dieses Entgegenkommens beeilte sich Mahmud, das Werk der Vernichtung zu vollenden. Er lud 300 der persischen Großen zu Tisch und ließ sie sämtlich ermorden; desgleichen die frühere Leibgarde Husseins, 3000 Mann, die er selber in Sold genommen hatte.

Vielleicht bieten diese historischen Reminiscenzen die Möglichkeit, sich von afghanischer Kraft und afghanischem Unternehmungsgeist eine Vorstellung zu machen. Uebrigens liegt ein andres Beispiel weit näher. Es ist jener unvernünftige Krieg, welchen England 1839 vom Zaune brach, um seinen unfähigen und grausamen Schützling, Schah Sudscha, an Stelle des thatkräftigen Usurpators Dost

Mohammed auf den Thron von Kabul zu bringen. Der erste Teil des Feldzuges verlief siegreich, und die Engländer konnten mit ihrem Prätendenten von Ghasna her in Kabul ihren Einzug halten. Den freien Afghanen wurde nun zugemutet, mit gefalteten Händen („wie eine Rotte gekaufter Sklaven") vor dem Schah zu stehen. Das war unerträglich. Ein wütender Mollah führte am Morgen des 2. November 1841 den ersten tödlichen Stoß auf den bis dahin so übermütigen englischen Befehlshaber. In einem Vertrag, geschrieben auf die heiligen Blätter des Koran, hatten die Häuptlinge sich verpflichtet, und mit dem Rufe: „Auf die Ungläubigen!" stürzten sich die Afghanen, das lange scharfe Messer in den Händen, auf die Engländer. Von dem ganzen indobritischen, fast 6000 Kombattanten und 12000 Mann Troß zählenden Heere, welches einen jammervollen Rückzug durch die wilden Schluchten abwärts des Kabulflusses versuchte, entkamen nur wenige.

Wenden wir uns nun den Landschaften und Städten Afghanistans zu. „Trink Wein im Schoße von Kabul und laß ungehindert ihn die Runde machen, denn es ist zugleich ein Berg, eine Stadt und eine Wiesenflur," so apostrophierte einst der Sultan Baber, der schöngeistige Beherrscher von Afghanistan, seine Residenz, die er die lieblichste auf dem Erdenrund nannte. Ob Baber die Fluren des Ganges gekannt und die Schneezinnen, welche nordwärts von Delhi (der nachmaligen Residenz des Sultans) das Wunderland Bengalen beherrschen, ist allerdings fraglich; denn dem kaiserlichen Reiseschriftsteller hat es späterhin unter dem Gluthimmel Hindostans nicht minder gut gefallen, und die Hochfluren Kabulistans verblaßten allmählich in seiner Erinnerung. Naht man der Stadt Kabul von Osten her, so ist ihr Anblick allerdings eine Art asiatisches Wunder. Schon von der Paßhöhe Lutabun, zehn Stunden weit, taucht sie aus einer der lieblichsten Blumentriften auf, die so anziehend wie jene von Samarkand sind, das bekanntlich von den Islamiten zu den vier Erdenparadiesen gezählt wird. Zwar liegt die Stadt fast 2000 Meter über dem Meere; trotzdem giebt es im Kabuler Hochbecken nur selten Schnee. Daraus erklärt sich dessen außergewöhnliche Fruchtbarkeit. Es ist ein einziger Obstgarten. Der Kabulwein soll demjenigen von Madeira nur wenig nachstehen und sehr viele heimliche Zecher finden. Bei dem Reichtum Kabuls an Obstgattungen aller Art konnte leicht die Fabel entstehen, daß man hier das Vieh mit Trauben füttere. Selbst die Vergnügungsorte sind nicht mit Zierbäumen geschmückt, sondern mit Fruchtbäumen aller Art, welche Schatten und Labung zu gleichen Teilen spenden. Timur Schah hatte seinen sogenannten „Königsgarten" durch Anpflanzung ganzer Obstwälder geschaffen. Noch ist er im Norden der Stadt vorhanden, und mitten zwischen seinen Kronen steht der alte, verwitterte Sommerpalast mit dem Marmorthron der Herrscher aus der Zeit afghanischen Glanzes und Ruhmes.

Der Weltenstürmer scheint überhaupt große Sorge für seine Schützlinge aufgewendet zu haben, denn sein Name hängt noch heute an allen Resten ehemaliger gemeinnütziger Schöpfungen. Aus der Gartenlandschaft Ilalif ließ er Aquädukte mit dem köstlichen Quellwasser in die Stadt leiten, und diese Leitungen waren von dichten Gärten gesäumt. Mitten in dieser Landschaft liegt Timurs Mausoleum, das heißt das unvollendete Oktogon desselben. Timurs Vater hat seinen Grabdom zu Kandahar, der Heimat der Duranis. Auch Sultan Baber hat im Weichbilde des von ihm so gepriesenen Kabul seine letzte Ruhestätte gefunden, an der Seite seiner Frauen und Kinder. Die Kabulesen pilgern gern nach der traulichen Stätte, die ein wohlgepflegter, von einer Marmormauer umschlossener Blumengarten ist. Denkt man sich zu dieser einsamen Ruhestätte die in der Tiefe zu beiden Seiten des Kabulflusses gelegene Stadt mit ihrem weitläufigen Häusergewirr, dem isolierten Burghügel mit der Feste Bala-Hissar



Habib Ullah Khan, der neue Emir von Afghanistan.

und den übrigen königlichen Schlössern, das acht Stunden breite Thal mit seinen unübersehbaren Obstgärten und im Hintergrunde die aufragenden Schneegipfel des Hindukusch, so dürfte es kaum schwer fallen, sich der Ansicht der älteren Chronisten anzuschließen und Kabul ein irdisches Paradies zu nennen.

Die Stadt ist freilich weniger anziehend; sie ist eng, schmutzig, winkelig, doch hat der verstorbene Emir Abdurrahman viel dazu beigetragen, sie zu verschönern. Auch ist er der Urheber von mancherlei Baulichkeiten, in welchen Gewerbe nach europäischem Vorbilde getrieben werden. Am dichtesten drängen sich die meist zweistöckigen, mit Ziegeln gedeckten Häuser zu beiden Seiten des Kabulstromes. Zahlreiche Pappeln unterbrechen die Monotonie des Städtebildes. Im Süden und Westen blicken wilde Felsriffe auf das Häuserchaos herab, auf den übrigen Seiten ist die Stadt offen, und nach dieser Richtung erstrecken sich die erwähnten Obstgärten. Nur im Osten ist die Thalebene noch einmal unterbrochen, und zwar durch einen etwa 50 Meter hohen, vollkommen isolierten Felssockel. Er wird gekrönt von der altberühmten Feste Bala-Hissar, die allerdings

heute nicht mehr verteidigungsfähig ist. Ein zweites, tiefer liegendes Kastell, das gleichfalls den Namen Bala-Hissar führt, schließt den Palast des Emirs, die Regierungsämter und die Kaserne ein. Diese Bauten sind insgesamt Schöpfungen der Timuriden. Der letzte derselben, der auf Bala-Hissar gebot, war Aureng-Zeb.

Ein noch viel paradiesischeres Gartenland als das Kabuler Becken ist das am Südfuße des Hindukusch sich erstreckende Ghurband- und Pendschirthal. Der Hauptort dieses Gebietes ist die Gartenstadt Istalif, der einstige Lieblingsaufenthalt des Sultans Baber.

Als Alexander der Große vom Kaspimeere heraufzog, kam er über den Paropamisos in das Land südlich desselben, wo er die Stadt „Alexandra Areion“ gegründet haben soll. Das ist das heutige Herat, die zweitwichtigste Stadt Afghanistans. Sie liegt in schöner Ebene, von Weingärten und bewässerten Wiesen umgeben, hat überwölbte Bazarstraßen, wo alle Völker des Ostens sich zusammenfinden, ist aber im übrigen Ruine wie alle Städte des iranischen Hochlandes. Uebrigens steht nicht fest, daß Alexander Herat gegründet habe; er kann es möglicherweise nur umgetauft und zur Militärstation gemacht haben, denn schon das Zend-Avesta, das heilige Buch der Perser, kennt ein „Haravia“, für welches man geneigt sein könnte, Herat zu halten. Herat liegt an einem jener nach Norden strömenden und in der Wüste versiegenden Flüsse — Heri-Rud, weiterhin Tedtschend genannt. Südwärts von Aria aber breitet sich ein Land mit eignem Wassergebiet aus, dem wüstenumgebenen See Hamun, in welchen unter andern Wassern der vom indischen Kaukasus kommende Hilmend sich ergießt.

Wenn wir weiter nach Osten rücken, folgen wir wieder der Spur Alexanders des Großen. Wir kommen zunächst nach Kandahar. Die Stadt liegt in ausgedehnter Fruchtebene, aber bereits auf der ersten Stufe des immer rauher werdenden Hochlandes. Noch höher liegt die Ebene von Ghasna, nächst Herat die geschichtlich denkwürdigste Stadt Afghanistans. Sie war der Sitz jenes oben erwähnten Sultans Mahmud und die Heimat des größten morgenländischen Epikers, Firdusi, der hier begraben liegt.

Ueber die nördliche Randhöhe von Ghasna geht es hinab in die Thalebene von Kabul, das im Norden und Westen von dem gewaltigen Hindukusch überragt und geschützt wird und selber keinen Schneefall erlebt. Sieben Pässe führen hinüber nach Turkestan, von denen sechs während fünf Monaten vom Schnee verschlossen sind, nur einer, der westlichste (der Paß von Bamian), bleibt immer offen. Durch ihn zog Alexander, und denselben Weg schlug General Stoljetow ein, als er 1879 vor den Engländern in Kabul erschienen war. Der „leichte“ Bamianpaß besteht aber selber aus einer Reihe von sechs Pässen, in Entfernungen, die einer Reise durch die ganze Schweiz gleichkommen. An furchtbaren Abstürzen gelangt man in das Thal von Bamian, in welchem sich merkwürdige Troglodytenwohnungen in den mächtigen Felswänden befinden. Durch Felsschluchten, in welche selbst am Mittag kein Sonnenstrahl gelangt, erreicht man den Ausgang in die Ebene. Diesen Weg hat Alexanders Heer mit unsäglichen Beschwerden zurückgelegt. Seit Stoljetows Reise kennen ihn die Russen genau. Man begreift daher, weshalb sie gegen Herat drängen, wo sie den Hindukusch umgehen und auf einem verhältnismäßig bequemen Umwege rascher und gefahrloser nach Kabul gelangen können.

An der Hand dieser Skizze hat der Leser ungefähr eine Vorstellung von dem interessanten Lande gewonnen, welches im gleichen Maße den Aspirationen Rußlands und Englands ausgesetzt ist. Der verstorbene Emir war ein aufgeklärter, kulturfreundlicher und verhältnismäßig gebildeter Herrscher. Seiner diplomatischen Geschicklichkeit ist es gelungen, durch zwei Jahrzehnte die Rivalen auseinanderzuhalten. Es wird abzuwarten sein, wie sich die Dinge unter Emir Habib Ullah anlassen werden. S. L.



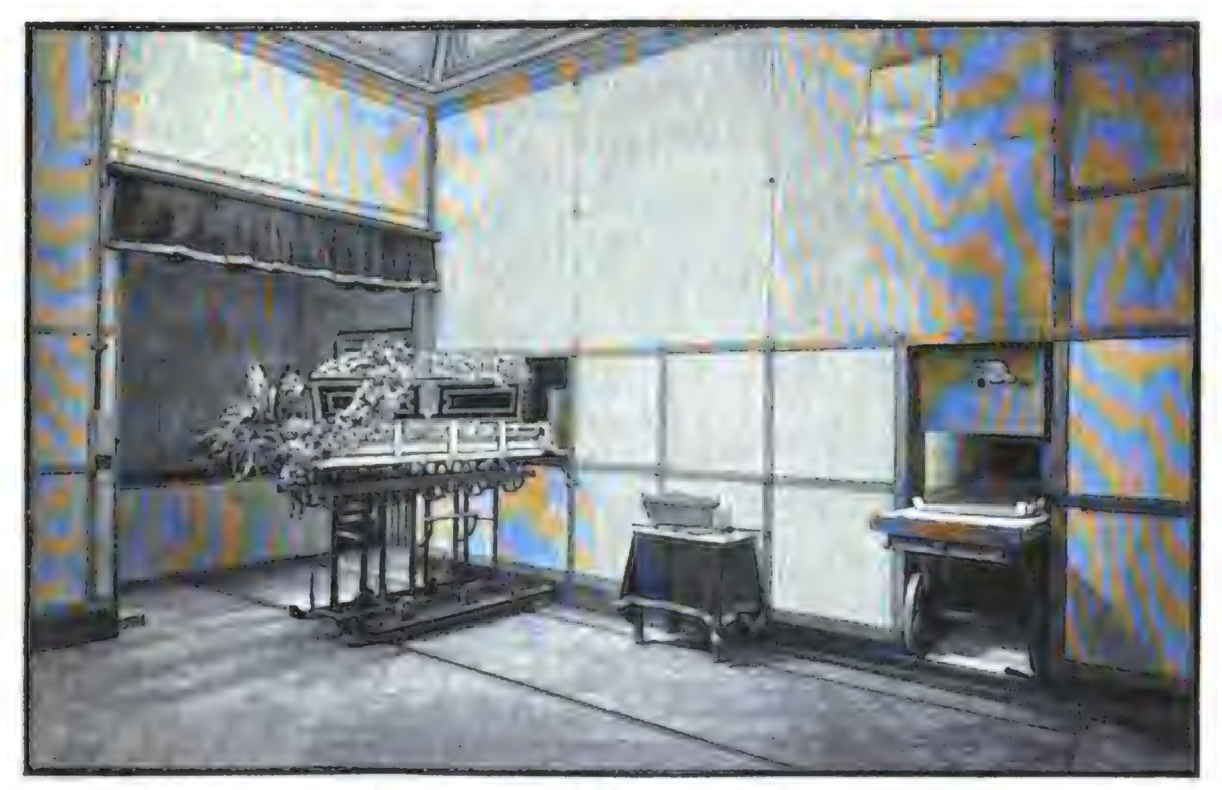
Grabstätten und Grabdenkmäler in Italien.

Was dem Fremden auf den Friedhöfen Italiens zunächst auffällt, das ist der Hallenbau. Die Hallen umschließen, ähnlich wie der Kreuzgang den Klosterhof, ein grünes, mit kleinen, unbedeutenden Kreuzen bedecktes Begräbnisfeld, den Friedhof der Unbemittelteren, die nicht in der Lage sind, die meist sehr kostbaren Plätze in den Hallen selbst zu erwerben; und wie bei den Kreuzgängen der Klöster die Hallen sich nach dem Hofe zu in Bogen öffnen und nach außen abgeschlossen sind, so auch die Gräberhallen des Campo Santo. Die einzelnen Bogen und gegenüber an der Außenwand die geschlossenen Nischen sind mit Denkmälern aus weißem oder farbigem Marmor, aus Bronze oder Alabaster in reichster Mannigfaltigkeit ausgefüllt. Ist der Campo Santo in großem Stil angelegt, so schließt sich an die Außenwand eine zweite Halle ringsum an, die natürlich von beiden Seiten geschlossen ist und ihr Licht von oben oder durch erhöhte Seitenfenster erhält. Wir sind gewohnt, auf unsern Friedhöfen Kreuze und Obelisken, Grabplatten und gebrochene Säulen, hie und da auch ein Werk höherer Skulptur, eine allegorische Figur oder die Büste oder das Relief des Verstorbenen und dann und wann ein kleines Mausoleum zu finden. Wie anders in Italien. Nicht nur die Ideale, der Glauben, die Hoffnung, finden hier ihre Stätte; nein, daneben hat auch das realste Leben Raum und findet seine Verkörperung in starrem Marmor. Anstatt emporgehoben zu werden weit über das Grab hinaus, bis in die Welt, in die Glauben und Hoffnung und Liebe uns entrücken möchten, wird man herabgezogen in die niederdrückendsten Sphären der Vergänglichkeit, der Trostlosigkeit, des Schmerzes ohne Hoffnung. Der namenlose Jammer um den Verlust wird weit häufiger geschildert als die tröstende Hoffnung auf ein Wiedersehen ohne Schmerz. Hier liegt zum Beispiel eine weibliche Gestalt, in der Tracht, wie sie vor einigen Jahrzehnten Mode war, in Hut und Mantel, verzweifelt zusammengesunken vor dem Marmorsockel,

der die Büste des gestorbenen Gatten trägt; dort reicht in ähnlicher Modetracht eine Mutter ihr Kind dem Bilde des verblichenen Vaters zum Kusse dar. Der Tod als leintuchumhülltes Mädchen sitzt, mit Kissen gestützt und in Decken gehüllt, in dem Lehnstühlchen, darin es gelitten hat und gestorben ist. Man wird ganz zerrissen von den Bildern des Leidens, des Jammers und



Krematorium auf dem Friedhof in Mailand.



Feuerbestattungshalle des Krematoriums in Mailand.

Skelett greift mit roher Gewalt die sich sträubende menschliche Gestalt am Arme, um sie mit sich hinwegzureißen. Auf der Bahre liegt ein Mann in den letzten Zügen, während angstvoll seine Gattin in das Antlitz des Sterbenden blickt. Ein kleines des Grauens, und mit einem Gefühl der Befreiung blickt man auf die edle Christusgestalt, die als das Sinnbild des Lebens und der Auferstehung, des Sieges über Tod und Vergänglichkeit, inmitten dieser versteinerten Trauer und hoch darüber steht.

Doppelt gern betrachtet man die Gestalten des Friedens, den Engel, der mit mildem Auge gen Himmel weist, der Liebe, die erbarmende Arme um die Verwaisten legt, und der Hoffnung, die trostvoll das große Endgeschick alles Menschlichen zu mildern und zu verklären sucht.

Der Campo Santo von Genua ist einer der großartigsten in ganz Italien. Schon seine Lage ist eine so wunderbar schöne, daß durch sie eigentlich die ganze Anlage charakterisiert wird. Die Straßenbahn, die uns dorthin führt, verläßt im Osten die Stadt Genua, biegt nach Norden in ein enges Seitenthal ein und versetzt uns aus dem Geräusch der Großstadt mitten in die feierliche Stille der Gebirgswelt hinein. In köstlichen Linien bauen die Berge sich auf, auf ihren höchsten Spitzen von den Befestigungen gekrönt, die in weitem Kranze Genua umziehen. Leider überbrücken die Bogen des großen Aquäduktes die reichbewaldeten Thäler, und auf halber Höhe liegt eine kleine Kirche mit hohem Glockenturm, von einigen Häuschen und Gärten umgeben. Rechts setzt das Thal sich fort, und vor uns ziehen sich blendendweiß und dunkelgrün am Berge hinauf die großen, weiten Terrassen und Anlagen des Campo Santo. Von weitem schon übersieht man ihn und wird überwältigt von der Größe und Schönheit dieses Gottesackers. In ungeheurem Quadrat umschließen die doppelten Bogenhallen den mit unzähligen kleinen weißen Kreuzen besäten Friedhof, der mit peinlichster Sorgfalt gepflegt und durch einen breiten Kreuzweg in vier Felder geteilt ist. In der Mitte erhebt sich auf hohem Sockel die herrliche Figur des Glaubens, mit der Rechten auf ein hoch sie überragendes Kreuz gestützt und mit der Linken die heilige Schrift umfassend. Im Hintergrunde steigen breite, mächtige Marmorterrassen am Berge hinan und führen zu höher gelegenen Hallen, in deren Mittelpunkt die Rotunde in wundervoll klassischem Stil, eine kleine Nachahmung des Pantheon in Rom, mit ihrer schönen Kuppel und dem edlen Portico die gleichmäßigen Linien der mittleren Hallen unterbricht.

Diese Rotunde ist eine Grabkapelle, die aufs kostbarste ausgestattet ist. Sie wird von 16 monolithen schwarzen Marmorsäulen getragen, deren jede einen Wert von 12000 Lire repräsentiert. In den acht Nischen sind Bildwerke der ersten jetzt lebenden Künstler aufgestellt, zum Teil von packender Schönheit. Nie sah ich eine Darstellung von Adam und Eva ergreifender und trotz schärfster Realistik edler und schöner, als die beiden überlebensgroßen Figuren, die zwei dieser Nischen ausfüllen. Die Gesichter beider verkörpern, jedes wieder in ganz andrer Weise, den tiefsten Seelenschmerz, aber ohne jede Spur von Verzerrung, verklärt durch einen inneren Seelenadel, der wieder hoffen läßt. Daneben die mächtige Gestalt des Gesetzgebers, die Propheten Daniel, Ezechiel, der heilige Michael in Kampfesrüstung und die Maria immaculata als Vermittlerin des neuen Heiles, das die Erlösung vom Falle durch Adam herbeiführt. Die Beisetzungsstätten in der Rotunde sind nicht käuflich, sie werden als besondere Ehre einzelnen, die sich in Kunst und Wissenschaft hervorgethan oder um das Vaterland verdient gemacht, geschenkt. Rossini, ein Genueser von Geburt, liegt dort bestattet.

Oberhalb der Hallen dehnt sich ein breiter, fächerartig angelegter Raum aus, der rings von dunkeln Bäumen umrahmt ist und viele kleinere Grabstätten trägt, und weiter darüber hinaus ziehen sich wieder Terrassen von schattigen Anlagen hinan, zwischen denen kleine Tempel, gotische Mausoleen, massige, schwere Monumente und kleine zierliche Denkmäler hindurch schimmern. Hier ist ein Kinderköpfchen von engelhafter Schönheit, ein Knabe von sechs bis sieben Jahren. „Er war unsre Freude und unsre Hoffnung," sagt die Inschrift darunter. Endlich haben wir Mazzinis Grab gefunden, weit von den Hallen, an einsamer Stätte, auf entlegener Höhe. Keine allegorische Darstellung, keine Statue nach dem Leben, nur ein einfaches Mausoleum, der Eingang zwei massige dorische Säulen und darüber ein monolither Granitblock mit der Inschrift: „Giuseppe Mazzini", worüber dunkle Cypressen ihre Schatten werfen.



Mazzinis Gruft auf dem Campo Santo in Genua.

Sehen wir uns einzelne der Monumente etwas näher an. Ein Sockel, dessen Inschrift uns mitteilt, daß hier zwei im Tode vereinte Gatten ruhen, trägt eine Charitas, eine der schönsten Verkörperungen der Liebe: eine herrliche, kraftvolle Frauengestalt, leicht an den blumenumwundenen

Anker der Hoffnung gelehnt und damit beschäftigt, drei lieblichen lockigen Kindern den Reichtum der Mutterliebe zu teil werden zu lassen. Eine leicht verhüllte ideale Gestalt mit verklärtem Gesichtsausdruck, einen goldenen Stern über dem wallenden Haar,



Grabdenkmal auf dem Campo Santo von Genua.

breitet sehnend die Arme empor, um sich aus Sturm und Wogendrang gen Himmel zu schwingen, wo hoch über ihr ein Kreuz die Inschrift trägt: „In hoc signo vinces“, und unter ihr die Verheißung des Psalmes: „Die Fluten stiegen zum Himmel und fuhren in die Tiefe, die Seele schrie zum Herrn, und er führte sie zum ersehnten Hafen.“

Einige Schritte weiter, und wir stehen vor einem Sockel aus herrlichem schwarzen Marmor mit gelblichen Adern. Er trägt einen kostbaren Sarkophag aus weißem Marmor und eine Urne, die die sterblichen Ueberreste des Entschlafenen enthält. Daneben lehnt die lebensgroße Figur seiner trauernden Gattin, im Crepegewande mit langem Spitzenschleier, den Kopf schmerzvoll zur Seite geneigt. Wir wandern weiter und werden gefesselt durch eine großartige Christusgestalt, die siegreich das Grab gesprengt hat, dessen schwere graue Granitblöcke zur Seite stürzen, während der Lebensheld

mit dem Ausdruck göttlichen Triumphes gen Himmel steigt. Betroffen blicken wir auf die verhüllte Frauengestalt, die dort in maßlosem Schmerz sich über die Treppenstufen geworfen, welche zu dem Grabe führen, durch dessen Pforte sie vergeblich einzudringen sucht. Wie schön dagegen das große Schiff, das, wenngleich mit geknicktem Maste, dennoch die wilden Wogen sicher durchsteuern wird, weil der Engel des Lebens mit ausgebreiteten Flügeln an Bord steht und durch stürmende Wogen sicher in den Hafen fährt. Die Inschrift lautet: „Glücklich, wer auf dem Meere des Lebens einen so treuen Führer hatte.“

Doch genug der Einzelheiten. Man könnte tagelang die dichtbevölkerten und doch im Tode erstarrten Marmorhallen durchwandern, immer fände man Neues, immer hätte man noch nicht alles erschöpft.

Ein andres Bild bietet der Campo Santo von Mailand. Hier mischt sich schon in die ganze Anlage viel germanisches Element; die Hallen treten zurück vor dem eigentlichen Gottesacker, die Denkmäler sind meist unter freiem Himmel auf blumengeschmückten Gräbern aufgestellt; aber die unendliche Fülle und der Reichtum der Skulpturen, die verschwenderische Pracht der weithin schimmernden Grabmonumente mahnen daran, daß wir im Heimatlande der Kunst und des Marmors weilen. Ganz freilich fehlen die Galerien auch hier nicht. Eine hohe Terrasse führt zum Eingangsgebäude empor, das sich in der ganzen Breite des Campo Santo in einer großartigen Hallenanlage aus schwarz und weißem Marmor erstreckt und in der Mitte durch eine prächtige Kapelle gekrönt wird, deren schwarz-weiße Marmorwände und geschmackvolle Radfenster, deren Giebelfassade und achteckiger Ueberbau weithin sichtbar sind. In dieser Kapelle finden, wie in der Rotunde Genuas, nur Ehrengrabstätten Raum. Alessandro Manzoni, der Dichter der „Promessi Sposi“, liegt hier bestattet, und eine große Bronzebüste schmückt sein Grab.

Jenseits des langgestreckten Eingangsgebäudes dehnt der Kirchhof sich unabsehbar weit aus und wird, wie unsre nordischen Friedhöfe, durch Wege und Alleen in unzählige kleinere Felder geteilt, während ein erhöhter Tempelbau den Mittelpunkt des Campo Santo bezeichnet. Gleich links vom Eingang dehnt sich eine weite Fläche aus, die, Grab an Grab, mit Skulpturen aller Art bedeckt ist, von denen kaum eine oder die andre das Auge fesselt; meist Darstellungen aus dem Leben, Büsten, Reliefs, ganze Figuren, kaum je einmal eine idealere Auffassung, aber immer die Gräber selbst aufs sorgfältigste gepflegt, mit Lebensbäumen und Trauerweiden, mit Blumen und Kränzen geschmückt.

Wir wandern eine Zeitlang auf den schmalen Wegen hin und betrachten hier ein Denkmal, lesen dort eine Inschrift und kommen endlich zu dem prächtigen Renaissancebau des Krematoriums, das den Campo Santo abschließt. Von allen Denkmälern, die wir bei unsrer Wanderung geschaut, möchte ich nur zwei hervorheben, zwei der schönsten, allerdings auch der berühmtesten von Mailand. Das eine ist die Grabstätte der Familie Bruni, eine wundervolle weiße Marmorpyramide von kolossalen Dimensionen, mit ägyptischem Eingangsthor, das durch eine durchbrochene Eisenthür verschlossen ist. Ueber dem mit ägyptischen Symbolen geschmückten Thore ruht auf der einen Seite eine Sphinx, an der andern lehnt eine schöne Frauengestalt in orientalischer Tracht, die eine Hand zu der Thürkrönung erhoben, die andre auf der schwarzen Aschenurne neben ihr ruhend, das Haupt tief gesenkt. Lärchen und Cypressen umstehen das grandiose Monument. Das andre Denkmal befindet sich in einer der Nischen in der Eingangshalle und ist dem edlen Arzte Maccia gesetzt, der in warmer Menschenliebe ein großes Vermögen zur Gründung einer Wohlthätigkeitsanstalt für arme Frauen hergegeben. Es ist ein hohes, schönes Portal, gekrönt von den Symbolfiguren von Glaube, Liebe und Hoffnung. Im Giebel steht die Büste Maccias. Das Eingangsthor ist angelehnt, und eine arme junge Frau, mit einem Kinde an der Brust, sucht die Thür zu öffnen, um dem entschlafenen Wohlthäter das ärmliche Blumenkränzlein auf das Grab zu legen, das dennoch kostbarer ist als die reichsten Kranzspenden der Wohlhabenden, denn das Scherflein der Witwe gilt mehr als das Gold der Reichen. Ein kleiner barfüßiger Knabe sitzt auf der Treppenstufe und hält traurigen Blickes ein Pergament in den Händchen, das die Widmung trägt. Und auf der Tafel unter der Büste Maccias ist der Wunsch zu lesen: „Mögen die Gebete der armen Mütter stets das Grab Maccias tröstend umschweben.“

Zum Schluß noch ein Wort über das Krematorium. Es ist ein prächtiger Säulenbau, den schöne Totenurnen schmücken und



Grabdenkmal auf dem Campo Santo in Genua.



Phot. A. Noack, Genua.

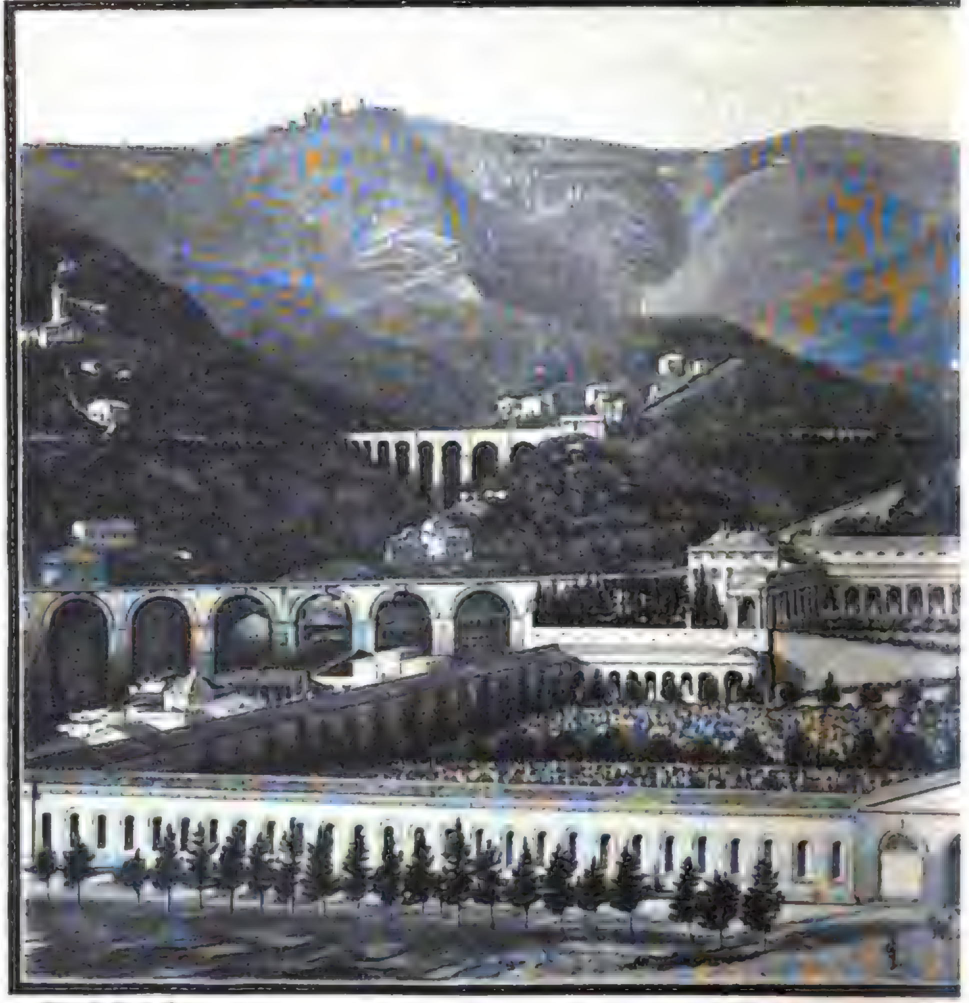
Innere Galerie des Campo Santo von Genua.

über den der niedrige Schornstein nur wenig hervorragt. Ganz neue Einrichtungen ermöglichen die vollständige Verbrennung in ein bis zwei Stunden, mit Gasheizung sogar in dreiviertel Stunden. Die geringen unverbrennbaren Ueberreste werden mit kleiner silberner Schaufel in eine rote Thonurne von sarkophagartiger Gestalt gelegt, die dann mit Bleikapseln versiegelt und beigesetzt wird. Die Beisetzungsräume gleichen genau den einfachen Totenhallen im Campo Santo von Bologna oder Genua. Die Wände sind mit Marmortafeln bedeckt, die den Namen der Hingeschiedenen tragen und auch hier ab und zu mit Blumen und Kränzen geschmückt sind. Nur sind die Tafeln viel kleiner, und hinter ihnen ist die Aschenurne beigesetzt und mit Zement in die Wand hinein verkittet, damit keinerlei Mißbrauch mit der Asche getrieben werden kann, die auf geweihtem Boden bleiben muß und unter keinen Umständen mit hinweggenommen werden darf. Die Kosten der Feuerbestattung sind nicht groß, weit geringer als die der Beerdigung. Der Verbrennungsprozeß selbst kostet 40 Franken, der Beisetzungsplatz ebenfalls 40, die Urne fünf und die Abgabe an die Kommune zehn Franken, also im ganzen noch nicht 100 Franken. Natürlich giebt es auch kostbarere Urnen aus Marmor, die an den bevorzugten Plätzen zwischen den Säulen des Hauptgebäudes zum Beispiel aufgestellt und mit größeren Summen bezahlt werden; deren giebt es aber bis jetzt nur wenige, wie denn überhaupt die Cremazione bisher nur eine geringe Verbreitung gefunden hat. Für Arme findet die Verbrennung unentgeltlich statt, und der für sie bestimmte Beisetzungsraum befindet sich unter dem Fußboden der Beisetzungshalle. Im übrigen tritt nicht der geringste Unterschied zwischen arm und reich zu Tage.

Der Campo Santo von Pisa, von dem wir auch eine Abbildung geben, dient nicht mehr dem jetzigen Geschlechte als Begräbnisstätte, sondern ist abgeschlossen. Weite Hallen mit hohen Bogenfenstern umgeben den stillen Hof, der nicht mit Kreuzen besät und zierlich gepflegt ist. Hohes Gras bedeckt den Boden, dessen Erde ein Erzbischof vor mehr als 700 Jahren aus Jerusalem dorthin schaffen ließ; ein paar mächtige Cypressen und niedriges Strauchwerk beschatten ihn, und in der Mitte schlingt sich wildes Rankenwerk um ein paar alte Steintruhen und Urnen und eine uralte Säule. Durch das köstliche gotische Maßwerk zwischen den schlanken, zierlich gekrönten Säulen der hohen Bogen dringt der Blick bis zur feinen Kuppel des Marmordomes und den höchsten Galerien des schiefen Turmes.

So wenig die alten Malereien an den Wänden und die wunderliche Auffassung biblischer Gedanken unsern jetzigen Anschauungen entsprechen, sie verfehlen doch nicht, mit ihrer überwältigenden Realität einen tiefen Eindruck zu machen. Sehr anziehend sind immer noch die Fresken des Benozzo Gozzoli, der Geschichten aus dem alten Testamente dargestellt und den Gesichtern der biblischen Figuren die Physiognomie der alten Mediceäer aufgedrückt hat.

Unter den Gemälden und unter den offenen Bogenfenstern erzählen uralte Steinsarkophage, Urnen und Säulenreste, antike Vasen und Skulpturen von dem Ruhm vergangener Namen und Geschlechter. Auf dem marmornen Getäfel des Fußbodens verwischen die Tritte der Lebenden immer mehr und mehr die Inschriften und Reliefs, die von denen Kunde geben, die in verflossenen Jahrhunderten gelebt und gewandelt haben. Dort an der Wand hängen alte, verrostete Eisenketten. Es sind die ehrwürdigen Ketten des Hafens von Pisa, die vor 600 Jahren in der Pisaner Geschichte eine Rolle gespielt und die für wert erachtet worden, hier in den heiligen Hallen des Campo Santo, wo so viel alter Ruhm begraben liegt, eine dauernde Stätte zu finden. Aber auch die späteren Jahrhunderte und die neuere Zeit haben manches hervorragende Denkmal hier niedergesetzt. Die großen Söhne Pisas, Niccolò Andree und Giovanni Pisano haben billig ihre Stätte hier gefunden und sind mit schönen Statuen verewigt worden. Friedrich der Große stiftete seinem Freunde, dem vielseitigen Gelehrten Grafen Francesco Algarotti, ein pomphaftes Monument, das jedoch keinen höheren künstlerischen Wert besitzt. Eines der bedeutendsten der Neuzeit ist das Grabmal des Grafen Mastiani.



Phot. A. Noack, Genua

Der Campo San

Auf einem mit Reliefs gezierten Sockel sitzt, in tiefe Trauer versunken, die Gemahlin des Verstorbenen; und der Ausdruck des Schmerzes ist so ergreifend in diesem Bilde, daß man ihm den Namen l'Inconsolabile, die Untröstliche, gegeben. Ein schmales, langes Marmorrelief fesselt durch die wunderbare Schönheit seiner Auffassung und Ausführung. Es ist dem berühmten Augenarzt Vacca gewidmet, von Thorwaldsen geschaffen und stellt den jugendlichen Tobias dar, der seinen erblindeten Vater heilt. Das letzte Denkmal setzte man der großen Sängerin Catalani, deren Geburtsstätte nicht weit von Pisa liegt. Es zeigt auf einem erhöhten Sockel eine liebliche weibliche Gestalt in griechischem Gewande, dessen Falten teilweise über eine kleine Orgel ihr zur Seite fallen. Zu Füßen sitzen rechts und links zwei kleinere Gestalten, die eine mit Flügeln — eine allegorische Figur des Gesanges oder der Musik überhaupt —, die andre ein armes, lockiges Mädchen mit rührendem Ausdruck, wohl eine Erinnerung an die bedrückte Jugend der großen Künstlerin.

Noch einmal werfen wir einen Blick auf den stillen Hof und die dunkeln Cypressen und auf die ernsten Hallen, deren mittlere von der schönen kleinen Kuppel der Grabkapelle stimmungsvoll gekrönt wird, durchwandern noch einmal den weiten Kreuzgang mit den alten Zeugen der Vergangenheit und verlassen ihn dann mit viel andachtsvolleren Empfindungen, als die modernen Friedhöfe in uns erwecken konnten.

von Genua.

Nur einer noch sei mir nun zu nennen gestattet, einer, der weder durch großartige Hallen, noch durch hervorragende Monumente sich vor andern auszeichnet; und doch, wer ihn besucht hat, wird ihn nicht leicht wieder vergessen, sondern, so oft er sich seiner erinnert, mit ernster Freude und mit reinen Empfindungen daran zurückdenken; es ist der Friedhof von San Miniato bei Florenz. Hell schimmert die schwarzweiße Fassade der Kirche, die wir so oft von unten her leuchten sahen, in der sinkenden Sonne, deren Schein auch das Innere der kleinen, aber wunderschönen Kirche matt erhellt. Wertvolle antike Porphyrsäulen tragen das flache, buntbemalte Dach, prächtige Marmorinkrustationen und Reliefs schmücken Chorschranken und Kanzel, und durch die transparenten Marmortafeln in den Fenstern des hohen Chors schimmert der Abendschein.

Wir wandeln zwischen den Denkmälern der Krypta, zu der man wenige Stufen aus dem Schiff der Kirche hinabsteigt, und die sich unter dem hohen Chor ausdehnt, zu dem schöne Marmortreppen hinaufführen; und dann treten wir wieder ins Freie und wandern zwischen den Grabstätten hin, die in weiten Flächen die alte Kirche von San Miniato umgeben. Treppen führen zu höher gelegenen Terrassen am Berge, und wieder schweift der Blick über ausgedehnte Gräberfelder hin. Aber er bleibt nicht daran haften. Weit um uns und unter uns liegt eine Welt von bezaubernder Schönheit. Die Stadt am Arno, die man „La Bella" nennt, mit Kuppeln und Türmen, liegt im Thale vor uns, und der mächtige Dom von Marmor mit der Kuppel des Brunelleschi, und der Palazzo Vecchio mit Turm und Zinnen ragen über alle andern hervor; in edlen Linien ziehen die Berge einen weiten Kranz herum, und entzückt weilt das Auge auf den Villen, die sich zwischen südlicher Vegetation die Hügel hinanziehen, auf Fiesole und dem Kloster auf der Bergeshöhe darüber und auf den prächtigen dunkeln Baumgruppen des Gartens Boboli unter uns. Und dann, von dem lachenden, strahlenden Leben ringsum kehrt es zurück zu den Marmorfeldern, unter denen die Toten ruhen, und wir empfinden es seltsam, wie nahe Leben und Tod einander berühren, und wie weit sie doch voneinander geschieden sind.

Es sind wirklich Marmorfelder, auf denen der Blick ruht, unzählige große, meist umgitterte Quadrate, in denen dichtgefügt wohl 50 bis 60 Grabtafeln nebeneinander liegen und von den Ruhenden erzählen, und zwischen diesen Feldern führen breite Rasenwege hin. Hie und da ist auch eine einzelne Tafel umgittert und mit Blumenkränzen und Topfpflanzen geschmückt, da ja sonst nichts Blühendes auf dem starren Marmor Stätte findet. Nur vereinzelt erhebt sich eine kleine Grabkapelle, von Trauerweiden beschattet, vereinzelt ein Kreuz, eine gebrochene Säule, ein Obelisk, eine Büste oder auch ein größeres Denkmal. Gleich am Eingang


Grabdenkmal auf dem Campo Santo in Genua.

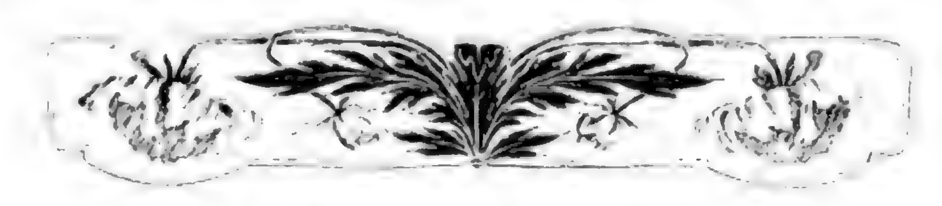

Grabdenkmal auf dem Friedhof in Florenz.

fällt die Grabstätte eines Kindes, seltsam realistisch und doch tief ergreifend, auf. Aus einem hohen Blumenhügel ragt ein verschleiertes Kinderköpfchen, ein kleiner Arm streckt sich zwischen den Blumen vor und ruht auf einem Kreuze, das Händchen nach einem kleinen Mädchen ausgestreckt, das alle


Innere Galerie des Campo Santo in Pisa.

seine Spielsachen achtlos von sich geworfen und sehnsüchtig, mit ausgebreiteten Armen, dem toten Schwesterchen, das ihm winkt, entgegenstrebt. An den Mauern ziehen sich dicht nebeneinander kleinere, nach vorn offene Gewölbe hin, die mit unzähligen Grabtafeln an den Wänden bekleidet sind. Doch wunderbar, man sieht wenig von den Einzelheiten hier oben. Hier ist es das Ganze, das Allgemeine, was Sinne und Gedanken fesselt, alles Kleine tritt zurück vor den beiden großen Gegensätzen, die alles auf Erden beherrschen, dem Leben und dem Tode; das Leben dort unten und um uns in der herrlichsten Gestalt, in dem entzückendsten Gewande, das geräuschvolle Leben der Menschen und das stille Leben der Natur; und hier der Tod, aber nicht Grauen und Schrecken verbreitend, still und sanft, ein Engel des Friedens und des Ausruhens nach heißem Tagewerk. Und ganz unwillkürlich drängt sich's ganz leise auf die Lippen: „Wie sie so sanft ruhn, alle die Toten."

C. Koppe



Der Unstern.

Jagdskizze von Anton Freiherrn von Perfall.

„Aber an Unstern hab'n ma scho, — koan Stern gar net!" — so begrüßte mich Jakl, der Jäger, auf dem „Spitzingsattl". Bis vor einer Stunde fröhlichster Sonnenschein, eine Orgie in Rot und Gelb ringsum, wie nur der Herbst sie feiert, der vielgeschmähte „Todesbote" der Lyriker; und jetzt in dem Augenblick, in dem für uns zwei die kostbarste Jagdwoche begann, die Hirschbrunft, zieht vom Lande der Nebel herein, der Urfeind der Jägerei im Gebirge.

Eine schwarzgraue Masse löscht im Nu das Blau des Himmels und den Sonnenglanz, füllt jede Schlucht, jede Höhe und setzt an die Stelle der bunten Orgie den grauen Tod. Ein eisiger Wind fegt herauf. Nur da und dort ragt schemenhaft ein schwarzer Wipfel auf, und die Nebelkrähe läßt aus dem farb- und formlosen Chaos ringsum ihren heiseren Ruf erschallen.

Ich ließ mich dadurch nicht im geringsten verstimmen. In dieser Zeit aller erdenklichen Kompromisse im Innersten und Aeußersten erquickt mich geradezu diese ehrliche Brutalität der Natur.

„Ah was, mit dein'm Unstern!" erwiderte ich abweisend. „Es giebt ja gar kein'n Unstern."

„Ja, das sagt ma so. Und do paßt mir nix heuer, aber scho gar nix!"

„Was paßt dir denn net?"

„Ja, was? Alles net. Koan richt'ge Fährt'n koan Schroa net, wia si' sich g'hört. Auf die Alma d' Arbeitsleut. Der oa hackt, der ander grabt, — jetzt no der Sauneb'l. I moan, das langt."

Mich ärgerte diese verdrossene Mutlosigkeit, die dem Jakl sonst nicht eigen ist. Aus diesen Depressionszuständen wachsen ja gerade die Erfolge aller „Unsterne", welche die Menschen seit Urzeiten verwirren.

„Jetzt weißt du was? Ich will nix mehr hören von deinem Unstern und deinem ‚net pass'n'. Du thust deine Schuldigkeit und damit aus."

„Ganz richtig!" erwiderte Jakl verstockt.

Die Wurzhütte, unser Standquartier für die nächsten zwei Wochen, lag traumverloren unter den nebeltriefenden Fichten. Drinnen in der schwarzen Stube saß der Schweizer bei 24 Grad und fluchte über sein „Wehdam an die Füß", welche in umfangreichen Filzpantoffeln steckten. Die Moidai, sein Weib, strickte Winterstrümpfe. In dem mächtigen Ofen dörrten die Enzianwurzeln. An der Hütte vorbei murmelte der Bach die alte Melodie.

„Kommt's mal auffi? Das is g'recht. Arbeit'n arg umanand z' Nacht, die ‚Horner'," meinte das Moidai.

„Umanand arbeit'n? Zum Lach'n! Dan lausig'n Schroa! Da moanen's glei —" So der Schweizer. Der bockbeinige Jakl nickte ihm beifällig zu.

Ein Maul voll Schnaps wird genommen.

„Pack ma's no an heut," fragt Jakl, „bei dem Neb'l?"

„Das ist gewiß — sofort," befahl ich mehr aus Opposition, denn draußen war es wie in einem Sack.

Schweigend ging's aufwärts, dem Ziehweg entlang, dem Lochgraben zu. Dahin ging seit Jahren die erste Birsch, — auch so ein Stück Gewohnheit oder Aberglaube. Kein Wort wurde gewechselt. Der „Unstern" lag zwischen uns. Unter der Last des Nebels verdichtete sich das Schweigen. Es brütete zwischen den schattenhaften Stämmen.

Nach einer Stunde waren wir am Ort, wir hätten ihn blind gefunden. Einen Büchsenschuß oberhalb erhob sich eine zerklüftete Wand. Zwischen dieser und dem Stand ging der Wechsel.

Jetzt sah man weder Wechsel noch Wand. „Und der Wind im G'nack," konnte Jakl nicht unterdrücken.

„Kann sich ja drehen!" murmelte ich, aber es war schon mehr Bosheit von mir.

„Ja, so schaugst her!"

Es wurde empfindlich kalt, und die Feuchte des Nebels durchdrang uns. Was man da nicht alles denkt, in seinen Wettermantel gekauert; wohin man nicht fliegt in einem Hui — über Meere und Zeiten hinweg!

Höchst irdische Töne weckten mich aus meinen Gedanken: Juchschreien, Ziehharmonikatöne von der Wurzhütte herauf. „Was ist denn da los, Jakl?"

„Von der Alm komma's halt auf d' Nacht."

Ein Licht ging mir auf: also das war der Unstern! Erster Oktober, Almschluß auf der Wurzhütt'n, und da bin ich im Wege!

„Da wird das Resl von der ‚Fürst' auch kommen?"

„War wohl mögli."

Ein feines Steingeriesel oben in der Wand nahm jetzt unsre Aufmerksamkeit voll in Anspruch.

„Wird scho der guate Gamsbock sein," meinte Jakl.

Da bitzelt es schon in allen Nerven. „Meinst wirklich? Hast ihn schon g'sehn?"

„Erst vorgestern. Scho damisch guat. Birschen S' 'nauf, sonst is eh nix bei dem Wetta."

Schnöder Verführer! Ich verlasse sonst grundsätzlich nicht den Platz, aber recht hat er, der Jakl, und „damisch guat" sagt er — und wieder rieselt's hernieder.

„Du bleibst da." Dann die Schuhe ausgezogen und hinaufgebirscht, lautlos. Ja, wenn der Nebel nur ein Einsehen hätte! Ein Stein kollert herab — da steht er schon! Ach nein, nur ein Latschenboschen.

Weiter wage ich mich nicht mehr. Da weicht der Nebel ein wenig. Die Konturen der Wände treten heraus. Da steht er wirklich in der Rinne, kohlschwarz. Ich probier's, fahr' auf — geht nicht, alles zerflossen!

Was war das? Unter mir der Hirsch! Ganz deutlich, grad ein kurzer „Trenzer". „Oeü!" — und jetzt, — ich habe wohl einen unvorsichtigen Tritt gemacht, pfeift der Gemsbock oben — Steine rasseln ... Geh zum Teufel! Du interessierst mich gar nicht mehr!

Jetzt gab der Hirsch von neuem an. Er kam auf dem Wechsel, und der Wind grad' abwärts — dieser verdammte Menschengeruch! Ich wage kaum zu atmen.

„Oeü — ö!" Ich höre ihn brechen. Wenn ich jetzt beim Jakl wär'! Und der Nebel wird noch dichter.

Jetzt tritt der Hirsch gerade zwischen uns durch. Ich glaube einen unbestimmten Schatten zu erkennen, aber schon um Jakls willen kann ich den Schuß nicht wagen.

Alles still — dann eine prasselnde Flucht. Er hat mich in den Wind bekommen. Die hätt' ich glücklich alle zwei verbatzt, Bock und Hirsch.

Jakl lachte verbissen: „No, was sagen S' jetzt?"

„Gar nix. Nicht so dumm sein, — sitzen bleiben."

„Bleibst eh'n net sitz'n. Das is ja der Unstern!"

Ich gebe ihm keine Antwort mehr.

Von der Wurzhütte herauf drang das Stampfen der Tanzenden. Aus dem kleinen Fenster schoß ein Lichtstrahl wie eine Rakete über den schwarzen See. Als wir hinabkamen, der reinste Hexensabbat in dem engen, niederen Raum. Das junge Volk stampfte den Boden, daß der Ruß in Flocken von den geschwärzten Balken herabfiel. Die Röcke drehten sich in sinnverwirrenden bunten Kreisen beim Klang der Zither.

Jakl faßte mitten aus seiner fatalistischen Stimmung heraus das Reserl von der „Fürst". Eine schwarze, bildsaubere Dirne, die ihn bald mit verzücktem Lächeln ansah, bald im Vollgefühl seligen Taumels die schwarzen Rehaugen senkte. Ein ganzer Himmel voller Unsterne erlosch für ihn vor dem feuchten Glanz dieser beiden Gestirne, die ihn jetzt sanft bestrahlten. — —

•

Aber recht hatte Jakl doch. Es wollte einfach nicht. Eine ganze Woche lang nicht, trotz aller Mühe und Künste, trotz wackeren Schreiens und goldfrischer Fährte. Es war zum — na ja, wer Jäger ist, weiß schon! Er kennt ja alle die kleinen aufreibenden Bosheiten, diese widrigen Zufälligkeiten, in denen zuletzt der ganze Reiz liegt. Dieses um eine Minute zu spät oder zu früh, diese Verschwörung der Winde, diese knisternden Kobolde in den Aestchen unter den Füßen, diese feindlichen Boschen, diese tückischen Fichtenwedel, die sich immer wieder im entscheidenden Augenblick vor das Ziel schieben, diesen ängstlichen Drang vom rechten Platz hinweg zu dem falschen! Zuletzt findet man wirklich einen Sinn darin, einen unerklärlichen Zusammenhang, und der „Unstern" ist fertig!

Der 13. Oktober — Thorschlußzeichen! Auf der Spitzingalm narrte uns ein „Zwölfer" seit drei Tagen. In der Dunkelheit heraus aus den Latschen, vor Tag wieder hinein, und die ganze Nacht förmliche Orgien gefeiert um die Hütte herum.

Heute war Vollmond, kein Wölkchen am Himmel. Na wart, Tropf!

Um sechs Uhr waren wir schon in der Spitzinghütte. Peinliche Vorbereitung. Die Fenster wurden auf das Knarzen probiert. Ausschuß war von allen Seiten, in der Küche, im Stall, in der Stube.

Die Stiefel ausgezogen, daß kein ächzendes Brett uns verrät. Distanz gemessen — höchstens 40 Schritte, weiter geht's nicht im trügerischen Mondlicht. Hier bis zu dem weißen Stein, dort bis zu dem alten Brunnentrog, — so wird der Todeskreis um die ganze Hütte gezogen. Kein Feuer, keine Pfeife — lautloses, endloses Erwarten.

Ums Dunkelwerden oben in den Latschen der erste Schrei, dann lange Pause. Die Nacht fiel ein. Im Gehäng rasselte Gestein — wohl Wildbret. Der Mond stand noch hinter dem Berg, nur ein Stern flimmerte im Westen. Am Ende gar der „Unstern"? Dann kann's gut werden!

Die Zeit wird doch lang, und kalt ist's. Jakl nickt ein bißl ein, mich hält die Erwartung wach.

Das Mondlicht draußen schafft Trug auf Trug. Steine beleben sich, der Brunnentrog kriecht immer näher ... Da, jetzt kommt er! Das Geweih! ... Sakra, wieder nichts, nur ein alter Storren, den ich schon hundertmal gesehen habe.

Halb ein Uhr war's, da riß es den Jakl auf, und mir begann wild das Herz zu klopfen. Dicht hinter der Hütte Schrei auf Schrei, daß die Wände dröhnten, die ganze Luft erfüllt davon war, Schall und Echo sich überschlugen. Ein wildes, aus mächtig erregter Brust kommendes Gedonner — dann wieder plötzlich eine schmerzvolle, langgezogene Klage.

Jakl war ganz weiß geworden im Mondlicht. „Der Zwölfer!" lispelte er wahrhaft feierlich.

Ich packte die Büchse fest, stach ein und warf unwillkürlich einen Blick auf den Stern: sein Strahl zuckte höhnisch auf und ab in meinem Auge.

Jetzt tritt ein Stück Wild an die Hütte heran, — noch eines — ein drittes. Grad' in das Mondlicht hinein. Jetzt muß er kommen! Ich nehme die Büchse an die Wange — kein Laut mehr.

Wir wagen kaum zu atmen. Ein Stein klingt. „Oeü!" — ein Stück sieht sich um, springt weg — da springt er herein, ein schattenhaftes Etwas! Der Boden zittert, Erde spritzt auf. Ein Wutschrei stößt gegen die Wände. Schalengeklapper — alles verschwunden.

Ich muß atmen, schlucken.

„Sehen S' 'hn? Jetzt kommt er g'recht! Richten S' Ihna," flüsterte Jakl.

Wahrhaftig, ganz allein, — den Brunsthals weit vor.

„Bis zum weißen Stoa lassen S' 'hn."

Der Körper draußen wächst ins Riesige vor mir. Jetzt hat er die Todesgrenze erreicht, — steht



— äugt her. Da zuckt der Feuerstrahl auf! Die ganze Hütte kracht. Rauch verdeckt das Bild.

Jakl umkrampft meinen Arm — horch — kein Laut! Der Rauch hat sich verzogen. Gierige Blicke fliegen über die Alm — alles leer! Wir treten vor die Hütte — alles leer, still.

„Den haben S' sauber g'fehlt!"

„Wer sagt dir das, Mensch? Bleibt bei dir jeder Hirsch im Feuer? Oder hast du mich schon so viel fehlen sehen?"

„G'wiß net, aber der Mondschein! Machat a no nix, — aber der Unstern. I hab' mir's glei denkt."

Ich warf mir die Büchse über die Schulter und ging über die Almlichtung, ohne den Gefährten nur eines Blickes zu würdigen. Jakl fühlte sich doch bewogen, den Anschuß zu untersuchen. Fast frohlockend rief er mir zu: „Koan Tröpferl Schwoaß, koa Haar haben S' eahm ausg'schoss'n!

Ich ging allein. Ich haßte jetzt förmlich den Menschen. Ueber dem schwarzen See hing der Unstern, — jetzt glaubte ich selber an ihn . . .

Die Nacht wünsch' ich meinem Todfeind nicht. Plötzlich erwacht' ich aus einem qualvollen Traum: Ich konnte wieder einmal nicht losdrücken, oder wenn ich losdrückte, fiel der Hahn ganz langsam nieder und wie auf Baumwolle.

Da ertönt Jakls Stimme: „Der Mondschei'-hirsch! Drauß liegt er auf der Spitzing!"

Das braune, „liebe" Gesicht ist ganz Sonne. „Brav haben S' Ihr' Sach' g'macht. Mitt'n aufs Blatt. Kaum hundert Schritt' is er flüchtig ganga. Der Rosnertoni hat 'n g'wahrt, wia er auf-g'fahr'n is von Schliers. An Stern hab'n ma scho!"

Ich griff mir an die Stirn und sprang auf. Ich glaubte sofort das Unglaubliche, drückte Jakl die Hand, stürzte mit ihm hinaus — fort — auf die Spitzing.

Wirklich, da lag er beim Brunnentrog. Keine hundert Schritt vom Anschuß. Der Rosnertoni hatte das mächtige Geweih aus dem Huflattich hervorragen sehen.

„Mit deinem verdammten Unstern!" polterte ich, nachdem der erste Freudesturm vorüber.

„Recht haben S'," meinte Jakl, mit seinen blutigen Armen im Aufbruch arbeitend. „Wir und an Unstern? An Saustern hab'n ma! Wenn der Rosnertoni a Lump wär', wär' der Hirsch dahi . . . An Saustern, sag' i!"

Das neue von Jakl entdeckte Gestirn blieb mir treu. Ich schoß den andern Tag noch einen Zehner.

Meine Geweihe haben alle Namen. Auf der Schale des Zwölfers von Spitzing steht: „Der Unstern", auf der des Zehners der Name seines freundlichen Bruders, dessen beglückendes Licht ich jedem gerechten Weidmann wünsche.



Kronos.

Von

Clotilde von Schwartzkoppen.

Kronos, Kronos, du schlimmer Mann,
Hängst uns deine Gewichte an,
Selber leicht beschwingt wie der Wind,
Fliegst du von Jahr zu Jahr geschwind,
Aber wir Menschenkinder, wir armen,
Keuchen dir nach, es ist zum Erbarmen.

Anders wohl schien mir's vor einer Weil',
Da hatte auch ich noch grosse Eil',
Vor mir ein lachendes, lockendes Ziel
Fragte ich nach dem Wege nicht viel,
Aber ein Gewicht nach dem andern
Hingst du mir heimlich an beim Wandern.

Schwerer setze ich heute den Stab —
Kronos, nimm ein Gewichtlein mir ab!
Möchte mich vor der Ewigkeit
Noch einmal erfreun an der flüchtigen Zeit,
Einmal noch auf die Berge steigen —
Dann willkommen Schlummer und Schweigen!





Winterlicher Waldschmuck im Hause.

Von

Max Hesdörffer.

Fast allenthalben in unsern Wohnräumen finden wir die Thatsache bestätigt, daß der Mensch bestrebt ist, seine Umgebung mit Naturprodukten zu schmücken, wenn auch vielfach Kunstgebilde vorherrschen. Denn Naturgebilde sind nirgends da zu entbehren, wo auf künstlerische Gestaltung des Heims Gewicht gelegt wird, und das ist glücklicherweise auch häufig in den Wohnungen der weniger Begüterten der Fall.

Die Pflanze ist der anmutigste und zugleich der unsrer Gesundheit zuträglichste Schmuck unsrer vier Wände. Leider bleibt aber die lebende Pflanze, soll sie weiter grünen und weiter blühen, als Schmuck von längerer Dauer nur auf bevorzugte Wohnungen beschränkt, und auch hier gedeiht sie meist nur an den Plätzen am Fenster. Selbst harte Pflanzen gehen in modernen Wohnungen meist rasch ein, weil nicht nur im Winter die trockene Luft als Folge der Heizung, sondern während des ganzen Jahres die teppichbelegten Parkettböden und die lichtdämpfenden Vorhänge ihr Fortkommen beeinträchtigen.

Schon lange sucht man nach einem Ersatz für die lebende Pflanze und hat in den achtziger Jahren geglaubt, ihn in den sogenannten Makartbouquets gefunden zu haben. An ihnen war so ziemlich alles gekünstelt. Die Natur beschränkte sich auf getrocknete Gräser, die aber künstlich gebleicht und dann mit unmöglichen Farben bemalt wurden. Sonst fanden in diesen Bouquets bronzierte Halme, Wedel, Pfauenfedern, Papageienflügel, Fächer und andre schöne Sachen Verwendung. Dazu kam, daß das Makartbouquet bald verstaubte und unansehnlich wurde. An seine Stelle trat die künstliche Pflanze, deren Fabrikation eine, allerdings nur bedingt „blühende" Industrie hervorrief. Denn wer die Natur liebt, kann sich nicht an einer Pflanze aus lackiertem Stoff und bemalter Pappe erfreuen. Auf den Hüten unsrer Schönen, die oft einem wahren Blumengarten gleichen, mag man sich diesen künstlichen Schmuck noch gefallen lassen, in unsern Heimstätten aber ist er entschieden nicht am Platz.

Unsre Mode hat sich auch wieder ganz der Natur zugewendet. Es ist kaum zwei Jahre her, daß man Pflanzen, die vorher ganz unbeachtet blieben, in der Bindekunst einen bevorzugten Platz einräumte. Die Bindekünstler begannen mit Tannenzapfen, mit gewöhnlichen Getreideähren, mit Renntierflechten, flechtenbewachsenen Zweigen und andern Naturästen künstlerische Dekorationen zu schaffen, die bald allgemein zum Schmuck von Bilderrahmen, Spiegeln und Vasen Verwendung fanden; denn die Anwendung dieses Materials in der Häuslichkeit setzt nur einen etwas künstlerischen Geschmack, keineswegs aber etwa technische Kenntnisse voraus. Viele Naturfreunde begannen derartige Pflanzen auf ihren Spaziergängen zu sammeln und sie dann künstlerisch zu verarbeiten.

Der heimische Wald bietet uns speziell zur Winterszeit eine reiche Fülle zum Zimmerschmuck geeigneter Pflanzen, die wir in solche von begrenzter und solche von unbegrenzter Dauer einteilen können. Unter den Pflanzen, die sich nur wenige Wochen halten, nehmen Zweige mit Beerenfrüchten eine bevorzugte Stelle ein. Wenn die rauhen Stürme des Spätherbstes in Verbindung mit den kalten Regengüssen Baum und Strauch längst entlaubt haben, treten an verschiedenartigen Gehölzen noch leuchtende, meist rotgefärbte Beerenfrüchte hervor, die Garten und Feld kurze Zeit prächtig schmücken. Viele dieser Beeren trotzen selbst der stärksten Winterkälte, aber die umherstreichenden hungernden Vögel betrachten die leuchtenden, korallengleichen Früchte als willkommene Nahrung und räumen rasch mit ihnen auf. Manche Beerenart, die beim Abfallen Flecke verursacht, wie die Beere des Holunderstrauches, ist zum Zimmerschmuck ungeeignet. Dagegen eignet sich herrlich dazu die auch in unsern Wäldern häufige Beere der Eberesche, die in dichten roten Büscheln an den Zweigen hängt. Auch die Fruchtäste des Schleestrauches, die wir bei uns in Feld und Wald finden, und die mit glühenden roten Hagebutten bewachsenen stachligen Zweige verschiedener wilder Rosen werden gern verwendet. Einige solcher Zweige, vielleicht in Verbindung mit einigen Ranken des Waldepheus, dessen mit metallisch glän-

zenden Beeren besetzte Zweige man an altem Gemäuer und an alten Bäumen findet, liefern für viele Wochen einen schönen Zimmerschmuck, doch gehört dazu auch ein passendes Gefäß. Es giebt ja jetzt Vasen in allen erdenklichen Formen, aus Majolika, Edelzinn, Glas, Porzellan und so weiter im modernsten Geschmack, aber solche aus ganz gewöhnlichem Thon scheinen in unserm Fall am zweckmäßigsten. Denn die Vase soll nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck sein und vor ihrem Inhalt zurücktreten. Deshalb muß sie sich einfach und anspruchslos präsentieren. Unsre Töpfer gehen in dieser Beziehung gern auf die Wünsche der Hausfrauen ein und fertigen nach jedem Entwurf Vasen in jeder gewünschten Form. In solchen Vasen halten sich die erwähnten Rosenzweige Monate, die Beeren der Eberesche viele Wochen lang.

Nicht überall, aber doch häufig finden wir in unsern Waldungen die sogenannte Stechpalme mit ihren hübsch gestalteten, immergrünen stachligen Blättern, die an ihren Zweigen dicht gedrängt sitzende, im Dezember korallenrot gefärbte Beeren trägt. In England ist die Feier des Weihnachtsfestes ohne einige solcher Zweige undenkbar, und auch bei uns in Deutschland werden sie im Dezember gern als Zimmerschmuck verwendet. Aehnlich verhält es sich mit der in England so beliebten Mistel, einer Schmarotzerpflanze unsrer Obstbäume und Pappeln, aber auch der Eiche unsrer Waldungen, die im Winter mit weißen Beeren geschmückt ist, aus denen bekanntlich der Vogelleim bereitet wird. Stechpalme und Mistel halten sich fast auf unbegrenzte Dauer.

Zur Ausschmückung solcher Gegenstände, die hoch hängen oder sonst schwer zugänglich sind, können auch die Brombeerranken unsrer Waldungen, denen eine starke Bestachelung ein interessantes Aussehen verleiht, Verwendung finden. Die Brombeere bleibt bis in den Winter hinein grün und gehört dann wieder zu den zeitig im Frühjahr austreibenden Gehölzen. Ihre Ranken müssen vor der Verwendung im Zimmer künstlich entblättert werden, was sich leicht bewerkstelligen läßt.

Während die Zweige der Beerensträucher unsrer Gärten und Wälder, insoweit sie hier in Betracht kommen, ungiftig und harmlos sind und auch zum Schmuck von Fruchtschalen und Tafelaufsätzen gebraucht werden können, eignen sich Zweige, die mit weißen Flechten bewachsen sind, ausschließlich zum Vasen- und Wandschmuck.

Mit solchen Zweigen wird ein lebhafter Handel getrieben. Diejenigen, für welche im Selbstsuchen der größte Reiz liegt, werden im ersten besten Walde eine reiche Ausbeute finden. Reich mit Flechten bewachsene Zweige findet man an den Schleesträuchern und an der Lärche, dem einzigen deutschen Nadelbaum, der im Winter entlaubt steht. Auch die hübschen sogenannten Renntierflechten, die aus nördlichen Ländern eingeführt werden, findet man hie und da in heimischen Waldungen. Sie werden, wenn sie trocken und brüchig sind, mit einem Zerstäuber leicht angefeuchtet. Sie breiten sich bald danach aus, scheinen förmlich aufzuleben und lassen sich dann verschiedenartig verwenden. Mit Flechtenzweigen gefüllte Vasen kann man noch mit Kätzchenzweigen der Haselnuß und mit solchen der Weide schmücken und dann mit Wasser füllen. Das Wasser ist ab und zu zu erneuern; die Kätzchen beginnen dann bald auch im Winter im Zimmer zu blühen und zu stäuben. Sollen mit Flechten bewachsene Zweige zum Schmucke des Spiegels Verwendung finden, so bindet man sie in einen Tuff in Form eines flachen, einseitigen Straußes und befestigt diesen leicht an der einen Ecke des Spiegels. Will man einen solchen Tuff mit einer Schleife versehen, so nehme man dazu breiten, bandförmigen Bast, wie er jetzt in den Blumengeschäften an Stelle von Stoffschleifen oft verarbeitet wird. Auch unsre Nadelhölzer eignen sich sehr zum Zimmerschmuck im Winter, schon deshalb, weil von ihnen im warmen Raume bald ein aromatischer Harzduft ausgeht, wie wir ihn urwüchsiger auch im Frühlingswald nicht einatmen können. Dazu kommt, daß Wacholder und Kiefer auch im Vertrocknen ihre Nadeln festhalten, während Fichte und Tanne die ihren dann allerdings abwerfen und dadurch lästig werden.

Die bläulichgrün gefärbten, mit blauen Beeren besetzten Wacholderzweige sind steif, dagegen lassen sich die Aeste unsrer gemeinen Kiefer vielfach verwerten. Der angenehmste Harzduft aber geht von den Tannen und Fichten aus, die auch noch stattlichere Zapfen tragen. Zu dekorativen Zwecken werden neuerdings diese Zweige mit einer leichten Leimlösung besprengt und danach mit Wollstaub bestreut. Sie gleichen dann täuschend den mit Rauhreif überzogenen Aesten der Winterlandschaft. Die gleiche Wirkung erreicht man mit Asbeststaub, der bekanntlich mineralischen Ursprungs ist und deshalb nicht brennt, weswegen er auch als Christbaumschmuck beliebt ist. Selbst wenn die Nadeln bereits abgefallen sind, wirken mit Zapfen besetzte Tannen- und Fichtenzweige noch recht dekorativ. Auch die Zapfen allein werden von armen Leuten an die Blumenhandlungen verkauft.

Aus trockenen Zweigen der Kiefern, aus Zweigen, die mit Flechten bewachsen sind, aus Zapfen heimischer und fremder Nadelhölzer, aus Maiskolben und andern Dauerfrüchten lassen sich auch recht malerisch wirkende Festons und Guirlanden herstellen, die sich jahrelang unverändert halten. Mein Arbeitszimmer ist mit einer solchen Guirlande geschmückt, die ich aus Früchten, die ich in unsern Wäldern fand, und aus solchen, die mir ein Freund aus dem sonnigen Neapel schickte, selbst gewunden habe, und die noch heute, nach acht Jahren, in ihrer ursprünglichen Schönheit prangt.

Auch diejenigen Naturfreunde, die gewissermaßen die Detailmalerei lieben, indem sie Wandkalender, Karten, kleine Kästchen und so weiter mit natürlichen Dauerpflanzen schmücken, finden jetzt im Winter in unsern heimischen Laub- und Nadelwäldern reiches Material. Die silbernen, aus hin und her gebogenen Fäden zusammengesetzten Samenköpfchen der Waldrebe, im Volksmunde „Hexenzwirn" genannt, die verschiedenen, leicht von den Baumstämmen ablösbaren Flechtenpolster, Farnblättchen, Rindenstückchen der Birken und Eichen, Fruchtzapfen der Erlen und so weiter liefern, teils so, wie man sie findet, teils zwischen Löschpapier gepreßt, in Verbindung mit den zierlichen Blattskeletten und den becherförmigen Fruchtböden der Eicheln, mit denen der Boden des Laubwaldes im Winter bedeckt ist, einen mannigfaltigen Werkstoff für niedliche Dauerarbeiten. Mit solchen kann man angenehm lange Winterabende ausfüllen, sich und den guten Freunden, die damit beschenkt werden sollen, zur Freude.

Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Unter dem Titel „Friedrich der Große und sein Hof“ hat H. Conrad in der bei Robert Lutz in Stuttgart erscheinenden „Memoirenbibliothek“ eine zweibändige deutsche Bearbeitung der Denkwürdigkeiten Dieudonné Thiébaults veröffentlicht (Mes Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin ou Frédéric le Grand, sa Famille, sa Cour, son Gouvernement, son Académie, ses Écoles et ses Amis littérateurs et philosophes, Paris, l'an XII [1804]). Die deutsche Bearbeitung tritt sonach fast ein volles Jahrhundert nach dem Erscheinen des Originalwerks zu Tage, und doch muß man sie willkommen heißen, weil sie uns nicht nur auf ein fast verschollenes geschichtliches Quellenwerk aufmerksam macht, sondern uns dieses Werk auch in einer Gestalt vorführt, in der es seinen Zweck vielleicht besser erreicht als in seiner Originalfassung, wenigstens soweit die jetzige Zeit und der deutsche Leser in Betracht kommen. Thiébaults Denkwürdigkeiten sind von den Historikern von Fach stets gewürdigt und auch verwertet worden, allein es war in erster Linie nicht der berufliche Geschichtschreiber, den der geistvolle Franzose sich als Leser vorstellte, er wandte sich vielmehr an die Gebildeten seiner Zeit, um diesen ein möglichst lebensvolles Bild von dem großen Preußenkönig zu entwerfen, und nicht nur von diesem, sondern auch von seiner Umgebung, in welcher der Schreiber der „Erinnerungen“ sich nahezu 20 volle Jahre bewegt hatte. Nichts lag ihm ferner, als eine Geschichte des Königs oder einen unmittelbaren Beitrag zu einer solchen zu liefern; er wollte lediglich die Eindrücke wiedergeben, die er während seines Aufenthalts in Berlin und an dem preußischen Königshofe in den Jahren 1765 bis 1784 empfangen hatte. Sein Werk ist ein durchaus persönliches, und darin beruht wie sein Wert, so auch sein Reiz.

Dieudonné Thiébault gehörte zu den französischen Gelehrten, die von Friedrich nach Berlin berufen wurden, um dort als Lehrer an den von ihm begründeten Lehranstalten zu wirken. Von d'Alembert empfohlen, kam er 1765 nach der preußischen Hauptstadt, speziell dazu ausersehen, an der kurz vorher neu ins Leben gerufenen Académie Militaire, in welcher junge Edelleute zu den höheren Militär- und Staatsstellen herangebildet werden sollten, den Unterricht in der französischen Litteratur zu erteilen. Er erhielt diese Stelle und zugleich einen Platz in der Akademie der Wissenschaften. Er gefiel dem König, der, wenn er in Berlin war, ihn oft zu sich berief, um sich mit ihm über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten; er las ihm seine eignen Aufsätze vor und vertraute sie ihm zur Durchsicht und Berichtigung bezüglich der Sprache an; auch ließ er diejenigen, welche er für die Akademie bestimmte, von ihm vorlesen. Die gute Meinung, die der König von ihm empfing, und sein achtungswerter Charakter wurden Anlaß, daß er auch bei den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hofes Zutritt erhielt, sowie mit vielen andern angesehenen Personen in nähere Verbindung kam. Er hatte also gute Gelegenheit, den König näher zu beobachten, über wichtige Gegenstände seine Meinung zu vernehmen und durch andre, welche dem König näher standen, sehr vieles über diesen zu erfahren, was den Weg nicht so leicht in die Oeffentlichkeit finden konnte. Das alles giebt er in seinem Buche in sehr anregender und unterhaltender Weise wieder, uns in einer Reihe äußerst frisch und lebendig gehaltener Bilder alles das vorführend, was er so umständlich in dem französischen Untertitel der Originalausgabe aufzählt, den König, seine Familie, seinen Hof, seine Regierung, seine Akademie, seine Schulen und seine litterarischen und philosophischen Freunde. In Berlin erfuhren allerdings seine „Erinnerungen“ gleich nach ihrem Erscheinen leidenschaftliche Angriffe, namentlich von Nicolai (in der Berlinischen Monatsschrift) und von Johannes von Müller (in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung), doch klammerte man sich an Kleinigkeiten an, wie an einzelne, für das Ganze absolut nicht in Betracht kommende historische Ungenauigkeiten und an falsch geschriebene deutsche Namen. Was letzteren Umstand anlangt, so hatte es damit eine besondere Bewandtnis. Thiébault war trotz eines nahezu zwanzigjährigen Aufenthaltes in Berlin der deutschen Sprache nicht mächtig. Daran war jedoch er nicht schuld, sondern der König, dem er gleich bei seiner ersten Begegnung das ehrenwortliche Versprechen hatte geben müssen, das Deutsche nicht zu erlernen, um die Reinheit der französischen Sprache, die er lehren sollte, nicht zu beeinträchtigen. Uebrigens sind auch viele der Unrichtigkeiten, die man in Thiébaults Buch finden wollte, nichts als Druckfehler oder andre sofort als solche in die Augen springende Inkorrektheiten. Manches allerdings ist unrichtig erzählt (wie die Flucht Friedrichs als Kronprinz), doch trifft das nur auf solche Begebenheiten zu, die vor die Zeit seines Berliner Aufenthaltes fallen, für die er selbstverständlich ein glaubwürdiger Zeuge nicht ohne weiteres sein konnte. Einen nachdrücklichen Verteidiger fand indes der französische Gelehrte in einem Mann, dessen Urteil um so mehr ins Gewicht fallen mußte, als er nicht nur ein gründlicher Kenner der gesamten zeitgenössischen Litteratur über Friedrich den Großen war, sondern auch den geschilderten Personen und Ereignissen selbst nahegestanden hatte, somit gewissermaßen als klassischer Zeuge zu betrachten ist, in Chr. W. von Dohm, der in dem litterarischen Anhange zu seinen „Denkwürdigkeiten meiner Zeit“ (Lemgo, 1814—19) unter anderm über Thiébaults Buch urteilt: „Die kleinen Fehler können den Wert des Buches nicht vermindern. Ob die angeführten Anekdoten insgesamt und in allen Umständen ganz genau richtig sind, ist schwer zu sagen. Viele derselben hat der Verfasser aus der mündlichen Ueberlieferung gewonnen, und manche sind anderswo, mit etwas verschiedenen Umständen, erzählt. Indes haben wir hier Anekdoten gefunden, deren Richtigkeit auch uns bekannt war; eben dieses können wir auch von vielen hier ganz wahr geschilderten Charakteren versichern. Ob der Verfasser seine eignen Unterredungen mit dem König und andern immer

wörtlich genau erzählt habe, kann natürlich jetzt niemand entscheiden. Indes herrscht in seinen Erzählungen ein Ton des Ernstes und des Anstandes, der für den Verfasser und dessen Charakter einnimmt. Er redet von dem König immer mit dem Interesse und der Achtung, die dieser allen wohlgebildeten Menschen, die sich oft in seiner Nähe befanden, immer eingeflößt hat. Er ist mehr beflissen, die Handlungen und die Sinnesart Friedrichs zu erklären und in ihrem rechten Lichte zu zeigen, als sie zu tadeln. Indes kann man ihm auch durchaus keine übertriebene Vorliebe für seinen Herrn vorwerfen. Daß Thiébaults Erzählungen zuweilen etwas weitläufig sind, daß nicht alle von ihm dargestellten kleinen Begebenheiten jedem Leser interessant sein können, ist ein dieser Art Schriften eigentümlicher und wirklich nicht vermeidlicher Fehler. Daß der Verfasser oft von sich selbst, von den Eindrücken, welche die Dinge auf ihn gemacht, von der guten Meinung redet, welche der König ihm bezeigt, daß er sich selbst redend einführt, verdient wirklich gar keinen Tadel, da er nicht die Geschichte des Königs, sondern seine Erinnerungen schreiben wollte."

Der deutsche Uebersetzer und Bearbeiter stützt sich mit Recht auf dieses Urteil von Dohms, um die Kürzungen und Zusammenziehungen, die er mit dem Originaltext vorgenommen, nicht nur als gerechtfertigt, sondern als notwendig erscheinen zu lassen. Um keine ihrer wesentlichen Stellen sind die ursprünglichen Erinnerungen Thiébaults gekürzt worden, kleinere Unrichtigkeiten sind stillschweigend korrigiert und größere in besonderen Anmerkungen berichtigt und ergänzt worden. Wir pflichten dem Bearbeiter gern bei, daß seine Arbeit auf den Beifall und das Interesse des Geschichts- und Memoirenfreundes rechnen darf. „In Thiébaults fesselnder und unterhaltender Darstellung, wie das deutsche Buch sie wiedergiebt, tritt uns vor allem die Gestalt des großen Mannes entgegen, die diesem Buche seinen Namen gegeben hat. „Wir sehen Friedrich in seiner unermüdlichen Arbeit als Regent, in seinem todesverachtenden Mut als Soldat, in seiner ausgelassenen Laune, wenn ihn die menschliche Schwäche seiner Lust zu losen Streichen zuweilen anwandelt, und in seiner innerlich freien Denkweise als Philosoph, die ihn, wie auch seine aufgeklärten Brüder ehrte. Wir werden auch mit den Gestalten seiner Verwandten bekannt und mit den Männern, die ihn als Mitarbeiter, als Freunde und als Hofschranzen umgaben. Wir erfahren, was in den Berliner Salons gesprochen und intrigiert wurde, und auch manches Skandälchen des Hofs und der Gesellschaft wird uns überliefert. Kurz, wir sehen vor uns in kräftigen Farben ein treues Bild der Berliner Gesellschaft jener Zeit und jener Kreise, des Hofs, der Gelehrten und des Militärs, in welchen Thiébault heimisch war."

Um dem Leser einen Begriff von der anschaulichen Darstellungsart Thiébaults zu geben, sei eine Scene vorgeführt, die er gleich in den einleitenden Kapiteln seines Werkes schildert. „Eines Abends," so erzählt er, „als der König sehr an der Gicht litt, ließ er Guichard (den unter dem Namen Quintus Icilius bekannten Militärschriftsteller und Günstling Friedrichs) und mich rufen. Wir fanden den Monarchen auf einem Feldbett, die Stiefel an den Füßen, unter seinem Hut ein weißes Schnupftuch um den Kopf gebunden und mit seinem Mantel zugedeckt. Als wir eingetreten waren, befahl er uns, jeder einen Stuhl zu nehmen und uns vor sein Bett zu setzen. Hierauf fuhr er fort: ‚Ich habe Sie beide zusammen rufen lassen, um mich selbst an der Unterhaltung zu beteiligen. Vielleicht werde ich ihr nicht einmal folgen können, denn ich bin so krank, daß ich vor einer Stunde, als ich die Wäsche wechseln wollte, meinem Bedienten in die Arme fiel; sie haben mich auf dieses Bett niedergelegt, wo Sie mich jetzt sehen. Mein Kopf schmerzt mich so, daß ich kaum weiß, wo ich jetzt bin. Also plaudern Sie zusammen, wie wenn ich nicht dabei wäre; sprechen Sie, wovon Sie wollen und wie Sie wollen; ich werde Ihnen zuhören, wenn ich die Kraft dazu besitze. Das wird mich vielleicht, wenigstens für Augenblicke, zerstreuen.' — Wir sagten aber nichts, Quintus so wenig wie ich, jeder von uns wartete, daß der andre anfinge. Ich selbst spürte einige Verlegenheit, denn mir wollte nichts einfallen, was wir schicklicherweise in Gegenwart eines kranken Königs verhandeln konnten. Uebrigens schien mir, daß mein Begleiter sich eher die kleine Mühe machen könnte, da er die Verhältnisse besser kannte und zudem als Höfling eine größere Geschmeidigkeit des Geistes besaß. Wenn Quintus nicht auf die Wünsche des Königs einging, so konnte darin nur eine gewisse Böswilligkeit gegen mich liegen; vielleicht wollte er sehen, wie ich mich aus der Schwierigkeit zöge, vielleicht hoffte er, mich auf irgend einer Ungeschicklichkeit zu ertappen, über die er sich dann amüsieren konnte. Unterdessen wurde der König ungeduldig und sagte fortwährend: ‚Aber sprechen Sie doch, meine Herren! Sagen Sie, was Sie wollen, aber sprechen Sie!' So konnte es nicht lange fortgehen; der Auftritt begann bereits ebenso lächerlich als gefährlich zu werden. Ich faßte also den Entschluß, dem Höfling nachzugeben, und begann, recht ungeschickt in der That, indem ich ihm sagte, er wäre ja wohl vor einiger Zeit ebenfalls krank gewesen, schiene mir aber wieder bei recht guter Gesundheit zu sein. ‚O der!' rief Friedrich dazwischen, ‚der und krank! Bemerken Sie denn nicht, daß er eine Stentorstimme hat, Arme wie Herkules, Schultern wie Atlas? Verlassen Sie sich darauf, der wird noch unsre ganze Generation begraben!' — Ich weiß nicht, ob der König vielleicht die Gründe, weshalb der Oberst geschwiegen hatte, erriet und ihn dafür strafen wollte; genug, er hechelte ihn eine Zeitlang unbarmherzig durch. Allmählich ging er aber auf andre Gedanken über, die ihn zu einer Prüfung und einem Vergleich der verschiedenen Regierungsformen führten. Und nun wurde seine Rede ebenso ernst wie ihr Gegenstand. Der Oberst und ich konnten nur dabeisitzen und stumm zuhören. — Der König, der große Schmerzen litt, wenigstens zeitweilig, sprach ganz allein bis nach neun Uhr. Aber fast jede Viertelstunde unterbrach er sich, weil er vor Schmerzen nicht weiter konnte; dann rief er seinen Bedienten und ließ sich einen Löffel von irgend welcher Arznei geben; hierauf fragte er uns, wo er stehen geblieben wäre, und fuhr in seinem Gedankengang fort. So bot er uns das Schauspiel eines beinahe todkranken Königs, der so heftige Leiden ausstand, daß sie ihm oft einen schrillen Schrei abpreßten und er sich minutenlang zusammenkrümmen mußte, und der trotzdem mit größter Klarheit den Ideenkreis seines Stoffes durchmaß und mit der vollkommensten Unparteilichkeit die Menschen und die Gesellschaft,

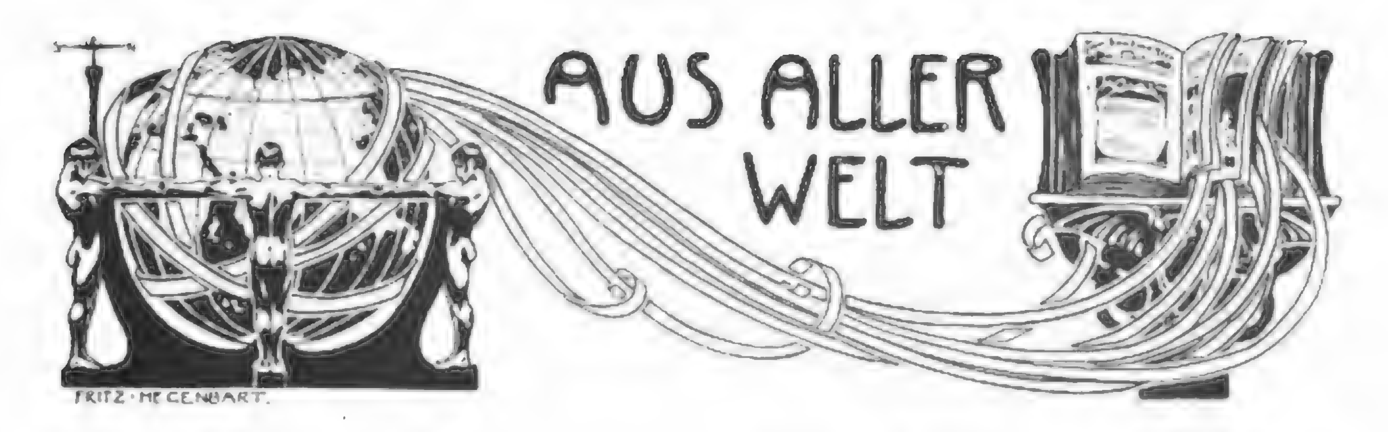
unsre Bedürfnisse und unsre Leidenschaften beurteilte."

Der hier erwähnte Quintus Icilius, der übrigens in der Darstellung Thiébaults nicht ganz gut wegkommt, hat sich eine bleibende Stelle in der Geschichte unsrer Litteratur errungen, weil er der einzige gewesen ist, der es versucht hat, Friedrich den Großen direkt für Lessing zu interessieren. Auf Grund der günstigen Urteile Winckelmanns über den Verfasser des „Laokoon" brachte er diesen, als es sich im Jahre 1766 um die Neubesetzung der seit 1765 erledigten Stelle eines königlichen Schloßbibliothekars handelte, die Winckelmann selbst abgelehnt hatte, für dieselbe in Vorschlag. Allein, sei es, daß der gute Quintus Icilius mit seinem Vorschlag ungeschickt oder zu ungünstiger Stunde kam, sei es, daß der Voltaire-Klatsch noch nachwirkte, oder, was nicht unwahrscheinlich, daß der König von seinem „devotesten Knecht" Lange das Ungünstigste über Lessing gehört hatte — es kam zu einem Wortwechsel zwischen Friedrich und dem Oberstleutnant und zu einer schroffen Abweisung des von diesem in Vorschlag gebrachten Kandidaten.

•

Die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" von Wilhelm von Kügelgen scheinen eine ganze Kügelgen-Litteratur heraufbeschwören zu wollen: unlängst erst konnten wir uns an dieser Stelle mit dem Buche „Marie Helene von Kügelgen, ein Lebensbild in Briefen" beschäftigen, und nun liegt uns schon wieder ein neues Werk in dieser Richtung vor: „Gerhard von Kügelgen als Porträt- und Historienmaler" von Konstantin von Kügelgen (Leipzig, Richard Wöpke), ein Buch, das sich mit den menschlichen und künstlerischen Schicksalen von Marie Helenens Gatten, dem Vater des „alten Mannes", beschäftigt. Wir haben keines dieser Werke zu bedauern, wenn auch keinem von ihnen das günstige Bücherschicksal und die Volkstümlichkeit der „Jugenderinnerungen" beschieden sein wird. Das Elternpaar des „alten Mannes" verdient es, daß die Nachwelt ihm ihre Teilnahme zuwendet; die Mutter hat sich in den von ihr herrührenden Briefen als eine Frau von der seltensten geistigen und gemütlichen Beanlagung gezeigt, und dem Vater hat Goethe durch die Worte: „Mensch und Maler waren eins in ihm, und darum werden seine Bilder immer einen Wert behalten" einen Adelsbrief ausgestellt, der jedenfalls den von ihm zwecks seiner Verehelichung für schweres Geld aus Wien bezogenen aufwiegt. Verfolgt die vorliegende Monographie auch mehr einen kunstkritischen als einen biographischen Zweck, so sind wir doch dem Verfasser für die Beiträge zur Lebensgeschichte Gerhard von Kügelgens und seines ihm kongenialen Zwillingsbruders Karl zu Dank verpflichtet, da das im Jahre 1824 erschienene „Leben Gerhard von Kügelgens" von Fr. Ch. A. Hasse längst vergriffen ist und wir von Karl von Kügelgen kaum etwas mehr wissen, als uns gelegentlich in dem Werke „Marie Helene von Kügelgen" mitgeteilt wird. Hält der Verfasser sich in biographischer Hinsicht zunächst an Hasse, so geht er als Kunstkritiker doch seine eignen Wege, und diese sind unsers Erachtens die richtigen. Gerhard von Kügelgens künstlerische Bedeutung ruht nicht, wie Hasse es und nach ihm fast alle Kunsthistoriker dargestellt, in den Werken seiner anfänglichen plastisch-mythologischen Richtung und auch nicht in denen seines später verfolgten romantischen Idealismus, wie überhaupt nicht in seiner Historien-, sondern in seiner Porträtmalerei. Leider hat der Künstler selbst, wie viele bedeutende Männer vor ihm, seine wahre Bedeutung stets verkannt; in den an seinen Bruder Karl gerichteten Briefen ist der Klage kein Ende darüber, wie unaussprechlich er unter der ihm aufgedrungenen Porträtmalerei leide, und auch der Fingerzeig, den Karl ihm zuweilen giebt, wie in einem (in dem Werke „Marie Helene von Kügelgen S. 232 mitgeteilten) Briefe: „Jede rein aufgefaßte Individualität eines nicht ganz gewöhnlichen Gesichtes ist ein Kunstwerk," kann ihn darin nicht beirren. Als Anhänger der romantischen Schule — und das war er während des größten Teiles seiner Künstlerlaufbahn — vermochte er den koloristischen und technischen Schwächen seiner Zeit nicht zu entgehen, andrerseits aber stand er, wie der Verfasser mit allem Recht hervorhebt, im Porträtfach dauernd auf der Höhe und überragte mit alleiniger Ausnahme vielleicht Anton Graffs auf diesem Gebiete seine Zeitgenossen durchaus. Wir möchten noch einen Schritt weitergehen als der Verfasser und hierbei das Porträt auf seine engste und eigenste Sphäre einschränken, denn wo Kügelgen über diese hinaus und zum Figurenbild übergeht, fühlt er sich selbst unsicher, wie er das unter anderm schlagend dadurch dokumentiert, daß er auf dem vielgerühmten Reiterbildnisse Kaiser Pauls I. von Rußland (Abbildung 33) alles, was nicht zur Gestalt des Reiters gehört, Zug um Zug, wir möchten sagen: in Faksimilemanier, nach Van Dycks Reiterbild des Francesco von Moncada (bekannt durch Raphael Morghens Meisterstich) kopiert, in erster Linie das Pferd, aber auch die gesamte landschaftliche Umgebung. Gerhard von Kügelgen war ein Seelenmaler, der in der Seele des Menschen las und dann das Auge zum Spiegel der Seele zu machen verstand. Seine Porträts tragen sämtlich den Stempel derjenigen Individualität, deren Züge er auf die Leinwand bannte, wie das am deutlichsten wohl aus seinen beiden berühmten Goethe-Bildnissen hervorgeht. Ein großer Reiz der vorliegenden Publikation beruht in den 103 ihr beigegebenen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Stichen, die zugleich das vollständige Bildmaterial zu den „Jugenderinnerungen" und dem Lebensbilde „Marie Helene von Kügelgen" ausmachen.





Tagesgeschichte.

In Schönbrunn erfolgte die Verlobung der Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich, Tochter des verewigten Kronprinzen und seiner Gemahlin Stephanie, heute Gräfin Lonyay, mit dem Prinzen Otto von Windischgrätz. Die Erzherzogin ist in Schloß Laxenburg am 2. September 1883 geboren, steht also im achtzehnten Lebensjahre. Bei dem Tode ihres Vaters sechs Jahre alt, verlebte sie die Kindheit in stiller Zurückgezogenheit und trat erst zu Beginn des vorigen Jahres bei den Wiener Hoffesten an die Oeffentlichkeit. Gelegentlich eines solchen Festes lernte sie ihren jetzigen Bräutigam kennen. Reich begabt, erfreut die Erzherzogin sich einer umfassenden Bildung und bethätigt gern ihre Vorliebe für die schönen Künste.


Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich.

Prinz Otto entstammt der jüngeren Linie des fürstlichen Hauses Windischgrätz. Er ist am 7. Oktober 1873 geboren als zweiter Sohn des Prinzen Ernst zu Windischgrätz aus dessen Ehe mit der 1888 verstorbenen Prinzessin Camilla von Oettingen-Spielberg. Er ist k. und k. Kämmerer und Oberleutnant im Ulanenregiment Erzherzog Otto.

Denkmäler.

Das Bismarck-Denkmal, das kürzlich in Schleswig enthüllt wurde, ist ein Werk des Bildhauers Max Meißner. Auf einem Sockel in schwedischem Granit erhebt sich die vom Mantel umwallte Gestalt des Eisernen Kanzlers in der Uniform der Halberstädter Kürassiere. Die Linke stützt sich auf den Pallasch, während die Rechte ein Dokument hält. — Am 18. Oktober wurde in Aachen das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I., ein Werk Professor Schapers in Berlin, in Gegenwart des Kronprinzen enthüllt. Oberbürgermeister Veltmann hielt die Festrede auf Kaiser Wilhelm I. und den regierenden Kaiser. Während des im Burtscheider Kurhause eingenommenen Frühstücks nahm der Kronprinz aus dem von Aachener Bürgern gewidmeten kunstvollen Pokal den Ehrentrunk und beantwortete den vom Oberbürgermeister Veltmann ausgebrachten Trinkspruch mit einem auf die Kunstdenkmäler Aachens und deren neuesten Zuwachs. — Am gleichen Tag fiel in Karlsruhe die Hülle von dem Denkmal des Prinzen Wilhelm, Bruders des Großherzogs. Das Werk ist aus der Hand von Hermann Volz hervorgegangen. Die Festrede hielt Generalmajor z. D. Fritsch, dem der Großherzog mit warmen Worten des Dankes und der Erinnerung an den Verewigten erwiderte. Der Liederkranz und die Kriegervereine beteiligten sich körperschaftlich an der Feier. — An demselben Tage wurde in Nordhausen das Reiterstandbild Kaiser Friedrichs von Eugen Boermel enthüllt. „Unser Fritz" ist darauf genau so verkörpert, wie er als Heerführer in den beiden Kriegen von 1866 und 1870/71 allen deutschen Soldaten noch in der Erinnerung lebt. Hochaufgerichtet sitzt die Reckengestalt im Sattel; die Linke hält den Zügel des edlen Rosses, die Rechte den Feldstecher, mit dessen Hilfe der Feldherr den Gang des Gefechtes verfolgt.


Phot. Hans Breuer, Hamburg.
Das Bismarck-Denkmal in Schleswig.


Prinz Otto von Windischgrätz.

Ehrungen.

Altmeister Adolph Menzel hat bekanntlich das Adelsprädikat durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens erhalten. Das Wappen ist ihm durch einen besonderen „Wappenbrief" zu teil geworden, von dem wir umstehend eine Abbildung geben. Unter dem Namenszuge des Königs finden sich die Unterschriften des Hausministers von Wedel und des jetzigen Finanzministers Freiherrn von Rheinbaben, damals Minister des Innern. Die Grundzüge des Wappens hat der Kaiser persönlich entworfen, die Ausführung war dem Hofmaler H. Nahde anvertraut, von dem auch unsre Zeichnung herrührt. Der Wappenschild des Malers der friedericianischen Epoche zeigt die Terrassen und das Schloß von Sanssouci, darüber schwebt der preußische Königsaar der goldenen Sonne zu, durch deren Strahlen sich das blaue Spruchband mit der Inschrift „Non soli cedit" hindurchzieht. In dem purpurnen Schildeshaupt liegen Zepter und Schwert schräg



Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Nordhausen.

übereinander, in ihrem Kreuzungspunkte mit der Königskrone bedeckt. Auf dem Schilde ruht ein rot gefütterter, mit goldenen Bügeln und Einfassungen gezierter, mit der Adelskrone belegter stählerner Turnierhelm mit schwarz-silbernen Helmdecken, die das Ganze umrahmen. Aus der Adelskrone wächst ein Grenadier der friedericianischen Zeit hervor, mit dem Sponton unterm Arm und der historischen Blechmütze auf dem Kopfe.

Bildende Kunst.

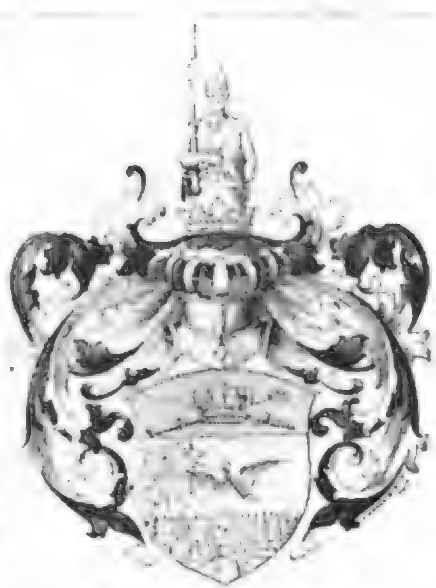
In München wurden am 6. Oktober zwei neue Gotteshäuser eingeweiht, die katholische Maximilianskirche, die sich wuchtig und imposant am Isarufer erhebt, und die in bescheideneren Verhältnissen errichtete Erlöserkirche in Schwabing. Die erstere Kirche ist ein Bau in romanischem Stile. Die Erlöserkirche, nach den Plänen des kürzlich nach Stuttgart berufenen Architekten Theodor Fischer erbaut, faßt rund 1000 Menschen. Die Höhe bis zur Decke beträgt 12 Meter, bis zum First 21 Meter. Der Turm hat eine Höhe von 34 Metern. Das Hauptschiff ist 12 Meter breit.



[illegible], Hofphot., München

Die Erlöserkirche in München.

Kultur und Wissenschaft.



Das Adelswappen Adolph Menzels

Bei den Ausgrabungsarbeiten auf dem Forum in Rom, die eine Freilegung der alten Basis des Titusbogens bezwecken, fand man kürzlich zwischen diesem und dem Palatin eine breite Fläche mit den Resten eines Unterbaues, der nach dem Urteile der kompetentesten Archäologen dem lange gesuchten Tempel des Jupiter Stator angehört. Der Sage nach soll dieser Tempel dem höchsten Gotte von dem mythischen König Romulus gelobt worden sein, zum Danke dafür, daß Jupiter in der Schlacht gegen die Sabiner die Feinde an der Porta Mugonia, dem alten Stadtthor, zum Stehen gebracht habe. In Wahrheit ist der Tempel, der ein sechssäuliger korinthischer Ordnung war, aber erst im Jahre 294 v. Chr. unter dem Konsul M. Attilius Regulus erbaut worden. In diesem Tempel hielt der Senat oft seine Sitzungen ab, und hier hielt Cicero die erste seiner berühmten Reden gegen Catilina. Nachdem der Tempel im Jahre 64 v. Chr. abgebrannt war, wurde er durch Kaiser Vespasian wieder aufgebaut, und noch bis zum vierten Jahrhundert hat er gestanden.



Aufn. von G. Stuffler, Hofphot., München.

Die Maximilianskirche in München.

Kunstgewerbe.

Als der Staatsminister Johannes von Miquel aus dem Amte schied, beschlossen die Beamten seines Ressorts, des preußischen Finanzministeriums, ihm eine Ehrenspende zu widmen. Hat Miquel auch ihre Uebergabe nicht erlebt, so ist sie doch eine solche Meisterleistung deutschen Kunstgewerbes, daß wir sie gern im Bilde vorführen. Es ist eine in der Königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin hergestellte Standuhr, die sich hinsichtlich der Form und des äußeren Aufbaues jenen Kunstwerken anschließt, welche auf der Pariser Weltausstellung einen Glanzpunkt der keramischen Abteilung bildeten. Das Kunstwerk hat eine Höhe von circa 80 Centimeter und eine diesem Verhältnis entsprechende Breite. Das in den Linien eines verfeinerten Rokoko sich aufbauende Gehäuse trägt als Bekrönung die Figur einer Flora und als Stützen unterhalb des Zifferblatts zwei die Fruchtbarkeit des



Der neu entdeckte Platz des Jupiter Stator-Tempels auf dem Forum Romanum.

Jahres symbolisierende Putten, die zugleich auf die Stelle hinweisen, welche die Widmung enthält. Die letztere ist unterhalb des die Stundenzahlen zeigenden grünen Zifferblattes in Reliefgoldschrift angebracht. Eine zarte Tönung der aufgelegten Blumenzier, des figürlichen Schmucks sowie der übrigen plastischen Ornamente in Verbindung mit einer diskret angebrachten Vergoldung verleihen dem Widmungsgegenstand neben dem hohen Kunstwert den Charakter stilvoller Vornehmheit.

Phot. Herm. Boek, Berlin

Prof. Karl Euler.

Tonkunst.

Die fast verschollene Oper „Faust“ von Spohr ist durch Hofkapellmeister Dr. Franz Bauer in Kassel neu bearbeitet worden und soll in dieser Verjüngung auf dem Kasseler Hoftheater im nächsten Jahre wieder aufgeführt werden.

— „König Drosselbart“, dreiaktige Märchenoper von G. Kulenkampff, erzielte am 18. Oktober bei der ersten Aufführung im Hamburger Stadttheater durchschlagenden Erfolg.

— Eine neue Oper des italienischen Komponisten Anton Smareglia, unter dem Titel „Oceana“, wird demnächst an einer italienischen Bühne zur Aufführung kommen. Es verlautet, daß das neue Werk Smareglias in nicht ferner Zeit in Karlsruhe wie in Wien aufgeführt werden wird. Aus den Motiven des zweiten Aktes hat der Komponist eine große Orchestersuite zusammengestellt, die Hans Richter auf seiner demnächstigen Tournee in England zu Gehör bringen wird.

— Das Buen-Retiro-Theater in Madrid hat kürzlich die erste Vorstellung einer preisgekrönten Oper „Marcia“ veranstaltet. Der Text des dreiaktigen Werkes stammt von Gonzalo Canto, die Musik von Cleto Zavalá. Das sehr dramatische Libretto bringt eine Episode aus der Zeit der römischen Eroberung Spaniens auf die Bühne: die Einäscherung von Numantia durch seine Einwohner, die ihre Stadt lieber zerstören als den Siegern übergeben wollten. Die Musik fand auch beim Publikum freundliche Anerkennung.

— Lorenzo Perosi hat sein neues Werk „Moses“ fertig gestellt. Er nennt es „symphonische Gesangsdichtung“, doch scheint es nach den bisher vorliegenden Nachrichten in das Genre der seriösen Oper zu fallen. Das Werk, dessen Text die Mailänder Dichter Agostino Cameroni und Pietro Croci verfaßt haben, besteht aus einem Prolog und drei Akten; schon im November soll es in Mailand zur ersten Aufführung gelangen.

Heer und Flotte.

Die Revision des im Juliusturm zu Spandau niedergelegten deutschen Reichskriegsschatzes, die vor kurzem wiederum vorgenommen wurde, gab zu Beanstandungen keinen Anlaß. Es sind derartige Sicherheitsvorkehrungen getroffen, daß die in 1200 Kästen zu je 100000 Mark untergebrachten 120 Millionen gemünzten Goldes vor jedem Zugriff geschützt erscheinen.

— Das englische Kriegsministerium hat dem deutschen Heereswesen erneut eine Anerkennung dadurch zu teil werden lassen, daß es eine Uebersetzung der deutschen Felddienstordnung veranstaltete.

— Eine für Reservisten höchst wichtige Entscheidung traf das deutsche Reichsmilitärgericht.



Phot. Karl H. Georg, Hennef a. Rh.

General Hugo von Obernitz.



Phot. Reichard & Lindner, Berlin.

Karl Ludwig.

Ein Reservist hatte eine Einberufung zur Uebung erhalten, ihr aber nicht Folge geleistet, da er thatsächlich eines inneren Leidens wegen nicht mehr felddienstfähig war. Weil er aber hiervon dem Bezirkskommando keine Meldung abgestattet hatte, wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen Nichtbefolgung eines militärischen Befehles verurteilt. Gegen dieses Urteil legte der Gerichtsherr Berufung ein, da es sich in diesem Falle um eine unerlaubte Entfernung aus dem Heere für die Dauer von mehr als sieben Tagen handle. Das Oberkriegsgericht gab dieser Berufung statt und verurteilte den Angeklagten zu sechs Wochen und einem Tag Gefängnis, indem es bestätigte, daß der Einberufene vom Tage des Beginnes der Uebung Angehöriger des Heeres gewesen, und zwar so lange, bis seine ordnungsgerechte Entlassung erfolgt wäre. Das Reichsmilitärgericht schloß sich der Auffassung des Oberkriegsgerichts an und verwarf die Revision des Reservisten.

Landwirtschaft.

Im Herbst 1899 hatte die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft von neuem Anbauversuche mit Roggen unternommen. Sie sollen auch im kommenden Jahre wieder angestellt werden, um durch dreijährige Prüfung der verschiedenen Sorten ein möglichst sicheres Urteil über ihren Anbauwert und ihre Eignung für bestimmte Boden- und klimatische Verhältnisse zu gewinnen. Zum Anbau kommen neun verschiedene Sorten. Von diesen müssen in jedem Versuche mindestens fünf enthalten sein, und muß jede Sorte auf zwei Teilstücken von je 10 bis 12½ Ar Größe so ausgesät werden, daß dieselbe Sorte auf zwei verschiedenen Stellen des Versuchsfeldes angebaut wird. Hierdurch sollen die Einzelversuche in ihren Ergebnissen möglichst sichergestellt werden. Das Saatgut zu diesen Versuchen wird den Versuchsanstellern durch Vermittlung des Professors Dr. Edler in Jena von den Züchtern unmittelbar zugesandt. Den Preis für das Saatgut trägt der Versuchsansteller, die Kosten für die Fracht der Saat die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft. Nähere Anweisung für die Versuche ist durch Professor Dr. Edler in Jena zu erlangen.

— Der Honigertrag der Schweiz wird in günstigen Jahren auf 37 500 Doppelzentner berechnet, ein Quantum, das 375 Bahnwagen füllen würde. Der Wert dieser süßen Fracht beträgt, zum Engrospreise berechnet, gegen fünf Millionen Mark.

Phot. Reichard & Lindner, Berlin.

Emil Götze.

Totenschau.

Im Alter von 73 Jahren verschied in Berlin der Schulrat Professor Dr. Karl Euler, hochverdient um die Entwicklung des deutschen Turnwesens. Zu Kirchenbollenbach bei Trier am 8. Februar 1828 geboren, studierte er in Bonn und Berlin Philologie und Geschichte, wandte sich aber gleichzeitig eifrig der Turnsache zu. 1852 trat er als Eleve in die Berliner Zentralturnanstalt ein, an welche er, nachdem er in Schulpforta als Lehrer gewirkt, 1860 dauernd berufen wurde. 1872 erhielt er den Professortitel und wurde fünf Jahre später zum Unterrichtsdirigenten der Turnlehrerbildungsanstalt ernannt. Zugleich wurde er in die Prüfungskommission für Turn-, Schwimm- und Fechtlehrer berufen. Seit 1882 war er Mitherausgeber der Monatsschrift für das Turnwesen und verfaßte zahlreiche selbständige Werke auf seinem Spezialgebiete. Besondere Erwähnung verdienen seine Schriften über den Turnvater Jahn und dessen treuen Schüler Friedrich Friesen.

— Zu Honnef a. Rh. verstarb der General der Infanterie z. D. Hugo von Obernitz, während des deutsch-französischen Krieges Führer der württembergischen Division. Am 19. April 1819 zu Bischofswerder in Westpreußen geboren, trat er 1836 als Leutnant in das 4. Infanterieregiment ein, ward 1853 zum Generalstab und 1858 als persönlicher Adjutant zu dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm kommandiert. 1866 führte er die erste Garde-Infanteriebrigade und zeichnete sich namentlich bei Königgrätz durch Erstürmung der Höhe von Chlum aus, wobei er schwer verwundet wurde. 1867 wurde er preußischer Militärbevollmächtigter in Württemberg, 1868 Inspekteur der Jäger und Schützen und 1870 mit dem Oberbefehl über die württembergische Infanteriedivision beauftragt, die er während des ganzen Krieges führte. 1871 wurde er zum Generaladjutanten und Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf und 1879 zum Kommandeur des 14. (badischen) Armeecorps ernannt, das er bis 1888 führte. Seitens der Stadt Stuttgart war der Verewigte zum Ehrenbürger ernannt worden.



Daniel Wirth-Sand.

— Karl Ludwig, der begeisterte Schilderer der schweizerischen, tirolischen und oberbayrischen Gebirgswelt, ist am 19. September in Berlin, 62 Jahre alt, gestorben. Aus



Die Ehrengabe für Johannes von Miquel.



Das Prinz Albrecht-Denkmal in Charlottenburg.

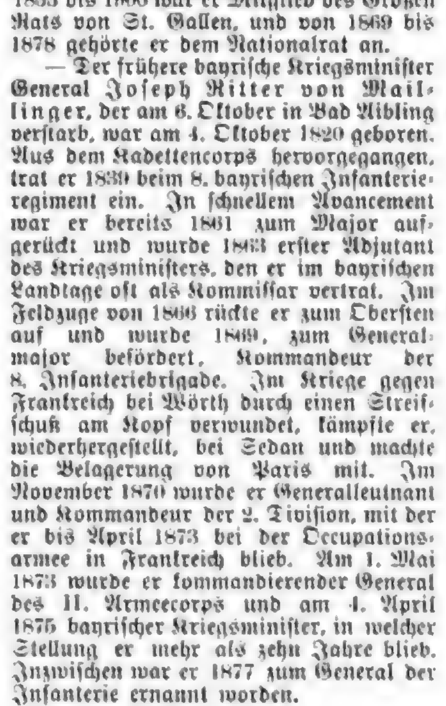
Römhild im Meiningenschen gebürtig, war er mit 19 Jahren ein Schüler Pilotys in München geworden, bei dem er den Grund zu seinem glänzenden koloristischen Können legte, das sich bald in seinen Erstlingswerken offenbarte. Damit verband er eine Größe der Auffassung, die ihn besonders zur Schilderung der majestätischen Einsamkeit des Hochgebirges befähigte. Die Anregung zu dieser Auffassung erhielt er aber erst in Düsseldorf, wohin er 1868 gezogen war und wo er in den Romantiken der Gebirgslandschaft seine nächsten Vorbilder fand. Nach ausgedehnten Studienreisen folgte er 1877 einem Rufe an die Kunstschule in Stuttgart, wo er bis 1880 thätig war und wo er auch die Reize der schwäbischen Natur kennen lernte, die er bis an sein Lebensende, namentlich zur Zeit der Obstbaumblüte, mit sichtlicher Liebe, mit seinem Auge für die anheimelnde Romantik der ehrwürdigen, von Mauern umschlossenen Städtchen auf zartgestimmten Bildern wiedergab. Im Jahre 1880 nahm er seinen Wohnsitz in Berlin, und dort entstand in rascher Folge jene lange Reihe von erhabenen Stimmungsbildern aus Graubünden, dem Engadin, dem Berner Oberland, dem Eisack- und Oetzthal, der Ortlergruppe und so weiter, die seinen Namen berühmt gemacht haben. Mit Karl Ludwig ist wieder einer aus der immer kleiner werdenden Zahl von Malern dahingeschieden, die bei strengster Wahrheitsliebe die Natur da aufsuchen, wo sie ihre Pracht am herrlichsten und großartigsten enthüllt.

— Der Kammersänger **Emil Götze** war am 19. Juli 1856 in Leipzig geboren und wurde am Konservatorium zu Dresden Schüler von Professor Gustav Scharfe. Dort war er auch zuerst drei Jahre lang, seit 1878, als Sänger thätig, ging dann in seine Heimatstadt Leipzig zurück und beteiligte sich an den von Direktor Julius Hofmann veranstalteten Opernaufführungen. Als dieser 1883 das Stadttheater in Köln übernahm, folgte er ihm dorthin als Heldentenor. Götze hat auch auf andern Bühnen mit beispiellosem Erfolg seine prächtigen Stimmmittel, seine vortreffliche Schule und musikalische Auffassung zeigen können und erwarb sich ebenso als Konzert- und Oratoriensänger große Anerkennung. Nachdem seine glänzende Laufbahn als Sänger durch eine akute Halsentzündung vom Jahre 1885 an eine längere Unterbrechung erfahren hatte, nahm er seine Thätigkeit nach glücklicher Gesundung als gastierender Künstler wieder auf. Seit 1891 lebte er in Charlottenburg.

General Joseph Ritter von Maillinger.

— Im Alter von 81 Jahren verschied in seiner Vaterstadt St. Gallen **Daniel Wirth-Sand**, Präsident des Verwaltungsrates der Vereinigten Schweizerbahnen. Ursprünglich Kaufmann, trat er 1856 an die Spitze des genannten Unternehmens, das zunächst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, deren Ueberwindung zum großen Teile der Klugheit und der Ausdauer des Verewigten zu danken war. Von 1853 bis 1900 war er Mitglied des Großen Rats von St. Gallen, und von 1869 bis 1878 gehörte er dem Nationalrat an.

— Der frühere bayrische Kriegsminister General **Joseph Ritter von Maillinger**, der am 6. Oktober in Bad Aibling verstarb, war am 4. Oktober 1820 geboren. Aus dem Kadettencorps hervorgegangen, trat er 1839 beim 8. bayrischen Infanterieregiment ein. In schnellem Avancement war er bereits 1861 zum Major aufgerückt und wurde 1863 erster Adjutant des Kriegsministers, den er im bayrischen Landtage oft als Kommissar vertrat. Im Feldzuge von 1866 rückte er zum Obersten auf und wurde 1869, zum Generalmajor befördert, Kommandeur der 8. Infanteriebrigade. Im Kriege gegen Frankreich bei Wörth durch einen Streifschuß am Kopf verwundet, kämpfte er, wiederhergestellt, bei Sedan und machte die Belagerung von Paris mit. Im November 1870 wurde er Generalleutnant und Kommandeur der 2. Division, mit der er bis April 1873 bei der Occupationsarmee in Frankreich blieb. Am 1. Mai 1873 wurde er kommandierender General des II. Armeecorps und am 4. April 1875 bayrischer Kriegsminister, in welcher Stellung er mehr als zehn Jahre blieb. Inzwischen war er 1877 zum General der Infanterie ernannt worden.



Prinz Albrecht unter versprengten bewaffneten Franzosen am Abend von Orgères (2. Dezember 1870).

Seitenrelief am Prinz Albrecht-Denkmal.

Neue Bauten.

Die neue **städtische Festhalle in Coblenz**, mit der Hauptfront an der Ringstraße auf dem Gelände der ehemaligen

Mainzertorkaserne errichtet, ermöglicht es der musikliebenden Stadt, die rheinischen Musikfeste jetzt auch bei sich zu Gaste zu laden. Der im Barockstil errichtete Bau erinnert mit seiner Hauptschauseite an die Große Oper in Paris. Der Musiksaal, aus der im Erdgeschosse befindlichen, für 1500 Personen ausreichenden, sehr übersichtlichen und praktischen Kleiderablage auf zwei breiten Treppen erreichbar, geht durch die beiden oberen Geschosse des Hauptbaues, ist 30 Meter lang bei 20 Meter Breite, wozu noch das Orchesterpodium an der einen und eine große Wandelhalle an der andern Kopfseite kommen. Dekoration und Ausstattung des Saales sind im modernen Stile gehalten, die Wände mit weißen Tapeten bekleidet, in denen eine goldene Lyra das Motiv bildet. An den Längsseiten sind wie im Aachener Kurhause geräumige Galerien und Logen angebracht, und zwar mit besonderer Garderobe. Nach Bedarf können die kleinen Säle im nördlichen und südlichen Seitenflügel mit dem Hauptsaale vereinigt werden, indem man die zwischenliegenden beweglichen Wände versenkt. Eine ganze Reihe von Zimmern ist für den Dirigenten, die Solisten, Musiker und so weiter bestimmt; vom Dirigentenzimmer gehen elektrische Läutewerke nach allen Räumen des Hauses. Am Tage geben seitliche, buntverglaste Oberlichter und am Abend drei große bronzene Kronleuchter mit Glühlampen reichliches Licht. Das Orchester, nach Art der Düsseldorfer Tonhalle aufgebaut, wird von zwei kleineren Kronleuchtern erhellt; über ihm wird noch eine große Konzertorgel aufgestellt. Der Saal hat eine vortreffliche Akustik. Die Kellereien bieten Platz für 500 Stückfaß Wein, auch Küche und Restaurationsräume sind dementsprechend bemessen. Den Anstoß zum Bau gab der Geheime Kommerzienrat Wegeler, indem er 1893 der Stadt 100000 Mark als Grundstock schenkte. Die übrigen Kosten des Baues trug die Stadt. Baumeister von Fisenne und Architekt E. Müller haben mit verhältnismäßig geringen Mitteln ein Bauwerk geschaffen, das den Ansprüchen einer praktischen Festhalle vollauf gerecht wird und den Festhäusern der andern rheinischen Städte ebenbürtig sich anreiht. Die Eröffnung erfolgte am 10. Oktober dieses Jahres mit einem Konzert des neuen städtischen Orchesters, dessen Stamm das bisherige Kurorchester von Kreuznach gestellt hat.

Die städtische Festhalle in Coblenz.

J. L. Algermissen.

Für müssige Stunden.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. IV.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Monte Carlo am 4. Februar 1901.

Sizilianische Partie.

Weiß: G. Marco (Wien). — Schwarz: J. Mieses (Berlin).

Weiß.	Schwarz.		
1. e2–e4	**c7–c5**	16. Kg1–h1	Db6×b2
2. Sg1–f3	e7–e6	17. Lg5×f6	g7×f6
3. d2–d4	c5×d4	18. Dd1–d2	Db2–b6
4. Sf3×d4	Sb8–c6	19. Sc3×d5	Db6–d8
5. Sb1–c3	Sg8–f6	20. Ta1–d1	Kg8–g7
6. Sd4–b5	Lf8–b4	21. Dd2–f4	Sc6–e5[3]
7. a2–a3[1]	Lb4×c3+	22. Df4–h4[4]	Tf8–h8!
8. Sb5×c3	d7–d5	23. h2–h3?[5]	Dd8–c8[6]
9. e4×d5	e6×d5	24. Dh4–e7	Dc8–f5[7]
10. Lc1–f4[2]	0–0	25. Kh1–g1	Ta8–c8[8]
11. Lf1–d3	Lc8–g4	26. De7×b7?[9]	Th8–h3[10]
12. f2–f3	Lg4–h5	27. g2×h3[11]	Df5–g5+
13. 0–0	Lh5–g6	28. Kg1–f2[12]	Se5–d3+!!
14. Ld3×g6	h7×g6	29. Td1×d3	Dg5–h4+
15. Lf4–g5	Dd8–b6+	30. Kf2–g1	Dh4–g3+ u.
		Schwarz setzt in 3 Zügen matt.[13]	

1) Dr. Tarrasch tadelt diesen Zug, weil derselbe mehrere wichtige Tempi verliere. Doch kommt dem gegenüber das Verbleiben beider Läufer und die Schwäche des schwarzen Damenbauern in Betracht.

2) 10. Lc1–g5 ist, wie eine zu Paris zwischen Pillsbury und Mieses gespielte Partie ergab, nicht vorteilhaft für Weiß.

3) Es drohte 22. Sd5–e7.

4) Die Dame sollte zur Verteidigung des Königs lieber auf dem andern Flügel bleiben.

5) 23. f3–f4 verdiente hier den Vorzug. Auch 23. Dh4×b7 kam in Betracht; falls darauf Dd8–d6, so etwa 24. Db7–e7 Th8×h2+ 25. Kh1–g1! (nicht aber 25. Kh1×h2 wegen Se5×f3++! 26. Kh2–h3 Ta8–h8+ 27. Kh3–g4 Sf3–h2 matt) Dd6×e7 26. Sd5×e7 Ta8–d8 mit ausgeglichenem Spiel.

6) Greift den Bc2 an und droht zugleich mit dem Turmopfer auf h3.

7) Th8×h3+ wäre nun ein Fehlzug wegen der Entgegnung 25. Kh1–g1!!.

8) Wie die Folge lehrt, ist die Besetzung der e-Linie von hoher Wichtigkeit.

9) Besser war hier 26. De7–b4, obgleich Schwarz auch dann mit dem Turmopfer hätte fortfahren können.

10) Es folgt ein äußerst elegantes, problemartiges Schlußspiel.

11) Auch wenn Weiß den Turm nicht nimmt, kommt er doch in Bedrängnis.

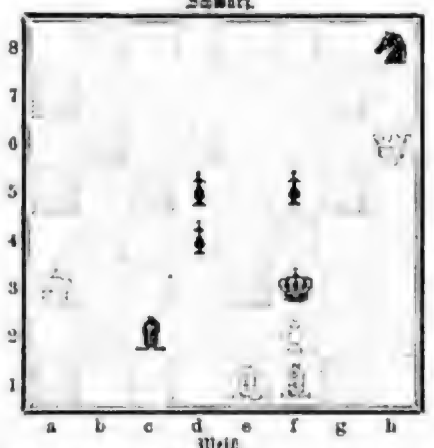
12) Auf 28. Kg1–h2 folgt Se5×f3+ nebst Te8–e2+ ꝛc., und auch bei 28. Kg1–h1! Te8–h8 29. Kh1–h2! Dg5–f5 30. Sd5–f4 (Weiß hat nichts Besseres) Df5×f4+ 31. Kh2–g2 Df4–g5+ 32. Kg2–f2 Th8×h3 hat Weiß keine Aussichten mehr.

13) Ebenso auf 30. Kf2–g2 durch Te8–e2+.

Aufgabe IV.

Von H. Traxler in Budweis.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe I:

W. 1. Sb6–a4
S. 1. a6×b5
W. 2. De8–d8+
S. 2. Ka5×a4, –a6
W. 3. b2–b3, Sa4–c5 matt.

A.

S. 1. Ka5×b5
W. 2. De8×d7+
S. 2. Kb5–c4
W. 3. b2–b3 matt.

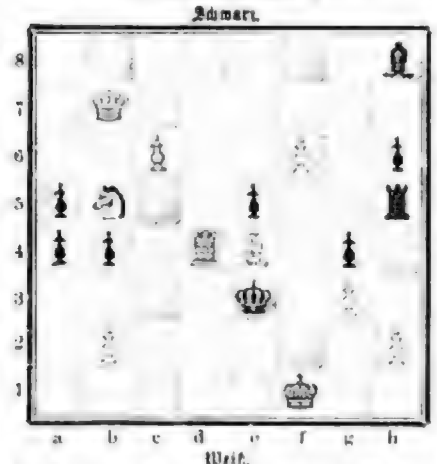
B.

S. 1. Sg7×e6 (Ka5×a4)
W. 2. Sb5–c3(+) und
W. 3. b2–b4 (De8–d8) matt.

Aufgabe V.

Von J. Jespersen in Svendborg.
(„Nationaltidende".)

Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe II:

W. 1. Dd6—e5
S. 1. Sf6×d5
W. 2. De5—d6
S. 2. e4—e3, Kd3—e3, S bel.
W. 3. Dd6×g6, —g3, Te1—e3 matt.

A.

S. 1. e4—e3
W. 2. De5—e6
S. 2. Sf6×d5 oder anders, e3—e2
W. 3. De6—g6, —a6 ×e2 matt.

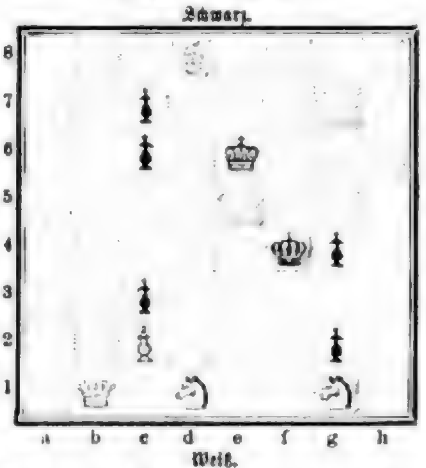
B.

S. 1. S beliebig anders
W. 2. Te1—e3†
S. 2. d4×e3
W. 3. De5×e3 matt.

Aufgabe VI.

Von A. Stepanow in Riga.
(„Rigaer Tageblatt".)

Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe III:

W. 1. De1—h1
S. 1. Kd7—e7
W. 2. e7—e8 S matt.

A.

S. 1. Kd7—e6
W. 2. e7×d8 S matt.

B.

S. 1. Td8—e8, Sg7—e8
W. 2. e7×f8 S matt.

C.

S. 1. Sg7—e6
W. 2. e7×d8 (auch f8) D matt.

D.

S. 1. Lf8×e7
W. 2. Tf7—e7 matt.

E.

S. 1. Kd7—e8
W. 2. e7—f8 D matt.

Bilderrätsel.



Trennungsrätsel.

Brigitte reinigte die Zimmer.
Und sicher, daß sie es wie immer,
Unübertrefflich ausgeführt,
Fühlt sie sich höchst fatal berührt,
Als nach dem Besen wird gerufen;
Sie murmelt auf den Treppenstufen
Das Rätselwort getrennt, im Grimme,
Wenn auch mit unterdrückter Stimme.

Die Anker aufgewunden sind,
Das stolze Schiff, die Fahrt beginnt,
Und von dem Land und von der See
Vielstimmig schallt „Ade, Ade!"
Zwei junge Männer, blühend schön,
Vornan auf Deck umschlungen stehn
Und schauen grüßend unverwandt
Nach einem Punkte hin am Land;
Die Mutter, glaub' ich, suchen sie,
Wohl jene Frau, die dort mit Müh'
Sich aufrecht hält, sie winkt und weint
Und denkt, „ob sie das Wort vereint?" M. Sch.

Silbenrätsel.

Die erste möchten wir wohl werden,
Allein wir möchten sie nicht sein.
Zu sein die zweite bildet leicht sich,
Wer sie nicht ist, am meisten ein.

Ein Kind ist nicht die erste. Aber,
Daß es die zweite, gern man hört;
Doch daß ein Kind auch sei das Ganze,
Erscheint uns wenig wünschenswert. E. R.

Umstellrätsel.

Erwählte führen nur den Pinsel,
Wie unser Meister es verstand,
Der hochgeschätzt auf reicher Insel
Gleich wie im deutschen Heimatland:
Und wer vertraut mit seinen Bildern,
Ob nun Personen jener Zeit,
Ob aus der Bibel sie uns schildern,
Wird sicherlich mit Freudigkeit
Aufrichtig dem Befehl genügen,
Der aus dem Namen leicht entspringt,
Wenn sich die Lettern anders fügen
Und in zwei Wörtchen zu dir dringt. M. Sch.

Wechselrätsel.

Mit einem r Behälter ist's für Waffen,
Die offne und geheime Wunden schaffen,
Und ohne r entstehn für Körperpflege
Vermittler grade auf direktem Wege. M. Sch.

Worträtsel.

Geschmückt mit landschaftlichem Reiz,
Bin eine Stadt ich in der Schweiz;
Auch jedes Dorf und jede Stadt
Zum mindesten einmal mich hat. F. M.-S.

Buchstabenrätsel.



Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3:

Des Ergänzungsrätsels:
Abend, Ubeda, Greis, Ethik, Nebel, Sense, Campl, Hagen, Eiche, Jokai, Neuss, Jacht, Stand, Ternl, Asche, Lomow, Lakai, Erbse, Roseg, Winde, Elend, Linde, Tours, Zwang, Eider, Uredo, Gauss, Nimes, Irene, Stein.
„Augenschein ist aller Welt Zeugnis."
„Das Kleine ist die Wiege des Großen."
Des Silbenrätsels: Haupt-Mann, Hauptmann.
Des Worträtsels: Fassung.

Die Kinder der Durchlaucht.

Von

Adolf Lindemann.

„Heute sind Durchlauchts wieder zum Sommeraufenthalt eingetroffen," erzählte Frau Sekretär Thiede beim Mittagstisch ihrem Gemahl.

„Ist mir gleichgültig!" brummte derselbe, und sein Gesicht legte sich in finstere Falten. Der Sekretär Thiede hatte auch keine Ursache, sich über die Ankunft des Fürsten zu freuen. Durch eine geringfügige Ursache, oder vielmehr durch eine Laune Seiner Durchlaucht war Thiede seines Postens als Sekretär des fürstlichen Kabinetts enthoben. Grollend hatte er sich nun in den kleinen Badeort zurückgezogen, wo die fürstliche Familie alljährlich ihren Sommeraufenthalt nahm.

„Sei doch nicht so unvernünftig und trage deinen Haß gegen den Fürsten so offen zur Schau. Nützen thut dir das gar nichts, im Gegenteil, du raubst dir dadurch jede Möglichkeit, wieder in fürstliche Dienste zu treten," sagte die Sekretärin zu ihrem Gatten.

Doch dieser war nicht zu überzeugen und rief heftig:

„Ich will nichts mehr mit dem Fürsten zu thun haben, ich kann auch ohne ihn leben, und ich verbiete dir für die Zukunft jede Annäherungsversuche an den fürstlichen Hof."

Die Gattin schwieg. Sie wußte, daß mit ihrem Mann jetzt nichts anzufangen war. An das Verbot kehrte sie sich jedoch nicht, denn es war, wie sie wußte, nicht ausgeschlossen, daß ihr Mann wieder seinen Posten im Kabinett des Fürsten erhielt, und so wäre es unklug gewesen, nach dem Willen ihres Gatten zu handeln.

Die kleinen Kinder der Durchlaucht kamen mit Vorliebe zu der selbst kinderlosen Frau Thiede und tollten mit ihr im Garten umher oder aßen die ihnen dargebotenen Näschereien. Der Sekretär duldete dieses harmlose Vergnügen, wenn auch mit schlecht verborgenem Unwillen.

Auch heute öffnete sich die Gartenthür, und herein stürmten zwei ausgelassene Kinder, ein Knabe und ein Mädchen im Alter von acht und neun Jahren. Man sah es den Kleinen nicht an, daß sie Sprößlinge aus fürstlichem Geschlecht waren; in leichten, einfachen Sommerkostümen, die schon Spuren von Berührungen mit dem Erdboden aufwiesen, die Haare wirr um den Kopf hängend, so präsentierten sie sich der Frau Sekretärin.

„Wir sind der Gouvernante davongelaufen, um mit dir zu spielen," riefen die Kinder wie aus einem Munde.

Lächelnd nahm die junge Frau die Kleinen auf ihren Schoß und strich ihnen die Haare aus ihren erhitzten Gesichtern.

„Wollt ihr nicht erst etwas zum Naschen haben?" fragte sie.

„O gewiß," rief Alice. „Aber, bitte, nur von dem schönen Gebäck, anderes mag ich nicht."

„Ich auch nicht!" echote Max, der um ein Jahr jüngere Bruder.

Die Sekretärin erhob sich, um den Wunsch der kleinen Fürstenkinder zu erfüllen. —

— — — — — — — — — — — —

„Nun, Kinder, heute habt ihr euch genug ausgetobt; jetzt laßt euch in euer Zimmer führen und auskleiden."

„Nein, Mama, erst müssen wir dir erzählen, wo wir heute waren," bat Alice, sich an ihre Mutter schmiegend.

Lächelnd gewährte die Fürstin, eine vornehme, aristokratische Erscheinung, die Bitte und hörte den umständlichen Bericht ihrer Kinder mit Geduld an.

„Aber, Kinder," sagte sie, als dieselben zu Ende waren, „ich habe nichts dagegen, wenn ihr nach der Frau Sekretär geht, nur sollt ihr da nichts annehmen, keine Näschereien, Früchte, Bonbons oder dergleichen. Wenn ihr so etwas wünscht, so sagt ihr's der Gouvernante!"

„Ach, Mama, Bonbons essen wir da gar nicht, was wir da bekommen, kann uns Fräulein und du gar nicht geben."

„Aber, warum denn nicht?" fragte die Mutter lächelnd.

„Nein, denn du hast es uns noch nie gegeben," antwortete der kleine Prinz.

„Was ist es denn, was euch dort so mundet?"

„O, Mamachen, das ist so prachtvoll goldgelber Zwieback, der schmeckt so lieblich, so — ach, ich kann es gar nicht beschreiben," rief Alice ganz begeistert.

„Wie könnt ihr nur auf einmal an Zwieback so einen Gefallen finden!"

„Ja, das ist auch kein gewöhnlicher Zwieback, das ist ein ganz besonderer," berichtete Max wichtig.

„Da bin ich doch wirklich neugierig, was das für ein Gebäck ist."

„Wir wollen dir morgen etwas mitbringen," riefen die beiden Kinder einstimmig.

„Nein," lachte die Fürstin, „es ist wohl besser, ich gehe selbst einmal hinüber." —

Am folgenden Nachmittag, die Sekretär Thiedeschen Eheleute saßen in der Gartenlaube beim Kaffee, trat zum Erstaunen der letzteren Ihre Durchlaucht in Begleitung einer Hofdame in den Garten.

In liebenswürdigster Weise bat die Fürstin, sich nicht stören zu lassen.

„Ich wollte Ihnen meinen Dank für die liebenswürdige Aufnahme meiner Kinder, die ganz begeistert von Ihnen sind, persönlich abstatten. Wie soll ich Ihnen Ihre Uneigennützigkeit danken, obwohl Sie, wie ich gestern zufällig erfahre, Ursache hätten, uns oder vielmehr meinem Mann, dem Fürsten, zu grollen."

Die Sekretärin wollte bescheiden abwehren, doch die Fürstin ließ das nicht zu, sondern sagte:

„Ich bin in Ihrer Schuld und werde dieselbe abzutragen suchen. Es wird mir nicht schwer, meinen Mann zu bestimmen, daß er sein an Ihnen begangenes Unrecht wieder gut macht. — Aber nun müssen Sie mir noch eins sagen: was ist das für ein Gebäck, welches Sie meinen Kindern öfters verabreichten und von welchem dieselben so entzückt sind?"

„Aber sollten Durchlaucht nicht den berühmten Victoria-Zwieback kennen, der doch von allen fürstlichen Hofhaltungen, wie bei Ihren Majestäten der Kaiserin Friedrich, der Königin von Schweden und Norwegen, der Königin von Italien usw. bezogen wird?"

„In der That, nein, das ist zu merkwürdig, daß mir das berühmte Fabrikat bisher entgangen ist. Daß es gut ist, davon bin ich überzeugt, auch wenn es weniger vornehme Konsumenten hätte, denn meine Kleinen haben einen feinen Geschmack und sind kleine Leckermäulchen."

„Wenn Durchlaucht die Güte haben wollen und probieren einmal das Gebäck, es steht hier gerade auf dem Tisch, wir essen es mit Vorliebe als Kaffeegebäck."

Die Fürstin war entzückt, als sie einen der goldgelben Zwiebäcke gekostet, und sagte zu der sie begleitenden Dame:

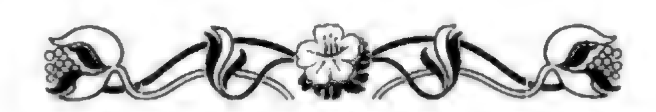
„Bitte, notieren Sie sich die Adresse und bestellen Sie sofort einige Kartons." Zur Sekretärin gewendet, fuhr sie fort: „Sie haben wohl die Güte und teilen die Adresse der Fabrik mit."

„Sehr gern, Durchlaucht: die Firma heißt: „Harry Trüller, Nahrungsmittelfabriken, Celle."

In gnädigster Weise verabschiedete sich die Fürstin, nochmals wiederholend, daß sie sich erkenntlich zeigen wolle.

„Siehst du nun," sagte die junge Frau zu ihrem Gatten, „daß es diplomatischer ist, wenn man nicht alle Beziehungen zu Durchlauchts abbricht? Wenn ich die Kinder nicht so freundlich aufgenommen, hättest du jetzt nicht die Aussicht auf Wiedererlangung deines Amtes."

„Ach," erwiderte der Sekretär scherzend, „das haben wir doch nur unserm vorzüglichen Kaffeegebäck, unserm Victoria-Zwieback, zu verdanken!"



Briefmappe.

☛ Freunde unsers Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen **bedeutungsreicher aktueller Ereignisse** der Redaktion von **„Ueber Land und Meer“ in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunige Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

Hanna und Susanna. Die Teilung des Liebeslebens in die verschiedenen Epochen stammt unsers Wissens von Saphir. Wir können zwar den Wortlaut nicht auffinden, aber der Scherz lautet ungefähr: Zunächst kommen die **Gitterwochen**, in denen der Liebende vor dem Hause der Angebeteten seine schüchternen Fensterpromenaden macht; dann folgen die **Zitterwochen**, in denen er zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, und hierauf, nach dem beseligenden Jawort, die **Ritterwochen**, in denen der Ueberglückliche die Holde mit der zartesten Aufmerksamkeit umgiebt. Die Hochzeit leitet die berühmten **Flitterwochen** ein, doch nur zu bald kommen die **Splitterwochen**, in denen eines beim andern merkt, daß es in dieser Welt doch keine vollendeten Ideale giebt, und schnell nahen auch die **Gewitterwochen**, in denen es gehörig blitzt und kracht. Mögen Sie indessen durch diese Skala sich nicht ängstigen lassen, denn nach dem Naturgesetz folgt auch auf das ärgste Gewitter wieder lachender Himmel.

J. L. in Budapest. Die warme Empfindung erkennen wir gern an, aber die Uebersetzung aus dem Ungarischen entbehrt doch der Vollendung. So müssen wir, verbindlichst dankend, verzichten.

R. St. in Pr. In Klimperts „**Lexikon der Münzen, Maße, Gewichte**“ (Berlin, C. Regenhardt) dürften Sie das Gewünschte finden.

H. T. in M. Es giebt Irrtümer, die unausrottbar erscheinen. Richtig heißt es im „Hamlet“: „Es giebt mehr Ding' im **Himmel und auf Erden**“, während regelmäßig falsch citiert wird „zwischen Himmel und Erde“. Ebenso regelmäßig wird in der Tagespresse Chamissos Vorname mit „Adalbert“ angegeben, während er sich Adelbert nannte und schrieb.

F. S. in B., Frankreich. Geschäftliche Auskünfte erteilen wir nicht.

R. L. in H. Den immer mehr überhandnehmenden **Brettlunfug** hat nicht übel der Charakterdarsteller des Neuen Theaters in Berlin, Herr Leopold Thurner, glossiert:

„Höhenkunst“ und „Teloplasma“,
„Ueberbrettl“ — „Rhapsodie“,
„Sezessions-Reform-Phantasma“ —
Schön're Namen gab es nie.
Sprecht von Kunst und gebt nur Künstchen,
Doch von Kunst kein blasses Dünstchen:
Die Verrücktheit muß es bringen
Und der tolle Maskensport:
Wer heut' Siege will erringen,
Werf' Geschmack dreist über Bord.
Von dem Rummel zu genesen,
Gäb' es einen guten Rat
Und ein reinigendes Bad:
Eine Stunde Shakespeare lesen!

Thalia in H. Ueber das Geburtsjahr von **Pius Alexander Wolff**, dem einst berühmten Schauspieler und Dichter der „Preciosa“, finden sich in manchen Handbüchern unrichtige Angaben, während doch der Taufschein erhalten ist. Diese vom Königlich bayrischen Dompfarramt in Augsburg ausgestellte Urkunde bezeugt: „daß im Jahre Tausend sieben hundert zwei und achtzig (1782) den 3. Mai Herrn Franz Xaver Wolff, berühmten Buchhändler dahier, und Frau Sabina, geborene Schropp, seiner ehelichen Gattin, getauft worden sei: ein eheliches Söhnlein Pius, Josephus, Alexander, Aloysius, Xaverius a Sancta Cruce Ignatius.“ — Der Künstler starb am 28. August 1828 in Weimar, dort auf der Rückreise aus dem Bade Ems durch Erkrankung zurückgehalten. Seine Gattin Amalie, geborene Malcolmi, verschied am 18. August 1851 in Berlin, wo sie von 1816 bis 1844 am königlichen Schauspielhause gewirkt hatte.

Neugierige in D. „Angesichts der nahenden Wintertage und der hohen Kohlenpreise fragen Sie nach dem Ursprung des herrlichen Liedes „**Mutter, der Mann mit dem Koks ist da**“. Nachdem es uns auf Grund eingehender Forschungen gelungen ist, den Sachverhalt aufzuklären, stellen wir zunächst die bedeutsame Thatsache fest, daß nicht weniger denn drei „Dichter“ nötig waren, diese Perle edler Poesie zu gestalten. Es waren Mitglieder des Berliner Wallnertheaters in den Anfangen ihrer Laufbahn: der jüngst dahin geschiedene Oskar Blencke, sein ihm vor etlichen Jahren vorausgegangener Kollege Karl Meißner und ein dritter, heute sehr berühmter Mime. Diese drei Herren „schufen“ gemeinsam für ein Volkstheater in der Nähe ihrer vertragsgerechten Thätigkeit Stücke und Couplets, und ein Ergebnis ihres emsigen Fleißes war unter anderm der nützliche „Mann mit dem Koks“. Auch wann das Lied entstanden ist, kann mit ziemlicher Sicherheit festgestellt werden, denn da es nach einer Weise aus „Gasparone“ gesungen wird, läßt sich annehmen, daß es gleich nach der ersten

so erfolgreichen Aufführung der Straußschen Operette am Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Schwung kam.

M. v. S. in H. Sie wünschen den Wortlaut des kernigen, von Felix Dahn gedichteten Prologs, mit dem das oberschlesische Volkstheater in Königshütte eröffnet wurde, — hier folgt er:

Ein „Volkstheater!“ — O welch prächtig Wort!
Es faßt zusammen zwei der höchsten Güter:
Das Volk und seine Kunst; untrennbar sind sie,
Denn aus dem Volk und für das Volk ist alle Kunst
Entsprossen. Diese Bühne, die wir heut'
Hier aufbaun, ist die Bühne Schillers:
Erziehen soll sie und erheben, deshalb
Ist das Gemeine weit von ihr verbannt,
Das Scheußliche, auch wenn es wirklich ist, —
Jedoch nicht spüren soll man diese Schule:
Langweile sei und Zopfphilisterei
Gleichfalls verbannt, und neben schwungvoll Edlem
Sei auch dem Scherz, der heitern Laune weit
Das Thor geöffnet, daß der Arbeitsmann
Nach seinem harten, mühereichen Tagewerk
Erholung finde hier und frohe Lösung
Oft allzu schwerer Last. — So seid willkommen
Ihr alle, die mit uns errichten wollt
Hier eine Stätte für das deutsche Volkstum
Und für die deutsche Kunst: sie mögen beide
Blühn und gedeihn!

O. M. in D. Sie finden das Gewünschte in dem von Dr. med. A. Baur herausgegebenen „Kochkatechismus für Kranke“ (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung, ℳ 1.—). Die alphabetische Anordnung gestattet die schnelle Orientierung.

G. v. R. in H. 1. Bereits geschehen. 2. Wird geschehen. Besten Dank für Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit.

A. L. in Ch. Wir können unmöglich Zeit und Mühe aufwenden zu Nutzen fremder Studien.

F. P. in D. Als Schutzpatron der Färber gilt der heilige Simon, der, eines Purpurfärbers Sohn, selbst dieses Gewerbe ausgeübt haben soll. Er wurde Bischof von Jerusalem und erlitt unter Kaiser Trajan den Tod am Kreuze. Der Tag des Heiligen ist der 18. Februar.

T. B. in F. a. M. Daß zu Danneckers Ariadne zwanzig schöne Schwäbinnen Modell gestanden haben sollen, ist eine weit verbreitete, aber unbegründete Sage. Das Modell zu Danneckers Meisterwerk war die Stuttgarter Hofsängerin und Hofschauspielerin Charlotte Fossetta, eine geborene Münch aus Mainz, die Gattin des mit Dannecker eng befreundeten Hofstuckators Fossetta, die in reiner Begeisterung für die Kunst dem Meister diesen Freundschaftsdienst geleistet hat.

W. B. in New York, M. W. in Graz. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Aus Industrie und Gewerbe.

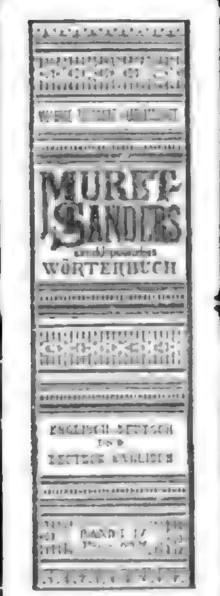
Die bekannte Seidenstoff-Fabrik-Union Adolf Grieder & Co. in Zürich schreibt uns: Wohl nie hat eine Saison so viele Neuheiten gezeitigt wie die heurige, ohne sich dabei für einen bestimmten Artikel oder Genre auszusprechen. Von der Mode besonders begünstigt sind die Chinés-Stoffe und A-jour-Gewebe. Für Diner-, Soirée- und reiche Ball-Toiletten sind schwere einfarbige Gewebe wie Faille Soleil, Peau de Soie etc. in Verbindung mit Inkrustationen sehr beliebt, doch besser als die Namen es besagen, zeigen die Schönheit der neuen Gewebe die Musterproben, welche die Firma auf Verlangen gern zuschickt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.









Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Schreiber chm.

Junge Siamesin.

Nach dem Gemälde von Hugo V. Pedersen.

Römisches Fieber.

Roman [illegible]

Richard Voss.

XXVII.

[illegible]

Prisca war verschiedene Male bei dem Kunsthändler gewesen, um von diesem Herrn die Adresse des rätselhaften Bestellers zu erfahren. Aber der Mann konnte sie ihr nicht angeben: seine Anfrage sei unbeantwortet geblieben, und ohne die besondere Genehmigung der betreffenden Persönlichkeit dürfe er den Namen nicht nennen.

Mit diesem Bescheid mußte Prisca notwendig sich begnügen: übrigens befand sich ihre [illegible] der Salome nicht mehr im Verkaufslokal. [illegible] fragte nicht danach, und das dafür [illegible] und zum großen Teil bereits ausgegebene [illegible] brannte ihr auf der Seele.

Und doch war jene Bestellung ein Glück für [illegible] gewesen. Sie lebte davon und konnte noch den ganzen Sommer davon leben. [illegible] ersten römischen Bild [illegible] hatte, [illegible] es ihr ohne jene Summe [illegible] — schon jetzt! [illegible] Beginn der heißen Zeit [illegible] worden war, beängstigend [illegible] und Leben [illegible]

Unter diesen Umständen konnte [illegible] und rein darüber freuen, daß [illegible] bereits im Thon vertauscht [illegible] bedeutenden Preises bei einem [illegible] hinterlegt worden war [illegible] Renaissance, hatte die Statue [illegible] und Stefanus sich damit [illegible]

[illegible] war denn für diesen Menschen noch [illegible]

[illegible] das ist einzig und allein [illegible] zu sehr unter ihrer Nachbarschaft, die [illegible] Leichtfertigkeit nannte, um sich darüber [illegible] Herzen freuen zu können. Stefanus [illegible] und verschwendend, sie aber nichts [illegible] Frau von der Arbeit ihres [illegible] der Gedanke [illegible]

[illegible] Sie begriff nicht, [illegible] arbeiten konnte, und hatte [illegible] Sommers [illegible]

[illegible] Schimmern, dieser blendende, [illegible] sich über Himmel und [illegible] durchdringen, alle [illegible]

[illegible], daß seine Verlobte Rom verließe. Die Ärzte stimmten dringend bei, und [illegible] entschloß sich zu einer Villeggiatur. [illegible] billig, auch von Rom [illegible] Die Wahl fiel auf [illegible]

[illegible] Andenkens reiste Prisca ab. [illegible] mit ihr ein Zimmer mieten, sie [illegible] leben. Jede zweite Woche sollte [illegible] die Freunde sie besuchen. Es war [illegible]

[illegible] die Bahn bis [illegible] verwandelt! [illegible] einem [illegible] Blumengefilde war [illegible] geworden, die unter [illegible] sich ausdehnte und [illegible] Diese sommerliche [illegible] erschien Prisca [illegible] Es war [illegible]

[illegible] lag unter [illegible] Monates. [illegible] diesen schönen [illegible] jeden Baum [illegible] durch die Oliven [illegible] wie ein [illegible] machten die [illegible] er des Landes [illegible]

[illegible] zeigte sich [illegible] Man [illegible] verlangen; [illegible] handeln! [illegible] wenn er es [illegible] Sie wurde [illegible] und [illegible] man's [illegible] auch höchst [illegible]

[illegible] Tag [illegible] Bergen [illegible] hatte es sich [illegible] handeln und [illegible] heiliger



Junge Siamesin.

Nach dem Gemälde von Hugo V. Pedersen.

Römisches Fieber.

Roman
von
Richard Voss.

(Schluß.)

XXVII.

Sommertage.

Prisca war verschiedene Male bei dem Kunsthändler gewesen, um von diesem Herrn die Adresse des rätselhaften Bestellers zu erfahren. Aber der Mann konnte sie ihr nicht angeben: seine Anfrage sei unbeantwortet geblieben, und ohne die besondere Genehmigung der betreffenden Persönlichkeit dürfe er den Namen nicht nennen.

Mit diesem Bescheid mußte Prisca vorderhand sich begnügen; übrigens befand sich ihre Kopie der Salome nicht mehr im Verkaufslokal. Prisca fragte nicht danach, und das dafür empfangene und zum großen Teil bereits ausgegebene Geld brannte ihr auf der Seele.

Und doch war jene Bestellung ein Glück für sie gewesen. Sie lebte davon und konnte noch den ganzen Sommer davon leben. Da sie seit ihrem ersten römischen Bild nichts verkauft hatte, wäre es ihr ohne jene Summe herzlich schlecht ergangen — schon jetzt! Und das trotz aller Arbeitslust und Schaffenskraft, die freilich seit dem Beginn der heißen Zeit merkwürdig matt geworden war, beängstigend matt bei einer von Gesundheit und Leben strotzenden Natur wie die ihre.

Unter diesen Umständen konnte sie sich nicht voll und rein darüber freuen, daß Steffens' Prometheus bereits im Thon verkauft und ein Teil des bedeutenden Preises bei einem der römischen Bankhäuser hinterlegt worden war. Der Käufer, ein Amerikaner, hatte die Statue in Bronze gewünscht und Steffens sich damit einverstanden erklärt.

So war denn für diesen Künstler wirklich ein neuer Lebensanfang gemacht! Täglich wiederholte er Prisca: das sei einzig und allein ihr Werk; aber sie litt zu sehr unter ihrer Unthätigkeit, die sie zugleich Untüchtigkeit nannte, um sich darüber so recht von Herzen freuen zu können. Steffens arbeitend und verdienend, sie aber nichts verdienend und als seine Frau von der Arbeit ihres Mannes lebend — der Gedanke quälte sie unausgesetzt.

Und die Hitze quälte sie. Sie begriff nicht, daß Steffens so eifrig arbeiten konnte, und hatte für das Entzücken, in das ihre Freundin Friederike über die Poesie des römischen Sommers verfiel, keinerlei Teilnahme.

Tag für Tag dieser wolkenlose, schon früh morgens von der Gluthitze umdunstete Himmel, Tag für Tag diese gelben, grellen Lichtfluten, dieses Flimmern und Schimmern, dieser blendende, brennende Glanz, der sich über Himmel und Erde ergoß, alle Dinge zu durchdringen, alle Schatten aufzuzehren schien.

Steffens drang darauf, daß seine Verlobte Rom verlasse, die Freunde stimmten dringend bei, und Prisca entschloß sich zu einer Villeggiatur. Diese mußte möglichst billig, auch von Rom nicht allzusehr entfernt sein. Die Wahl fiel auf Rocca di Papa.

In Begleitung Friederikens reiste Prisca ab. Friederike wollte mit ihr ein Zimmer wählen, sie ordentlich untergebracht sehen. Jede zweite Woche sollte Steffens, sollten die Freunde sie besuchen. Es war sehr hübsch ausgedacht.

Die beiden benutzten die Bahn bis Frascati. Wie hatte sich die Landschaft verwandelt! Aus einem unabsehbaren bunten Blütengefilde war eine versengte braune Oede geworden, die unter einem fahlen Himmel sich ausdehnte und im Dunstgewölk sich verlor. Diese sommerliche, mit Ruinen übersäte Campagna erschien Prisca wie die letzte Scene einer Tragödie. Es war Ende und Tod.

Auch das wonnige Frascati lag unter dem Alpdruck des römischen Augustmonates. Der heiße Brodem schlug bis zu diesen schönen Höhen empor, der weiße Staub bedeckte jeden Baum an der Landstraße. Als der Zug durch die Oliveten den Berg hinauf kroch, langsam, wie ein von der Gluthitze ermatteter Mensch, machten die Cikaden einen solchen Lärm, daß er das Fauchen der Maschine übertönte.

In Frascati wurde ein Wagen gedungen. Schon bei der Abfahrt in Rom zeigte sich Fräulein Friederike darüber sehr erregt. Man würde ihnen einen unverschämten Preis abverlangen; aber sie, Fräulein Friederike, würde handeln! Der Vetturin sollte sofort sehen, mit wem er es zu thun hatte: mit einer alten Römerin! Sie würde ihn im Dialekt und per Du anreden und — nun, Prisca würde ja erleben, wie man's anfangen mußte. Prisca war denn auch höchst erwartungsvoll.

Auf dem Bahnhof stand zwar ein Omnibus, der für einen bestimmten, sehr mäßigen Tarif die Reisenden nach dem hochgelegenen Bergort beförderte. Aber Fräulein Friederike hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, zu handeln und ihr uraltes Römertum durch ein glänzendes Abkommen mit dem Vetturin zu erweisen. Wo möglich würden sie im eignen Wagen noch billiger

als im Omnibus fahren. Anerbieten kamen denn auch sogleich von allen Seiten: Villa Mondragone, Villa Falconieri, Castell Gandolfo, Albano, Rocca di Papa.

Rocca di Papa!

Sogleich wollten sämtliche Kutscher die beiden Frauen fahren.

Fräulein Friederike stand unbeirrt inmitten des tosenden Schwarmes, musterte mit Kennerblick die Konkurrenten und entschied sich endlich für einen mißfarbigen grauen Gaul, der vor ein zweiräderiges, sehr seltsames Vehikel gespannt war und von einem blutjungen, verschmitzt aussehenden Burschen gelenkt wurde.

„Du! Rocca di Papa! Wieviel?"

Auf den horrenden Preis, der genannt wurde, war Fräulein Friederike gefaßt; ihre einzige Antwort bestand in einem Hohnlachen. Jetzt pries ihr der Lenker des alten Grauschimmels Pferd und Wagen mit einigen verstümmelten deutschen Worten an. Mit deutschen Worten! Darauf war Fräulein Friederike denn doch nicht gefaßt. So etwas mußte ihr geschehen! In Frascati vor sämtlichen Vetturins und versammeltem Publikum, in Gegenwart Priscas, — sie war fassungslos. Bevor sie sich von ihrem Entsetzen erholt, hatte Prisca die Sache abgemacht: einen behaglichen Wagen, ein mit roten Rosetten und hohen Fasanenfedern zierlich geschmücktes, munteres Rößlein, einen freundlichen, bildhübschen Kutscher, und alle drei guten Dinge für die Hälfte des zuerst geforderten Preises. Tief gebeugt über die erhaltene Niederlage ließ die sofort als Deutsche erkannte alte Römerin alles schweigend über sich ergehen und stieg ein.

Zuerst führte die Landstraße eintönig und wenig anmutend durch Weinfelder, deren Reben in ihrer dichten weißen Staubschicht Versteinerungen glichen. Aber vor ihnen erglänzte hoffnungsvoll der Monte Cavo, an dessen, Rom zugewendeter, steil abfallender Seite die ehemalige Sommerresidenz des Papstes klebt, ein Wirrwarr grauer Hütten, aus Felssteinen aufgemauert, darunter einige Häuser mit himmelblau getünchten Wänden. Sogar eine Reihe rosenfarbener Landhäuser leuchtete unterhalb des Städtleins über dem dunkeln Rande des Kastanienwaldes.

Es dauerte einige Zeit, bis Fräulein Friederike sich so weit erholt hatte, um in allerdings noch matten Tönen über die böse neue Zeit zu lamentieren, die sogar den Berg Cavo erklommen, der einstmals das höchste Heiligtum des Landes, den Tempel des Jupiter Latialis, auf seinem Gipfel trug, und die nun auch das ehrwürdige, so malerische Mäusegrau von Rocca di Papa mit abscheulichen Farbenklecksen entweihte, von den modernen Villen gänzlich zu schweigen.

Als die Straße, das bacchische Weinland verlassend, zwischen Hecken und Gräben, welche von erblühten Asphodillen gefüllt waren, die Höhe hinanstieg, wurde die Atmosphäre freier und frischer. Man kam durch hochstämmigen Kastanienwald, wo es grünes Gras und gelbe Blumen gab, und wo es abends wonnig kühl sein mußte. Blickte Prisca zurück, so befand sie sich hoch über einem fahlen Brodem, der von der Meeresküste und den Sabinerbergen nichts erkennen ließ und sogar das nahe Rom unsichtbar machte.

Sie erreichten Rocca di Papa, dessen Hauptstraße für Fuhrwerke schwer zu passieren war. So machte denn der Wagen bei einem schönen Brunnen, dem Geschenk eines Papstes, unterhalb Rocca Halt. Fräulein Friederike hegte heimlich die Hoffnung, der Frascataner Kutscher, der den ganzen Weg über mit Prisca — sie, Friederike, ignorierte den jungen Mann! — munter geplaudert hatte, würde beim Bezahlen sein wahres Gesicht zeigen, das Geld auf die Erde werfen und das Doppelte des ausbedungenen Fuhrlohns fordern. Dann aber würde sie reden! Auch per Du, auch im Dialekt, und in einem sehr kräftigen. Prisca zahlte. Fräulein Friederike machte sich kampfbereit, aber der Frascataner steckte vergnügt sein Geld ein, dankte höflich für die halbe Lire Trinkgeld und erkundigte sich sogleich, ob er „die andre Signora" nach der Bahn zurückfahren solle.

Nein! Die andre Signora werde mit dem Omnibus fahren.

Die „echt römische Stimmung" des berühmten Bergnestes, die engen, finsteren, oft in die Felsen gehauenen Gassen, die kleinen schwarzen, grunzenden Schweine, die mit zu den Bewohnern gehörten, die vielen alten, häßlichen Weiber, die Herden zerlumpter Kinder, der Schmutz, das Geschrei, das Anbetteln und Nachlaufen, das Stücklein ultramarinblauen Himmels, das durch einen Spalt des grauen Mauerwerks herableuchtete, es war alles viel zu schön, um Fräulein Friederikens empfindlich gekränkte Seele nicht aufzuheitern und sehr bald in den gewöhnlichen glückseligen Zustand weißglühender Begeisterung zu versetzen.

„Hier bekommst du wenigstens eine Idee davon, wie es in solchem Neste aussieht. Das nenn' ich Romantik! Italienische Romantik, natürlich! Siehst du in die Häuser hinein? Die wahren Höhlen! Die Fenster haben nicht einmal Scheiben. Und das Feuer, daran sie sich ihre Minestra kochen, mitten auf dem Boden, der nicht einmal gepflastert ist . . . Und diese Menschen! Sahst du soeben die junge Frau? Mein Gott, sind die Menschen hier schön, besonders die Frauen! . . . Ist Fürstin Romanowska nicht aus Rocca di Papa? Wie ungeheuer interessant!"

Rocca di Papa der Geburtsort der Fürstin Romanowska! Daran hatte Prisca gar nicht gedacht, auch Steffens nicht, wie es schien.

Prisca blieb stehen und sah sich um: Friederike hatte recht, es war ein wunderbares Land! An solchem Orte hauste ein Menschengeschlecht, daraus so viel Schönheit hervorgehen konnte.

„In solchem Nest ist ja alles untereinander verwandt," meinte Friederike. „Wir müssen uns

jedenfalls erkundigen. Wahrscheinlich lebt noch die Familie hier. Uebrigens hast du ja den ganzen Sommer über Zeit, Nachforschungen anzustellen. Es ist wie eine Novelle ... Jetzt müssen wir aber nach einem Zimmer für dich suchen. Dieses Mal laß mich machen. Ich bin eben doch etwas länger in Rom und weiß mit den Leuten umzugehen."

Prisca versprach feierlich, dies Mal Friederiken nicht ins Handwerk zu pfuschen. Aber — hier ein bewohnbares Zimmer! Wenn es nicht in einer jener vornehmen Villen war, die natürlich nicht in Betracht kamen.

Fräulein Friederike machte jedoch meisterlich den Cicerone. Aus all dem Winkel- und Höhlenwerk, den Felsenstiegen und dem Gassenschmutz, der um den Gipfel der ehemaligen Arx sich lagerte, trat Prisca plötzlich auf einen kleinen Platz, dessen eine Seite frei war und wie eine Terrasse hoch über der in goldigem Mittagsdunst schwimmenden Landschaft lag. Ganz wohnlich aussehende Häuser — einige davon leider mit jener schmählichen bunten Tünche bedeckt — und eine behagliche Trattoria „Al sole" umgaben die Piazza von Rocca di Papa.

Die alte Dame lief wie ein junges Mädchen bis an die Brüstung vor und rief in Ekstase:

„Es ist zwar eine entsetzlich unmalerische Beleuchtung, aber darum ist es doch einzig in seiner Art. Es ist, was Gregorovius in der Landschaft den epischen Stil nennt. Was du hier übersiehst, ist ein Völkerepos, liebe Prisca! Wäre die Marina nicht gar so umwölkt, so könntest du das Land der Aeneide sehen, von der Tibermündung bis zum Circekap. Das berühmte Circekap, weißt du, das ganz mythologisch ist: antik mythologisch, meine Teure! ... Und dicht unter uns der Albanersee mit Castell Gandolfo! Ja, ich bitte dich! Dort lag einstmals Albalonga. Du kennst natürlich die berühmte Geschichte vom Kampf der drei Horatier und Curiatier und von der Zerstörung der Mutterstadt Roms? Es soll eigentlich alles nicht wahr gewesen sein. Ich glaube es aber doch und will von diesen ekligen Gelehrten, die einem alle Illusionen rauben, und wenn es auch der berühmte Theodor Mommsen selber ist, nichts wissen."

Um die beiden Frauen hatten sich einige Weiber und Kinder versammelt, und plötzlich begann Friederike diesem Publikum einen populären Vortrag zu halten. Angesichts der Landschaft der Aeneide erzählte sie von der Landung des Aeneas bis zur Gründung Laviniums, um von der Dichtung ohne weiteres zur Sage und Geschichte überzugehen: nach Virgil Livius! Die ganzen ersten Kapitel dieses Historikers trug sie vor, hoch erhoben über der Stätte stehend, welche der Schauplatz so vieler erstaunlicher und erhabener Vorgänge gewesen war.

Mehr und mehr Volks sammelte sich an und hörte mit leidenschaftlicher Teilnahme zu. Fräulein Friederike stand mit leuchtenden Augen, verklärten Angesichts und dozierte in ihrem besten Berliner Italienisch, untermischt mit jenem merkwürdigen Idiom, das sie „römischen Dialekt" nannte. Ihr Publikum verstand sie nicht immer oder nicht ganz, lauschte jedoch nichtsdestoweniger atemlos und überschüttete die Rednerin bei den Effektstellen mit enthusiastischem Beifall.

Prisca fand die Lektion aus der römischen Geschichte und Sage unter freiem Himmel, auf öffentlichem Marktplatz mit dieser Dekoration, dieser Zuhörerschaft und in dieser Umgebung dermaßen köstlich, daß sie während derselben im Geiste ein Bild komponierte, welches in Rocca di Papa gemalt und welches gut werden sollte.

Als Friederike geendet hatte, verlangte ihr Publikum stürmisch — genau wie im Theater — die schöne Stelle: wie der „General Annibale" von ihrem Rocca aus das gewaltige Rom belagerte, da capo. Also wurde die Geschichte noch einmal erzählt, worauf Fräulein Friederike ein besonderes „Evviva" erhielt. Als sie danach noch vortrug, weshalb sie nach Rocca di Papa gekommen wäre und daß sie für ihre junge Freundin ein hübsches und billiges, ein sehr billiges Zimmer suche, wurden die beiden Frauen im Triumphzuge von einem Hause zum andern geschleppt.

Sie sahen alles mögliche und unmögliche, was an Unterkommen zu finden war; und wenn die Padrona den Preis nannte, so handelte wiederum nicht Fräulein Friederike, auch nicht Prisca, sondern das gesamte Gefolge, Fräulein Friederikens ganzes Auditorium. Auf solche Weise erhielt Prisca die beste und billigste Unterkunft in der Nähe des Platzes, ein leidlich reinliches Gemach mit einem guten, sehr sauberen Bett und einer Loggia, von wo aus sie die ganze Herrlichkeit des alten Latinerlandes übersah, von den etruskischen Waldbergen bis zum Circekap.

Nachdem dies zur Zufriedenheit Priscas und zum Entzücken Friederikens erledigt war, wurde in der Trattoria ein bescheidenes Festmahl eingenommen, bestehend aus Schinken mit Salat nebst einem „Frittomisto", und alsdann bei der Wirtin Erkundigungen nach der Familie der Fürstin Romanowska eingezogen. Natürlich war das glänzende Glück der schönen Maria von Rocca in ihrem Heimatsorte allgemein bekannt und die Wirtin des Sole so stolz darauf, als wenn es ihrer eignen Tochter begegnet wäre. Sie sollte übrigens schon einmal verheiratet gewesen sein, irgendwo in „Germania" oder „Francia". Wer ihr erster Mann gewesen, wußte man nicht, jedenfalls kein Principe oder sonst ein „Gransignore", da sie nach dem Tode desselben gar armselig zurückgekommen war.

Verwandte von ihr lebten nicht mehr, sonst wäre sie gewiß einmal nach Rocca gekommen. Nun, jetzt war sie eine große Dame und kümmerte sich nicht mehr um ihre Heimat, wo man sie nur anstaunen würde, sollte sie noch einmal kommen. Aber sie kam eben nicht mehr.



Nach der Messe vor der

Nach dem Gemälde von



Markuskirche in Venedig.

Leopold Carl Müller.

Am späten Nachmittag mußte Fräulein Friederike aufbrechen, um mit dem Omnibus zur Station zu fahren. Prisca begleitete sie bis zur Abfahrtsstelle, und ihre letzten Worte waren:

„Hättest du in Frascati mich mit dem jungen Menschen, der uns fuhr, handeln lassen, ich hätte den Wagen sicher um die Hälfte billiger bekommen. Du sahst ja doch, wie ich mit diesen Leuten sprechen kann. Aber war es nicht wundervoll? Und ist es nicht schön, in diesem Lande leben zu dürfen, selbst mit einem großen Kummer im Herzen? Ach, mein armer, armer Peter Paul!“

*

Rocca di Papa, im August.

Hier bin ich nun über dem Dunst und Dampf der glühenden Tiefe! Freilich ist es auch hier immer noch heiß genug, und ich habe Visionen, darin ich die Wellen des Starnbergersees rauschen höre und in den Buchenwäldern von Großhessenlohe wandle.

Es ist schmählich, daß ich den römischen Sommer so schlecht vertrage und hier oben in kühleren Lüften weile, während Steffens mit den Freunden dort unten den erbarmungslosen Sonnenbrand dulden muß. Allerdings leiden sie nicht darunter, preisen es als das höchste Mysterium des römischen Gottesdienstes, fühlen sich beseligt dabei, was ich ihnen indessen nicht recht glaube. Den Sommer in diesem Lande als die wundersamste aller wundersamen römischen Jahreszeiten zu proklamieren, gehört nun einmal zum echten Italienerschwärmer so unzertrennlich wie zum Vatikan die Sixtinische Kapelle. Der Sommerenthusiasmus ist der Stempel, der erklärt: du bist würdig, hier zu leben, bist aufgenommen in der Gemeinde derer, die da auserwählt wurden und berufen sind!

Ich sollte an Steffens schreiben. Statt dessen sitze ich und schreibe an mich selbst auf diesen leeren, blanken Blättern, die ich in so überflüssiger Weise mit Worten fülle. Auch dem Glöcklein müßte ich endlich meine Verlobung melden. Es wird jedoch ein entsetzliches Geläute anheben, und ich müßte der treuen, kindlichen Seele wohl gar ernstlich böse werden. Ich möchte den Schmerz, da sie nun einmal keine Freude empfinden wird, nach Möglichkeit für sie hinausschieben. Am besten wär's, sie erführe das große Ereignis erst, nachdem es vorüber ist.

Ich habe meinem jungen Siegfried gar nicht lebewohl gesagt. Wenn ich nach Rom zurückkehre, ist er längst fort. Auch ihm möchte ich schreiben. Was? Daß ich ihm goldene Lebenstage wünsche, weiß er ja.

Ich arbeite.

Welches Glück in dem einen kleinen Worte liegt, welche Kraft daraus strömt für den, der voller Zuversicht aussprechen darf: Arbeit! Es ist gleichbedeutend mit Segen und Glück. Und auch das ist solche Spende gütiger Götter, daß der Künstler während seiner Arbeit nicht denkt: wird sie gefallen, wird sie Erfolg haben, wirst du damit Geld verdienen, Ruhm ernten? Er arbeitet eben! Er schafft, er schafft und empfindet staunend und schauend, daß er in sich eine Kraft hat, die Schöpferkraft ist. So ergeht es wenigstens mir, wenn ich so recht, recht arbeiten kann; so arbeiten, daß ich darüber alles, aber auch alles vergesse, sogar ob meine Arbeit denn auch wirklich gut ist. Diese Frage kommt früh genug und mit ihr Zweifel, Angst, Qual, eine Qual ohnegleichen, die indessen doch nicht — nein, nein! die doch nicht größer ist als jenes Glück der Arbeit.

Ich versuche die sommerliche Stimmung dieses Ortes auf die Leinwand zu bringen. Es ist unaussprechlich schwer; denn dieses flimmernde, flammende Licht, diese glimmende, glitzernde Luft, dieser glühende Glanz auf dem Mauerwerk und den Felsen sind gar nicht zu fassen, und ich vermisse meinen verständigen und nachsichtigen Lehrer, der mir den Geist führt. Aber da ich hier oben gesund bin, so freut mich auch der Kampf, ohne den es eben keinen Sieg giebt. Daß mein Können an der schönsten Bildung der göttlichen Künstlerin Natur, am Menschen, so jammervoll scheiterte, ist eine Niederlage, die ich mir nicht verzeihe, die ich wieder wett machen muß. Ich will es erzwingen, und — Steffens wird mir helfen.

Ich befreunde mich mit diesem Ort und seinen Bewohnern, darunter Gestalten von wahrhaft heroischer Schönheit sind. Ich verstehe jetzt, daß aus solchem Menschengeschlecht ein Wunderwerk wie jene Maria hervorgehen konnte, die allerdings einzig bleiben wird.

Meine Padrona ist eine Kindheitsfreundin der Fürstin, was ich gleich in der ersten Stunde meines Hierseins erfuhr und seitdem jeden Tag von neuem hören muß. Die Frau bestätigte, daß die Fürstin schon einmal verheiratet war. Sie erhielt damals einen Brief, darin ihre des Schreibens unkundige Freundin ihr die Heirat mitteilen ließ, erinnert sich nicht mehr, woher der Brief kam, dem eine Photographie des Bräutigams beigelegt war, meint ihn jedoch noch zu besitzen und nur verkramt zu haben. Da mich alles, was die Fürstin betrifft, nun einmal leidenschaftlich beschäftigt, so interessiert mich auch diese erste Heirat der schönen Frau, von der Steffens anscheinend nichts weiß.

Ich mache mir Vorwürfe, daß ich auf die Vergangenheit meines Verlobten so gar nicht eifersüchtig bin, und kann diesen gänzlichen Mangel an vielleicht kleinlicher, aber doch echt weiblicher Empfindung durchaus nicht etwa „großartig“ nennen. Ich könnte mich entschuldigen, könnte sagen: diese Maria ist zu schön, die Leidenschaft, die sie jedem Manne einflößen muß, ist zu begreiflich, gar nicht zu reden von einem Künstler, der in ihr ein erfülltes Ideal sieht.

So könnte ich sagen, und wäre es auch nur, um mich selbst etwas besser zu verstehen. Aber ich sage nicht einmal das, mache mir Vorwürfe und vermag beim besten Willen von jener echt weiblichen Eifersucht nichts zu empfinden.

Ich wünschte, von ganzem Herzen wünschte ich, mehr wie ein Frauenzimmer zu fühlen, sollte ich auch dafür nur wie ein Frauenzimmer malen können. Wie es jetzt ist, ist es doch nicht das richtige.

Meine Padrona sucht nach dem Briefe der einstmaligen „Maria von Rocca", findet auch nicht das Bild des ersten Gatten, besteht aber darauf, beides müsse noch irgendwo im Hause sein, und hat immer noch keine Erinnerung, woher der Brief kam. Ich nannte ihr sämtliche große Städte in Frankreich und Deutschland. Als ich „Monaco" sagte, stutzte sie und meinte, das könnte es gewesen sein, um gleich darauf zu behaupten, es wäre ein andrer Name gewesen, und die Leute, denen sie damals den Brief und die Photographie zeigte, hätten behauptet, die Stadt liege in „Prussia", aus welchem Lande der „Bismarco, quel gran generale" wäre. Der junge Ehemann müßte übrigens ein „bel pezzo d'uomo" gewesen sein.

Gott sei Dank, fühlte ich frauenzimmerlich genug, um auf diesen Brief und dieses Bild neugierig zu sein. Friederike schrieb mir heute, sie hätte gehört — und sie hörte ja alles —, der Fürst befinde sich „seltsamerweise" noch immer in Polen, die Fürstin noch immer im Kloster. Die Römer munkelten allerlei, was aber wohl Klatsch wäre, denn selbst in Rom klatschten die Leute, ein Laster, Roms gänzlich unwürdig! Es müßte indessen zu tief in der menschlichen Natur stecken, sonst würde man doch in Rom, wo man so viele „höhere Dinge" hätte, nicht mit Klatsch und Tratsch sich abgeben.

Sie schreibt viel von Peter Paul, und sie schreibt über ihn wie eine Mutter von ihrem schwerkranken Kind, das nur die hingebendste Pflege, eine Sorge bei Tag und Nacht dem Tode abringen kann. Und seitenlang schreibt sie von Steffens, wie er arbeitet, wie er auflebt, wie glücklich er ist. „Er arbeitet mit leuchtenden Augen, lächelnden Lippen, deinen Namen in der Seele. Und wenn er abends bei uns sitzt, immer nur du, immer, immer nur du! Es wird alles sehr schön werden, ihr werdet sehr glücklich sein . . ."

Friederikens Brief hat nicht weniger als drei Nachträge. In dem einen Postskriptum teilt sie mir mit: „Dein junger Siegfried ist noch immer in Rom. Wir sehen ihn jedoch wenig. Aus seiner Verlobung scheint nichts zu werden."

Aus seiner Verlobung scheint nichts zu werden . . .

Wie leid mir das thut!

Die Umgegend von Rocca hat denselben großen Stil, den ich bei manchen Gestalten seiner Bevölkerung finde. Auch hier wieder eine Galerie von Rottmann. Ach, meine lieben, schönen Rottmann unter den Arkaden des Hofgartens, ihr Kindheitsfreunde und Jugendgefährten! Wie ihr die Sehnsucht nach diesem Lande, die mein elterliches Erbteil ist, genährt habt, wie ihr locktet und locket mit dem Sirenengesang eurer Farben, eurer Konturen! Jetzt bin ich hier, von euch und meiner Sehnsucht gewaltsam hergezogen, und jetzt hat sich hier mein kleines Frauenschicksal erfüllt.

Leider kann ich die Umgegend nicht so frei durchstreifen, wie ich gern möchte, wie mir's in tiefster Seele wohl thun würde. Erstens ist auch hier oben an Spazierengehen im deutschen Sinne nicht zu denken. Erst gegen Abend, wenn die Sonne sinkt, begebe ich mich aus meinem sorgfältig verschlossen gehaltenen dunkeln Zimmer hinaus, wo es noch immer heiß genug ist und eine sengende Glut den Mauern entströmt. Gewöhnlich steige ich durch den um diese Stunde von Menschen, Schweinen, Hunden und Hühnern wimmelnden, mit Geschrei und Getöse erfüllten Ort aufwärts. Jeder Blick ist ein Bild, würde Friederike sagen und mehr als recht haben, denn aus jedem Blick läßt sich ein Dutzend Bilder machen, und was für welche! An Regentagen wäre solches Gemälde ein Motiv grau in grau. Denn grau sind hier nicht nur die Häuser, sondern auch die Menschen, deren Kostüm keine lebhafte Farbe hat und daher einen düsteren Eindruck macht, der zu den meist strengen und stolzen Gesichtern gut paßt. Wenn über den grauen Ort der Purpur des Sonnenuntergangs, das Violett und Veilchenblau der Dämmerung sich ergießt, so — aber das läßt sich so wenig malen wie sagen.

Ueber dem Städtlein ragt mit steilen Wänden eine einsame Bergkuppe auf: die Rocca, die bereits in vorhistorischen Zeiten die Arx trug. Gegen die Ebene und Rom zu wachsen verkrüppelte Steineichen aus dem Felsen, der im übrigen vollkommen kahl ist. Die Silhouette dieses Gipfels, von einem meergrünen oder hyazinthenfarbenen Abendhimmel sich abhebend, ist für ein Künstlerauge von aufregender Herrlichkeit; es sind nur wenige einfache Linien, nur wenige Farbentöne, aber diese wären auf die Leinwand zu bringen, so wie das Auge sie sieht. Oft ist hier für das Künstlerauge allein das Sehen Entzücken und Verzweiflung zugleich.

Als ich das erste Mal auf die andre Seite des Felsens gelangte, stieß ich einen Ruf der Ueberraschung aus. Ich stand unter dem Gipfel des Monte Cavo, am Rande eines weiten, kreisrunden Hochthals, mit üppigem Graswuchs bedeckt, von weidenden Pferdeherden bevölkert, und trotz dieser Staffage von einer solchen weltentlegenen, wilden Einsamkeit, daß es mir unmöglich schien, mich in unmittelbarer Nähe eines Ortes zu befinden, wo sogar elegante römische Welt Villeggiatur hielt. Hier hinauf steige ich nun allabendlich, beobachte das Schwinden des Tages, das Hereinbrechen der Dämmerung, das Wachsen der Schatten, und bleibe so lange, bis die Dunkelheit mich nötigt, wieder herabzusteigen.

Auch ein andres Bild ist schön. Die Stätte, die ehemals die Burg einnahm, dient jetzt den Frauen von Rocca als Trockenplatz. Auf den Köpfen ihre Lasten feuchter Wäsche, steigen sie von dem großen Brunnen langsam, langsam herauf,

oft in der Haltung von Karyatiden; und ist die Trägerin eine jugendliche, schlanke Gestalt, so vermag man sich keine edleren Linien zu denken. Ich muß mir die Fürstin vorstellen, wie sie, wäre sie die Maria von Rocca geblieben, zu der Höhe ihrer Vaterstadt die Last Linnen auf ihrem stolzen Haupte emporträgt. Sie wäre sicher wie mit einer Krone auf dem Haupte dahingeschritten.

Meine wackere Padrona bereitet mir die Mahlzeiten im Hause. Der Hitze wegen kann ich jedoch nur des Abends etwas genießen und dann nichts als Gemüse und Früchte. Ich nehme diese Vegetarianerkost auf meiner Loggia ein und werde dort Abend für Abend von dem Zauber einer römischen Sommernacht so umsponnen, daß ich mich nicht loszureißen vermag. Dazu kommt jetzt Mondschein. Ich sehe das Meer weit, weit hinaus leuchten, und das ganze unabsehbare Land ist ein zweiter Ozean von Glanz, darin die Lichter Roms wie ein funkelndes Eiland ruhen. Es ist die Zeit der Feste. In Castell Gandolfo, Marino und Grotaferrata, in Frascati und in sabinischen Ortschaften wird nach Anbruch der Dunkelheit Feuerwerk abgebrannt. Gestern sah ich sogar vom Gipfel des Soracte Raketen und Flammengarben aufsteigen.

Meine Padrona schrie zetermordio über meine einsamen Spaziergänge, obgleich ich dieselben nur bis ins „Campo d'Annibale" — so heißt jene Prairie, die einstmals der Krater eines Vulkans war — ausdehne und noch nicht einmal den Cavo erstieg. Aber die Gegend ist unsicher, was ich mir nicht vorstellen könnte, würde ich nicht fortwährend eines andern belehrt. Einsame Landhäuser werden nachts überfallen, und vor einigen Tagen wurde jener Omnibus, der die Reisenden von Frascati nach Rocca bringt, am hellen Vormittag von Maskierten angehalten und jeder Passagier ausgeraubt. Jetzt wird das öffentliche Fuhrwerk von Carabinieri eskortiert, und ich sehe diese prachtvollen Gestalten sogar auf dem öden Hannibalsfeld. Auch die Polizisten warnten mich ernstlich, und so muß ich denn meine Spaziergänge bis Samstag aufschieben, wo Steffens eintreffen will, obgleich ich ihn dringend bat, seine Arbeit jetzt nicht zu unterbrechen. Er wird aber wohl doch kommen, hoffentlich von den Freunden begleitet.

Heute morgen wurde auf der neuen Landstraße, die durch die Macchia nach Aricia führt und die erst diesen Sommer der Deutsche Kaiser fuhr, ein Gemordeter gefunden. Der Leichnam lag vollkommen nackt mitten im Wege und hatte an zwanzig Dolchwunden. Es ist ein junger Vignarolo. Für seinen Mörder hält man einen der fremden Hirten, die im Hannibalsfeld die Pferde hüten. Gegen Abend fragte mich meine Wirtin, ob ich sie zum Campo Santo begleiten wolle? Ganz Rocca sei dahin auf den Beinen. Ich glaubte, es handele sich um ein Begräbnis, das mit ungewöhnlichem Gepränge stattfinde, und machte mich mit der guten Frau auf den Weg. Es schien allerdings die gesamte Einwohnerschaft hinauszuziehen.

Der Kirchhof von Rocca liegt unterhalb des Hannibalsfeldes, über einer wilden Waldschlucht und ist eine solche trostlose Stätte, daß es mich wundert, wie dort die Gestorbenen für die Ewigkeit liegen bleiben, nicht aufstehen aus ihren Gräbern und sich einen andern Ruheort suchen. Als wir uns dem Gottesacker näherten, vernahm ich ein gellendes Geschrei von Frauenstimmen, von einer Wildheit, als erhöben Furien ein Getöse. Auf meine erschrockene Frage hin erfuhr ich, es wäre die Sippe des Gemordeten, welche den Mörder verwünschte, und gleich darauf sah ich ein grausiges Schauspiel.

Vor dem Eingang des Kirchhofs war der Gemordete hoch aufgebahrt. Er war in schräger Stellung, fast wie stehend, bis zur Brust mit einer roten Decke verhüllt, der Oberkörper entblößt und alle Wunden sichtbar. Zur Rechten und Linken des Gemordeten standen die Frauen der Sippe, schwarz gekleidet, schwarze Schleiertücher auf den Köpfen. Sie streckten ihre Arme empor und stießen unaufhörlich jene gellenden, gräßlichen Laute aus.

Carabinieri hielten bei dem Leichnam Wache, denn es war die Polizei, die das Schauspiel in Scene gesetzt hatte; man hoffte, daß auch der Mörder sich einfinden würde, unwiderstehlich zu seinem Opfer hingezogen. Vielleicht daß seine Mienen, seine Blicke ihn verrieten. Einzeln mußten die Leute vor dem Aufgebahrten vorbeiziehen, langsam, ganz langsam; die Polizisten sahen jedem Verdächtigen starr ins Gesicht.

Als ich nach Hause zurückkehrte, entwarf ich von dem Geschauten eine Skizze. Gelingt mir das Gemälde, wie mir diese erste Aufzeichnung gelang, so wird es mein bestes Bild, so wird es ein gutes Bild! Nur arbeiten, arbeiten!

Der Mörder verriet sich nicht. Drei Tage hielt man den Leichnam ausgestellt, drei volle Tage! In manchen Dingen ist es doch ein barbarisches Volk.

Steffens war hier. Er kam allein. Er hat sich sehr verändert ... Wie glücklich er ist!

Ich lebe nun so still für mich hin, wünschte immer so friedlich hinleben zu können, malend auf der Piazza von Rocca di Papa, träumend auf dem öden Hannibalsfeld und auf meiner Loggia, unter mir das ganze römische Land. Traumhaft ist überhaupt mein Zustand auf dieser Höhe. Der Glanz so vieler wolkenloser Sommertage umspinnt allmählich das ganze Empfinden. Von dem glühenden Dunst, der über Himmel und Erde liegt, senkt es sich in die Seele. Diese wird betäubt, schläft ein, träumt — träumt goldene Unwirklichkeiten.

Mitunter erwache ich. Dann fällt mir's ein: du bist Braut, und schon im nächsten Monat wirst du Gattin ... Schon im nächsten Monat. Ist das möglich? Wir haben ja doch noch immer vollen Sommer, und es soll ja erst im Herbst geschehen ... Wie der August dahinflog; es ist

bereits September geworden... Also wirklich schon im nächsten Monat! Daß die große Stunde mich nur vorbereitet trifft, denn die Aufgabe ist eine ungeheure, und ich bin ja doch ein ehrlicher Mensch, der die ernsten Dinge ernst nimmt.

Mädchen, die einen Mann heiraten, ohne diesen zu lieben — ich meine, ohne jene Liebe für ihn zu fühlen, die vom Himmel kommt wie Gottes Wort —, solche Mädchen habe ich immer für sehr gering gehalten. Schlimmer. Solche Mädchen habe ich im Grunde meines Herzens verachtet; denn sich einem Manne zu geben, ohne diesen zu lieben — ich konnte es niemals begreifen. Es gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie das überhaupt möglich sein könnte, was eine Frau dabei empfinden müßte? Daß sie nicht umkomme vor Selbstverachtung und Scham. Ich wollte ein solches Darbringen der Seele und des Leibes auch nicht als Opfer gelten lassen. Und jetzt ... Man muß eben alles selber erleben, um es doch nicht begreifen zu können.

Aber wie glücklich er ist!

Ich fragte ihn nicht nach seinem Freunde, dem „Signor Arturo". Etwas, wofür ich keinen Namen habe, verschließt mir gewaltsam den Mund. Auch Steffens erwähnte seiner mit keinem Wort. Ich glaubte jeden Augenblick zu hören, er wäre abgereist, und bereitete mich auf die Nachricht vor, die ich doch seit langem erwarte. Aber kein Wort! Und jetzt ist es möglich, daß ich ihn zum Herbst, wenn ich verheiratet sein werde, in Rom noch treffe, denn wenn aus seiner Verlobung wirklich nichts werden sollte, bleibt er vielleicht doch.

Schmerzlich leid thäte mir's, sollte er nicht glücklich werden. Sein Glück muß solchen Siegesglanz haben, wie sein Antlitz hatte. Wenn mein armer Steffens geboren ward, um unglücklich zu sein, so lebt er, um von Glück umleuchtet über die Erde zu schreiten. Auf seine Gestalt darf kein Schatten fallen, es wäre wider die Natur.

Steffens geboren, um unglücklich zu sein ... Jetzt strahlt er ja vor Glück, als wenn er der andre wäre. An das Glück des Unglücklichen mußt du denken, Prisca Anzinger! Jede Stunde deines Lebens mußt du nur dieses eine denken. Es muß dein Morgen- und dein Abendgebet sein.

Friederike und Peter Paul besuchten mich. Sie meldeten sich per Cartolina an, so daß ich ihnen trotz des Geschreis meiner Padrona und der Gefahr, von Briganten überfallen zu werden, entgegengehen konnte. Ich stieg hinunter bis an den Saum der Castagnetta, setzte mich mit meinem Skizzenbuch, welches ich statt eines Revolvers oder Dolchmessers zur Abwehr mitnahm, ins hohe Gras und erwartete die Freunde. Sie hatten nicht geschrieben, ob Steffens sie begleiten würde.

Eskortiert von Carabinieri kamen sie im gemeinen Omnibus, der seine feste Fahrtaxe hat. Es war wunderschön, als ich da plötzlich mitten auf der Landstraße stand. Friederike sprang wie ein sechzehnjähriges Mädchen aus dem Wagen, aber Peter Paul ist doch recht alt geworden. Da der Weg anstieg, gingen wir neben dem Gefährt her. Auch die Carabinieri stiegen ab und schritten dicht hinter uns drein, ein Stück römischer Romantik, welches Friederike begeisterte. Steffens hatte sie nicht begleitet, mir aber einen langen, langen Brief geschrieben.

Sie blieben eine volle Woche, und es war herrlich. Auch Peter Paul wurde aufgefrischt. Neben Friederikens glühendem Enthusiasmus kam ich mir mit meiner ruhigen Freude am Schönen fast fünfzigjährig vor. Sie schwelgte in römischer Sommernatur und war im Bewundern unermüdlich. Unter dem männlichen Schutz eines jungen Neffen meiner Padrona, den Friederike sofort ausgewittert und für das Modell eines Cola di Rienzi erklärt hatte, machten wir abends Spaziergänge, die wir bis über das ganze Hannibalsfeld und hinunter zum Albanersee ausdehnten. Unser schöner Roccaner that ungeheuer heldenhaft; ich hatte ihn jedoch in dem steten Verdacht, er würde bei dem ersten Anzeichen der Gefahr Reißaus nehmen. Zum Unglück für Friederikens sehnlichsten Wunsch, „auch das noch in Rocca zu erleben!" begegnete uns nicht das kleinste Abenteuer, und so wurde ihre Illusion über den Charakter des jungen Volkshelden nicht zerstört.

Ich sah wundersame Orte! Blumenwiesen von Pallazuola; die Felsenwände der Stätte, wo Albalonga gestanden, die uralten Rüstern vor dem ehemaligen Kloster auf dem Cavo und die Via Sacra, auf welcher einst Völkerprozessionen zum Tempel des höchsten Landesgottes gewallfahrtet waren und welche Julius Cäsar hinanzog, mit dem Kranze vom Laub des Oelbaums geschmückt. Friederike wußte alles und hielt Vortrag über Vortrag.

In Rocca di Papa war sie populär. Sie stieg hinunter zum Wasserbecken, in dem die Weiber ihre Wäsche wuschen, und schwatzte; sie stellte sich an den Brunnen, aus dem die Mädchen schöpften, und schwatzte; sie thronte auf dem Felsengipfel der ehemaligen Arx, wo die Wäsche trocknete, und schwatzte! Alles, was sie hörte — und es geschah nichts, was sie nicht gehört hätte —, bekam Peter Paul berichtet, dem sie reizende Kinder und schöne junge Leute zuschleppte, lauter San Sebastiane und moderne Heilige, die Peter Paul entweder skizzieren oder bewundern sollte.

Schrieb ich schon, daß Steffens' neuer Freund wirklich noch immer in Rom ist, daß von der Verlobung mit der schönen Cousine nichts mehr verlautet und daß unsre Hochzeit früher sein soll, schon in einer der nächsten Wochen?

Ich werde bald fort müssen von diesem schönen Ort.

XXVIII.

Der Gott der Sistina.

Prisca befand sich wieder in Rom, wo in der nächsten Woche ihre Hochzeit mit Steffens statt-

finden sollte. Während der in Rocca di Papa verbrachten langen Sommerwochen hatte sie die Erfahrung machen müssen, daß es mit dem großen Entschluß eines Augenblicks nicht geschehen sei: selbst das kraftvollste Gemüt muß Zeiten des Kampfes und Leidens durchleben, um in sich ein Gefühl zu befestigen, welches der Mensch in jenem einen feierlichen Augenblick für unerschütterlich hält.

Prisca überhäufte sich mit den schwersten Anklagen, daß es möglich war, überhaupt noch kämpfen und leiden zu müssen, sie entsetzte sich über ihren weiblichen Wankelmut und ihre innere Haltlosigkeit — wie sie es nannte —, empfand eine marternde Selbstverachtung und bedachte nicht, wie tief diese „Schwäche" in der menschlichen Natur begründet liegt, die einen Märtyrer oder Entsagenden nicht in einem Tage schafft.

In jenen drangvollen Zeiten des Ringens erschien es Prisca bisweilen, als hätte sie unter einer Hypnose gestanden. Sie kam nach Rom, lernte ihren Verlobten und ihre Freunde kennen, und alles vereinigte sich, um sie ihrem Geschick zuzuteilen. Die Freunde sagten ihr: Du kannst diesen verlornen Menschen retten — du allein! Dasselbe sagte Steffens, dasselbe sagte der Mann, den sie liebte, dasselbe sagte schließlich sie sich selbst: du mußt ihn retten; denn nur du allein kannst es!

Oft schien ihr's, als wäre die mächtigste Hypnose von Rom ausgegangen, von dieser Stadt der Märtyrer und Heiligen, die auf gewisse Naturen so überwältigend wirkt. Rom hatte sie über sich selbst hinausgehoben, hatte sie in einen geistigen Rausch versetzt, in jene Ekstase, in welcher der Büßer, nachdem er sich blutrünstig gegeißelt, himmlische Gesichte hat. Ihre „Mission", die ihr von allen Seiten gepredigt worden, war solche Vision gewesen.

Erst nach den Kämpfen und Leiden so vieler Wochen fühlte sie sich fähig, auszuführen, wozu sie sich in einem Augenblicke seelischer Askese bereit erklärte; jetzt erst hatte sie in sich die Ruhe und mit dieser die Kraft der Ruhe gefunden. Jetzt hielt sie sich aber auch gegen jeden weiteren Kampf, jedes weitere Leid gefeit. Wie oft im Leben nach blutigem Schmerz und tiefem Jammer der Mensch sich völlig „gegen alles" geschützt fühlt?!

Prisca kam nach Rom zurück in einer solchen schönen Heiterkeit, als wäre sie in Wahrheit eine glückliche Braut. In dieser Stimmung schrieb sie nach München dem Glöcklein, in dieser Stimmung suchte sie dem Signor Arturo zu begegnen, der noch immer nicht abgereist war, der jedoch — wie der Knabe Checco wußte — für seine „Straße im modernen Rom" längst keine Studien mehr machte.

Sie traf ihn indessen weder im Garten der Kolonie noch im Atelier ihres Verlobten, der ganz seiner Arbeit lebte, um nichts sich kümmerte, was nicht diese Arbeit war. Prisca durfte voller Bewunderung vor dem „Prometheus" stehen, den der Künstler „Priscas Werk" nannte, womit er alles aussprach, was er an Glück und neuem Leben empfand.

Es wurde beschlossen, in Rom zu heiraten, dann zu Wagen nach Frascati zu fahren, wo in der trefflichen Trattorie der Sora Rosa das Festmahl stattfinden sollte, und mit dem Nachtzuge nach Neapel zu reisen. Friederike und Peter Paul sollten Trauzeugen und die einzigen Hochzeitsgäste sein. Signor Arturo war eingeladen worden, hatte jedoch abgelehnt, da dringende Geschäfte ihn in die Heimat zurückriefen.

Sie empfand heftige Sehnsucht nach Michelangelo und der Sixtinischen Kapelle, und zwar wollte sie diesen allerheiligsten Raum allein betreten. So sagte sie denn weder den Freunden noch ihrem Verlobten von ihrem Vorhaben und begab sich eines Morgens zu Fuß nach dem Vatikan. Es war doch ein eigentümliches Gefühl, mit dem sie jetzt durch die Straßen Roms ging: Also es ist entschieden — du bleibst dein Leben lang hier, bist hier fortan zu Hause, findest hier deine Heimat: in Rom! Jetzt besitzest du's sicher und zwar für dein ganzes Leben. Wonach so viele lebenslang sich sehnen, das ist jetzt dein bleibendes Eigentum.

In dem Gedanken an dieses Zuhausesein in Rom lag doch etwas Befreiendes, Erhebendes und Erlösendes.

Sie schlenderte umher: durch den Borgo bis zur Porta Angelica; dann durch die Kolonnaden über den Petersplatz und um den ganzen gewaltigen Mauerring des Doms bis zum Eingang in die vatikanischen Gärten.

Die Sonne brannte sommerwarm, und ein Gewitter stand in der Luft. In der großen Stadt, welche die hehre Feste des Apostelfürsten umlagerte, herrschten eine Oede und ein Schweigen, als wäre jedes Leben erstorben, jeder laute Ton der Erde erstickt. Nur die Eidechsen raschelten durch das wieder grünende Gras und Unkraut, das aus dem Pflaster der toten Straße aufsproß, und über den Gipfeln des hohen Gartens, darin um diese Morgenstunde der einsame Greis wie ein blasser Lichtstreifen wandelte, kreiste ein Falkenpaar.

Das Rollen eines Wagens unterbrach die schwere Stille. Es war eine herrschaftliche Equipage, deren Insassen durch den Damasushof zur Audienz fuhren. Kutscher und Diener trugen Trauerlivree, und Prisca hätte die Fürstin Romanowska, die allein in dem Coupé saß, nicht erkannt, wenn sie sich nicht vorgebeugt und zu der einsamen Spaziergängerin hinübergeblickt hätte. In dem schwarzen Schleier, der ihr Haupt umhüllte, sah die Fürstin totenhaft bleich aus; aber sie erschien Prisca schöner als je. Sie fand kaum Zeit, zu grüßen, bemerkte nicht, ob ihr Gruß erwidert wurde, und bekam bei ihrem Anblick plötzlich wiederum jene seltsame Einbildung: diese von dir heißbewunderte Frau hat etwas gegen dich, etwas Unbegreifliches und Feindseliges, das fast Haß ist. Sie ging noch etwas weiter, sah



den Wagen durch das äußere Thor in die Halle einfahren und kehrte dann um. Ein Hauch von der schwülen Herbstluft hatte sich plötzlich in ihre Seele gesenkt. Sie atmete auf, als sie, an den bunten, prächtigen Gestalten der Schweizer vorüber, die herrlichste aller Treppen emporstieg. Sie war auch hier ganz allein.

Es gab in Rom erst wenige Fremde, von denen manche durch den heißen Tag und das drohende Unwetter abgehalten sein mochten, den Vatikan zu besuchen. Ohne einer Seele zu begegnen, kam sie zu der so gut gekannten kleinen Thür, klopfte leise an, worauf ihr aufgethan wurde. Durch die enge Pforte ging sie ein in den Himmel der Gottheit Michelangelos ...

Sie pries ihr Glück, welches sie der einzige Besucher sein ließ: der einzige selige Mensch in diesem Abglanz des höchsten Gottes der Kunst. Doch sie irrte sich: noch ein zweiter Gast war anwesend. Er lag auf der Bank rechter Hand vom Eintritt, die unterhalb der Fensterreihe an der Wand hinlief. Lang ausgestreckt lag er und starrte zur Decke empor: zu dem Chaos, daraus der Gott der Sistina die Welt schafft, zu den von diesem göttlichen Geist geschaffenen Gestirnen und dem in der Lenzesschönheit der jungen Erde prangenden ersten Menschenpaare: dem herrlichsten Manne, dem wonnigsten Weibe, bei deren Anblick man nicht faßte, daß der Mensch so schön sein konnte!

Dieser zweite Besucher war so im Anschauen versunken, daß er Priscas Kommen gar nicht gewahrte, die nur für jene andre überirdische Welt Auge und Sinn hatte. Sie schritt langsam durch den ehrwürdigen Raum, so leise, als störte sie eine heilige Handlung, nahm dem jüngsten Gerichte gegenüber auf der Querbank Platz und ließ sich durch den sistinischen Gott einer Erde entrücken, die nicht so vollkommen war wie jene von ihm erschaffene.

Inzwischen war das Unwetter heraufgestiegen. Plötzlich überzog eine schwarze Wolkenwand die Sonne. Es wurde Nacht in der Kapelle, Sturm erhob sich und umfuhr das hohe Haus des heiligen Vaters, heulend wie eine Schar von Dämonen.

Dann brach das Gewitter aus.

Regungslos saß Prisca und ließ das gewaltige Schauspiel vor ihren Augen sich abspielen. Ein Gewimmel von überirdischen Gestalten entstieg der Dunkelheit, lebte einen Augenblick in der zuckenden Lohe der Blitze ein Flammendasein, versank wieder in Nacht, tauchte von neuem glanzvoll auf, wurde von der Finsternis von neuem verschlungen.

In Gegenwart eines Geschlechts, dem Geiste gleich, der es erschuf, vollzogen sich die Wunder der Schöpfung, vollzog sich das Ende der Welt mit der Auferstehung der Toten und dem Gericht über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte. Welch ein Richter! In furchtbarer Herrlichkeit erscheint er im Feuer der Blitze. Sein Blick ist nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit; seine aufgereckte linke Hand nicht Sünden vergebend, sondern Schuldige verdammend. Es bedarf noch einer andern Gestalt, der göttlichen Jungfrau, es bedarf des ewigen Erbarmens des Weibes, der göttlichen Liebe der Mutter, die zur Rechten des Zürnenden für die Sünder bittet.

Im Aufleuchten des himmlischen Feuers, begleitet vom Donnergetöse, vom Sturmgebrause, drängen die Heerscharen der Auferstandenen empor, werden die Verurteilten von der verdammenden Rechten des Richters zurückgeschleudert in die Tiefen — werden die Begnadigten in den Himmel erhoben, welchen Cherubim mit dem heiligen Werkzeuge des Martyriums durchstürmen.

Ueber der letzten Welttragödie thronen die Helden der heiligen Geschichte, sind die Vorfahren der Mutter des göttlichen „Menschensohns" versammelt, sind versammelt die Propheten und Sibyllen. Alle Gedanken denkend, welche der Menschheit höchste Güter umfassen, in Sinnen verloren, welches die tiefsten Lebensrätsel durchdringt, Göttliches aufzeichnend, von heiliger Ekstase ergriffen, die Seelen verzehrt in einem Feuer, welches Flamme ist von der Flamme, deren Gluten alle diese Gestalten umhüllt, wenn am Himmel Roms die Wetterwolke zerreißt.

Wundersam beim Aufzucken der Blitze war auch der Anblick all der hüllenlosen jungen Leiber, auf den Gebälken von Michelangelos fabulierter Palastarchitektur, ein Geschlecht nicht minder von Titanenart als der Beseelte, welcher sie schuf. Doch nichts kam dem Eindruck gleich, wenn die Gestalten der großen Deckengemälde beim Flammenspiel der Blitze aus Dunkelheiten auftauchten, in Dunkelheiten hinstarben, um wiederum in Lichtfluten geboren zu werden.

In dem blendenden Aufleuchten sah Prisca den Gott Michelangelos die Finsternisse zerreißen: „Und es ward Licht!" — sah sie ihn davonstürmen zu neuen Schöpfungsthaten; im Glanze des himmlischen Feuers sah sie den gewaltigsten und furchtbarsten Gott als mildesten und liebendsten Geist von Engeln geleitet seiner eben erschaffenen, frühlingsgrünen Erde zuschweben und mit einer würdevollen Bewegung die Rechte ausstrecken. Und siehe — — der Mensch, der atmende, beseelte, lebendige Mensch, der schuldlose, selige Bewohner des Paradieses, das vollkommenste Geschöpf dieses strahlenden Schöpfers, der schöne Sohn dieses liebenden Vaters, hob sich aus dem Leibe der jungen Mutter Erde dem göttlichen Finger entgegen, wurde dann aufgezogen, daß er stand und wandelte, emporgehobenen Hauptes der Sonne entgegen.

Und aus diesem von der Glorie des ersten Schöpfungstages umflossenen ersten Menschen schuf der himmlische Vater in überströmender Liebeshuld das Weib, schuf es für ihn ...

Das Unwetter wütete fort. Strahl auf Strahl zuckte auf. Oft war's, als stünde die Erde in Feuer, als hätten die Flammen den Vatikan ergriffen, züngelten an den Mauern der Kapelle

empor, erfaßten die Scharen der Unsterblichen an Wänden und Decke, schlügen über der Decke und dem letzten Gerichte zusammen, begrüben eine Welt Michelangelos, begrüben den Gott der Sistina unter Donnergetöse und Sturmesgebraus.

Wie es geschah, darüber wurden die beiden einsamen Besucher der Sixtinischen Kapelle niemals sich klar: es geschah eben. Der unter dem Fenster auf der Bank hingestreckte Mann erhob sich plötzlich, und im Scheine der Blitze sahen sie sich. Wie durch eine göttliche Hand gezogen, schritten sie aufeinander zu.

Als er vor ihr stand, als sie ihm in die Augen sah, da wußte sie's. Plötzlich wußte sie's! Der Blitz der Erkenntnis erhellte die Nacht ihrer Seele. Sie liebte ihn, sie liebte ihn! Und — Gott, barmherziger Gott, du Vater im Himmel! — er liebte sie.

Sie standen sich gegenüber, sahen einander stumm in die Augen. Ueber ihnen im Flammengewande der Blitze schwebte der allgütige und allliebende Gott und schuf sein erstes Menschenpaar, welches noch ohne Wissen und ohne die Sünde des Wissens war. Trat Dunkelheit ein, so standen Mann und Weib sehnsüchtig den Blitz erwartend, um einander schweigend in die aufleuchtenden Gesichter zu schauen.

Der Custode war hinausgegangen, die beiden waren allein.

Da sprach er das erste Wort. Es war eine Frage, eine schicksalsentscheidende: „Ist es zu spät?“

Mit angehaltenem Atem wartete er auf ihre Antwort, versuchte, sie in ihren Augen zu lesen, als ob diese glanzvollen Sterne keine Antwort geben könnten, die vernichten würde, als ob ihm aus ihren Augen das Glück entgegenleuchten müßte. Es war jedoch finster um die beiden.

Dann sagte es ihr Mund: „Zu spät!“

Einen Augenblick hatte sie gezaudert; nur einen Augenblick! Dann sagte sie leise und ruhig die wenigen Worte, die ihm keine Hoffnung mehr ließen. Aber warum es zu spät war, wie es hatte geschehen können, daß es zu spät war?

Nebeneinander hergehend, sagten sie sich's. Sie gingen langsam, langsam und sprachen so leise, als läge in der Kapelle ein Toter aufgebahrt. Das war es auch: ihr gestorbenes Lebensglück. Und über ihnen, fort und fort von Blitzen umleuchtet, das Wunder der Schöpfung und der Seligkeit des ersten Menschenpaares vor der Schuld.

„Als ich in Florenz zu Ihnen ins Coupé stieg, wie Sie mir gleich damals gefielen! Das ist nicht das richtige Wort. Ich sah Sie an und dachte: ‚Bei der muß ein Mann gut aufgehoben sein! Besonders wenn es so recht stürmt und das Leben dem Menschen seine Krallen zeigt.‘ Gleich damals empfand ich, daß von Ihnen etwas ausgeht, das wohl thut bis in die tiefste Seele hinein, das bei Ihnen ausruhen läßt und den dunkelsten Tag hell macht. Namentlich der Selbstling wäre bei Ihnen für Zeit seines Lebens versorgt. Und Sie wissen nicht, was für krasse Egoisten auch die Besten von uns sind. Am besten gefiel mir Ihre Ehrlichkeit. Wie empört Sie über mich waren, weil ich nicht als Wallfahrer nach Rom ging und nicht anbeten wollte. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich Ungläubiger in Rom meinen Gott finden würde!

„Zunächst fand ich Sie, obgleich Sie sich von mir nicht finden lassen wollten. Immer wieder entkamen Sie mir. Damals nahm ich mir vor: du wirst sie fassen und nicht mehr lassen; denn sie ist das Weib, welches der Gott, der das erste Menschenpaar geschaffen hat, für dich schuf. Plötzlich stand zwischen mir und Ihnen ein dritter: Karl Steffens! Ich sah, wie dieser kranke, gewaltsame Geist sich Ihrer Seele bemächtigte, und ich wollte Sie ihm entreißen. Da fiel mir ein: wenn sie ihn aber liebt! Und mir kam meine Selbstsucht zum Bewußtsein, die Sie einem andern nehmen wollte, um Sie für mich zu fordern. Ein großes Leid kam über mich, aber mein Stolz half mir; denn es ist zu schmählich, an eine Frau zu denken, die einen andern liebt, und mußte ich auch nur hinzusetzen: die vielleicht einen andern liebt!

„Dann lernte ich Steffens kennen. Wenn ich damals noch schwankend gewesen wäre und gezweifelt hätte, so wäre das jetzt vorbei gewesen. Es kam zwischen uns Männern zu einer Aussprache. Steffens gestand mir seine Liebe zu Ihnen und zugleich seine Angst, Sie würden von einem andern geliebt, der Ihrer würdiger wäre und Sie glücklicher machen würde. Aha, so dachte ich, dieser andre bist du! Karl Steffens will deinetwillen großmütig entsagen, will sie dir überlassen. Er ist von euch beiden der Selbstlosere, also der Edlere. Dabei thut diesem Manne diese Frau — gerade diese — so not, wie einer armen Mutter für ihre hungernden Kinder ein Stück Brot, und du bist doch wahrhaftig nicht der Mann, der Hungernden das Brot stiehlt. Demnach erfand ich das Märchen von der Liebe zu meiner reizenden Cousine. Ich erfand die fromme Lüge für den Fall, daß er immer noch fürchten und zweifeln sollte; denn ein Unglücklicher von dem Schlage Karl Steffens ist selbst da noch mißtrauisch, wo jeder andre blindlings glaubt.

„Sie verlobten sich mit ihm ... Da Sie sich mit ihm verlobten, so liebten Sie ihn auch, so mußten Sie ihn lieben. Ich bedachte eben nicht, daß Sie zu jenen Frauen gehörten, die sich selbst verleugnen um eines andern willen, die sich selbst unglücklich machen um des Glückes eines andern willen ...“

Hier kam der Custode zurück und entschuldigte sich bei den Fremden: er hätte in der Capella Paola des Unwetters wegen etwas nachsehen müssen. Der Mann erzählte, der Blitz hätte an verschiedenen Stellen eingeschlagen und an mehreren Orten gezündet. Ob die Signori gehen wollten? Diese wollten noch bleiben. Das Gewitter war noch immer nicht vorüber, und sie wünschten, sein

Aufhören in der Kapelle abzuwarten. Der Custode besaß Einsicht genug, die Situation zu verstehen und das Paar auf die Aussicht eines guten Trinkgelds hin nicht zu belästigen. Er zog sich an seinen Platz bei der Thür zurück, woselbst er sich wie in einem andern Raum befand.

Die beiden fuhren fort, in dem höchsten Heiligtume langsam, langsam nebeneinander hinzugehen. Prisca hatte die Empfindung, als wandelte sie an der Seite des Geliebten zwischen Himmel und Erde, von dieser befreit und jenem näher. Wie schön mußte die Ewigkeit sein: welterlöst an seiner Seite als seliger Schatten dahin zu wallen!

Er sprach weiter, so leise, daß sie, um keines seiner Worte zu verlieren, ihren Atem anhielt.

„So kam es, und es hätte leicht anders kommen können ... Warum ich noch immer in Rom bin? Mir war's, als könnte ich nicht fort, nicht so fort! Als müßte ich hier noch eine Stunde erleben, wo ich Ihnen sagen, wo ich an Sie die Frage richten würde, die Sie beantworten würden. Sie wissen nicht, daß ich mehr als einmal heimlich in Rocca di Papa war, daß ich Sie dort sah, daß ich Ihnen auflauerte und dann doch nicht den Mut fand, Ihnen in den Weg zu treten und Ihren Frieden zu stören — da Sie ja Karl Steffens liebten. Aber jetzt weiß ich: Sie lieben ihn nicht, Sie wollen sich ihm nur opfern; Sie lieben mich und — — Sind wir denn beide von Sinnen? Es ist noch Zeit! Da Sie sich nicht opfern dürfen, da Sie mich lieben, so muß es noch Zeit sein! ... Prisca! O mein Gott, Prisca, du liebst mich ja doch!"

Unter Michelangelos Gott, der das erste Menschenpaar schuf, fiel er vor ihr nieder, umschlang sie und schluchzte krampfhaft. Sie stand regungslos, ließ es zitternd geschehen, fühlte, daß sie schuldig werde, daß sie ihre Schuld büßen müßte.

Tonlos kam es von ihren Lippen: „Soll ich dem Hungernden das Brot stehlen?"

Er ließ sie sogleich los, erhob sich und stammelte: „Ich danke dir! Vergieb mir! Du bist besser als ich! Lebe wohl! Mache ihn glücklich! Sei glücklich!"

Und er wollte gehen, da hielt sie ihn noch einmal zurück.

„Bleiben Sie noch! Gehen Sie nicht so von mir! Sie müssen mir sagen — — Ich bitte Sie, bleiben Sie!"

Er blieb stehen, kam langsam zu ihr zurück. Jetzt sagte sie ihm, was seit seinem ersten Wort ihr einziger Gedanke war:

„Sie werden nicht unglücklich? Meinetwillen! Das ist ja doch nicht möglich? Meinetwillen ein edler Mensch unglücklich! Sie werden mich vergessen; Sie werden erkennen, daß Sie mich überschätzten, daß Sie mich zu hoch stellten, viel, viel zu hoch! Lassen Sie mich das für Sie hoffen. Ich wäre so glücklich, wenn Sie sich jetzt täuschen sollten — für Sie so glücklich, dem Himmel so dankbar. Sie können mich darum ja doch in freundlicher Erinnerung behalten. Und wenn wir dann einmal voneinander hören, daß wir glücklich sind — jeder in seiner Art, so wird diese Stunde nur ein Traum gewesen sein — für mich ein leuchtender Traum, trotzdem ich darin meinem Bräutigam die Treue brach. Aber das wird mir vergeben werden; denn ich will, o, ich will — —"

Sie sprach mit ersticktem Jammer, mit einem Weh, das sie zu überwältigen drohte. Doch sie bezwang sich und fuhr ruhiger fort:

„Was Sie mir noch sagen müssen: von Ihrer Kunst, Ihrem besten und höchsten Leben. Sie werden nach Deutschland gehen, nach München oder Berlin, und Sie werden dort in Ihrer Kunst glücklich sein können? Das ist meine größte Sorge um Sie. Verzeihen Sie, daß ich jetzt daran denke und meine Angst Ihnen sage."

Ihre Haltung gab ihm die seine wieder.

„Es sieht Ihnen gleich, in dieser Stunde an etwas zu denken, was mein Bestes und Höchstes sein sollte: meine Arbeit. Wenig andre Frauen hätten jetzt daran gedacht. Ich werde nach Deutschland zurückkehren, aber — nicht mehr als Künstler."

„Wie?!"

„Denn ich bin kein Künstler."

Prisca stieß einen leisen Schrei aus, und eine Traurigkeit bemächtigte sich ihrer, wie sie zuvor niemals empfunden. Es war wie Trostlosigkeit. Mechanisch sprach sie ihm nach: „Denn Sie sind kein Künstler ..."

„Das habe ich erkannt."

„Sie haben Talent! Sie haben ein starkes Talent! Glauben Sie doch an Ihr Talent!"

Er trat ihr näher: „Wie ich Sie kenne, wären Sie die Letzte, die mich trotz meines starken Talentes einen Künstler nennen würde — was Sie einen Künstler nennen."

Prisca schwieg. Und wenn es ihr ewiges Seelenheil gegolten, sie hätte schweigen müssen.

„Sehen Sie wohl, wie gut ich Sie kenne!" Und er lächelte. Es war ein fast glückliches, war fast sein altes, strahlendes Lächeln.

„Seit wann kamen Sie zu dieser furchtbaren Erkenntnis?"

„Seitdem ich Sie kenne."

„Nein! O nein! Nein!"

„Und seitdem ich in Rom bin."

„In Rom?"

„Schauen Sie doch nur hinauf."

Er deutete mit den Augen zur Decke empor: wiederum blitzumloht der sistinische Gott.

„Jener Gott offenbarte sich mir in Rom. Unter Blitz und Donner erschien er mir und rief mir zu: ‚Du sollst keine andern Götter haben neben mir!' Der Gott Michelangelos verkündete mir in Rom seine ewige Herrlichkeit. Seine Allmacht hat mich zu Boden geschmettert und zermalmt. Ich bin fürder nicht wert, daß ich sein Sohn heiße."

Er sagte das sehr einfach, aber mit solchem tiefen Ernst, daß Prisca wußte: auch über dieses Menschenschicksal war in Rom eine Entscheidung gefällt worden, die unumstößlich war. So begnügte

sie sich denn, ihm zu sagen: „Und was wollen Sie jetzt thun?"

„Ein neues Leben beginnen. Sie brauchen sich darum nicht zu sorgen."

Leise erwiderte sie: „Es ist jetzt meine einzige, meine größte Sorge."

Von dieser wollte er sie befreien: „Ich bin der Sohn eines Landmannes, war von jeher zum Landmann bestimmt, hätte nie etwas andres werden sollen. Da ich noch sehr jung bin, so ist es noch nicht zu spät, um mit bester Hoffnung einen Beruf zu erfüllen, für den der Himmel mich schuf. Ich habe fortan mit der Kunst nichts mehr zu schaffen; aber der Geist Michelangelos und Raffaels, die Gottheit, die ich leugnete, wird als der Genius des ewig Schönen und Großen mit mir sein. Das dürfen Sie glauben und darüber sich für mich freuen."

Das Unwetter war vorüber. Plötzlich brach aus schwarzem Gewölk die Sonne hervor. Ein Glanz füllte die Kapelle, daß Prisca wie geblendet die Augen schloß.

Als sie ihre Augen wieder öffnete, war er gegangen.

XXIX.

Katastrophen.

Prisca sah den Geliebten nicht wieder. Zunächst wollte sie Steffens alles sagen. Sie hielt es für unmöglich, ihrem Verlobten das Vorgefallene zu verschweigen, und verschwieg es dann doch. Ihr erster Gedanke war: ‚Du hast nicht das Recht, diesen Treubruch — denn ein solcher war es für ihre Empfindung — deinem künftigen Gatten zu verheimlichen.' Ihr letzter Entschluß, zu dem sie erst nach einer schweren Stunde gelangte, lautete: es wäre ein Unrecht gegen ihn, würdest du ihm deine Schuld gestehen. Du mußt sie für dich tragen, mußt sie allein sühnen. Dein Verschweigen muß deine Strafe sein.

Wenn sie mit einem Geständnis vor ihn getreten, wäre dann ihr Bekenntnis nicht zugleich die Forderung gewesen: Gieb mich frei!? Du mußt mich freigeben! Durfte sie ihm zumuten, sie nicht freizugeben? Da es noch Zeit war! Und was dann? Dann hätte sie jenen schändlichen Diebstahl begangen, hätte sie dem Hungernden das Brot genommen, eine That, vor welcher der Geliebte zurückgebebt war.

„Es ist zu spät!"

So hatte sie ihm zugerufen, und es war zu spät.

An das Verbrechen, welches sie gegen sich selbst beging, das Weib eines ungeliebten Mannes zu werden, daran durfte sie nicht denken. Sie wußte, daß diese Heirat nicht allein das Opfer ihres ganzen Menschen, sondern auch der Tod ihrer ganzen Frauenwürde war; aber dennoch gelangte sie immer wieder zu dem Entschlusse, schweigen zu müssen.

Ihre Handlungsweise entsprang keiner Feigheit; es war Mut. Aber es war der Mut des Fanatikers; und in der tiefen Verwirrung, in die ihre sonst so klare und feste Natur gestürzt war, bedachte sie nicht, daß der Mensch — besonders das Weib — sehr oft zur unrechten Zeit Held ist, und daß die Ekstase sehr leicht Märtyrer macht, und das häufig vollkommen nutzlos.

Immer war es ein und dasselbe fanatische Wort, welches Prisca mit flammenden Buchstaben ihr Wesen durchlodern fühlte: Entsagung! Es war das Motto ihres Lebens geworden. Und warum diese Askese? Auch die Antwort auf diese Frage lautete stets gleichmäßig: um eine wertvolle Existenz zu retten, die ohne sie verloren war! Doch das Glück des Geliebten? Sie konnte nicht zu der Ueberzeugung durchdringen, daß sie sein Glück wirklich gewesen wäre. Er war solche Kraft! Wer mit so großem, gelassenem Mute einsehen konnte, daß er sich in seiner Kunst, die sein Lebensglück gewesen, auf falschen Bahnen befunden, wer zu erkennen vermochte, daß es nicht in seiner Natur, also nicht in seiner Macht lag, andre Bahnen einzuschlagen, und dann starken Herzens die Entsagung übte, den Künstler aufzugeben und einen andern Beruf zu ergreifen, der würde mit solcher Alltagsenttäuschung in der Liebe schnell fertig werden; der hatte des Lebensbrotes zu sehr im Ueberfluß, um jemals Mangel leiden zu können. Von ihrem Verlobten dagegen besaß sie nun einmal die für sie unumstößliche Gewißheit, daß er ihrer bedurfte, wie nur jemals ein Mensch der Hilfe und Kraft eines andern bedurft hatte. Durch alles, was ihr in der letzten Zeit begegnete, war sie in diese Zuversicht gewaltsam hineingetrieben worden; Personen sowohl wie Umstände hatten dazu beigetragen, sie in den Glauben zu versetzen, es wäre ihre Pflicht, demjenigen anzugehören, dem sie mit ihrem ganzen Sein nützen konnte. So hatte sie denn dem Geliebten gegenüber nur das eine Wort der Hoffnungslosigkeit: zu spät!

Den Abend vor ihrem Hochzeitstage sollten Steffens und Prisca bei Friederike und Peter Paul verbringen. Die Freunde hatten die ganze Wohnung mit Grün und Blumen geschmückt, vor dem Hause den Tisch gedeckt und ihn mit Malmaison-Rosen und Myrtenzweigen bestreut. In Fräulein Friederikens „Küche" wurden frisch von Anzio eingetroffene Hummern gesotten und junge Hühner gebraten. Sogar ein Hochzeitskuchen war am Vormittage aus den Händen von Signorina Rica hervorgegangen und ihr besser geraten als seinerzeit die Kopien von Guido Renis Beatrice Cenci.

Mit ihren besten Feiertagsgewändern angethan und in tiefgerührter, gefühlvoller Stimmung erwarteten die Wirte das Brautpaar, welches Arm in Arm erschien.

Wer Steffens vor einem Jahre gesehen, hätte den Mann heute nicht wieder erkannt, eine solche Wunderkraft besaß selbst für einen Menschen von seinem zerrissenen Wesen das Glück, jenes Glück, welches allein der sichere Besitz eines teuren

Weibes zu gewähren vermag. Seine Blicke ließen nicht von Priscas Gesicht, von Priscas Augen. Ach, diese Augen, die es ihm angethan hatten!

Sie trug ein hellgraues Kleid und sah heute auch ohne Kranz von blaßvioletten Malven fremdartig schön aus, aber mehr wie eine Geweihte als wie eine glückliche Braut am Vorabend ihres Hochzeitstags.

Nur Steffens war redselig. Zum erstenmal sprach er von seiner Kindheit und Jugend, die elend gewesen waren. Er konnte als Beispiel dafür gelten, wie die Leiden und Drangsale einer jammervoll verbrachten ersten Lebenszeit im Gemüte unverlöschbare Spuren zurücklassen, die oft unvertilgbaren Verwüstungen gleichen; wie Geschick und Glück eines Menschen oft schon durch frühe, trostlose Erfahrungen bestimmt werden, ebenso wie Begabungen und Eigenschaften.

Während Steffens erzählte, mußte Prisca unausgesetzt denken: ‚Wenn jetzt auch du ihn verlassen hättest, nachdem du dich ihm doch gegeben hast! Wie hättest du ihm das anthun dürfen? Er liebt dich, er vertraut dir, er sieht in dir seine Zukunft, und du könntest ihm alles das nehmen, nachdem er es kaum empfing? Und es ihm nehmen, um mit einem andern Manne, der dich auch nicht mehr liebt als dieser, glücklich zu sein. Glücklich zu sein . . . Vermöchtest du das? Bedenke doch!

‚Gewiß, o gewiß, du thust das Rechte! Niemals thatest du etwas, was richtiger gewesen wäre. Sei ganz ruhig, dein Thun wird gesegnet sein.‘

Als sie dann auseinander gingen, sagte Steffens mit Ergriffenheit:

„Morgen ist der erste glückliche Tag meines Lebens. Möchte ich seiner wert sein!“

Prisca faßte seine Hand und behielt sie in der ihren. Gott sei Dank, daß sie seine Hand fassen und halten konnte!

Obgleich sie sich sehr müde fühlte, ging sie nicht zu Bette. Fräulein Friederike, die ihr noch etwas sagen wollte, fand sie vor dem Hause sitzen und in der warmen Septembernacht ausruhen. Aber als müßte sie sich dem Frieden und der Schönheit der Stunde gewaltsam entreißen, stand sie bei dem Kommen der Freundin rasch auf und ging mit ihr ins Zimmer, wo sie sogleich Licht anzündete und das Fenster schloß.

Fräulein Friederike geriet ins Plaudern. Erst als sie endlich gehen wollte, fiel ihr ein, daß sie Prisca etwas zu geben hatte: „Ein Modell aus Rocca di Papa brachte es für dich. Ich glaube, es ist ein Brief von deiner Wirtin und sollte dir längst übergeben worden sein. Aber das Mädchen kannte dich nicht und lieferte das Schreiben erst heute an mich ab.“

Da Fräulein Friederike neugierig zu sein schien, was die gute Frau aus Rocca, die als echte Latinerin des Lesens und Schreibens unkundig war, Prisca Wichtiges zu sagen hatte, öffnete diese das mit einem schwarzen wollenen Faden vielfach umwundene, in ein Exemplar des „Messaggiero“ eingewickelte kleine Paket. Es enthielt einen Brief, dessen Papier und Schrift vergilbt waren, und eine Photographie in Kabinettformat.

Fräulein Friederike bemächtigte sich sogleich des Bildes und rief aus:

„Welch schöner Mensch! Nein, sieh doch nur! Welch wunderschöner Mensch! Wer ist denn das?“

Prisca las inzwischen den Brief. Er war italienisch, von einer ungeübten Hand im Auftrag eines andern geschrieben, aus München vor vierundzwanzig Jahren datiert, und enthielt die Mitteilung eines jungen Mädchens an eine Freundin, daß ihr Vater gestorben, sie selbst seit einigen Monaten verheiratet wäre: mit einem jungen Maler, der sich wie verrückt — come un matto — in sie verliebt hätte. Zum Schluß einen Gruß ihres hübschen blonden „Giusé“ an die Landsmännin seiner sposa, die Maria hieß.

Ihres Giusé . . .

Mechanisch wiederholte Prisca den Namen. Fräulein Friederike rief:

„Das ist gewiß das Bild des Mannes der Fürstin Romanowska! Wie gut, daß ich vor deinem Bräutigam nicht von der Sache sprach . . . Nein, sieh doch nur, welch wunderschöner Mensch! Er gleicht deinem jungen Siegfried, der übrigens wirklich bis zu eurer Hochzeit hätte hier bleiben können . . . Mein Gott, was fehlt dir?“

Prisca hatte die Photographie genommen, einen Blick darauf geworfen und einen dumpfen Jammerlaut ausgestoßen. Totenbleich stand sie und sah aus weit aufgerissenen, entsetzten Augen auf das Bild des ersten Gatten der Fürstin Romanowska.

„Prisca! Um Gottes willen! Was hast du? So sprich doch!“

Sie konnte nicht sprechen. Als sie versuchte, ein Wort zu sagen, einen Namen zu stammeln, war's ein Stöhnen, das sich ihren Lippen entrang. Fräulein Friederike verlor die Fassung. Sie stürzte nach ihrer Wohnung und kam mit Peter Paul zurück; sie fanden Prisca noch am Tische stehend, darauf die Photographie lag, und mit den Augen einer Wahnsinnigen das Bild anblickend. Sie merkte kaum, daß die Freundin Peter Paul geholt hatte und die beiden sie beschworen, sich zu beruhigen und ihnen zu sagen, was um Gottes willen geschehen sei.

Endlich erfuhren sie's in wirren, gestammelten Worten: „Mein Vater! Mutter! Mutter! Mein Vater! Also nicht gestorben! Gelogen! Aus Erbarmen gelogen! Damit ihre Tochter sie lieben sollte! Und er, er! Verlassen von ihr! Deswegen das gebrochene Herz! Deswegen am gebrochenen Herzen gestorben! Vater! Mein Vater!“

Sie stürzte nieder, wo sie stand. Ihr Kopf fiel hart gegen den Tisch, darauf Joseph Auzingers vergilbtes Jugendbild lag und seiner in

Verzweiflung hingesunkenen Tochter zulächelte. Fräulein Friederike kniete neben sie hin und zog sie in ihre Arme. Prisca lag regungslos, wie tot. Nicht einmal weinen konnte sie.

Plötzlich erhob sie sich. Ohne ein Wort, mit weit offenen, starren Augen suchte sie nach einem Tuche, das sie hastig überwarf, und nach ihrem Hute. Da sie diesen nicht sogleich fand, wollte sie ihre Wohnung ohne Hut verlassen.

„Prisca! Wohin willst du? So komm doch zu dir!"

Sie hörte nicht auf Fräulein Friederikens angstvollen Ruf; sie wollte fort.

„Wohin willst du?"

Und die alte Dame umfaßte Prisca mit beiden Armen, um sie gewaltsam zurückzuhalten.

„Laß mich! Ich will — ich muß! Zu meiner Mutter muß ich! Meine Mutter ist die Fürstin Romanowska! Ich muß meine Mutter fragen, warum sie meinen Vater verließ, warum sie ihre Tochter verließ! Sie hat meinem Vater das Herz gebrochen, sie hat ihrer Tochter die Mutter gestohlen! Sie hat an meinem Vater und an mir ein Verbrechen begangen, schlimmer als Totschlag! Sie soll Rechenschaft ablegen! Verantworten soll sie sich. Ich will sie anklagen! Des Totschlags an dem Herzen meines Vaters will ich sie beschuldigen! Diese Frau, o, diese Frau!" ...

„Es ist ja Nacht! Jetzt kannst du nicht zu ihr. So sei doch nur ruhig. Warte bis morgen. Morgen! Ach Gott, morgen ist ja dein Hochzeitstag!"

„Steffens!"

An ihn hatte sie nicht gedacht. Was kümmerte sie jetzt dieser fremde Mann, wo sie ihre totgeglaubte und als Tote angebetete Mutter gefunden hatte! Ja, ja! Angebetet hatte sie diese Frau, die ihren Vater verlassen, die ihrem Vater das Herz gebrochen. Und Steffens hatte dieses Weib geliebt wie ein Unsinniger, wie — ihr Vater es geliebt hatte. Sein Herz hatte sie ihm nicht gebrochen, aber um seine Menschenwürde hatte sie ihn gebracht. Und morgen sollte sie die Frau des Mannes werden, der ihre Mutter so unsinnig geliebt hatte.

„Die Frau des Mannes, der meine Mutter wahnwitzig geliebt hat ..."

Sie mußte es sich selbst laut vorsagen, um den Sinn der Worte zu fassen.

Seine Frau? Jetzt noch seine Frau?

Konnte sie jetzt noch seine Frau werden? War das möglich? War das nicht wider die Natur? Und wenn sie nicht mehr seine Frau werden konnte, so war sie frei. Und wenn sie frei war, so konnte sie — Gott im Himmel, so konnte sie —

„Was willst du, Friederike?"

Die alte Dame, die Prisca, um sie von ihrem unsinnigen nächtlichen Wege abzuhalten, umschlungen hielt, glitt an ihr herunter, so daß sie vor ihr auf den Knieen lag.

Mit leidenschaftlichem Flehen rief sie:

„Dein Bräutigam darf es nicht erfahren! Du darfst ihn nicht verlassen, wie Maria deinen armen Vater verließ. Du würdest an Steffens ein Verbrechen begehen, wie jenes Weib an deinem Vater beging, und — ‚es wäre ein Verbrechen, schlimmer als Totschlag'! Prisca! o Prisca! Solltest du daran denken, Steffens zu verlassen, so würde die Verantwortung auf dich fallen, und du würdest sie nicht tragen können. Gedenke deines unglücklichen Vaters und schweige deinem Verlobten gegenüber."

„Aber wenn er doch meine Mutter geliebt hat!" rief Prisca wild.

„Er hat sie geliebt; aber du weißt, daß er sie unglücklich geliebt hat. Und er ist darüber beinahe zu Grunde gegangen. Was deine unselige Mutter an ihm verbrach, kannst du jetzt sühnen. Das ist herrlich, Prisca! Das ist groß! Sage, daß du ihn nicht verlassen, ihm nicht das Herz brechen willst. Bedenke, daß er dann verloren wäre. Verstehst du mich? Er wäre verloren."

„Verloren ..."

„Nicht wahr, du wirst ihm nichts verraten, wirst ihn nicht verlassen? Versprich es uns, seinen und deinen besten Freunden. Du bist ja so gut, so stark ... Ach, Prisca, Prisca, was sagtest du?"

Prisca hatte gesagt, daß sie Steffens Frau werden wolle.

„Gott segne dich! Gott segne euch beide! ... Peter Paul! Wo bist du? So höre doch!"

Aber Peter Paul war gleich, nachdem Prisca sich bereit erklärt hatte, trotz allem Steffens Frau werden zu wollen, aus dem Zimmer gegangen. Steffens, von ihm geweckt, war aufgestanden und hatte Licht gemacht. Sodann erfuhr er's.

„Die Fürstin ist Priscas Mutter. Deine Braut will es dir verheimlichen; aber mir ist, als müßtest du's wissen. Vielleicht, daß doch ... Verzeih einem alten Manne, der zugleich dein alter Freund ist."

Steffens war bei der Nachricht zu Mute wie jemand, der auf einem hohen Gipfel steht und zu seinen Füßen den Boden, den er für unerschütterlichen Fels gehalten hatte, weichen fühlt. Er empfand, wie er in eine bodenlose Tiefe hinabglitt, wie der Abgrund sich vor ihm aufthat und ihn verschlang; er empfand, wie die Schollen des offenen Grabes über ihm sich schlossen. Jetzt war es mit ihm vorbei. Wie aus weiter, weiter Ferne hörte er sagen:

„Die Frauen meinen, du würdest den Schlag nicht überwinden können, würdest dich davon zermalmen lassen. Das ist ja nicht möglich! Freilich, ich — wenn ich damals Friederike nicht gehabt hätte ... Und auch jetzt noch. Aber ich bin auch ein andrer als du; ich bin auch kein großer Künstler. Du brauchst nur an deine Kunst zu denken, und du wirst es überwinden. Ja, und Priscas wegen! Sie ist so tapfer, so stark, so durch und durch ehrlich und gut. Ihr werdet



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

treue Freunde sein, die besten Kameraden, wie Friederike und ich ... Verzeih mir doch nur! Ich rede gerade, als ob du Prisca wirklich nicht heiraten könntest, als ob wirklich einmal, vielleicht damals in Frascati — Du hast es freilich keinem Menschen gesagt; ich habe auch mit niemand davon gesprochen, selbst nicht mit Friederiken... Ich meine, daß ich immer geglaubt habe — Du bist mir gewiß nicht böse? Ich weiß ja eigentlich von solchen Dingen gar nichts. Möglicherweise ist alles anders, und du heiratest morgen die arme Prisca, der ein starker Halt und großer Trost jetzt so notwendig sind."

Steffens verstand jedes Wort, obwohl Peter Paul nur wie aus weiter, weiter Ferne zu ihm sprach. Er antwortete und hörte seine eigne Stimme, als gäbe es zwei Steffens, von denen der eine in einem tiefen verschlossenen Gewölbe aussprach, was der andre wie eine Geisterstimme vernahm.

„Ich danke dir. Es war notwendig, daß du zu mir kamst. Ich mußte es wissen. Du hast mir einen großen Freundschaftsdienst geleistet. Es wäre furchtbar gewesen, wenn ich es nicht erfahren hätte. Jetzt kann noch alles gut werden — jetzt wird alles gut! Ich werde mich endlich ermannen. Sei ganz ruhig. Du siehst ja, wie ruhig ich bin. Gute Nacht. Ich muß allein bleiben, denn ich muß überlegen. Endlich werde ich stark sein. Grüße Friederike von mir. Gute Nacht, ihr treuen Seelen, ihr guten Menschen... Nicht doch, du kannst mich ohne jede Sorge allein lassen. Habt Dank! Lebt wohl!"

„Lebt wohl?"

„Gute Nacht! ... Du siehst wohl noch Friederiken? Ich lasse sie bitten, diese Nacht über bei Prisca zu bleiben. Seid ganz ruhig; alles wird gut. Morgen früh komme ich zu euch. Dann besprechen wir uns. Aber jetzt geh!"

Ja, alles wird gut! Er war fertig mit allem — endlich, endlich! Das war das Letzte. Endlich würde er thun, was er längst hätte thun müssen, wenn er nicht durch und durch ein angefaulter Mensch gewesen wäre, ein Mensch, den römische Sirokkoluft entnervt hatte bis in den Grund der Seele hinein. Sie, die er jetzt verloren, hatte sein sittliches Rückgrat sein sollen; ihre köstliche Gesundheit ihn gesund machen, ihr warmes, junges Lebensblut seinem matten Pulsschlag — kein Mensch ahnte, wie matt er war — neue Kräfte zuführen sollen. Jetzt war's vorbei damit, und bald, bald würde es mit allem vorbei sein.

Er holte Papier und Schreibzeug, stellte es auf einen kleinen Tisch, der vor seiner neuen Arbeit stand, setzte sich und schrieb:

„... Also daher hast Du diese Augen! Der Himmel in seiner Weisheit hat es wieder einmal herrlich gemacht! In seiner Weisheit — ich will in dieser letzten Stunde nicht lästern. Des Himmels unergründliche Weisheit bewahre Dich davor, das Weib eines unheilbaren Schwächlings zu werden. Und es giebt für eine Frau nichts, was trostloser wäre: lebendiges Leben an einen Leichnam geschmiedet! Du wirst keine Thräne einem Manne nachweinen, der erst durch die Liebe einer starken Frau zum Manne geschaffen werden sollte. Durch die Liebe ... In meiner letzten Stunde ermanne ich mich, Dir zu sagen: ich weiß, daß es nicht Liebe ist, sondern Mitleid! Noch dazu Mitleid mit einem Menschen, der dessen nicht würdig ist. Kannst Du Dir einen Mann vorstellen, der weiß, daß eine jungfräuliche Seele aus Mitleid sich ihm ergiebt, und der doch dieses Seelenopfer annimmt? Mußt Du solchen Mann nicht verachten? Nein, Prisca! Nicht eine einzige Thräne darfst Du um mich weinen. Dein Mitleid war Deiner würdig, Deine Thräne würde es nicht sein. Fühle Du Dich erlöst, befreit! Werde das glückliche Weib des Mannes, den Du liebst, und von dem Du geliebt wirst. Auch das wußte ich, und trotzdem — stelle Dir vor: und trotzdem! Aber eine solche schändliche Schwäche kannst Du, Reine und Hohe, Dir an einem Manne nicht vorstellen, und sollte dieser Mann auch Dein Gatte werden. Die Mutter ruhte aus Mitleid eine kurze Sommernacht an meinem Herzen, und die Tochter wollte aus Mitleid ihr Leben lang an meinem Herzen ruhen! Und ich hätte es mir gefallen lassen ... Nein, Prisca! Der Himmel in seiner Weisheit hat es herrlich gemacht. Lebe erlöst und befreit; lebe wohl und glücklich, und — nicht eine einzige Thräne! Hörst Du! Der Morgen dämmert. Es wird heute ein glanzvoller Tag. Wieder ein glanzvoller Tag unter diesem römischen Himmel, der auch Schuld daran trägt. Hüte Dich vor diesem Glanz. Er mordet!"

Er ließ den Brief offen liegen, löschte das Licht und öffnete die Thür. Morgenlicht drang herein.

Er warf einen letzten gleichgültigen Blick auf die Gruppe der „Tochter der Semiramis" und den „Prometheus", welcher der Vollendung nahe war. Den mit den Göttern ringenden Titanen, der Geschlechter nach seinem Bilde schafft, hatte er bilden wollen, er, der unfähig war, sich selbst zu einem lebensfähigen Menschen zu machen. Im Morgengrauen schlich er aus den Reihen der Kämpfenden, nicht besiegt, sondern entfliehend.

Um an Priscas Thür nicht vorüber zu müssen, machte er einen weiten Umweg. Gegen Morgen war sie gewiß eingeschlafen, die Starke und Tüchtige, die ihn stark und tüchtig machen wollte. Verschweigen wollte sie ihm, was seine Ruhe hätte stören müssen. Sie fühlte sich kraftvoll genug, um das barmherzige, schwere Schweigen für ihr ganzes Leben zu bewahren. Wenn sie erwachte, würde ihr erster Gedanke sein, daß heute ihr Hochzeitstag war, und daß ihr Gatte niemals erfahren dürfte, was ihr das Herz fast erdrückte. Sie würde sich gleich schmücken müssen zu ihrem Opfer! ... Jetzt war sie fertig angezogen: in dem blaßvioletten Seidenkleide, das sie zusammen ausgesucht hatten, den mit Krokus und Veilchen

besteckten Hut auf dem prachtvollen Haar. Jetzt kam Friederike und . . . Nein! Jetzt kam Peter Paul und brachte ihr seinen Brief.

Wie sie ihn verachten mußte, wie ihre erste Empfindung sein würde: erlöst, befreit! Gott sei ewig Dank, du bist von diesem Schwächling erlöst und befreit! Und frei von ihm, wirst du dem andern, dem Geliebten gehören, wirst du glücklich sein. Uebrigens — so ganz feig und verächtlich war seine That nicht! Auch er hätte lebenslang ruhig schweigen können. Zu tausend Malen kam dergleichen vor in dieser krausen Welt, darin jedes Ding möglich war . . . Wenn sie ihn dann aber mit den Augen ihrer Mutter angesehen, gerade wenn er sie hätte küssen wollen . . .

Er war stehen geblieben und ging jetzt weiter, langsam, langsam, mit schweren, schleppenden Schritten. Solcher Gang, den man thut, um sich selbst zu begraben, ist nicht gerade ein Spaziergang. Er beobachtete sich scharf und entdeckte, daß er an sich selbst wie an einen längst Gestorbenen dachte. Pfui! Was für ein erbärmlicher Wicht war dieser Karl Steffens gewesen, untüchtig und unbrauchbar für das Leben, ein Degenerierter.

Das war für diesen Menschen der richtige Ausdruck: ein Degenerierter. Weil er ein Degenerierter war, konnte er an einer gewaltigen Leidenschaft, die sonst den Menschen aus Abgründen zu Bergeshöhen erhebt, zu Grunde gehen; weil er ein Degenerierter war, konnte er an Rom zu Grunde gehen und — an sich selbst. Fort mit solchem Gesindel! Mit solchen Angefaulten fort aus der Welt, darin für seinesgleichen kein Platz war.

Er verließ die Kolonie, stieg den Berg hinunter, gelangte in die Via Flaminia, die er hinaufging bis zu der Stelle, wo es nach der Villa Papa Giulia abbog. Dann durch den Arco oscuro hinaus in die freie Landschaft, zu den Platanen an der Acqua acetosa und zum Tiber. Er ging ohne umzuschauen geradeaus, direkt auf den Strom zu, der durch die Herbstregen hoch anschwellen war. In dem zerwühlten braunen Bett wälzten sich die gelben Wogen dem Meere zu. Immer noch ging er geradeaus fort. Die Augen hielt er offen, starr auf das mißfarbige, lehmige Wasser gerichtet. Schon wich unter seinen Füßen der Boden . . . In diesem letzten Augenblick sah er sich selbst. Er sah sich vor seinen Augen: tot, ertränkt, ein aufgedunsener Leichnam, der an einem öden Ufer ans Land gespült worden war, und auf dem die Meergeier saßen. Pfui, wie häßlich! Die Füße bereits genäßt durch die Flut, die sein Grab sein sollte, zauderte er, blieb stehen und wandte sich zurück.

Er ging den Strand entlang, kam zum Ponte Molle, ging die Flaminische Straße wieder hinunter. Ein seltsamer Gang! Eigentlich war er bereits ein toter Mann, und jetzt schritt er noch einmal dahin, atmete er noch, bewegte er sich, sah und hörte er.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Eine keusche Frühe, die „heilige“ Frühe, ruhte noch über der schlummernden Welt, die einen süßen Traum zu träumen schien: einen Tag des Glanzes und Glückes, ohne den Jammer des Lebens. Alle Dinge erschienen ihm fremd und neu, wie niemals gesehen; mit staunendem Künstlerblick schaute er alles, den siegreichen Kampf des Lichtes mit den Schatten der Dämmerung beobachtend. Wie reizvoll die Farben dem grauenden Morgen entstiegen, wie köstlich alles sichere Umrisse und feste Formen gewann!

Ländliche Karren brachten Obst und Gemüse in die große Stadt. Die Schellen an den Fuhrwerken hatten einen von Steffens noch niemals vernommenen hellen und klangvollen Ton. Die Kutscher und die wenigen, die ihm in der Frühe begegneten, gaben seltsamerweise gar nicht acht auf ihn, und sie mußten es ihm doch ansehen, daß er ein Gestorbener und Begrabener war. Als sein eigner Geist schritt er durch die Lebenden. Durch die Lebenden . . . Was für eine unbegreifliche Sache es um das Leben war, wenn der Mensch so gut wie ein toter Mann ist! Dabei fühlte Steffens nicht den mindesten körperlichen Schmerz, fühlte sich voller Kraft, war immer noch jung.

Er kam zurück zur Porta del Popolo. Links führte es in die Villa Borghese und hinauf zu der Kolonie. Zu tausend und tausend Malen war er diesen Weg gegangen, den er nie wieder gehen würde. Er schritt vorüber, schritt durch jenes Thor, das auf der Welt seinesgleichen nicht hatte, trat auf den herrlichen Platz mit dem Obelisken, dem wasserspeienden Löwen und dem Eingang in die drei Straßen.

Santa Maria del Popolo war noch geschlossen; sonst wäre er in die Kirche gegangen, um noch ein letztes Mal Pinturicchios Fresken, die Grabmale im Chor und Raffaels Jonas zu sehen: in der Stunde seines Todes als Symbol der Unsterblichkeit. Links ging es auf den Pincio. Wenn er von der höchsten Terrasse, die dem Eingang der Villa Borghese gegenüberlag, über den niedrigen Mauerrand sich schwang — der Absturz war furchtbar! Und es würde vorüber sein, noch ehe sein Körper die Tiefe erreichte . . . Schnell hinauf, schnell hinunter! Was hatte er noch einen Augenblick länger unter den Lebenden zu schaffen?

Er lief dem Eingang zu. Verschlossen! Er rüttelte an dem eisernen Thor, das seinen Todesweg aufhielt. Er wußte, daß kein Rütteln half, that es indessen doch. Dann suchte er nach dem Pförtner, der ihn einlassen sollte. Es war noch zu früh; er mußte warten.

Das war entsetzlich, dieses ungeduldige, qualvolle Warten auf den letzten Augenblick, auf solchen letzten Augenblick . . . Er ging vor dem verschlossenen Thor auf und ab, auf und ab und stellte sich vor — er sah sich durch das endlich geöffnete Thor den paradiesischen Hügel hinaufeilen.

Oben, gleich linker Hand, war die Stelle. Er lief zur Mauer, schwang sich hinüber und — Und er mußte immer noch, immer noch warten!

Länger ertrug er's nicht. Auch sah er sicher so bleich aus, mit ganz verzerrtem Gesicht, daß es dem Pförtner, wenn er endlich zum Oeffnen kam, auffallen mußte. Der Mann würde seine Absicht erraten, würde ihm nacheilen, ihn hindern. Nach all diesen ausgestandenen Qualen ihn hindern!

Zum Glück besann er sich auf einen andern Ort, wo er es unbeobachtet und ungestört vollbringen konnte. Leider lag der Platz ziemlich entfernt. Er konnte jedoch einen Wagen nehmen. Auf der Piazza del Popolo befand sich noch kein Vetturin, er mußte in der Via Babuino nach einem suchen.

Rom belebte sich allmählich. Alle diese Menschen gingen eilig oder gemächlich ihres Weges; alle hatten ihre Leiden und Freuden; alle würden heute die Sonne auf- und untergehen sehen. Nur er . . .

Auf dem Spanischen Platz standen Wagen genug. Steffens sprang in das erste beste Gefährt und befahl dem Kutscher, ihn zum Kolosseum zu fahren, möglichst rasch! Er würde ein gutes Trinkgeld erhalten.

Da stiegen schon einige Modelle die Treppe hinunter, und an der Fontana versammelten sich die Blumenverkäufer. Sie ordneten in ihren flachen Körben die Blüten, die sie mit Wasser besprengten. Wie hübsch es war, wie farbenfreudig und lebensfroh! Jetzt hatte Peter Paul gewiß schon nach ihm gesehen, hatte den Brief gefunden — jetzt wußten sie's! Jetzt hielten sie ihn schon für tot.

Vielleicht fuhr Peter Paul nach Frascati, um in dem Cypressenteich der Villa Falconieri suchen zu lassen. Das wäre ein schöner Ort zum Sterben gewesen! Schade, daß er ihm nicht früher eingefallen war... Welch seltsames Gefühl, daß sie ihn schon für tot hielten, während er noch atmete, lebte, alle Geräusche vernahm, alle Dinge sah, sie sogar schön fand. Er hätte jetzt hingehen und arbeiten — schaffen können: ein Meisterwerk! Wenn er plötzlich lebend unter sie träte — was sie wohl sagen, wie sie sich wohl benehmen würden?

Wie langsam der Mensch fuhr! Der Gaul kroch förmlich!

Die Straßen waren bereits recht belebt. Römisches Straßenleben — kein andres war damit zu vergleichen! Plötzlich fiel ihm ein Bekannter ein, ein Deutscher, auch ein Künstler, auch einer von jenen sonderbaren Schwärmern, welche die gute Friederike als „echte Römer" zu bezeichnen pflegte. Nun, dieser Echte war — auch an Rom zu Grunde gegangen, moralisch und physisch. Auf ehrliches Deutsch nannte man's: ganz heruntergekommen, verlottert, verlumpt. Gute Freunde hatten dem Mann helfen wollen, dem auch nur dadurch zu helfen war, daß man ihn aus Rom fortschaffte. Ein guter Freund brachte den alten Römer also fort. Dieser kam denn auch glücklich bis zu den Alpen, hinter denen das „dort drüben" beginnt. Weiter kam er nicht. An der Grenze zwischen dem Diesseits und Jenseits stürzte sich der alte Römer aus dem ersten besten Fenster seines Gasthofs hinab auf das Straßenpflaster: was sollte er auf der Welt, wenn er nicht in Rom war?

Sich das Leben nehmen, weil man nicht mehr in Rom leben konnte . . . Das war auch ein Grund! Ein verrückter Grund ohne Zweifel; indessen... Ja, ja, ja! Er konnte jenen sonderbaren Schwärmer begreifen. In seiner Todesstunde begriff er ihn.

Hätten die guten Freunde den armen Kerl in Rom doch leben, immer mehr verlumpen lassen! Es gab dort so viele Winkel, wo ein Mensch, der so wie so zu den Toten zählte, sich verkriechen konnte wie ein angeschossenes Wild; wo niemand ihn aufgespürt hätte, wo er auf irgend welche Weise sich das Glück schaffen konnte, noch ein paar Jahre lang römischen Himmel über sich zu haben, römische Luft zu atmen, römischer Sonne sich zu freuen. Er zum Beispiel . . .

Was hatte er mit solcher unsinnigen Phantasie zu schaffen? Nur, daß er einen solchen heimlichen Winkel wußte und auch einen Mann kannte, der ihn dort würde verborgen halten, so tief und sicher, als ob er in seinem Grabe läge, einen guten Mann, der ihn füttern würde, sogar recht gut füttern.

„Schneller! Fahr schneller!"

Piazza Colonna. Der liebe, behagliche Platz, auf dem man sich wie in seinem Zimmer befand . . . Piazza Venezia! Herrgott, ist dieser venezianische Platz schön . . . Trajansforum! Steffens freute sich, die hohe goldige Säule des weisen und guten Kaisers noch einmal zu sehen.

Er merkte erst jetzt, daß dieser Schuft von Kutscher auf Umwegen zu seinem Grabe fuhr. Schon die Piazza Colonna hätte er nicht zu passieren brauchen; aber da war natürlich wieder irgend eine Straße aufgerissen. Und jetzt — anstatt den nächsten Weg zum Kolosseum durch die Via Torre de' Conti zu fahren, ging es durch die ganze Via Alessandrina zum Forum Romanum! Eines niedergerissenen Gebäudes willen mußte er diesen weiten Umweg machen. Wenn diese modernen Römer nur niederreißen konnten! Selbst den Weg zu seinem Grabe versperrten sie ihm mit ihrer barbarischen Bauwut!

Am Kapitol vorbei!

Da der Umweg einmal gemacht war, wäre er beim Severusbogen am liebsten aus dem Wagen gesprungen und die Treppe hinaufgelaufen, um auf den Marc Aurel einen letzten Blick zu werfen. Was für Gedanken und Gelüste ein Sterbender haben konnte! Er hätte es nicht für möglich gehalten.

Aber jetzt kein' Gedanke mehr an Prisca, keine Sehnsucht mehr nach ihr und nach dem

ganzen neuen Leben, das ihm durch sie hatte kommen sollen. Das war abgethan, als wäre es niemals gewesen. Hatte er sie wirklich jemals geliebt? Vielleicht doch nur in der Einbildung? Oder war es in seiner Selbstsucht?

Auch kein Schmerz um sein unfertiges hinterlassenes Werk, kein Verlangen mehr nach seiner Kunst ... Nein — ein großer Künstler war er nie gewesen! Nicht einmal ein kleiner. Er war immer nur ein Egoist und Schwächling, eben ein Degenerierter.

Aber jetzt sprang er wirklich aus dem Wagen, der ihm zu langsam fuhr. Als käme er zu Fuß früher an Ort und Stelle! Er warf dem verblüfften Rosselenker einen Zehnlireschein zu und eilte davon. Das ganze Forum mußte er umgehen, damit er, an dem ehemaligen Eingang zum Palatin vorüber, zum Titusbogen gelangte.

Er wollte von Rom nichts mehr sehen und mußte, wie unter einer Hypnose, jeden Stein an seinem Todeswege gewahren. In den schönsten und begeistertsten Stunden seiner römischen Jahre hatte er die Herrlichkeit Roms nicht so überwältigend gefühlt. Er geriet in Wut über den dämonischen Zauber, dem seine Seele in seinen letzten Augenblicken unterlag. Mit einer lauten Verwünschung gegen die große römische Hexe wollte er den Sprung in die gräßliche Tiefe thun; sein Fluch sollte auf dieser Welt sein letzter Gedanke sein.

Jetzt war er angelangt!

Er kannte in der gewaltigen Ruine eine Stelle, von welcher aus er emporklettern konnte, ohne sich von dem jedenfalls noch abwesenden Wächter das Gitter zum Eingang aufschließen lassen zu müssen. Als er damals beim Kolosseum wohnte, war er an manchem frühen Morgen, in mancher leuchtenden Mondscheinnacht an dieser Stelle eingedrungen und in dem braunen Mauerwerk wie auf einem Gebirge herumgeklettert. Das waren Stimmungen und Eindrücke gewesen! In seiner Todesstunde empfand er, daß er in Rom gelebt — daß er Rom erlebt hatte, wie solches Glück nur wenigen Sterblichen zu teil wurde; denn ein Glück war es.

Jetzt befand er sich in dem einstmaligen Zuschauerraum; jetzt klomm er empor, ohne einen Blick um sich zu werfen.

Höher! Immer höher! Noch höher! Von der obersten Galerie aus, dort, wo sie nach den Titusthermen zu ganz abgebrochen war, wollte er sich herabwerfen; genau über der Stelle, wo er damals in den Gewölben Maria von ihrem Angreifer befreit hatte.

Oben!

Gott sei Dank! Jetzt vortreten, weit, weit vortreten, bis dicht an den Rand, daß ein Ruck ihn unfehlbar hinabschleuderte. Nicht hinuntergesehen! Die Augen geschlossen! Mit geschlossenen Augen den Sprung gethan! Sogleich, ohne Zaudern!

In diesem Augenblick, der sein letzter sein sollte, brach durch eine über den Sabinerbergen lagernde Dunstschicht die Sonne hervor. Ihre ersten Strahlen trafen seine Augen, als er sie für ewig schließen wollte. Der Sterbende schaute in die aufgehende Sonne, schaute auf das glanzvolle Land, auf die strahlende Stadt ...

Herrgott, welche Schönheit!

Und dann sterben zu müssen — nein, dann sterben zu wollen. Diese leuchtende Schönheit freiwillig mit dem schwarzen Tode und der Verwesung zu tauschen ... Wenn er aber doch bereits tot war? Tot für die Freunde, tot für seine Braut, tot für seine Kunst, tot für sich selbst ... Konnte er sich noch mehr verachten, als er bereits that, wenn er feige war, wenn er vor dem Tod sich fürchtete, wenn er leben blieb? ... Leben in Rom! Leben in irgend einem Winkel als toter Mann, aber doch leben in Rom!

XXX.

Aus Priscas Tagebuch.

Rom, im Winter.

Sein Leichnam ist noch immer nicht gefunden.

Modelle sahen ihn zuletzt über den Spanischen Platz der Via Tritone zu fahren. Der Polizei gelang es, den Kutscher zu ermitteln. Er wollte nach dem Kolosseum, stieg jedoch am Forum aus. Hier verschwindet jede Spur von ihm. Wir müssen annehmen, er habe sich beim Aventin in den Tiber geworfen und der Leichnam sei ins Meer geschwemmt worden. Ich werde nicht aufhören, suchen zu lassen, muß daher bleiben.

Wohin sollte ich auch? Ich habe so Reiches verloren, muß so Großem entsagen. In Rom erfüllt sich mein Schicksal; in Rom kann ich arbeiten wie an keinem andern Ort, kann ich einsam sein, wonach ich mich leidenschaftlich sehne. Arbeit und Einsamkeit in Rom ist immerhin Glückes genug. Und das eine habe ich denn doch gelernt: daß ich dem Himmel für dieses Glück auf den Knieen danken muß und lästern würde, wenn ich mein Leben arm nennen wollte.

Baron Arthur hat Steffens tragischen Tod in der Zeitung gelesen — und mir geschrieben. Es war ein schöner Brief, der mich sehr tröstete und beglückte; denn er war seiner so ganz würdig. Er befindet sich in Norddeutschland auf dem Gute seines Oheims, wo jene schöne blonde Cousine lebt, mit der er als Kind Braut und Bräutigam spielte. Uebrigens sprach er nur wenig von sich selbst und kein Wort von der Zukunft. Er schrieb auch an Friederike. Sobald ich ihn sehen könnte und sehen wollte, sollt' ich's ihn durch Friederike wissen lassen; er werde dann sofort kommen.

Friederike und Peter Paul können sich noch immer nicht darüber beruhigen, daß ich den armen Steffens nicht liebte und trotzdem seine Frau werden wollte. Sie sind über meine That verstörter als über den schmerzlichen Untergang Steffens', der doch noch leben würde, wenn Peter

Phot.-Verlag von J. Löwy, k. u. k. Hofphot., Wien.

Ein Bonmot.

Nach dem Gemälde von Karl Zewy.

Paul ihm nicht gesagt hätte, was ihm sollte verschwiegen bleiben. Hätte Peter Paul nicht gesprochen, so hätte ich Steffens geheiratet und dann vielleicht durch einen Zufall erfahren, oder durch ein Bekenntnis, welches er seiner Frau gemacht — — ich weiß nicht, ob ich stark genug gewesen wäre, das zu ertragen, und was hätte dann aus uns beiden werden sollen?

Aber daß er darum starb! Und daß er starb, weil er ohne mich nicht leben konnte — wie soll ich jemals darüber hinaus kommen?

Als ich erfuhr, meine Mutter lebe noch und wäre jene Frau — außer dem Unaussprechlichen, welches mich durchdrang, empfand ich durch allen Jammer, allen Abscheu, alle Verzweiflung mit ersticktem Jubel: du bist frei! Als ich mich dann darein ergab, ihm meine Mutter verschweigen wollte und Peter Paul mir seinen Brief brachte, in der Stunde des Todes an mich geschrieben — außer dem Schmerz und Grausen, welches mich packte, waren es wiederum jene Worte, die durch meine Seele brausten: du bist frei! Selbst in diesem fürchterlichen Augenblick war ich fähig, solchen Gedanken zu fassen, und das — richtet mich.

Niemals kann ich die Todsünde dieses Gedankens genug sühnen, niemals darf ich vergessen, wessen ich fähig war; niemals werde ich den Geliebten wissen lassen: es ist Zeit! Komme! Wir wollen uns lieben, wollen leben, wollen glücklich sein! Durch jenen Gedanken bin ich seiner für alle Zeit unwert geworden, habe ich mich selbst für Lebenszeit von allem Glücke geschieden, denn er darf kein Weib haben, welches in einem entsetzlichen Augenblick voll heimlichen Frohlockens war, weil es, durch den freiwilligen Tod ihres Verlobten erlöst und befreit, sich in die Arme des Geliebten werfen konnte.

Wenn ich meinen Geist nur zwingen könnte, nicht fort und fort Steffens' letzte Stunde zu durchleben! Es ist eine Qual ohnegleichen. Ich begleite ihn auf seinem letzten Wege, empfinde alles, von dem ich mir vorstelle, daß er es empfand, sehe mit seinen Augen alle Dinge zum letztenmal, gehe den Strom entlang, suche die Stelle, wo ich mich hineinstürzen kann, ohne von jemand gesehen und gerettet zu werden, stürze mich hinab, sinke, sinke tiefer und tiefer, ersticke, ringe mit Todesqual, denke mit schwindenden Sinnen:

Erlöst und befreit! Du vom Leben und sie von dir! Erlöst und befreit ... Fühlte er's denn nicht? Mit unlösbaren Banden hat er mich durch seinen Tod an sich gefesselt. Wie ich leide! ...

Früher war mir Arbeiten Lust und Glück. Es war wie das Atemholen an einem sonnigen Frühlingstag. Wie kann es nur möglich sein, daß jetzt auch das anders, ganz anders geworden? Ich bin wie gelähmt. Kaum kann ich meine Hand heben, um den Pinsel zu fassen. Was ist das mit mir? Wenn ich nie mehr mit Lust und Leben sollte arbeiten können — dann, ja dann...

Ich war bei dem Kunsthändler in der Via Condotti und fragte ihn: „Ist der Mäcen, der mich für die Kopie der ‚Salome' so überschwenglich bezahlte und mir für andre Arbeiten solche glänzenden Bedingungen stellen ließ, etwa die Fürstin Romanowska?"

Der Mann wußte nicht gleich, was er mir antworten sollte. Ich nahm seine sichtliche Verlegenheit für eine bejahende Antwort und ließ ihn ohne ein weiteres Wort stehen. Also die Fürstin Romanowska! Also ein mütterliches Almosen! Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe ...

In München verkaufte ich nichts, seit meinem ersten Gemälde gar nichts! Zwar habe ich immer noch einiges Geld von jenem Honorar, welches ich für meine Kopie der „Salome" empfing, zehre also noch immer von dem mütterlichen Almosen. Aber bald werde ich nichts mehr haben. Ich muß meinen lorbeerumgrünten, von Rosen durchglühten Hügel verlassen, muß die Freunde verlassen und mir ein andres, billigeres Atelier suchen. Auch darf ich nicht mehr in der Trattorie speisen, muß an eine Arbeit denken, die mich ernährt. Jeder Pfennig, den ich über Stillung meines Hungers einnehme, muß für einen bestimmten Zweck zurückgelegt werden. Es wird mir wohl etwas schlecht gehen; aber das Hungern soll ja nicht so weh thun, als man allgemein annimmt. Ich fürchte mich auch nicht davor.

Ich kopiere.

Ich habe keine Bestellung, muß es eben wagen. Ich kopiere in der Galerie Borghese Tizians „Himmlische und irdische Liebe" und harre des kauflustigen, reichen Ausländers. Mit der „Himmlischen und irdischen Liebe" fange ich an, um vielleicht mit der „Beatrice Cenci" zu enden. Das würde wohl allerdings dann das Ende sein.

Wie gut die Menschen doch sind!

Friederike und Peter Paul wollen mich nicht fortlassen. Sie lamentieren über meinen baldigen Abzug von dem Hügel vor der Porta del Popolo, wie einstmals mein gutes Glöcklein meine Auswanderung aus dem lieben alten München beklagte. Sie wollen mich bei sich behalten, wollen ihre Armut mit mir teilen, wollen wo möglich heimlich Hunger leiden, damit ich satt werde. Ich verriet ihnen natürlich nicht, wie es in Wahrheit um mich steht.

Zwei andre Malerinnen kopieren gleichzeitig mit mir das berühmte Gemälde der Galerie Borghese. Beide sind ältliche, armselige Wesen, und beide waren einstmals gewiß voller Hoffnung und Zuversicht. Jetzt sind sie so traurig verblüht, so trostlos hoffnungslos. So wird der Mensch eben. Aber daß der Mensch so werden kann!

Vor dem Hunger fürchte ich mich nicht, den Hunger werde ich ertragen. Aber das ertrüge ich nicht. Ich könnte es nicht. Dabei müssen sich die Armen noch allerlei kleine Allüren geben: Allüren von Künstlerinnen, denen es gut geht im Leben. Sie erzählen von den vielen Bestellungen, die sie hatten und haben, von den hohen Honoraren,

die sie erhielten und erhalten, und wie man dieses köstliche Künstlerdasein nur in Rom führen könne. Ach, und wie abgeschabt ihre Kleider sind, wie dünn ihre Mäntel, wie kläglich ihre Hüte. Sie fühlen die Kälte und den Hunger. Mit blauen, steifen Fingern pinseln und pinseln sie. Sie haben etwas Eingewickeltes bei sich, dessen Inhalt sie um zwölf Uhr in aller Heimlichkeit verzehren, jede für sich. Ich sehe ihnen ihren Hunger an, ihren gierigen, unersättlichen Hunger.

Das Trostloseste jedoch ist, wenn Fremde kommen. Dann diese Erwartung, diese atembeklemmende, angstvolle, entsetzliche Erwartung: Werden sie deine Kopie ansehen, werden sie deine Kopie kaufen? Du würdest sie ja hergeben für trockenes Brot! Trotz aller Bestellungen und Honorare führen sie noch zahlreiche andre unverkaufte Kopien bei sich, die neben ihnen in einer großen Mappe ausgestellt sind. Die große Mappe ist ganz voll! Ach, und wenn dann die Fremden kommen . . .

Und es kommen so viele! Es kommen Hunderte, Tausende, alle bleiben vor Tizians Meisterwerk stehen, und viele, so viele betrachten sich die Kopien. Wie meine beiden armen Gefährtinnen dann sich beleben! Einige fragen auch wirklich nach dem Preise. Wie sie dann erglühen vor Hoffnung. Mit zitternden Stimmen wird der Preis genannt, der ja nicht zu niedrig sein *darf*. Aber alle treten wieder zurück, alle gehen wieder fort! Ach und dann die armen, enttäuschten alten Weiblein mit den steif gefrorenen Händen und dem Hunger in den Augen. Herrgott, erbarme dich meiner! Nur nicht werden, was diese geworden sind! Nur nicht das, nicht das! Ich demütige mich vor dir tief, und du weißt, wie hoch ich mich erhob. Strafe mich, Herrgott! Aber strafe mich barmherzig, mehr nach deiner Gnade als nach deiner Gerechtigkeit.

Wenn die vielen Besucher der Galerie Borghese vor mir stehen bleiben, wenn sie *meine* Kopie betrachten, *mich* nach dem Preise fragen — wie ich mich dann schäme! Nicht aus Eitelkeit für mich, sondern weil ich gefragt wurde und nicht meine beiden Gefährtinnen. Aber alle treten auch von meiner Kopie zurück, gehen auch von mir fort, und — ich atme erleichtert auf.

Wenn jemand in Gegenwart der beiden armseligen Malerwesen meine Kopie kaufen würde! Und doch muß auch ich harren und hoffen. Ach, so sehr.

Abends, wenn ich todmüde und hungrig bin, muß ich bei den Freunden möglichst wach und wohlgemut sein, um sie nicht zu sehr zu betrüben. Und die beiden Alten haben schon ohne mich und die Bürde meines Leides schwer genug am eignen Jammer zu tragen; denn Peter Paul erholt sich doch nicht wieder trotz seiner getreusten Friederike und seines hochherrlichen Rom. Er macht pflichtgemäß jeden Morgen seine Spesen, pinselt sodann einige Stunden schlecht und recht an seinen winzigen Heiligenbildern, läßt sich darauf geduldig von Friederike füttern und später durch Rom führen. Im Grunde genommen lebt er nur dafür, um seiner Lebensgefährtin nach Möglichkeit zu verbergen, daß es mit ihm aus ist.

Und sie —

Jeden Tag muß ich das welke Frauchen von neuem anstaunen, jeden Tag kann ich von ihr von neuem lernen, lernen mit hoher Bewunderung, voll tiefer Beschämung. Sie sieht alles und scheint doch nichts zu sehen. Damit Peter Paul nicht etwa auf die Vermutung verfiele, sie beargwöhne etwas, thut sie fast lustig. Tagsüber immer ein Lächeln der Liebe, des Mutes, des Glücks; nachts ersticktes Schluchzen und heimliche Thränen; denn ich habe sie erraten, was ich mir jedoch nicht merken lasse. Aber auch diese beiden Absterbenden, die sich fest, fest aneinander schmiegen und ihren letzten Seufzer gewiß gemeinschaftlich aushauchen werden, sind reich und glücklich im Vergleich zu der dunkeln, kalten Einsamkeit meines Herzens, die fortan mein Leben sein wird.

Ach, diese gemeinsam verbrachten langen, langen Abende! Wir sitzen in einem kalten, schwach erleuchteten Raum, vor dem feuerlosen Kamin, und haben nur zwei Gesprächsstoffe: der Tod von Steffens und die Herrlichkeit Roms. Abend für Abend dasselbe. Unausgesetzt lassen wir nach dem Leichnam suchen; aber auch auf die ausgeschriebene hohe Belohnung hin ward er bis jetzt nicht gefunden. Und wir reden davon immer wieder und wieder.

Ich merke es wohl: Friederike bereitet für mich jeden Abend Butterbrote, und Peter Paul stellt jeden Abend zu der Foglietta das große Glas, welches er früher regelmäßig für Steffens brachte. Die guten Seelen wollen mich tränken und speisen. Ich versichere Abend für Abend, ich wäre weder hungrig noch durstig, und ich weiß, wenn ich fortgegangen bin, so ruht Friederike nicht eher, bis Peter Paul sämtliche Brötchen verzehrt und ein Glas Wein getrunken hat — ein großes Glas Wein! Das ist Liebe. Und es ist noch etwas andres: es ist Elend — ist heimliches Künstlerelend.

Ich fand eine Wohnung. Sie liegt in Via Ripetta, ist kein Atelier, sondern nur eine Kammer. Aber sie hat Nordlicht und ist billig. Ueberdies werde ich zum Malen für mich so bald nicht kommen, da ich lange Zeit kopieren muß. Ich siedle schon in den nächsten Tagen über, werde jedoch nach wie vor Abend für Abend auf dem Berge bei den Freunden verbringen und von Steffens' Tod und römischer Herrlichkeit reden.

Ich muß häufiger dem guten Glöcklein schreiben und muß besser lügen. Das Gismondlein ist in solcher Sorge um mich, daß es mit seinem Kommen droht, wenn ich dieses „alte, garstige, widerwärtige Rom" nicht verlasse. Mein Zimmer im Schwabinger Idyllenhäuschen stehe bereit und das herzogliche Menü zu dem Festessen der Rückkehr der verlorenen Tochter sei bereits bestimmt. Ich komme aber nicht zurück nach Schwabing.

und das Glöcklein darf nicht nach Rom kommen. Unmöglich! Es würde mir das Herz abdrücken.

Als Kopistin habe ich entschieden mehr Glück denn als Künstlerin: meine „Himmlische und irdische Liebe" ist verkauft, ehe sie nur zur Hälfte fertig ward! Es geschah in Gegenwart meiner beiden Kolleginnen — denn Kolleginnen sind wir ja — und mir war zu Mute, als säße ich an einer mit Speisen beladenen Tafel und schwelgte angesichts von Hungernden, denen ich nicht einmal Brosamen zuwerfen konnte. Mit welchen Augen sie mich ansahen! Und jetzt beneiden sie mich grimmig, ein Bewußtsein, welches mir wahre Qualen verursacht. Auch weiß ich ja, daß sie ihre unverkauften Kopien viel, viel besser finden. Aber ich bin jung, habe blondes Haar; dazu kommt mein niedriger Preis ... Das alles sagten sie mir nämlich, und mir wurde leichter ums Herz, als sie in dieser Weise ihren Schmerz und ihre Enttäuschung gegen mich aussprachen.

Jetzt bin ich des Verkaufs aber doch froh geworden, gar nicht davon zu reden, wie bitter not er mir that. Und daß keine Fürstin Romanowska die Kopien bestellte, ist doch auch eine rechte Wohlthat. So spendet das Leben immer wieder allerlei Freuden, wenn sie mitunter auch etwas dürftig ausfallen.

Der kleine Erfolg hat mich wundersam belebt. Denn Arbeit ohne Erfolg ist ein ungesegnetes Land. Die Seele wird nicht satt davon.

Die Fürstin Romanowska — so und nicht anders will ich fortan mein Leben lang sie nennen — wohnt wieder in der Villa. Sie soll den heiligen Vater persönlich angegangen sein, ihre Ehe zu lösen, aber der Fürst soll in die Scheidung nicht willigen wollen. Er kommt und geht und kommt. Es kann geschehen, daß er in Kairo oder London eintrifft, um bereits am nächsten Morgen wieder abzureisen: in einer Tour nach Rom, zu seiner wunderschönen Frau, von der er nicht lassen kann, und die er doch nicht besitzen soll; denn das ist in Rom ein öffentliches Geheimnis. Er soll vor Leidenschaft und Verzweiflung halb von Sinnen sein und seinem einst so zärtlich geliebten Bruder im Grabe fluchen.

Die Fürstin Romanowska lebt inzwischen in der prachtvollen Villa wie in einem armseligen Kloster; befindet sich jedoch der Fürst in Rom, so ist scheinbar alles, wie es früher war. Die beiden gehen in die Welt und geben ihre berühmten kleinen Diners. Auch Korso fahren sie jeden Nachmittag, und die Fürstin kauft am Spanischen Platz weiße Blumen. Aber in der nämlichen Stunde, in welcher der Fürst Rom verläßt, zieht sich die Fürstin von der ganzen Welt zurück. Sie soll dann wie in einer Klausur leben.

Alle diese Nachrichten erfahre ich durch Friederike, die mich damit weich zu stimmen hofft. Als ob ich hart wäre! Ich bin nur gerecht. Konnte jene Frau eine schlechte Gattin und unnatürliche Mutter sein, so bin ich in Gottes Namen eine unnatürliche Tochter. Einmal im Leben werde ich sie noch sehen: ein einziges Mal! Dann werde ich zu ihr sprechen, und danach soll sie für mich abgethan sein, tot und begraben, wie aus höchster Liebe und tiefstem Erbarmen mein Vater sie für mich sein ließ. Aber zuvor ein einziges Mal!

*

Rom, im Frühling.

Wieder Frühling!

Ich erlebe nicht viel vom römischen Frühlingszauber; denn ich muß arbeiten, arbeiten! In aller Frühe stehe ich auf und male in meinem Kämmerlein. Ich komponiere! Vielmehr: ich phantasiere, fabuliere. Es ist wirres, unverkäufliches Zeug, welches mich an meinen armen Vater erinnert. Ich bin doch recht sehr Joseph Auzingers Tochter: die Tochter des Künstlers, der seine schönsten Gemälde in der Seele trug, sie jedoch niemals aus seiner Seele heraus und auf die Leinwand brachte. Es ist nur sehr merkwürdig, daß diese natürliche Erbschaft jetzt erst bei mir sich zu zeigen beginnt: in Rom und zu einer Zeit, wo ich mit dem Leben abgeschlossen habe, wo ich nicht mehr daseinsfreudig und hoffnungsreich bin.

Von meinen Phantastereien und Fabeleien sende ich nichts mehr nach München auf den Markt, da sich ja doch keine Phantasten und Fabulanten finden, um sie zu kaufen. Habe ich mir einen Gedanken oder eine Empfindung von der Seele gemalt, so kommt das Stück Leben in die Mappe. Ich werde mich jedoch bald mit Stift und Kreide begnügen müssen, da Leinwand und Farben ein Luxus sind, den ich mir nur gestatten darf, wenn ich — kopiere.

Ich kopiere tagtäglich. Schlag zehn Uhr stehe ich an der Pforte und harre geduldig, daß mir aufgethan wird. Dies geschieht, ich trete ein, begebe mich zu dem Meisterwerk, welches ich nachstümpere, sitze davor, harre auf den, der da kommen soll, um zu fragen, zu bestellen, zu kaufen, und bleibe außer kurzen Unterbrechungen sitzen, bis es Zeit ist, aufzustehen und zu gehen. Ich könnte dann recht gut einige Stunden schlendern, um Rom zu sehen und glücklich zu sein. Aber ich bin dann so müde, o so müde, daß ich nur mühsam in meine hohe und enge Kammer gelange, wo ich ausruhen muß, lange, lange ausruhen.

Tizians „Himmlische und irdische Liebe" ist vollendet, verkauft und bezahlt, sogar leidlich gut bezahlt. Jetzt kopiere ich den Sebastian del Piombo im Palazzo Doria. Danach werde ich mich an Murillos Madonna in der Galerie Corsini wagen; danach — eben an einen andern Großen. Und so fort bis ins Unendliche, bis ...

Die Freunde wollen den Sommer über mit mir nach einem Felsennest im Sabinergebirge, wo es märchenhaft schön und fabelhaft billig sein soll. Das wäre gewiß herrlich. Aber ich muß diesen Sommer über in Rom bleiben; denn ich muß

arbeiten, arbeiten — kopieren, kopieren! Ich habe es den beiden so ernsthaft gesagt, daß sie's aufgaben, in mich zu dringen. Sie wollten anfangs auch bleiben, was eine schwere Verantwortung für mich gewesen wäre. Aber Peter Pauls angegriffene Gesundheit verlangt eine Villeggiatur, und so werden sie denn gehen; ich glaube, sehr bald. Dann bin ich einsam, ganz einsam, worauf ich schlechtes, undankbares Geschöpf mich freue. Dabei giebt es nichts Trostloseres unter der Sonne als Einsamkeit.

Friederike fragte mich, ob sie den Baron Arthur von mir grüßen dürfte? Also schreiben sich die beiden! Er erkundigt sich bei Friederiken nach mir, und sie berichtet ihm über mich. Er weiß also, daß ich kopiere, nichts andres thue als kopieren; denn meine bunten Konturen, die ich in aller Heimlichkeit mache, bekommen die Freunde nicht zu sehen. Wenn Friederike ihm schreiben würde, daß es mir nicht allzu gut ginge. Wenn er aus Mitleid, wie ich aus Mitleid . . . Er soll nicht, er soll nicht! Er würde mich stark finden, unüberwindlich.

Aber ich sprach mit Friederiken. Ich sagte ihr: wenn sie mich liebte, wenn sie mir im Leben noch etwas Gutes wünschte, so solle sie diese Korrespondenz aufgeben. Sie könne zu nichts anderm führen, als mir die Ruhe zu nehmen, die ich so notwendig brauche, und mein Inneres aufzuwühlen, welches Frieden haben muß. Ich sagte ihr vor, was sie ihm von mir schreiben solle und was ihn über mich beruhigen werde. Sie mußte ihm auch mitteilen, daß ich mich, so lange Steffens' Leichnam nicht gefunden wird, trotz allem Vorgefallenen noch immer als dessen Verlobte ansähe, und daß auch danach jede Hoffnung für mich hinter mir läge, weit, weit hinter mir. Friederike weinte über diesen Brief, den sie schreiben mußte, bittere Thränen, aber ich konnte ihr nicht helfen, und jetzt ist es geschehen.

Die Freunde sind im Sabinergebirge, aber ich habe einen Gefährten, der meine Kammer und mein Brot mit mir teilt: die arme Fanny lebt bei mir. Ich fand sie — irgendwo! Und ich fand sie in einem Elend, welches hundertfach größer ist als das meine. Sie ist zu Tode ermattet und sehr krank. Ich pflege sie, was mir unbeschreiblich wohl thut. Für solche kleinen Frauendienste bin ich viel mehr geschaffen als für die Kunst, die eben doch eine zu große gestrenge Göttin ist für mich winziges Menschenwesen.

Von Fannys Schicksal will ich nur sagen, daß der Cavaliere sie schließlich aus dem Hause jagte, nachdem sie so elend geworden, daß er sie hätte in ein Spital schicken müssen. Wenn sie sich erholt hat und wenn ich hundert Lire missen kann, wird sie nach Hause zurückkehren. Ich werde in Rom leben und in Rom sterben.

*

Rom, im Sommer.

Wolkenloser Himmel, Glut und Glanz, Sirokko. Seit Wochen wolkenloser Himmel, seit Wochen Glut und Glanz, Sirokko.

Große Ermattung, aber Arbeit. Der Sebastian del Piombo im Palazzo Doria fertig. Die Madonna Murillos begonnen. Nichts verkauft. Zum Glück große Ermattung, sonst großen Hunger, der doch wohl etwas weh thun würde.

Fanny abgereist.

In meiner Kammer ist es so heiß, wie ich mir die Bleidächer Venedigs vorstelle. Seit Wochen schlief ich keine Nacht. Aber ich arbeite.

Wenn ich mir einen Festtag machen will, so gehe ich in den Vatikan, in die Sixtinische Kapelle. Drinnen ist's kühl; drinnen sitze ich stundenlang — stundenlang. Wär's nur nicht so weit bis zur Galerie Corsini! Fahren kann ich nicht. Ich schleiche hin und zurück. Das Pflaster brennt unter meinen Füßen; neben mir brennen die Mauern. Und es brennt der Himmel, die Luft.

Ein Münchner Regentag! Ach Regen, grauer Himmel, Regen!

Ich glaube, ich habe etwas Fieber. Aber ich muß arbeiten, arbeiten! Ich werde etwas Chinin nehmen. Das hilft gewiß. Wäre Chinin nur nicht so teuer.

Ich kann so wenig zurücklegen und muß doch die ganze große Summe haben, die das empfangene Almosen ausmacht. Ich muß eben noch weniger ausgeben und — muß arbeiten, arbeiten!

Die Fürstin Romanowska war bei mir. Sie bat mich um Verzeihung; aber ich verzieh ihr nicht. Sie will mich als ihre Tochter anerkennen. Ich antwortete ihr, daß sie keine Tochter habe. Sie weinte. Ich kann kein Mitleid empfinden. Ich muß denken, daß sie meinen Vater verließ, daß sie meinem Vater das Herz brach und — nein, nein, nein! Ich kann kein Mitleid empfinden.

Sie mußte wieder gehen. Wie schön meine elende Kammer mir vorkam, wie wohl mein Herz mir that, nachdem diese Frau wieder gegangen war. Denn — ich hungere.

*

Rom, im Winter.

Meine Kopie von Murillos Madonna verkauft. Heute will ich mich satt essen. Aber es fehlt mir noch immer viel an der Summe, die ich zurückerstatten muß.

Die Fürstin Romanowska hat mich wieder besucht. Ich habe sie wieder abgewiesen.

Uebrigens kommt es ihr nicht aus dem Herzen. Ja, wenn es ihr aus dem Herzen käme! Wahrscheinlich gebot es ihr einstmals Don Benedetto; sie aber war damals zu feig. Don Benedetto starb, und jetzt zwingt sie der Tote, seinem Gebot zu gehorchen. Wieder soll ich nur als Bußmittel dienen, aber ich weigere mich.

Fanny starb im Spital. Bis zu ihrem letzten Atemzug war ich bei ihr. Sie starb an meinem Herzen. Dieser Sünderin wird Gott barmherzig sein.

Mein mühsam Erspartes schmolz wieder etwas zusammen, da ich für Fanny ein christliches,

vielmehr menschliches Grab besorgen mußte. Sie wäre sonst in die allgemeine, große, gräßliche „Grube“ gekommen.

XXXI.

Priscas letzte Aufzeichnungen und das Ende.

Noch immer, immer nichts von seinem Leichnam! Aber sein armer toter Leib soll einen Grabstein erhalten, einen Denkstein. Ich setzte eine Ausstellung seiner Entwürfe, sowie seiner letzten Arbeit ins Werk, die ein glänzendes Resultat hat. Ich lasse die Besucher eine halbe Lira Eintrittsgeld zahlen, lasse sie den Zweck der Sammlung wissen, und die Leute strömen hinzu. Die meisten kommen natürlich aus Neugierde und Lust an Sensation.

Seine Skizzen sollen einem deutschen Museum übergeben werden, worüber wir erst kürzlich unter seinen hinterlassenen Papieren eine Notiz entdeckten; aber seinen Leichenstein soll er durch mich empfangen. Der Stein soll auf den protestantischen Kirchhof kommen, wo ich einen gar schönen Platz fand: unweit vom Grabe von Goethes Sohn, unter einer alten absterbenden Cypresse, die gelbe Rosen durchranken. Das ist das Letzte, was ich für ihn auf Erden noch thun kann. Ich bin es dem Manne schuldig, der in den Tod ging, weil er ohne mich nicht zu leben vermochte.

Anonym erhielt ich für sein Denkmal fünftausend Lire. Da ich zu wissen glaube, woher das Geld kommt, und da der Stein nicht mit Hilfe eines fürstlichen Almosens gesetzt werden soll, so übergab ich die große Summe einem Spital für arme Fieberkranke.

Ich darf den Stein nicht eher setzen lassen, als bis sein Tod durch seinen Leichnam erwiesen ward. Gemeinsam mit den Freunden beschloß ich nun, das schlichte Denkmal in dem Garten der Kolonie aufzustellen, wo es auch dann verbleiben soll, wenn der Leichnam gefunden wird. Wir entschieden uns für einen möglichst großen unbehauenen Travertinblock, mit der einfachen Inschrift: „Zum Gedächtnis des deutschen Bildhauers Karl Steffens.“

Wieder ein Brief von Arthur. Er liebt mich noch immer, harrt und hofft noch immer. Sonst scheint es ihm gut zu gehen. Seine schöne Cousine läßt mich „schwesterlich“ grüßen.

Ich bat ihn, mir nicht mehr zu schreiben. Sollte er es trotz meiner Bitte wieder thun, so werde ich seinen Brief nicht mehr lesen. Gott wird mir die Kraft geben. Denn ich darf nicht! Hörst du mich, Geliebter? Ich darf nicht, ich darf nicht! Deinetwillen darf ich nicht. Ich bin nicht das Mädchen, welches du, Leuchtender, dein Weib nennen sollst. Ich kann dich nicht glücklich machen — mit der Finsternis in mir, von der kein Schatten auf deinen Glanz fallen darf. In mir ist etwas krank, etwas zerstört für immerdar. Höre meinen Schmerzensschrei! Sei gütig, habe Mitleid und dringe nicht in mich; denn — ich darf nicht, ich darf nicht!

Ich kopiere fieberhaft fleißig und verkaufe mitunter einiges. Für mich selbst male ich längst nichts mehr. Wozu? Bald werde ich das empfangene Almosen zurückerstatten können. Es soll dann eine gute Stunde sein, eine rechte Feierstunde. Daß ich danach Feierabend machen könnte! Steffens hat doch recht gehabt: der Hunger thut gar nicht sonderlich weh. Man gewöhnt sich daran. Das Fieber hilft mir hungern. Ich werde alt und häßlich, und auch sonst — — Meine Kleider sind aufgetragen. Ich glaube, ich sehe schäbig aus.

Was thut's?

Wenn ich kopiere, was ich tagtäglich thue, und wenn ich meine kurze Mittagspause mache, so führe ich jetzt auch etwas Eingewickeltes bei mir, das ich heimlich esse: so hungrig, so gierig. Ja, ja, so wird man allmählich. Aber: was thut's? Ich habe solche Sehnsucht hinaus, hinaus! Frascati, Rocca di Papa. O, war es schön! Die Campagna. Könnte, ach, könnte ich. Aber ich kann eben nicht.

Um hinaus zu gehen bis vor ein Stadtthor bin ich viel zu müde und matt; und vor dem Thor sind noch weit hinaus die häßlichen Mauern. Also bleibe ich in der Stadt. Es ist ja Rom. Bedenke doch: Rom!

Ich bin in Rom, komme jedoch nur in die Galerien, in denen ich gerade kopiere. Das Bild, vor dem ich gerade sitze, ist mein Rom.

*

Ich glaube, in meiner Kammer sieht es übel aus, übler als damals im Atelier Friederikens. Wie war ich damals entsetzt! Und jetzt — — Man gewöhnt sich eben daran.

Was soll ich thun? Meine Wirtsleute lassen mich hausen, solange ich meine Miete bezahle und kümmern sich weiter nicht um mich. Und ich — Zu müde und matt, viel zu müde und matt. Auch zu gleichgültig.

Arthur schrieb. Ich war stark und las nicht.

Als ich neulich nach Hause kam, fand ich meine Kammer aufgeräumt und sauber. Auf dem Tische stand ein Strauß weißer Rosen.

Friederike hatte es gethan. Ich schäme mich nicht einmal mehr.

Bisweilen begegne ich im Korso der Equipage der Fürstin Romanowska. Sie beugt sich dann jedesmal weit, weit vor und sieht nach mir in einer Weise, daß die Leute stehen bleiben und mich anstarren. Manchmal sitzt auch der Fürst im Wagen. Der elegante Mann hat die Augen eines Schwerkranken und wird gleichsam über Nacht alt.

Bald werde ich der Fürstin Romanowska einen Besuch machen können.

Friederike schenkte mir heute einen neuen Hut. Ich weinte.

Er schrieb wieder. Ich las wieder nicht — war wieder „stark“. Aber was meine Stärke mich kostet . . . Nein! Auf mein Heldentum will ich nicht stolz sein.

Zum Glück habe ich häufig Fieber. Eine tiefe, sinnumhüllende, wohlthuende Gleichgültigkeit kommt mehr und mehr über mich.

Heute sah ich ein Gespenst! Ich sah den Geist meines toten Verlobten. Ich sah seinen Geist in einer Marmorstatue, die der Commendatore Mario di Mariano in seinem Atelier ausstellte.

Ich für meine Person hätte nicht einen Schritt gethan, um ein Werk des Herrn Mariano zu sehen, trotzdem ganz Rom davon spricht. Vor dem Atelier dieses gottbegnadeten Künstlers stehen den halben Tag über die Equipagen der schwarzen, weißen und grauen Aristokratie und aller vornehmen oder reichen Fremden. Friederike schleppte Peter Paul und mich hin; denn ich bin jetzt wie Peter Paul: man muß mich gewaltsam von mir selbst losreißen! Und die gute Friederike möchte mich am liebsten als Zwillingsschwester ihres armen alten Peter Paul an ihr von Liebe, Sorge und Kummer überströmendes Herz nehmen und mich dort ganz stille ruhen lassen.

Also wir drei Schiffbrüchigen des Lebens begaben uns in das prächtige Gewölbe des berühmten Handelmannes, und ich sah dort Karl Steffens' Gespenst, sah es mit diesen meinen Augen. Die Statue führt den Namen: „Der letzte Blick". Sie stellt einen unbekleideten Jüngling dar. Es ist ein besiegter Krieger, der im Begriffe steht, sich in sein Schwert zu stürzen. Da sieht er noch einmal auf, und sein letzter Blick umfaßt die Schönheit der Welt, die der Besiegte heldenhaft verlassen will. Er zaudert! Einen Augenblick zaudert er, die düstere Schwelle zu überschreiten, die in das Reich der Schatten führt. Der Beschauer sieht nicht nur, wie es die lebensvolle Seele kalt überläuft; er fühlt es.

Die Sonne scheint, und der Sterbende ist noch so jung. Aber er wird es vollbringen — gleich im nächsten Augenblick! Ein Geschlagener und Besiegter darf nicht verweilen, wo die Sonne scheint.

Das Werk ist Geist von Karl Steffens' Geist, ist der Geist eines Toten! Ich mußte immer wieder und wieder den Namen des Künstlers lesen. In großen, schönen, römischen Lettern stand der Name tief eingegraben im Sockel. Er lautet nicht Karl Steffens, sondern: Mario di Mariano.

Stehen die Toten wieder auf oder verwirrt sich mein Geist?

Es muß wohl so sein, denn ich sah das Gespenst. Weder das schauende, staunende Publikum sah es, noch Friederike oder Peter Paul. Nur ich, nur ich! Und seitdem ich's einmal sah, verfolgt es mich, schleicht es mir nach auf Schritt und Tritt, ist es jeden Tag in meiner Seele, in jedem Herzschlag, daß Grausen mich packt; denn ein Gestorbener ist wieder lebendig geworden.

Gott sei Dank! Gott sei Dank! Ich habe die ganze Summe beisammen, ich kann das Almosen zurückerstatten. Heute noch soll es geschehen. Wie wohl mir ist!

Ich war in der Villa Romanowski. Der Portier erkannte mich nicht wieder, trotz seiner guten Bekannten: des alten, grauen Münchner Regenmantels und des unmodernen Strohhuts. Ich sagte dem schönen Herrn in Weiß und Silber, daß ich die Signora Principessa zu sprechen wünschte. Er sollte nur melden: eine deutsche Malerin, die vor drei Jahren in der Galerie gemalt hätte, bäte von der Frau Fürstin empfangen zu werden. Erst jetzt erkannte mich der Mann. Er sagte mir, der Fürst wäre nicht in Rom und die Frau Fürstin empfinge niemand. Doch bestand ich darauf, ich müßte Ihre Durchlaucht sprechen. Endlich ging der Leuchtende, aber das silberne Gitter ließ er geschlossen.

Im Garten blühten wieder die Azaleen, die Rhododendren und Rosen; es ist also wieder Frühling.

Wieder Frühling ...

Dann kam der Mann zurück. Er öffnete das Gitter, riß es vor mir auf, stand vor meinem alten, schäbigen Regenmantel und garstigen Strohhut entblößten Hauptes. Ich trat ein durch das strahlende Thor in das paradiesische Gefilde und mußte plötzlich denken: Hier könntest du nun zu Hause sein!

Schon vor der Villa kam mein ehemaliger Gönner, der junge Lakai, mir entgegen. Er war diesmal sehr höflich.

Sofort sollte er mich zu der Signora Principessa führen, obgleich die Signora Principessa nicht wohl war. Sie lag sogar zu Bett, wollte mich jedoch trotzdem empfangen.

Ich erinnerte mich der Stunde, wo die Fürstin mich auch empfing, trotzdem sie leidend war. Wenn sie damals gesprochen hätte! Nur ein einziges Wort, tief aus der Seele heraus; nur die beiden kleinen Worte: Habe Mitleid! Und das in einem Tone, der mir gesagt hätte, ihr Herz spräche und nicht nur ihre Lippen. Sie blieb stumm, und ich — Gott helfe mir, ich kann nicht anders.

Der Lakai führte mich zu ihr. Aber nicht in jenes märchenhafte Schlafgemach, sondern in einen Teil des königlichen Hauses, wo ich nie gewesen war. In einem Korridor blieb er vor einer kleinen Thür stehen, sah mich scheu an und flüsterte mir zu: „Hier wohnte der selige Don Benedetto. Sie liegt in dem Bette, darin er starb."

Mich überlief ein Schauer. Dann ward die Thür geöffnet, und ich trat ein. Eine Zelle war's, eine Klause! Vier graue, öde Mauern und ein Boden aus Ziegelsteinen. An einer Wand das Bildnis des Gekreuzigten, in einer Ecke der Betschemel und darauf wiederum der gekreuzigte Gottessohn.

Ich sah das alles, mußte das alles sehen in dem Augenblick, als ich eintrat.

Sie, die in der Gewalt des Toten stand, lag in dem schmalen Bette, unter dem weißen Linnen, und ich mußte sehen, wie schön sie war. Ich hatte sie nie so schön gesehen.

Sie hatte sich aufgerichtet, blickte mir entgegen und rief mir zu: „So kommst du doch zu mir? So hast du mir doch vergeben?"

Es waren nur Worte. Es waren Worte ohne Seele, ohne Wahrheit. Ich hörte sie an, als hörte ich einen leeren Schall. Ich zog das Päcklein aus der Tasche, darin das Geld eingewickelt war, ging zu dem Betschemel, legte das Geld darauf, gerade unter das Bildnis des Gekreuzigten und sagte:

„Hier ist Ihr Almosen zurück. Geben Sie es einer andern armen Waise."

Da schrie sie laut auf. Es war jedoch nur ihre Stimme gewesen, die den Schrei ausgestoßen hatte, ihre Seele hatte die Sprache noch immer nicht gefunden. Dann ging ich, und jetzt — wie wohl mir jetzt ist, wie wohl!

*

Wieder ein Jahr vorüber.

Ich bin so müde, so müde. Er schreibt nicht mehr. Es ist gut so. So ist es am besten. Ach, wie müde bin ich doch. Ich arbeite nicht mehr — kopiere nicht mehr. Ich bin zu müde. Das Ausruhen thut mir so wohl.

Müßte ich nur nicht mit einem Gespenst zusammen leben! Der Geist des Toten, der mir in jenem Atelier erschien, will und will nicht von mir weichen. Dabei darf ich seine Gegenwart keinem verraten. Man müßte mich ja für verrückt halten.

Niemand kann sich vorstellen, was ich bisweilen thue. Es ist zu verrückt. Ich begebe mich mitunter trotz aller meiner Müdigkeit auf den Bahnhof, zahle zwei Soldi für den Eintritt, gehe auf den Perron und sehe den Schnellzug abfahren, der über Florenz nach Deutschland dampft.

Es hat direkte Wagen: Rom-Ala-München-Berlin.

Rom-München!

Ich betrachte den Wagen, betrachte die Passagiere, die direkt von Rom nach München reisen, und habe dabei allerlei Gedanken . . .

Aber auch dafür ist es zu spät. Zu spät! Es ist ein Wort, dessen Klang das Herz wie ein Henkersbeil trifft. Zu spät! Das Wort ist ein Mörder, ein Meuchelmörder, der hinterrücks unser Lebensglück erschlägt. Zu spät! Es ist das Thor, durch welches jener, der alle Hoffnung hinter sich läßt, eingeht in den ewigen Schmerz.

Ein Brief von ihm! Nach einem Jahre wieder ein Brief. Es ist zu spät, und — ungelesen lege ich seinen Brief zu den übrigen.

Ich muß ausziehen; meine Kammer ist zu teuer. Welches Glück, daß Friederike und Peter Paul wieder ins Sabinergebirge gehen; denn ich hätte nicht den Mut, es ihnen zu sagen. Aber lieber in einer Höhle wohnen, als aus Not die Werke großer Künstler kopieren. Nur das nicht wieder, nie wieder!

Uebrigens verdiene ich mir etwas. Ich bemale Vasen, Schalen, Briefbeschwerer und dergleichen Dinge. Es bringt wenig ein, aber genug für mich. Und es ist tausendmal besser als dieses jammervolle Nachstümpern und ängstliche Warten auf den Käufer. Auch kann ich meine elenden Schildereien wenigstens frei erfinden. Aber sobald die Freunde fort sind, muß ich mir eine Wohnung suchen, die billiger, viel billiger ist. Wird das möglich sein? Es muß!

Diese Briefe an Gismonda, diese Lügen sind solche Qual! Und ich muß obenein gut lügen. Denn es muß mir herrlich gehen. Aber diese frommen Lügen sind das einzige Gute, das ich auf Erden einer einsamen Menschenseele noch erweisen kann. So lüge und lüge ich denn. Am liebsten rührte ich die Feder so wenig an wie den Pinsel. Aber nur nicht daran denken, daß auch ich einmal eine Künstlerin war!

Der Leichenstein des Selbstmörders ist fertig und ward aufgestellt.

Ich konnte nicht mit dabei sein, da ich gerade starkes Fieber hatte.

Die Freunde vertraten mich; aber ich war froh, starkes Fieber gehabt zu haben. Seitdem ich seinen Geist umgehen sah, empfinde ich ein kaltes Grausen vor allem, was mich an seinen Tod erinnert.

Die Freunde erzählten mir ausführlich die Zeremonie. Alle in Rom anwesenden deutschen Künstler waren gegenwärtig, und die andern Nationalitäten schickten Lorbeerkränze. Es muß sehr feierlich gewesen sein, ein richtiges Totenamt. Auch der Commendatore Mario di Mariano ließ einen Kranz mit prächtiger Schleife und pathetischer Widmung niederlegen. Ein Kranz weißer Azaleen wurde geschickt. Wenn ich dabei gewesen wäre, ich hätte . . .

Das hat Kampf gekostet, diese Trennung von den beiden besten Menschen, die mich nicht verlassen wollten. Es brauchte der Mühen und Listen, der Verstellung und der Lügen, um sie zur Abreise zu bewegen. Alles, was ich an Kraft noch besaß, wurde denn auch verzehrt, aber ich muß, muß allein sein. Meine Einsamkeit ist das Brot des Hungernden, das ich mir nicht stehlen lasse.

Ich schreibe nicht mehr an Gismonda. Zu müde, zu müde. Wenn ich doch kränker wäre! Aber mit dem bißchen Fieber, das ich habe, kann ich in Rom bleiben und hundert Jahre alt werden.

Ich wünschte, o ich wünschte — — Herrgott, vergieb mir; ich weiß nicht, was ich rede. Aber, wenn du meine Sehnsucht kenntest — — du kennst sie.

Einmal muß ich doch hin und den Leichenstein des Ertrunkenen ansehen.

Sich selber getreu bleiben — als ob das so leicht wäre! Und wenn man es auch tausendfach sich selber gelobt. Eine einzige Untreue gegen uns selbst kann uns zermalmen; aber sie kann uns auch retten. Wäre ich in jener Stunde, als mir bei Blitz und Donner der Gott der Sistina erschien, treulos gegen mich selber gewesen, so

könnte ich heute beide Arme ausstrecken und aufjauchzen:

„Herr, Herr, sieh mich an, Herr, sieh dein glückliches Geschöpf!

Und jetzt — — Wie meine todmüde, todwunde Seele ringen und ringen muß, um die glückselige Treulosigkeit nicht zu begehen. Er würde mich nur ein Wort kosten: „Komm!" Ein einziges Wort würde genügen, und ich könnte meine beiden Arme ausstrecken und aufjauchzen: „Herr, sieh mich an! Herr, sieh dein glückliches Geschöpf!

Es ist zu spät. Ich muß schweigen, muß mir selber die Treue bewahren — seinetwillen. Das ist mein einziger Trost.

Ich habe meine entsetzliche Kammer verlassen, wohne noch billiger, viel billiger, fast umsonst, und — wohne prächtig, wohne königlich. Das Haus soll nicht recht gesund sein. Es steht in einem übeln Ruf, gilt für verseucht. Was thut das? Jetzt habe ich bald seit zwei Jahren beständig das Fieber und starb davon noch immer nicht. Meine Wohnung liegt dem Kolosseum gegenüber, im letzten Stockwerk, ein großes Atelier mit zwei Terrassen. Wenn ich auf der Terrasse stehe, so scheine ich in der Luft zu schweben, und ich habe zu meinen Füßen die Herrlichkeit Roms.

Unten im Hause ist ein Bildhaueratelier; es führt auf einen kleinen Hof hinaus, der sogar während dieser Gluthitze voll von grünem Gras und Unkraut ist. Seit Jahren ist es unbewohnt. Es ist das Atelier, welches Steffens einstmals bewohnte. Ich fürchte mich jedoch nicht, preise mein gutes Geschick, daß ich so unerhört billig wohnen kann und daß die Freunde fern im Sabinergebirge sind. Sie hätten sonst ein Geschrei erhoben.

Die wenigen Leute, die das schöne Haus mit mir bewohnen, scheinen mir anders auszusehen als andre, und wenn wir Bewohner uns begegnen, so blicken wir uns eigentümlich an. Ich bilde es mir wenigstens ein.

Jetzt könnte ich malen: in meinem großen Atelier, auf meinen hohen, herrlichen Terrassen. O, wenn ich jetzt malen könnte! Ich könnte mir ein Modell kommen lassen; das schönste Modell, welches zu finden wäre, eine Art Maria von Rocca. Das Modell könnte ich zu jeder Tageszeit auf meinen Terrassen Akt stehen lassen: bei römischer Sommersonne, unter römischem Sonnenhimmel! Und malen könnte ich, malen; arbeiten, arbeiten ... Aber ich kann nicht. Selbst wenn ich das Modell bezahlen könnte, so kann ich nicht! Ich bin zu müde, viel zu müde. Als ich noch nicht so müde war, hätte ich den Kampf mit der Menschengestalt nochmals aufnehmen können, und ich hätte sie vielleicht doch noch bezwungen. Jetzt geht es nicht mehr.

Ich erhielt eine Bestellung! Die Beatrice Cenci soll ich kopieren. Ich wußte ja, das es damit enden würde.

Gluten, Gluten! Sirokko, Sirokko! Ich atme feurigen Staub. Alles lodert und loht.

Vom Morgen bis Abend liege ich auf einer Art Ruhebett, welches mein Vorgänger zurückließ. Wenn ich mich regen muß, thut es mir an allen Gliedern weh. Ich liege mit geschlossenen Augen, leide Flammenqualen und habe Visionen von deutschen grünen Wiesen, die voll bunter Blumen stehen; von deutschen tiefschattigen Wäldern, durch welche helle Bäche rauschen; von deutschen Sommermorgentagen ...

Aber dann abends, spät abends.

Wenn ich spät abends auf einer meiner Terrassen bin! Die eine liegt den Titusthermen zugewendet, die andre gegenüber dem Kolosseum, in dessen Getrümmer ich hineinblicke wie in einen Felsenkrater. Darüber Forum, Palatin und Kapitol, die Gärten des Janiculus und die Peterskuppel und gerade unter mir antike Ruinen mit den Cypressen von San Giovanni e Paolo — ein Königsblick von meinem Königssitz aus, auf dem Prisca Auzinger haust mit ihrem Fieber, ihrem Hunger und ihrer stolzen, reinen Treue gegen sich selbst. Wenn der Himmel im Feuer des Sonnenuntergangs steht, wenn die purpurne Nacht herabsinkt, die Sterne aufleuchten und der Brand des Tages allmählich erlischt — o wie schön! wie schön! Feuchte Kühle steigt aus der Tiefe zu mir empor, die ich einschlürfe, einsauge. Die römische Sommernachtluft soll Gift sein. Wenn sie mich töten würde, so hätte ich einen königlichen Tod. Aber mir ist, als müßte ich noch etwas Wundersames erleben, bevor ich sterben, leise hinabgehen darf.

Etwas Wundersames erleben ... Wie kann ich das, da er mir nicht mehr schreibt? Er schreibt nicht mehr; aber vielleicht — vielleicht kommt er!

Ich erwarte ihn. Jeden Tag, jede Stunde erwarte ich ihn. Ich liege im Atelier und lausche auf seinen Schritt; ich stehe auf der Terrasse und schaue aus nach ihm. Sogar mitten in der Nacht. Ich muß noch etwas Wundersames, etwas Großes erleben, ehe ich sterben darf.

*

Lange schrieb ich nichts. Ich habe zum Schreiben keine Zeit. Ich muß auf ihn warten. Ich will kein Fieber mehr haben! Wenn er kommt, mich zu holen, muß ich gesund sein.

Die Beatrice Cenci werde ich nun doch kopieren. Von dem dafür verdienten Gelde werde ich mir ein neues Kleid kaufen, ein weißes Kleid. Und Blumen, weiße Blumen!

Meine Wohnung werde ich wunderschön sauber halten und jeden Tag mit weißen Blumen schmücken. Wenn er dann kommt, findet er mich in meinem weißen Kleide. Still fasse ich ihn bei der Hand und führe ihn hinaus auf meine Terrasse. Wir stehen hoch über Rom, wir schweben hoch über der Erde. Hand in Hand in die Lüfte erhoben, sage ich ihm, daß ich ihn liebe, daß ich auf ihn gewartet habe, daß ich leben will und glücklich

sein, daß Glück etwas viel Schöneres und Heiligeres ist als Treue gegen sich selbst.

Dann gehe ich mit ihm nach Deutschland.

Er kommt nicht. Ich warte.

Ich muß endlich eine fromme Pflicht erfüllen und Karl Steffens' Leichenstein besuchen. Es muß für mich ein Bußgang sein, denn ich habe gegen den um meinetwillen Gestorbenen viele schwere Gedankensünden begangen, vom ersten Augenblick an, als ich mich mit ihm verlobte: vom ersten Augenblick an brach ich ihm im Geiste die Treue.

Er hat sich gerächt.

Wenn Arthur käme, um mich zu holen, während ich meinen Sühnegang thue? Ich finde jedoch nicht eher Ruhe.

*

Kein Geist, kein Geist! Was ich bei Mario di Mariano sah, war kein von den Toten Erstandener. Karl Steffens lebt! Ich sah ihn! Bei seinem Leichenstein sah ich ihn!

Als ich kam, stand er davor und las die Inschrift:

‚Zum Gedächtnis an den deutschen Bildhauer Karl Steffens.‘ Er las sich seine Grabschrift mit lauter Stimme vor. Ich erkannte seine Stimme, rief ihn beim Namen, und da, ohne sich umzuwenden, floh er vor mir.

An seiner Stimme erkannte ich ihn, und ich erkannte ihn an seiner Flucht: er lebt! Er konnte nicht sterben! Er war zu feige!

Und ich? Allmächtiger, allbarmherziger Gott, und ich — Gott schütze meinen Verstand!

Jetzt rufe ich dich, Geliebter! Geliebter, komm! Hole mich! Ich bin erlöst und befreit. Hörst du? Erlöst und befreit! Komm, komm!

Jetzt will ich leben und glücklich sein. Erlöst und befreit!

Seine Briefe will ich jetzt lesen. Ach, seine Briefe . . .

Zu spät!

In seinem letzten Brief teilt er mir mit, daß er sich mit seiner Cousine verlobt hat — nachdem er lange, lange vergebens gewartet.

Es kam, wie es kommen mußte. Gut so. So ist es am besten. Vorbei, vorbei.

Wie müde ich bin! Ausruhen! . . .

*

„Roma!“

In der großen Halle des Zentralbahnhofs riefen die Schaffner den Namen, der einen Wohllaut hat und zugleich solchen stolzen, majestätischen Klang, wie kein andrer Städtename der Welt. Sogar die Beamten der Eisenbahn schienen den einzigen Namen mit einem pompösen Tonfall zu rufen.

Die Maschine eines spät am Nachmittag von Florenz einfahrenden Personenzuges hielt keuchend und zischend wie ein verendendes Ungetüm. Die Gepäckträger stürzten herbei, rissen die Wagenthüren auf, die Passagiere drängten heraus, begrüßten Verwandte und Freunde, von denen sie erwartet wurden, riefen nach einem Facchino und eilten dem schmutzigen Ausgange zu, wo ihnen die Fahrkarten abgenommen wurden und sie ihr Gepäck von den städtischen Steuerbeamten visitieren lassen mußten.

Der zu allerletzt aussteigende Passagier war ein ältliches, winziges Frauenzimmerchen, auf das sonderlichste kostümiert und für die Reise ausstaffiert. Die kleine Dame rutschte auf das Trittbrett herab, wo sie nun stand und mit großer Anstrengung an umfangreichen Gepäckstücken zerrte, die sich in einem Wagen der dritten Klasse befanden und sämtlich „Handgepäck“ waren. Ein Facchino wollte dem kleinen Geschöpf zu Hilfe kommen. Da wandte sich dieses bitterböse gegen den Mann und schrie ihn an, daß der Römer erschrocken zurückwich.

„Non, non, non!“

So rief das Persönchen mit einer schrillen Kinderstimme und riß dabei an einer gewaltigen Reisetasche, darauf in leuchtenden Farben Rosen und Vergißmeinnicht gestickt waren. Es schien entschlossen, sich dieses Gegenstands wie eines Wurfgeschosses zu bedienen; denn es hielt jeden von diesen braunen Kerlen für einen Feind, der es auf sein Eigentum, wohl gar auf sein Leben abgesehen hatte.

Endlich hatte die tapfere kleine Dame alle ihre Schachteln und Taschen glücklich auf dem Perron um sich her aufgebaut, stand jetzt mitten darunter und schaute sich hilflos um. Sie sah so sonderbar aus und zugleich so belustigend, daß einige Bahnbeamte sich um sie sammelten und sie wie ein Wundertier anstarrten. Wer ihr jedoch nahe kam, den schrie sie wild an: „Non, non, non!“

Mit diesem gellend ausgestoßenen Ruf empfing sie sogar die beiden baumlangen Carabinieri, die in ihrer ganzen Pracht und Würde auf dem Kampfplatz erschienen; denn sie hatte sich in jeder Hand mit einer Schachtel bewaffnet, um sie als Bombe dem an den Kopf zu schleudern, der ihr ans Leben wollte.

Und Prisca kam ihr noch immer nicht zu Hilfe!

Unbegreiflich, daß Prisca nicht da war, um sie bei ihrer Ankunft in der Räuberstadt zu empfangen. Sie hatte ihr doch Tag und Stunde genau geschrieben; denn da Prisca seit Monaten nichts hatte von sich hören lassen, keinen einzigen ihrer vielen flehentlichen Briefe beantwortete, so mußte sie schließlich selbst kommen. Sie kam, und keine Prisca war da!

Allerdings war sie einen vollen Tag später und mit einem ganz andern Zuge in Rom eingetroffen. Sie hatte unterwegs die seltsamsten Abenteuer erlebt, Abenteuer, die nur ihr zustoßen konnten, und es war ein Wunder, daß sie überhaupt eintraf. Aber Prisca konnte sich doch vorstellen, daß es für ein alleinstehendes älteres Frauenzimmer — noch dazu von ihrer Figur — kein Kinderspiel sei, von München nach Rom zu reisen: dritter Klasse, im Personenzuge! Sie führte ihr sämtliches Gepäck bei sich, mußte wohl

sechsmal mit ihrem sämtlichen Gepäck den Wagen wechseln, ließ sich von keiner Menschenseele helfen und schrie jeden, der irgend etwas von ihr wollte, mit ihrem energischen „Non, non, non!“ an. In Verona blieb sie einen halben Tag liegen und in Florenz auch; und geradezu erstaunlich war es, daß sie nicht irgendwo überhaupt liegen geblieben war.

Aber jetzt war sie glücklich da, und keine Prisca zu sehen. Nur rings um sie die grinsenden Gesichter dieser römischen Räuber und Mörder.

Gern hätte sie Priscas Freunden geschrieben, kannte sie jedoch nur unter ihren Vornamen Friederike und Peter Paul, was für eine Adresse doch nicht ausreichend war. So wußte sie sich denn nicht anders zu helfen, als selbst die weite, schreckliche Reise anzutreten, fest entschlossen, ohne Prisca nicht zurückzukehren. Im Idyllenhäuschen war für ihre Ankunft jedes Winkelchen vorbereitet, und das herzogliche Menü des Festessens lag bereits auf dem gedeckten Tisch.

Das liebe, liebe München, das schöne, schöne Schwabing! Daß es Menschen gab, die in München und Schwabing lebten, die München und Schwabing verlassen konnten, um nach diesem abscheulichen Lande, diesem unangenehmen Rom zu gehen — der heilige Vater möge dem Fräulein Gismonda Glocke die Lästerung verzeihen.

Da sie auf dem Bahnhofe, mitten auf dem Perron, doch nicht gut Hütten bauen konnte, so mußte endlich etwas mit ihr geschehen. Am liebsten hätte sie sich auf ihrem Gepäck niedergelassen und angefangen, bitterlich zu weinen. Aber dieses klägliche Schauspiel wollte sie den hohnlachenden Römern denn doch nicht geben — was hätte dazu Seine Hoheit der höchstselige Herzog gesagt?!

Da also keine Prisca ihr zu Hilfe kam, mußte sie sich entschließen, ihren Standpunkt aufzugeben. Sie stellte ihre Verteidigungswaffen, die Hutschachteln, nieder, griff in ihre Tasche, daraus sie nach einiger Beschwerde ein Stück zerknitterten, beschriebenen Papiers hervorbrachte: Priscas Adresse. Mit diesem Scheine in der geballten Hand, ihre Schachteln krampfhaft unter den kleinen, mageren Armen haltend und die bestickte, bunte Reisetasche nach sich schleifend, strebte sie dem Ausgange zu, von einem Gefolge witzelnder und lachender Römer geleitet.

Nachdem ihr Billet abgegeben, fiel sie in die Hände erbarmungsloser Zollbeamter. Sie schrie zwar immerfort „Non, non, non!“, mußte jedoch trotzdem ihr sämtliches Gepäck hergeben, öffnen und vor ihren entsetzten Augen durchwühlen lassen.

Die Gute schien eine Ahnung von Priscas wahrem Zustand zu haben; denn sie hatte Mundvorräte mitgebracht, die für einen Monat ausgereicht hätten, und die sie in Kufstein sowohl wie in Ala unter beständigen wilden Non, — non-Rufen glücklich durchgeschmuggelt hatte. An den Thoren Roms ereilte sie ihr Geschick. Alles wurde entdeckt! Regensburger Würste, Prager Schinken, Nürnberger Lebkuchen, lauter Grüße und Genüsse der Heimat, die Prisca in der harten Fremde sich schmecken lassen sollte, lagen um die kleine, wehklagende Gestalt auf dem schmutzigen Boden herum, und das arme Glöcklein mußte zahlen, so gewaltig es auch Sturm läutete und sich mit dem einzigen, ihr bekannten Fremdworte wehrte, als ob sie keine Bewohnerin des lieblichen Schwabing, sondern eine römische Heldenjungfrau vom Capitol gewesen wäre. So öffnete sie denn jammernd den Barbaren ihr Portemonnaie, darin sich einiges für ihre hübschen deutschen Silbermark unterwegs erhaltenes, schmieriges italienisches Papiergeld befand. Die Unmenschen entnahmen ihr so viel, als der Zoll ausmachte, und sie durfte ihre richtig besteuerten Vorräte wieder einpacken. Endlich gelangte sie aber doch glücklich in einen Wagen, dessen Kutscher sie Priscas Adresse vor die Augen hielt. Der braune Mensch that, als wäre es das gleichgültigste Ding von der Welt, daß er das Fräulein Gismonda Glocke aus Schwabing in Rom vom Bahnhof in die Via Ripetta Nr. 137 fahren sollte, wo Prisca Auzinger, die böse, böse — liebe, liebe Prisca Auzinger wohnte.

Es regnete in Strömen. Seit Monaten afrikanischer Gluten und sengenden Südwinds der erste Regen! Der Himmel Roms war so grau, als läge die Stadt der sieben welthistorischen Hügel an der Isar, die Luft Roms so feucht und kalt, als wehte sie um die Tannenwälder der bayerischen Alpen.

Gismonda warf einen bösen Blick auf die Mauermassen der Diokletianthermen, lehnte sich verächtlich im Wagen zurück und murmelte erbittert: „Das ist also Rom! Was das nun wohl ist? Darüber erheben die Menschen solches Geschrei! Ich habe es ja immer gesagt: Rom? Was ist Rom? Rom ist nichts!“

Die breite, häßliche Via Nazionale, die der Kutscher fuhr, flößte ihr aber doch einigen Respekt ein, so daß sie Rom von neuem eines gleichgültigen Blickes würdigte.

„Das wäre nun so weit ganz hübsch, obgleich gar kein Vergleich mit der Ludwigstraße. Aber um das zu sehen, braucht ein vernünftiger Mensch doch nicht bis nach Rom zu reisen. Und wo sind denn wohl die Altertümer, alle die scheußlichen Heidentempel und grauenhaften Heidengötter, die in Rom noch überall herumstehen sollen? . . . Was ich indessen für das Aergste halte, das ist dieser Regen! Wer auf der Welt Regen schön findet, braucht doch wahrhaftig nur nach München zu kommen. Wo ist denn nun in Rom der ewig blaue Himmel, davon die Leute so viel Wesens machen? . . . Rom, Rom! Die Menschen, die zu dir laufen, können mir leid thun . . . Ach, und Prisca, du Sorgenkind! Und von hier absolut nicht wieder fort zu wollen? Ich versteh's nicht.“

Mit ihrem Gedanken wieder bei Prisca und ihrem großen Kummer angelangt, vergaß sie das häßliche Rom nebst seinem grauen Regenhimmel und versenkte sich von neuem in ihre Sorge um



ihre liebe, böse Lange ... Weswegen sie wohl seit Monaten keine einzige Zeile geschrieben hatte? Nicht einmal auf die Nachricht hin zu antworten, daß Gismonda nun wirklich Ernst mache und selbst komme. Als ob eine Reise nach Rom ein Ausflug auf die Rottmannshöhe wäre? Wenn sie krank geworden, konnte sie doch diese zweideutige Berlinerin, das Fräulein Friederike, oder den verrückten Peter Paul schreiben lassen ... Aber sie wollte es ihr schon sagen!

Nein! Um den Hals wollte sie dem lieben, guten Wesen fallen; freuen wollte sie sich, ihre teure Lange endlich zurück zu haben; nicht wieder von sich lassen wollte sie den Flüchtling — nie wieder!

Durch Jahre hatte sie's sich überlegt: sie wollte Prisca in aller Form Rechtens adoptieren! Das Idyllenhäuschen sollte eine zweite Herrin erhalten; sämtliche gnädige Geschenke der höchstseligen Frau Herzogin: die chinesischen Theeservice, die Porträts der Herrschaften mit den eigenhändigen Unterschriften und alle herzoglichen Menüs sollten einstmals Prisca Auzingers Eigentum werden — unter einer einzigen Bedingung: fort aus Rom und nie, nie, nie wieder nach Rom zurück!

Die gute Gismonda schloß die Aeuglein, um sich die schöne Scene vorzustellen, wenn sie Prisca ihre mütterliche Absicht mitteilte. Prisca würde unendlich gerührt sein, aber erst sie, Gismonda! Sie weinte bereits bei dem bloßen Gedanken an die herrliche, gefühlvolle Stunde, die sie bald, heute noch, erleben sollte.

Via Ripetta, Nr. 137!

Der Wagen hielt, das arme Glöcklein fühlte sich von neuem hilflos. Aber das Bewußtsein der Nähe Priscas verlieh ihr Mut. Sie zog den rettenden Zettel wieder hervor, hielt ihn zu dem Kutscher empor, deutete energisch darauf und wies sodann gebieterisch auf das hohe, häßliche Haus, davor sie hielten.

Der braune Römer begriff denn auch die schwierige Sachlage sofort. Er sprach etwas für Gismonda vollständig Unverständliches, nickte ihr beruhigend zu, nahm den Zettel, sprang vom Bock, ging ins Haus.

Klopfenden Herzens harrte das Glöcklein, jeden Augenblick erwartend, Prisca aus dem Hause laufen und auf den Wagen zustürzen zu sehen. Dabei horchte sie auf das ununterbrochene Klatschen des Regens auf das Straßenpflaster, auf das gellende Geschrei der Ausrufer und fühlte ihre Verachtung gegen Rom und das römische Volk mit jedem Augenblick wachsen. Um ihrem Zorn Luft zu machen und die Erwartung besser zu ertragen, sagte sie beständig halblaut vor sich hin:

„Eine eklige Stadt, eine eklige Stadt! Prisca, wie konntest du nur? O Prisca! ... Aber jetzt komm doch endlich! Ich sitze ja doch hier unten im Wagen, in dem ekligen Rom!"

Nach einer Weile kam — keine Prisca Auzinger, keine liebe, böse Lange, sondern der Kutscher kam wieder zurück. Er schüttelte gleichmütig seinen schwarzen Kopf, stieg gleichmütig wieder auf, wendete sein Roß und fuhr gleichmütig weiter. Gismonda schrie aus voller Kehle: „Non, non, non!" bis sie begriff, daß Prisca ausgezogen war, der Kutscher ihre neue Adresse wußte und sie praktischerweise dort hinfuhr.

Der Regen strömte heftiger und heftiger herab; der Himmel Roms wurde grauer und grauer. Es dämmerte, wurde schnell trostlos trübe und dunkel. Und die Fahrt dauerte endlos! Dabei trotz des Regens ein Getöse und Geschrei, daß Gismonda der Kopf schmerzte. Einmal schaute sie aus dem Wagen und gewahrte nichts als Trümmer und Ruinen. Sie wollte schon fragen, wann es denn in Rom so fürchterlich gebrannt hätte. Dann besann sie sich jedoch, daß sie die Frage mit ihrem einzigen Fremdworte schwer ausdrücken könnte, und daß diese abscheulichen Mauerreste wahrscheinlich die römischen Altertümer wären — die weltberühmten Altertümer!

Diese Entdeckung empörte sie dermaßen, daß sie sich aus dem Wagen beugte und laut hinausrief: „Pfui!" Gerade fuhr sie am Trajansforum vorüber ...

Ein zweites Mal hielt der Wagen vor einem großen Hause, welches bei einbrechender Dunkelheit fast prächtig aussah. Gott sei Dank! Es mußte ihr gut gehen, da sie in solchem schönen Hause wohnte.

Der Kutscher sprang ab, nickte ihr zu und half ihr aussteigen. Gismonda, ohne sich um ihre Siebensachen zu kümmern, wollte sogleich ins Haus eilen, als sie einen Schreckensruf ausstieß und voller Entsetzen stehen blieb.

Aus dem Hause traten ihr vier schwarze Gestalten entgegen, den Leib in eine lange Kutte gehüllt, eine Kapuze über das Haupt und wie eine Larve vor das Gesicht gezogen. Sie trugen auf ihren Schultern etwas Langes, Schmales, welches ein schwarzes Tuch bedeckte, darauf aus Streifen hellen Stoffes ein großes Kreuz geheftet war.

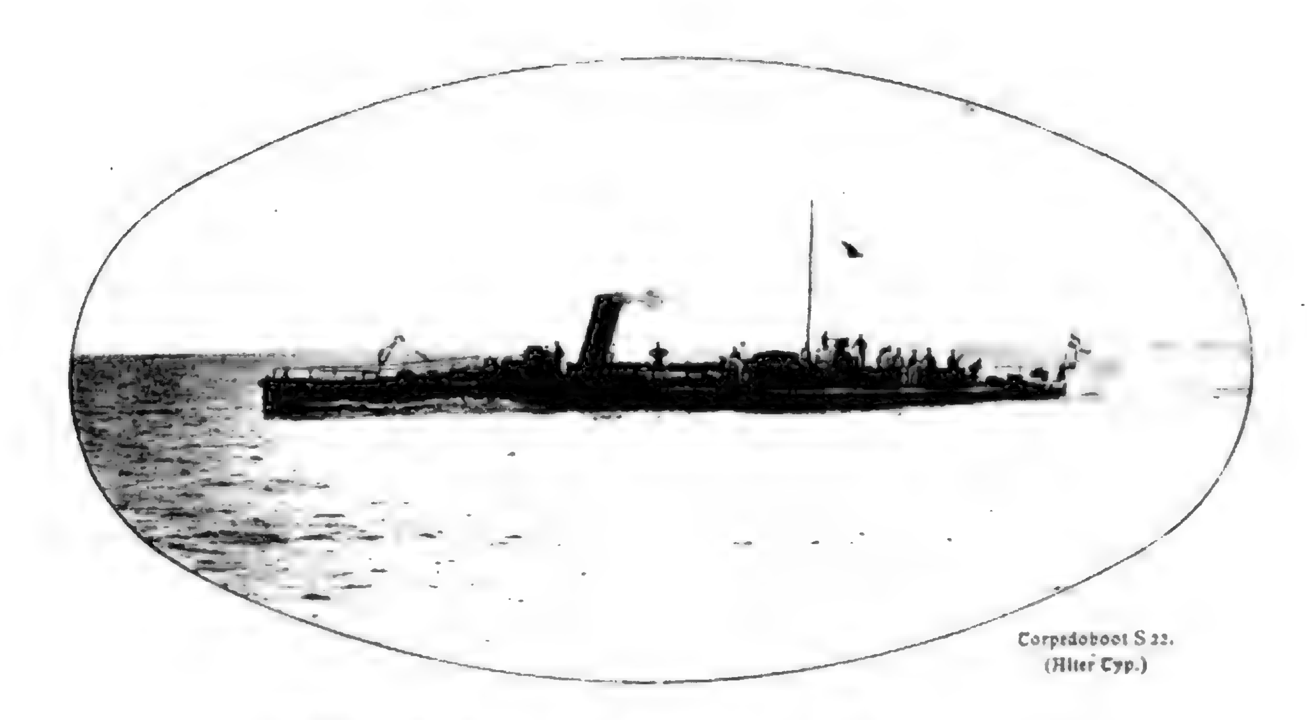
Mit dem langen, schmalen, schwarzverhängten Gegenstand auf ihren Schultern eilten die Vermummten fort, an Gismonda vorüber, in die leichenfarbene Dämmerung des Regenabends hinaus, so schnell, als müßten sie eine widerwärtige Last davonschleppen.

Der Kutscher rührte flüchtig an seinen Hut und murmelte gleichmütig:

„Un morto!"

Ein Toter ...





Torpedoboot S 22.
(Alter Typ.)

Auf dem Torpedoboot.

Eine Marineskizze

von

A. Oskar Klaussmann.

(Aufnahmen von A. Renard in Kiel.)

Die Torpedoboote der deutschen Flotte sind in einer Umwandlung begriffen. Die winzigen S-Boote, mit denen, trotz ihrer Kleinheit, von unsern Seeleuten geradezu Wunder der Navigation verrichtet wurden, sind auf den Aussterbeetat gesetzt; sie haben doch ihren Insassen bei stürmischer Fahrt und schwerer See gar zu viel zugesetzt und ihnen in vielen Fällen selbst den Untergang gebracht. Heute baut man Hochseetorpedos mit zwei Schornsteinen und mit 170 Tonnen Wasserverdrängung, mit zwei Schrauben und drei Geschützen. England baut sogar noch größere Torpedoboote, die schon mehr kleinen Kriegsschiffen ähneln. Auf unserm Bilde „Im Kieler Torpedohafen" sieht man rechts eine Anzahl englischer Torpedoboote, die bei der Aufnahme gerade „zu Besuch" da waren. Sie tragen große weiße Ziffern vorn am Bug. Das große Schiff, unter dessen Backbord die Engländer liegen, ist das deutsche Torpedo-Schulschiff „Blücher".

Die alten S-Boote, besonders der niedrigen Nummern (1—30), sind eine glänzende Schule für unser Torpedopersonal gewesen. Sie haben ungeheure Anforderungen an körperliche und geistige Kräfte gestellt. Wenn die See einigermaßen unruhig war und das Boot gegen die See anfuhr, dann ging es mit der ganzen Nase bis an den vorderen Kommandoturm vollständig unter Wasser. Die schmalen Fahrzeuge rollten, als wollten sie jeden Augenblick kentern, und trotz Oelzeug und der an Deck gespannten Strecktaue war der Aufenthalt auf Deck ganz schauderhaft und gefährlich, weil man bei jedem Versehen über Bord gespült werden konnte. Aber noch gräßlicher war es unten in dem Heiz- und Maschinenraum, besonders wenn bei Nachtangriffen alle Lichter abgeblendet werden mußten und im Innern des Bootes Heizer und Maschinisten vollkommen abgeschlossen in einer Glut saßen, die an die Hölle erinnerte, und wobei die Leute noch fortwährend hin und her geschleudert wurden, so daß sie Mühe genug hatten, nicht in die Feuer hineinzustürzen. Ein großer Teil dieser kleinen, alten Boote wird noch zu Schulzwecken verwendet, zwei von ihnen bilden speziell die sogenannten „S-K-Boote", das heißt Schnelllade-Kanonenboote, und die beiden Schiffe S 22 und S 9, unter dem Kommando des Oberleutnants von Lengerke stehend, dienen zur Ausbildung von „Schnelllade-Kanonenschützen". Auf diesen Booten werden die zukünftigen Geschützführer für Schnellladekanonen, die ja jetzt fast ausnahmslos die Bewaffnung der deutschen Kriegsschiffe bilden, erzogen, und meist nur die sogenannten „Neunjährigen", die aus der Schiffsjungenabteilung hervorgegangen sind und zum Ersatz des Unteroffiziersmaterials der Flotte bestimmt sind, werden zu den Kursen auf den S-K-Booten herangezogen. Jeder Mann hat seine bestimmte Anzahl von Schüssen abzugeben und erhält über seine Leistungen ein besonderes Zeugnis. Die S-K-Boote sind sonst in Wilhelmshaven stationiert, da aber die Jahde sehr wenig Schießplätze hat, während die Ostsee vor der Kieler Föhrde in großer Fülle Buchten aufweist, in denen man scharf schießen kann, waren die S-K-Boote durch den Kaiser Wilhelms-Kanal von der Jahde nach Kiel gekommen, um in der Außenföhrde bei Tage und teilweise bei Nacht im Mondschein ihre Schießübungen auszuführen. Für mich war das ein wahres Glück, denn als ich mich mit den weit reichenden und sehr liebenswürdigen Empfehlungen des Reichsmarineamtes bei der Torpedoinspektion in Kiel meldete, sagte man mir dort mit Bedauern und Achselzucken, ich komme zu ungünstigster Zeit. Die Torpedoflottille sei irgendwo bei Skagen, die Schulboote seien für längere Zeit nach der schwedischen Küste ausgelaufen, um zu üben. Weder Torpedoschießübungen noch Evolutionen von Torpedobooten fänden statt, und man wußte absolut nicht, was man mir zeigen sollte. Torpedoschießübungen kann man verhältnismäßig selten beiwohnen, kostet doch der Schuß eines modernen

Torpedos gegen elftausend Mark, und man leistet sich daher das Vergnügen eines scharfen Schusses sehr selten. Man kann bei Friedrichsort beim Hinausfahren mit dem Tourendampfer sehen, wie Probeschüsse mit den Torpedos abgegeben werden. Von einem weit ins Wasser gebauten hölzernen Schießstand aus werden aus den Lancierrohren die mehr als fünf Meter langen, bronzeglänzenden, zigarrenförmigen Torpedos vermittelst schwacher Pulverladung (Preßluft zum Ausstoßen der Torpedos benutzt man fast gar nicht mehr) in das Wasser hinausgeschleudert. Die Torpedos sind nicht mit Sprengmasse geladen, aber ihr Inneres enthält das vorschriftsmäßige Quantum von hundert Kilogramm Preßluft, die dazu dient, die verschiedenen Schrauben und Steuerräder des Torpedos zu treiben. Der Torpedo stürzt sich in eine Tiefe von drei Metern, in welcher er unter Wasser mit der Geschwindigkeit eines Dampfers dahin schießt. Die in dichten Perlreihen aufsteigenden Luftblasen verraten seinen Weg. So eilt er dem Scheibenfloß zu, das ungefähr sechshundert Meter vor dem Schießstand verankert ist und auf welchem ein Mann mit einer Winkflagge steht. Dieser Mann beobachtet genau, an welcher Stelle der Torpedo unter dem Floß hindurchgeht, und zeigt dies mit der Winkflagge an. Hat der Torpedo seinen vorschriftsmäßigen Lauf vollendet, so schnellt er an die Wasseroberfläche empor und wird von der auf ihn lauernden Dampfbarkasse sofort wieder aufgefischt.

Mit den S-K-Booten geht es zum Scharfschießen mit 5 Centimeter-Schnellladekanonen um acht Uhr morgens aus dem Torpedohafen von Düsternbrook hinaus. Wir befinden uns auf S 22; S 9 ist schon eine halbe Stunde früher in See gegangen, um die in einer Bucht verankerte Schießscheibe herauszuholen und hinauszuschleppen. Es rieselt ein feiner, aber durchdringender Regen herunter, und auf dem Wasser ruht ein Nebel, der besonders im Innern des Hafens ziemlich dicht ist. Das erste Gefühl auf dem Deck des kleinen Torpedobootes ist das der Unbehaglichkeit und Ueberflüssigkeit. Es ist so wenig Platz auf diesen Booten, daß man gar nicht weiß, wo man sich aufstellen soll, um nicht aller Welt im Wege zu sein. Das Verdeck ist außerdem noch mit cylindrischen Blechfässern beladen, welche wie Schmalzkisten aussehen. Dann lagern dort Bretter, Latten und allerlei Tauwerk, und am hinteren Ende steht noch eine Abteilung von Leuten, die von einem Maaten über die Einrichtungen des Schnellladegeschützes instruiert werden. Einige grauenhafte Schreie stößt die Sirene des Torpedobootes aus. Jaulen (vom englischen to yawl) nennt man dieses abscheuliche Heulen, Kreischen und Brüllen der Sirene. Nachdem wir erst aus dem Hafen heraus und um das Torpedoschulschiff „Blücher“ herumgefahren sind, geht es mit „voller Kraft“ zum Hafen hinaus, und diese rasche Fahrt hat in der frischen Morgenluft entschieden etwas Angenehmes und Erfrischendes. In dem vordersten Turm des Bootes befindet sich die Dampfsteuerung, und in dem kleinen Turm steht ein Mann, der diese Dampfsteuerung nach den Angaben des Kommandanten bedient. Außen am Turm, auf der linken Seite, befindet sich eine Scheibe, welche die Kommandos für den Maschinen-Telegraphen enthält und auf welcher sich eine Kurbel, wie auf einer Kaffeemühle, hin und her drehen läßt. Den Griff an der Kurbel hat die neben dem Kommandoturm stehende „Nr. 1 vom Boot“, das heißt der älteste Obermaat (Sergeant) in der Hand, um den Telegraphen nach Angabe des Kommandos in Bewegung zu setzen.



Im Kieler Torpedohafen.



„Was haben Sie da in den Schmalzfässern, Herr Oberleutnant?“

„Das sind keine Schmalzfässer, das sind Blechfässer mit Granaten; in jedem solchen Faß stecken zwölf 5 Centimeter-Granaten, und wir haben ungefähr dreihundert Granaten an Bord, die wir draußen verschießen wollen. Macht mal ein solches Faß auf!“

Zwei Mann stellen das Faß hoch und schrauben den luftdicht schließenden Deckel heraus. Man sieht zwölf Stück Granaten, deren Pulverladung in Blechcylindern steckt und welche, ähnlich den Gewehrpatronen, nur in bedeutend vergrößertem Maßstabe, mit Granate, Pulverladung und Blechhülse ein einziges Ganzes bilden. Sie stecken in den Ausschnitten der beiden Blechböden, die wagerecht im Blechcylinder angebracht sind.



Beziehen der Scheibe.

„Wir werden jetzt gleich die Granaten scharf machen!“ heißt es, und auf dem Achterdeck des Torpedobootes entwickelt sich eine Idylle. Da sitzen die Mannschaften auf Tauwerk oder auf dem Deck, neben sich die Blechschachteln, welche die Zünder, die die Granaten zur Explosion bringen, enthalten, und arbeiten sich geschickt in die Hände. Mit besonders konstruierten Zangen schrauben sie den bisherigen Metallpfropfen aus der Spitze der Granate heraus und setzen dafür den Zünder ein. Die scharf gemachten Granaten, die nun zur Explosion fertig sind, werden wieder in die Abteilung der Fässer hineingethan und die Fässer geschlossen und zur Seite gerollt. Der Signalstation in Friedrichsort wird beim Herausfahren unser Erkennungssignal gezeigt, und am Signalmast an Land senkt sich die Signalflagge zum Zeichen, daß das Signal verstanden worden ist. Laboe ist passiert, zur Linken winkt noch der Bülker Leuchtturm, wir aber nehmen den Kurs scharf nach Nordost und sind bald in der offenen See. Auch hier ist das Meer spiegelglatt, aber es hat doch mehr Bewegung und die vorderste, scharfe Spitze des Bootes, die sogenannte „Maus“, taucht öfter als sonst ins Wasser. „Wir bekommen vortreffliches Wetter,“ meint der Kommandant.

Der Regen hat aufgehört, und der stärker werdende Wind ballt Wolken und Nebel zusammen und treibt sie wieder auseinander. Vor uns auf dem Wasser sehen wir das andre Boot S 9, welches die Scheibe im Schlepptau hat. Diese Scheibe ist ein dreieckiges Floß, auf welchem ein Lattengerüst aufgestellt ist. Es ist mit Segelleinwand bespannt und bildet eine ungefähr fünf Meter lange und drei Meter hohe Wand. Am breiten Ende des Flosses ist zu dieser linken Wand aus Segelleinwand rechtwinkelig noch eine zweite, halb so lange Wand, bestehend aus Lattengerüst mit Segeltuchbezug, angebracht. Geschleppt wird diese Scheibe an einer Stahltrosse, und damit diese nicht zu tief in das Wasser eintaucht und dadurch die Fahrt behindert, dient ihr als Träger ein Tragtau aus Hanf und Korkabfällen, hohl und durchbrochen angefertigt. Unser Kommandant giebt dem Steuermann, der auf S 9 befehligt, die nötigen Direktiven, und wir vertiefen uns in eine der Buchten östlich von der Föhrde und in der Richtung der Insel Fehmarn.

Das Naturschauspiel, das sich uns jetzt auf der weiten Meeresfläche bietet, ist von überwältigender Wirkung. Ein gewaltiger Kampf zwischen Wolken und Nebel einerseits, zwischen Sonnenschein und frischer Seebrise andrerseits tobt um uns. Schließlich gewinnt die Sonne Oberhand, und leuchtend liegt nach Norden die unbegrenzte Fläche der See vor uns.

Die rote Warnungsflagge wird an der Spitze unsers kleinen Mastes gehißt. Mit gräßlichem Jaulen warnt die Sirene alle andern Fahrzeuge, in unsre Nähe zu kommen. Watte wird an Bord verteilt, um sie in die Ohren zu stecken, denn das Schießen beginnt. Mit zehn Meilen (es sind stets Seemeilen à 1852 Meter gemeint) pro Stunde zieht S 9 die Scheibe durch das Wasser. Wir fahren parallel, aber in entgegengesetzter Richtung, vorläufig mit „Allee“ (dieses Wort heißt „alle“, das heißt alle Kraft, und es wird in solch eigentümlicher Weise ausgesprochen, um Mißverständnisse zu verhindern). Auf dem Mittelturm unsers Bootes befindet sich die Schnelllade-Kanone, und an ihr hantieren vier Mann unter Aufsicht des als Instrukteur dienenden Obermaaten. Numero 1 dieser vier Mann ist der Schütze, der den kolbenförmigen Ansatz des Kanonenhinterteils an die

Schulter drückt und visiert, denn die zehn Schuß, die er abgeben will, sollen sitzen. Numero 2 zu seiner Linken hat die fertige Granate in der Hand. Numero 3 zu seiner Rechten zieht den Verschluß der Schnelllade-Kanone auf, und Numero 4 reicht dem Einleger Numero 2 die neue Granate zu und nimmt ihm die leeren Hülsen, die beim Oeffnen des Geschützes herausspringen, ab. Noch ein kurzes Jaulen der Sirene, dann fällt der erste Schuß. Die Granate pfeift über die Wasserfläche, schlägt auf, explodiert, schlägt durch die Scheibe und fährt wohl noch einen halben Kilometer weit, einschlagend und wieder aufspringend, über die Wasserfläche entlang. Schuß auf Schuß kracht aus der Schnelllade-Kanone der Scheibe entgegen, die sich mit ungefähr sechsundzwanzig Meilen Geschwindigkeit nähert. Numero 1 hat den Maschinentelegraphen auf „Zweimal äußerste Kraft" gestellt, und wir laufen mit 16 Meilen Geschwindigkeit, während das uns entgegenkommende Boot mit der Scheibe 10 Meilen läuft. In wenig mehr als einer Minute sind die zehn Schuß auf die Scheibe gefallen, und von dem Kanonenturm her tönt die Meldung: „Feuer durch!"

Jetzt heißt es, an die Scheibe heran und die Schüsse, die getroffen haben, zählen. Rasch aufeinander folgen die Kommandos, die der Mann im Turm, soweit sie sich auf die Steuerung beziehen, wie das bei der Marine üblich ist, zum Zeichen, daß er sie verstanden hat, wiederholt.

„Hart Steuerbord! Allee! Halbe Kraft! Zehn Backbord! Zehn Steuerbord! Mitschiffs! Stopp!"

Jetzt sind wir am Scheibenfloß. Zwei Mann, die der Sicherheit halber Korkwesten tragen, springen vom Bord des Torpedobootes auf das Floß hinauf. Einer von ihnen hat einen Teerquast, das heißt einen Pinsel, der an langer Stange befestigt und mit Teer gefüllt ist. Mit einem Eifer, der geradezu ansteckt, späht jedermann an Deck nach den Schußwirkungen in der Segelleinwand. Am meisten interessieren natürlich der Schütze und seine Vorgesetzten. Von den zehn Schuß hat die Scheibe eine ganze Menge von Löchern bekommen, aber nur die regelmäßig quadratischen sind Treffer, die andern sind von Sprengstücken der Granate erzeugte Risse. Ein Schuß hat eine Hauptstütze des Lattengerüstes glatt durchschlagen; das macht aber nichts, wir haben eine Menge Holz und Latten an Bord, um die Scheibe zu reparieren. Sechs Treffer sind auf 1000 Meter Entfernung festgestellt, und der Schütze bekommt seinen gehörigen Wischer, weil er nicht besser getroffen hat. Mit dem Teerquast werden die Umrisse der Trefferlöcher in der Segelleinwand der Scheibe geschwärzt, um sie von den ferneren Trefferlöchern zu unterscheiden. Der kleine, vierarmige Anker, der sogenannte „Draggen", mit welchem das Boot am Scheibenfloß festgehalten wurde, wird abgeworfen, katzenartig turnen die Korkwestenmänner vom Floß wieder an Deck, und unterdes gehen wir schon wieder von der Scheibe los. Das Schleppboot hat unterdes, unmittelbar nachdem die Serie von zehn Schuß auf unserm Boot gefallen war, die Fahrt so verlangsamt, daß es fast still liegt. Es wartet auch auf uns, als wir uns von der Scheibe losmanövrieren, mit „Hart Steuerbord" scharf ausbiegen und mit „Allee" an ihm vorbeikommen. Wenn man das Kommando „Hart Steuerbord" oder „Hart Backbord" selbst nicht hört, fühlt man es in den Füßen. Sobald das Ruder „hart gelegt" wird, beginnt der ganze Körper des Torpedobootes zu zittern und zu vibrieren, daß zum Beispiel unten in der kleinen Kajüte kein Gegenstand, er sei schwer oder leicht, auf Tischen oder Stühlen liegen bleiben kann.

Jetzt sind wir am Schlepper vorbei. Noch einmal kommt das Kommando „Hart Steuerbord!" und in scharfer Kurve, wobei sich das Boot ganz auf die Seite neigt, jagen wir in die entgegengesetzte Richtung, in der das Schleppboot fährt.

„Recht so!" lautet das Steuerkommando.

Die Sirene jault, der Schlepper setzt sich mit zehn Meilen Kraft in Bewegung.

„Zweimal äußerste Kraft!"

„Fertig!" und mit scharfem, weithallendem Knall fliegen wiederum die zehn Schuß aus dem Schnelllade-Geschütz, der Scheibe entgegen. Das Schnelllade-Geschütz und die Leute daran arbeiten automatisch und gleichmäßig, wie eine Nähmaschine. „Kling-kling, klick, klack, klick, bumm!" das sind die Töne, die man hört. Das erste Kling-kling entsteht durch das Aufreißen des Verschlusses und durch das Herausfliegen der Messinghülse des abgefeuerten Schusses. Das weniger klingende Geräusch ist verursacht durch das Hineinlegen des neuen Schusses und durch das Zuschlagen des Verschlusses. Wenige Sekunden später hat der Schütze schon das Ziel und feuert ab.

So machen wir stundenlang ein fröhliches „Karussellfahren" in der Bucht, aber wir bleiben nicht ohne Zeugen und nicht ohne Besucher. Die Panzerriesen der Flotte, die zu Schieß- und Fahrproben in See gehen, kommen an uns vorüber, ein Vergnügungsdampfer von Kiel nach Saßnitz, dessen Deck ganz schwarz von Menschen ist, kommt ganz dicht heran und scheint Lust zu haben, sich zwischen uns und die Scheibe zu legen, „um sich die Sache recht genau anzusehen". Fischerboote kommen manchmal so bedenklich in die Schußlinie, daß das Schießen eingestellt werden muß. Die biederen Fischer haben es nämlich ganz gern, wenn sie „ein wenig angeschossen werden". Nicht etwa aus ungebändigtem Heldenmut, sondern weil der Staat dann „bannig betolen" muß, nämlich Schadenersatz!

Um in das Innere des Schiffes zu gelangen, müssen wir auf allen vieren kriechen, aber da unten giebt es eine ganz einladend aussehende Kajüte mit einem langen Tisch, zwei Polsterbänken und einigen Wandschränken.

„Jetzt schleppen wir die Scheibe, und das andre Boot schießt," belehrt uns der Kommandant, „nun habe ich etwas Zeit, und wir können an den inneren Menschen denken. Sie müssen sich allerdings mit Mannschaftskost begnügen, etwas andres haben wir nicht an Bord, und von Getränken kann ich Ihnen ein Glas Bordeaux oder ein Glas Apfelwein anbieten."

Das Mannschaftsessen besteht aus vortrefflichem Rinderbraten mit ebenso vortrefflichen Kartoffeln.

„Ist das Mannschaftskost?"

„Jawohl! Die Leute erhalten hier auf den Mann und Tag eine Mark Verpflegungsgelder. Die 28 Mann auf dem Boot besorgen sich in Selbstverpflegung und Selbstverwaltung dafür ein sehr gutes Essen."

Es giebt schließlich noch sehr schöne, frische Radieschen und dazu Wein aus sehr großen Wassergläsern, da kleine Gläser bei scharfen Wendungen des Bootes rettungslos vom Tische fliegen.

Unsre Unterhaltung wird verschiedentlich unterbrochen. Halten wir, damit das andre Boot zur Konstatierung der Treffer an die Scheibe gehen kann, so läuft die Welle, die durch die rasche Fahrt des andern Bootes erzeugt wurde, unter unserm Kiel hindurch und schaukelt unser Boot wie eine Wiege. Man muß seefest sein, um da unten in der Kajüte nicht aus der Rolle zu fallen. Hin und wieder erscheinen ein paar Beine, von oben her, in der Kajüte. Den Beinen folgt ein Oberkörper, und dann steht ein Mann da, der irgend eine Meldung zu machen hat.

Auf Deck ist es doch am schönsten, in der frischen Seeluft. Das Segeltuch der Scheibe ist so zerschossen, daß es erneuert werden muß. Diese Arbeit wird von den Torpedoleuten mit der größten Fixigkeit besorgt, ebenso die Reparatur des Holzgerüstes der Scheibe. Gegen fünf Uhr nachmittags geht es in frischer, fröhlicher Fahrt wieder nach Kiel zurück.



Scharfmachen der Granaten.



Am Hofe des Padischah.

Die diplomatische Verbindung zwischen Frankreich und der Türkei ist noch immer unterbrochen, und es scheint, daß die Störung noch längere Zeit andauern wird. Wenn es heute in den Zeitungen heißt, der Sultan sei zum Nachgeben bereit, und es handle sich nur noch darum, hierfür eine möglichst wenig demütigende Form zu finden, so kann man morgen lesen, gewissen Einflüssen sei es gelungen, den Padischah aufs neue in seinem Widerstande zu bestärken, und an eine Lösung des Konflikts dürfe man vorläufig gar nicht denken. Wie dem auch sei, der Beherrscher der Gläubigen steht wieder einmal im Vordergrunde des öffentlichen Augenmerkes, und da ist es wohl von Interesse, Näheres über ihn und seine Lebensweise wie über die geheimnisvollen Ratgeber zu erfahren, die seinen Willen nach dem ihrigen lenken. „Der Sultan lebt in Saus und Braus," heißt es in dem bekannten Studentenliede, und thatsächlich kann sich Abdul Hamid II. jede Ueppigkeit gönnen, nach der sein Herz nur verlangt, aber sonst haust er in seinem Yildiz-Kiosk nicht viel anders als ein Gefangener. Es ist allerdings eine freiwillige Gefangenschaft, in die sich der Kalif, der „Schatten Gottes", begeben hat, aber immerhin eine Gefangenschaft, wenngleich in goldenem Kerker.

Mit dem Worte „Kiosk" verbinden wir Abendländer den Begriff eines zierlichen, kleinen Gebäudes,

etwa eines schmucken Gartenhäuschens, aber Yildiz-Kiosk (Sternen-Kiosk), wohin sich Abdul Hamid aus Furcht vor Anschlägen gegen sein geheiligtes Leben vor vielen Jahren zurückzog, ist eine ganze Stadt mit mehreren Schlössern, vielen Parkhäusern und sonstigen Gebäuden, mit ausgedehnten Gärten, Werkstätten, Fabriken, nicht zu vergessen die Kasernen mit ausgewählten Truppen zum persönlichen Schutze des Padischah. Die Vorsichtsmaßregeln, mit denen der Sultan sich umgiebt, sind nicht unbegründet, denn Palastrevolutionen gehören in Stambul nicht zu den Seltenheiten. Fielen doch seine beiden Vorgänger auf dem Throne solchen zum Opfer. Sein Oheim Abdul Aziz wurde 1876 ermordet, und Abdul Hamids älterer Bruder Murad führt, nach kurzer Regierungszeit entthront, als angeblich geisteskrank ein bejammernswertes Dasein. Es ist nun schon mancherlei über Yildiz-Kiosk und seine Geheimnisse geschrieben worden, aber nur wenige dieser Mitteilungen hatten Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Parteilosigkeit, auch fehlten die rechte Ordnung, der rechte Zusammenhang, die ein zutreffend erscheinendes Bild der thatsächlichen Verhältnisse hätten ergeben können. Ein solches Bild nun läßt sich aus einem jüngst erschienenen Buche gewinnen, dessen Verfasser während eines jahrelangen Aufenthaltes in Konstantinopel mit Zuständen und Personen gut vertraut wurde, mit Männern aus der Umgebung des Sultans in Verkehr trat und dem sogar ein Einblick in den streng gehüteten großherrlichen Harem gestattet wurde, selbstverständlich nicht direkt, aber doch durch Vermittlung einer Dame, die sich der Bekanntschaft einer türkischen Prinzessin erfreute. „Abdul Hamid, seine Familie und sein Hofstaat“ nennt sich das Buch (Budapest, S. Deutsch & Comp.), und Bernhard Stern, der bekannte Wiener Schriftsteller, ist sein Verfasser. Ihm folgen wir, soweit wir nicht auch aus andern Quellen schöpfen, im nachstehenden.

Eine dreifache Mauer beschützt die Residenz des Padischah, und durch drei Thore gelangt man in den ersten Vorhof. Durch die „kleine Pforte“ passieren die Würdenträger, Palastdiener und fremden Besucher, welche letzteren bei der militärischen Wache ihre Visitenkarte abgeben und warten müssen, bis sie weitergehen dürfen. An jedem Abend werden dem Sultan die Visitenkarten sowie eine Liste aller Personen, die sonst die Pforte passiert haben, vorgelegt. Das „Thor der Sultanin-Mutter“ dient als Ein- und Ausfahrt für den kaiserlichen Harem, die fremden Fürsten und sonstigen vornehmen Gäste. Die dritte und größte, reich verzierte Pforte, das „Sultansthor“, wird nur vom Padischah selbst benutzt. Alle drei Thore führen, wie gesagt, nur in den ersten Hof, in welchem Empfangsräume für vornehme Besucher und allerlei Dienstgebäude belegen sind. Mehrere Pforten erschließen nun den Weg in den zweiten, von einer zehn Meter hohen und vier Meter breiten Mauer begrenzten Hof, innerhalb dessen sich Gärten und Alleen erstrecken und eine Reihe von Fabriken und Kiosken belegen ist. Eine dritte, gewaltige und festungsartige Mauer umgiebt endlich die eigentliche Residenz des Sultans, das „kaiserliche Haus“ nebst dem Harem. Hier breiten sich die herrlichsten Gärten mit Seen und Teichen aus, und zu reizenden Lusthäuschen gesellt sich eine Anzahl prächtiger Schlösser und Schlößchen. Das im Schweizer Stil erbaute „Schalet“ (chalet) diente dem Kaiser Wilhelm, das auf einer Insel belegene „Tschador“ dem Prinzen Heinrich zum Aufenthalt. Das Lieblingsschloß des Sultans ist das „Kaßket“, an einem großen künstlichen See erbaut. Hier giebt der Padischah sich seiner Neigung zur Kunstübung hin, und so sind ein Musiksalon, ein Malzimmer und ein photographisches Atelier vorhanden. Stundenlang soll Abdul Hamid hier verweilen, träumerisch in die Fluten des Sees blickend. Eine minder poetische Sprache redet ein andres Schlößchen, aus schneeweißem Marmor erbaut. Hier tagte jene geheime Kommission, welche die revolutionärer Umtriebe verdächtigen Personen verhörte, und mancher der Unglücklichen, die hier der Inquisition verfielen, dürfte sich mit Schaudern dieser bangen Stunden erinnern, wenn er überhaupt hierzu in der Lage ist. Noch immer läßt der Sultan neue Bauten errichten, und so erklärt es sich, daß in Yildiz eine eigne Bauverwaltung mit einem festen Bestand von 800 Angestellten besteht. Die leichten Bauten, nach einem vom Sultan erfundenen System ausgeführt, erfordern nur geringe Arbeit. Er wird zunächst das Balkengerüst des Hauses aufgestellt, dann mit Draht überspannt und mit Zement überdeckt. Auf diese Weise wurde in drei Tagen der Kiosk hergestellt, von welchem aus Kaiser Wilhelm II. die Truppenschau abnahm. Kaum minder zahlreich als die Schlösser und Schlößchen sind in Yildiz die Fabriken, unter denen Sägerei, Tischlerei, Kunstschmiede und Töpferei besonders hervorgehoben seien. Abdul Hamid ist selbst ein Meister der Tischlerei und besitzt ein Zimmer, dessen ganze Mobiliareinrichtung von ihm selbst angefertigt ist. Er interessiert sich sehr für die Fabriken, leider aber fließt von den Summen, die er für sie anweist, vieles in die Taschen der ungetreuen Vermittler. An dem Etat für die Garten- und Parkanlagen wagen sich die Beamten jedoch nicht zu vergreifen, und so erfreuen sich jene der herrlichsten Blüte.

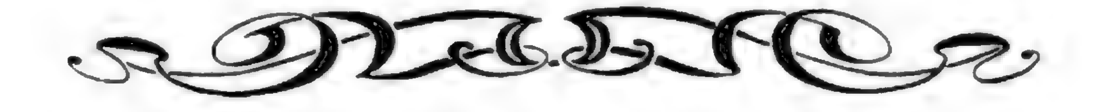
Der Sultan ist ein sehr fleißiger Arbeiter. Im Sommer erhebt er sich um 5, im Winter um 6 Uhr und erledigt binnen 24 Stunden die schriftlichen Eingänge — soweit sie überhaupt an ihn gelangen. Vor seinen Augen werden die Schriftstücke, bevor er sie in die Hand nimmt, in eine Büchse mit Desinfektionsstoffen gelegt. Die Hauptarbeitszeit des Padischah beginnt nachmittags gegen 3 Uhr und währt nicht selten bis 2 Uhr nachts. Zwei- bis dreimal wöchentlich pflegt er das kleine Theater zu besuchen, das an das eigentliche kaiserliche Wohnhaus angebaut ist; eine Thür führt direkt von den Privatgemächern des Sultans in den Zuschauerraum. Als Direktor fungiert ein Tscherkesse, Ilias Bey, der, falls der hohe Gebieter keinen besonderen Wunsch äußert, die Stücke nach Belieben auswählt. Für das Lustspiel sind nur Türken angestellt, welche auch die Frauenrollen spielen; in der Oper wirken fast ausschließlich Italiener, die sehr gut honoriert werden. Die kaiserliche Privatkapelle besteht aus 300 Musikern, die fast alle Offiziersrang haben, bis zum Obersten aufwärts. Gewöhnlich treten nur 70 bis 80 Mann zugleich auf, und nur bei besonderen Anlässen erscheint die Kapelle vollständig. Die Vorliebe für Theater und Musik wird von den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses geteilt; sie besuchen gern das kaiserliche Theater und haben zum Teil in ihren eignen Palästen noch kleine Extrabühnen, auf denen abwechselnd gespielt wird. Im übrigen führen die osmanischen Prinzen kein beneidenswertes Dasein, vielmehr leben sie in einer

Abgeschlossenheit, die kaum anders als Gefangenschaft zu bezeichnen ist. Die nächstberechtigten Thronfolger sind zwei Brüder des Sultans, Mohamed Reschad und Kemaleddin, denen sich als nächstältester Prinz ein Sohn des ermordeten Sultans Abdul Aziz, Jussuff Izzedin, anreiht. Diese Prinzen, von denen die ersteren beiden in Dolmabaghdsche wohnen, während der dritte in Beikos am asiatischen Ufer des Bosporus haust, dürfen niemals ihre Wohnung verlassen, und selbst die sechs Söhne des Sultans, die sämtlich in Yildiz wohnen, sind Tag und Nacht von Aufsehern umgeben. Während die drei nächstberechtigten Thronanwärter ungebildete Männer sind, hat Abdul Hamid seinen Söhnen eine gewisse Erziehung angedeihen lassen. Mit Ausnahme des ältesten, Mehmed Selim, sind sie formell alle beim Militär eingestellt, aber bei ihren Truppen kann man sie nur bei großen Paraden und auch dann nur auf wenige Minuten sehen; sonst kommen ihre Soldaten zu ihnen, das heißt von Zeit zu Zeit marschieren hundert Mann von verschiedenen Regimentern in Yildiz ein und exerzieren vor den Prinzen. Die Damen des kaiserlichen Harems haben es besser. Ihnen ist, allerdings unter gewisser Einschränkung, Bewegungsfreiheit gestattet; sie dürfen nach Gefallen in Yildiz wie außerhalb der Residenz umherfahren, und nur die angetrauten Frauen des Sultans, die Kadine Efendi, sind auf Yildiz beschränkt. Gern empfangen die Damen des Harems Gäste, besonders Europäerinnen, und diese können sich überzeugen, daß die Prinzessinnen durchaus gebildete Damen sind, in der abendländischen Litteratur gut bewandert und geschickt in mancher schönen Kunstübung.

Unter den Dienstgebäuden des oben erwähnten ersten Hofes nimmt eine besondere Stellung das Mabeyn ein, das Kammerherrnhaus, in dem als höchste Charge der Palastmarschall amtiert. Diese Würde bekleidete viele Jahre, bis zu seinem Tode im April 1900, Ghasi Osman Pascha, der Held von Plewna. Unter dem Palastmarschall fungieren neun Mabeyndschi (Kammerherren), von denen formell die ersten beiden den höchsten Rang bekleiden, während jedoch thatsächlich meist ein Günstling den größten Einfluß ausübt. Der bemerkenswerteste dieser Günstlinge war oder ist — denn es heißt, der entlassene Favorit sei wieder zu Gnaden angenommen — der vielgenannte Izzet-Bey. Aus Damaskus gebürtig, stand er als unbekannter Mensch jahrelang im Dienste der Polizei von Konstantinopel, bis er auf einem jener wunderbaren Wege, wie sie in Stambul nicht selten sind, zum — Handelsminister berufen wurde. Bald darauf erhielt er eine Anstellung im Yildiz-Kiosk, und wieder vergingen Jahre, da stand er plötzlich als der vertrauteste Berater des Padischah vor der erstaunten Oeffentlichkeit. Das geschah im Herbst 1895, in den unruhigen Tagen nach dem ersten armenischen Putsch. Natürlich fehlte es dem Emporkömmling nicht an Neidern und Feinden, aber der Sultan hielt seine schützende Hand über ihm, und diejenigen, die ihn aus der Gunst des Padischah zu verdrängen trachteten, fielen selbst in Ungnade. Anfangs erhielt der neue Günstling kein festes Gehalt, sondern nur von Zeit zu Zeit vom Sultan Geschenke, aber er verstand es weidlich, dessen Güte auszubeuten und sich durch unlautere Mittel zu bereichern. Er allein hatte jetzt das Ohr des Padischah, durch seine Hände gingen alle Gesuche an den Gebieter, und diese Hände verstanden zu nehmen. Man hat Izzet Bey die Schuld an den armenischen Unruhen wie an den kretischen Wirren gegeben, er ist wiederholt der Bestechlichkeit, der Unterschlagung und Fälschung überführt worden, und wiederholt traf ihn die Ungnade des kaiserlichen Herrn, aber aus allen Fährlichkeiten ist er glücklich wieder hervorgegangen, denn, so sagen seine Gegner, „er hat die sieben Seelen einer Katze; treibt man ihm eine aus, gleich bekommt er eine andre“. Demnach müßte Izzet Bey erst zum siebenten Male in Ungnade fallen, um endgültig abgethan zu sein. Eines aber lassen auch die Gegner dem gefürchteten und verhaßten Manne: er ist ein unermüdlicher Arbeiter, der sein Behagen vollständig dem kaiserlichen Dienst unterordnet, und an seiner Ergebenheit für die Person des Padischah läßt sich kaum zweifeln.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über des Sultans Küche, welcher der Kilardsche Baschi (Obermundschenk) vorsteht; er legt dem Herrscher die Speisen vor, nachdem er selbst zuvor davon gekostet hat. Die Zahl der Tischdecker und Aufwärter für den speziellen Dienst des Padischah beträgt 40, und 20 weitere Beamte stehen unter dem Kawehdschi Baschi, dem Kaffeedirektor. Die 10000 und mehr Mägen in Yildiz auf Kosten des Sultans täglich zu füllen, dienen drei Küchen, deren eine nur für den Sultan, einige bevorzugte Damen des Harems und etwaige Gäste kocht. Die zweite Küche, in der 40 Köche beschäftigt sind, sorgt für die Prinzen und die höheren Palastbeamten. Die Speisen werden täglich zweimal ausgeteilt und von 600 Trägern ihren Bestimmungsorten zugeführt. Die dritte Küche endlich stellt das Mahl für die Diener und Arbeiter her. Es werden zweimal täglich mindestens 1000 Platten, die Platte für 10 bis 12 Personen, gefüllt, und so erscheint die jährliche Küchenausgabe des großherrlichen Hofhalts in Yildiz mit rund 6800000 Mark nicht zu hoch veranschlagt. Hierzu kommen aber noch bedeutende Kosten andrer Art, wie die nächtlichen Speisungen während des ganzen Ramasonmonats, die Bewirtung der Stambuler Garnison während derselben Zeit, die Versorgung aller Privathäuser der höheren Palastbeamten und vieler Bevorzugten mit fertigen Speisen aus der zweiten kaiserlichen Küche oder mit Lieferungen von Lebensmitteln aus den Naturalienlagern — genug, die Küche im Yildiz-Kiosk ist die größte Küche der Welt. Ja, der Sultan lebt in Saus und Braus, aber der schlichte Bürger und Arbeiter in unsern Landen hat es behaglicher als der Beherrscher der Gläubigen in seinen Prunkgemächern.

Theodor Sell.





Blick von der Adlerbrücke in die Stadt Brixen.

Das tausendjährige Brixen.

(Photographische Aufnahmen von Wilhelm Müller in Bozen.)

An der Mündung der Pusterthaler Rienz in die Eisack, den Nebenfluß der Etsch, liegt Brixen, die Bischofstadt, mit ihrer nun tausendjährigen Geschichte, in reizvoller, einladender Gegend, im grünen Becken, wo oft die Bäume längst blühen, wenn rings die Höhen des Brenners und die Felder des Pusterthales noch hoher Schnee deckt. Von weitem unterscheiden wir den weißen Dom und die uralte Bischofsburg.

Die Stelle, wo heute das von rebenbepflanzten Hügeln umgebene blühende Gemeinwesen sich erhebt, dürfte wohl schon 828 in einer Urkunde unter dem Namen Pressena gemeint sein. Sicher ist Brixen in Prichsna, einem Meierhof, zu finden, welchen Kaiser Ludwig das Kind 901 dem Bischof Johannes von Säben schenkte. Der heilige Albuin verlegte den bischöflichen Sitz von Säben sodann nach Prichsna, während Bischof Herward gegen 1015 die Stadt mit Ringmauern umgab. Unter Bischof Altwin, der den deutschen Königen Heinrich III. und Heinrich IV. mit unverbrüchlicher Treue ergeben war, sah Brixen 1080 jenes welthistorische Konzil, worin Papst Gregor VII. abgesetzt und an seiner Statt der Gegenpapst Klemens III. gewählt wurde. Herzog Welf von Bayern, ein Anhänger Gregors, verjagte Altwin dafür von seinem bischöflichen Sitze. Noch zu Anfang des elften Jahrhunderts galt Brixen als reichsunmittelbares Fürstentum, bis es sich mit Herzog Rudolf IV. († 1365) eng liierte. 1380 erhielt es eine neue Stadt- und Gerichtsordnung. Es folgte eine Blütezeit des städtischen Lebens und bürgerlichen Wohlstandes. Unselige Wirren brachen über die Stadt unter dem hartnäckigen Fürstbischofe Kardinal Niclas von Kusa herein, der, vom Papst gegen den Wunsch des tirolischen Landesfürsten und des Domkapitels auf den bischöflichen Sitz erhoben, einer der erbittertsten Gegner des Erzherzogs Sigismund war. 1511 fand das geistliche Fürstentum einen endgültigen Anschluß an das Stammhaus Oesterreich. Schwere Prüfungen hatte die Stadt im sechzehnten Jahrhundert zur Zeit der Bauernkriege zu bestehen.

Dem geistreichen und staatsklugen Fürstbischof Kaspar Ignaz Grafen Künigl verdankt Brixen den Ausbau der Residenz. Die Kriege im achtzehnten Jahrhundert suchten die Stadt besonders schwer heim, da sie ja an einem wichtigen strategischen Kreuzungspunkt tirolischer Haupt- und Heerstraßen liegt. Die Säkularisation 1803 verleibte das Fürstentum Oesterreich ein. Aber schon 1805 kam es unter bayrische Herrschaft, welche die theologischen und philosophischen Studien aufhob, die Domkapitulare versprengte, das Kollegiatstift auflöste und das geistliche Sängerinstitut in eine Kaserne verwandelte. Die fortwährenden Truppendurchzüge, Einquartierungen und Kontributionen verschlangen größere Summen, als die Bürgerschaft aufzubringen vermochte. 1814 kam Brixen an Oesterreich zurück, 1816 erhielt es eine Hauptschule und ein Gymnasium, 1823 das theologische Studium und ein vollständiges Domkapitel mit sieben Mitgliedern.

1174, 1235 und 1444 wurde die Stadt bald ganz, bald teilweise in Asche gelegt.

Heute zählt die alte Bischofstadt gegen 6000 Einwohner und besitzt eine Garnison; sie ist Sitz eines Fürstbischofs, höherer staatlicher Behörden und verschiedener Bildungsanstalten. Daneben herrscht großer Gewerbefleiß. Auch die Kunst hat ihre Heimstätte gefunden; die kirchliche Bildhauerei von Brixen erfreut sich eines weiten Rufes. In neuester Zeit nimmt Brixen, „das liebliche Coblenz der Rhätier“, auch als Winterkurort großen Aufschwung. Eine renommierte Wasserheilanstalt nach Kneipp-System zieht alljährlich Hunderte von Gästen herbei.

Viele Sehenswürdigkeiten bieten in und um Brixen, dieser ehrwürdigen Reliquie für Kunst- und Weltgeschichte, eine angenehme und belehrende Zerstreuung. Da ist vor allem der mächtige, Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begonnene, 1754 vollendete, neuestens prächtig restaurierte Dom, dessen Fassade aus weißem Marmor mit den zwei kupfergedeckten Türmen einen imposanten Eindruck macht. Das Innere der schönsten und kostbarsten Kirche Tirols schmücken Gemälde von Schöpf, Paul Troger, Michael und Christian Unterberger. Daran südlich anstoßend der kunsthistorisch berühmte mittelalterliche Kreuzgang mit Fresken aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, — eine Stätte voll von romantischem Zauber und weltabgeschiedener Stimmung. Nördlich vom Dome befindet sich ein Bogengang mit dem Grabstein des 1445 verstorbenen, im nahen Neustift begrabenen Minnesängers Oswald von Wolkenstein. Der Dom und der Massivbau des bischöflichen Palais mit seinem schönen Park geben der Stadt auch heute noch die am meisten hervortretenden Charakterzüge. Noch gut erhalten ist das historisch interessante Johanniskirchlein, die Stätte des Konzils vom Jahre 1080, mit erst in neuester Zeit entdeckten Fresken aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert.


Am Graben in Brixen.


Der Kreuzgang am Dom in Brixen.

Auf dem Domplatz wird noch die Stelle gezeigt, wo am 23. Dezember 1809 drei hervorragende Landesverteidiger der Umgebung, Johann Kircher, Kircherbauer von St. Leonhard, Bartlmä Pichler, Rapötzerbauer von Mühland, und Johann Haller, Müller aus Neustift, kriegsrechtlich erschossen wurden. So verewigt sich alte und neuere Geschichte in buntem Wechsel.

Nicht vergessen dürfen wir bei einem Besuche der Bischofsstadt des prächtigen Baues der Chorherren von Neustift, der eine Nachbildung der römischen Engelsburg sein soll und als Ruhestätte Oswald von Wolkensteins gilt. Das Kloster liegt eine halbe Stunde von Brixen entfernt. Seine



Gedenkstein des Minnesängers Oswald von Wolkenstein.

ältesten Bauten, nämlich die Michaelskirche und der stattliche Turm der Klosterkirche, gehören noch der romanischen Periode an. Die vielen interessanten Wandbilder und Tafelgemälde in Neustift wie in Brixen selbst lassen schließen, daß Brixen einstmals der Sitz einer bedeutenden Malerschule war.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß einer der größten Tiroler in der nächsten Umgebung Brixens, dem Weiler Tschötsch, das Licht der Welt erblickte und auf der Brixener Bischofschule seine erste klassische Bildung genoß: Jakob Philipp Fallmerayer, der große Historiker und Orientalist, der berühmte Verfasser der „Fragmente aus dem Orient“.

Stattliche Ortschaften ziehen sich weit hinauf auf die Brixen umgebenden Höhen, ein Kranz von Schlössern, Edelsitzen, Kirchen und Kapellen. Hoheitsvolles und Liebliches drängt sich im engen Rahmen. Drei Kilometer von der Bischofstadt entfernt steht das Wirtshaus „Zu der Mahr“, die Heimat des berühmten Landesverteidigers und Märtyrers der Wahrheit, Peter Mayr, des Wirtes an der Mahr.

Albert Ellmenreich.

Die Jahrtausendfeier von Brixen hat am 26. und 27. Oktober in Anwesenheit des Erzherzogs Eugen, Corpskommandanten von Tirol als Vertreters des Kaisers, des Fürstbischofs von Trient, des Landeshauptmanns von Vorarlberg, des Bürgermeisters von Wien und so weiter stattgefunden. Der Erzherzog besichtigte den Domschatz in der fürstbischöflichen Residenz und das neueingerichtete Museum. Am Nachmittag des 26. Oktober fand unter Teilnahme des Erzherzogs Eugen, des Bezirkshauptmanns von Arbesser, des Bürgermeisters Mittermayer und der Gemeindevertretung, der Herzogin von Sabran und zahlreicher Damen, sowie mehrerer Wiener Gäste die kirchliche Weihe und Eröffnung des Leo-Waisenhauses statt. Nachdem der Bürgermeister eine gedrängte Geschichte des Entstehens und Werdens der zu Ehren des Jubelfestes gestifteten Anstalt entworfen, nahm Fürstbischof Simon die Weihe des Hauses vor. Nach der Feier besuchte Erzherzog Eugen das Priesterhaus, an dessen Portal er vom Fürstbischof und der Hausvorstehung empfangen wurde. Am Abend fand ein Fackelzug statt; an der Spitze marschierte eine Abteilung Feuerwehr, dann kamen Paukenschläger und Fanfarenbläser in historischer Tracht zu Pferde, die Regimentsmusik, die Gymnasiasten mit der Fahne, die Schützen- und Veteranenvereine, die Vahrner Musik, der deutsche Turnverein, der katholische Gesellenverein und wieder eine Abteilung Feuerwehr. Der Zug bewegte sich durch die Hauptgassen und über die Hauptplätze der Stadt.

Der Höhepunkt der Feier war der Sonntag, der 27. Oktober. Fanfarenbläser weckten die Festgäste und die Brixener, wohl mancher mag aus kurzem Schlummer aufgefahren sein nach langer Nachtsitzung. Um halb acht Uhr holte der gesamte Klerus in festlicher Reihe den Fürsterzbischof aus der Hofburg ab, um ihn beim solennen Einzug in den Dom zum Festaktus zu geleiten. Dieser bestand in einem feierlichen Te Deum, der vom Fürstbischof zelebrierten Missa solemnis zur Jahrhundertwende für Chor und großes Orchester (op. 98) von Probst Ig. Mitterer, ausgeführt unter Leitung des Komponisten vom Domchor und dem Orchester des Männergesangvereins. Hierauf war Empfang beim Erzherzog Eugen. Der historische Festzug begann sich um zehn Uhr zu entwickeln. Das Programm hatte der Dombenefiziat Walchegger, der Verfasser der Denkschrift „Brixens Geschichtsbild und Sehenswürdigkeiten“, aus der tausendjährigen Vergangenheit der Stadt geschöpft. Die Oberleitung des Zuges hatte Karl Wolf, der Begründer des Meraner Volksschauspiels. Die Kostüme waren von dem Spezialgeschäft Diringer in München geliefert.

Der Festzug dauerte drei volle Stunden unter dem Jubel des in Massen aus allen Gauen und Thälern zusammengeströmten Publikums. Vor der fürstbischöflichen Hofburg, vor dem Absteigequartier des Erzherzogs Eugen und vor dem Stadthaus fanden Ovationen statt.

Der Festzug bot zehn historische Bilder. Ein Paukenschläger und Fanfarenbläser hoch zu Roß,



Fürstbischöfliche Burg in Brixen.

in die Farben von Stadt und Hochstift Brixen gekleidet, eröffneten die farbenprächtige Reihenfolge. Das erste Bild zeigte die Bewohner des königlichen Meierhofes Prichsna zur Zeit der Schenkung an Bischof Zacharias von Seben, Ackerbauer mit einem Ochsengespann, Hirten, Fischer, Jäger und Winzer mit dem Villicus, dem Meier oder „Baumann“ in der Mitte. Ihm voraus trugen Kinder die Schenkungsurkunde und als Zeichen der Uebergabe Aehren und eine Rasenscholle. Das zweite Bild stellte die Missionsarbeit des heiligen Cassian dar, der auf einem Festwagen (gezeichnet von Stationsvorstand Schramm und ausgeführt von Tischler Anton Mayer) vor einem zerstörten Heidenaltar stand, umgeben von rhätischen Ureinwohnern und römischen Soldaten. Als drittes Bild erschienen der Brixener



Stadtgasse



Neustift bei Brixen.

Bischof Berchtold von Neifen und Graf Albert von Tirol in der Ausfahrt zum Kreuzzug von 1218, mit Edelknaben, Reisigen und Volk. Auch die Figur Walthers von der Vogelweide durfte hier nicht fehlen, den die Tiroler als ihren engeren Landsmann in Anspruch nehmen. Der Vogelweider Hof auf dem Lainer Berg oberhalb von Waidbruck im Eingang des Grödnerthales gilt ihnen als seine Geburtsstätte. Das vierte Bild zeigte auf einem schönen Festwagen (entworfen von Glasmaler Strobl, ausgeführt von Maler Barth und Tischler Strukel) unter einem Baldachin den österreichischen Herzog Rudolf V., wie er als Schirmvogt des Bistums Brixen die Belehnung vom Bischof Konzmann empfängt (1363). Das fünfte Bild führte die Domschule vor, den Chorsänger, den Innungsmeister und die Schüler, die damals durch Singen vor den Häusern milde Gaben zu ihrem Lebensunterhalt zu sammeln pflegten. Das sechste Bild war die Brixener Künstlerschaft um 1400. Der Festwagen (von Bildhauer Valentin in Brixen) trug die Modelle des damaligen Domes und der Pfarrkirche mit dem weißen Turm. Baumeister Joerg, die Maler Leonhard und J. Sunter, Bildhauer R. Rasp, die



Ackerbau.



Künstler:



Zunftfahnen.



Sc

Der historische Festzug in

Goldschmiede Schauer und Christoph, Minnesänger Oswald von Wolkenstein (genau nach einem Denkstein jener Zeit vorgeführt) standen im Wagen, den Gesellen und Lehrlinge mit ihren Abzeichen begleiteten. Die nächste Gruppe war der Stadtrat von Brixen um Zunftbecher folgten. Dann kam das Schützenwesen in seiner Entwicklung; darunter das Aufgebot der Miliz gegen den Einfall der Bayern in Tirol 1703. Das zehnte Bild (entworfen von Oswald Waitz, ausgeführt von Josef Barth und den Gebrüdern



I.



Ratsherren mit Frauen und Töchtern



II.



Tirol 1809.

rixen am 27. Oktober 1901.

1600, dem in Lanzknechtskostümen vier Viertelmeister mit Rügerute (Amtsstab) des Amtsrichters und dem Richtschwert (das noch wirklich vorhanden) vorausschritten und der Stadtschreiber mit dem Stadtbuch aus dem Jahre 1604 und die Ratsherren mit Frauen und Töchtern, die Zünfte mit Meistern, Gesellen und Lehrlingen, die letzteren mit Innungszeichen und Torggler) führte Figuren aus dem Heldenkampf von 1809 vor, das Mädchen von Spinges, den Mahrerwirt mit seiner Familie, Pater Haspinger und seine Gefährten, die 1809 in einer Beratung beim Krugwirt in Brixen die „Sachsenklemme“, die Vernichtung einer Abteilung sächsischer Truppen, vorbereiteten.

Vaterseele.

Von **C. von Dornau.**

Sie hatten die Nacht in Andreasberg zugebracht und waren frühzeitig am nächsten Vormittage aufgebrochen, um durch den Rehberger Graben zum Forsthause Oderbrück zu wandern und von dort aus den Gipfel des alten Vater Brocken noch bei vollem Tageslichte zu erklimmen. Denn es dunkelte um diese vorgerückte Jahreszeit schon allzubald. Die milde Oktobersonne hatte sich über Mittag Mühe gegeben, die dichten, grauen Nebel zu durchbrechen, die den Riesen in ihre schleppenden Gewänder hüllten. Nun, wie der Tag sich neigte, krochen sie wieder aus den Schlupfwinkeln hervor, in die sie vor der himmlischen Herrin geflohen waren; sie jagten über die schon halb entlaubten Bäume weiter unten im Thale, huschten unheimlich über das braune, triefende Moor und umwehten die beiden Wanderer mit geisterhaftem Hauche. Der Gipfel aber lag noch vor ihnen im hellsten Sonnenlichte, königlich thronend über dem stetig wachsenden, flutenden Nebelmeere, das den kleinen Troß der niederen Berge zu verschlingen drohte. Und dem Gipfel strebten die beiden mit stiller Herzensfreude zu.

Zwei stolze, hohe Gestalten waren es! Noch ungebeugt von der Bürde der Jahre der gerade Rücken des alten Mannes; tannenschlank das Mädchen an seiner Seite. Auf den kräftigen Schultern kleine, feine Köpfe mit klugen, scharfgeschnittenen, energischen Gesichtern; der Zug männlicher Festigkeit in des Alten Antlitz nur wenig gemildert in dem jugendlichen Mädchengesicht. Bei beiden unter eckig gemeißelten Stirnen dieselben guten, treuherzigen blauen Augen — Augen, die keine Unwahrheit kannten, die noch vor keinem andern Blicke sich hatten senken müssen.

Sie stiegen ruhig den Pfad hinan, der hier ziemlich steil bergan lief, um weiterhin fast eben eine Zeitlang auf schmalem Knüppeldamme über das Moor zu führen. Die herbe Luft hatte auch die blasseren Wangen des Mädchens gerötet, und wie sie so schweigend und nachdenklich im gleichen, kräftigen Tempo nebeneinander dahinschritten, trat die Aehnlichkeit in beiden Gesichtern noch schärfer hervor; dem Vater, der das jugendliche Antlitz an seiner Seite von Zeit zu Zeit mit einem Blicke stiller Zärtlichkeit streifte, war's, als läse er in einem aufgeschlagenen Buche. Alles darin war ihm vertraut, als sei's ein Stück von ihm selbst. Das war sein Lächeln, was da mildernd um den festen Mund flog! Er kannte jeden Gedanken hinter dieser klaren Stirn, das sagte er sich mit Entzücken — gesund war es an Leib und Seele, sein einziges Kind, dessen Geburtsstunde die Todesstunde der Mutter gewesen war.

Anna fühlte den Blick, wandte sich zum Vater und sah ihn lächelnd an, in stummer Frage. Er gab das Lächeln zurück und sagte:

„Nun, was dachtest du soeben?"

„Das wollt' ich dich gerade fragen."

Er antwortete nicht direkt, sondern blieb einen Augenblick stehen und wies mit der Hand nach der hellbeleuchteten Bergkuppe vor ihnen.

„So denk' ich mir das Alter," sagte er; „m e i n Alter weißt du — aus all dem Leiden und Treiben, aus dem engen, grünen Wiesenthale der Jugend, den Nebeln des Irrtums und dem dürren Felssteige der Pflicht sich am Schlusse so herauszuretten zu heiterer Klarheit und Ruhe auf wunschloser Höhe! Und dich dabei zur Seite — dich bewahrt zu wissen vor all dem Wirrsal und der Mühe da unten, daß dein Leben und deine Seele so krystallhell bleibe, so unberührt wie ehedem. Ein köstlicher Ausblick, nicht wahr? Eine wundervolle Voraussicht."

Seine Augen leuchteten in jugendlichem Feuer. Aber es entzündete nicht das aufblitzende Verständnis, dem es sonst stets in der Tochter Augen begegnete. Anna senkte das Haupt nachdenklich und schwieg. Sie grub die festen weißen Zähne in die Unterlippe und schaute starr vor sich auf den Weg nieder. Der Vater sah mit Befremden einen Schatten über ihre Stirn sinken, den er nicht verstand. Eine leise, ahnungsvolle Beklemmung überfiel ihn — aber schon hob Anna das Haupt wieder frei empor und sah ihm mit dem alten ehrlichen Blicke in die Augen.

„Vater," sagte sie und holte tief Atem, „was du da sagst — ist es wohl ganz das Richtige, das Rechte?"

Er erschrak und sah sie bestürzt an:

„Ich verstehe dich nicht recht, Anna!"

Sie schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Nein, Vater, das thust du wirklich nicht ganz. Und das hat mich oft gequält in der letzten Zeit, seitdem ich so viel nachgedacht habe! Ich habe ja immer so viel Zeit zum Nachdenken gehabt, denke doch! Alle die vielen, vielen Stunden des Tages über, während du in deinem Bureau bist! So endlos waren da oft die Tage! Unser kleiner Haushalt — hast du wirklich gemeint, daß mich der ganz ausfüllen, alle Kräfte des Geistes und Körpers in Anspruch nehmen könnte? Und was ich sonst hatte: die Bücher und meine Blumen und Vögel, und der Nähtisch im Erker, das war doch alles nicht genug, wenn man so jung ist und so kräftig und so hungrig nach Arbeit!"

Sie preßte die Hände gegen die Brust und sah mit einem sehnsüchtigen, verlangenden Blicke ins Weite. Ihr Vater ging ein Weilchen ganz

still neben ihr her; dann sagte er mit einer Stimme, in der die verhaltene Wehmut zitterte:

„Armes Kind, du bist viel einsam gewesen! Ich habe dich viel allein lassen müssen!“

Sie fuhr herum und blickte ihn erschreckt an. Er sah verändert aus, ganz plötzlich. Als ob er mit einem Schlage älter geworden wäre.

In überströmendem Liebesempfinden griff sie nach seiner Hand und drückte sie zwischen ihren schlanken, kräftigen Fingern, die die Erregung ganz kalt gemacht hatte.

„Vater!“ rief sie beschwörend. Sie nannte ihn stets nur ‚Vater‘. Sie kannte keine Koseworte, weil sie keine Mutter gekannt hatte.

„Hab' ich dir wehgethan?“ fragte sie angstvoll. Und dann, in rascher, fast überstürzender Rede, als wollte sie sich selbst zur Ruhe sprechen: „Nein, nein, das ist ja nicht möglich zwischen uns beiden! Du hast mich gelehrt, die Wahrheit über alles zu stellen — und es ist dir lieb, wenn ich dir alles genau so sage, wie ich es empfunden habe, nicht wahr? Es war ja doch nicht deine Schuld, wenn ich so viel allein war! Du hattest deinen großen, mühsamen, herrlichen Beruf — mußten mir erst fremde Leute sagen, daß mein Vater der erste, der bedeutendste, der am höchsten geschätzte Rechtsgelehrte unsrer Stadt sei? Jede freie Stunde fast gabst du mir; denke an all die schönen Abende am Kaminfeuer und die Spaziergänge am Sonntagvormittag und die gemeinsamen Reisen während der Gerichtsferien! Aber dazwischen kamen all die andern, die bösen, stillen, zweck- und ziellosen Stunden, in denen ich grübelte, grübelte — und dann sprach ich einmal mit Doktor Berger darüber —“

„Mit Doktor Berger? Wie kamst du zu dem?“

Ein ganz feines, leises Rot lief über die Wangen des Mädchens, die vorhin, während ihrer ernsten Beichte, blaß geworden waren. Aber ihre Augen hielten dem forschenden Blicke des Vaters ruhig stand.

„Du weißt ja, daß ich ihn im letzten Jahre oft sah, bei uns zu Hause, bei Tante Alma und andern, und wir sprachen viel und immer mehr zusammen. Er hat so viel in mir geweckt! So viele neue, stürmende Gedanken — aus mir selbst hat er mich herausgeführt; die Welt hat er mich verstehen gelehrt und meine eigne Seele — und er sagte mir: ‚Sie dürfen nicht nur grübeln und sinnen und lesen, was andre gedacht haben, Sie sollen selber schaffen und andre Seelen wecken, Sie können das!‘ Da fing ich an zu schreiben —“

Anna hielt inne. Der schweigende Zuhörer war zusammengefahren, aber er winkte ihr, weiter zu sprechen. Und sie atmete wieder tief auf, als sei nun eine große Last von ihr genommen; die Last der Heimlichkeit, die ihr junges, aufrichtiges Herz bedrückt hatte! Lebhaft fuhr sie fort:

„O Vater! Welch reicher Inhalt kam da in das öde Gefäß meiner leeren Stunden! Und all die zahllosen Kämpfe: das Ringen mit dem ungefügen Worte, die bittere Verzagtheit, die Herzensnot des Zweifels, die Qual, in Fremdes sich hineinzudenken, sich hineinzufühlen — Was lernte ich da alles! Die bunte Kette der Enttäuschungen und Erfolge — welch eine Lust lag in dem allen! Doktor Berger hat mich geführt und beraten, ihm verdanke ich auch vor allem, daß Erfolge da waren — weißt du, was so die Welt Erfolge nennt, Vater! Mein erstes Buch — zum Feste wollt' ich es dir bringen. Nun hast du's doch früher erfahren, und es ist gut so. Sieh, die Sorgen und Mühen konnt' ich dir verbergen, aber die Freude ist aufdringlicher. Und du freust dich doch mit mir, Vater, nicht wahr? Daß mein Leben nun so reich geworden ist —“

„Ich werde mich gewiß mit dir freuen, Anna! Aber ein wenig Zeit mußt du mir lassen. Sag mir nur erst das eine: warum sprachst du mir nicht früher davon, warum nahmst du den fremden Mann zum Vertrauten?“

Sie waren bisher mechanisch weitergeschritten. Nun blieb er stehen und stieß die Worte hastig hervor, bemüht, die aufquellende Bitterkeit zu dämpfen.

Die Tochter faßte liebevoll seinen Arm und schmiegte sich an ihn.

„Ich wußte, daß du mich das fragen würdest!“ sagte sie gedankenvoll. „Zuerst erschien es mir manchmal selber unverständlich, und wenn man darüber nachdenkt, ist es doch so sehr natürlich. Sieh, Vater, du — du bist so abgeklärt, so ruhig, so fertig, so über all den Nebeln und Abgründen, wie der Berg hier; Doktor Berger aber — er steht selber so mitten im Kampfe — er versteht all dies Ringen und Schwanken und Zagen in mir, besser fast als ich selbst, er ist eben — auch noch jung!“

Er ließ den Arm der Tochter plötzlich aus dem seinen fallen. Schwer atmend, mit gesenktem Haupte, ging er weiter. Anna kannte dies wortlose Wandern an ihm, wenn ihn irgend etwas heftig bewegte. Er hatte dann sonst die Gewohnheit, mit dem Stocke hie und da kräftig gegen die herumliegenden Steine zu stoßen, als schiebe er damit auch aus seinen Gedanken unsichtbare Hindernisse fort. In diesem Augenblicke that er das nicht. Die Last, die sich auf seine Seele gesenkt hatte, war nicht so leicht abzuwälzen. Er fühlte sie mit wahrhaft körperlichem Schmerze.

Anna hatte eine Zeitlang geduldig gewartet, ob er ihr antworten würde. Als das nicht geschah, fuhr sie dann mit leiserer, weicher Stimme fort: „Er und ich, wir sind beide noch ganz unten in dem grünen Thale, von dem Du vorhin sprachst, und wir lieben es mit seiner Not, seinen Kämpfen, mit seiner süßen, verwirrenden Unruhe des Hoffens im Ringen nach einem nebelhaften Ziele! Uns lockt die ‚wunschlose Höhe‘ noch nicht. Nicht wahr, Vater, du verstehst mich?“

„Ja, mein Kind, ich verstehe dich — ich verstehe das alles. Ist es — ist es schon lange her, seitdem du alles dieses zum ersten Male fühltest und erlebtest?“

„Schon mehr als ein Jahr.“

Schon mehr als ein Jahr! Leicht bebend hatte die Frage, ruhig, vertrauend die Antwort geklungen. Nun wanderten sie wieder schweigend weiter. Je höher sie stiegen, desto schärfer fühlbar ward ihnen der Hauch des Nordwindes, der über die kahle Kuppe strich. Noch lag der Sonnenschein darüber ausgegossen, aber er hatte nicht mehr die Kraft zu wärmen. Der stahlblaue Himmel schimmerte; wie eine Grotte von krystallenem Eise lag seine Wölbung über dem Gipfel. Die Luft war kalt und klar und durchsichtig wie eine unabänderliche Wahrheit. So öde das Moor und die großen, grauen Klippen und Felsblöcke und das kriechende, staubfarbene Gestrüpp! Und so öde der Rest des Lebens vor dem alternden Manne!

Schon mehr als ein Jahr hatte sein Kind gerungen und gestrebt, gehofft und gebangt, und er hatte blind und stumpf daneben gestanden und nichts davon geahnt. Er dachte, daß er in ihre Seele hineinsehe wie in helles Krystall, und hatte doch nur sich selbst geschaut im Spiegel. Mit der Kraft, mit dem Rechte der Jugend hatte der fremde Mann sich das alles zu eigen gemacht, was er für sein unveräußerliches Besitztum gehalten: das Vertrauen, das Verständnis seines Kindes. Und sie war doch Blut von seinem Blute, genährt mit seinem Geiste! Aber der, der jung war wie sie, hatte größeres Anrecht an sie gewonnen.

Er hatte manchmal versucht, sich sein Kind vermählt vorzustellen, aber es war immer nur ein unklares, schattenhaftes Bild geworden. Und immer war dabei der freundliche Gedanke tröstlich erschienen, daß sie im tiefsten Inneren nur ihm angehörte, daß kein dritter ihre seelische Gemeinschaft stören könne.

Und nun? Er fühlte mit schmerzhafter Deutlichkeit: wenn sie dem Fremden sich in Liebe zu eigen gegeben, hätte der Vater sie weniger verloren, wäre der Verlust minder schwer zu tragen gewesen!

Nun waren sie oben angelangt. Wenige hundert Schritte von ihnen lag der ungefüge Würfel des Brockenhauses, und die schrägstehende Nachmittagssonne glitzerte in seinen Fensterscheiben. Anna blieb stehen, blickte schweigend umher, und ihre kräftige, junge Brust hob und dehnte sich in wohligem Empfinden. Dann suchte ihr Auge in frohem Leuchten das des Vaters. Aber der stand sehr still und gerade neben ihr und blickte unbeweglich ins Weite. Daß er so still geworden, befremdete sie. Hatte er nicht gesagt, daß er sie völlig verstände? Ein ängstliches Fragen trat in ihre Augen.

„Vater!“ bat sie. „Sieh mich einmal an! Sprich zu mir!“

Er wandte sich sogleich zu ihr und blickte so ernst, so tief, so forschend in ihr bewegtes Antlitz, als sähe er es heut zum ersten Male recht. Er las die Unruhe darin; er hatte sein Kind nicht oft weinen sehen; nun stiegen zwei große Thränen in die klaren Augen. Da wich der eisige Zwang von seiner Seele, und aus der unerschöpflichen Tiefe des Vaterherzens sprang ein heißer Liebesquell.

„Mein geliebtes Kind,“ sagte er mit weicher Stimme, „dein Glück ist auch das meine!“

Da hing sie auch schon aufjauchzend an seinem Arme und zog ihn unter munterem Geplauder vorwärts. Und er hörte zu und nickte und lächelte und fühlte die ganze Zeit über ein dumpfes Erstaunen, daß sie nun wiederum so gar nichts von dem ahnte, was in ihm vorging. Sie sprach von dem Freunde, von seiner innigen Verehrung für den Vater, von dem Bunde reinster Sympathie zwischen ihnen. Und der alte Mann fühlte, daß er zu scherzen vermochte, fühlte es mit dem gleichen verwunderungsvollen Bangen, sagte in sanfter Heiterkeit: „Nun werde ich eben in eurem Bunde der dritte“ und dachte zugleich: ‚Gottlob, sie weiß es nicht, wie weh dies Wort: „der dritte“ thut!‘



Die Kaffern.

Wie in den Zeiten der römischen Weltherrschaft, interessiert sich heutigentags die zivilisierte Welt für alles, was aus dem dunkeln Erdteil kommt. Zuvörderst war es gewissermaßen Mode, sich für afrikanische Dinge zu erwärmen, in jenen bewegten Tagen, in welchen die staunende Welt von dem abenteuerlichen Zuge des Anglo-Amerikaners Stanley Kunde erhielt. Der geistigen Eroberung folgte die materielle, und es kam das große Teilungsgeschäft zu stande, das den ungeschlachten Kontinent wie ein Schachbrett zergliederte. Kolonien, Schutzgebiete, Interessensphären: es kam Leben und Bewegung in die träge Masse. Man arbeitete sozusagen mit Dampf, das Werk der Zivilisation schritt in Siebenmeilenstiefeln einher. Zuweilen freilich blieb sie in irgend einem exotischen Sumpf oder in einem verzauberten Urwald zwischen dem Aequator und den Wendekreisen stecken. Aber die Netze waren geschickt ausgespannt, und mit einem Male zappelten Millionen dunkelhäutiger Naturkinder in dem Maschenwerk, das Diplomaten und Kaufleute, Soldaten und Abenteurer um die „inferioren Rassen“ der schwarzen Erde gezogen hatten.

Unter diesen Völkern, denen man mit den Kunststücken der Zivilisation beizukommen trachtete, um ihre Kupferhaut in waschechte Kulturwolle einzuhüllen, spielten die Kaffern von Anbeginn her eine hervorragende Rolle. Mit dem Namen „Kaffer“ verband man die Vorstellung von den wildesten der Wilden. Seine Wildheit lag zum Teil in seiner Tapferkeit, die vornehmlich den Engländern


Kaffernmädchen, Schwester des Häuptlings Lokotowayo.

unbequem wurde, als sie mit Cetewayo, dem mächtigen Häuptling der Zulu, abzurechnen hatten. Von da ab tauchte der Kaffer auf der Bildfläche der ganzen Südhälfte des Kontinentes auf, vom Tanganyika bis zum Umvolosi, von der Kalahariwüste bis zu den Trachenbergen.

Die genauere Kenntnis der Völker Südafrikas hat nun ergeben, daß es ein Irrtum war, sie samt und sonders als „Kaffern" zu bezeichnen. Die wissenschaftliche Ethnographie hat daher den Begriff der Bantuvölker aufgestellt, im Gegensatze zu den Negervölkern, welche die breite Mittelzone des Erdteiles, den Sudan, besiedeln. Hierbei war weniger die Hautfarbe entscheidend, welche bei beiden Rassen vom Dunkelbraun des Ebenholzes bis zum tiefsten Schwarz wechselt, als sonstige ethnische Merkmale, die hier zu erläutern zu weit führen würde. Der Name „Kaffer" ist nicht einheimisch: er leitet sich von dem arabischen Kafir ab, womit die Mohammedaner schlechtweg die Schwarzen Afrikas bezeichneten. Die portugiesischen Kolonisten an der Ostküste des Kontinents beschränkten obige Bezeichnung auf die südlich ihres Besitztums wohnenden Eingeborenen, und dabei ist es geblieben. Man nennt „Kaffraria" alles Land, das die Basuto, Pondo, Swasi und Tonga bewohnen, also die Küstenregion südöstlich von Transvaal, das heißt Natal und die benachbarten Gebiete. Die Kaffern selbst betrachten diesen Namen als Schimpfwort und nennen sich A-rantu, das heißt „Leute", aus welcher Bezeichnung der Sammelname für alle südafrikanischen Völker wurde. Wenn aber die Kaffern das Selbstbewußtsein erfaßt, dann sind sie keine „Leute", sondern Ama Khosa, das heißt „Söhne Khosas", eines berühmten Vorfahren, von dem in direkter Linie ein Dutzend Generationen abstammen.

In physischer Beziehung gehört der Kaffer zu den wohlgebildetsten Stämmen Afrikas. Von hoher, schlanker Gestalt mit ebenmäßigen Formen, verbindet er Geschmeidigkeit der Bewegungen mit großer Körperkraft. Normal geschnittene Gesichter sind nicht selten: von der dunkeln Hautfarbe und dem Kraushaar abgesehen, erinnern nur die zumeist etwas plattgedrückte Nase und die aufgeworfenen Lippen an den Wilden Afrikas. Von den Mädchen vollends wird behauptet, daß sie nicht ohne Anmut und von einer Art Schönheit seien, die der Pikanterie nicht entbehrt. Freilich sind das lediglich die Attribute einer rasch vorübergehenden Jugend. Wie bei allen Naturvölkern ist auch hier das Weib das Lasttier des selbstherrlichen Gebieters. Man begreift daher, daß ein Kaffer ebensosehr auf einen reichen Viehstand, wie auf einen durch möglichst viele Weiber repräsentierten Hausstand hält. Die tief im Kaffernleben eingewurzelte Vielweiberei ist nach dem einstimmigen Zeugnisse der Missionare das größte Hindernis der durchgreifenden Zivili-


Fechtende Kaffernburschen.

sierung dieses Volkes, das geistig durchaus kein inferiores ist. Die Kaffernsprache ist reich an Bildern und hat einen angenehmen, volltönenden Klang; es liegt ein gewisser Schwung in ihr, und man begreift daher, daß es unter diesem Volke vorzügliche Redner giebt, und daß man deren Sprachgewandtheit sehr zu schätzen weiß.

In allen andern Dingen freilich ist es mit dem Kaffer nicht gut bestellt. Er hat wenig entwickelten religiösen Sinn, ist abergläubisch, im höchsten Grade mißtrauisch, eigensinnig und bei aller Heiterkeit



Kaffernmädchen, den Rumbu spielend.

des Gemütes unter Umständen ein verstockter Sünder, der aller Ueberredungskunst spottet. In Bezug auf Stolz und Selbstbewußtsein reiht sich der Kaffer unmittelbar hinter den Kastilianer. Er ist der geborene Grandseigneur mit all der wunderlichen Gespreiztheit seines urwüchsigen Wesens. Auch große Lügner sind diese schwarzen Gentlemen, aber vor lauter Phantastik wissen sie kaum die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden. Schon die Redewendungen sind danach; jede Antwort auf eine Frage kleidet sich in eine Redefigur, aus der man entweder nicht klug wird, oder die doppelsinnig ist.

Jeder Kaffer, bis zum Häuptling hinauf, bettelt, und jeder von ihnen ist ein Schachergenie. All ihr Thun und Lassen läuft auf einen persönlichen Vorteil hinaus. Auffällig ist, daß die Kaffern in hohem Grade gastfreundlich sind, daß man aber die Gastfreundschaft von ihm fordern muß, damit er sie bethätige. Freiwillige Liebesdienste kennt der Kaffer so wenig wie die Dankbarkeit. Sein Gerechtigkeitsgefühl aber ist hoch entwickelt, was nicht verschlägt, daß nur wirkliche Autorität ihm imponiert. Das wissen die englischen Beamten und handeln danach. Verletzter Stolz kann den Kaffer auf den Tod verwunden, während er sonst von seelischen Leidenschaften nichts weiß und mit sich und der Welt seinen Frieden findet, wenn er nicht zu arbeiten braucht und seinen Leib pflegen kann.

Daher die Unmäßigkeit in allem und jedem. Ein Kaffernmagen ist ein Abgrund, der vornehmlich bei festlichen Anlässen seine Unerschöpflichkeit darthut. Allerdings kennt das Menü keine große Auswahl: Mais, Kaffernkorn — das von den Weibern in ausgehöhlten Steinen gemahlen wird — Wassermelonen, Bataten und Milch. Wildbret ausgenommen (der Kaffer ist ein leidenschaftlicher und geschickter Jäger), ist Fleischnahrung nicht üblich, da man den Viehstand, der Reichtum und Ansehen repräsentiert, nicht angreift. Wenig wählerisch bezüglich ihrer Leckerbissen sind die Kinder, welche mit Vorliebe Heuschrecken, Raupen, Mäuse und eine Art großer Ameisen verzehren. Anlaß zur Schlemmerei giebt in der Regel das Kaffernbier, das sehr wohlschmeckend sein soll und in großen Mengen vertilgt wird. Außerdem sind alle Kaffern leidenschaftliche Verehrer des Schnupftabaks. Da es den schwarzen Herrschaften an den notdürftigsten Kleidungsstücken fehlt, um das Rohrstück, in welchem der Schnupftabak verwahrt wird, entsprechend unterzubringen, steckt man es durch einen der durchlochten Ohrlappen.

Zu den ausgesuchten Lustbarkeiten zählen Kriegsspiel und Tanz. Letzterer spielt vornehmlich in den Hochzeitsfeierlichkeiten eine hervorragende Rolle. Die Heirat ist eigentlich nichts andres als ein Tauschgeschäft. Der werbende Mann schließt mit seinem künftigen Schwiegervater den Handel ab, indem er diesem für das begehrte Mädchen so und so viel Ochsen bietet, und damit ist die Angelegenheit erledigt. Immerhin beobachtet man die Formalität, von der Braut das Jawort zu verlangen. Es geschieht dies öffentlich. Erfolgt die Zustimmung der Schönen, so stimmt die Versammlung ein betäubendes Freudengejauchze an, während im Gegenfalle ein dumpfes Murren die Versammlung durchläuft. Außer dem Jawort hat die Braut im Falle der Einwilligung auch noch einen ihr dargereichten Speer zu zerbrechen, womit sie ihre Unterwürfigkeit unter die Herrschaft des Mannes darthut.

Da des Kaffern ganzes Streben — wie bereits erwähnt — dahin geht, neben einem großen Viehstand möglichst viel Weiber zu besitzen, stellt sich der Haushalt sehr umständlich. Jedes Eheweib erhält nämlich eine der bienenkorbähnlichen Hütten zugewiesen und schaltet darin ganz für sich. Eine solche Hütte wird sehr schnell und mit großer Geschicklichkeit hergestellt. Man steckt einen runden Platz von bestimmter Größe ab, gräbt einen Graben



Hüttenbau.



Hüttenbau.



Photographische Aufnahmen im Kraal.

und steckt in diesen der Reihe nach lange Baumäste, die nach oben gebogen und gebunden werden. Quer hindurch werden andre Aeste geflochten, als


Mazingana, Minister des Häuptlings Lokotowayo.

Decke Stroh und Schilf aufgelegt und das Ganze innen mit Querstangen versteift und durch senkrechte Pfähle gestützt. In diesem Raume, der lediglich eine schmale Oeffnung zum Einkriechen hat, spielt sich das Familienleben des Kaffern ab. Bei welche eine ihrer Schwestern von der einzigen Saite dieses primitivsten aller Musikinstrumente herabklimpert. Die Hütten einer Ansiedelung bilden zusammen einen Kraal (eigentlich Umuzi), der von einem hohen Zaun umschlossen ist. Die Hütten haben alle dasselbe Aussehen, gleichviel ob der Bewohner hochgestellt oder ein gewöhnlicher Mann ist. Nur der Häuptling und die Großen eines Stammes zeigen einige Neigung zu barbarischem Luxus. Einen solchen Auserlesenen führt eines der Bilder vor: es ist Seine Excellenz Mazingana, Minister des Häuptlings Lokotowayo, der das Glück hat, 9 Weiber und 53 Kinder zu besitzen. Seine schlanke, nicht sonderlich bezaubernde Schwester ist gleichfalls hier abkonterfeit.

Wenn wir schließlich einige Worte über die Fortschritte der Christianisierung der Kaffern vorbringen, so bietet hierzu schon der eine Umstand Anlaß, daß wir die vorgeführten Bilder der Trappistenmission von Mariannhill verdanken. Man darf wohl ohne günstige Voreingenommenheit behaupten, daß die Trappisten wie kein andrer Orden das Bekehrungswerk gefördert haben. Das Geheimnis dieses Erfolges liegt in dem zielbewußten Vorgehen, den Kaffer, bevor man ihn des Taufwassers teilhaftig werden läßt, erst in einen brauchbaren Menschen umzuwandeln. Dies gelingt den bärtigen, schweigsamen Mönchen, die vor etwa 20 Jahren aus dem Stammkloster „Maria Stern" in Bosnien nach Kaffraria kamen, durch ihre mustergültig geführten ökonomischen Betriebe, für die sich die Wilden interessieren. Die Brüder beginnen zuvörderst mit praktischen Unterweisungen, setzen dann mit der Schule ein und gehen allmählich auf das Bekehrungswerk über. Daß dies die richtige Methode ist, beweist der Erfolg. Mit Dogmen, abstrakten Lehren und Bibelsprüchen — alles frisch und unvermittelt auf diese wilde Pflanze, die sich Kaffer


Hochzeitstanz.

schönem Wetter hockt alles vor der Hütte. Der Mann faulenzt und schnupft, das Weib plagt sich mit der Arbeit ab, die Kinder balgen sich umher, oder sie lauschen der eintönigen Melodie des Rumbu, nennt, aufgepfropft — kommt man nur schwer vorwärts. Er bleibt der alte Wilde, eingesponnen in Glaubenslehren, die in der Regel seinem Begriffsvermögen sich nicht anzupassen vermögen. s. c.



Zum Artikel „Die Kaffern": Kaffernweib, Korn mahlend.

Die Augen im Winter.

Die Nacht ist keines Menschen Freund," hat Seume behauptet. Darüber läßt sich streiten. Dagegen dürfte nur ganz wenigen Menschen die Winterszeit, von der Lichtenberg scherzhaft gesagt hat, sie sei eine lange Nacht, in der die Sonne das Aufstehen vergesse, angenehm und erfreulich sein. Auf jeden Fall aber ist sie nicht unsrer Augen Freund. Denn sie, die unermüdlich thätigen, sind auf das helle Himmelslicht angewiesen, und je karger es in der winterlichen Jahreszeit seine belebenden Strahlen aussendet, je weiter die Dunkelheit auf den Morgen und den Abend hinübergreift, je länger die künstliche Beleuchtung zur Anwendung gelangt, desto mehr wachsen die Erschwerungen für die Augen, desto größere Anforderungen werden an sie gestellt.

Die Erklärung dafür, warum es nicht gleichgültig ist, ob die Augen ihre Aufgaben bei natürlichem oder künstlichem Licht erfüllen müssen, ist zunächst darin zu suchen, daß das Lampenlicht vorwiegend gelbe und rote Strahlen enthält, die die Augen stärker reizen als das Tageslicht. Aus diesem Grunde allein sollte jeder, der gezwungen ist, im Winter viele Stunden bei künstlicher Beleuchtung zu arbeiten, auf die möglichste Schonung seiner Augen Rücksicht nehmen. Außerdem aber bedeutet jedes Sehen in der Nähe wegen der dazu nötigen Einstellung der Krystalllinsen eine Anstrengung für die Augen. Je länger also die Naharbeit andauert, desto mehr ermüden die Augen. Beim Blick in die Ferne dagegen ruhen sie. Als praktische Nutzanwendung ergiebt sich aus diesem Sachverhalt, daß man bei langer Naharbeit von Zeit zu Zeit den Blick in die Ferne richten soll, um auf diese Weise den Augen eine Erholung und Ruhepause zu verschaffen. Besonders empfehlenswert ist die Befolgung dieses Winkes für alle nervös Veranlagten und Ueberanstrengten. Die Augen, diese feinen Nervenapparate, stehen in einer engen Wechselbeziehung mit dem Gesamtnervensystem. Daher sind sie bei den Nervösen verschiedenster Schattierung besonders empfindlich, so daß bei ihnen infolge langdauernder Naharbeit leicht Blendungsbilder und andre störende Gesichtserscheinungen auftreten.

Wie ein jedes Organ zur Erhaltung seiner Leistungsfähigkeit der Zufuhr des frischen Blutes, aber auch der Wegführung des ausgenutzten Blutes bedarf, so ergeht es auch den Augen. Sie wollen hinreichend mit jenem ganz besonderen Saft, den wir Blut nennen, ernährt, aber auch von ihm wieder angemessen entlastet werden. Eine vielstündige vorgebeugte Haltung, wie man sie so oft bei Männern am Schreibtisch oder bei den Damen während der Anfertigung ihrer Handarbeiten beobachten kann, bewirkt mehr oder weniger eine Blutanhäufung im Kopf, die für die Augen nachteilig ist. Darum soll man es sich zur Pflicht machen, bei der Arbeit im Sitzen stets eine gerade Haltung einzunehmen. Ebenso fördern enge Kleidungsstücke, seien es Schnürleiber oder seien es Halskragen, bei vorgebeugter Stellung Blutstauungen im Kopf, da der Abfluß des Blutes auf dem Wege der Blutadern gehemmt wird. Es ist zwar sehr behaglich, wenn man an das Schreibpult gebannt ist, eine gute Zigarre zu rauchen, oder, wenn man bis in die Nacht hinein mit einer Weihnachtsstickerei beschäftigt ist, eine anregende Tasse Kaffee zu trinken. Allein, wer A sagt, sagt auch nur zu leicht B, und so werden denn oftmals aus der einen Zigarre vier, fünf und mehr, und mit dem Kaffee verhält es sich ebenso. Beide aber, sowohl Tabak als auch Kaffee, steigern den Blutandrang nach dem Kopf. Man soll sich daher auch in dieser Beziehung vor einem Uebermaß hüten, und das namentlich im Winter, wo, wie bereits erwähnt, die Augen durch die andauernde künstliche Beleuchtung schon an sich außergewöhnlich angegriffen werden.

Bisher wurde immer vorausgesetzt, daß die künstliche Beleuchtung zweckmäßig eingerichtet sei. Leider ist das oftmals nicht der Fall. Gerade hier

werden viele Fehler gemacht. Je gleichmäßiger das Licht ist, desto dienlicher ist es den Augen. Die Beleuchtung soll weder zu schwach noch zu stark sein. Zwar gewöhnt sich die Netzhaut allmählich an ziemlich geringe Lichtstärken, so daß sie dann sogar noch im Halbdunkel feinere Gegenstände deutlich zu erkennen vermag, aber dafür wird sie mit der Zeit auch so empfindlich, daß sie schon durch mäßiges Licht geblendet wird. Auf der andern Seite überreizt, schwächt und lähmt zu starkes Licht die Sehkraft. Die Beleuchtung soll daher zunächst derartig sein, daß sich, wenn die Lichtquelle 30 Centimeter vom Arbeitsplatz entfernt ist, hier die Beschäftigung ohne jede Anstrengung für die Augen ausführen läßt. Die Lampe, denn um sie handelt es sich ja hauptsächlich, näher heranzubringen, ist unvorteilhaft, da die Augen dann durch die starke Wärmeausstrahlung leiden. Man hat ferner die Lampe stets links von sich aufzustellen. Denn bei diesem Stande fällt der Schatten, der von der arbeitenden rechten Hand geworfen wird, über diese selbst rechts hinaus und beeinträchtigt demnach nicht die Arbeitsfläche, während, wenn die Lampe rechts steht, gerade derjenige Teil des Gesichtsfeldes, auf welchen die Augen mit voller Schärfe gerichtet sind, durch den Schatten der rechten Hand verdunkelt wird. Lampen, deren Bassineinfassung und Fuß aus Bronze oder einem andern glänzenden Metall hergestellt sind, sind sehr beliebt. Allerdings sehen sie auch hübsch und stattlich aus. Aber für die Augen sind sie nicht wohlthuend. Denn die Strahlen, die von der Flamme auf die glänzenden Metallflächen fallen, werden von diesen zurückgeworfen und treffen nun als sogenanntes falsches Licht die Augen. Da diese bereits, während sie auf den Arbeitsgegenstand blicken, von den Strahlen der eigentlichen Lichtquelle getroffen werden, so bedingt die gleichzeitige Einwirkung des falschen Lichtes eine Störung der Sehthätigkeit, wodurch bei langer Dauer eine schädliche Reizung herbeigeführt wird. Aus diesem Grunde sind Lampen mit matten Bassineinfassungen und matten Füßen vorzuziehen. Für eine gute Lichtverteilung ist weiterhin die Form und das Material der Lampenglocken von Bedeutung. Für die Arbeitslampen eignen sich am meisten die trichterförmigen Milchglasglocken, die oftmals irrtümlich als Porzellanglocken bezeichnet werden. Sie allein werfen das Licht gleichmäßig und in hinreichender Stärke nach unten auf den Arbeitsplatz. Lampenglocken dagegen in der Form von Kugeln, Tulpen oder Schalen werfen den größten Teil des Lichtes nach oben. Sind sie vollständig mattiert, so lassen sie nach unten nur einen geringen Bruchteil des Lichtes durch, wechseln aber durchsichtige Glasflächen mit mattierten Zeichnungen ab, so ist das ausgesandte Licht entweder zu grell oder es ist zu stark abgedämpft. Diese Ungleichmäßigkeit reizt dann aber die Augen empfindlich. Für die Augen ist es am zuträglichsten, wenn sie selbst beschattet sind. Auf keinen Fall aber sollten sie in die offene Flamme blicken. Um den Augen den Anblick der Flamme zu entziehen, hat man verschiedene Vorrichtungen eingeführt. Bei den sogenannten Pariser Schirmen ist die Milchglasglocke unten durch einen Lampenteller, der ebenfalls aus Milchglas besteht oder mattiert ist, abgeschlossen. Auf diese Weise wird nun zwar die Flamme den Augen entrückt, gleichzeitig wird aber auch der Arbeitsfläche eine große Lichtmenge geraubt. Der Lichtverlust beträgt bei den Lampentellern aus Milchglas bald die Hälfte, bei den mattierten Tellern aber immer noch ein Drittel der Lichtstärke der Flamme. Demselben Zweck dienen die Augenschützer, jene kleinen Trichter, die mit der engeren Oeffnung auf dem Rand des Brenners aufgesetzt werden. Teils stellt man sie nur überfangen her, das heißt auf der Innenseite mit einer dünnen Schicht Milchglas überdeckt, teils fertigt man sie vollständig aus Milchglas an. Diese Augenschützer sind den Pariser Schirmen vorzuziehen, da sie der Arbeitsfläche bedeutend weniger Licht rauben. Und zwar sind von den Augenschützern wieder die überfangenen am empfehlenswertesten, deren dünnste Sorte nur einen äußerst geringen Lichtverlust bedingt. Wählt man zur Beschattung des Auges einen Lampenschirm, so soll der Stoff gleichmäßig stark sein. Durchbrochene Lampenschirme, bei denen hellere Stellen mit dunkleren abwechseln, haben den Nachteil, daß die Augen einer verschiedenartigen Lichtstärke ausgesetzt sind. Auch soll man besser Lampenschirme vermeiden, deren unterer Rand ausgebogt oder ausgezackt ist. Denn diese Verzierungen werfen vorspringende Schatten auf die Arbeitsfläche, die für die Augen störend wirken. Die Farbe der Lampenschirme ist nicht von wesentlicher Bedeutung. Gleichwohl sagt Grün den meisten Augen besonders zu.

Nicht selten vermehrt auch der Arbeitsgegenstand die Anstrengungen der Augen. Wer viel die Feder zu führen hat, sollte nur glanzloses Papier und tiefschwarze Tinte benutzen. Gerade bei künstlicher Beleuchtung wird der Glanz, der von der Papierfläche ausstrahlt, sehr unangenehm, während eine blasse Tintenart ein schärferes Hinsehen erfordert. Auch bei der Lektüre eines Buches ermüdet glänzendes Papier die Augen schnell. Man kann sich hier dadurch helfen, daß man das Buch nicht wagrecht auf die Tischplatte hinlegt, sondern es etwas schräg stellt. Bei dieser Lage wird der Glanz beträchtlich gemildert. Namentlich für die Damenwelt beachtenswert ist es, daß die künstliche Beleuchtung das Erkennen der Farben erschwert. Blau ist noch bei schwächstem Licht wahrnehmbar. Orangerot, Hellblau und Grün gleichen sich fast vollständig, Zinnoberrot dagegen wird dunkelbraun. Unter diesen Umständen wird bei Buntstickereien die Sehschärfe auf eine harte Probe gestellt. Es ist daher ratsam, Handarbeiten mit farbigen Stoffen möglichst nur bei Tageslicht auszuführen oder sie bei künstlicher Beleuchtung wenigstens nur auf eine kurze Zeit auszudehnen. Aber auch diejenigen Handarbeiten, zu welchen man nur weiße Stoffe und Garne verwendet, wie das Häkeln und Weißnähen, strengen bei künstlicher Beleuchtung die Augen in höherem Grade an. Es ist hier die Feinheit der Arbeit, die ein genaues Hinsehen verlangt. Damit verbindet sich dann gar zu leicht eine vorgebeugte Haltung, die nicht nur, wie bereits bemerkt, für die Augen unzuträglich, sondern auch für den Körper überhaupt schädlich ist. Es gilt also auch bei diesen Arbeiten, rechtzeitig den Schluß herbeizuführen, damit sich die Augen ausruhen und erholen können.

Eine zu hohe Temperatur der Zimmerluft, sowie ihre Verunreinigung durch die Verbrennungsprodukte der Feuerungsanlagen oder durch Tabaksrauch, die sich im Winter oft genug beobachten lassen, sind ebenfalls geeignet, den Sehapparat zu

reizen und seine Leistungsfähigkeit herabzusetzen. Ergiebiges Lüften beseitigt diese Uebelstände. Besonders bei unreiner Zimmerluft, aber auch in allen andern Fällen, wo die Augen stärker angestrengt werden, wirken wiederholte Auswaschungen mit Wasser erquickend. Das Wasser soll zwar kühl, aber nicht eiskalt sein. Zur Schonung der Augen ist ferner bei der Morgentoilette zu kaltes Waschwasser nicht zu verwenden. Ist man gewöhnt, sich kalt zu waschen, so nehme man die Reinigung wenigstens nicht sofort nach dem Aufstehen vor, sondern lasse erst einige Zeit verstreichen, bis sich das Gesicht abgekühlt hat. Wie vor übermäßig kaltem Wasser, so sind die Augen auch vor kaltem Luftzug zu bewahren. Namentlich vermag ein schneller Wechsel zwischen der warmen Stubenluft und der kalten, windigen Außenluft ernstliche Störungen hervorzurufen. Hat man im warmen Zimmer die Augen viele Stunden hindurch bei der Arbeit angestrengt, so lasse man daher erst eine Zwischenpause vergehen, in der sich die Augen entlasten können, ehe man in die kalte Winterluft hinausgeht. Der Winter ist endlich die Zeit der Dampfbäder und warmen Vollbäder. Dampfbäder sowohl als auch warme Vollbäder von mehr als 26 Grad Reaumur und mehr als zehn Minuten Dauer vermehren den Blutzufluß nach dem Kopf. Daher sollen diese Bäder nicht von Personen gebraucht werden, die sonst schon über Blutandrang nach den Augen zu klagen haben.

Unsre Augen sind unverdrossene Arbeiter. Wird ihnen jedoch allzuviel zugemutet, so verfahren auch sie nach dem jetzt üblichen Brauch, sie streiken. Aber diese Arbeitseinstellung ist unschwer zu vermeiden, wenn man nur einigermaßen auf ihre Bedürfnisse Rücksicht nimmt, und dazu ist nur nötig, daß man ein wenig — die Augen aufthut.

Theo Seelmann.



Kochunterricht für Knaben in London.

England ist, wie man schon oft hervorgehoben hat, das Land der Gegensätze. Wenn der Engländer auf der einen Seite konservativ bis auf die Knochen ist und sich nur unendlich schwer und mit großem Widerstreben an neue Erfindungen und neue Einrichtungen gewöhnt, die sich auf dem Kontinent mit großer Schnelligkeit einbürgern, so macht er auf der andern Seite manchmal die gewagtesten Experimente, auf die sonst so leicht niemand kommt. Gewöhnlich haben allerdings diese Experimente „keinen vernünftigen Hintergrund", wie man in Deutschland sagt, und man schreibt dann mit Recht derartige Einfälle dem Spleen des Engländers zu. Manchmal sind die Einfälle aber doch ganz vernünftig und verdienten auch auf dem Kontinent mehr nachgeahmt zu werden, als dies in den meisten Fällen geschieht. Zu letzteren muß man das Experiment rechnen, das wir heute in Wort und Bild darstellen. Es handelt sich um den in einer Londoner Stadtschule ausgeführten Versuch, Knaben ärmerer Familien das Kochen zu lehren. Mrs. Homan, ein Mitglied der Schulbehörde des Bow Creek Distrikts im Ostend von London, kam zuerst auf diese Idee. Die Bow Creek School liegt in einem der elendesten Teile des ärmlichen Ostends von London; schmutzige, enge Straßen führen von einem Dock zum andern, und in denselben wohnen meist die armen Familien der Schiffer, die von diesen Docks aus ihre monate- und manchmal jahrelangen Fahrten unternehmen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß auf diesen Segelschiffen, wo die Männer meist selbst das Kochen besorgen müssen, dieses fast immer viel zu wünschen übrig läßt; viele der Krankheiten, an denen diese Schiffer in großen Mengen leiden und sterben, werden von den Aerzten auf die minderwertigen und mit wenig Sorgfalt zubereiteten Speisen zurückgeführt. Da nun die Söhne fast immer das Handwerk ihres Vaters ergreifen, so kam Mrs. Homan auf den Gedanken, daß es für die Zukunft der Knaben dieser Familien von größtem Vorteil sein würde, wenn sie während ihrer Jugend in sachgemäßer Weise im Kochen unterrichtet würden.



Die Bow Creek School in London.

Zugleich aber war es klar, daß die armen Familien selbst einen großen Vorteil daraus ziehen würden, wenn die Knaben in der Schule im Kochen unterrichtet würden. Die Frauen sind in diesen Stadtteilen Londons natürlich zum größten Teil darauf angewiesen, während die Männer abwesend sind, den Unterhalt für die Familie auf irgend eine Weise mit zu verdienen. Sie haben daher keine Zeit, die Hauswirtschaft zu versehen, und jedenfalls ist es ihnen nicht möglich, die notwendige Sorgfalt auf die Zubereitung der Speisen und, was die Hauptsache ist, auf die Reinlichkeit des Geschirrs und der sonstigen Kochutensilien zu verwenden. Dieser Mangel an Reinlichkeit ist natürlich auch in sehr vielen Fällen die Ursache von Erkrankungen und Epidemien. So sind aber die Knaben nicht nur in der Lage, während die Mutter noch auswärts bei der Arbeit ist, das ganze Essen zuzubereiten, sondern die Mutter kann sich darauf verlassen, daß, während sie nach Tisch ihrer Arbeit wieder nachgeht, ihre Jungen die Küche und das Geschirr wieder vollkommen in Ordnung bringen; ferner ist noch der Vorteil nicht zu unterschätzen,



Die Knaben beim Kochen.

ferner ein Anrichtetisch, mit Porzellan- und allem notwendigen Geschirr reichlich ausgestattet, ein Vorratsschrank, mehrere große Küchentische und ein Abwaschfaß. Davor sind die Schulbänke wie in jeder andern Schule aufgestellt. Die Kinder sitzen auf ihren Plätzen, und der Unterricht beginnt damit, daß die Lehrerin ein Rezept an die Wandtafel schreibt, nach welchem sie jeden Tag eine andre bestimmte Speise vor den Augen der Kinder anfertigt, wobei sie ihnen genau erklärt, wie alles

daß die Knaben auf diese Weise an Reinlichkeit und Ordnung an ihrem eignen Körper gewöhnt werden, denn Reinlichkeit und Ordnung ist das, worauf in diesen Kochstunden am meisten gehalten wird. Der Schulraum, in dem der Unterricht erteilt wird, sieht mehr einer Küche als einem Schulzimmer ähnlich. Neben einem Kochherd steht ein großer Gasofen in dem Zimmer, auf dem man backen, kochen, braten und dämpfen kann,

gemacht werden muß, worauf zu achten ist und was man vermeiden muß. Während dann die betreffenden Speisen im Ofen kochen oder braten, müssen die Kinder Kartoffeln schälen, Fleisch zerhacken oder zerschneiden, Backteig anfertigen und dergleichen mehr. Durch allerhand Fragen überzeugt sich die Lehrerin, ob jede Einzelheit richtig verstanden worden ist. Da auf den meisten Schiffen die Speisen natürlich aus Konserven, Schiffszwieback



Die Schüler während des Vortrags.



Bazar in Tripolis.

Nach dem Gemälde von Richard Fuchs. (Text Seite 538).

und dergleichen zubereitet werden müssen, so wird auf diese Art der Kochkunst ein besonderer Wert gelegt. Während der Arbeit haben die Knaben, wie man aus unsern Bildern ersehen kann, lange Blusen an, die der Schule gehören und die nach der Arbeit sofort gereinigt und in bester Ordnung wieder abgeliefert werden müssen. Bevor die Blusen angezogen werden, müssen sich die Knaben unter Aufsicht der Lehrerin in dem großen Waschfaß, das dazu bereit steht, gründlich waschen. Um für die während des Unterrichts zubereiteten Speisen Verwendung zu finden, ist die Einrichtung getroffen worden, daß die Knaben dieselben, sobald der Unterricht beendigt ist, bei ihren Familien gegen ein geringes Entgelt austragen können. Diese Speisen haben in der ganzen Nachbarschaft einen so rasenden Absatz gefunden, daß die Schule sogar noch Einnahmen daraus hatte. Der Ueberschuß wird teilweise dadurch hereingebracht, daß mit der größten Sparsamkeit gearbeitet wird und daß alle Ueberreste, solange sie noch irgendwie zu gebrauchen sind, verwendet werden. Der erste Jahresbericht der Miß Cade hebt hervor, daß die Knaben sich in der Kochkunst als gelehrige Schüler erwiesen haben. Einige Proben ihrer Kochkunst wurden auf die jährliche Ausstellung des School Board geschickt und fanden daselbst den größten Beifall; dieselben waren ausschließlich aus Konserven, Schiffszwieback und solchem Material hergestellt, wie man es an Bord jedes Segelschiffes findet.

Der Barbar.

Abessinische Skizze von S. Barinkay.

Eine Flußspirale in einer Urwalddichtung an der Grenze Abessiniens. Purpurner Schein im Osten verkündet den Morgen. Und bald steigt die Sonnenkugel über den rosigen Saumwolken empor, überschüttet die Erde mit ihrem Gold, und Millionen von zitternden Flämmchen hüpfen auf den Wellen.

Rudel von scheuen Gazellen und Antilopen kommen aus der Waldesnacht, äugen vorsichtig umher und wandern schnüffelnd zum Wasser. Die Blumenknospen entfalten sich und hauchen dem majestätischen Tagesgestirn ihren Duft entgegen; die schlanken Wedel der Mimosen schlagen ihre Federblättchen auf. Das Zwitschern und Gezänke der Finken, das Geschrei der Affen, das Gurren der Turteltauben wird hörbar. Weißbärtige, grunzende Meerkatzen hüpfen behende unter den Tamarinden hin; ein einsamer Storch steigt gravitätisch am Ufer entlang; Ibisse und Kraniche stehen noch schlaftrunken auf den mit Orchideen überwucherten Felsen.

Durch die Morgenkühle geht ein hochgewachsener, schlanker Aethiopier. Die Toga aus Kamelhaaren hochgeschürzt, das Schwertmesser an der Seite und Lanzen im Arm zieht er zur Jagd. Lianengewirr hindert ihn am Weiterschreiten, mit der Waffe schlägt er sich den Weg frei; Pfützen, mit grünen Teppichen von Wasserlinsen übersponnen, durchwatet er mit den nackten braunen Füßen.

Der Ausdruck seines Gesichtes ist edel und überaus ernst; eine schöne, adlerartige Nase biegt sich unter der hohen Stirn vor; glänzend fällt das schwarze Haar bis zu den Schultern. Gespannt und unerschrocken forschen seine Augen nach allen Seiten.

Nun hört er das Rauschen des Flusses, es wird heller unter den Schirmdächern der Bäume. Behutsam wie ein Schatten gleitet er der Lichtung zu. Wieder steht eine Herde Antilopen am Fluß und schlürft von dem trüben Wasser. Eine Lanze saust aus dem Dickicht und bleibt im Nacken des schönsten Stückes stecken. Die Antilope bäumt sich, springt zur Seite und bricht sterbend zusammen, während ihre Gefährten voll Entsetzen davonstürzen. Der Jäger giebt dem ächzenden Tier einen Schwertstoß in die Brust, wirft es über den Rücken und wandert den schmalen Pfad zurück. Die Sonne ist höher gestiegen, es wird stiller im Walde. Glut und Hitze brüten über demselben und erzeugen eine feucht-warme Dunstluft.

Der Aethiopier tritt aus der grünen Dämmerung in ein weites, sonniges Thal. Silbergraue Buckelrinder, Herden von Fettschwanzschafen und Ziegen weiden auf fetten, mit blauen Glockenblumen bestandenen Wiesen; ein paar halbnackte Knaben lungern herum und halten Wache. Als sie des Mannes ansichtig werden, werfen sie sich ehrerbietig auf die Erde und rufen gleichzeitig: „Unser Abbet (Herr) Lalibala!" Lächelnd dankt dieser für den Gruß und geht mitten durch die spitzgehörnten Sanga auf sein Gehöft zu, das, aufgebaut aus Lehm und Felsgestein, auf einer Erhebung steht. Er bemerkt daher die Scene nicht, die sich seitwärts auf dem Wege abspielt.

Auf einem kleinen weißen Zebuochsen kam eine Abessinierin geritten. Den Rohrfächer in einer Hand, den Reitriemen in der andern, saß sie stolz auf dem Tier. Dieses aber sah kaum seine Genossen sich in wohliger Freiheit tummeln, als es unruhig wurde. Es tänzelte plump, wurde störrisch, und der Hand, die es lenkte, mangelte die Kraft, es zu bändigen. Als es nun noch eine Herde wilder Hunde umbellte, schoß es plötzlich in tollem Lauf dahin. Die bunte Schama der Reiterin flog flatternd auf. Dann ein Schrei, und das Zebu sprang, befreit von seiner Last, übermütig zu den weidenden Tieren.

Diesen Schrei vernimmt Lalibala. Er wirft seine Beute hin und läuft der Straße zu. Dort sieht er eine Frau in hellen Kleidern und Schnabelschuhen im Staube liegen.

„Selimeh?" ruft er zweifelnd und angstvoll. Er stürzt darauf zu und hebt sie auf. Und

richtig, es ist Selimeh, die Braut des Ras Dedschatzmatsch, Selimeh, das süße Liebesbild, das heimlich von Lalibala angebetet wird.

Er trägt sie in den Schatten eines Workabaumes und bettet sie voll Ehrfurcht auf die Erde. Da schlägt sie die Augen auf und lächelt. Sie ist unversehrt, und nur vom Schrecken zittern ihre Glieder. Lächelnd wendet sie ihm das schöne, ovale, dunkelbraune Gesicht zu. „Du bist es, guter Lalibala! Ich wollte zu dir kommen, um wieder einen Ritt auf deinem zahmen Strauß zu versuchen!“

„Weil er dir so viel Freude bereitet, sollst du ihn als Hochzeitsgeschenk erhalten!“

„O, möge er dann noch lange nicht mein werden!“ stößt sie heftig heraus.

Die feine Haut Lalibalas färbt sich dunkler. Das Blut braust ihm in den Ohren. „Du könntest tot sein von dem Sturz, Selimeh!“ meint er verwirrt.

Selimeh seufzt, schließt die Mandelaugen und schüttelt den Kopf, daß die Glöckchen an ihrer silbernen Halskette lieblich klingen.

„Tot! Was wäre das? Nicht schlimmer, als das Weib dieses Mannes zu werden! Es muß heraus, Lalibala! Du bist mir ergeben, dir kann ich sagen, wie mir ist. Es drückt mich schon lange! Weißt du, von Tag zu Tag wird er grausamer, tückischer, häßlicher. Ich hasse meinen Vater, weil er mich an dieses Scheusal verkauft hat!“

„Aber er ist ein Fürst, Selimeh, und zählt zu den ‚Sidama‘ (Christen)!“ wendet Lalibala mit bebenden Lippen ein.

„Ach, Fürst! Ein Tyrann, ein Barbar ist er, keines edeln Gefühles, geschweige einer edeln That fähig! Und von einem Christen hat er nichts an sich als die blauseidene Schnur!*) Ich werde recht elend werden und bald zu Grunde gehen bei ihm. Du weißt, ich bin nicht wie die andern Mädchen, die sich stumpfsinnig in ihr Schicksal ergeben, denen es einerlei ist, wen sie zum Herrn haben. Ich werde kämpfen, ich werde rasen und — und — verbluten!“

Mit pochendem Herzen starrt Lalibala sie an. „Du solltest zum ‚Orma‘-Stamme gehören, zu meinem Stamme!“ spricht er bewegt. „Bei uns kann das Mädchen nein sagen, wenn es den von den Eltern gewünschten Mann nicht will! Nicht wie eine Ware wird es verkauft, es wählt frei und kann sich verschenken nach eignem Willen! Es wird umworben von den Männern wie die Honigpflanze im Walde von den fliegenden Blüten (Schmetterlinge). Es kann Freude schaffen und Kummer stiften im Herzen des Mannes! Und hat es sich ihm vereint zu gemeinsamem Leben, dann ist es seine Gefährtin, die er schätzt und liebt und mit Zärtlichkeit behandelt, nicht aber seine Sklavin und Arbeiterin, das Opfer seiner Launenhaftigkeit, seiner Willkür und Grausamkeit!“

Selimeh hat den Kopf gesenkt; von ihren Wimpern tropfen Thränen. Der junge Mann ist weichherzig wie alle ernsten Menschen. Nun verliert er die Gewalt über sich. „Flieh mit mir!“ stammelt er und kniet vor ihr nieder. „Flieh mit mir, eh' du das Weib des Barbaren wirst! Selimeh, hast du nicht erkannt, daß mein Verlangen verbotene Wege ging und dir nachschlich? Daß ich träumte von der Seligkeit, dich als guten Geist in meinem Hause zu sehen? Komm! Komm mit dem, der dich mehr liebt als sich selbst! Ich will dich schützen und behüten, und in irgend einer Lehmhütte unter Akazien können wir glücklich werden!“

Selimeh blickt den Leidenschaftlichen schmerzlich an.

„Du vergißt die Macht und die Bosheit des Ras! Er wird uns finden und dich oder uns beide töten! Er wird in der ersten Wut meinen Vater morden und andre mit! Was gewinnen wir?“

„Eine Stunde, einen Tag, einen Sommer voll Glück!“

„Wohl keine Stunde, Lalibala, denn er würde unsrer Spur schon nach Minuten folgen. Und dein Besitz, deine Herden, deine Felder? Dedschatzmatsch nähme hohnlachend alles an sich. Nein, nein, du Guter, rufe dein Verlangen zurück und überlaß mich meinem Schicksal!“

Sie erhebt sich, denn einer der Hirtenjungen bringt ihr den Reitochsen her. Traurig steht Lalibala vor dem Mädchen; er fühlt, sie hat recht. „Wenn du aber frei wärest, Selimeh, würdest du als Königin in mein Haus kommen?“ fragt er erregt und hastig.

„So gern wie das Wüstentier zur abendlichen Tränke!“ antwortet sie leise und schwingt sich auf das Zebu. „Wenn du von meiner Hochzeit hörst, schicke mir deinen zahmen Strauß. Er soll mir das Liebste sein, was ich besitze! Bis dahin grüße ihn von mir, denn ich werde ihn nicht mehr sehen!“

„Du willst wegbleiben, Selimeh?“ ruft er bestürzt.

„Es wird gut sein! Ja! Leb wohl, Lalibala!“

Mit finsteren Augen blickt er ihr nach. Dann läßt er den Kopf sinken und lenkt melancholisch heimwärts. Hinter dem Workabaum, in dessen Schatten Selimeh gelegen, huscht eine Sklave hervor und eilt mit flinken Beinen die Straße hinab. Nach einer halben Stunde weiß der Ras mehr, als dem Wohlergehen des Landmanns Lalibala dienlich ist.

Dedschatzmatsch läßt nach einigem Nachdenken ein Pferd satteln, wirft den reichgestickten Margaf um und reitet zum Gehöft des jungen Aethiopiers. Dieser wird fahl im Gesicht, als er den Gewaltigen sieht, und entblößt mit zitternden Fingern die rechte Schulter zum Gruße. Der Ras aber zeigt sich huldvoll und freundlich wie selten.

„Hättest du nicht Lust, deine Jagdtrophäensammlung um einige Elefantenrüssel zu vermehren? Ich gehe morgen zur Jagd. Einen solch kühnen Jäger, wie du es bist, seh' ich gern in meinem Gefolge.“

*) Zum Unterschiede von den Mohammedanern tragen die Christen des Landes eine blauseidene Schnur um den Hals.

Aus Lalibalas Herz weicht die pressende Angst. Er beugt sich nieder und berührt mit der Stirn die Erde.

„Ich werde mit Freuden erscheinen!“ sagt er demütig, obwohl sich sein Gefühl sträubt, dem Feinde zu Willen zu sein.

Mit einem diabolischen Ausdruck in den herrschsüchtigen Zügen kehrt der Ras zurück.

‚Du sollst heut nacht den letzten Schlaf mit warmem Leibe thun!‘ denkt er sich voll Grimm und Tücke. ‚Giebt es keine Gelegenheit, dich geschickt über die Todesschwelle zu befördern, werde ich mir eine schaffen!‘

Der Hahn im Kirchenhof des Ortes verkündet die morgendliche Gebetstunde, als sich die Geladenen in der Wohnung des Fürsten einfinden. Die Nationalgetränke Merissa und Tetsch werden zur Stärkung genossen. Dann geht der Ras, gesalbt und geschmückt, den lang beschweiften Schneearaber zu besteigen, der aufgeregt durch die fleischfarbenen Nüstern bläst.

Ein braunhäutiger Sklave hält dem Herrn den Bügel. Indem der Ras den Fuß in das Eisen setzt, schlägt er dem Nubier mit einem geschickten Säbelhieb den Kopf ab. Nach diesem Kunststückchen, das der Fürst gern zum besten giebt, setzt sich der Zug in Bewegung. Voran der Gewaltige und die Offiziere, pomphaft mit schwarzen Pantherfellen behangen, die braunen Reiter mit Lanzen, Schwertern und Flinten bewaffnet, Kamele mit Zelten und Vorrat bepackt, hinterdrein die Sklaven mit den Windhunden. An Hütten, an Weizen- und Hirsefeldern vorüber, über Savannen, zwischen Felswänden von rotem Laterit führt der Weg den Wäldern und Sumpfniederungen zu.

Die Gesellschaft ist laut und fröhlich, denn das Durrahbier braust noch in den Adern. Nur Lalibala ist schweigsam. Das grause Kunststück des Ras hat ihn schwermütig gestimmt. Mit Grauen stellt er sich Selimeh in der Gewalt dieses erbarmungslosen Mannes vor. Er hat sich zu den Letzten des Zuges gesellt, um dem Verhaßten so fern als möglich zu sein. Aber bald läßt ihn der Ras herbeiholen. „Ich will meine Kühnen um mich haben!“ sagt er lächelnd, und Lalibala ist mehr verdrossen als erfreut über diesen Vorzug.

Tagsüber fallen mancherlei Bewohner des Waldes der Jagdlust der Männer zum Opfer: Gazellen, Tauben und Perlhühner, Riesenschlangen und Affen. Die Federn schöner Tropenvögel hängen hier als Beute am Saumzeug; dort ist ein gelb- und schwarzgeflecktes, blutiges Pantherfell an den Sattel geknüpft. Ein Jäger zeigt mit Triumph eine prachtvolle Löwenhaut, die er freilich dem Negus Negesti (König) zu Füßen legen muß; nur ein Streifen davon bleibt ihm als Siegespfand.

Es wird Abend. Die schmetternden Laute der Kraniche sind noch zu vernehmen, dann beginnen die Nachtschwalben und Eulen ihr mißtönendes Konzert; die Hyänen heulen darein, zuweilen hört man den gewaltigen Gruß des Königs der Tiere. Die Sklaven haben Zelte aufgeschlagen. Ein Teil der Gesellschaft zieht es vor, in diesen sich dem Genusse der Speisen und Getränke hinzugeben. Die andern gehen dem Flusse zu, auf den Anstand. Der Glanzpunkt der Jagd naht: es gilt, die mächtigen Rüsseltiere zu erlegen, die zur Tränke ziehen.

Die Nacht ist eine jener tropischen Mondnächte, in welchen sanfte, taggleiche Helle herrscht. Der Ras winkt Lalibala zu sich. Mit funkelnden Augen mißt er den schlanken Burschen, dessen Atemzüge von dieser Minute ab ein Kind zählen könnte. Sie gehen am Ufer abwärts, bis dichtes Gestrüpp einen günstigen Hinterhalt bildet.

Dort faßt Lalibala mit Lanzen und Schwert Posto; eine Strecke von ihm entfernt richtet sich Dedschatzmatsch, der im Besitze trefflicher Gewehre ist, einen Wall von Steinblöcken auf. Ein Sklave legt einige Reserveflinten neben ihn und breitet ihm ein Schaffell unter. Dann sind die beiden allein. Lalibala, in welchem neben der Spannung des Jägers der Haß gegen seinen Feind mit aufsteigender Scham kämpft, welche die sichtliche Huld des Ras in ihm hervorruft — Dedschatzmatsch, kalt überlegend, wie er am günstigsten und ohne jeden Anschein einer Absicht den gefährlichen Nebenbuhler vernichten könne! Schließlich bleibt ihm immer noch ein verwegener Schuß. Das Feuerrohr kann durch einen Zufall sich leicht entladen.

Seltsames Rasseln und Schnauben wird hörbar. Lärmend, wie Sturmwindbrausen, kommt ein Elefant in Sicht, dessen Familie in geringer Entfernung folgt. Eng an Lalibalas Versteck trabt er vorüber, so daß es diesem unmöglich ist, die Lanze zu werfen. Dedschatzmatsch aber macht sich bereit und lauert auf die Sekunde, in welcher ein Schulterblatt des Giganten in Schußlinie kommt.

Doch verzögert sich dieser Augenblick. Erst als ihm das Tier ziemlich nahe ist, kann er anlegen. Aber unvermutet wendet es sich plötzlich links, und als der Ras die Mündung seines Gewehrs über die Wallkante schiebt, stutzt der Elefant, sieht ihn und erkennt die Gefahr. Mit gehobenem Rüssel und gestellten Ohren stürzt er auf ihn zu. Eine Flucht ist unmöglich. Dedschatzmatsch wirft sich platt auf den Rücken, um es dem gereizten Tier zu erschweren, ihn mit dem Rüssel zu fassen. Er schießt ziellos in die Luft und stößt ein gellendes Geschrei aus, in der Hoffnung, damit den Elefanten zu verjagen. Dieser jedoch, in höchster Wut, macht einige Schritte vorwärts und wühlt mit dem Rüssel die Blöcke des Walles durcheinander. Die mächtigen Vorderfüße stehen neben dem Gesichte des Ras. In der nächsten Minute schon kann er von einem Tritt des schweren Kolosses zerquetscht werden. In dieser höchsten Not kommt ihm der Mann in den Sinn, den er heute mit eigner Hand hatte morden wollen. Nun ruft er ihn im Tone furchtbarer Angst um Hilfe an.

Lalibala steht mit glühenden Augen im Dickicht. Er hat sofort die schlimme Lage seines





Fleurette.

Nach dem Gemälde von R. de Madrazo.

Gefährten erkannt. Aber böse Gedanken durchsausen seinen Kopf. Wenn das wütende Tier den Ras zerstampft oder in die Luft schleudert, daß er beim Niedersturz zerschmettert wird, dann ist Selimeh erlöst von dem Barbaren! Sie ist frei, und er kann mit ihr eingehen in das Reich des Glückes und der Liebe!

Auch nach dem Hilfeschrei zögert er noch, und ein boshaftes Lächeln entstellt sein Gesicht. Doch mit einem Male empört sich sein besseres Selbst gegen die grause Unterlassung. Wieder packt ihn die Scham. Einen Menschen zu Grunde gehen lassen wie einen aussätzigen Hund! Pfui dem, der das kann!

„Abbet!“ schreit er klar und fest durch die Nacht. „Haltet Euch still! Ich komme!“

Nun die Lanze zu werfen, wäre Tollheit. Das getroffene Tier würde im Schmerz und Zorn den am Boden Liegenden unfehlbar zertreten. Er muß es zunächst auf die Seite locken. Hastig schleicht er im Gestrüpp vorwärts und tritt plötzlich mit geschwungener Lanze ins Mondlicht.

Ein Schrei des Ras, schnaubend und trompetend wendet sich der Elefant und stürmt auf Lalibala zu. Dieser schleudert ihm die Lanze hinters Ohr. Brüllend vor Schmerz und Wut verfolgt das Tier nun seinen Angreifer, der in wildem Lauf voraneilt, sich im Dickicht versteckt und dem Vorüberrasenden mit gewaltigen Schwertstreichen die Sehne des einen Hinterfußes durchschlägt. Die Bewegungskraft des Tieres ist geschwächt, und nach viel List und Mühe, stets in tödlicher Gefahr, gelingt es Lalibala, auch die Sehne des andern Fußes entzwei zu hauen. Der Elefant kann nicht mehr von der Stelle.

Der Sieger überläßt ihn dem Verblutungstode und sucht den Ras. Dieser liegt ohnmächtig vor Schmerz auf der Erde. Der Elefant hat ihm die eine Schulter zerquetscht.

Lalibala trägt seinen Feind keuchend ins Zelt. Mitten in der Nacht kehrt er noch zurück auf den Kampfplatz und schlägt dem verendeten Tier den Rüssel ab.

*

Eine Woche nachher holt ein Bote Lalibala zum Fürsten. Dedschatzmatsch ruht, noch etwas leidend, auf dem Angareb-(Ruhebett), in eine kostbare gestickte Decke gehüllt.

„Ich habe dich rufen lassen, Lalibala, um dir meinen Dank zu bezeigen!“ begrüßt er ihn. „Du hast mir das Leben gerettet! Ohne deinen Beistand hätte mich der Elefant zu Brei zermalmt oder mir durch einen Wurf die Glieder zerschlagen! Du sollst belohnt werden!“

„O Herr!“ stammelt Lalibala, der ehrfurchtsvoll auf dem Boden liegt. Eine Handbewegung des Ras gebietet ihm Schweigen.

„Ich will dir etwas sagen,“ fährt er fort und blickt ihm durchdringend in die Augen, „ich weiß, warum es so lange währte, bis du mir zu Hilfe kamst, Lalibala! Aber du siegtest in dem schweren Kampfe deiner Seele, und nun — Edelsinn gegen Edelsinn! Eine kostbare Gabe für das kostbare Leben, das du mir erhalten! Sklaven, bringt das Geschenk!“

Sie führen ein Mädchen herein, schön wie die aufgehende Sonne, geschmückt wie eine Braut, das holde Gesicht verwirrt von Angst und Erwartung.

Sprachlos starrt sie der junge Landmann an.

„Nimm sie hin als Lohn für deine That! Sie wird so gerne zu dir kommen wie das Wüstentier zur abendlichen Tränke,“ spricht lächelnd der Fürst, „und deine Sehnsucht stillen, die verbotene Wege ging! Siehst du, Selimeh, auch ein Barbar ist bisweilen eines edeln Gefühles und sogar einer edeln That fähig!... Und nun geht! Ihr wißt, ich bin kein Lamm, und der königliche Preis, den ich Lalibala für mein Leben zahle, möchte mich gereuen! Geht und seid glücklich!“

Auswanderung und Kolonien.

Unter den „Fragen“, welche in kurzer Zeit wieder eine bedeutende Rolle spielen dürften, nimmt die nach der Unterbringung der Auswanderer eine hervorragende Stelle ein. Wer den früheren Standpunkt festhält, der von einer großen Majorität einst verteidigt worden ist, der sieht hier überhaupt keine „Frage“ in dem üblichen Sinne, da eben der Auswanderer thun und lassen kann, wie ihm beliebt. Mit dem Verlassen des deutschen Bodens hörte für den Auswanderer die Fürsorge der Regierung auf, ja es ist sogar einmal ein Befehl an die Konsuln eines großen Staates ergangen, sich um die Auswanderer nicht zu kümmern.

Der arme deutsche Mann! Da zog er in eine ungewisse Zukunft mit all seinen Erinnerungen an das Elend zu Hause oder an die sentimentalen Freuden der einfachen Leute, wenn er auswanderte, um sich eine neue Heimat zu suchen, und sonst ehrenhaft war. Denn nur von diesen ist hier die Rede, nicht von den Leuten, denen aus irgend einem Grunde die Heimat zu eng wurde und die ihre Nationalität wegwarfen wie einen alten Rock, der ihnen nicht mehr paßte. Da stand er verlassen in der großen Hafenstadt, überall herumgestoßen und belacht, ein ängstliches Häuflein Unglück, und hatte, auf dem Auswandererschiff alter Bauart elend zusammengepfercht und schlecht genährt, an der Seereise wenig Freude.

Aber dann hättet ihr ihn sehen sollen nach einigen Monaten auf den Prärien des Westens oder in den Urwäldern Brasiliens, thätig und eifrig, klar geworden über sich selbst und seine Zukunft. Zwar ist der Erdgeruch noch unverkennbar, und die eigentümlichen „Nücken“ des Deutschen, der in irgend einem Winkel Deutschlands groß geworden ist, verschwinden ja nie, aber der Mann ist fester und sicherer geworden und zuversichtlich. Die Deutschen zanken sich in der Fremde ebenso herum

wie in der Heimat, aber da sie doch oft aufeinander angewiesen sind, so wohnen die ärmeren Schichten stets bei einander, was übrigens bei allen Nationen der Fall sein dürfte. Denn solche Charaktere, wie sie Keller im Pancraz dem Schmoller zeichnete, findet man selten. Unser Deutscher bleibt in Zusammenhang mit seinen Landsleuten drüben, er dringt nicht ein in das ihm häufig ganz unverständliche Wesen fremder Völker, wenn er auch deren Sprache mit Vorliebe maltraitiert, und schließlich gewann er auch geschäftlich oft genug wieder die Fühlung mit der Heimat. Da stieg denn unser deutscher Auswanderer in der allgemeinen Achtung, man nahm sich seiner an, und neuerdings erfand man sogar das schöne Wort „Lenkung der Auswanderung“, um damit das Bestreben zu bezeichnen, die Auswanderer dort anzusiedeln, wo sie auch später uns noch von Nutzen sein können. Die Ironie der Geschichte hat es gewollt, daß diese fürsorglichen Ideen zum Durchbruch kamen, als die überseeische Auswanderung ganz gewaltig nachgelassen hatte, aber sie kann eben wiederkommen, und zwar in den Zeiten einer wirtschaftlichen Stagnation oder des Niederganges.

Wenn nun die Auswanderung wieder kräftiger einsetzen sollte, so möchten wir Kolonialfreunde auch zum Besten unsrer Kolonien etwas davon profitieren, denn wir haben den Wert der Leute, welche nach Uebersee gehen, immer hochgehalten, aber leider können wir die armen deutschen Leute nicht gebrauchen. Ein kurzer Vergleich zwischen den verschiedenen Ländern wird dies leicht nachweisen.

Vor allem spielt das Klima eine entschiedene Rolle; denn es handelt sich ja darum, Leute anzusiedeln, damit nicht nur sie, sondern auch ihre Nachkommen auf der neuen Scholle Erde blühen, wachsen und gedeihen. Die Kolonialbewegung stand von Anfang an wesentlich unter dem Zeichen der Auswanderung nach subtropischen Gebieten, wenn man auch in schwärmerischen Kreisen den Tropen den Vorzug geben mochte. Aber die Welt war so weit weggegeben, daß uns nur das sterile Südwestafrika blieb, eine reine Wüstenei; wie alle Steppenländer in höherer Lage recht gesund, aber nur für Viehzucht geeignet. Einige kleine Ausnahmen wollen nicht viel besagen. Und was das Eigenartige ist, das Land ist bewohnt von Volksstämmen, die gar keine Neigung haben, vor den Weißen zurückzuweichen. Die im südlichen, ärmlichsten Teile des Landes wohnenden Hottentotten werden wohl allmählich der Zivilisation und ihrer eignen Schwäche erliegen, aber das Bantuvolk des Nordens hat sich als durchaus widerstandsfähig gezeigt und wird sich unter geordneten Verhältnissen viel stärker vermehren als die weiße Bevölkerung. In den sozusagen idealen Auswanderungsländern dagegen wich der Indianer oder Neger vor dem Weißen zurück oder wurde mit Gewalt vertrieben, um Ellbogenraum für den weißen Ansiedler zu schaffen. Die Ansiedler fanden vorzügliches Land im Ueberfluß, wo sie nur den Pflug in den Boden zu senken brauchten, oder fruchtbares Waldland, dessen aufgespeicherter Humus eine fast unerschöpfliche Nährkraft besaß. Der arme Mann konnte in diese Länder auch um deswillen auswandern, weil er überall Arbeit fand, da die Ureinwohner als Jägervölker die Arbeit für eine Schande ansahen. Er hatte die Möglichkeit, sich von unten an heraufzuarbeiten, aber — leider — ist es ja auch nur einer Minorität gelungen, dies Ziel zu erreichen. In fast ganz Südafrika ist aber das Problem des Nebeneinanderwohnens mit den Schwarzen zu lösen, welches bekanntlich auch eine der großen Streitfragen zwischen den Engländern und Buren ist. Während der Bur die Rassengrenze scharf zieht und die Schwarzen nur als „schepsels“ als Geschöpfe betrachtet und danach behandelt, nimmt der Engländer einen liberaleren Standpunkt ein. Ich kann mich hier nicht in eine Untersuchung darüber einlassen, welches der richtigere ist, jedenfalls ist die Auffassung der Buren, die im Kampfe mit tausend Hindernissen und feindlichen Völkerstämmen errungen ist, die eines richtigen Pioniervolkes, während die englische mehr den internationalen Kulturstandpunkt vertritt. Jedenfalls können wir nach Südwestafrika nicht Auswanderer hinschicken, die neben den Negern arbeiten, wenn auch diese Auffassung nicht allgemein anerkannt ist. Es ist ja überhaupt ein Jammer für einen Beobachter, der sich auch zum deutschen Herrenvolk rechnet, mit ansehen zu müssen, wie bei uns die Rassengrenze so wenig eingehalten wird. Da lobe ich mir die Holländer, die Buren und die Nordamerikaner, während die Engländer bei ihrer Auffassung über die Stellung der Eingeborenen die sentimentale Auffassung von Exeter Hall über die Stellung der Naturvölker weidlich ausbeuten. Jedenfalls können wir vorläufig den selbständigen kleinen Mann in Südwestafrika im allgemeinen noch nicht gebrauchen — wenn dies überhaupt jemals möglich sein wird —, sondern nur den Viehzüchter mit einem Vermögen von mindestens 15—20 000 Mark, der da inmitten seiner großen Rindvieh- und Wollschafherden ein zwar einsames, aber gesundes und einträgliches Leben führen kann nach glücklicher Ueberwindung der ersten schweren Jahre.

In den Tropen ist nun von Anfang an die Stellung des Auswanderers eine prekäre, da er, ganz abgesehen von dem gefährlichen Klima, keine schwere Arbeit im Freien verrichten kann. Er bedarf dazu fremder Hilfe, die natürlich bezahlt und beköstigt werden will. Die Stapelprodukte wie Getreide und auch Baumwolle fehlen in den Tropen oder kommen wenigstens nicht sehr in Frage, Viehzucht ist sehr beschwerlich und unsicher, und nur die Kulturen der gutbezahlten tropischen Gewürzmittel lohnen sich noch. Aber hierzu bedarf es wieder eines nicht unbedeutenden Kapitals, denn der Pflanzer muß eine ganze Reihe von Jahren leben, bis die Fruchtbäume Erträge abwerfen. Wenn auch einmal ein phantastischer Gouverneur von Ostafrika schrieb, man brauche nur den Pflanzer bei Dar-es-Salaam anzusetzen, wo der fruchtbare Boden bis dicht an das Meer reiche, so zeigte der Betreffende eine sehr geringe Kenntnis der Grundbedingungen für das Fortkommen eines Ansiedlers. Auch in Kamerun ist an der Küste an ein Fortkommen von Ansiedlern gar nicht zu denken.

Aber nun, so höre ich den Leser fragen, wie steht es denn mit den Hochländern, wo es keine Malaria, diesen Fluch der Tropen, giebt und wo der Mensch in dem ewigen Frühling lebt? Denn man liest ja doch immer in den populären Reisebeschreibungen, wie man beim Besteigen eines Berges aus den schwülen Thälern allmählich in die Region des ewigen Frühlings, dann in die des ewigen Eises kommt. Schade nur, daß es



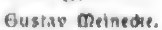
Herzog Leopold III. von Oesterreich.
(Standbild am Rathaus zu Freiburg im Breisgau.)

in der Kaffeeregion und der der Hochweiden auch nicht immer gesund ist, vielmehr das feuchte Klima allerlei rheumatische Krankheiten zur Folge hat. Es macht eben einen gewaltigen Unterschied aus, ob jemand am Kamerunberg auf der Station Buëa sich zur Erholung befindet oder ob er dort körperliche Arbeit verrichten soll. Auf gewissen Gebirgen in der Nähe der Küste kann hier und dort ein Ansiedler mit ein paar tausend Mark Kapital, kaum unter 5000, noch leben und auch vorwärts kommen, wenn er gesund bleibt und für sein Gemüse und seinen Kohl — besonders gerühmt werden die riesigen Kohlköpfe der landwirtschaftlichen Station Kwai in Ostafrika — Absatz findet, aber es kann sich hier nur um die Unterbringung von vorläufig einigen hundert Auswanderern handeln.

Das afrikanische Hochplateau des Innern und die sich noch darüber erhebenden Gebirge werden dagegen sicher noch einmal Auswanderungsgebiete werden, aber heute erscheint zum Beispiel die Besiedelung von Uhehe noch um eine ganze Reihe von Jahren verfrüht. Schon in Usambara klagen die Ansiedler, welche nur 30 bis 40 Kilometer bis zur Bahn haben, wie schwer es sei, ihre Produkte an der Küste abzusetzen. In Uhehe aber würde es sich nicht nur um 40 Kilometer, sondern um 200 bis 300 Kilometer handeln. Dies schließt aber einen Transport von Feldfrüchten nach der Küste absolut aus, und der Viehtrieb nach der Küste ist, abgesehen von den Strapazen einer so langen Reise, großen Verlusten ausgesetzt, weil das Vieh tagelang durch die Texasfieberdistrikte getrieben werden müßte. Sobald einmal eine Bahn bis in die Nähe dieser Gebiete kommt, wird das Vieh ohne Ansteckungsgefahr nach der Küste gebracht werden können und die Erschließung Uhehes möglich sein. Ob sie geschieht, hängt natürlich von Umständen ab, die heute noch nicht klar liegen.

In den alten deutschen Kolonien der Südsee liegen die Verhältnisse ebenfalls nicht günstig, aber es eröffnet sich hier ein Lichtblick; unsre jüngste Kolonie — Samoa — ist nicht nur sehr schön, sondern auch äußerst fruchtbar. Diese paradiesischen Inseln sind in der That voll Frühlingsglanz und herrlicher Schönheit, bewohnt von einer liebenswürdigen Bevölkerung, die das Kopfabschneiden nur unter sich betreibt, dabei eines guten Klimas sich erfreuend. Während das amerikanisch gewordene Tutuila wegen seines gebirgigen Charakters für agrikulturelle Unternehmungen weniger in Frage kommt, eignen sich auf dem deutschen Upolu und Savaii große Strecken dafür und nicht nur für den Kokospalmenbetrieb, der schon seit langen Jahren besteht, sondern auch für die Kakaokultur. Ich kann nicht auf Einzelheiten hier eingehen, nur so viel sei gesagt, daß nach den Untersuchungen der „Kolonialen Zeitschrift“ ein thätiger Mann bereits mit etwa 8000 Mark Vermögen als Kakaopflanzer sich wird eine Zukunft schaffen können, wenn, wie es den Anschein hat, die Arbeiterfrage gelöst wird. Denn der Samoaner ist faul wie ein richtiger Lotosesser. Es muß der Wunsch aller wahrhaften Kolonialfreunde sein, daß mit aller Macht die Entwicklung Samoas gefördert werde, da sich uns hier ein Auswanderungsgebiet für Auswanderer einer bestimmten Klasse aufthut, das, wenn auch nicht sehr groß, doch das vielversprechendste ist.

Und der arme deutsche Mann, wohin soll er gehen? In eine deutsche Kolonie keineswegs — unter Umständen kann es ihm passieren, daß er gar nicht an Land gelassen würde —, er muß wieder wie zuvor die Gastfreundschaft fremder Länder aufsuchen. Daß es in der Zukunft anders werde, ist der Kolonialfreunde heißestes Bemühen, das auch sicher von Erfolg gekrönt werden wird. Wir wissen alle, daß bei der Vermehrung unsrer Bevölkerung und im Hinblick auf wirtschaftliche Krisen eine Notwendigkeit dafür vorliegt, und wenn das der Fall war, dann hat man immer noch den Weg zur Abhilfe gefunden, wenn auch nur langsam.


Gustav Meinecke.



Graf Egon von Freiburg.
(Standbild am Rathaus zu Freiburg im Breisgau.)

Das neue Rathaus der Stadt Freiburg im Breisgau.

Der zweite deutsche Tag für Denkmalpflege, der unter dem Vorsitze des Geheimrats Lörsch aus Bonn und unter Anwesenheit eines Vertreters der Reichsregierung, des Geheimen Oberregierungsrates Lewald, Ende September zu Freiburg i. B. abgehalten wurde und sich vornehmlich mit der gesetzlichen Regelung des Denkmalschutzes befaßte, hat unter anderm an die Städte den warmen, beherzigenswerten Appell gerichtet, durch Erhaltung oder würdige Wiederherstellung alter Baudenkmäler oder durch Errichtung im Stil des Stadtbildes ausgeführter Neubauten den ihnen eignen Charakter zu erhalten. Fast in den gleichen Tagen, als diese Versammlung zu Freiburg tagte, legte diese Stadt die letzte Hand an ein Werk an, das als ein glänzendes Vorbild für eine von diesem Geist erfüllte, praktische Denkmalpflege angesehen werden muß. Es ist dies das neue Rathaus, das, nun vollendet, am 14. Oktober in feierlicher Weise seiner Bestimmung übergeben wurde. Als vor einigen Jahren für die Stadtverwaltung die Frage brennend wurde, neben dem aus der Mitte des 16. Jahrhunderts herrührenden ehrwürdigen alten Rathaus ein neues zu errichten, da traf es sich glücklich, daß daneben ein Grundstück zu erwerben war, das hinreichend Raum für den geplanten Neubau bot. Auf diesem Platz stand nun ein ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert stammender Gebäudekomplex, der in früheren Zeiten der Universität als Kollegienhaus diente und als „Alte Universität" oder „Alte Anatomie" noch bis in die jüngste Zeit verwendet wurde. Es hat nicht an Leuten gefehlt, die verlangten, man solle den Platz vollständig freilegen und ein dem modernen Zweck entsprechendes völlig neues Rathaus errichten. Daß man diesem Drängen nicht nachgab, sondern sich zur Erhaltung des Ueberkommenen und zu einem pietätvollen Umbau entschloß, ist vor allem dem energischen Eintreten des derzeitigen Stadtoberhauptes, des kunstsinnigen, historisch empfindenden Oberbürgermeisters Dr. Winterer zu verdanken. Dem städtischen Hochbauamt, an dessen Spitze Stadtbaumeister Rudolf Thoma steht, war freilich keine leichte Aufgabe gestellt; aber wie der vollendete Bau beweist, ist diese glänzend gelöst worden. In der glücklichsten Weise gelang es, die schönen, in dem für das Freiburg des 16. Jahrhunderts so charakteristischen Baustil, der mit gotischen Elementen verschmolzenen deutschen



Das neue Rathaus der Stadt Freiburg im Breisgau.

Frührenaissance, ausgeführten Bauteile der alten Universität zu erhalten und doch zugleich einen stilgerechten, einheitlichen, harmonischen Bau zu schaffen. Wie ein Vergleich des alten Baues mit dem neuen lehrt, ließ man die beiden besonders bezeichnenden Giebelbauten mit ihren über Eck gestellten, reich verzierten Erkern stehen, verband diese durch einen Hof getrennten Teile durch einen das Ganze überragenden Mittelbau, in dem, wie es sich schon von außen kundgiebt, der wichtigste Raum des Hauses untergebracht wurde, der große, prunkvolle Ratshaussaal. Vor ihm befindet sich eine von Bogen getragene, mit Maßwerkgalerie versehene Terrasse. In den Nischen zwischen den mit Glasmalerei geschmückten Fenstern sind vier Statuen aufgestellt, die nach Modellen des Karlsruher Bildhauers Professor Friedrich Dietsche in Erz gegossen sind und jeweils den ersten Regenten der Herrscherhäuser darstellen, unter deren Zepter Freiburg seit Gründung stand: Konrad von Zähringen, Gründer Freiburgs (1120), Egon, den ersten Grafen von Freiburg, Leopold III. von Oesterreich, Karl Friedrich von Baden. Hinsichtlich der erwähnten Glasmalereien sei noch bemerkt, daß diese von dem Freiburger Professor und Glasmaler Fritz Geiges herrühren, der für diese Schöpfungen auf der Pariser Weltausstellung die goldene Medaille erhielt. In dem das hochragende Dach wirkungsvoll abschließenden, kupferbedeckten Dachreiter ist ein Glockenspiel untergebracht. Von besonderer Schönheit ist der Hofraum, zu dem man durch die geräumige Vorhalle tritt. Mit seinen hübschen Portalen, seinen Maßwerkgalerien, den Treppentürmen, den reizenden Fenstergruppen wird ein äußerst malerisches Bild hervorgerufen. Das alte Hauptportal mit den auf der Giebelverdachung sitzenden, Wappen haltenden Engeln wurde in den den Hofraum abschließenden Hinterbau eingefügt und so auch dieses Denkmal in pietätvoller Weise der Nachwelt erhalten. Der äußeren Anlage entspricht die Durchführung der Innenarchitektur und Innendekoration; auch hier herrscht der Grundsatz möglichster Stiltreue bei Herübernahme erhaltener Stücke vor. Die Flure gewähren mit ihren Fachwerkwänden, dem architektonischen Rahmenwerk, den schön ornamentierten, stilgerecht angefertigten Thüren einen äußerst charakteristischen Eindruck. Im zweiten Stock liegt der Trausaal, die ehemalige Aula der alten Universität; dieser Saal war im 17. Jahrhundert im Geist des damals herrschenden Barock umgestaltet worden. Es ist durchaus zu billigen, wenn man diesen Saal mit seiner reichen Stuccaturornamentik, dem großen österreichischen Doppeladler an der Decke trotz der Stilverschiedenheit beibehalten hat. Eine vollständig neue Schöpfung ist der große Rathaussaal, zu dem ein Portal führt mit der Inschrift: „Der Bürger Wohl sei oberstes Gesetz.“ Reiche Eichenholztäfelung, die flach gewölbte, in der Konstruktionsweise des Konventsaales des Klosters St. Georgen a. Rh. angefertigte Holzdecke im Stil der mit gotischen Anklängen vermischten Frührenaissance, zwei ringförmige, polychrom behandelte Leuchterfiguren und die erwähnten Glasfenster, die Momente aus der Freiburger Geschichte darstellen, geben dem Ganzen ein vornehmes und würdiges Gepräge.


Die Eisenbahnstrasse in Freiburg. (Links das neue Rathaus, im Hintergrund das Münster.)

Mit der Erbauung dieses stilechten Rathauses hat Freiburg einen glücklichen Griff gethan und zugleich bewiesen, daß die heutige Bürgerschaft wohl im stande ist, ihren Vorfahren, die einst das herrliche Münster erbauten, im kleinen wetteifernd gleichzukommen. Mit Recht hebt die vom Stadtrat herausgegebene Festschrift hervor, wie glücklich

sich das mit dem alten Rathaus zu einer harmonischen Rathausgruppe vereinigte neue Rathaus in den Rahmen des Stadtbildes einfügt, wie wirksam es den kleinen, trauten Franziskanerplatz schmückt, auf dem sich das schlichte Berthold Schwarz-Denkmal erhebt, an dem die altehrwürdige Pfarrkirche St. Martin liegt und der gegenüber abgeschlossen wird von dem gotischen Kreuzgang des ehemaligen Franziskanerklosters. Wahrlich, diese Rathausgruppe wird von neuem zum Ruhm der in Wort wie Bild gepriesenen „Perle des Breisgaus“!



Die alte Universität.

Friburgensis.

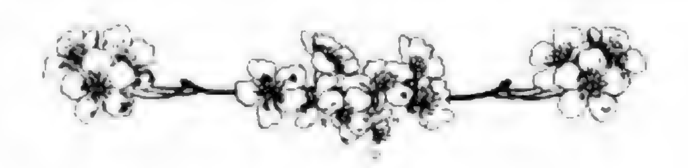


Der Komponistenwinkel auf dem Wiener Zentralfriedhof.

(Siehe die Abbildung Seite 517.)

Um ihre berühmten Toten zu ehren, hat die Stadt Wien auf dem großen Zentralfriedhof, der sich im Südosten der Stadt ausdehnt, eine besondere Abteilung für historisch denkwürdige Personen gestiftet. Hier wurden auch viele der Berühmtheiten des alten Wien, die auf den alten, der Benutzung entzogenen Friedhöfen beigesetzt waren, nach ihrer Ausgrabung wieder bestattet. Den interessantesten Teil dieser Gräbergruppe bildet der „Komponistenwinkel“, ein dicht umbuschter, gärtnerisch besonders reich geschmückter Platz, auf welchem die großen Tondichter des alten und neuen Wien ruhen. In der Mitte des Platzes steht das von dem mutmaßlichen Grabe Mozarts auf dem St. Marxer Friedhof in Wien herrührende Denkmal Hans Gassers. Das mit dem Porträtmedaillon Mozarts geschmückte Denkmal ist eine Widmung der Stadt Wien und stammt aus dem Jahre 1859. Die Ueberreste dieses Tonmeisters konnten nicht übertragen werden, denn mit Sicherheit ist sein Grab nicht zu ermitteln gewesen. Den Schädel Mozarts besaß der berühmte Wiener Anatom Professor Hyrtl und vermachte ihn dem Salzburger Mozart-Museum, in dessen Besitz er jetzt übergegangen ist. Im Halbrund sehen wir die Grabstätten Beethovens und Schuberts, die beide ursprünglich auf dem Friedhof der ehemaligen Vorstadt Währing nahe bei einander beerdigt waren. Der Obelisk auf Beethovens Grab ist eine getreue Nachbildung des Denkmals, das einst auf dem Währinger Ortsfriedhof aufgestellt war, und wurde 1888 von der Gemeinde Wien, den Philharmonikern und der Gesellschaft der Musikfreunde errichtet. Schuberts Grab ziert eine von Meister Kundmann geschaffene herrliche Reliefgruppe. Das Denkmal wurde gleichfalls 1888 vom Wiener Männergesangverein gestiftet. Unter der Steinpyramide ganz im Hintergrunde ruht der Opernkomponist Gluck, „der erhabenen Tonkunst großer Meister“, wie die alte Inschrift unter dem Porträtmedaillon besagt. Unweit davon befinden sich die Gräber des Hofkapellmeisters Herbeck und Andreas Streichers, des Jugendgenossen Schillers. Auch diese sowie die Grabstätten der musikalischen Größen unsrer Tage: Brahms, Johann Strauß und Suppé zieren Denkmäler von Künstlerhand.

W.



Mein Wunschzettel.*)

Von

Oscar Blumenthal.

Der Inhalt Ihres seltsamen Briefes, verehrter Freund, kann in der That nur durch sein Datum entschuldigt werden. Sie verlangen von mir die Aufstellung eines Wunschzettels für die Erwachsenen. Ich soll versuchen, das Inventar der Sehnsucht aufzunehmen. Ich soll die Umrisse der Luftschlösser nachzeichnen, die wir in den Stunden des wachen Träumens bis zu den Wolken emporsteigen lassen. Und dieses sonderbare Begehren glauben Sie einfach dadurch begründen zu können, daß Sie über Ihren Brief das Datum setzen: „Am ersten Dezember, im Monat der Wünsche."

Und Sie haben nicht unrecht. Das ist wirklich der Monat der Wünsche. Zu keiner andern Zeit des Jahres werden wir so nachdenklich vor die Versuchung geführt, die nüchterne Bilanz von Wunsch und Erfüllung zu ziehen. Und wenn wir reiferen Leute, denen das Alter schon die ersten Silberfäden in das Haar geflochten und die ersten Furchen in die Haut gekerbt hat, in diesen Tagen die blühende Jugend um uns beneiden möchten, so ist es die Kraft des Wunsches, die in den noch so fröhlich unerfahrenen Herzen lebt. Auf wohlerwogenen Wunschzetteln zeichnen sie den Katalog ihrer Träume auf und sind gewiß, daß in der Stunde der Erfüllung ein Glück über sie kommen wird, das keine neue Sehnsucht mehr übrig läßt. Die weisen Leute lächeln über diese Kinderthorheit. Sie haben das schwermütige Dichterwort im Gedächtnis: „Der Mensch träumt sich ein Weltmeer von Entzücken und erschöpft es mit der hohlen Hand." Wir wissen, daß jede Erfüllung wieder einen Wunsch in ihrem Schoße trägt, und oft haben wir es seufzend erfahren müssen, daß keine noch so verschwenderische Schicksalsgabe in den ersehnten Lichtsaal des Glückes führt. Wir werden immer nur von einem Vorzimmer in das andre geleitet, und das Leben ist ein ewiges Antichambrieren. Aber wir wissen auch, daß nur in dieser ziellosen Wanderung von Wunsch zu Wunsch die großen Kräfte der Menschheit flüssig werden. Ein Volk, das nichts mehr erwartet und nichts mehr ersehnt, würde sich selbst überlebt haben. Und darum haben auch die Wissenden ihre verträumten Stunden, in welchen sie der Zeit mit ihren Wünschen vorauseilen und gern einmal mit einem Sehnsuchtsblick durch das Guckloch des Vorhangs schauen, der uns die künftigen Geschicke der Menschheit verschleiert ... Das ist der Monat der Wünsche! Und so sei es mir gestattet, auch die meinigen aufzuzeichnen.

*

Ich wünsche den kommenden Geschlechtern, daß ihre Entwicklung in einem etwas langsameren Zeitmaß fortschreitet als in den letzten zwei Jahrhunderten, und daß sie die Kultur nicht allzu geschäftig über die ganze Breite der Erde tragen möchten. Denn wie in den großen Forsten einzelne Strecken als Bannwald gelten und vor jedem lichtenden Axthieb geschützt sind, so wünschte ich, daß auf der bewohnten Welt noch einige Streifen übrig bleiben, in welchen die Bildung nichts ausrotten darf und die freien, erdgeborenen Instinkte in üppiger Wildheit wuchern können.

*

Ich wünsche, daß es dem satten Spießbürger unter dem Schutze der Obrigkeit nicht länger gestattet sein möchte, jeden freien Denker für einen Rebellen zu halten, weil er aus dem Schoß der alten Ordnungen eine neue erzeugen will.

*

Ich wünsche, daß das satirische Lächeln, das wir nur mühsam verhehlen können, wenn von einem Kirchenfürsten ein Sterblicher heilig gesprochen wird, auch die weltlichen Machthaber verspottet, wenn sie Begriffe heilig sprechen und dem freien Gedanken verwehren wollen, über sie hinauszuwachsen. Den Vorkämpfern des freien Sinnes aber wünsche ich, daß sie in einigen Jahrhunderten so viel Freiheitssinn entwickelt haben, um sogar — eine andre Meinung ertragen zu können.

*

Ich wünsche, daß unsre Urenkel das erquickende Bild der Völkereintracht nicht bloß dann verwirklicht sehen, wenn es gilt, in brüderlicher Uebereinstimmung auf ein andres Volk loszuschlagen.

*

Ich wünsche, daß einst auf Staatskosten ein Invalidenhaus für altersschwache Phrasen und ein Nationalfriedhof für längst verstorbene Gemeinplätze errichtet wird, und daß jedem die litterarischen Ehrenrechte aberkannt werden, wenn er diese Wort- und Gedankenmumien wieder ans Tageslicht zieht.

*

Ich wünsche jedem konstitutionellen Staate, in welchem man es mit den Volksrechten ernst nimmt, nicht einen gut regierenden, sondern einen gut regierten König.

*

Ich wünschte, endlich einmal dem seltensten der Menschen zu begegnen, der ein ganzes Leben lang ohne Selbsttäuschung fromm, ohne Anmaßung klug, ohne Schwermut weise, ohne Herbheit stolz, ohne Buße aufrichtig und ohne Orden patriotisch war.

*

Dem neuen Dichtergeschlecht, das uns die Zukunft bringen soll, wünsche ich, daß es recht bald mit siegreichen Schöpfungen in die Erscheinung treten möchte. Denn jene Neuen, die schon unter uns leben, können nicht durch die Alten überwunden werden, sondern nur durch die noch Neueren.

*

Was ich meinen tadelnden Beurteilern wünsche? Nur das eine: daß sie unrecht haben ... Jenen Kritikern aber, die nur über einen immer wiederkehrenden dürftigen Wortschatz verfügen, wünsche ich, daß ihre Redewendungen wenigstens nicht ganz so viele Wiederholungen erleben möchten wie — die Stücke, denen sie am heftigsten zürnen.

*

*) Wir entnehmen diese Plauderei einer Sammlung von Humoresken des Verfassers, die unter dem Titel „Unerbetene Briefe" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) erschienen sind. D. R.



Beethoven. Gluck. Mozart. Schubert.

Der Komponistenwinkel auf dem Wiener Zentralfriedhof. (Text S. 515.)

(Phot. Heydenhauß & Robert, Wien.)

Ich wünsche, daß ein Edison der Zukunft dem Telephon, das uns gestattet, ferner und immer ferner zu sprechen, eine Gegenerfindung gesellt, die manchen Mitbürger zwingt, ferner nicht zu sprechen.

*

Ich wünsche, daß im Straßenverkehr des neuen Jahrhunderts endlich der elektrische Fußgänger erscheint, der durch eine sinnreiche Signalvorrichtung die Lenker der Straßenbahnen veranlaßt, ihm wenigstens manchmal ihre Aufmerksamkeit zu zollen.

*

Ich wünsche unsern Bühnenleitern im Kampf um den täglichen Spielplan immer noch lieber Stücke, die der Zensor verbietet, als Stücke, die sich selbst verbieten.

*

Ich wünsche den kommenden Philosophen, daß die tiefsten Worte, die sie prägen, nicht von der Gedankenlosigkeit nachgeplaudert und vom Unverstand in Besitz genommen werden. Denn von allen Dummköpfen sind die gefährlichsten, die unsrer Meinung sind.

*

Ich wünsche den liebenswürdigen Optimisten, die noch Träume und Ideale haben, daß sie auch den Gleichmut besitzen, um ihr Pflichtteil an Lächerlichkeit auf sich zu nehmen.

*

Und ich wünsche endlich, daß diese Weihnachtswünsche schon zu einer Zeit in Erfüllung gehen, in der sie noch nicht völlig den Weg aller Wahrheiten durchmessen haben, der nach Schopenhauers treffendem Wort vom Paradoxon ausgeht und im Gemeinplatz versandet.

Die Eisenbahnen und der Krieg.

Bei einer Kriegführung in heutiger Zeit wird derjenige sofort im Vorteil sein, der zuerst mit den Truppen auf der Bildfläche erscheint; er zwingt seinen Gegner, sich nach seinem Aufmarsche zu richten. Oesterreich hatte 1866 früher gerüstet als Preußen. Dennoch gelang es diesem, dem fünf Bahnlinien zum Vorschieben seiner Truppen bis Hirschberg, Reichenbach, Neisse, Leobschütz und Oderberg zur Verfügung standen, seine Truppen früher an den Einbruchsstellen zu konzentrieren als Oesterreich. Dieses verfügte nur über eine Bahnlinie zur Grenze, die Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Die österreichischen Strecken gen Ebersbach, Tetschen, Seidenberg, Mittelwalde, Jägerndorf wurden erst später in Bau genommen. Etwas anders lagen die Verhältnisse 1870/71. Die französischen Bahnlinien waren annähernd so zahlreich wie die preußisch-deutschen ausgebaut. Hier hatten wir es der Vollendung unsrer Truppenrüstungen zu verdanken, daß wir das sehr unvorbereitete Frankreich in der Schnelligkeit der Entfaltung der Truppen an der Grenze überholten. Es dürfte nun auch für den Laien interessant sein, Näheres zu erfahren über die Behörden, welche die Eisenbahnen im Frieden für den Krieg mit maßgebenden Direktiven versehen und sie im Kriege selbst verwalten.

Im Frieden hat der Chef des Generalstabs der Armee, im Kriege der Generalinspekteur des Etappen- und Eisenbahnwesens die Oberaufsicht über die Bahnen und ihre Angelegenheiten in militärischer Beziehung. Des Generalinspekteurs hauptsächliches ausführendes Organ ist der Chef des Feldeisenbahnwesens. Das ganze deutsche Bahnnetz — Staats- und Privatbahnen — ist unter Regie jener Organe in Bezirke eingeteilt, welche im Frieden Linienkommissionen, im Kriege Linienkommandanturen genannt werden. Ein solcher Bezirk umfaßt ungefähr ein Gebiet von einer bis zwei preußischen Eisenbahndirektionen. Ihre Leitung liegt in den Händen eines Majors (meist der Infanterie) und eines höheren Eisenbahnbeamten. Die Obliegenheiten einer Linienkommission ähneln denen der Bezirkskommandos. Durch sie wird unter Zusammenwirken der Militär- und Eisenbahnbehörden Vorkehrung getroffen, allen Eventualitäten bei Beförderung und so weiter von Truppen, Tieren, Bagagen, Lebensmitteln und so weiter im Kriege durch bereits im Frieden getroffene oder festgelegte Maßnahmen schnell und sicher begegnen zu können. Im Feldzuge sind den dann wirkenden Linienkommandanturen als ausführende Organe die militärischen Bahnhofkommandanten unterstellt. Diese vermitteln in erster Linie den Verkehr zwischen den militärischen Transportführern und den Eisenbahnbeamten, haben ferner für Speisung, Tränkung, für Unterbringung von Erkrankten und auch von aushilfsweise herangezogenen Eisenbahnbeamten zu sorgen, falls letztere von der Eisenbahn selbst nicht untergebracht werden können. In Funktion treten die Bahnhofskommandanten, wie gesagt, meist nur im Kriege, selten schon bei großen Friedensmanövern, dann natürlich den Linienkommissionen unterstellt.

Der Generalinspekteur des Etappen- und Eisenbahnwesens teilt nach den Bestimmungen der Militärtransportordnung bei Beginn eines Krieges ganz Deutschland in zwei Bezirke, den Kriegs- und den Friedensbezirk; das heißt die Bahnen in der Nähe des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes treten vollständig in die alleinige Verwaltung der Militärbehörde über, während die dem Kriegsschauplatze entfernter gelegenen Bahnen — der Friedensbezirk — wohl auch von der Militärbehörde im großen und ganzen geleitet, aber noch von den Bahnbehörden verwaltet werden. Die Grenze zwischen dem Kriegs- und Friedensbezirke bilden Uebergangsstationen, welche von der Militärbehörde im Einvernehmen mit dem Reichseisenbahnamte — der Aufsichtsbehörde aller Bahnen Deutschlands — bestimmt werden.

Nach dem Außerkrafttreten der zur Zeit gültigen Eisenbahnfahrpläne des öffentlichen Verkehrs und dem Inkrafttreten der Militärfahrpläne ruht eine Zeit jeglicher Transport von Privatpersonen und Gütern. Die Militärfahrpläne sind von den Linienkommissionen aufgestellt, stets fertig gedruckt vorhanden und liegen zum sofortigen Aushange stets bereit. Ebenfalls durch Vermittlung der Linienkommissionen ist das Eisenbahnpersonal — Beamte

und Arbeiter — zur glatten Durchführung aller Militärtransporte im Kriege vorgesehen. Die Bahnverwaltungen haben nach Anordnung der Militärbehörde (unter Berücksichtigung der militärischen Individualität des einzelnen) das Beamtenpersonal einzuteilen und die Besetzung der Stationen und Züge mit ihm zu normieren. Auf Erfordern hat auch eine weniger in Anspruch genommene Bahn einer andern, mit Militärtransporten mehr belasteten mit Personal auszuhelfen.

Gleich dem Personale haben die Eisenbahnverwaltungen Einrichtungen und rollendes Material für den Kriegsbedarf schon im Frieden zu beschaffen und bereit zu halten. So sind Wasserstationen zur Speisung der Lokomotiven und Tränkung von Truppen und Vieh anzulegen. Die betreffenden Stationen werden der Militärbehörde mitgeteilt. Alle Bahnhöfe größerer Städte und alle Knotenpunkte sind damit ausgerüstet. Reichen die von den Bahnen für ihre eignen eisenbahntechnischen Zwecke im Frieden getroffenen Einrichtungen nach dem Gutachten der Militärbehörde für den Feldzug nicht aus, so müssen die Bahnen schon im Frieden das Verlangte auf Kosten der Militärverwaltung ergänzen und unterhalten. Weiterhin ist für Feuerungsmaterial der Lokomotiven bereits im Frieden vorzusorgen, indem auf den — genau zu bestimmenden — Kohleneinnahmestationen schon jetzt für den eventuellen Mobilmachungsfall ein- für allemal auf vier Wochen reichendes Heizungsmaterial bereit zu halten ist, eine für die Bahnen gewiß nicht leichte Bedingung.

Auf fast allen Stationen sind feste, fahr- oder tragbare Rampen vorhanden. Ihre Anlage hat möglichst — auf großen Stationen stets — für Truppen, Kranke, Vieh, Bagage und Geschütze räumlich zusammenhängend, auf derselben Geleiseseite zu erfolgen. Dagegen sind Rampen zur Verladung von Sprengstoffen der Explosionsgefahr wegen abseits zu wählen. Neben den Rampen sind ausreichend Ladebrücken zu beschaffen. Außerdem führt jeder Militärzug Notrampen-Material zur Benutzung auf freier Strecke mit sich.

Auf größeren Stationen sind vielfach zwischen den Geleisen lange, niedrige Schuppen zu beobachten. Sie ähneln den Güterschuppen, nur fehlen an den Längsseiten die Ladebühnen. Das sind Militärküchen für Kriegs- und Manöverzwecke, mit allen Einrichtungen zur Bewältigung der Speisung großer Truppenmassen versehen. Diese Bahnhöfe werden stets auch als Tränkstationen bestimmt sein, weshalb dort auch schon im Frieden Trinkbecher, Tränkeimer und Bottiche vorzufinden sind. Das rollende Material — aus Lokomotiven, Personen-, Gepäck-, offenen und gedeckten Güterwagen bestehend — ist natürlich von allen Bahnen entsprechend vorrätig zu halten und auch im Uebermaß vorhanden.

Auch die Ausrüstung der einzelnen Wagen zeigt schon im Frieden überall wohlbedachte Fürsorge für den Krieg. Man betrete das Innere eines gewöhnlichen gedeckten Güterwagens. Rings umher an den oberen Kanten der Wände befindet sich eine starke, meist freistehende Leiste. Sie dient zum Einhängen der an Riemen schwebenden Krankenbetten, somit der Wagen zur Einrichtung als Lazarettwagen. Auch ist die Leiste zum Aufhängen der Tornister der Mannschaften bestimmt. An den Längsseiten des Wagens werden sich dann noch — ungefähr in Kniehöhe — wagerechte und darüber — etwas höher — nicht ganz senkrechte Einschnitte befinden. In diese passen Sitze und Lehnen von Bänken, welche auf militärischerseits bestimmten Stationen eingelagert sind und somit zur Verwandlung des Güterwagens in einen Transportwagen für Truppen bereit liegen. In Meterhöhe des Wageninnern sind ferner Oesen, an den Thüren Latirbäume — beides für Pferde- und Schlachtviehtransporte — angebracht. Die Außenseiten der Wagen tragen sichtbar eine Aufschrift, welche angiebt, wie viel Mannschaften oder Pferde der Wagen faßt.

Sehen wir uns nun nach Schilderung der militärischen Einrichtungen den Ausbau der Bahnlinien selbst genauer an. Bei Betrachtung der Karte Deutschlands zeigen sich besonders die Grenzbezirke als mit zahlreichen Bahnen durchzogen, vielfach Gegenden, die — bei dem Fehlen bedeutenderer Industrie oder intensiver Landwirtschaft — so zahlreicher, oft zweigeleisiger Bahnverbindungen durchaus nicht benötigten. An unsrer Ostgrenze führen dreizehn Strecken aus dem Innern Preußens, Posens und Schlesiens zur russischen Grenzlinie — bei Memel, Eydtkuhnen, Lyck, Johannisburg, Soldau, Thorn, Stralkowo, Jarotschin, Ostrowo, Wilhelmsbrück, Herby, Beuthen O.-S. und Schoppinitz —, und diese Strecken sind wiederum unter sich vielfach durch Querbahnen verbunden. Letztere sind besonders wichtig, um einmal die auf den Hauptbahnen herangeschafften enormen Massen leichter auseinanderziehen, dann aber besonders im Feldzuge schnelle Dislozierungen von Truppen vornehmen zu können. Die thatsächliche Bedeutung solcher Dislozierung zeigte sich zum Beispiel am 6. August 1870 bei Spichern. Es war klar, daß das Wagnis, solche Höhen zu nehmen, zahlreiche Truppen erfordern müsse. Deshalb wurde kurz vor der Schlacht das bei Neunkirchen stehende 12. Regiment beordert und mit der Bahn so schnell herangeschafft, daß es noch entscheidend in die Schlacht einzugreifen vermochte.

Die gleiche Praxis der Anlage von Bahnen wie im Osten ist besonders auch gegen Frankreich beobachtet. Obgleich die Länge der deutsch-französischen Grenze nur circa ein Drittel der deutsch-russischen beträgt, führen elf Strecken — bei Altmünsterol, Maßmünster, Wesserling, Münster i. E., Markirch, Schirmeck, Dt. Avricourt, Chambrey, Ars, Groß-Moyeuvre und Fentsch — aus deutschen Gauen zu französischen. Auch hier sind die zur Grenze führenden Strecken durch zu ihnen parallel liegende verbunden.

Natürlich werden alle Eisenbahnen vor allem die Festungen, Garnisonen, Waffen- und sonstigen Depotsplätze berühren und miteinander verbinden. So sehen wir im Osten Memel, Königsberg, Graudenz, Lyck, Thorn, Bromberg, Posen, Glogau, Rawitsch, Breslau, Brieg und so weiter, im Westen Metz, Mörchingen, Saarburg, Pfalzburg, Straßburg, Kolmar, Freiburg und andre durch gute Bahnverbindungen unter sich und nach dem Innern Deutschlands begünstigt. Unter solch guten Bahnverbindungen versteht man in militärischer Hinsicht vor allem zweigeleisige Strecken, sodann einen Unterbau, das heißt eine Bettung der Schienen, welcher schnell hintereinander zahlreiche und schwere Transporte zu tragen vermag. Die Beförderung der Militärtransporte findet im Kriege ausschließlich in Militärzügen statt; diese bestehen aus circa

50 Wagen (höchstens 110 Achsen) und fahren auf unsern Hauptbahnen mit einer Geschwindigkeit von 40 Kilometern in der Stunde; 1870/71 fuhren sie nur 25 Kilometer.

Nehmen wir den Fall, das Gardecorps solle von Berlin und Umgegend nach der deutsch-russischen Grenze bei Schoppinitz geschafft werden. Die Truppen sind zur Verladung bereit. Ein Militärzug faßt circa ein Bataillon oder eine Feldbatterie oder einen Divisionsbrückentrain. Demgemäß benötigt ein Corps zur Fortschaffung circa hundert Züge. Die Verladeeinrichtungen auf den Bahnhöfen sind thatsächlich derart vorhanden, daß die Verladung des Corps in die hundert Züge und die nach und nach erfolgende Ablassung letzterer in 1½ bis 2 Tagen möglich sein dürfte. Die Entfernung Berlin-Schoppinitz beträgt etwas über 500 Kilometer. Könnte ein Militärzug ungehindert durchfahren, so würde er diese Entfernung in 13 Stunden zurücklegen. Da aber auf solche Entfernungen stets mit Aufenthalten zu rechnen ist, dürfte die Strecke Berlin-Schoppinitz in 15 bis 18 Stunden durchmessen sein. Rechnet man auf die nach und nach erfolgende Ankunft und Entladung der Züge (natürlich nicht auf einem Bahnhof) wieder circa 1½ bis 2 Tage, so ist das Gardecorps in 3½ bis 4 Tagen nach dem entferntesten Südostwinkel Deutschlands bei Schoppinitz disloziert.

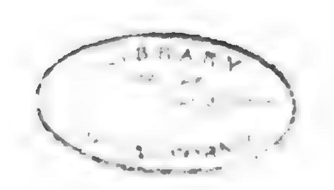
Nächst der Fortschaffung der Truppen, Pferde, Geschütze und Bagagen besteht eine weitere Aufgabe der Bahnen in Ueberführung des Lazarettwesens und in der Nachschiebung der für Truppen und Pferde nötigen Verpflegung. Besonders letzteres Moment ist wichtig. Für 1 Million Truppen und 250000 Pferde — Zahlen, mit denen wir in einem Feldzuge mindestens zu rechnen haben dürften — benötigt man pro Tag circa 4000 Tonnen (= 80000 Zentner) Verpflegung. Da ein Wagen mit durchschnittlich 8 Tonnen belastet wird, und da ein Militärzug circa 50 Wagen führt, schafft ein Zug circa 400 Tonnen fort. Zum Transport von 4000 Tonnen täglicher Verpflegung würden demnach 10 Züge nötig sein. Nun ist aber zu berücksichtigen, daß diese 10 Züge nicht alle nur von einer bestimmten Stelle nach einer andern bestimmten Stelle fahren können. Man wird demnach mit Berücksichtigung der sammelnden und wieder verteilenden — einzeln vielfach wohl unter 50 Wagen führenden — Züge die doppelte bis dreifache Zahl bedürfen. Erwägt man ferner die vielen Züge für Nachschub von Ersatztruppen und -Material, für Verwundete, Kranke, Lazarettbedürfnisse, erwägt man weiterhin, daß eine gewisse Zeit nach der Mobilmachung auch schließlich die Bedürfnisse des öffentlichen — nicht militärischen — Verkehrs wieder ihr Anrecht auf Beförderung stellen, also den Verkehr öffentlicher Züge neben den Militärzügen fordern müssen, so sind die Anforderungen, die an die Bahnen gestellt werden, außerordentlich hoch.

Eine Parallele zwischen den deutschen Bahnen einerseits und den russischen und französischen Bahnen andrerseits dürfte nun nicht uninteressant sein. Der Feldzug von 1870/71 und der russisch-türkische Krieg haben beiden Reichen gute Lehren gegeben. Besonders der Erfolg Preußens und Deutschlands 1866 und 1870 hat beide Reiche veranlaßt, ihre Eisenbahnen vom militärischen Gesichtspunkte aus in gleicher Weise einzuteilen und zu verwalten wie Deutschland. In beiden Ländern sind den Linienkommissionen und Bahnhofskommandanturen gleiche Organe eingesetzt, gleiche Anstrengungen treten in Bezug auf Ausrüstung und Bereitschaft des Personals, des rollenden Materials, der Verlade-, Speise-, Tränk- und so weiter Einrichtungen zu Tage. Ein Nachteil Rußlands uns gegenüber in der Anlage der Bahnen selbst ist hervorstechend. Ein Blick auf die Karte zeigt das. Die deutsche Ostgrenze ist mit Eisenbahnen übersät, die russische Westgrenze das Gegenteil! Nur an fünf Punkten — bei Eydtkuhnen, Prostken, Illowo, Alexandrowo, Schoppinitz — münden russische Bahnen in Deutschland ein, Querbahnen fehlen in Russisch-Polen fast gänzlich. Dazu kommt der äußerst wichtige Umstand, daß nur die in Schoppinitz mündenden russischen Strecken — Warschau-Sosnowice und Iwangorod-Dombrowa — die deutsche Spurweite haben, alle übrigen dagegen eine bedeutend breitere. Wollen zum Beispiel die Russen nach unsrer schlesischen Grenze aus dem Innern des Zarenreiches Truppen und so weiter werfen, so müssen die Mannschaften in Warschau und Iwangorod umsteigen, das Material muß umgeladen werden. Es tritt also eine enorme Verzögerung ein. Oder angenommen, es gelingt den Deutschen, die schlesisch-russische Grenze zu überschreiten, so ist es leicht, das Nötige auf den russischen Strecken mit deutschen Zügen bis Warschau und Iwangorod nachzuschaffen. Ein weiteres Moment: Dringen wir Deutschen in Rußland ein, so können wir die breiten russischen Spuren durch Verrücken einer Schiene leicht und schnell auf unsre Spurweite hin enger legen und für unser Material benutzbar machen. Drängen aber die Russen in Deutschland ein, so wäre der entsprechende Umbau der Strecken fast unmöglich, mindestens aber sehr umständlich und zeitraubend. Diese Fehler ihrer Bahnanlagen haben die Russen auch sehr wohl eingesehen und deshalb ihre starken Grenzfestungen weit in das Inland zurückgelegt — Warschau, Nowo-Georgiewsk, Bialystock, Brest-Litewski, Iwangorod. Rußland erkennt, daß es aus Mangel an Bahnen die doppelte Zeit brauchen würde, seine Truppen an die Westgrenze zu werfen, als Deutschland die seinigen an die Ostgrenze.

Anders liegen die Verhältnisse in Frankreich. Die Franzosen sind bedeutend rühriger gewesen als die Russen. Die Zahl der nach der Grenze führenden Strecken, der Querbahnen an ihnen, der Ausbau der Bahnen, die Spurweite sind den deutschen gleich. Nur ein Umstand ist vorhanden, welcher den deutschen Bahnen eine gewisse Ueberlegenheit sichern dürfte. In Deutschland stehen die in Betracht kommenden Bahnen unter Staatsverwaltung, großenteils unter Reichsverwaltung. Die Leitung aller Strecken ist entsprechend einheitlich geregelt, die Gleichmäßigkeit in ihr wird von einer obersten Reichsbehörde — dem Reichseisenbahnamte — überwacht. Anders bei den Franzosen. Dort gehören die Bahnen vielen größeren und kleineren Privatgesellschaften, welche nur durch Gesetz gebunden sind, sich der Heeresverwaltung im Kriege zur Verfügung zu stellen. Diese Privatbahnen mit ihren verschiedensten Verwaltungsmaximen dürften keinesfalls ein so einheitlich-exaktes Ineinandergreifen des gesamten Apparates gewährleisten als die durch das Reichseisenbahnamt beaufsichtigten deutschen Staatsbahnen.

Paul Hoffmann.





Radfahrt.

Von Adele Hindermann.

Was ist Glück?

„Ein gut laufendes Rad, stramm aufgepumpter Pneumatik und ein glatt chaussierter Weg unter den Reifen."

„Und so ein goldener Tag zwischen Mai und Juni," meint die zweite von uns, die mit dem glatten Ring am vierten Finger der Linken.

„Und ein kleines sommerliches Windchen im Rücken," ergänzt Nummer drei. Sie ist ein bißchen träge oder, wie sie lieber hört: „noch nicht recht trainiert," die kleine Frau mit dem Doppelnamen, der schon einen ganz netten Klang hat in der Kunstwelt. Aber sie macht tapfer mit. Der Weg zu hüftenloser Schlankheit, zur sezessionistischen Linie geht über ungezählte Kilometer, und nicht nur vor den Ruhm haben die Götter den Schweiß gesetzt...

Also über die Frage: was ist Glück? sind wir drei uns in diesem Moment einig.

Das ungeheure Problem ist gelöst. Spielend gelöst. Radelnd gelöst.

Und auf Grund dieser blendenden Erkenntnis, verbunden mit der jedem nicht ganz verworfenen Menschen angeborenen Nächstenliebe, wird ein großes Mitleid wach.

Jeder gewöhnliche Fußgänger thut uns in der Seele leid. Man sollte es ihm zurufen, aller Welt sollte man es zurufen!

Aber ich weiß doch nicht recht — diese rotröckigen Bauernmädels da im Felde zum Beispiel: ob sie die rechte Würdigung für die neue Wahrheit haben würden? So eine Fahrt durchs Land „bloß zu drei Mäkens, ohne einen Hinerk oder Willem"... ich höre es förmlich.

„Ausland!" ruft die Braut. Ich habe das Gefühl, als wolle sie das Gespräch ablenken. Meinetwegen!

Wir passieren den kleinen Bach und sind auf fürstlich lippischem Boden.

Schaumburg-Lippe! Rosenumrankte Schlösser, weich bewaldete Berge, satte Gehöfte, murmelnde Flüßchen zwischen smaragdgrünen Wiesen, herrschaftliche Chausseen, Schlagbäume und etwas wie Hofluft bis in die letzten geographischen Ausläufer hinein. Ein beständiges Lächeln das ganze Land. Ich glaube nicht, daß es in Schaumburg-Lippe graue Regentage giebt...

Unsre Räder surren lautlos dahin durch eine Woge von Ozon. Dichter Wald zu beiden Seiten. Es steigt mächtig bergan. Ob wir's schaffen? Wir zwei ersten schon, aber die „berühmte Frau" ist am Rande. Sie stöhnt etwas von „kleiner Uebersetzung", von „Herzerweiterung", stöhnt es mit den letzten Resten ihrer Puste, und wir sitzen ab.

Das ist auch ganz gut so; es giebt hier ohnehin eine kleine Förmlichkeit zu erledigen: da ist zur Rechten die „Dicke Eiche", ein ungeheurer Stamm mit zerklüfteter Rinde, unleserlich gewordenen Namen und verwachsenen Herzen. Man muß ihr dreimal freundlich zunicken und sich etwas dabei wünschen, sagt der Volksmund.

Also nicken wir.

„Was habt ihr euch gewünscht?"

Ja richtig — über dem Bemühen, möglichst freundlich zu nicken, denn darauf kommt es an, habe ich das Wünschen selbst vergessen. Wo nimmt man auch in aller Eile einen Wunsch her? Wir sind ja glücklich — im Augenblick. Es bliebe allenfalls noch: daß man nicht über eine Glasscherbe fährt, daß der Förster uns nicht beim Erdbeerensuchen erwischt —, ich halte es überdies für ratsam, die vielgeplagte „Dicke Eiche" nicht mit gar zu verstiegenen Forderungen in Verlegenheit zu bringen.

Nun geht's bergab. Die „berühmte Frau" protzt mit Leistungsfähigkeit. Ein Fliegen mehr denn ein Fahren. Geradewegs in die Residenz hinein. Ueber die Parkwipfel lugt schon das alte Schloß. Die Flagge weht. Die Herrschaften sind also da.

Ihre Durchlaucht sind Sportskollegin; sie übe noch innerhalb des Schloßhofes, erzählt man sich.

Ich denke an die hohe blonde Frau —

Nicht Königin möchte ich sein, denn ich mache mir nichts daraus, Denkmäler einzuweihen, aber dieses lächelnden Landes Fürstin — das muß ein frohes Regieren sein: über ein köstliches Stückchen Globus, über ein Häuflein prächtiger, gesunder Menschenexemplare. Durch die stillen Straßen wandeln und tief knicksenden kleinen Mädchen die Hand zum Kusse reichen; durch die gründämmerigen Wälder streifen, auch da, wo angeschrieben steht: „Verbotener Weg", und überall pflücken dürfen, allen Förstern zum Trotz, als die Herrin dieses Bodens und alles dessen, was er trägt.

Vor einem Gartenthor zwei schwatzende Offiziersburschen. Den einen kenne ich nun schon an seinem brandroten Haar — wir sind oft hier vorübergefahren —, er scheint uns aber auch zu kennen, wenigstens grinst er uns gemütlich an und streckt den Finger aus:

„Dies Frollein sind doch ümmer der letzte!"

Die „berühmte Frau" — denn mit dem „Frollein" ist sie gemeint — seufzt amüsiert auf.

„Also schon über die Landesgrenze hinaus kennt man mich als schlechte Radlerin! Mensch, ich habe aber das dreigestrichene F in der Kehle, — verstehst du, was das heißen will? Nein, das versteht er nicht. Wenn er's gehört hätte, würde er wahrscheinlich Mitleid haben wie mit jemand, dem ein Fremdkörper in den Hals geraten ist. Also: dulden und schweigen."

Sie legt sich aber doch mit einem Male energisch in die Pedale und läßt sich's ihre letzten Kräfte kosten, um uns zu überholen.

Ueber diesem Intermezzo sind wir schon in den Mittelpunkt der Stadt hineingeglitten.

Durch verschlafene Straßen, über unerhört schlechtes Pflaster, vorüber an alten Patrizierhäusern mit grünen Fensterläden, blanken Messingthürgriffen und Bänken neben dem Hauseingang. Goldregenblüten hängen über altersgraue Gartenmauern, und die letzten Fliederdolden, vielleicht auch der erste Jasmin füllen die Luft mit ihrem schwülen Atem.

Selten ein Mensch. Ein Hoflakai stolziert über die Straße. Es hallt von den Häusermauern wieder.

Wir sitzen ab. Unwillkürlich sprechen wir leise. Der mittägliche Dornröschenschlaf ringsum steckt an.

Unter einer weit überhängenden Jalousie winken

Teller mit Süßigkeiten. Eine Konditorei; wir treten ein, zupfen das eingenickte Fräulein am Aermel und kaufen Kuchen, den unentbehrlichsten Bestandteil für den demnächstigen Kaffeetisch. Die kleine Frau lechzt schon und liebäugelt mit einem Stachelbeertörtchen.

Aber noch nicht! Oho, nach zwölf Kilometern! Das will erst verdient werden. Ich spreche ihr streng von sechs weiteren Kilometern unter leisem Hinweis auf die angestrebte sezessionistische Linie. Sie wagt nicht zu widersprechen.

Jetzt heißt es Richtung finden. Wir beugen uns über die Karte, die wir auf einem Sattel ausgebreitet haben, und ich tippe mit dem Finger auf das Ziel, einen blauen Wald. Das heißt, blau haben wir ihn am Horizont gesehen seit Jahren, und er hat gewinkt und gelockt, wie nur ferne blaue Wälder winken und locken können; und wir haben versucht, an ihn heranzukommen von Süden, von Westen — immer vergebens. Geäfft hat er uns noch jedesmal. Entweder der Weg war eine Sackgasse gewesen und ließ uns mitten im Felde stehen, oder ein breiter Bach rauschte höhnisch zu unsern Füßen und zwang uns, zurückzuschleichen durch die nicht ganz rechtmäßig durchquerten Wiesen, in steter Angst vor einer schimpfenden Bauernstimme.

Aber heut wird er genommen, der Unzugängliche; auf Umwegen, von Osten her. Der Angriff kann beginnen.

Wir tasten auf der Karte umher; ein Stück Fahrweg von hier aus fehlt. Man müßte fragen. Aber im Zentrum der hochfürstlichen Residenz scheint alles Mittagsruhe zu halten. Ein paar Kinder, die wir anreden, stecken den Daumen in den Mund und rücken aus; da — ein Gymnasiast. Er trägt etwas unter den linken Arm geklemmt: ein Frottierlaken.

„Können Sie uns vielleicht sagen —“

Ja, er kann es sagen. So etwas kennt Weg und Steg; das ist in Rudeln aus der Stadt gezogen, mit einem Groschen in der Tasche, der für Milch bestimmt war und in Bier umgesetzt ward; hat Maikäfer gesucht und Hirschkäfer, damals, als es noch in Quarta saß . . .

Die Primanermütze fliegt herunter von dem badefeuchten Blondhaar, und das hübsche Gesicht färbt sich dunkelrot. Das Frottiertuch geniert den jungen Herrn offenbar, seine Linke hat es, während er uns den Weg beschreibt, allmählich fast völlig auf den Rücken geschoben.

Aber gut beraten hat er uns.

Wieder eine neue Welt: Bauernland.

Dorfstraßen mit Tümpeln, die wunderbare Spiegelungen bringen, stattliche Gehöfte, eingebettet in dichte Baumkronen, wildblühende Gärten und weite, wogende Kornfelder. In den Chausseegräben ein Gedränge riesiger Schierlingpflanzen, ihre weißen Dolden schieben sich schaumig übereinander, und Wiesen mit weidenden Kühen, lautlos umherstapfend oder in träger Mittagsruhe im hohen Grase lagernd.

Die „berühmte Frau“ findet Kühe landschaftlich sehr dekorativ — wenn sie sich hinter einer festen Hürde befinden. Sonst fürchtet sie sie wie reißende Tiere, traut sich nicht daran vorbei und behauptet, jede einzelne habe es gerade auf sie abgesehen, schaue sie schon so feindselig an!

Heut findet sie die scheckige Herde „reizend“, sie kann sie als landschaftliche Staffage rein ästhetisch genießen angesichts der festen Hürdenpfähle, die aus dem hohen, weichen Gewoge herausragen.

Jedes Grashälmchen zittert in der heißen Sommerluft.

Kein Fleck nackter Boden weit und breit. Die Erde protzt mit ihrem Reichtum. Wenn sie die Hälfte gäbe — es wäre schon sehr viel — und das Plus von Schönheit, das heut Menschensinne kaum noch in sich aufnehmen können, verspart für den armen, darbenden Winter —

Aber das thut sie nicht. Sie hält nicht Maß. Verschwenden will sie, überschütten, berauschen.

Der Rausch fliegt uns schon an. Wir rollen dahin wie beschwingt, die Ketten nur surren leise. Und manchmal lacht eine von uns laut auf um ein Nichts: um einen Hund, der mit dummem Gesicht die drei Radlerinnen heransausen sieht und in Verlegenheit ist, welche er anbellen soll; um ein Huhn, das laut gackernd über die Chaussee torkelt, besorgt um sein bißchen Hühnerleben.

Die Lachlust ist eben da, die Ursache muß sich finden. Das ist Rausch, Farbenrausch, Sonnenrausch, Frühlingsrausch zwischen dem letzten Mai und dem ersten Juni — wie man nun will.

Ein Ackerwagen kommt uns entgegen; ich biege nach rechts. Der Kutscher rührt sich nicht. Ich klingle anhaltend — umsonst; der Kerl schläft. Die Situation ist kritisch, der Weg schmal.

„Rechts fahren, Donnerwetter, Mensch —“ Das hilft, er erwacht, er reißt die Pferde zur Seite.

Aber dann fällt mir mein eignes Wort auf die Seele. „Donnerwetter“ habe ich gesagt — ich. Das Wort giebt's sonst nicht in meinem Repertoire. Wenigstens seit ich lange Kleider und Handschuhe trage.

Ich sehe mich unwillkürlich um. Gott sei Dank, gehört hat's niemand. Die beiden andern zählen nicht.

Natürlich, sie lachen.

„Das hätte dir in deinem Kakifarbenen mit dem seidenen Futter auch nicht passieren können!“ ruft eine.

Ich vergesse zu antworten. Ich vergesse sogar, den schon geöffneten Mund wieder zu schließen. Was sie da sprach, war eine neue Wahrheit, deren psychologischen Zusammenhang ich erst bei mir verarbeiten muß.

Das Faktum gebe ich ohne weiteres zu: „Donnerwetter“ zu sagen in einem damenhaften Kleid — eine innere Unmöglichkeit. Aber im fußfreien Rock habe ich's gesagt, und ich garantiere nicht, daß es das einzige Mal bleiben wird.

Anderthalb Kilometer lang denke ich über den Fall nach.

Zweifellos wäre es damenhafter, weiblicher und parlamentarischer gewesen, wenn ich die Sache etwa folgendermaßen angegriffen hätte: „Bitte, mein Lieber, wollen Sie die Güte haben, für einen Moment zu erwachen . . . ganz munter, wenn ich bitten darf! Ich muß Sie nämlich auf etwas aufmerksam machen: die Fahrordnung schreibt vor, daß man —“ aber so weit wäre ich ja gar nicht gekommen, denn inzwischen hätte sich mein Rad im Chausseegraben befunden und ich mit, in einer Verfassung wahrscheinlich wir beide, in der wir für das erhebende Gefühl, ungemein höflich gewesen zu sein, nur eine sehr schwache Würdigung gehabt haben würden . . .

Wieder ein neues Dörfchen. Hier muß etwas los sein: alt und jung ist im Sonntagsstaat, viel Goldstickerei, viel flatternde Bänder und viel leuchtendes Rot.

Die beiden andern sind mir vorausgefahren, der Instinkt des Durstes hat sie ein Wirtshaus auffinden lassen, und die „berühmte Frau“ erklärt kategorisch: keine Radumdrehung mehr, bevor sie nicht ihren sauer verdienten Kaffee bekommen habe. Sie wolle sich nicht zum „Kilometerfresser“ ausbilden. Und die Stachelbeertörtchen würden auch sonst zu Mus — und die Zunge klebe ihr am Gaumen — und, na, überhaupt!

Dagegen ist nun schlechterdings nichts einzuwenden, wenngleich man die Zunge bewundern muß, die trotz des Am-Gaumen-Klebens noch solche Fertigkeit entwickelt.

Unter der weitästigen Linde vor dem Haus ist ein Tisch mit eingerammten Bänken. Die Bauerngroßmutter wischt mit der blauen Schürze die klebrigen Ringe der letzten Schnapsgläser von der Platte, und sechs Ellbogen in hellen Blusenärmeln stemmen sich behaglich auf, trotzdem die Bänke ein bißchen reichlich weit vom Tisch entfernt stehen.

Die „Berühmte“ beschaut sich kritisch im Taschenspiegel.

„Habt ihr Feingefühl für Kontraste?“ fragt sie mit künstlichem Ernst. Ich ahne schon, wo sie hinaus will, nichts thut sie lieber, als ihre eignen Schwächen, innere wie äußere, zu glossieren, die eigne Person zur Zielscheibe ihres lustigen Spottes zu machen.

Wir versichern also, daß wir besagtes Feingefühl zu besitzen glauben.

„Dann schließt mal die Augen und stellt euch, bitte, die eleganten Photographien der Dame im Brokatschleppkleid vor, an denen wir vor zwei Stunden vorüberradelten. Ganz ‚Künstlerin‘, ganz ‚erstes Fach‘.“

Natürlich, sie spricht von ihren eignen Bildern, die momentan im Photographenkasten aushängen.

„Habt ihr's? Aber bitte, recht intensiv. So, und nun macht die Augen wieder auf und seht euch den kleinen Strampler an, da vor euch: blaurot das Gesicht da, wo es sonst weiß ist, und weiße Hitzflecken da, wo es sonst gerötet ist. Und die sezessionistische Linie“ — ihre Hand streicht resigniert an der eignen Figur herunter —, „ach, du lieber Himmel! Wenn ich noch sagen könnte: ‚der Radelrock sitzt nicht gut‘ — dann sagt' ich's jetzt mit Wonne. Aber er hat einen erstklassigen Schnitt. Da ist nichts zu wollen. Also, was ich eigentlich sagen wollte: wenn wir heimfahren, und die Couleur meines Angesichtes hat sich noch nicht zu normaleren Tönen abgeebbt, so beantrage ich, daß wir uns am Rande der Stadt halten. Das empfiehlt sich überhaupt für mich, solange die Bilder hängen.“

Ein wundervoller Kaffeetisch: die braune, riesige Kanne, die goldgeränderten Tassen, offenbar den Stadtdamen zu Ehren aus dem Familien-Sonntags-Geschirrschrank entnommen, das fürstlich lippische Gebäck und die bettelnden Hühner ringsum! Nach zwanzig Kilometern schmeckt übrigens jeder Kaffee. Die Großmutter hat sich mit dem Strickstrumpf zu uns gesetzt, sie ist unglaublich neugierig, zu erfahren, was uns hierher geführt hat, was wir im Dorfe wollen, und fragt, ob man von den Dingern, unsern Rädern, nicht sehr leicht herunterfalle.

Die drei Räder, nebeneinander an die Mauer gelehnt, haben die halbe Dorfjugend herangelockt, ob der erstaunlichen Thatsache, daß auf „düsse Billoziperders drei Mäkens“ gekommen sind, wie man sich hörbar zuflüstert.

Ein Vierteldutzend Flachsköpfe — anscheinend die Kinder des Hauses — lösen sich aus der Gruppe, schmiegen sich an die großmütterlichen Kniee und starren abwechselnd uns und den Gebäckteller an.

Ihnen kann geholfen werden. Es sind da ein paar Kuchenstücke mit rotem Zuckerbeguß, die ich — zu meiner Schande muß ich's gestehen — lediglich auf koloristische Wirkung hin ausgesucht habe, was so viel wie einen Reinfall bedeutet. Sie verschwinden in den kleinen braunen Fäusten, und das Kleeblatt seinerseits verschwindet ebenfalls mit der Beute aus unsrer Nähe. Es schlachtet den Effekt aus: so süß konnte ja der rote Zucker kaum sein wie der Neid der andern Kinder auf der Landstraße. Was ein Lebenskünstler werden will, bildet sich eben beizeiten.

Daß sie Hamfredken, Luise und Gottliebken hießen, erfahren wir von der Großmutter, und daß die Feldfrucht gut stehe, besonders der Hafer, und die Schweine, es seien ihrer — ja wieviel doch nur? An der Großmutter liegt's nicht, daß ich's nicht angeben kann. Sie hat uns genau unterrichtet. Auch daß alles darum im Feststaat sei am Werktag, weil „Hochtied innen Dörpe“ gefeiert werde. „Die Karline Bergmann un Hinerk Rechtmeyer; o, se makt 'n grotes Glücke, so 'n spirliges Mäken von achttein Johren, un he hät den schönen Hoff von sine erste Fru her, un is sonnen schönen, dicken, gesetzten Mann, um de Fistig 'rum, mit sechs Kinners . . .“

Wir fahren langsam die Dorfstraße entlang. Aus einem stattlichen Gehöft, in dessen weiter Tenne gedeckte Tafeln stehen mit Bergen von Kuchen, klingt heiteres Stimmengewirr und Kinderkreischen und eine dünne, grelle Musik.

Diese Karline Bergmann, so ein spirliges Ding von achtzehn Jahren, und der schöne, dicke, gesetzte Mann — sicher ist sie in diesem Augenblick sehr stolz. Ein ganzes Dorf — das heißt für sie die ganze Welt — zieht am Werktag die Sonntagskleider an — ihretwegen, lacht und kreischt — ihretwegen, wird sich den Magen überladen — ihretwegen. „Er“ kann's ja bezahlen . . . bezahlen . . .

Die Musik wird schwächer, das Dorf liegt hinter uns. Und da — der blaue Wald. Nicht mehr der blaue: der grüne! Der Uneinnehmbare ist nahe, zum Greifen nahe.

Wir legen uns fest in die Pedale, und dann sind wir da.

Eine wohlige Kühle weht uns entgegen. Die sonnengeblendeten Augen tauchen in ein grünes Dämmern, das nur hie und da ein goldener Lichtpunkt durchzittert.

Aus moosigem Boden steigen königliche, silberige Buchenstämme; wenig Unterholz, Farnkräuter mit pompösen Wedeln und stille, schwarze Waldseen, deren Spiegel kein Hauch kräuselt, von den Schwertern der gelben Wasserlilien umstanden wie von einem Wall Gewappneter. Ueberall ein hochmütiges Ragen nach oben, schlanke, stolze, machtvolle Pflanzen, großzügige Baumkonturen, gewaltige Verzweigungen — Märchenwald, Edelwald.

Und ein tiefes, geheimnisvolles Schweigen unter den Wipfeln.

Wir gehen neben unsern Rädern. Ganz leise treten wir auf. Es schwebt etwas in der Luft, etwas Unnennbares, das alles zu dämpfen zwingt: Laute, Bewegungen, Gedanken. Wir fühlen uns plötzlich als eine Stilwidrigkeit in dieser Umgebung



Hyänenhunde verf

Originalzeichnung von Wi



ɔlgen eine Wildherde.

helm Kuhnert. (Text S. 527.)

mit unsern modernen, blinkenden Maschinen. Hier zu radeln — schon das Wort ist eine Unmöglichkeit. Hier wandelt man. Und müßte fließende, weiche Gewänder dazu tragen oder die Empirekleider unsrer Großmütter, und wenn etwas des Weges kommen würde auf Rädern, dürfte es nur eine Postkutsche sein von Anno dazumal, nichts sonst . . .

Hier lacht man nicht. Hier schweigt man und schlürft die stille Schönheit ringsum langsam wie der Epikuräer einen seltenen Trank. Und fühlt eine maßlose Hochachtung und Zärtlichkeit für die große, heilige Natur, die solche Köstlichkeiten kredenzt, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert, ohne zu fragen: sind Hände da, zu nehmen, Lippen, zu trinken, und Augen, sich zu berauschen?

„Ist jemand da—a?“ Die Künstlerin unter uns hat es leise gesungen. Wir hemmen den Schritt. Der weiche Ton schwebt durch das Gewirr der Stämme und verzittert weit dahinten, wo sich violette Dämmerung zusammenballt und dem Blick ein Ziel setzt.

„Ja—a!“ klingt es verworren zurück.

Wer?

„Das Weib, auf dem Einhorn reitend,“ murmelt eine, „wer könnt' es sonst sein?“

„Ja, wer könnt' es sonst sein!“

Es ist so unwahrscheinlich, daß es da irgendwo eine Welt giebt, wo Menschen umeinanderhasten, ihre Ellbogen gebrauchen um das bißchen Raum zum Leben, wo Gegner erbittert aufeinander losschlagen, wo sie sich hassen und befehden um Tagesfragen, die morgen erledigt sind, und ihr Bestes verkaufen um schmutzige geprägte Münzen.

Oder um einen Stall voll Kühe, wie Karline Bergmann . . .

Diese Karline mit ihrem „Glück“ fällt mir auf die Nerven. Diese Karline, die ein Typus ist — wie sie ihre blauen Augen unter der goldgestickten Mütze wohl aufreißen würde, wenn ich ihr das sagte?

„Wollen wir hier Hütten bauen?“ frage ich kurz.

Die Braut seufzt verträumt: „Am liebsten!“

Aber es hilft nichts, wir müssen in die Welt zurück. Also sitzen wir auf.

Wo ist die Sonne geblieben? Kein blauer Schatten mehr über den Weg, kein Lichtgeflimmer. Schwül lastet es unter den Baumkronen.

Wir fahren schnell. Die Laut- und Lichtlosigkeit fällt plötzlich ängstigend auf die Seele.

Es ist todeinsam — wir sind allein — ganz ohne Schutz — keine Menschenspur in der Nähe. Wenn jetzt ein Strolch des Weges käme —

Ich habe die Vorstellung, daß es gut sein würde, wenn in diesem Augenblick ein männliches Wesen neben uns führe, ganz gleich, wer: ein Tölpel meinetwegen, oder ein Dienstmann, oder irgend ein bäuerlicher Hinerk oder Willem — nur ein gutes Gesicht und ein paar starke Fäuste . . .

Wir denken es wohl alle, aber keine sagt's. Stumm jagen wir dahin. Der Märchenwald will nicht enden. Es ist, als führen wir im Kreise, als spinne er uns langsam ein in seine grünen Schleier.

„Kommst nimmermehr aus diesem Wald . . .“

Mich fröstelt's leicht, trotz der Schwüle. Es knackt in den Büschen — ein Reh. Gott sei Dank, nur ein Reh; und dann ein kleiner Lichtpunkt, der größer und größer wird — der Ausgang, wir sind im Freien.

Ein Jagdschlößchen zur Linken ist das Letzte vom Wald.

Alle unsre Courage ist wieder da; wir nehmen uns sogar die Zeit, abzusitzen und neugierig die Nasen an das Gitter mit dem fürstlichen Wappen zu drücken, hinter dem der kleine Rokokobau träumt; trinken einen letzten Atemzug feudaler Luft und dann — wieder Landstraße.

Durch eine Allee blühender Ebereschen geht's, durch eine Woge von Düften aus den tausend Blumenkelchen der purpurnen Kleefelder zu beiden Seiten, in den sinkenden Abend hinein.

Graue Wolkenwände türmen sich im Süden und Westen, senkrecht steigt der Dampf aus den Schornsteinen, vor den Häusern hocken die Menschen, legen die vom Tagewerk müden Hände in den Schoß und spähen in den dunkler werdenden Himmel.

Von hier und da weht ein einförmiges Lied herüber und Ziehharmonikaklänge. Feierabend ruht über der Welt.

Die Mädchen stehen in Gruppen und schwatzen; ihre roten Röcke glühen aus dem Grün wie ganze Büschel flammender Mohnblüten. Und die Burschen, nicht weit davon, qualmen aus der kurzen Pfeife und rufen manchmal ein Scherzwort hinüber. Ein helles Lachen klingt dann zurück und eine schlagfertige Erwiderung.

Alte verwitterte Frauen bewegen mechanisch das Strickzeug. Wenn das Gewitter herüber kommt, nach dem die Fluren schmachten, werden sie das Taschentuch über die metallenen Nadeln breiten und die harten Hände falten zum Gebet. Ein stilles, ruhevolles Abwarten: „Herr, wie du willst, so füg's mit mir —“

All diese Bilder im Fluge geschaut; kaum gesehen, schon vorüber.

Weit am Horizont die Türme unsers Städtchens. Die Landstraße macht einen Bogen — der Himmel wird zusehends finsterer, — wir müssen Feldwege einschlagen.

Zwischen zwei hohen Roggenfeldern ein schmaler Pfad, nur für einen Fußgänger berechnet. Aber da hilft nichts, — durch!

Bleifarbenes Gewölk über der hellgrünen Masse des jungen Kornes. Ein Gedränge violetter Aehren um unsre Köpfe, kaum noch zu überschauen. Himmel und Aehren — sonst nichts zu sehen. Aus den hohen lebendigen Mauern zu beiden Seiten rauscht und raunt es leise von Tausenden seiner Halme, die sich aneinander reiben, die unsre Radspeichen streifen mit feinem, fortgesetzten Harfenton. Die Kornmuhme, die in den Feldern umgeht und ihre Halme bewacht . . .

Wir haben viel bei ihr auf dem Kerbholz, von langen Jahren her: aus der Kinderzeit, wenn wir Kornblumen suchten und klopfenden Herzens ein Stückchen in das Innere brachen, wo die schönsten standen . . . und man sagte, sie habe sie alle gezählt, ihre Aehren . . .

Es ist die Stunde und der Ort, wo alte Märchen lebendig werden. Viel fehlt nicht, und ich glaube wieder. Unter diesem Himmel, der sich herabzusenken scheint, eingeengt von den heranschwellenden grünen Wogen um mich her, halb eingeschläfert von ihrem Raunen und Wispern . . . die Wirklichkeit ist wie ausgelöscht aus der Welt —

„Rascher, mir wird gruselig!“

Natürlich, das ist die „berühmte Frau“ — im

gewöhnlichen Leben ein kleiner Hasenfuß. Sie atmet tief, als wir aus der schmalen Gasse heraus sind.

Ein paar Hände voll roter Mohnblüten für die Lenkstange reißen wir ab, und dann heimwärts.

Es sind zwei Augenpaare dort, wo am Horizont die Türme ragen, die in Sorge nach dem schwarzen Gewölk spähen; und immer noch nicht die drei bekannten Radklingeln –

Wir kommen, ja, wir kommen!

Die alte Stadt und die lieben Türme und die eng aneinander geschmiegten roten Dächer — und die ausspähenden Augen — und das warme Gefühl der Zugehörigkeit zu Menschen und Heimat — ich erweitere meine Definition vom „Glück“ um einige Bestandteile.

Die Weser blinkt auf. Das ist schon wie daheim.

Wir können jetzt das Tempo ein wenig mäßigen. Mit dem Gewitter giebt's nichts: die schwarzgrauen Schichten wälzen sich im Süden an der Bergkette entlang, und über uns lugt schon wieder ein Fetzchen Blau durch das Gewölk.

Es dämmert stark. Vom Wasser aus steigen blauweiße, zarte Dunstschleier auf, schweben über die Wiesen und schlingen sich um die Weidenbäume. Die knorrigen Stämme scheinen in der Luft zu schweben. Alle Töne der Landschaft verfließen, verschwimmen ineinander, keine feste Kontur mehr, keine ausgesprochene Farbe; selbst die Mohnblüten an unsern Rädern, die so viel Sonne getrunken hatten, sind des Prunkens müde.

Der Tag will schlafen gehen.

Und über der alten Windmühle auf dem Hügel steigt etwas auf, eine übergroße rote Scheibe: der Mond.

Es ist, um still die Hände zu falten. Man sollte die Augen nicht schließen in dieser Nacht, dieser letzten Mainacht, die sich über die schlaftrunkene Erde breitet . . .

Sind wir drei noch dieselben, die vor ein paar Stunden über Hunde und Hühner lachten und die Landstraße entlang jagten im Sonnenrausch?

Der Rausch der Frühlingsnacht sieht anders aus.

Wir jagen nicht mehr. Ganz langsam gleiten wir dahin, Rad an Rad, und die ersten zaghaften Mondstrahlen malen seltsam verschlungene, zitternde Kreise auf den Weg, die mit uns gleiten.

Wo die Sprache verstummt, tastet die Seele nach dem Lied — wir haben ja eine unter uns, die singen kann —, und leise schwebt er über die stillen Wiesen, der „Traum durch die Dämmerung“:

Weite Wiesen im Dämmergrau;
Die Sonne verglomm, die Sterne ziehn:
Nun geh' ich zu der schönsten Frau,
Weit über Wiesen im Dämmergrau,
Tief in den Busch von Jasmin.

Durch Dämmergrau in der Liebe Land;
Ich gehe nicht schnell, ich eile nicht:
Mich zieht ein weiches, sammetnes Band
Durch Dämmergrau in der Liebe Land,
In ein blaues, mildes Licht.

Da sprach ich vom „Glück“ und sagte nichts von den königlichen Geschenken der Kunst? Eine heiße Dankbarkeit schicke ich in die Ferne zu denen, die solches zu geben haben.

Und die es uns sang, mehr wie eine gute Durchschnittsradlerin wird sie nie werden; aber das haben wir ihr in jenem Augenblick nicht gesagt, wir dachten daran nicht.

Aus dem Tierleben der ostafrikanischen Steppe.

(Hierzu das Bild Seite 524 und 525.)

Der klimatische und landschaftliche Charakter einer Gegend spiegelt sich auch in seinen Geschöpfen wieder. Nicht nur, daß Farbe und Körperbau dementsprechenden Ausdruck finden, sondern auch die Lebensweise der Tiere richtet sich danach. Die weit ausgedehnten Steppenlandschaften unsrer ostafrikanischen Kolonie beherbergen unter andern Geschöpfen eine Säugetierfauna, die nach verschiedener Richtung hin Lebenseigentümlichkeiten zeigt. Die oft mit mannshohen Gräsern bestandenen Weiten der ostafrikanischen Steppen breiten sich in abwechslungsloser Einförmigkeit über ausgedehnte Flächen hinweg. Die Säuger, welche diese Ebenen bewohnen, werden gezwungen, flüchtigen Laufes diese Steppen zu durcheilen, um zu dem oft spärlich verteilten Wasser zu gelangen. Sie rotten sich zusammen, um gemeinschaftlich der Nahrung nachzugehen und in Augenblicken der Gefahr durch Warnungszeichen zur Flucht oder durch gemeinsam Verteidigung zur Abwehr zusammenzuhalten.

Systematisch fernstehende Tiere, Antilopen, Gnus, Strauße, Zebras und Giraffen vereinigen sich, um durch gegenseitige Wachsamkeit Gefahren von sich abzuhalten. Strauße und Giraffen, welche vermöge ihrer langen Hälse ein weites Gesichtsfeld beherrschen, dienen vorzüglich als erste Ueberblicker der Gefahr. Sie warnen ihre Weidegenossen durch plötzliches Flüchtigwerden, während die huf- und hornbewehrten Säuger für die Zwecke der Verteidigung geeignet sind. Dieser Kommunismus in der Tierwelt ist nur daher in diesen Gegenden möglich, weil die Geschöpfe in den fruchtbaren Geländen, welche unerschöpfliche Weiden bieten, außer Konkurrenz stehen.

Rotten sich aber die Pflanzenfresser zusammen, um Gefahren zu entgehen, so müssen die Fleischfresser, die Raubtiere, Mittel und Wege finden um dennoch, trotz der ihnen dadurch erschwerten Nahrungsgewinnung, zu ihrer Beute zu gelangen. Entweder sind diese Steppenräuber mit außerordentlich langen Gliedmaßen versehen, wie die Geparden, um den einzeln grasenden Wiederkäuer zu überbieten und schnellen Laufes einzuholen, oder aber sie rotten sich gleichfalls zusammen, um in Mehrzahl oder in Rudeln das flüchtig gewordene Wild einzuholen, zu umstellen und zu erjagen. Schon oft berichteten die Reisenden von Löwen, welche sie zu mehreren vereint bei der Verfolgung des Wildes antrafen. In noch ausgedehnterer Weise ist dieses bei den Hyänenhunden der Fall. Dieses sind außerordentlich bissige, flüchtige und blutgierige Tiere, welche, aus Beutelust lechzend, sich zu größeren Rudeln vereinigen und das Wild schnellen Laufes verfolgen. Von ihnen wird sogar behauptet, daß sie vor einem Angriff auf den Löwen nicht scheuen sollen. Es muß ein herrlicher Anblick sein, diese vereinigten Pflanzenfresser über die Steppen jagen zu sehen, verfolgt von einer

kläffenden, gierigen, sich selbst oft wütend raufenden Meute.

Die ersteren sind der Natur der Steppe vorzüglich angepaßt. Ihre Sinne, namentlich die Augen, sind sehr ausgebildet, außerdem besitzen sie lange und schlanke Gliedmaßen, welche sie zum schnellsten Lauf befähigen. Die Strauße haben als Vögel ihr Flugvermögen gänzlich eingebüßt, ihre kräftigen Beine befähigen sie außerordentlich zum schnellen Laufen. Daß auch in der Steppe die reich gedeckte Tafel ihre Nahrungsspezialitäten erfordert, beweist die Giraffe. Ihre Größe setzt sie in den Stand, die hochgewachsenen Mimosenbäume abzuweiden. Das höchste Maß der Anpassung feiern Wüste und Steppe in der Organisation der Gazellen. Aber auch die andern Antilopenarten, welche diese Grasebenen bewohnen, sind vortrefflich für das Steppenleben geeignet. Eine ganz besondere Stellung im System nimmt das Gnu ein. Hier vereinen sich Antilopen-, Rinder- und Pferdemerkmale in einer und derselben Tierform.

Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Steppensäuger ist noch in ihrer Färbung zu suchen. Hierin zeigen sie mit den Bewohnern der Wüste die größte Uebereinstimmung. Lebhafte Farbentöne und ausgeprägte Zeichnung begünstigen das Leben in der Steppe nicht. Die meisten Säuger tragen sandfarbiges oder graubraunes Kleid, wodurch sie an die Farbe ihrer Umgebung gut angepaßt sind. Die Grasvegetation, welche unter der afrikanischen Glut verdorrt, und der in wüstenartigen Geländen sandige Boden zeigen die gleichen Farbtöne. Selbst die Giraffe, deren große unregelmäßige Flecken so dicht nebeneinander stehen, daß der Grundton des Felles netzartig hervortritt, ist nach der Aussage vieler Reisenden ihrem Aufenthaltsorte vorzüglich angepaßt. Steht ein Rudel Giraffen zwischen Mimosen, äsend, so täuschen ihre langen Hälse verwitterte Mimosenstämme vor, auf denen sich Flechten ausbreiten. Die auffallende Querstreifung der Zebraarten soll nach Wallace als ein Dämmerungskleid aufzufassen sein. Sobald das Tier während der Abendzeit ruht, laufen die schwarzen Querstreifen mit dem Weiß der Zwischenräume zu einem grauen, unbestimmten Tone zusammen, so daß es schwer hält, diese Einhufer von der düsteren, in den gleichen Farben gehaltenen Umgebung zu unterscheiden. Das bei Tage so auffallende Kleid fügt den Tieren deshalb keinen Schaden bei, da sie in Rudeln leben und sich durch ihre Wachsamkeit und durch die ihrer vereinigten Genossen, wie Strauße, Giraffen und so weiter, vor Gefahren schützen. Eine ganz besondere Form der Zeichnung besitzen die Hyänenhunde. Bei ihnen wechseln schwarze, weiße und ockergelbe Farben miteinander und bilden eine Scheckbildung, wie sie ähnlich nur bei Haustieren getroffen wird. Selbst die beiden Körperseiten sind oft nicht einmal gleich gefärbt. Fragen wir nach dem Grunde hierfür, so liegt die Vermutung nahe, daß es die Jagdmethode dieser in Rudeln jagenden Raubtiere ist, welche sie einer Schutzzeichnung, wie sie der einzeln jagende Räuber behufs Heranschleichens an seine Beute bedarf, enthebt.

Unser Künstler führt uns eine bewegte Jagdscene in den Steppen Ostafrikas vor Augen. Wir ersehen daraus, wie systematisch sich fernstehende Tiere von einem Rudel der blutgierigen Hyänenhunde gejagt werden. Dr. A. Sokolowsky.

Die Entwicklung der Hirschgeweihe.

(Mit Originalbildern seltener Geweihe aus dem Jagdschlosse zu Gehren.)

Der Wanderer, dem es vergönnt ist, den edelsten Bewohner unsrer Wälder im Tannengrunde zu belauschen, zu sehen, wie er plötzlich das gekrönte Haupt trotz seiner schweren Last leicht zurückwirft, den Eindringling einen Augenblick verwundert anstarrt und dann behend im Dunkel des Waldes verschwindet; der Weidmann, der im stolzen Siegergefühle nach der zackigen Krone des gefällten Riesen greift — sie sind in solchen Augenblicken nicht gewillt, über das Wesen des wunderbaren Kopfschmucks vor ihren Augen nachzudenken. Und doch ist das Hirschgeweih ein so seltsames und rätselhaftes Gebilde, daß es seine Bewunderer nicht nur ästhetisch befriedigen, sondern auch zum Nachdenken über seine Entwicklung und Bildung anregen sollte. Auch der Jäger wird gern einmal vernehmen, was der Gelehrte in seinem Revier erforscht hat.

Die unmittelbaren Vorfahren der Hirsche besaßen keine Geweihe. Sie lebten in jenem Tertiärzeit genannten Zeitalter der Erde, in dem diese im wesentlichen ihre heutige Gestaltung erlangte. In der ersten Periode dieses Zeitalters, in der die erste Säugetierfauna auf der Erde entstand, gab es noch kein Tier mit geweihähnlichem Gebilde. Erst in der zweiten Periode, in der Miocänzeit, begann die Entwicklung der Geweihe. Die Ursache dieser Entwicklung kennen wir nicht. Die ältesten der ausgegrabenen Geweihreste sind einfache, von der Haut entblößte Stirnzapfen ohne jede Spur einer Rose. Darauf folgen Spießer- oder Gablergeweihe mit meist unvollkommen entwickelter Rose, die als Beweis dafür gelten kann, daß schon damals die Geweihe periodisch abgeworfen wurden. Dieses Abwerfen war nicht, wie heute, an eine bestimmte Jahreszeit gebunden, denn damals gab es noch keine verschiedenen Jahreszeiten. Auf der ganzen Erde herrschte ein tropisches und subtropisches Klima. Während der langen Miocänperiode blieben die Geweihe auf der Stufe des Gablergeweihes. War doch das Gablergeweih der miocänen Hirsche eine ausgezeichnete Waffe, besonders weil die hintere Sprosse, die Kampfsprosse, länger entwickelt war als die vordere Augensprosse. Diese diente zur Abwehr, die Kampfsprosse zum Angriff. Erst in den Ablagerungen der folgenden, Pliocän genannten Periode wird das Sechsendergeweih gefunden, dem sich bald noch weiter gegabelte Geweihe anschließen. Dieser Fortschritt in der Geweihbildung an sich war aber ein Rückschritt in der Geweihbildung als Waffe. Die vielfache Verzweigung vergrößerte die Gefahr unlösbarer Verschlingungen beim Kampfe, das zunehmende Gewicht und die dadurch bedingte größere Spannweite der Geweihe beschränkten die Beweglichkeit der kämpfenden Tiere. Dieser Widerspruch zur Entwicklungslehre läßt sich nur durch die veränderten Lebensbedingungen erklären, denen damals die Hirsche infolge von Aenderungen des Klimas und der Vegetation unterworfen waren.

Diese mögen die Hirsche zu weiten Wanderungen getrieben haben. Die aufgefundenen Geweihreste deuten auf Wanderungen von West- nach Osteuropa. Unbehinderte Verbreitungsmöglichkeit aber fördert, wie wir noch darlegen werden, mit dem Gedeihen der Hirsche überhaupt auch deren Geweihbildung.

Vergleichen wir diese Resultate der paläontologischen Forschung mit der heutigen Geweihentwicklung unsrer Hirsche. Zuerst erscheint das Geweih beim etwa sieben Monate alten männlichen Hirschkalbe in Form zweier kleiner Stirnzapfen, die sich im zweiten Lebensjahre zu geraden, spitzen Hörnern ausbilden. Das Tier ist dann ein Spießer und entspricht seinen Vorfahren auf der ersten Stufe der Entwicklung. Noch vor Ablauf des zweiten Jahres fallen im Frühjahr diese Hörner dicht über dem Stirnzapfen ab. Während des Sommers wächst ein neues Gehörn hervor, von dem eine zweite, später sich abwärts gegen das Auge richtende Sprosse, die Augensprosse, ausgeht. Der Hirsch ist jetzt ein Gabler. Auch dieses Gabelgeweih wird abgeworfen und ein Jahr später durch ein neues mit drei Enden ersetzt: der Hirsch ist ein Sechsender. Bei normaler Entwicklung nimmt jede Stange des Geweihes, das jeden Sommer als Ersatz für das abgeworfene neu emporwächst, durch weitere Gabelung um ein Ende zu. Es ist klar ersichtlich: beim einzelnen Hirsch wiederholen sich die Veränderungen, die die ganze Art im Laufe ihrer Geschichte durchgemacht hat. Die Geweihentwicklung unsrer heutigen Hirsche ist von der ganzen Reihe der Vorfahren ererbt. Die Geweihgabel des von den Jägern gefürchteten „Schadhirsches“ oder Mörders ist ein Rückschlag vom komplizierten Stangengeweih auf das Kampfgeweih der Miocänzeit.

Das Wunderbare in der Bildung des Geweihes ist sein Ursprung aus dem Stirnzapfen, seine auf neun Monate beschränkte Dauer und seine periodische Hinfälligkeit und Neubildung. Der anatomische Bau des Geweihes ist bis auf das Fehlen der Fettzellen im Mark derselbe wie der der Stirnzapfen und Röhrenknochen. Durch die beim Prozeß des Abwerfens aufgelockerte Masse des Stirnzapfens und unter der die Abwurfsfläche bedeckenden Haut führen Blutgefäße auf die Oberfläche und in das Innere des Geweihes. Zunächst bildet sich der Kante des Stirnzapfenrandes entlang eine Knochenmauer. Durch das im Anfang überaus reiche Zuströmen von Baustoffen entsteht die Rose. Dann schreitet die Knochenbildung gleichzeitig nach oben und radial fort. Die Sprossenbildung beginnt mit der Gabelung des Geweihes an der Spitze. Die Ablagerung von Knochensubstanz vollzieht sich dabei weiter in den noch weichen Teilen des Geweihes. In der das Geweih bedeckenden Haut sterben die Blutgefäße von oben nach unten ab. Während der Hirsch bisher jede Verletzung dieser Haut vorsichtig vermied und deshalb mit Vorliebe Niederholz zu seinem Aufenthalt wählte, fegt er jetzt die abgestorbene Haut durch Reiben an jungen Baumstämmen in langen Fetzen ab. Mehr und mehr geht die weiße Farbe des Gehörns mit Ausnahme der Spitzen, die weißlich bleiben, in ein dunkles Braun über. Noch einige Zeit der Ausreifung und Härtung, und der stolze Bau ist vollendet. Aber schon hat im Stirnzapfen durch Entstehung gewisser vielkerniger Zellen, der sogenannten „Knochenbrecher“, ein zerstörender Prozeß begonnen. Immer mehr lockert sich seine Masse, bis sich schließlich das harte Geweih in einer konkaven Fläche vom Stirnzapfen loslöst.

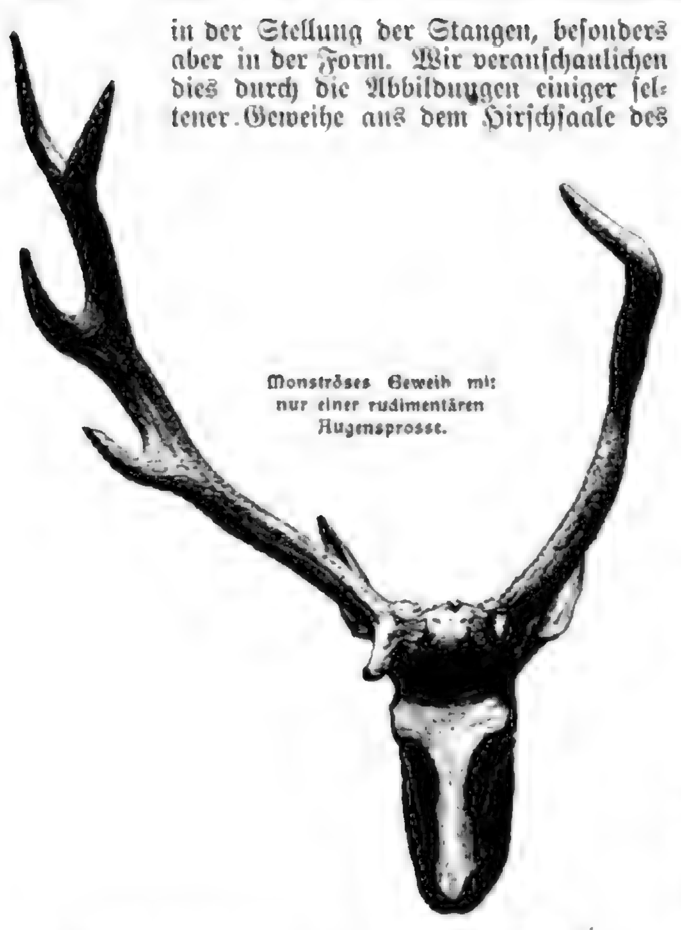
Die Stärke des Geweihes und die Anzahl der Enden hängen wesentlich von der Menge der Nahrungszufuhr ab. Gut genährte Hirsche im mittleren Lebensalter tragen die stärksten Geweihe. Reiche Nahrung, unterstützt durch Salzlecken, gutes Trinkwasser, Genuß von Kalkphosphaten in assimilierbarer Form und Trennung von den Hirschkühen, kann die Geweihbildung so ungewöhnlich beschleunigen, daß schon im dritten Lebensjahre Zehn- und Zwölfender entstehen oder ein Zwölfender im nächsten Jahre als Sechzehnender erscheint. Umgekehrt verringert sich im hohen Alter bei Abnahme der Körperkräfte die Zahl der Enden wieder. Mehr als zwanzig Enden sind schon selten. Die höchste Sprossenzahl hat wohl der im Jahre 1699 von Friedrich I. erlegte Sechsundsechzigender, dessen Geweih sich in Moritzburg bei Dresden befindet, erreicht.

Außer von der Ernährung ist die Geweihbildung vom Klima und von der Wanderungsmöglichkeit der Hirsche abhängig. Gemäßigtes Klima und Höhenklima, Sumpf- und Moorboden begünstigen, tropisches Klima und Ebenen hemmen die Geweihbildung. Die Geweihe gefangener oder auf Inseln lebender Hirsche zeigen, wie diese selbst, einen Rückgang in der Entwicklung. Geweihe aus früheren Zeiten sind stärker entwickelt als die heutigen, weil die Verbreitungsgebiete der Hirsche mehr und mehr durch Absperrungen eingeengt worden sind. Die Hirsche, die früher ganze Gebirge durchwanderten, um zur Brunstzeit an einen bestimmten Ort zu gelangen, sind jetzt in verhältnismäßig enge Gebiete eingeschlossen. Und da sich die Eigenschaften der Hirsche auf die Nachkommen vererben, so muß sich in solchen Revieren ein Rückgang in der Geweihbildung bei der ganzen Rasse bemerkbar machen. Die Besitzer solcher Jagdgründe suchen dieser ihrem Wildstande drohenden Gefahr durch Einführung von Hirschen aus unbeschränkten Revieren vorzubeugen.

Außer in der Größe und Stärke variieren die Geweihe

Monströses Geweih mit drei Stangen.

in der Stellung der Stangen, besonders aber in der Form. Wir veranschaulichen dies durch die Abbildungen einiger seltener Geweihe aus dem Hirschsaale des



Monströses Geweih mit nur einer rudimentären Augensprosse.

Schlosses zu Gehren, wo die Trophäen der jagdliebenden Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen zu einer kostbaren Sammlung vereinigt sind. Bald ist die Zahl der Enden an beiden Stangen gleich groß (gerade), bald an einer Stange größer als an der andern (ungerade). Bisweilen fehlt eine normale Sprosse, wie die Augensprosse, oder gabelt sich eine normal einfache Sprosse. Geweihe ohne Rosen, Perückengeweihe, Geweihe mit lappen- oder kugelförmigen Wucherungen, Doppelbildungen, sekundäre Sprossen und Kreuzungen kommen vor. Eine der seltensten Abnormitäten ist die Bildung von drei Stangen. Der Träger eines solchen Geweihes, das wir Seite 529 abgebildet haben, wurde im Jahre 1764 von der Erbprinzessin Louise Albertine von Anhalt-Bernburg und der regierenden Fürstin Charlotte Wilhelmine von Schwarzburg-Sondershausen bei einem auf dem Bielsrode gehaltenen Jagen erlegt.

Die Ursachen der Abnormitäten sind meist Erkrankungen oder Verletzungen von Weichteilen oder des Skeletts, können aber auch schon im abnormen Bau der Stirnzapfen liegen. Jeder Teil des Stirnzapfens produziert nämlich einen bestimmten Teil des Geweihes, der vordere Teil die vorderen, der hintere die hinteren Geweihteile. Weichen die Stirnzapfen in Größe, Gestalt und Richtung vom normalen Zustande ab, so werden auch die ihnen entsprossenen Geweihe abnorm. Außer Erkrankung der Stirnzapfen können Verletzungen der Geweihe selbst oder der Weichteile, insbesondere der Fortpflanzungsorgane, und des Skeletts die Geweihbildung teilweise oder ganz unterdrücken oder die Geweihe deformieren. Je schwerer die Verletzung oder je näher die Zeit der Verletzung dem Beginn der Geweihbildung, um so größer die Abnormität. Sonderbarerweise deformiert eine Verletzung nur einer Vorderextremität beide Geweihteile, während die Verletzung einer Hinterextremität nur die Mißbildung einer und zwar der entgegengesetzten Geweihhälfte zur Folge hat. Wahrscheinlich ist die letzte Ursache der meisten Abnormitäten die Ernährungsstörung, die die Hirsche infolge von Verletzungen und Krankheiten erleiden.

Wilhelm Stoss.

Der große Durchbruchsversuch des Pariser Heeres am 30. November 1870.

Geschildert von einem Mitkämpfer.

(Mit zwei Abbildungen und einer Kartenskizze.)

Gegen Ende November 1870 war die Bevölkerung in Paris der Belagerung überdrüssig geworden, Not und Elend war bei ihr eingekehrt, die Preise der Lebensmittel waren kaum noch zu erschwingen, das Fleisch von Pferden, Hunden und Katzen war die Nahrung der Armen, die Tiere des Zoologischen Gartens waren Leckerbissen für die Reichen. Nachrichten von erdichteten großen Siegen der im Norden und im Süden von Frankreich von Gambetta neu geschaffenen Heere wurden in Paris verbreitet, und stürmisch verlangte das Volk einen Durchbruch des ganzen in Paris eingeschlossenen Heeres.

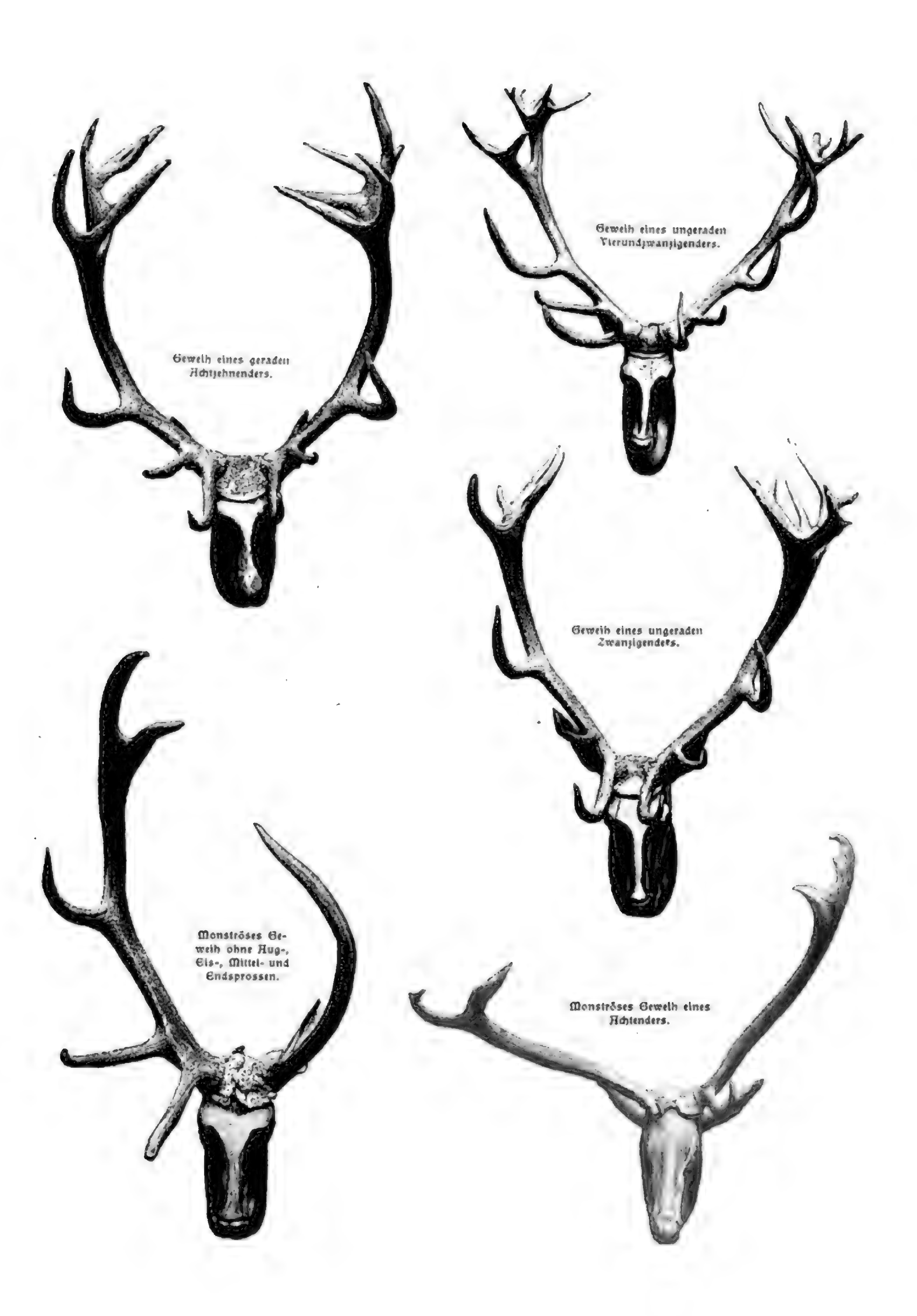
Aus Furcht vor blutigem Volksaufstand gab der Gouverneur, General Trochu, dem Verlangen des Pöbels nach und beauftragte den General Ducrot, mit 100000 Mann und 300 Geschützen die Linie der Württemberger zu durchbrechen und über Lagny und Fontainebleau dem Loireheere entgegenzugehen.

Dieser Befehl führte zu der zweitägigen großen Schlacht bei Villiers und Champigny, in welcher über das Schicksal von Paris, ja von ganz Frankreich entschieden wurde.

Am Abend des 29. November eröffneten die sämtlichen französischen Festen und schweren Batterien der Ostfront ein wahrhaft höllisches Feuer gegen die Stellungen der Deutschen, und unter dem Schutze dieses Feuers hatte General Ducrot sein Heer auf der Hochfläche von Vincennes versammelt.

In dem weit gegen die französischen Festen vorgeschobenen Schlosse von Villiers hatte der württembergische General Freiherr von Reitzenstein seit Wochen sein Quartier genommen, und wenn auch die jeden Tag zweimal im Feuer der Franzosen unternommenen Ritte entlang der Vorpostenkette und mehrere scharfe Vorpostengefechte Abwechslung in unser stilles Landleben brachten, so führten wir doch ein beneidenswertes Dasein, bis ihm die französischen Granaten ein Ende machten.

Immer stärker wurde am Abend des 29. November die Beschießung. So weit das Auge reichte, sah man den Horizont in Flammen, unaufhörlich donnerten die Geschütze, und zahlreich schlugen


Geweih eines geraden Achtzehnenders.
Geweih eines ungeraden Vierundzwanzigenders.
Geweih eines ungeraden Zwanzigenders.
Monströses Geweih ohne Aug-, Eis-, Mittel- und Endsprossen.
Monströses Geweih eines Achtenders.

die Granaten im Parke von Villiers und im Schlosse ein. Noch vor Mitternacht fielen Granaten in die Schlafzimmer der Offiziere und nötigten uns, die nach hinten gelegenen Zimmer zu ebener Erde zu beziehen, dann packten wir in der Nacht unsre geringe Habe zusammen, um uns zum Umzug in neue Quartiere bereit zu machen, aber noch dachten wir nicht daran, daß der anbrechende Tag manchem von uns die letzte Ruhe bringen sollte.

Als der Morgen anbrach, rückten in tiefster Dunkelheit, welche nur durch das Aufblitzen der springenden Granaten stellenweise erhellt wurde, sächsische Compagnien nach Champigny, Le Plant, Brie, Villiers und Noisy heran, um die württembergischen Vorposten abzulösen, worauf die württembergischen Truppen den Abmarsch in neue Quartiere antraten.

Aber unter dem Schutze des gewaltigen Feuers hatte General Ducrot auf in der Nacht geschlagenen Kriegsbrücken bei Joinville vier volle Infanteriedivisionen nebst mehr als 30 Batterien über die Marne gehen lassen und wenige hundert Schritte vor unsrer Stellung in dichten Massen versammelt.

Bald nach sieben Uhr schwiegen ringsumher die Geschütze, fünf farbige Raketen stiegen auf Feste Nogent zum Himmel empor, für die Franzosen das lang ersehnte Zeichen zum Kampfe.

Noch lag dichter Nebel über dem Felde, als drei Divisionen gegen Coeuilly und Villiers und eine Division gegen Champigny vorbrachen, im ersten Anlauf die überraschten Sachsen überrannten und auf die Hauptstellung zurückwarfen.

Hierbei war die linke Flügeldivision des Generals Berthaut durch einen Schanzkorbverhau am Eisenbahnviadukt kurze Zeit aufgehalten worden, ungeduldig sprang der Oberbefehlshaber, General Ducrot, vom Pferde und riß mit eigner Hand einen Schanzkorb heraus.

Die Offiziere folgten dem Beispiel ihres Generals, in kurzer Zeit war die Sperre geöffnet, und weiter ging der Vormarsch der Regimenter.

Um diese Zeit waren die württembergischen Truppen im Abmarsch in ihre neuen Quartiere begriffen, und nahezu offen stand die Hauptstellung dem Feinde.

Im Parke von Villiers beobachteten der Auditeur Freiherr von Egloffstein und der katholische Feldgeistliche Hauschel vom Stabe der ersten württembergischen Feldbrigade das schauerlich-schöne Schauspiel der Beschießung, da sprengte ein Reiter von den Vorposten in vollem Rosseslaufe



Phot.-Verlag von Braun, Clément & Co. in Dornach und Paris.

Champigny, 30. N

Nach dem Gemälde

an den Generalstabshauptmann heran mit der verblüffenden Meldung: „Die Franzosen kommen!"

In der Ferne sah man Schützenketten dem Parke nahen; noch konnte man nicht unterscheiden, ob es unsre abgelösten Compagnien oder ob es Franzosen waren, doch plötzlich rief der kriegerische geistliche Herr im schönsten Dialekte: „Sie hent ja rote Hose an!" — und nun war keine Täuschung mehr möglich.



November 1870.
von A. de Neuville.

Im Laufschritt führte Oberst von Rampacher sein zum Abmarsche in den Dorfgassen stehendes siebentes Infanterieregiment heran und besetzte den Park und Kirchhof von Villiers sowie Kiesgruben am Eisenbahndamm.

Die Batterien von Wagner I. und Kurz waren beim Schlosse Villiers und bei Coeuilly aufgefahren, und als nun die Franzosen herankamen, wurden sie von der Infanterie und von den Batterien mit Schnellfeuer überschüttet; in wenigen Minuten waren mehr als 1000 Mann tot oder verwundet, und alle drei Divisionen gingen wieder hinter die deckende Bodenerhebung an den Kalköfen zurück.

Vor Beginn des Angriffs war General von Reitzenstein nach Ormesson geritten und dort kaum vom Pferde gestiegen, als die Meldung von der Wegnahme von Champigny kam. Sofort sandte der General durch Feldjäger an alle Truppen den Befehl zur Einnahme der alten Stellungen, dann sprengte er im Galopp gegen Champigny vor, traf aber schon auf der Höhe vor dem Dorfe auf die zurückgehenden Sachsen.

Zum Glück war die Division Faron den Sachsen nicht auf dem Fuße gefolgt, und als sie bald darauf mit ihren Schützen vorging, waren beim Jägerhof vier Compagnien Württemberger unter Oberstleutnant von Knörtzer eingetroffen, und im Galopp war auch die Batterie von Peyer herbeigeeilt, hatte beim Jägerhof Stellung genommen und die Division Faron mit Granaten beschossen, so daß die Division bei Champigny stehen blieb und nicht weiter vorzugehen wagte.

In den Park von Coeuilly hatte Oberst von Berger sieben Compagnien des Infanterieregiments Olga im Laufschritt herangeführt, und so war auch hier die drohende Gefahr abgewendet.

Durch das rasche Eingreifen der Württemberger war jetzt schon der Tag gewonnen; fünf schwache Bataillone mit 18 Geschützen hatten den ersten Ansturm von vier französischen Divisionen abgewiesen.

Auf unserm rechten Flügel hatten die Franzosen die schwachen Vorposten der Sachsen auch aus dem

Dorfe Brie vertrieben, und es hatten die Sachsen alsdann das Dorf Noisy mit 2½ Bataillonen besetzt und eine Batterie auffahren lassen, welche sofort in den Kampf eingriff. Die andern sächsischen Truppen waren noch bei Gournay zurück.

Nachdem die französische Infanterie zurückgeworfen worden war, fuhren am Kalkofen, am Eisenbahndamm und an der Straße nach Villiers zahlreiche Batterien auf, und es entbrannte nun ein Geschützkampf von unerhörter Heftigkeit. Bald standen auf der etwa 1500 Meter langen Linie Geschütz an Geschütz; mehr als zwölf französische Feldbatterien waren im Feuer, unterstützt durch gegen 60 schwere Geschütze der Schanze von St. Maur

Sachsen zur Verstärkung, und mit frischem Mute wurde der ungleiche Kampf fortgesetzt.

Mehrfach versuchte man, durch kurze Vorstöße aus dem Park und hinter den Kirchhöfen vor, die dicht vor dem Park aufgefahrenen Batterien zu vertreiben; es kam auf freiem Felde zum Handgemenge zwischen den Sachsen und den Franzosen, General Ducrot nahm persönlich daran teil und stieß einen sächsischen Soldaten nieder, und obgleich die Sachsen mehrere Batterien vertrieben und sogar zwei Geschütze eroberten, scheiterten doch alle Vorstöße an der Uebermacht der Franzosen.

Als aber bald darauf die französische Infanterie



Skizze aus dem Werke von Oberstleutnant E. von Schmid: Die Schlachten bei Villiers und Champigny am 30. Nov. und 2. Dez. 1870.

und der schweren Batterien bei Nogent und auf dem Berge Avron. Auf dem andern Ufer der Marne waren auf den Höhen 36 Geschütze aufgefahren, welche gegen Villiers feuerten. Mit unfehlbarer Sicherheit schlugen die deutschen Granaten in die französischen Batterien ein, ganze Bespannungen wurden niedergeschmettert, und mitten in den Batterien fielen der kommandierende General Rénault des II. Corps und der Artilleriegeneral Frébault; zahlreiche Stabsoffiziere wurden verwundet. Die Batterien litten, wie es im Berichte des Generals Ducrot hieß, „cruellement“, viele Batterien wurden vollständig zusammengeschossen, doch immer frische Batterien aus der Reserve traten an ihre Stelle.

Gegen zehn Uhr erhielt General von Reitzenstein, der im Parke von Villiers den Kampf leitete, zwei sächsische Batterien und 1½ Bataillone

in ihrer Haltung schwankend zu werden begann, entschloß sich General Ducrot zu nochmaligem Angriff.

Wieder gingen bald nach zehn Uhr zwei Divisionen gegen Villiers und eine Division gegen den Jägerhof vor, aber wieder scheiterte der Angriff an dem schrecklichen Feuer aus den Parken von Villiers und Coeuilly und vom Jägerhof. Die Batterien der Division Faron auf der Höhe vor Champigny wurden zerschmettert, die Granaten der deutschen Batterien schlugen wieder mit unfehlbarer Sicherheit in die französischen Divisionen ein, so daß diese nach kurzem Vorstoße und unter schweren Verlusten wieder zurückgingen.

Nun entbrannte der Kampf der Geschütze von neuem und dauerte mit ununterbrochener Heftigkeit bis gegen Mittag. Die Luft erzitterte unter dem Brüllen der Geschütze, unmöglich war es, die einzelnen Schüsse zu unterscheiden, doch wie die



Ueberflügelt. Episode aus der Schlacht bei Champigny, 30. November 1870.

Nach dem Gemälde von Robert Haug.

Mauern standen die sechs deutschen Batterien und hielten den Kampf gegen mehr als 120 französische Feldgeschütze.

Während dieses gewaltigen Ringens war der sächsische Brigadeführer, Oberst von Abendroth, im Parke von Villiers eingetroffen, und als bald darauf frische Bataillone Sachsen in Villiers ankamen, beschlossen General von Reitzenstein und Oberst von Abendroth, nun selbst auf der ganzen Linie zum Angriffe vorzugehen und die Franzosen über die Höhen zurückzuwerfen.

Zwischen Villiers und Noisy gingen zwölf Compagnien Sachsen, von Coeuilly fünf Compagnien Württemberger und vom Jägerhof drei Compagnien Württemberger zum Angriff vor, und wenn auch auf dem rechten Flügel und in der Mitte der Angriff an dem Schnellfeuer der überlegenen Feinde scheiterte, so war doch der linke Flügel siegreich; denn es waren hier gerade im entscheidenden Augenblick noch zwei Compagnien und eine Batterie Württemberger von dem 2½ Kilometer entfernten Ormesson her eingetroffen und hatten die Franzosen, denen die Jäger mit gefälltem Bajonett entgegengingen, in der rechten Flanke mit Feuer überschüttet.

Die vier Regimenter der Division Faron erlitten große Verluste, vier Obersten, mehr als die Hälfte der Offiziere und über 2000 Mann waren gefallen, und in Auflösung ging die ganze Division nach Champigny zurück.

Schon wollte General Faron das Dorf verlassen, als General Ducrot im Galopp heransprengte und den Generalen unter Androhung der Todesstrafe befahl, keinen Schritt weiter zurückzugehen, sondern das Dorf zu halten.

Die Württemberger waren bis zum Höhenrande den Franzosen gefolgt und blieben bis zum Abend in dieser Stellung.

So hatten zehn württembergische Compagnien, allerdings unter großen eignen Verlusten, zwölf französische Bataillone auf freiem Felde geschlagen und einer ganzen Division eine schwere Niederlage beigebracht.

Der feindliche Oberbefehlshaber gab nun die Schlacht verloren, er verzichtete auf die Fortsetzung des Kampfes und beschloß, nur noch bis zum Abend das Gefecht hinzuhalten. Der kühne Angriff des Generals von Reitzenstein war hiermit gerechtfertigt, denn dadurch wurde der Feind über unsre eigne Schwäche getäuscht und davon abgehalten, auch seine letzte, noch frische Division vorzuführen.

Allmählich verstummte auf der ganzen Linie der Geschützkampf, frei atmeten wir im Parke von Villiers auf, denn wir hielten den Tag für beendigt, da, bald nach drei Uhr, begann der Kampf von neuem. General Ducrot hatte nämlich schon am Morgen zwei Divisionen unter General Eréa nach Neuilly entsendet, von wo sie über die Marne gehen und die Deutschen über Noisy umfassen sollten.

Unthätig aber war General Eréa stehen geblieben, obgleich ihm Ducrot durch Generalstabsoffiziere mehrfach Befehl zum Angriff sandte. Noch vor Mittag hatte er mehrere Kriegsbrücken schlagen lassen, und endlich, als es längst zu spät war, ließ er um zwei Uhr seine Divisionen über den Fluß gehen. Vom Dache des Schlosses in Villiers aus hatten wir diesen Uebergang bemerkt, kurz zuvor war bei uns die Batterie von Molsberg zur Verstärkung angekommen, auch vier sächsische Batterien hatte Prinz Georg von Sachsen zur Unterstützung vorgesandt, die sofort rechts von Villiers auffuhren, während im Parke selbst eine andre Batterie Stellung nahm.

Kaum waren die Batterien in Stellung, so rannten auch schon zwei Bataillone Zuaven in mächtigen Sprüngen gegen den Park vor. Aber von allen Seiten, aus dem Park, aus den Kirchhöfen, aus den Schützengräben blitzte es nun auf, in wenigen Minuten hatten die Zuaven 23 Offiziere und 530 Mann verloren und wurden zurückgeworfen.

Doch nun drangen die andern Regimenter der Division Bellemare vor, vier Batterien fuhren auf 600 bis 800 Schritte vor dem Park auf, General Ducrot, welcher auf die ersten Schüsse hin sofort herbeigesprengt war, ließ zwei Regimenter der Division Berthaut auf der Straße vorgehen, und unter einem Hagel von Granaten versuchten fünf französische Regimenter den Angriff gegen „das schreckliche Schloß“.

Doch das Feuer von acht Batterien und von der Infanterie warf sie zurück, mehr als 2000 Franzosen waren tot oder verwundet und auch der letzte Angriff siegreich abgewiesen.

Nunmehr erstarb das Gefecht auf der ganzen Linie, und gegen 4½ Uhr fiel der letzte Kanonenschuß, als noch zwei frische württembergische Bataillone beim Jägerhof und bei Coeuilly eintrafen, welche der württembergische Divisionskommandeur von Obernitz, der den Tag über auf dem Berge Mesly — 17 Kilometer entfernt — ein Gefecht gegen eine französische Division bestanden hatte, uns jetzt zu Hilfe sandte.

Wohl hatten wir unsre äußerste Vorpostenstellung, die nun in den Händen der Franzosen blieb, verloren, allein die Hauptstellung hatten wir siegreich festgehalten, und es hatte General von Reitzenstein, welchem gegen Ende der Schlacht 11½ Bataillone, 3 Schwadronen, 12 Batterien unterstellt waren, dem ganzen französischen, aus 65 Bataillonen und 40 Feldbatterien bestehenden Heere eine Niederlage beigebracht, von welcher es sich nicht mehr erholen konnte. Bei den Franzosen waren zwei Generale, sieben Obersten, mehrere hundert andre Offiziere und über 6000 Mann gefallen oder verwundet; bei 14 Batterien waren Kanoniere und Bespannungen vollständig zusammengeschossen, und das ganze Heer war in solcher Verfassung, daß General Ducrot jetzt schon auf die Fortsetzung des Durchbruchversuches verzichtete.







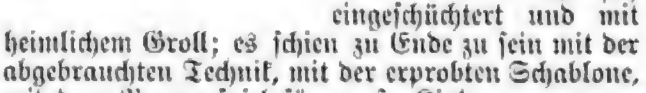
C. Karlweis.

Am späten Abend des 27. August bestieg ich in der Absicht, schöne Herbsttage im Süden zu verbringen, auf dem Wiener Südbahnhof den Schlafwagen. Ohne Verabredung kam ich mit Karlweis zusammen, der von Ischl geflüchtet war und nach dem stillen, friedlichen, von der Adria umspülten Lovrana wollte, um zu gesunden. Ich verbarg meine Bestürzung über sein Aussehen, das den nahen Verfall zweifellos erscheinen ließ, wenn ich auch nicht ahnen konnte, daß es gerade acht Wochen später vorüber sein sollte, und wir verplauderten noch eine Stunde der herrlichen, mondhellen Sommernacht. Wir sprachen von vergangenen Tagen, die uns vor mehr als zwanzig Jahren in dem lieblichen Graz zusammengeführt hatten, als wir beide so ziemlich am Anfang standen, und dann von seinem zehrenden Leiden, das, wie er meinte, den Aerzten noch nicht ganz klar geworden war, und mehr noch vom Theater, von seinen Aussichten, die sich an sein noch unaufgeführtes Stück, „Der neue Simson“, knüpften, und er verriet eine angenehme Beängstigung vor den Mühen und Aufregungen, die die zu Anfang des Oktober stattgefundenen Proben mit sich brachten. Dann packte ihn das Fieber, er zog sich in sein Kompartiment zurück, um eine schlaflose Nacht zu verbringen; als wir uns am Morgen wiedersahen und uns das sonnenbeschienene Meer entgegenglänzte, hatte er die jammervolle Nacht schon vergessen, und er kam gleich wieder auf das Theater zu sprechen, in seiner temperamentvollen, lachenden und freudigen Art. Er hing am Theater wie keiner. Sein ganzes Denken bewegte sich in dieser Richtung: Stücke schreiben, Erfolg haben und zuletzt für sich und die Seinen — er hinterläßt eine Frau und zwei Kinder — eine sorgenfreie Zurückgezogenheit in einem ruhigen, freundlichen Nest unsrer geliebten Heimat. Darauf war sein Sinnen gerichtet, und es war alles wohl vorbereitet, dieses Ziel zu erreichen, schon in den nächsten Jahren. Es ist anders gekommen. Der Allbesieger hat die Pläne und Entwürfe mit rauher Hand über den Haufen geworfen, und der arme Freund ruht nun im Grabe, die Komödie ist zu Ende; mit dem „Neuen Simson“, der im Wiener Volkstheater gespielt wird, hat er, ohne es vorauszusehen, Abschied genommen von der Welt, an der er mit Kopf und Herzen hing. An sein Todeslager ist noch die freundliche Kunde von einem schönen Erfolg gedrungen, und so blühte ihm das Schicksal eines sterbenden Kriegshelden, der, zu Tode getroffen, noch die Siegesfanfaren einer gewonnenen Schlacht vernimmt.



C. Karlweis.

Ich erinnere mich der schriftstellerischen Anfänge des toten Freundes zu Ende der siebziger Jahre in Graz; sie waren verfehlt und hauptsächlich verfehlt, weil er den rechten Ton nicht fand, es war ein langes Tasten, wobei er sogar wieder von der Bühne absprang und als Erzähler das Glück zu erobern suchte, das ihm auf dem Theater nicht lächeln wollte. Es entstand eine Erzählung „Feuerliesl“, die in einem damals weitverbreiteten Familienblatt zum Abdruck kam, dann glaubte er im breiter angelegten Roman seine Stärke bethätigen zu können, aber diese Versuche, vom Publikum wenig beachtet, brachten ihm nur den Gewinn, auf Umwegen, mit reiferer Erkenntnis aber, zur ersten Liebe zurückzukehren, zum Theater. Er hatte die rechte Tonart gefunden, eine Note, die eigentlich nicht mehr so hoch im Ansehen stand, denn Sudermann war auf die Bühne geplatzt, und nach ihm ein Heer von Neuerern, die „neue Richtung“ war lärmend proklamiert, und die im alten Stil Steckenden verkrochen sich eingeschüchtert und mit heimlichem Groll; es schien zu Ende zu sein mit der abgebrauchten Technik, mit der erprobten Schablone, mit dem Puppenspiel für große Kinder.



Draußen im Reich würde Karlweis eine stärker wirkende Entmutigung erfahren und wahrscheinlich die Flinte ins Korn geworfen haben. Aber er kannte Wien und die Wiener und ihren konservativen Sinn, er wußte, daß Raimund noch fortlebt — trotz Ibsen, trotz aller sensationellen Versuche, die französische Bühnenzote, die nordischen Verstimmungsdramen unter die mild und heiter lächelnde Sonne Wiens zu verpflanzen, er baute auf die Wiener Unsterblichkeit Bauernfelds, und die Rechnung stimmte, wenn er sich an den Fingern abzählte, daß die Menschen sich im Grunde wenig verändern, daß die Theaterbesucher im Theater immer ein „Stück“ werden sehen wollen, eines das amüsiert und gelegentlich rührt, daß sie sich immer freuen werden, wenn der „schlechte Kerl“ mit Schimpf und Schande kläglich abgeführt wird, und die biedere Ehrlichkeit behaglich obsiegt. Und — rechnete er — ist diese löbliche Tendenz gar noch auf ein Zeitbild, auf aktuelle Fragen mühelos gepfropft

und mit Satire, die der Wiener verständnisvoll liebt, aufgeputzt, so hält' ich der ganzen „Moderne" und all den Schnurrpfeifereien der neuen Richtung stand.

Karlweis war im Grunde — ich möchte dem Worte jede mißliche Bedeutung nehmen können — eine Philisternatur, seinem ganzen Wesen nach, auch in seinem persönlichen Leben. Ein warmes, frisches, lachendes Gemüt, kein Moralist, der mit Donnerkeilen, mit vernichtend zugespitztem Witz den Schwächen des Wienertums zu Leibe geht, er hat bei allem scheinbaren Groll doch immer ein mildes, versöhnliches Lächeln für altwienerische Untugenden und führt schließlich alles zum guten Ende. Er hat dem Altwiener Schlag ab und zu recht derb seine Meinung gesagt, aber er hat ihn nicht ausrotten wollen, und dieses Gefühl nahmen auch diejenigen aus dem Theater mit fort, die's just anging. Es war immer nur ein Kleinkrieg, bei dem's keine Toten gab, höchstens Leichtverwundete.

Wiener Zeitfragen und heimatliche Zeitbilder, das waren die Stoffe, die Karlweis mit glücklicher Hand ergriff, und im Entdecken und Schildern volkstümlicher Figuren ist ihm, seit ein Wiener Volksstück besteht, keiner gleichgekommen, natürlich Anzengruber, der nebenbei ein wahrer Dichter gewesen ist, ausgenommen. Der Talmisozialist im „Groben Hemd", der Flickschuster in dem bezirkspolitischen Schwank „Der kleine Mann" und andre Figuren sind aus bodenständigem Wiener Holz geschnitzt, ein natürliches Empfinden hat ihm die Hand geführt, und wo dieses ihn im Stiche ließ, der Verstand, der Fleiß und, um ein verrufenes Wort zu gebrauchen, die Kenntnis der „Mache". Karlweis wußte, was den Leuten mundet, und er besaß die Gabe, es appetitlich zu servieren, es konnte sich kaum jemand den Magen daran verderben. Und mit der Satire, die man ihm lobend zuschrieb, war's nicht allzuweit her, es war im Grund genommen auch nur ein mit Schlagwörtern geführter Krieg gegen soziale Schlagworte. Seine Stücke haben die Welt und Wien nicht gereinigt und gebessert, aber in der Kunst genügt es schon, gewollt zu haben, und ihm genügte es, daß seine Stücke, zumal im Vaterland, gefallen haben und ihm Ehren eintrugen. Uebereifrige Lobredner sind in dieser Beziehung vielleicht sogar zu weit gegangen. Die gerechteste Kritik ist am Ende doch nicht frei von der Rücksicht auf die Person des Künstlers oder Schriftstellers, und die gutmütige, gesellige und nach Freundschaft verlangende Art, die Karlweis eigen war, seine liebenswürdige Persönlichkeit — um es mit zwei Worten zu sagen — hat ihm Anhänger und Freunde geworben und die Neider gezähmt. Er war als Mensch vorwurfsfrei und achtbar, ein zuverlässiger, gefälliger und ehrlicher Freund, heiter und anregend im Umgang, pflichtgetreu in seiner Stellung als Beamter — und wenn auch sein Lebensfaden allzufrüh durchschnitten wurde, so kann man doch von dem, der heute unter einem frischen, von zahllosen Kränzen bedeckten Grabeshügel ausruht, sagen, daß sein Leben Arbeit, gesegnete Arbeit war, und daß er darum ein Glücklicher war.

P. v. S.

Zu unsern Bildern.

Bazar in Tripolis.

(Kunstbeilage zwischen Seite 464 und 465.)

Der Sßukk — oder Bazar — ist in jeder arabischen Stadt einer der Mittelpunkte des öffentlichen Lebens. Hier trifft sich die Geschäftswelt, hier versammelt sich das laute Volk der Kleinhändler und die kauflustige Menge von morgens bis Mittag. Diese Bazare sind lange, überdachte Hallen, durch die das Tageslicht nur durch kleine Oeffnungen von oben in wunderbarem amethystblauen Schimmer einfällt, eine Farbe, deren Schönheit unvergleichlich und nur durch eine besondere Lichtbrechung erklärlich ist. Betritt man einen der Sßukks, so ist man, vom Uebergang aus dem grellen Tageslichte ins Halbdunkel der Kaufhalle nahezu geblendet, betäubt; erst allmählich vermag das Auge sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, die aus allen Ecken hervorzukommen scheint. Bald aber erkennt man nun die Fülle der hier aufgespeicherten Gegenstände, tausenderlei Sachen durcheinander. Hier liegen Stoffe vom gemeinen indigoblauen Rocke des armen Mannes bis zu den musselinartigen, unendlich feinen Geweben, deren seidenes Spinnengewebe seltsame Zeichnungen aufweist. An den kostbarsten Teppichen ist kein Mangel, leider werden die prachtvollen alten Farben neuerdings nur zu oft durch Anilinfarben ersetzt, Gold und Diamanten werden ebenfalls verhandelt; die Echtheit untersucht, beglaubigt und bestempelt mit dem Taba-Zeichen ein in einem besonderen Raume sitzender vereidigter „Börsenmakler". Geradezu überschwemmt ist der Bazar mit schlechten Manchesterwaren, die in unglaublichen Mengen zum Beispiel in Tunis und Tripolis eingeführt und von dort nach dem Sudan gebracht werden. Einige Cafés, denen es nie an Zuspruch mangelt, finden sich ebenfalls in den Sßukks; denn jedem besseren Kunden bietet der artige Kaufmann eine Schale Kaffee an. Handel und Wandel bewegt sich in den im Orient üblichen Formen, wobei das Schreien die Hauptsache zu sein scheint. Von dem Geschrei der Ausrufer und ihren wilden Gebärden sticht seltsam ab das eherne, ruhige, stets maßvolle Verhalten der Söhne der Wüste, die wie Patriarchen mitten durch die Massen schreiten. Diese Bazare mit ihrem Treiben trifft man in allen größeren Orten. Sehr schön sind in Tunis der Rosenbazar, Sssukk el uard, die sehr alten Sßukks in Tripolis, gestützt von Säulen, die einstmals wohl eine Säulenhalle in einem Palaste römischer Prokonsuln schmückten. Manche der Sßukks sind über 800 Jahre alt. Die großartigsten und malerischten sieht man in Konstantinopel; leider sind einige der größten durch Erdbeben zerstört worden.

R. A. Körnig.

Die Kadolzburg.

(Kunstbeilage zwischen Seite 520 und 521.)

In jenem Höhenzuge, der sich südwestlich von Fürth in Mittelfranken erstreckt, ragt auf einem mächtigen Felsen die Kadolzburg empor, einer der Stammsitze der Hohenzollern; zu Füßen liegt der Marktflecken gleichen Namens. Der Ursprung der Burg reicht rund tausend Jahre zurück, denn hier soll um das Jahr 900 Kadoltus oder Kadolto, ein

Sohn des ostfränkischen Königs Arnulf, der sich 896 in Rom zum Kaiser krönen ließ, eine Feste errichtet haben. Urkundlich erscheint der Name „Cadoldesburc“ zuerst im Jahre 1157. Der genannte Kadolto gilt als Anherr der Grafen von Andechs, von denen die Herzoge von Meran abstammten, die in der Geschichte Frankens eine bedeutende Rolle spielten und den deutschen Kaisern in ihren Kämpfen tapferen Beistand leisteten. Mit Otto II., der 1248 ohne männliche Nachkommen starb, erlosch das Geschlecht der Herzoge von Meran, und bei der Erbteilung fiel die Kadolzburg nebst den anliegenden Gebieten an den Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg, der mit der Herzogin Elisabeth von Meran verheiratet war. Eine Zeitlang diente die Kadolzburg den Burggrafen nur als Sommerresidenz, aber bald verlegten sie ihren Hofhalt ganz dorthin, und so sah im Laufe der Jahre die Burg oft hohe Gäste, unter andern den unglücklichen Konradin von Schwaben, Rudolf von Habsburg, König Adolf von Nassau, König Ludwig den Bayern, Kaiser Karl IV. Im Jahre 1397 kam die Burg in den Besitz des Burggrafen Friedrich VI., der von Kaiser Sigismund zunächst zum Statthalter der Mark Brandenburg ernannt wurde und später die Kurwürde erhielt. Gern kehrte Kurfürst Friedrich I., wie er sich jetzt nannte, nach der Kadolzburg zurück, in welcher er an der Seite seiner klugen Gemahlin, der „schönen Else“, so glückliche Tage verlebt hatte, und hier ereilte ihn auch am 21. September 1440 der Tod. Die Kadolzburg kam nun mit dem Fürstentum Ansbach an den dritten Sohn Friedrichs, Albrecht Achilles; doch wir wollen den Besitzwechsel nicht im einzelnen verfolgen, sondern erwähnen nur noch einige Daten aus neuerer Zeit. Der letzte Markgraf von Ansbach, Karl Alexander, trat, weil er kinderlos war, 1791 seine Lande an Preußen ab, aber nur 15 Jahre blieben sie in preußischem Besitz, um alsdann an die Krone Bayern überzugehen. Oefters erfuhr die Kadolzburg Umbau und Erweiterung, so namentlich unter Friedrich VI., dem späteren Kurfürsten, der sein und seiner Gemahlin Wappenschilder, in Stein gehauen, anbringen ließ; auch Albrecht Achilles ließ die in den Fehden mit Nürnberg arg mitgenommenen Mauern und Türme wiederherstellen und vollendete den unter seinem Vater begonnenen Schloßbau. Die Innenräume zeigen freilich keine große Pracht der Ausstattung, und nur in einigen finden sich Deckengewölbe mit Wappenschildern oder geschnitztes Deckengebälk. Einfach ist der Schloßbau auch von außen. Er ist aus zwei Hauptteilen zusammengesetzt, nämlich einem von Zwinger und Graben umschlossenen Vorwerk und dem ebenso bedachten Burgbau selbst, der verschiedenen Zeiten entstammt. Auf der Ostseite, die unser Bild wiedergiebt, liegt die Burgkapelle.

Aus der modernen Lyrik.

Es schneit.

Der erste Schnee, weich und dicht,
Die ersten wirbelnden Flocken.
Die Kinder drängen ihr Gesicht
Ans Fenster und frohlocken.

Da wird nun das letzte bischen Grün
Leise, leise begraben.
Aber die jungen Wangen glühn,
Sie wollen den Winter haben.

Schlittenfahrt und Schellenklang
Und Schneebälle um die Ohren!
— Kinderglück, wo bist du? Lang,
Lang verschneit und erfroren.

Fallen die Flocken weich und dicht,
Stehen wir wohl erschrocken.
Aber die Kleinen begreifen's nicht,
Glänzen vor Glück und frohlocken.

Gustav Falke.

Die alte Tasse.

Die alte Tasse, daraus du den Trank,
Den letzten zum Abschied genommen,
Sie steht im Eck ganz hinten im Schrank —
Und harrt auf dein Wiederkommen.

Mir ist, als ob ich von deinem Mund
Einen Hauch noch an ihr verspürte
Und die Wärme noch, wo am Henkelrund
Dein Finger sie einst berührte.

Keine fremde Lippe hat sie genetzt,
Auch deine wird sie nicht netzen,
Nur einmal noch, — zu allerletzt
Will ich an den Mund sie setzen.

Wenn im Lebensglase verronnen der Sand, —
Den letzten Schluck vor'm Sterben
Trink' ich aus ihr, — und aus meiner Hand
Falle sie klirrend in Scherben.

August H. Plinke.



Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Unter den Memoirenwerken der neueren Zeit dürfte es wenige geben, die an Bedeutung und Vielseitigkeit des Interesses den soeben im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig in zwei stattlichen, vornehm ausgestatteten, mit einer Reihe von Bildnissen geschmückten Bänden erschienenen „Lebenserinnerungen“ von Robert von Mohl (1799 bis 1875) gleichkämen. Der ausgezeichnete deutsche Staatsrechtslehrer und Staatsmann hatte bei seinem im Jahre 1875 erfolgten Tode das Manuskript zu diesem Werke druckfertig hinterlassen und dessen Herausgabe selbst angeordnet, jedoch mit der Einschränkung, daß sie erst erfolge, wenn die in den Aufzeichnungen besprochenen Persönlichkeiten nicht mehr unter den Lebenden weilten. Da dies, ein volles Vierteljahrhundert nach dem Tode des Autors, nunmehr der Fall sein dürfte und außerdem Gefahr droht, daß bei einer weiteren Hinausschiebung der Veröffentlichung die Aufzeichnungen in mancher Hinsicht an Wert verlieren könnten, haben die Erben sich entschlossen, die Lebenserinnerungen jetzt der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dr. Dietrich Kerler in Würzburg hat sie zu diesem Zwecke sorgfältig überprüft, mit Anmerkungen versehen und einzelne in ihnen vorhandene kleinere Lücken ergänzt, sowie den beiden Bänden ein ihre Benutzung wesentlich erleichterndes ausführliches Personenregister beigegeben. Die Originalhandschrift ist von der Familie von Mohl als Geschenk der königlichen Universitätsbibliothek in Tübingen überwiesen worden.

Auf die Bedeutung Robert von Mohls braucht an dieser Stelle kaum besonders aufmerksam gemacht zu werden. Der als Gelehrter wie als Staatsmann gleich hervorragende Mann hängt mit seinem Lebenswerke auf das innigste mit der Entwicklung zusammen, welche den Geschicken Deutschlands seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts beschieden gewesen ist. An der Schwelle dieses Jahrhunderts (17. August 1799) geboren, hat er von seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre an als Gelehrter an den Hochschulen Tübingen und Heidelberg gewirkt. An den politischen Kämpfen seines engeren Heimatlandes hat er sich als Mitglied der württembergischen Kammer der Abgeordneten beteiligt, namentlich aber durch die denkwürdige Bewerbung um das Mandat für die Stadt Balingen im Jahre 1845. Er gehörte dem Vorparlament und der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt an und vertrat vom 25. September 1848 bis zum 17. Mai 1849 im Reichsministerium das Departement der Justiz. Nach seinem Uebertritt in badische Staatsdienste war er seit 1853 Mitglied der Ersten Kammer dieses Landes, anfangs als Vertreter der Universität Heidelberg, seit 1863 als speziell berufener Vertrauensmann des Landesherrn. Vom Jahre 1861 bis zum Jahre 1866 war er Vertreter des Großherzogtums Baden beim Deutschen Bundestage in Frankfurt, und von 1867 bis 1871 wirkte er als badischer Gesandter in München. In dem letztgenannten Jahre wurde ihm die Präsidentenstelle bei der Oberrechnungskammer in Karlsruhe übertragen, worauf er dann als letzte Lebensmission bis zu seinem am 4. November 1875 erfolgten Tode die Ausübung eines ihm vom zweiten badischen Wahlkreise übertragenen Mandates für den Deutschen Reichstag erfüllte. Als Politiker hat er stets weise Mäßigung mit klugem Takte verbunden, jeder übermäßigen Forderung abhold, aber unablässig und zielbewußt für die liberalen Reformen eintretend, ohne welche ihm die Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens in der Gestalt, wie sie zu seiner größten Befriedigung in der Neubegründung des Deutschen Reiches erfolgte, unmöglich erschien. Eine Ironie des Schicksals war es freilich, daß er mit diesen Gesinnungen im Jahre 1866 den Ausschlag für das Verhalten Badens in dem deutschen Kriege dieses Jahres geben sollte.

Man darf erwarten, in den Lebensaufzeichnungen eines derartigen Mannes wichtige und wesentliche Beiträge zur modernen Zeitgeschichte zu finden, namentlich soweit dabei Deutschland und die jetzigen deutschen Bundesstaaten und unter diesen wieder in erster Linie die süddeutschen in Betracht kommen, und man wird in dieser Erwartung durch die Lektüre der beiden Bände nicht enttäuscht werden. Begegnen uns auch keine Ueberraschungen und sensationellen Enthüllungen, so werden wir doch über manches in den Strömungen und mehr noch in den Unterströmungen des politischen Lebens in dem zweiten und dritten Viertel des letztvergangenen Jahrhunderts aufgeklärt, was uns bis jetzt, wenn nicht verborgen geblieben, so doch nur mangelhaft und unzulänglich überliefert worden ist. Robert von Mohl war ein kritischer, vielleicht sogar ein überkritischer Geist und ein äußerst scharfer Beobachter, dabei ein Darsteller von seltener Gewandtheit, vor allem aber — und das unterscheidet ihn von den meisten seinesgleichen — ein stets und unter allen Umständen nach Bethätigung ringendes Temperament. Dieses mag manchmal seinen Blick, wenn nicht getrübt, so doch irregeleitet haben, aber es hat unzweifelhaft durch das Bestreben, seiner Darstellung Licht und Farbe zu verleihen, in diese, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, ein künstlerisches Moment hineingetragen. Die kaustische Schärfe, die uns in den Mohlschen Lebenserinnerungen überall begegnet, selbst da, wo es sich um die Beurteilung von Persönlichkeiten handelt, die dem Autor so nahe wie möglich gestanden, ist der Reflex des Mediums, durch das der Beurteiler die Welt und das Leben anschaute, und hängt auf das innigste mit der Wesenheit eines Mannes zusammen, von dem wir ein ganz und gar falsches Bild gewinnen würden, wenn wir ihm ein intensives Gefühl für Recht und Gerechtigkeit absprechen wollten.

So willkommen das litterarische Vermächtnis Robert von Mohls dem Politiker sein mag, so glauben wir doch, daß sein Wert fast mehr noch als in den Beiträgen zur Geschichte der politischen Kämpfe der letzten hundert Jahre in dem beruht, was wir aus ihm zur Aufhellung von kulturhistorischen Momenten aus jenem und selbst einem noch

früheren Zeitraum lernen können. Die beiden Bände der Mohlschen Lebenserinnerungen, und es gilt dies namentlich vom ersten, geben uns Material an die Hand, um eine klaffende Lücke in der landläufigen Behandlung der Sittengeschichte unsrer Zeit auszufüllen. Sie bieten uns Bilder dar aus dem Leben der deutschen Familie und der bürgerlichen Mittelschichten der letzten Jahrhunderte, und zwar Bilder von geradezu unschätzbarem Werte, und das vor allem, weil der Autor mehr als ein andrer in der Lage war, derartige Bilder zu entwerfen. Seine Familie nimmt mit ihren Angehörigen und Verzweigungen einen breiten Raum in der Geschichte des altwürttembergischen Landes ein; sein Großvater mütterlicherseits war Johann Jakob Moser, der denkwürdige Mann, den man wohl „das Gewissen Württembergs" genannt hat, der berühmte Gefangene vom Hohentwiel; als ein Oheim derselben Linie tritt uns der einst viel genannte und im Lande Württemberg viel gefürchtete Kanzler der Universität Tübingen, Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth, entgegen, und Roberts Vater, der Staatsrat und Konsistorialpräsident Benjamin Ferdinand von Mohl, nahm unter den württembergischen Beamten seiner Zeit eine hochangesehene Stellung ein. Als Schwager stand dazu dem Urheber der Lebenserinnerungen der berühmte Theologe Ferdinand Christian Baur nahe, der Begründer der Tübinger Schule, und als Schwiegersohn der große Physiker Helmholtz. Mit seinen drei jüngeren Brüdern Julius, Moritz und Hugo bildet Robert von Mohl selbst das eigenartigste Vierblatt, das wohl je in Deutschland von einer und derselben Familiengeneration gezeitigt worden ist. Jeder der vier Brüder hat in seiner Art eine wissenschaftliche Spezialität hervorragenden Ranges gebildet, Robert auf den schon genannten Gebieten, Julius als Orientalist, Moritz als Nationalökonom und Hugo als Botaniker; Julius und Hugo haben im Reiche der Wissenschaft den Familiennamen jedenfalls zur höchsten Bedeutung gebracht.

Sehr interessant ist die Charakteristik, die Robert von Mohl im Eingange seines Werkes von seinen drei Brüdern entwirft, nicht am wenigsten dadurch, daß er dabei, wie alles, so auch das Bild seiner nächsten Blutsverwandten durch das Medium seines Temperaments anschauend, das Pflichtgebot der Pietät nicht verletzt, ebensowenig aber auch seinem Kritizismus Schranken auferlegt. Noch zügelloser freilich läßt er den letzteren walten, wenn er zur Darstellung der wissenschaftlichen und kollegialen Verhältnisse an den beiden Hochschulen übergeht, an denen er als Lehrer gewirkt hat. An rücksichtsloser Beurteilung läßt namentlich das, was er in dieser Beziehung über Tübingen zu melden weiß, wohl alles hinter sich, was je in ähnlicher Art geleistet worden ist. Wer die betreffenden Verhältnisse gekannt hat, wird zugeben müssen, daß das meiste zutreffend, aber auch mit einer so schonungslosen Schärfe dargestellt ist — es sei nur an die Zerzausung des armen Michaelis erinnert —, daß man wohl die Verfügung Mohls verstehen kann, mit der Veröffentlichung seiner Lebenserinnerungen zu warten, bis die letzte der darin angezogenen Persönlichkeiten gestorben sei, man aber andrerseits auch billig bezweifeln muß, daß die Maxime „Ueber die Toten nichts als Gutes" zu den leitenden seines Lebens gehört habe.

Um gerecht zu sein, darf man nicht verkennen, daß Robert von Mohl an fremde Persönlichkeiten keinen strengeren kritischen Maßstab angelegt hat als an sich selbst. Von der Jugend an bis in die letzten Tage seines Alters hinein ist ihm Pflichterfüllung das oberste Gesetz seiner Lebensführung gewesen, und er hat sich diesem Gesetz unterworfen, wo immer sich ihm ein Gebiet des Wirkens eröffnete. Wenn er uns in seinen Lebenserinnerungen als eine Persönlichkeit von stark ausgeprägter Eigenart entgegentritt, ist das nicht das letzte, was diesen Erinnerungen einen ganz besonderen Reiz verleiht.

Von den litterarischen Gaben, welche die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart für den Weihnachtstisch darbietet, dürfte zunächst die Buchausgabe von J. R. zur Megedes Roman „Das Blinkfeuer von Brüsterort" zu erwähnen sein. Unsern Lesern ist das feinsinnige und geistvolle Werk, das zuerst in diesen Blättern veröffentlicht wurde, bekannt. Die Buchausgabe wird manchem willkommen sein, der den Roman in seiner Sondergestalt der häuslichen Sammlung seiner Bücherschätze einzuverleiben wünscht; jedenfalls wird sie dazu dienen, einem der interessantesten Werke der modernen Romanlitteratur neue Freunde zu erwerben. — In allerliebster Ausstattung und tadelloser Verdeutschung von C. Morsztyn erscheint der bedeutungsvolle Roman „Quo vadis?" des so viel gefeierten polnischen Dichters Henryk Sienkiewicz. Ueber das Werk selbst läßt sich kaum noch etwas sagen, doch muß der neuen Gestalt, in der es uns entgegentritt, gedacht werden. Der schmiegsame Einband in Lederimitation, das feine, aber starke Papier und die vornehmen Typen lassen die gewählte, eigenartige und geschmackvolle Ausstattung als eine solche erscheinen, wie man sie sich für ein Lieblingsbuch wünschen möchte, besonders für eines, das man gerne bei sich trägt oder doch nur aus der Hand legt, um gleich wieder danach zu greifen. Wir möchten sie als die „geborene" des litterarischen „Reisebegleiters" bezeichnen. — Von dem augenblicklich so viel gelesenen russischen Schriftsteller Maxim Gorjki erhalten wir einen Novellenband mit zwei Beiträgen, „Malwa" und „Konowalow", übersetzt von Klara Brauner. Beide Novellen zeigen uns den Autor von seiner ureignen Seite als rückhaltlosen Darsteller der Sitten und Zustände seines russischen Heimatlandes und lassen es als begreiflich erscheinen, daß er als Schriftsteller seinen Familiennamen mit einem Pseudonym zu vertauschen liebte, das in richtiger Uebertragung „Der Bittere" lauten würde. — Die Erzählung „Manöver" von Otto Behrend weist bunten Umschlag und eine Reihe flotter Illustrationen von Adolf Wald auf. Das Werkchen selbst ist ein neuer Beweis für das liebenswürdige Plauder- und Erzählertalent seines Urhebers, eines stets gern gesehenen Gastes auch in den Spalten der vorliegenden Blätter. — Tony Schumacher greift in dem Bändchen „Spaziergänge ins Alltagsleben" wieder in den reichen Schatz ihrer Lebenserinnerungen zurück, doch nicht, um aus demselben buntbewegte Bilder früherer Tage erstehen zu lassen, sondern um ihm den Stoff zu einer Reihe von Vorträgen und Vorhaltungen an das heranwachsende Geschlecht zu entnehmen. Der warme Herzenston und der gute Humor der Verfasserin machen sich dabei in so liebenswürdiger Weise geltend, daß niemand, ob groß, ob klein,

sich vor der gestrengen Sittenpredigerin zu fürchten braucht. Der Kern ihrer Ausführungen ist stets gesunde Lebensweisheit. — An letzter Stelle, doch nicht zuletzt sei das Werkchen „Unerbetene Briefe“ von Oscar Blumenthal erwähnt, eine Sammlung von heiteren, meist in Briefform gehaltenen Plaudereien und Dichtungen, in denen der Witz und die satirische Laune des Verfassers sich auf das glänzendste bethätigen. Wir lernen indes in ihm weniger den kecken Spötter kennen, als den gesunden Humoristen, der für die Wunden, die er schlägt, gleich den heilenden Balsam zur Hand hat, wie das schon in dem dem Büchlein vorangestellten Leitspruch angedeutet wird:

Trifft euch des Spottes funkelnder Blitz,
So müßt ihr nicht gleich verzagen ...
Ihr könnt zwar nicht jedermann an Witz,
Doch jeden an Grobheit schlagen!

„Von Tristan und Isolde — kenn' ich ein traurig Stück“ läßt Richard Wagner seinen Hans Sachs in den „Meistersingern“ zu dem von Liebeskummer bedrückten Evchen sagen, und der Bayreuther Meister selbst hat dieses „traurige Stück“ zum Gegenstande vielleicht des ergreifendsten, jedenfalls aber des am meisten von elementarer Leidenschaft bewegten seiner Musikdramen gemacht. Der Stoff gehört allerdings zu den leidenschaftlichsten, welche die Weltlitteratur kennt, und er ist in seiner dichterischen Ausgestaltung ein alter Bestandteil dieser Litteratur. Jahrhundertelang ist von dem Liebespaare gesungen worden, das voneinander nicht lassen konnte, und für dessen unlösliche Zusammengehörigkeit schließlich übernatürliche Mächte Zeugnis ablegten, indem sie die Weinrebe und den Rosenstock, die man auf dem gemeinsamen Grabe der beiden Unglücklichen gepflanzt hatte, sich mit ihren Zweigen so innig verflechten ließen, daß Menschenhand sie nicht mehr zu scheiden vermochte. Die Sage ist ursprünglich eine wälische oder irische, doch wurde sie früh schon im Englischen behandelt und ging sehr bald ins Französische, Provençalische, Italienische, Spanische, Deutsche, Dänische, Norwegische, ja sogar in das Slavische und Mittelgriechische über. Deutsch wurde sie zuerst 1189 bis 1207 von Eilhart von Oberg, einem Ritter aus dem Hildesheimischen, bearbeitet. Die glänzendste Behandlung, die sie je erfahren, wurde ihr jedoch im dreizehnten Jahrhundert durch den deutschen Meister Gottfried von Straßburg zu teil. Leider ist sein Werk unvollendet geblieben, und es ist das um so mehr zu bedauern, als es die einzige unter unsern mittelalterlichen Dichtungen ist, die in ihrem Empfindungsgehalt weit über die Schranke ihres Zeitalters hinausgeht und in diesem heute noch so frisch und natürlich anmutet wie irgend ein Werk unsrer Tage. Durch alle Fassungen der Sage geht ein leidvoll schwermütiger Zug; das größte Glück des Liebespaares ist zugleich sein größtes Unglück, sein Unheil und sein Verderben. Ein Liebestrank hat das tragische Verhängnis über die Schuldig-Schuldlosen heraufbeschworen, aber dieser Trank ist in allen Darstellungen, bewußt oder unbewußt, nur ein Symbol für die unwiderstehliche Gewalt elementarer Leidenschaft. „Unsre Sage,“ führt sehr richtig der geistvolle Franzose Gaston de Paris aus, „vertritt den gewöhnlichen Pflichten gegenüber das Recht, das zwei Wesen haben, sich trotz aller Hindernisse zu vereinigen, wenn ein unbezwingliches und unauflösliches Bedürfnis sie dazu treibt. Diese Notwendigkeit, die sie allein rechtfertigt, ist hier durch das kindliche und zugleich tiefe Symbol des Liebestranks versinnbildlicht: sobald der Schicksalsbecher einmal geleert ist, sind Tristan und Isolde sich selbst und einander gegenüber nicht mehr frei, aber frei gegen die ganze Welt. Um ihr Schicksal zu erfüllen, brechen sie alle Schranken und treten sie alle Pflichten mit Füßen, aber es folgt ihnen auf ihrem siegreichen und leidvollen Wege die glühend mitempfindende Poesie, deren Beruf es ist, das Unbewußte, das in den Herzen schlummert, auszudrücken und die Seele aus den Ketten zu befreien, die, wie sie dunkel fühlt, schwer lastend auf ihr liegen.“ Schon der alte normannische Trouvère Thomas von Bretagne läßt seinen Tristan sagen: „Unsern Tod haben wir uns getrunken,“ so ganz folgerichtig auf die unlösliche Verkettung, die zwischen Liebestrank und Tod besteht, hinweisend. Leider ist seine Tristanbearbeitung wie die Eilharts von Oberg nur in Bruchstücken auf uns gekommen. Heinrich Hertz hatte den Wert der Fragmente des Trouvère Thomas, der übrigens auch von Gottfried von Straßburg als eine seiner Quellen angegeben wird, ihrem vollen Werte nach erkannt und sie zu seiner prächtigen Neuschöpfung des Gottfriedschen Werkes (1877) benutzt. Eine ähnliche Neuschöpfung hat neuerdings der französische Schriftsteller Joseph Bédier versucht. Sein „Roman von Tristan und Isolde“ (H. Piazza & Comp., L'Edition de l'Art, Paris) hat allerdings die poetische Form fallen lassen und dafür die des Prosaromans oder besser vielleicht die des zu einer höheren Stufe erhobenen Volksbuchs angenommen. Seine Wiedergabe der Sage fußt auf den Fragmenten des Trouvères Thomas von Bretagne, auf der Dichtung des französischen Trouvères Béroul, sowie auf den Bruchstücken Eilharts und dem Torso Gottfrieds. Vorzüglich ist dem Bearbeiter die Einheitlichkeit des Tons und die Einkleidung in das Gewand einer alten Prosaerzählung gelungen. Der Glanz der farbenhellen und lebensfreudigen Darstellung Gottfrieds fehlt, dafür zeigt die Arbeit in ihrem schlichten, aber eindrucksvollen Vortrag nirgendwo einen Bruch oder die Spur der Zusammenschweißung verschiedenartiger Bestandteile. Der Leser fühlt sich unwillkürlich in die Tage der Vorzeit versetzt und dabei doch sofort von den ihm entgegentretenden Verhältnissen angeheimelt, so daß er willig den Worten des Erzählers folgt, sich immer mehr für das Schicksal des Helden und der Heldin des Romans erwärmend. Das Prosabuch enthält seiner Grundstimmung nach weit mehr künstlerische Elemente als manche in das schimmernde Gewand der Poesie gehüllte Erzählung, deren innerer Gehalt sich in der äußeren Einkleidung verflüchtigt hat, oder die, richtiger wohl, durch ihre gleißende Hülle Ersatz für den ihr mangelnden Gehalt zu bieten sucht. Wir können es daher nur mit Freude begrüßen, daß der Bédiersche Tristanroman eine kongeniale deutsche Bearbeitung durch Julius Zeitler erhalten hat, die, mit Bild- und Buchschmuck von der Hand des Münchener Malers Robert Engels versehen, in einer Prachtausgabe bei Hermann Seemann in Leipzig erschienen ist. Die künstlerischen Zuthaten des Illustrators verdienen in besonderer Weise unsre Aufmerksamkeit, weil es ihrem Urheber nach zwei Richtungen hin gelungen ist, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen: er führt

uns in den Geist der Zeit ein, dem die Dichtung ihre Entstehung verdankt, und wird zugleich der künstlerischen Stimmung gerecht, die als Grundnote den Tristanroman in allen seinen Fassungen durchklingt. Ueber seinen Bildern, mögen sie nun Figürliches oder Landschaftliches behandeln, liegt etwas von dem Leidvoll-Schwermütigen, wie es aus jeder Zeile des „traurigen Stücks von Tristan und Isolde" zu uns spricht, und dennoch fallen sie niemals nach dem Herben oder, was noch schlimmer sein würde, nach dem Weichlichen ab. Sie sind historisch, ohne archaistisch zu sein, und haben Nerv und Seele, um jedem Kunstempfinden, auch dem spezifischen unsrer Tage, zu genügen.

*

„Der Jugend unsrer Zeit, ganz gleich, auf welchem Gebiet sie thätig zu sein berufen sein wird, sollen diese Blätter gewidmet sein, wenn auch zunächst die Lösung eines bedeutsamen geographischen Problems den ersten Anstoß zur Herausgabe derselben gegeben hat." Mit diesen Worten kennzeichnet Georg von Neumeyer sein großes Werk „Auf zum Südpol", das soeben in vornehmer, gediegener Ausstattung unter Zugabe von fünf geographischen Karten und zwei Bildern des Verfassers erschienen ist (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin). Das Werk ist ein eigenartiges. Es zieht die Summe eines Menschenlebens, und zwar eines in unermüdlicher wissenschaftlicher Arbeit hingebrachten Menschenlebens, und besteht doch nur aus der Zusammenfassung einer Reihe von Vorträgen und Aufsätzen, mit welchen der gegenwärtige Leiter der Deutschen Seewarte seit Jahrzehnten für die Südpolerforschung eingetreten ist. Und doch spricht das Buch mit seinem einfachen Thatsachenmaterial beredter zu uns, als wenn der kundigste Meister der Vortragskunst seinen ganzen Fleiß auf die Abfassung desselben verwandt hätte. Wir werden durch seinen Inhalt mitten in die Ereignisse hineinversetzt und folgen dem Verfasser bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, da er als Assistent des Physikers Reindl in München und unter Führung Lamonts, des Leiters der dortigen Sternwarte, sich astronomischen und erdmagnetischen Studien widmete und dabei erkannte, daß zur Entwicklung erdmagnetischer Forschungen Untersuchungen der Südpolarregion unerläßlich seien. Damit war seinem Dasein ein festes Ziel gegeben, und mit einer eisernen Zähigkeit, wie sie selten wohl von einem Mann der Studierstube entwickelt worden ist, bot er alles auf, dieses Ziel zu erreichen. Er ging in die Welt hinaus und wurde einfacher Seemann, gründete mit hochherziger Unterstützung König Maximilians II. von Bayern in Melbourne in Australien ein Observatorium und wurde nach seiner Rückkehr nach Deutschland ein Agitator, der durch Aufsätze, Denkschriften, Reden auf Naturforscher- und Geographentagen unermüdlich thätig war, bis er endlich, hochbetagt, es erleben durfte, daß die wesentlich als sein Werk zu betrachtende erste deutsche Südpolexpedition die Anker lichtete. Was geschehen mußte, bis es hierzu kommen sollte, welche Summe von Arbeit zu leisten und welche Hindernisse zu überwinden waren, das alles erfahren wir aus dem Inhalte der von Neumeyer in seinem Werke zusammengestellten Vorträge und Aufsätze, und wir erfahren es so lebensfrisch und eindringlich, als ob wir über ein halbes Jahrhundert lang die Lebensgenossen und Vertrauten des großen Forschers gewesen wären. Sein Buch ist im vollsten Sinne des Wortes eine „Dokumentensammlung", das Urkundenmaterial eines hochbedeutenden und wichtigen Lebensprozesses, dessen Verlauf wir in allen seinen Phasen vor unsern Augen sich abspielen sehen, und über dessen Schlußergebnis uns kein Zweifel bleiben kann. Wenn der Verfasser die Hoffnung ausspricht, daß es ihm vergönnt sein möge, es noch zu erleben, daß deutscher Forschergeist sich auch im hohen Süden bewähren und Erfolge von epochemachendem Werte erringen möge, so darf er sich darauf verlassen, daß es unter seinen Lesern keinen giebt, der diese Hoffnung nicht mit ihm teilt.

* * *

Ueber Arnold Böcklin, den am 16. Januar dieses Jahres dahingeschiedenen Meister, ist zu seinen Lebzeiten und gleich nach seinem Tode so viel geschrieben worden, daß man meinen könnte, die Kenntnis seines Wesens sei nun abgeschlossen, aber dem ist nicht so, wie ein eben erschienenes Werk uns belehrt: „Zehn Jahre mit Böcklin" von Gustav Floerke (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann). Neu im strengsten Sinne sind die darin enthaltenen Aufzeichnungen allerdings nicht, denn sie datieren ein bis zwei Jahrzehnte zurück, und ihr Verfasser ist seinem berühmten Freunde um etliche Jahre vorangegangen, aber sie gelangen erst jetzt an die Oeffentlichkeit und können auch darum neu genannt werden, weil sie vieles bisher Unbekannte bringen. Gustav Floerke, in Rostock geboren, also ein engerer Landsmann Adolf Wilbrandts, ist nicht zu so hohem litterarischen Ansehen gelangt wie dieser, aber in seinen feinsinnigen Novellen und seinen geistreichen Essays enthüllt sich doch eine echte Künstlerseele. In Florenz trat er 1881 mit Böcklin in persönlichen Verkehr, der sich in Zürich und München fortsetzte, wo der Maler den Schriftsteller wiederholt besuchte. Das Bemerkenswerte aus diesem Umgange scheint Floerke stets unter dem frischen Eindrucke niedergeschrieben zu haben, und hinzu fügte er eigne Gedankensprünge, wie sie ihm eben kamen. Er selbst bezeichnete in einer Notiz die Aufzeichnungen als „eine bunte, niemals nachgelesene Reihe von Einfällen und Studien", und so entbehren sie des Zusammenhanges und der Durcharbeitung, doch hat der Herausgeber Hans Floerke sie nach ihrem Inhalt in verschiedene Gruppen gesondert. Welche Fülle von klugen Gedanken, geistreichen Bemerkungen aber läßt sich aus diesem krausen Geranke herauslösen, und wie viel Neues erfahren wir zur Charakteristik des Meisters wie zu seinem äußeren Leben. Beispielsweise hören wir, daß die junge Römerin, die Böcklin heimführte, keineswegs ein armes Mädchen war, sondern vielmehr eine wohlhabende Erbin, denn sie besaß eine Mitgift von 40000 Scudi (etwa 170000 Mark), nur konnte die junge Frau die Summe von der Anstalt, in welcher sie aufgezogen war — ihre Eltern waren an der Cholera gestorben — nicht zurückerhalten, und als der Gatte drängte, erhielt er den Wink, schleunigst Rom zu verlassen, sonst dürfte er Uebles erfahren. Dergleichen war im damaligen Rom wohl möglich. Floerke bestätigt, was inzwischen auch anderwärts bekannt geworden, daß Graf Schack dem Künstler gegenüber keineswegs der großherzige Mäcen war, für den er lange gegolten hat, daß er vielmehr die Preise drückte und

gar den armen Maler in Verlegenheit brachte, indem er bestellte Gemälde, auf deren Ertrag Böcklin sicher gerechnet hatte, nicht abnahm. Die Gegner fanden das nur natürlich solchen „unmöglichen Schmierereien“ gegenüber. An der Spitze solcher „guten Freunde“ stand Piloty, der seine Schüler sogar vor dem Umgang mit Böcklin warnte, denn was der predige, sei der Ruin der Kunst.

Beinahe wäre Böcklin, nachdem er Weimar verlassen hatte, Direktor der Stuttgarter Kunstschule geworden. In betreff der Jahreszahl, 1862, irrt Floerke sicherlich, denn Lübke, der damals mit zu seinen Fürsprechern gehörte, kam erst 1866 nach der schwäbischen Residenz, als König Karl schon seit zwei Jahren an der Regierung war, also muß, was von der dem Künstler günstig gesinnten Königin gesagt wird, auf die Königin Olga bezogen werden. Rustige, der Inspektor der Königlichen Galerie, damals schon den Sechzig nahe, wies Böcklin väterlich auf die diplomatische Vorsicht hin, die sein Amt erfordern würde, dem Intriguenspiel aber fühlte der aufrechte Schweizer sich nicht gewachsen, und so verzichtete er schon nach vierzehntägiger Probezeit auf die Stellung.

Ueber die Art, wie Böcklin zu arbeiten pflegte, sagt Floerke: Wie ein Ringer, voll allseitig gespannter Aufmerksamkeit, Kraft und Klugheit, packte er seine Aufgabe, jeden blitzschnell gefühlten, neu entstehenden Vorteil nach Möglichkeit ausnutzend. Wie der Bildhauer, schon wenn er das Gerüst zusammenbiege, ganz genau wisse, was er wolle, ebenso Böcklin, wenn er vor die Leinwand trete; merke er in der praktischen Arbeit, daß er sich verrechnet habe, dann weg damit. Ueber seine Malweise äußerte Böcklin einmal: „Es kommt darauf an, daß die Nachbartöne einen wesentlichen Ton nicht schwächen, sondern stärken, so kräftig wie möglich machen. Die Skala unsrer Palette ist kurz, aber sie kann, mit solchem Bewußtsein beherrscht, das scheinbar Unmögliche an Licht und Raum schaffen.“ Und als auf die Frage, was ein Bild sei, die Antwort gegeben wurde: der möglichst knappe Ausdruck einer rein malerischen Anschauung samt allen sich anschließenden Ideenassociationen, ergänzte der Meister: „Dann muß es noch eine geschlossene dekorative Wirkung üben; es muß nicht nur eine Empfindung ausdrücken, sondern auch etwas Prachtvolles sein, das Schönste, Herrschende in dem Raum, in den es kommt.“ Auch über die Empfänglichkeit Böcklins für ganz unscheinbare Dinge, an denen andre achtlos vorübergehen, giebt Floerke einige anmutige Belege. Von einem Gange durch den Münchener Hofgarten zur Winterszeit blieb dem Künstler ein einziges chromgelbes Blättchen auf fast weißem Hintergrunde unverrückbar im Gedächtnis, und als er seine Meermenschen mit dem Seehund malte, da tauchte ihm eine Knabenerinnerung auf: „Der Seehund, o, der wird ganz schön apfelartig. Ich habe mal als Schuljunge so einen Tornister gehabt, der steht mir ganz vergnügt und lebendig vor Augen.“ Und ein andermal: „Wenn ich das Wasser male, dann kommt mir allerlei, so Spielereien, von denen ich nicht mehr weiß, wann ich sie gesehen habe, die mir aber geblieben sind.“ Entschieden verwirft Böcklin das Studienmalen der angehenden Künstler, das er verboten wissen will, und wenig Respekt hat er auch vor dem Malen nach dem Modell: „Das ist mir ein schöner Künstler, Schöpfer! Wenn er einen kleinen Finger malen will, muß er warten, bis die Lina Zeit hat.“ Ebenso ketzerisch denkt er über das Porträtmalen mit ungezählten Sitzungen: „Das kann ja nur ein gemalter Steckbrief werden, in dem alles steht, was gleichgültig ist.“ Er zeichnete Gottfried Keller, nachdenklich vor einem Glas mit Blumen sitzend. „Aber man sieht nie Blumen bei Keller,“ wird eingewendet. „Macht nichts,“ lautet die Antwort, „dann sind das seine Gedichte.“

Recht herbe Urteile fällte Böcklin über manche Kollegen seiner Zunft alter wie neuer Zeit. Signorelli erscheint ihm völlig talentlos, was er in derbsten Worten ausdrückt, Menzel deucht ihm vorstellungslos im künstlerischen, wenn auch nicht im kulturgeschichtlichen Sinne: „Er sieht und erfaßt nur die Oberfläche, die ihm zugewandte Seite der Dinge, die er geistreich abzeichnet.“ Leibl erregt sein Lachen, weil er drei Jahre in einer Dorfkirche gesessen, um drei alte Weiber zu malen, auch eine Haube, die zu sticken viel leichter gewesen wäre. „Muß das ein langweiliger, denkfauler Kerl sein!“ Wir sehen aus diesen Bemerkungen, daß auch Böcklin nicht frei von jener Einseitigkeit war, die er andern vorwirft, und vor allem bleibt zu erwägen, daß nicht jede burschikos im Gespräch hingeworfene, vielleicht in augenblicklicher Aufwallung gethane Aeußerung als abschließendes Urteil aufzufassen ist.

Zum Schluß noch einige heitere Anekdötchen aus dem Leben Böcklins. Während seines römischen Aufenthaltes eines Tages mit seiner jungen Frau vor den Thoren spazieren gehend, sieht er, ihr vorausschreitend, durch die die Straße einzäunende Hecke unten im Hohlweg zwei Banditen im Anschlage liegen. Vorsichtig schleicht er zu der Gattin zurück: „Komm mal her, so was hast du noch nicht gesehen.“ Und die beiden betrachten durch die Hecke die Herren Räuber, um dann freilich ihnen vorsichtig aus dem Wege zu gehen. Einmal, in Florenz, brauchte Böcklin zu seinen Studien Tauben, und er ging auf den Markt, zwei der munteren Tierchen zu kaufen, die der Händler ihm aufheben solle, bis er sie abhole. Als er wiederkam, überreichte der höfliche Geschäftsmann sie ihm sauber gerupft. Und wie Gelehrte sich manchmal in der Künstlerseele irren können, beweist folgender Vorfall: Böcklin führt einen Professor durch seinen Garten spazieren, und indem er seinen Zigarrenstummel in ein Loch wirft, sagt er launig: „Das ist meine Tabakspflanzung.“ Worauf der andre: „So geht das nicht; da müssen Sie Samen einlegen, wenn Sie Tabakspflanzen haben wollen.“

Auch aus dieser flüchtigen Skizze läßt sich ersehen, daß das Buch, dem eine größere Anzahl Abbildungen beigegeben ist, des Unterhaltsamen viel enthält. In erster Linie wendet es sich wohl an die Künstler und Aesthetiker von Fach, aber auch dem kunstfrohen Laien giebt es reiche Anregung. Und neben die ragende Gestalt des Meisters stellt sich dem Leser gefällig das Bild seines Freundes, der dem Ruhmeskranz des Größeren manche schöne Blüte hinzugefügt hat.

Fr. Colberg.



Aufn. von B. Hennefeller, Aachen.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Aachen.



Phot.-Verlag von G. Hausler, Stuttgart

Der Rathausneubau in Stuttgart.

Denkmäler.

Das Denkmal Kaiser Wilhelms I. in Aachen, das am 18. Oktober enthüllt wurde, zeigt auf schlankem Sockel den alten Kaiser in Helm und Mantel, auf ruhig haltendem Pferde in die Ferne schauend, ganz so, wie ihn Millionen deutscher Soldaten in Krieg und Frieden oft beobachtet haben. Vorder- und Rückseite des aus Fichtelberger Granit hergestellten Sockels tragen den Namen und die Widmung, die beiden Langsseiten zieren zwei nach vorn durch Brunnenmotive wirksam abgeschlossene Bronzegruppen, rechts „der Krieg den Frieden beschützend", links „Aquisgrana, die Hüterin der alten Reichskleinodien, dem siegreichen Kaiser den Lorbeer reichend". Bei 10 Metern Gesamthöhe beträgt die Breite 13 Meter, die Tiefe 9,30 Meter. Die Kosten von 250000 Mark sind durch freiwillige Beiträge der Aachener Bürger aufgebracht. Das Werk des Professors Schaper in Berlin ist in seiner schlichten, naturwahren Einfachheit der Umgebung vorzüglich angepaßt; einen recht wirksamen Hintergrund bildet das Stadttheater, noch aus der Schinkelperiode stammend, aber jetzt für 600000 Mark im Innern vollständig umgebaut und durch einen mächtigen Aufbau dicht hinter der Säulenvorhalle mit den hochragenden Fassadenbauten der Umgebung in Einklang gebracht. J. L. H.

— Dem Tiermaler und Jagdschriftsteller Guido Hammer, der am 27. Januar 1898 in seiner Vaterstadt Dresden verstarb, ist auf der Dresdener Heide ein Denkmal errichtet worden, das wir auf der folgenden Seite abbilden. Es besteht aus einem mächtigen Granitblock mit dem von Ockelmann modellierten, in Bronze gegossenen Medaillonbild des Verewigten. Die Umschrift lautet: „Dem trefflichen Schilderer des deutschen Waldes, dem Maler Guido Hammer gewidmet. Geboren 1821, gestorben 1898."

— Der Jubiläumsbrunnen in Elberfeld, den wir unsern Lesern in einer Abbildung vorführen, ist von dem Bildhauer Leo Müsch nach dem Vorbild des herrlichen Neptunbrunnens auf dem Domplatz in Trient entworfen und ausgeführt. Der kraftstrotzende Centaur in der Mitte, die Meernymphe auf dem Seelöwen zur Rechten und die zur Linken auf dem Seepferd sind lebensvolle Gestalten, als Wasserspeier charakterisieren sie die Muscheln der weiblichen Gestalten und das phantastische Gefäß des Centauren. Verdeckt ist auf unsrer Abbildung eine zweite Centaurengestalt. Der architektonische Aufbau ist überaus wirkungsvoll. Auf den vorspringenden Konsolen spielen liebliche Putten, auf Meerungeheuern reitend, sie wechseln mit Tritonen ab, die aus Muscheln mächtige Wasserstrahlen ausspeien. Den Aufbau krönt ein etwa 3 Meter großer Neptun mit dem Dreizack, zu Füßen der Kolossalfigur spielen Delphine. An der Seite des Brunnens sind Cartouchen angebracht mit originell gehaltenen wasserspeienden Köpfen. Zwei dieser Köpfe zeigen Porträtähnlichkeit mit Männern, die sich um das Zustandekommen des Brunnens besondere Verdienste erworben haben. Leider hat die lebensfrohe künstlerische Schöpfung, deren Vorbild in Trient ebenso wie zahllose andre Figuren dieser Art in Italien seit Jahrhunderten die Freude der Beschauer bilden, eine nicht genug zu bedauernde Verstümmelung erfahren. Das Verständnis für die Kunst, die Freude an ihren Schöpfungen ist eben bei uns noch lange nicht so Gemeingut wie bei den Italienern.

Aufn. von Hofphot. Bieber, Berlin.

Georg von Siemens †.

— Das Denkmal Kaiser Friedrichs in Breslau von Adolf Brütt wurde am 26. Oktober in Anwesenheit des Kronprinzen enthüllt. Nach Musik- und Gesangsvorträgen hielt der Herzog von Ratibor die Festrede.

— Dem einstigen Oberbürgermeister von Dresden, Geheimem Rat Dr. Stübel, ist daselbst ein Denkmal in Gestalt eines Brunnens errichtet worden. Ein Werk des Architekten Alfred Hauschild und des Bildhauers Hans Hartmann-Maclean, zeigt der Brunnen die Formen des Dresdener Barockstils. Das große Becken hat einen dreieckigen Grundriß mit geschwungenen Umrißlinien. In den drei Ecken bilden niedere Aufbauten mit Voluten die Sockel für die Figuren, Nixen und Tritonen. In der Mitte erhebt sich aus dem dreiseitigen Unterbau eine dreikantige skulptierte Säule, die von einer Kindergruppe gekrönt wird. Die breite Seite des Mittelstückes nach der Grunaer Straße zu weist die Inschrift auf: „Zum Gedächtnis an Dr. Alfred Stübel, Oberbürger-



Deutsche Heilstätte in Davos.



Erinnerungsplakette an die Pariser Weltausstellung.
Von Prof. Stefan Schwartz.

meister von Dresden, 28. April 1877 bis 5. August 1895." Darüber befindet sich das wohlgetroffene vergoldete Reliefbildnis des Gefeierten in einem Rokokorahmen mit Mauerkrone, darunter eines der drei kleineren Wasserbecken, aus denen das Wasser in das große Becken herabfällt. Die beiden andern Seiten des Mittelstückes weisen Nischen mit aufrecht stehenden Delphinen auf; die abschließenden geschwungenen Gebälkstücke darüber sind von weiblichen Köpfen bekrönt.

— Die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, die Johann Strauß zum Erben seines bedeutenden Vermögens eingesetzt hatte, beschloß, das Andenken des berühmten Komponisten durch Errichtung eines künstlerisch ausgeführten Denkmals auf der von der Gemeinde Wien gewidmeten Gruft zu ehren. Der Bildhauer Johannes Benk, der Schöpfer der herrlichen „Klytia" im Burgtheater, welcher mit dieser Aufgabe betraut wurde, hat in zweijähriger Arbeit ein reizvolles Werk von echt wienerischer Eigenart geschaffen, das dem „Komponistenwinkel" des Wiener Zentralfriedhofes zur dauernden Zierde gereichen wird. Unmittelbar neben den Gräbern Schuberts und Brahms erblickt man das aus reinstem Laaser Marmor gemeißelte, fast 4 Meter hohe Strauß-Denkmal, das am 24. Oktober feierlich enthüllt wurde. An einer aufragenden Felswand lehnt eine prächtige Frauengestalt, eine schöne Wienerin, deren faltenreiche Gewandung das aus einer Quelle sprudelnde Wasser benetzt, das schleierartig den Namen Johann Strauß und die Jahreszahlen 1825 und 1899 überflutet. Dieses „Donauweibchen", das an Strauß' weltberühmten Walzer „An der schönen blauen Donau" erinnern soll, blickt wehmütig auf eine Laute, deren Saiten ihre Finger berühren. Die von einem Delphin umrahmte Laute ist die Nachbildung eines im Museum der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien verwahrten alten Instruments. Das oben in den Felsen gemeißelte sprechend getroffene Reliefporträt des Meisters umgeben reizend ausgeführte musizierende Kindergestalten, die Tanz, Gesang und Instrumentalmusik versinnlichen sollen.

Neue Bauten.

Der hintere Teil des neuen Rathauses in Stuttgart, das nach den Plänen der Berliner Architekten Vollmer und H. Jassoy unter der Leitung des letzteren ausgeführt wird, ist nach zweiundeinhalbjähriger Bauzeit kürzlich der Benutzung übergeben worden. Mit dem Abbruch des alten Rathauses, auf dessen Platz der Vorderbau mit der Hauptfront errichtet werden soll, ist bereits begonnen worden. Nach seiner Vollendung wird das Rathaus in Stuttgart zu den schönsten Monumentalbauten in Deutschland zählen.



Dr. Leopold Kayssler †.

— Die neu errichtete Deutsche Heilstätte in Davos ist dazu bestimmt, minderbemittelte deutsche Lungenkranke und vor allem solche Kranke aufzunehmen, welche nicht in der Lage sind, eine mehrmonatige Kur in einer der kostspieligeren Anstalten zu bestreiten, und für welche andrerseits in den Volksheilstätten nicht der Platz ist. Die Anstalt steht unter dem Ehrenvorsitz des deutschen Gesandten in Bern, Excellenz Dr. A. v. Bülow und des bayrischen Ministerresidenten in Bern, Graf Ed. Montgelas, sowie unter dem Vorsitz des deutschen Vizekonsuls in Davos, Burchard, mit welchem die in Davos wohnenden deutschen Herren Hotelbesitzer Gelbke, Amtshauptmann Hempel, Hofrat Mühlhäusser, Dr. med. Peters und Ingenieur Wetzel den Vorstand bilden. Als Chefarzt ist der Stabsarzt a. D. Brecke berufen, welcher mehrere Jahre die Volksheilstätte Grabowsee geleitet hat. Die Baupläne sind von



Das Guido Hammer-Denkmal in der Dresdener Heide.



Die neuerbaute St. Antoniuskirche in Wien.

dem deutschen Ingenieur Wetzel in Davos entworfen und ausgeführt. Es sind zunächst 80 Betten vorgesehen, von welchen 40 für männliche und 40 für weibliche Kranke in zwei besonderen, durch einen Mittelbau verbundenen Pavillons untergebracht sind. Die Anstalt liegt etwas von den Davoser Kurorten entfernt bei der Bahnstation Wolfgang, durch Berge und alten Nadelholzbestand geschützt, nach Süden frei mit schönem Ausblick auf den Davoser See und den Kurort.



Die Villa Garda in Arco.

Totenschau.

Dr. Georg von Siemens, bis vor kurzem Direktor der Deutschen Bank, † am 24. Oktober zu Berlin am Magenkrebs. Er war mit der berühmten Elektrikerfamilie nah verwandt, sein Vater war der Vetter der drei Brüder Werner, Wilhelm Karl und Friedrich. Am 21. Oktober 1839 zu Torgau geboren, widmete sich Georg Siemens dem preußischen Justizdienst, bis er 1870 zum Direktor der Deutschen Bank ernannt wurde. Seit 1874 gehörte er wiederholt dem preußischen Abgeordnetenhaus und dem Deutschen Reichstag an, zuerst als Mitglied der nationalliberalen, seit 1884 der deutschfreisinnigen Partei; seit 1898 vertrat er den Wahlkreis Schweinitz-Wittenberg im Reichstag als Mitglied der freisinnigen Vereinigung. Seit 1880 war er Mitglied des Aeltestenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft. Als Miquel das preußische Finanzministerium niederlegte, wurde Georg von Siemens vielfach als dessen berufener Nachfolger bezeichnet. Seitdem das Projekt einer kleinasiatischen Ueberlandbahn feste Gestalt gewonnen hatte, war Georg von Siemens, der als Direktor der Berliner Deutschen Bank die finanzielle Fundierung des gewaltigen Unternehmens in seine Hand genommen hatte, im Deutschen Reich und weit darüber hinaus eine bekannte Persönlichkeit geworden. Indem der Deutsche Kaiser ihm den Adel verlieh, ehrte er seine großen Verdienste als Wegweiser deutschen Unternehmungsgeistes, und mit dem Namen der Bagdadbahn, mag sie nun früher oder später aus einem kühnen Gedanken zur Wirklichkeit werden, wird der Name Siemens stets verknüpft bleiben.

— In dem am 29. Oktober in Berlin verstorbenen Dr. Leopold Kayßler hat die Berliner Journalistik einen ihrer Senioren, die deutsche Publizistik einen ihrer vornehmsten Vertreter verloren, dessen Name mit der großen Zeit von 1870 und 1871 eng verbunden ist. Am 26. April 1828 in Breslau geboren, hatte er dort Jura und Philosophie studiert. Er wandte sich aber bald der journalistischen Laufbahn in Berlin zu, wo er anfangs als Parlamentsberichterstatter thätig war. Um die Mitte der fünfziger Jahre trat er in die Redaktion der Spenerschen Zeitung, des Leibblattes des späteren Kaisers Wilhelm I., ein, und hier fiel ihm neben der Bearbeitung der auswärtigen Politik besonders die Theaterkritik zu. Zwischendurch fand er noch die Zeit, seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen, und zu Anfang der sechziger Jahre erwarb er sich den Doktortitel mit einer Abhandlung über den russischen Accent. Er war der erste deutsche Publizist, der die russische Sprache in Wort und Schrift vollständig beherrschte, und dieser Fähigkeit verdanken wir einige meisterhafte Uebersetzungen aus seiner Feder, von denen besonders der Roman „Tausend Seelen“ von Pisemski und die Novelle „Die Uhr“ von Turgenjew hervorzuheben sind. Als der Krieg von 1870 ausbrach und der Berliner Polizeipräsident an den Verein „Berliner Presse“ das Ansuchen stellte, einen gemeinsamen Berichterstatter zu wählen, der dem königlichen Hauptquartier beigegeben werden sollte, fiel die Wahl auf Kayßler. Seine Berichte sind damals in den meisten deutschen Zeitungen abgedruckt



Der Marmorsarkophag des Königs Friedrich I. von Dänemark im Dom zu Schleswig.



Phot. Elliot & Fry, London
Lillian Henschel †.

worden. Von dauerndem Wert ist darunter Kanzlers Schilderung der Schlacht von Sedan, die treueste und anschaulichste, die damals von deutscher Seite in die Oeffentlichkeit kam. Am 10. November hatte er in Orleans das Mißgeschick, in französische Gefangenschaft zu geraten. Nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen wurde er nach Pau gebracht, wo er in einem Hospital in milder Haft gehalten wurde. Nach dem Friedensschluß in Freiheit gesetzt, kehrte er nach Berlin zurück, wo ihm Kaiser Wilhelm das Eiserne Kreuz am weißen Bande verlieh. 1872 übertrug ihm die freikonservative und deutsche Reichspartei die Leitung des „Deutschen Wochenblatt", und im April 1874 stellten ihn dieselben Parteien, deren Vertrauen er sich in vollem Maße erworben, an die Spitze der von ihnen angekauften „Post", die er bis Ende 1893 mit glänzendem Erfolge geleitet hat. Schon im ersten Jahre seiner Redaktionsthätigkeit brachte er die „Post" zu hohem politischen Ansehen, zum Teil dadurch, daß Fürst Bismarck bisweilen seine Stimme darin vernehmen ließ. Da jetzt alle Nächstbeteiligten tot sind, darf nunmehr auch die Wahrheit über den berühmten „Krieg-in-Sicht"-Artikel gesagt werden. Er ist auf Anregung des Fürsten Bismarck von Professor Konstantin Rößler geschrieben worden. H. K.

In London verschied am 5. November Lillian Henschel, die berühmte Konzertsängerin. Zu Columbus im Staate Ohio 1861 geboren — ihr Familienname lautete Bailey — vollendete sie ihre musikalische Ausbildung unter Pauline Viardot in Paris und unter Leitung des Komponisten und Gesanglehrers Georg Henschel in London, der später ihr Gatte wurde. Zunächst trat sie in London öffentlich auf, wurde jedoch Mitte der achtziger Jahre von ihrem Gatten in das deutsche Musikleben eingeführt. Ihre sorgfältig ausgebildete Technik und ihr poetisches Feingefühl, verbunden mit vornehmer Ausdrucksweise, sicherten ihr schnell große Erfolge.

— Mitten in der Vollkraft seines Schaffens, erst 49 Jahre alt, ist der Geschichts- und Genremaler Ernst Zimmermann, eine der anziehendsten Erscheinungen in der Münchener Künstlerschaft, am 14. November gestorben. Als Sohn des durch seine



Phot. A. Schlegel, Elberfeld.
Der Jubiläumsbrunnen in Elberfeld.



Elektrischer Schnellbahnwagen.

humoristischen Genrebilder populär gewordenen Reinhard Sebastian Zimmermann am 24. April 1852 in München geboren, hatte er seit 1868 seinen ersten Unterricht bei seinem Vater erhalten und war dann in die Kunstakademie eingetreten, wo er sich besonders an W. Diez anschloß, unter dessen Leitung er bis 1871 arbeitete. Seinen ersten großen Erfolg errang er auf der internationalen Münchener Kunstausstellung von 1879, wo zuerst die Schule von W. Diez mit imponierenden Leistungen neben die Piloty-Schule auf den Plan trat, mit dem zwölfjährigen Christus im Tempel. Weit entfernt von einem süßlichen Idealismus und einem theatralischen Pathos, hatte er die Scene mit warmer Innerlichkeit, echt menschlich, aber doch auch mit poetischer Wärme und mit schönheitsfreudiger Gestaltungskraft erfaßt, im Kolorit die Farbenpracht Tizians mit den Lichtreizen eines Correggio verbindend. Diese Vorzüge steigerte er noch in einer 1883 gemalten Anbetung der Hirten, und in der gleichen Richtung bewegten sich die zahlreichen, durch Tiefe und Schlichtheit der Empfindung ausgezeichneten religiösen Bilder seiner späteren Zeit: Christus und die Fischer, Christus Consolator, Christus erscheint dem Thomas, Joseph mit dem kleinen Jesus, Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und eine zweite Anbetung der Hirten, die wir zur Erinnerung an den Verstorbenen reproduzieren (s. die Kunstbeilage). Zimmermann hat auch ernste und humoristische Genrebilder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert und aus dem modernen Leben und reich komponierte Stillleben gemalt, in denen er sich ebenfalls als Meister vielseitiger Charakteristik und glänzenden Koloristen bewährt hat.

Prof. Ernst Zimmermann †



Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Breslau.



Der Stübel-Brunnen in Dresden.

Ausstellungen.

Den ersten Preis für den Entwurf der vom österreichischen Handelsministerium gewidmeten künstlerischen Plakette zur Erinnerung an die Beteiligung Oesterreichs an der vorjährigen Pariser Weltausstellung erhielt Professor Stefan Schwartz in Wien. Professor Schwartz, der an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums für Kunst und Industrie erfolgreich wirkt und als Medailleur und Kleinplastiker einen wohlbegründeten Ruf genießt, hat mit dieser in Gold, Silber und Bronze ausgeführten Plakette wieder ein Werk von hohem Kunstwert geschaffen. Eine weibliche Idealgestalt reicht den Lorbeer dem Arbeiter, der in seiner sehnigen Rechten den Hammer trägt, und dem eine kleine Pallas Athene haltenden Künstler. Außer diesen Figuren sind im Hintergrunde ein pflügender Bauer und rechts vom Ackerfeld eine Baumpflanzung als Zeichen der Land- und Forstwirtschaft zart angedeutet. In der Ecke liest man den Wahlspruch Kaiser Franz Josephs: „Viribus unitis“. Wie die modernen französischen Plaketten hat auch diese eine Rückseite, welche eine Abbildung des österreichischen Reichshauses auf der Pariser Weltausstellung und die

Widmung: „Oesterreich auf der Weltausstellung Paris 1900. Erinnerungszeichen des k. k. Handelsministeriums" aufweist.

Bildende Kunst.

Am 10. November erfolgte in Wien die feierliche Einweihung der St. Antoniuskirche durch Erzbischof Kardinal Dr. Gruscha. Diese neue imposante Kirche, die Raum für 3500 Personen bietet, liegt im Süden der Kaiserstadt im zehnten Bezirke (Favoriten) auf einer Anhöhe zwischen der Himberger- und Laxenburgerstraße. Der dem Dom von Padua und der Markuskirche von Venedig nachgebildete Bau mit seinen zwei 51 Meter hohen Glockentürmen und der über der Kreuzung sich erhebenden Kuppel, die von vier in lombardisch-venetianischer Bauweise ausgeführten und mit Helmen gekrönten Treppentürmen flankiert wird, bringt in das Stadtbild einen ganz neuen Zug. An den Absiden und an der Vorderfassade sind Nischen angebracht, die mit Bildern in Goldmosaik geziert werden sollen. In der Mitte des rund abgeschlossenen Presbyteriums steht auf erhöhtem Boden der Hochaltar, über dem sich ein von vier Säulen getragener Baldachin wölbt. Ueber dem Hochaltar sieht man das Kolossalbild des Erlösers, daran schließen sich Bilder aus der Lebensgeschichte Christi und Marias. In der Kuppel ist nach Führichschen Kartons der Triumphzug Christi dargestellt. Sämtliche Bilder sind auf Goldgrund gemalt. Die Pläne für das neue Gotteshaus stammen von Baurat Ritter von Neumann, während die malerische Ausschmückung des Innern von Maler Schönbrunner und Professor Worndle von Adelsfried herrührt. Den figuralen Teil haben Bildhauer Bernard und der jüngst verstorbene Professor Tull ausgeführt.

— Die neue katholische St. Elisabethkirche in Stuttgart, deren feierliche Einweihung jüngst erfolgte, ist vom Architekten J. Cades in freier Behandlung des romanischen Stiles erbaut worden. Die Gesamtlänge der Kirche beträgt 55 Meter, die Gesamtbreite im Querschiff 26,38 Meter, im Langhaus 19,38 Meter. Der Turm hat eine Höhe von [illegible] Metern. Insgesamt faßt die Kirche 2000 Personen. Bei der gesamten Behandlung des Aeußeren des Gebäudes wurde weniger auf dekorative Spielereien Bedacht genommen als auf die von der romanischen Backsteinarchitektur geforderte Massen- und Flächenwirkung.

Heer und Flotte.

Kaiser Wilhelm II. hat die Villa Garda in Arco, die er von dem Dresdener Rentier Hildebrand zum Geschenk erhielt, zu einem Genesungsheim für deutsche Offiziere bestimmt. Erst vor vier Jahren erbaut, liegt die Villa an jener prächtigen Straße, die von Arco nach der Nachbargemeinde Chiaramo führt, am Fuße des Romarzollo-Hügels. Es ist ein dreistöckiger Bau, auf der Südfront mit einem Mansardengeschoß, auf der Westseite mit einem Turm versehen, von dem man eine herrliche Aussicht genießt.

Grabmäler.

Der Dom zu Schleswig enthält neben dem berühmten Brüggemannschen Altar, einer Meisterschöpfung nordischer Holzschnitzerei des sechzehnten Jahrhunderts, auch ein Meisterwerk der Steinbildnerei der Renaissance: das Grabmal König Friedrichs I. von Dänemark (1481—1533). Seit seiner Aufstellung im Jahre 1555 hatte das Denkmal mannigfache Beschädigungen erlitten, die die Regierung schließlich bewogen haben, es in seiner ursprünglichen Schönheit wiederherstellen zu lassen. Mit der Ausführung der Arbeit wurde der Bildhauer Professor Walger in Berlin betraut, der die



Phot. Heydenhaus & Robert, Wien

Das Grabdenkmal für Johann Strauss auf dem Wiener Zentralfriedhof.

abgebrochenen Teilchen sorgsam ergänzt hat. Auch ist die alte Vergoldung wiederhergestellt worden, die erst die ursprüngliche Schönheit erkennen läßt. Unsre Abbildung zeigt nur den oberen Teil des Sarkophags, der für die Wiederherstellungsarbeiten von dem Unterbau abgenommen worden war: die liegende Gestalt des Königs mit zwei weiblichen, Wappen haltenden Figuren. Alle figürlichen Teile und die Wappen sind in weißem Alabaster ausgeführt. Das Haar des Königs und die Reliefornamente der prächtigen Rüstung sind vergoldet. Die Architektur des Unterbaues ist in schwarzem Marmor ausgeführt. Die untere Platte des Sarkophags wird von sechs herrlichen Idealgestalten gestützt (Glaube, Hoffnung, Liebe, Klugheit, Stärke und Gerechtigkeit). Das Grabmal ist auf Kosten des Sohnes des Königs, Christian III., und der Herzöge Adolf und Johann nach Angaben ihres Hofmalers Jakob Binck in Antwerpen bestellt und dort 1552 vollendet worden. Es ist also eine Schöpfung der damals hochentwickelten flandrischen Bildhauerkunst, die durch die Verwendung verschiedenfarbiger Gesteinsarten starke malerische Wirkungen zu erzielen suchte. In seinem reichen Aufbau steht das Grabmal im skandinavischen Norden vereinzelt da.

Industrie, Handel und Verkehr.

Schon früher haben wir auf die Versuchsfahrten der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen hingewiesen, die mit eigens erbauten Wagen auf der 23 Kilometer langen Militärbahn Berlin-Zossen stattfinden. Ein solcher Wagen — wir bringen die Abbildung des von Siemens & Halske, A.-G., erbauten — sieht äußerlich den großen D-Zugwagen ähnlich. Der 22 Meter lange Wagenkasten, der 50 Personen faßt, ruht auf zwei dreiachsigen Drehgestellen, deren Räder einen Durchmesser von 1250 Millimetern haben. Das Gewicht des gesamten Fahrzeugs beträgt infolge der Anbringung von Motoren, Anlassern, Widerständen und Leitungen 95000 Kilogramm. Die Zuleitung des Arbeitsstromes geschieht durch eine aus drei Drähten bestehenden Hartkupferleitung. Als Stromart, die sich allein für die in Betracht kommenden Entfernungen eignete, wurde Drehstrom gewählt. Er hat eine Spannung von etwa 10000 Volt. Die Leitung ist seitlich gestützt auf hölzerne Stangen in einer Entfernung von je 35 Metern. Die drei Drähte liegen senkrecht übereinander und haben einen gegenseitigen Abstand von einem Meter; sie sind doppelt isoliert. Für die Konstruktion des Fahrzeuges selber wurde eine Geschwindigkeit von 200 Kilometer in der Stunde angenommen, das heißt eine doppelt so große Geschwindigkeit als die der bisherigen raschesten Schnellzüge; von ihr uns jetzt schon eine faßbare Vorstellung zu machen, dazu fehlt vorläufig jeder Anhalt. Um für die Stirnflächen des Wagens, zur Besiegung des Luftwiderstandes, eine möglichst günstige Form zu finden, hat die Firma Siemens & Halske interessante Versuche mit mannigfach gestalteten Windflügeln gemacht. Als besonders zweckmäßig stellte sich eine parabolische Zuspitzung des Wagenkastens heraus, wie sie auf unserm Bilde deutlich zu erkennen ist. Die Leistung der Motoren, die zur Ueberwindung des vollen Fahrtwiderstandes nötig ist, dürfte 1000 Pferdestärken betragen, während zum möglichst raschen Anziehen die dreifache Leistung gebraucht wird. Demnach wurde den Motoren eine Gesamtleistung von 3000 Pferdestärken gegeben.

Tonkunst.

Eine Anzahl Briefe Verdis werden in kurzem in Bologna veröffentlicht werden. Sie wurden vor 30 Jahren an den Dichter Ghislanzoni geschrieben und beziehen sich auf das Libretto der „Aida“, mit dem Ghislanzoni damals beschäftigt war.

— Die erste Aufführung des geistlichen Festspiels „Die heilige Elisabeth“ von Domkapitular H. Fidelis Müller in Fulda fand am 30. Oktober mit großem Erfolg zu Köln statt.

— Das Kaim-Orchester, das sich auch im Auslande einen rühmlichen Namen errungen hat, wurde zu einer Kunstreise in Spanien und Portugal eingeladen, die im Frühjahr 1903 ausgeführt werden soll.

— Mascagnis neue Oper „William Ratcliff“ erlebte in Rom am 2. November die erste Aufführung. Mascagni dirigierte, vier der Mitwirkenden waren Sänger allerersten Ranges. Der äußere Erfolg war ungemein glänzend.

Kultur und Wissenschaft.

Ein prachtvoller römischer Mosaikboden ist gelegentlich der Kanalisationsarbeiten in Trier gehoben worden. Er hat bei ungefähr 10 Quadratmeter Fläche die Form eines Rechteckes. Die vier Ecken sind mit weiblichen Figuren, die vier Jahreszeiten darstellend, geschmückt. Im Mittelpunkt des Mosaiks befindet sich eine männliche Figur, auf einem Tiger sitzend.

— Das Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin ist seiner Bestimmung übergeben worden. Mit der Eröffnung war die Uebergabe des Schaperschen Marmorstandbildes der Königin Luise, mit dem Prinzen Wilhelm auf dem Arm, verbunden.

Schenkungen.

Die hervorragende Konchyliensammlung des unlängst verstorbenen Rentners Köbecke ist durch Schenkung seitens der Witwe in den Besitz der Stadt Düsseldorf gelangt.

— Der russische Graf A. A. Bobrinski hat seine reichhaltige archäologische Sammlung dem Kiewschen Museum geschenkt. Die Sammlung des Grafen besteht aus vier Abteilungen und enthält außer skythischen Altertümern, deren das Kiewsche Museum bereits viele besitzt, Gegenstände aus der Steinzeit, der Eisenzeit und aus der Zeit der Völkerwanderung.



Aufn. von C. Kehler Nachf., Stuttgart.

Die neue St. Elisabethkirche in Stuttgart.

Für müssige Stunden.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VII.

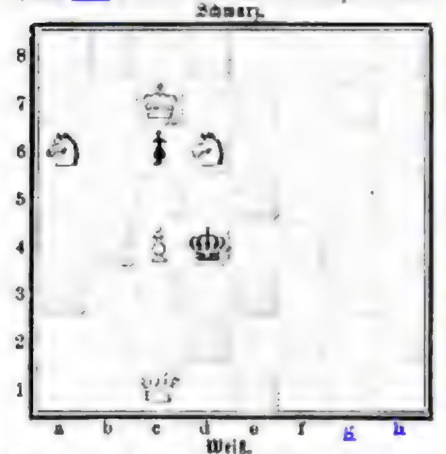
Von M. Havel in Prag.
(„Bohemia".)



Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe VIII.

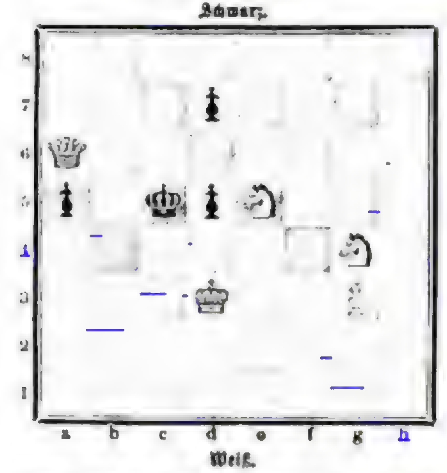
Von Dr. E. Hallgren in Göteborg.
In einem schwedischen Problemturnier im Jahre 1900 preisgekrönt.
(Aus „370 utvalda svenska Schackproblem".)



Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe IX.

Von C. Dahl in Kopenhagen.
(„Nationaltidende".)



Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IV:

W. 1. Dh6–d6
S. 1. f5–f4
W. 2. Dd6×d5+
S. 2. Kf3–g4, Le2–e4
W. 3. f2–f3, Dd5–h5 matt.

A.
S. 1. Kf3–g4
W. 2. Lf1–e2+
S. 2. Kg4–g5 (h3, h4)
W. 3. f2–f4 (Dd6–g3) matt.

B.
S. 1. Kf3–e4
W. 2. Lf1–g2+
S. 2. Ke4–d3
W. 3. Dd6–a6 matt.

C.
S. 1. bel. anders
W. 2. Dd6–g3+
S. 2. Kf3–e4
W. 3. Lf1–g2 matt.

Auflösung der Aufgabe V:

W. 1. Db7–e7
S. 1. Lh8×f6 (–g7, Th5–g5)
W. 2. Sb6–d6
S. 2. e5×d4 od. bel.
W. 3. Sd6–c4, Td4–d3 matt.

A.
S. 1. e5×d4
W. 2. Lc4–f5+
S. 2. Ke3–d2, f3
W. 3. De7–e1, e4 (auch e2) matt.

B.
S. 1. Th5–f5+
W. 2. Lc4×f5
S. 2. beliebig.
W. 3. Td4–d3 (De7×e4) matt.

C.
S. 1. Th5–h3, h2
W. 2. Td4–d3+
S. 2. Ke3×e4
W. 3. De7–h7 matt.

Auflösung der Aufgabe VI:

W. 1. Db1–b7
S. 1. Kf4–g3
W. 2. Db7–c7 matt.

A.
W. 1. Kf4–e4, g4–g3
W. 2. Db7–b4 matt.

B.
S. 1. c6–c5
W. 2. Sg1–e2 matt.

Partie Nr. I.

Gespielt zu Berlin am 28. Juni 1901.

Königsläufergambit.

Weiß: E. Schallopp. — Schwarz: W. Kunze.

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	e2–e4	e7–e5	20.	Kg1–h1	Ta8–b8
2.	f2–f4	e5×f4	21.	b2–b4	Lc5–b6
3.	Lf1–c4	Sg8–f6[1]	22.	Se2–g3	Tb8–e8
4.	e4–e5	d7–d5	23.	Sg3×e4	Lg6×e4
5.	Lc4–b3	Sf6–e4	24.	Lf4–g5	Dd8–d7[5]
6.	Sg1–f3	Lf8–e7	25.	De3–g3	Kg8–h8?[6]
7.	0–0	Sb8–c6	26.	Tf1–f6!	Le4–g6
8.	Sb1–c3	Lc8–e6[2]	27.	Tf6–d6	Dd7–b7[7]
9.	d2–d4	0–0[3]	28.	Sd4–e2	Tf8–e8
10.	Lc1×f4	Sc6–a5	29.	Se2–f4	Lb6–c7
11.	Dd1–e1	Sa5×b3	30.	Td6×d5	Lg6–e4
12.	a2×b3	Le7–b4	31.	Td5–d7	Te8×e5
13.	De1–e3	Le6–f5	32.	Td7×f7[8]	Te8–e4[9]
14.	Sc3–e2	b7–b6	33.	Lg5–f6!!	Le4×g2+[10]
15.	c2–c3?[4]	Lb4–e7	34.	Sf4×g2[11]	Db7×g2+[12]
16.	b3–b4	c7–c5	35.	Dg3×g2	Te5–e1+
17.	b4×c5	b6×c5	36.	Ta1×e1	Te8×e1+
18.	d4×c5	Le7×c5	37.	Dg2–g1	Te1×g1+
19.	Sf3–d4	Lf5–g6	38.	Kh1×g1	Lc7–b6+
			39.	Lf6–d4	Aufgegeben.

[1] Eine weniger gebräuchliche, aber keineswegs fehlerhafte Verteidigung des Läufergambits.

[2] Auf Se4×c3 war 9. d2×c3 beabsichtigt: Weiß hatte dann allerdings einen vereinzelten Königsbauern, aber gute Turmlinien zum späteren Angriff.

[3] Bei g7–g5 erlangt Weiß mit 10. Dd1–d3 eine vorzügliche Angriffsstellung.

[4] Den Vorzug verdiente hier 15. Ta1–a4; zum Beispiel c7–c5 16. c2–c3 (auch 16. Tf1–a1 ist gut) c5×d4 17. Sf3×d4 Lb4–c5 18. b3–b4 Lc5×d4 19. Se2×d4 Lf5–d7 20. Ta4–a3 und der Ba7 ist nicht gut mehr zu verteidigen.

[5] Besser ist jedenfalls Dd8–e7; doch scheint Weiß auch dann mit 25. De3–f4 De7×c3 26. Sd4–b5 Dc3–b4 27. Sb5–d6 Te8–b8 28. Lg5–f6 Db4–b3 (d4, b2) 29. Df4–g5 Le4–g6 30. Sd6–f5 (nun droht 31. Dg5–h6) einen starken Angriff zu erhalten.

[6] Hier mußte unbedingt Le4–g6 geschehen.

[7] Falls Dd7–b7, so 28. Sd4–c6 Dc7–b7 29. Sc6–e7 2c.

[8] 32. Sf4–g6+ h7×g6 33. Dg3×e5 Lc7×e5 34. Td7×b7 Le5×c3 gewährte dem Nachziehenden noch einige Aussichten.

[9] Schwarz macht noch einen letzten Versuch; es langt aber nicht mehr.

[10] Das auf g7 drohende Matt ist nicht mehr zu decken; es erfolgt eine verzweifelte Gegenwehr, die zum schließlichen Minderbesitz eines Turmes führt.

[11] Natürlich nicht 34. Dg3×g2, worauf Schwarz durch Te5–e1+ in zwei Zügen mattsetzen würde.

[12] Auch andre Spielweisen retten die Partie nicht.

Partie Nr. II.

Beratungspartie, gespielt zu Petersburg am 14. (27.) Februar 1901.
(Nach der „Petersburger Zeitung".)

Sizilianische Partie.

Weiß: S. Pollner und W. Jurewitsch.
Schwarz: O. Clemenz und E. Schiffers.

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	e2–e4	c7–c5	14.	Sc3×d5[5]	Sf6×d5
2.	Sg1–f3	e7–e6	15.	Lf3×d5	Tf8–d8[6]
3.	Lf1–e2[1]	d7–d5	16.	c2–c4	Da5×a2
4.	e4×d5	e6×d5	17.	Dd4–e4	Le7–b4[7]
5.	0–0	Sg8–f6	18.	Ld5×e6!	Lb4×e1
6.	d2–d4	Sb8–c6	19.	Le6×f7+	Kg8×f7[8]
7.	Sb1–c3	c5×d4[2]	20.	De4×b7+	Kf7–f6[9]
8.	Sf3×d4	Lf8–e7	21.	Lf4–e5+[10]	Kf6×e5
9.	Lc1–f4	a7–a6	22.	Td1×e1+	Ke5–d4[11]
10.	Le2–f3	0–0	23.	Db7–b6+	Kd4×c4[12]
11.	Tf1–e1	Sc6×d4[3]	24.	Te1–c1+	Kc4–d5
12.	Dd1×d4	Lc8–e6	25.	Tc1–c5+	Kd5–e4
13.	Ta1–d1[4]	Dd8–a5	26.	f2–f3+	Aufgegeben.

[1] Gewöhnlich geschieht in diesem Stadium Sb1–c3 oder auch sofort d2–d4. Da aber später der Läufer auch meist nur nach e2 entwickelt wird, so mag es auf eine Zugumstellung herauskommen. Jedenfalls ist der Läuferzug in der vorliegenden Partie von gutem Erfolg.

[2] Schwarz kann die Vereinzelung des Damenbauern in dieser Eröffnung in der Regel schwer vermeiden.

[3] Hier verdiente wohl Le7–b4 den Vorzug. Nach dem Abtausch auf d4 tritt die Schwäche des Bd5 klar hervor.

[4] Weiß konnte hier einfach mit 13. Te1–d1 den Bd5 glatt erobern, da nach Dd8–a5 14. a2–a3! Schwarz Ta8(f8)–d8 wegen 15. b2–b4!! nicht ziehen darf.

[5] Weiß gewinnt nun d5 gegen a2; aber die schwarze Dame wird bei dieser Gelegenheit vom Kampfplatz entfernt, und Weiß erhält deshalb das bessere Spiel.

[6] Besser war jedenfalls Ta8–d8, da dann der Punkt f7 geschützt bleibt.

⁷) Schwarz hat keine genügende Verteidigung mehr. Der Textzug gestattet den verbundeten Führern der weißen Steine, die Partie auf eine sehr hübsche Weise zu beenden.

⁸) Auf Kg8—h8 folgt einfach 20. Td1×e1 mit Vorteil für Weiß. Auf Kg8—f8 kann 20. Td1×e1 Kf8×f7 21. De4—e7† Kf7—g6 (falls nach g8, so 22. Lf4—e5!) 22. De7—e6† Kg6—h5 23. De6—f5† die Folge sein.

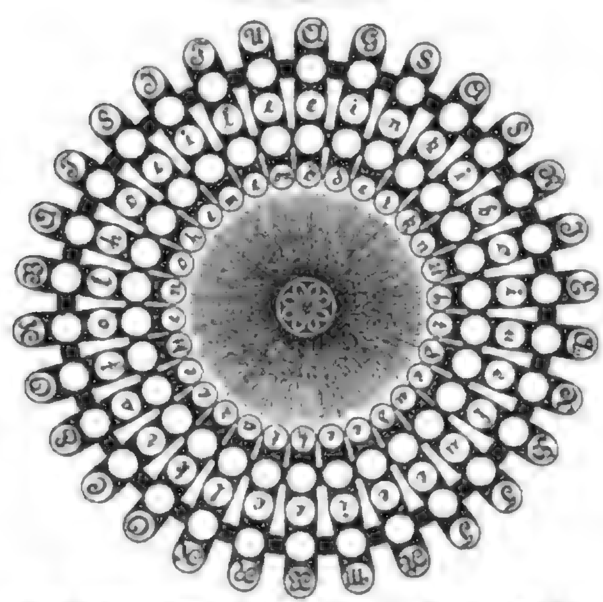
⁹) Falls Kf7—g8, so 21. Lf4—e5 Kg8—f8! 22. Td1×e1 oder zuvor 22. Db7×g7† oder auch 22. Le5×g7† Kf8—g8 23. Lg7—f6!. Auf 20. . . . . Kf7—f8 entscheidet 21. Lf4—d6† Td8×d6 (Kf8—g8 22. Ld6—e5 ꝛc.) 22. Db7×a8† Kf8—e7 23. Da8—b7† Ke7—e6 24. Td1×e1† Ke6—f5 25. Db7—e4†. 20. . . . . Kf7—g6 schließlich kann 21. Db7—c6† Kg6—f7 22. Dc6—c7† Kf7—g6 23. Td1×e1 Td8—e8 24. Dc7—c6† Kg6—f7 (auf Kg6—h5 oder f5 dieselbe Forsetzung) 25. Dc6—d5† Kf7—f6 26. Lf4—e5†, beziehungsweise 25. . . . . Kf7—g6 26. Te1—e6† oder 23. . . . . h7—h6 24. Lf4—e5 Td8—g8 25. Dc7—c6† Kg6—h5 26. Dc6—f3† Kh5—g6 27. Df3—g4† Kg6—f7, h7 28. Dg4—f5†, beziehungsweise 26. . . . . Kh5—g5 27. Df3—f4† Kg5—h5 28. g2—g4† Kh5—h4 29. Df4—g3† Kh4—g5 30. h2—h4(f2—f4)† Kg5—g6 31. Dg3—d3† ꝛc. die Folge sein.

¹⁰) Wieder ein elegantes Opfer.

¹¹) Oder Ke5—d6 23. Db7—c7† Kd6—e6 24. Te1—e6 matt.

¹²) Falls Kd4—d3, so 24. Db6—e3† Kd3×c4 25. Te1—c1† Kc4—b4(b5) 26. De3—c5† Kb4—a4! (falls nach b3, so Matt in zwei Zügen durch 27. Dc5—c4† und 28. Dc4—c3) 27. b2—b3†! Ka4×b3 28. Dc5—c4† Kb3—a3 29. Tc1—c3† Ka3—b2 30. Dc4—b4† Kb2—a1 31. Tc3—c1† und im nächsten Zuge matt.

Einsatzrätsel.



In die freien Felder der obigen Figur sind die Buchstaben: a, a, b, b, c, c, c, c, d, d, d, d, e, e, e, e, e, e, e, g, g, g, g, h, h, h, i, i, i, i, i, i, i, k, l, l, l, l, l, n, n, n, o, r, r, r, s, s, s, s, s, s, t, t, t, t, u, ü, w, w derart einzusetzen, daß von der Peripherie nach dem Zentrum dreißig sinnrichtige Bezeichnungen entstehen und jeder Kreis der einzusetzenden Buchstaben rechts herum ein Sprichwort ergiebt. Wie lauten die Bezeichnungen und wie die beiden Sprichwörter?

Umstellrätsel.

Mein Rätsel einen Titel nennt,
Der nur von solchen zu erreichen,
Bei denen Wissen und Talent
Der Arbeitskraft an Umfang gleichen;

Doch häufig ist auch bloß gemeint
Ein Ehrenamt mit dieser Würde,
Der dann natürlich sich vereint
Weit wen'ger schwere Pflichtenbürde.

Zerlegt man nun das Wort in zwei,
Vor allem sorgend, daß sich drehn
Die Lettern sinngemäß dabei,
So wird leicht ein Befehl entstehn,

Der jenem hochgestellten Mann
Wohl oft mag auf den Lippen schweben,
Wenn er es nicht verhüten kann,
Daß mancher, der ihm untergeben,

Sich immer müht, zu seiner Pein,
Der Bogen möglichst viel zu schwärzen,
Und stimmte in die Order ein
Nicht jeder gern aus vollem Herzen,

Ließ sie sich nur für künft'ge Zeit
Den Schriftgelehrten all erteilen,
Die's lieben, gar zu lang und breit
Bei ihrem Thema zu verweilen. M. Sch.

Scherzrätsel.

Wer zu St. Peter oder Pantheon
Die Ersten zu bewundern lenkt die Schritte,
Bei dem ist's mathematisch sicher schon,
Daß er auf diesem Weg nicht trägt die Dritte.
Das Ganze nennt verrufne Spende
Für schlaue Ein'gung zweier Hände. M. Sch.

Worträtsel.

Mich jammert nicht des Waldes Pracht,
Zerstörend üb' ich meine Macht,
Und habe doch der Frömmigkeit
Mein Dasein rückhaltlos geweiht! M. Sch.

Silbenrätsel.

Ob auch längst entschwundnen Tagen
Angehört der Ersten Leid,
Mit dem Namen wir beklagen
Schwergeprüfte wohl noch heut.

Wie ein Netz, dehnt immer weiter
Ihre Macht die Dritte aus,
Und wem drang nicht dieser Leiter
Der Kultur sogar ins Haus!

Aber fern er stets sich halte,
Wenn die Ersten ihm gesellt,
Und dann in der Silben Spalte
Noch ein s wird eingestellt.

Denn nur Schlimmes droht dem Armen,
Den das Ganze nun ereilt —
Mag sich das Geschick erbarmen,
Daß die Wunde wieder heilt! M. Sch.



Die obigen Buchstaben ergeben, nach Maßgabe der Figur richtig verbunden, einen Spruch aus Freidanks Bescheidenheit. Wie lautet derselbe? H. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 4:

Des Bilderrätsels: Einen Kummer aussprechen heißt ihm den Stachel nehmen.

Des Silbenrätsels: Altklug.

Des Umstellrätsels: Holbein — lobe ihn.

Des Wechselrätsels: Köcher — Köche.

Des Worträtsels: Brunnen.

Des Trennungsrätsels: Wieder kehren?! Wiederkehren.

Des Buchstabenrätsels: Wenn man in jeder Zeile zuerst nur jene Buchstaben liest, über welche in senkrechter Linie die sich schlängelnden Rankenausläufer herabhängen, und dann erst die übrigen Buchstaben, so erhält man den alten Vers:

„Je lieber Lieb', je leider Leid,
Wenn man sich voneinander scheid't.“

Briefmappe.

Die Freunde unsers Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer“ in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunige Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

W. S. in L. Sie haben die Ironie nicht verstanden, also deutlicher: Die Gedichte eignen sich nicht zum Druck, und nach den bisherigen Proben zu urteilen, thun Sie gut, sie der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. Aber für den Hausgebrauch mögen Sie getrost weiterdichten; ist es doch ein unschädliches und billiges Vergnügen.

R. M. in L. Die Porträts der hervorragenden Helden des Burenkrieges finden Sie in dem früher von uns ausführlich besprochenen Buche „Siegen oder Sterben“ (Stuttgart, Anton Hoffmann). In welchem Maße das reich illustrierte Werk den Beifall des Publikums gefunden hat, mögen Sie daraus ermessen, daß die Auflage bereits in das 26. Tausend geht.

M. N. in C. Eine gute Uebersetzung des Koran, aus der Feder von Theodor Fr. Grigull, finden Sie in der Bibliothek der Gesamtlitteratur (Halle a. d. S., Otto Hendel). Ein Vorwort erläutert das Wesen des heiligen Buches der Mohammedaner, und dem Text sind zahlreiche Anmerkungen beigefügt.

R. M. Der Verein deutscher Lehrerinnen in Paris hat seinen Sitz in der Rue Villejust, einer Seitenstraße der Avenue Kleber, in vornehmer Vorstadt von Paris — was Ihren Absichten entsprechen würde.

E. B. und K. M. in Cöslin. Besten Dank für Ihre anerkennenden Worte. Die Adresse des von Ihnen genannten Künstlers lautet: Berlin W., von der Heydtstraße 7. Die Bilder, deren Reproduktion Sie anregen, haben uns vorgelegen; wir sind aber der Meinung, daß wir damit nur oft schon Gebrachtes bieten würden. Ein authentisches Bildnis der Helena, Gattin des Königs Menelaos von Sparta, wäre uns freilich willkommen, leider dürfen wir aber nicht hoffen, ein solches auftreiben zu können, da diese berühmte Schönheit allzu sagenhaften Charakters ist. Das von Ihnen empfohlene Gemälde kann deshalb nur eine reine Phantasieschöpfung sein.

Nimrod. Das Jagdschloß Königs-Wusterhausen in der Mark Brandenburg war ursprünglich eine Feste im Besitze der Grafen von Wenke und diente zum Schutze der Uebergänge über den Fluß Notte. Im 16. Jahrhundert gehörte es den reich begüterten Schenken von Landsberg, deren Besitztum aus etwa 40 Ortschaften bestand, zusammen das „Schenkenland“ genannt. Im Jahre 1698 kaufte Kurfürst Friedrich III. das Schloß für den Thronfolger, den späteren König Friedrich Wilhelm I., der es zu seinem Lieblingsaufenthalt erwählte und von hier aus großartige Jagden veranstaltete. Nach dem Tode des Soldatenkönigs war es mit der Jagdherrlichkeit vorbei, und das Schloß fiel der Verwahrlosung anheim, bis König Wilhelm I. es 1863 in neuem Glanze erstehen ließ. Seitdem ist Jagdschloß Königs-Wusterhausen fast alljährlich der Schauplatz von Hofjagden gewesen.

A. Z. in K. Herman Heyermans Schauspiel „Die Hoffnung“, das in der autorisierten Uebersetzung von F. de Graaf in Berlin mit großem Beifall zur Aufführung gelangte, ist als Buch im Verlage von K. F. Köhler zu Leipzig erschienen.





A. v. L. in W. 1. Wird uns willkommen sein, doch müssen Sie sich betreffs der Entscheidung eine Weile gedulden. 2. Das vom Kaiserlichen Gesundheitsamt bearbeitete „Gesundheitsbüchlein" ist bei Julius Springer in Berlin erschienen (neunte Auflage, ℳ 1.—). Das von Textillustrationen und zwei farbigen Tafeln begleitete Werk enthält sehr schätzenswerte gemeinverständliche Anleitungen, deren Beobachtung namentlich für Haus und Familie wichtig ist.

K. S. in L. Ihrem Wohnort zunächst liegt das Technikum in Hainichen. Wegen der Bedingungen mögen Sie sich an die Direktion wenden.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

